Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Feldmarschall Graf von Blumenthal, Heymann Steinthal, Franz Stuck.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 73. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1895.

Mit den Portraits von:
Feldmarschall Graf von Blumenthal, radirt von Johann Lindner in München; Heymann Steinthal und Franz Stuck, radirt von Wilhelm Rohr in München.

Dreiundsiebzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1895.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIII. Band. — April 1895. — Heft 217.

(Mit einem Portrait in Radirung: Feldmarschall Graf von Blumenthal.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Feldmarschall Graf von Blumenthal.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von
Verlags-Anstalt des Vereins für freies Schriftthum in Berlin. (Bitte Beilage.)

Gr. v. Blumenthal

Mimen.

Moderne Zwiegespräche nach altgriechischer Art.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

I.

Frauenstreit.

Schauplatz: Athen, Hotel Grande Bretagne.

Die Amerikanerin: Also?

Die Deutsche: Sie wollten sich hier diese Sachen ansehen.

Die Amerikanerin: Nein, das wollte ich nicht.

Die Deutsche: Aber Sie kamen doch deshalb mit mir?

Die Amerikanerin: Deshalb? Denken Sie wirklich, daß es mich interessiren könnte, welches Paar rother Juchtenpantoffeln mit schwarzem Wollball auf der Spitze Sie im Bazar in der Aeolusstraße sich anschwatzen ließen?

Die Deutsche: Freilich, sie sehen sich alle recht ähnlich. Diese kleinen nur schienen mir so ganz besonders . . .

Die Amerikanerin: Wollen Sie für mich allein hier Komödie spielen?

Die Deutsche: Wie meinen Sie das?

Die Amerikanerin: Als Sie mich eben unten beim Kaffee baten, mir Ihre Einkäufe auf Ihrem Zimmer zeigen zu dürfen, da sagte ich: Nein, lieber nicht. Sie aber sahen mich mit einem Blick an, daß ich unwillwillkürlich aufstand und mit Ihnen hier heraufkam, ohne weiter zu fragen. Daß Sie etwas Anderes noch von mir begehrten, als mein Urtheil über die griechischen Schnurrpfeifereien da, die zum größten Theil höchst wahrscheinlich in Paris oder in Berlin fabricirt sind, wie, leugnen Sie das?

Die Deutsche: Oh nein, es ist so.

Die Amerikanerin: Well, Sie gestehen es doch mindestens! Und so frage ich abermals: Also? Was wollen Sie von mir?

Die Deutsche: Ich — nun — ich dachte —

Die Amerikanerin: Liebe junge Frau, ich bin ziemlich ungeduldig von Natur. Ich kann nicht warten, bis Sie Ihre langsamen deutschen Gedanken in ebenso langsame höfliche Worte umgesetzt und Ihre Schüchternheit so weit bemeistert haben, um sich mir verständlich zu machen. Meine Sprache, obwohl sie gerade so gut deutsch klingt, wird von einem etwas rascheren inneren Uhrwerk in Gang gebracht. Daher ist's besser, Sie lassen mich das Nöthige fragen, dann wissen wir eher alle Beide, woran wir sind. Oder hätten Sie vorhin gar nicht so dringend gewünscht, mir hier Etwas mitzutheilen, nur mich dort — forthaben wollen?

Die Deutsche: Nein, nein, das nicht.

Die Amerikanerin: Sie wollten mich sprechen? Lassen Sie doch die Schnur da an dem gelben Tabaksbeutel. Es macht Einen nervös, wenn man Ernstes zu verhandeln hat, und dann der Andere mit solchen Kindereien sich abgiebt. Uebrigens, ich vergesse es, Sie sind noch sehr jung. Und ich bin wohl zu leicht geneigt, Anderen meine eigenen Gedanken unterzuschieben. Wenn Sie vielleicht einen Rath von mir wünschten, in Betreff Ihrer morgigen Toilette zur deutschen Soirée bei Ihrem Gesandten? oder handelt es sich um ein Geschenk für Ihren Mann?

Die Deutsche: Sie wissen ganz gut, daß es das nicht ist.

Die Amerikanerin: Das also nicht. Sehen Sie, wir kommen so mit Fragen und Verneinungen wie bei einem Eurer ehrbaren Gesellschaftsspiele dem Kern der Sache doch nach und nach näher. Könnten Sie mir nicht ohne viele Umschweife jetzt gleich sagen, was es denn ist, was Sie von mir wollen?

Die Deutsche: Sie wissen auch das.

Die Amerikanerin: So? Meinen Sie? Es könnte schon sein.

Die Deutsche: Und ich hatte vielmehr erwartet, daß Sie mir . . .

Die Amerikanerin: Ich Ihnen Etwas zu sagen hätte? Was denn? Liebe Kleine, wir Amerikanerinnen pflegen unser Thun und Lassen mit unserem eigenen Gewissen recht gründlich vorher zu überlegen. Nachher, wenn wir Etwas gethan oder — unterlassen haben, holen wir uns nicht gern von Anderen Absolution. Und ich, obwohl ich meine Erziehung in Deutschland erhielt und bis vor kaum 2 Jahren dort lebte, ich bin in diesem Punkt durchaus meiner Nationalität treu geblieben. Ich werde mit mir selbst ganz gut fertig.

Die Deutsche: Das merkt man.

Die Amerikanerin: Sie tadeln mich wohl deshalb?

Die Deutsche: Oh nein, ich wollte nicht . . .

Die Amerikanerin: Sie sollten lieber mir dafür danken, daß ich so bin, gerade Sie. Denn wenn ich damals vor zwei Jahren in Berlin ihm nicht nein gesagt hätte . . .

Die Deutsche: Ja, hätten Sie nur das „Nein“ auch gemeint!

Die Amerikanerin: Das wäre viel einfacher gewesen, denken Sie? Freilich. Wenn nur auch die Menschen so einfach wären! Sie, meine Verehrte, Sie sind's vielleicht. Aber ich nicht und er nicht — er schon ganz gewiß nicht. Warum begehrte er mich denn damals, als er Sie bereits kannte? Er erzählte mir immer wieder von dem traulichen Heim Ihrer Eltern: so echt deutsch — der Professor ein ernster Gelehrter, die Mutter eine so treffliche Hausfrau und die Tochter so bescheiden, so kindlich ergeben und so fleißig! Und dann, als ich Sie sah, das eine Mal, da er mich zu Ihnen brachte, Sie saßen am Fenster mit einem netten weißen Schürzchen, vor sich einen Korb mit Leinenzeug, das Sie durchsahen oder stopften, glaube ich. So genau weiß ich's nicht. Ich weiß nur, daß es mir die Kehle zuschnürte. So kann ich nie werden, sagte ich mir, wenn das sein höchstes Ideal ist, das verwirkliche ich ihm nimmer. Und als er dann doch, es war noch an demselben Abend, mich abermals bat, da gab ich zur Antwort: Ich reise morgen nach Haus, lieber Freund, überlegen Sie es sich auch. Ich glaube kaum, daß ich für Sie tauge, so wie ich nun einmal bin, Amerikanerin und gewohnt, mir lieber neue Wäsche zu kaufen, als mühsam alte auszuflicken.

Die Deutsche: Ja, so sprachen Sie.

Die Amerikanerin: Er hat es Ihnen erzählt?

Die Deutsche: Gewiß.

Die Amerikanerin: Wirklich? Es ist doch gut, daß ich das weiß. Er hat es Ihnen erzählt. — Und wann denn?

Die Deutsche: Damals gleich, ein paar Tage später, als ich ihn fragte, weshalb Sie nicht wiedergekommen wären. Sie wären nach Amerika zurück für immer, sagte er. Mama schüttelte noch den Kopf dazu und meinte, für immer wär's doch wohl schwerlich. Denn das sähe man Ihnen an, daß Sie Beide einander — daß Sie ein Brautpaar werden würden.

Die Amerikanerin: So, Ihre würdige Frau Mama war also auch dabei?

Die Deutsche: Ich bin nie allein mit ihm geblieben, bis ich seine Frau ward.

Die Amerikanerin: Richtig, Sie sind ja ein deutsches Mädchen. Ich vergesse es immer, wie anders das ist.

Die Deutsche: Und er sprach mehr mit ihr, als mit mir. Ich hätte gar nicht gewagt zu denken, daß er für mich . . . Ich war doch solch' ein Kind . . . Und er —

Die Amerikanerin: Und er — ist er! Ja, daß er sich mit solchem Kinde begnügen könnte, das dachte Niemand.

Die Deutsche: Oh — Sie irren sich doch wohl.

Die Amerikanerin: Irren! worin?

Die Deutsche: Daß Sie meinen, er begnügt sich. Ich bin anders als Sie, das ist gewiß. Nicht halb so klug, nicht halb so gelehrt, auch nicht

so schön. Er freilich, er sagte oft . . . Aber ich weiß doch, wenn man Sie sieht und mich daneben, so ist's, als wenn Sie eine Fürstin wären und ich nur ein armes Bettelmädchen. —

Die Amerikanerin: Haben Sie den Vergleich auch von ihm?

Die Deutsche: Ja.

Die Amerikanerin: Er klang mir so. Früher . . . Aber das ist jetzt einerlei. Also er findet, obgleich Sie wie ein Bettelkind schienen? . . .

Die Deutsche: Ja. Trotzdem wüßte er ganz genau, daß ich sein Glück sei, weil ich mich besser in ihn zu schicken, mein Selbst zu vergessen, besser ihn zu lieben verstehen würde, weit besser als Sie!

Die Amerikanerin: So, sagte er das?

Die Deutsche: Er sagte es bei unserer Verlobung.

Die Amerikanerin: Mich wundert trotz alldem, daß Ihre vorsichtigen, edlen Eltern die Sache erlaubten. Denn wenn er auch eine recht gute Partie ist und auf dem Weg, wie es scheint, zur Berühmtheit, daß er notorisch ein paar Monate früher nahe daran war, mit einer Andern, mit mir . . . Oder kümmert das deutsche Mütter nicht, wie vorher ihr künftiger Schwiegersohn gesinnt war? kommt es ihnen einzig darauf an, die Tochter an den Mann zu bringen?

Die Deutsche: Sie dürfen von meiner Mama nicht so reden. Sie hätte mich Keinen heirathen lassen, zu dem sie nicht wirklich Zutrauen hatte. Sie meinte aber, er wäre wie die meisten Männer, wie mein Papa, die geistreiche, schöne Damen bewundern, aber dann für sich, für ihr Haus eine Hausfrau brauchten, um sich recht behaglich fühlen, sich ausruhen zu können.

Die Amerikanerin: Höchst praktischer Standpunkt. Und da nennt man immer die Deutschen so ideal im Contrast zu uns! Ihre vortreffliche Mama fand also gerade Sie zur Hausfrau eines Schriftstellers so passend?

Die Deutsche: Sie hoffte wenigstens, daß ich ihn, daß er mich . . . Ja, daß wir glücklich werden könnten. Und wir waren es auch. Bis vor einer Woche. Noch als wir ankamen und er so tief Athem holte: Griechische Luft! und mit Dir, mein kleines Weib! — ich war so stolz, ich war so froh! — Wer mir da gesagt hätte — nein, ich hätt's nicht geglaubt, daß es anders werden könnte. Er gab mir den Arm, und wir gingen schlendernd durch die Stadt. Er blieb immer wieder stehen: Das ist das, sieh Dir's nur an, es ist berühmt. Du weißt davon schwerlich, aber das macht Nichts. Du wirst es Alles noch bei mir lernen und ich mit Dir. Und dann stiegen wir die Höhe zur Akropolis hinauf. Unter dem Thor der Propyläen hielt er mich zurück. Hier durch zu gehen, heiligt mehr als Priestersegen, sagte er und küßte mich. Mir war so feierlich zu Muth drinnen auf dem stillen Grasboden, auf dem die Tempel stehen. Wir gingen zum Parthenon, langsam hindurch zwischen den hohen, stolzen Säulen. Er erklärte mir Alles. Und ich suchte ihn zu verstehen, so gut ich's vermag. Aber da — daß ich es selbst war, die ihn darauf aufmerksam machte, ich werde es

mir nie verzeihen, im Leben nicht! — da hörte ich lachen. Sieh doch, drüben beim Erechtheion sind so viel Fremde, sagte ich. Ich glaube, sie lassen sich photographiren zwischen den alten Tempeltrümmern. Wie lustig das aussieht! Und die Eine im rothen Kleid mit den feuerrothen Haaren, die Schlanke, die da ganz hoch oben auf der Brüstung an die Karyatide gelehnt steht! — — Er hatte meinen Arm losgelassen, beim ersten Wort gleich. — Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor, sprach ich achtlos weiter, ich weiß gar nicht recht, sie sieht so aus wie . . . Da war er schon von mir fort und hastig über den Rasen hinübergeeilt. Wer hätte denn auch denken können, daß Sie in Europa . . .

Die Amerikanerin: Aha, nun kommt's. Auf einem ziemlich weiten Umweg, aber das schadet Nichts, wir gelangen doch allmählich dahin, wo ich Sie gleich anfangs haben wollte. Nämlich dahin, daß Sie mir sagen, weshalb ich meine Cigarette fortlegen, den guten türkischen Kaffee, der zum Trinken noch zu heiß war, unberührt stehen und das interessante Gespräch der Herren unten verlassen mußte, um hier oben auf ihrem Zimmer die athenienſischen Mitbringegeschenke für Ihre Schulfreundinnen zu sehen. Nun also, zum dritten und letzten Mal also: was wollen Sie von mir?

Die Deutsche: Sie wissen es ja.

Die Amerikanerin: Daß ich nie mehr nach Europa reisen sollte, begehren Sie das? Ich war nicht in Berlin die zwei Jahre, wollte erst etwas Zeit verstreichen lassen. Gleichviel für wen. Genug, ich war nicht dort und hatte bisher auch nicht die Absicht, hinzugehen. Aber weshalb mir nun der ganze Continent gleicherweise taboo sein sollte, wie die Südseeinsulaner sagen, das sehe ich nicht ein. Ich habe mir Nichts vorzuwerfen, noch brauche ich ein Wiedersehen mit irgend Jemandem zu scheuen. Ich nicht. — Als meine Freunde mich baten, auf ihrer Yacht die Reise nach Griechenland und Klein-Asien mitzumachen, da schlug ich gleich ein. Und hätte ich gewußt, was ich doch nicht wissen konnte . . .

Die Deutsche: Nein, da konnten Sie's noch nicht wissen. Aber dann, hier? Die deutschen Gelehrten haben Ihnen Nichts davon erzählt, daß er, daß mein Mann in Athen erwartet wurde?

Die Amerikanerin: Wohl, sie haben es mir berichtet. Aber was folgt daraus?

Die Deutsche: Daß — Nun, ich dachte — —

Die Amerikanerin: Ich hätte meinen Reisegenossen erklären sollen, den jungen Herrn mag ich nicht treffen, — ich will fort? Wozu? für wen? Der Herr Doctor wählte Sie und nicht mich. Der ist also zufrieden und glücklich, bedarf keiner Schonung. Und — ich? Liebe junge, deutsche Frau Doctor, ich sage es Ihnen, ich werde mit mir selber fertig.

Die Deutsche: O Sie, ich dachte gar nicht an Sie.

Die Amerikanerin: Sie sind wirklich rührend aufrichtig. Ich will es auch sein. Sie wünschen mich also bei Seite zu schaffen, um Ihrer eigenen

Ruhe willen? Nun denn, mögen Sie es nur hören, an Ihnen, Kind, an Ihrem Glück, ist mir — verzeihen Sie, daß ich es sage, — soviel nicht gelegen, um darum alle Reisepläne, meine wie die meiner Freunde, umzustoßen.

Die Deutsche: Das weiß ich.

Die Amerikanerin: Nun gut, so wären wir fertig. Kommen Sie, gehen wir wieder hinunter.

Die Deutsche: Miß Edith!

Die Amerikanerin: Was nun noch?

Die Deutsche: Miß Edith, es ist ja von mir nicht die Rede.

Die Amerikanerin: Von wem denn?

Die Deutsche: Von — von ihm! Wie hätte ich es wagen sollen, Sie zu bitten, daß Sie für mich . . . Aber für ihn! Miß Edith, Sie haben ihn doch geliebt.

Die Amerikanerin: Habe ich?

Die Deutsche: Und deshalb, und wenn Sie jetzt ihn auch hassen — bei dem, was einst war . . .

Die Amerikanerin: Kind, Sie nehmen die ganze Sache viel zu tragisch. Er ist Ihr Mann und damit basta. Behalten Sie ihn —

Die Deutsche: Ja, wenn Sie — das heißt . . .

Die Amerikanerin: Sie meinen, ihn nur sich erhalten zu können, wenn ich — verdufte . . . Sagt man nicht so? Komische kleine Frau, und das spricht sie mir so in's Gesicht aus, ganz ruhig, ohne Stolz. Wenn er mein Mann wär' und ich dächte, eine Andere wollte — ah bah! es wär' eben undenkbar. Aber beruhigen Sie sich. Ich will ihn gar nicht Ihnen nehmen. Und wenn es Ihnen specielles Plaisir macht, so sage ich unten, wir hätten uns gezankt, und ich zöge es vor, fortzureisen. Es geschieht wohl, daß zwei Frauen in Streit gerathen, besonders über einen Mann.

Die Deutsche: Miß Edith!

Die Amerikanerin: Nun?

Die Deutsche: Sie sagten vorhin, ich solle nicht Komödie spielen.

Die Amerikanerin: Nun?

Die Deutsche: Thun Sie es auch nicht. Bitte, nicht!

Die Amerikanerin: Was soll ich denn? Wenn ich Ihnen nun im Ernst mein Wort geben wollte, fortzugehen, — obwohl ich keinen Grund dafür weiß, — genügt Ihnen das? Oder auch nicht?

Die Deutsche: Oh, wenn Sie so höhnisch kalt zu mir sprechen, dann weiß ich Nichts mehr.

Die Amerikanerin: Soll ich Sie bitten — lieber Schatz, liebe kleine, süße Freundin, schließ mir Dein Herz auf, sag', was Du fürchtest . . So mag er wohl reden!

Die Deutsche: Nein, er spricht nicht so, jetzt nicht mehr. Gestern auf der Fahrt zum Phaleron, den ganzen Weg saß er neben mir im Wagen

und sagte kein Wort. Und draußen am Meer, da ging er über den blendenden Strand so nah an's Wasser, so nah, daß die Wellen ihm die Füße bespülten. Er stand und starrte in die Fluth, endlos lang. Dann plötzlich wendete er den Kopf um nach allen Seiten, als wollte er spähen, ob Niemand ihn bemerken könnte. Da sah er mich und meine Angst. Komm, Kind, sagte er. Und das war Alles. Wir fuhren zurück in demselben drückenden Schweigen. Bei Tisch, freilich, da war er der Lustigste von Allen, so geistreich, so sprühend von Einfällen, ich sah es, auch Sie ließen sich von ihm bezaubern. Aber doch, wenn Sie ihn kennen, so wie ich, so müssen Sie's dennoch gesehen haben, Miß Edith, er leidet! Er vergeht in Reue und Schmerzen. Er wird daran sterben, wenn Sie ihn nicht retten vor sich selber.

Die Amerikanerin: Ich! Ist mir solche Macht denn gegeben? Und wenn sie's auch wäre — ich habe ihn nicht unglücklich gemacht, ich nicht ihn. Liebte er mich — er durfte nur sich auf's Dampfschiff setzen und mir folgen, ja, nur mir schreiben, ... aber er liebte mich nicht, wie sich's zeigte, da er Sie zum Weibe nahm. —

Die Deutsche: O, Sie sagten selbst es vorhin: er ist nicht einfach. Es wird mir schwer, Alles zu begreifen, noch schwerer, viel, es laut zu sagen. Aber, — da Sie es verlangen — ich will's versuchen. — Er liebte Sie, und Sie schienen ihm kühl und wiesen ihn ab. Denn so verstand er's. Er ist doch ein Deutscher und denkt, ein Mädchen . . .

Die Amerikanerin: Müßte so glücklich sein, wenn ein Mann, so ein Herr der Schöpfung sich überhaupt nur zu ihr herabläßt, sie zu fragen, daß sie von eigenen Bedenken garnichts mehr weiß, sondern augenblicks ihm an den Hals fliegt?

Die Deutsche: Und weil er darum sich verschmäht glaubte und abgewiesen mit seiner Liebe, so . . . Er nahm mich —

Die Amerikanerin: Und Sie waren's zufrieden.

Die Deutsche: Nein, er that es nicht nur aus Trotz, nicht aus Gleichgiltigkeit. Ein Mensch hat viele verschiedene Seiten, verschiedene Zeiten.

Die Amerikanerin: Das wissen Sie auch schon? Kind, Sie lernen ja ersichtlich.

Die Deutsche: Ihr Spott trifft mich nicht. So jung ich war — wenn das nicht ehrlich gewesen wäre, was er zu jener Zeit für mich fühlte, ich . . . ich hätte es nicht so empfunden. Aber ich wußte es, ich empfand es in meinem Herzen, in all' meinen Sinnen — es ist wahr — so bei ihm wie bei mir. Ja, und da sind wir glücklich gewesen, ich und er auch. Auch er, Sie dürfen es mir glauben, so glücklich, wie es nur immer zwei Menschen, die sich lieb haben, sein können. Und er schrieb, und die Feder flog ihm über die Seiten, und was er dichtete, war schön, und was er dachte, war gut und war sonnig. War — das ist es. Ein Jahr und kaum vier Monate. Und jetzt ist es aus.

Die Amerikanerin: Was erzählen Sie mir das! So seien Sie doch glücklich! Und wenn Sie eifersüchtig glauben, daß ich Ihnen im Wege stünde — Sie täuschen sich, — aber ich werde gehen. Ich sagt' es schon.

Die Deutsche: Ich danke Ihnen, Miß Edith. Aber das wird Nichts mehr helfen. Für mich — wenn ich ein Jahr und ein Viertel glücklich war und nun sterben dürfte und könnte denken, ihm wird's zum Heil, ohne mich findet er ein neues, besseres Glück, — oh, wie gern wollt' ich sterben, in dieser Stunde. Aber — es nützt Nichts mehr. Seit ich ihn draußen am Wasser stehen sah, gestern am Mittag, weiß ich Alles. Er liebt mich, so jung und klein und unbedeutend ich auch bin. Und wenn ich todt wär', — er würde bitterlich mich entbehren. Und er liebt Sie, Ihre blendende Schönheit, Ihren Geist, Ihr stolzes Wesen. Seit er Sie wiedersah, am Erechtheion, dort hoch oben auf der Brüstung an die Karyatide sich lehnend, seit Sie ihn begrüßend mit Ihren spöttisch lächelnden Augen und doch halb zärtlich in alter Freundschaft ihn zu sich winkten, seitdem . . . Wenn Sie gingen jetzt, ohne Grund, er würde sich zu Tode grämen.

Die Amerikanerin: Danke. Also soll ich wohl bleiben. Wollen wir als zwei Gräfinnen Gleichen den Herrn Doctor fortan begleiten? Ich helfe ihm bei seinen Arbeiten, darf die Correcturen lesen und allenfalls an seinen Verleger und an Kritiker Geschäftsbriefe schreiben. Und Sie, Sie stopfen ihm die Strümpfe und besorgen die Küche. Hübsches Dreileben. Er wär's wohl zufrieden. Und Sie — ich glaube wahrhaftig, Sie auch!

Die Deutsche: Nein. Das heißt — ich . . .

Die Amerikanerin: Nun denn, und wenn Sie es auch wären — ich wär' es nicht. So mögen Sie's hören, wie ich denke, da Sie's noch nicht zu ahnen scheinen. Ich sagte ihm nein, weil ich ein Wanken in seiner Liebe, ein Zögern verspürte, ein spießbürgerliches Ueberlegen. Ganz oder Nichts, das war immer mein Wahlspruch. Und ich ging fort. Daß er in der Trennung plötzlich und stark es wissen sollte, wie er mich liebte. Ich kam nach Haus — und dachte, ein Telegramm vorzufinden, das mich beschwor, zurückzukehren. Und als kein's da war, meinte ich, er selbst würde kommen. Und als er dann nicht kam, — ich wartete auf einen Brief. Wissen Sie, was das heißt, zu warten? Haben Sie's je probirt? Wenn der Klopfer tönt im Hausflur und man meint, nun, nun muß es sein. Aber Nichts, ein gleichgiltiges Schreiben von irgend Jemandem. Er war es nicht. Wie ist es denn möglich! Er ließ mich doch gehen, nur um mich desto fester zu halten. Er wollte mich doch. Und ich war's, die um Frist bat. Und ich bin ich. Das schönste Mädchen, sagt man, in New-York. Und eines der reichsten. Und er ein armer deutscher Herr Doctor, der Bücher schreibt. So und so viele junge Millionäre aus der Fifth Avenue werben um mich. Und ein englischer Lord und ein spanischer Duque. Ich brauche den Finger nur auszustrecken, ich, Edith Gwinner, sie würden einander die Hälse brechen mit Vergnügen, nur um in dem

Wettlauf zu siegen. Er aber verschmäht mich. Weil ich ihm nicht häuslich genug bin, nicht Strümpfe stopfe. Glauben Sie, daß ich ihn noch liebte, wissen Sie es nicht, wie ich ihn hasse? Und so kam ich her. Und so hört' ich, er käme.

Die Deutsche: Sie blieben. — Um sich an ihm zu rächen.

Die Amerikanerin: Sie dürften es errathen haben.

Die Deutsche: So ist denn Ihr Zweck erreicht, Sie sind gerächt.

Die Amerikanerin: Hm. Meinen Sie?

Die Deutsche: Was wollen Sie noch mehr? Ihn haben Sie wiedergewonnen, bezaubert, unglücklich gemacht. Und mich mit ihm. Muß er sterben, daß Ihr Stolz ganz befriedigt werde? Oder soll er mich verstoßen? verlangen Sie das?

Die Amerikanerin: Und wenn ich's verlangte? wär' es zu viel? Mich verließ er um Ihretwillen. Welches Vorrecht haben Sie an Glück und Liebe mehr als ich? Daß Sie vor ihm wohl recht wenig Gelegenheit hatten, von andern Männern sich sagen zu lassen, wie hübsch man Sie findet? Daß Sie Ihr Haar glatt in Zöpfe flechten, anstatt es zu brennen oder zu färben? Darin besteht ja, glaube ich, Eure deutsche, vielgepriesene Tugend! Denn für das Andere, für die Fähigkeit, zu lieben, einen Mann ganz einzunehmen, zu erfüllen, zu beglücken — darin gestehe ich Ihnen kein Mehr zu und kein besseres Anrecht. Wie also dürfen Sie es begehren, daß ich Ihnen den Platz räumen sollte?

Die Deutsche: Ich — oh, Miß Edith, ich bin seine Frau!

Die Amerikanerin: Ist das ein Grund? Weil ein Herr Pastor den Segen zufällig über Ihrem Haupt aussprach und nicht über meinem, deshalb sollen in alle Zukunft wir alle Drei unselig werden, er, Sie und ich? Und wenn er nun den sehr vernünftigen Entschluß fassen würde, seinem Herzen zu folgen, und mit mir nach Amerika ginge? So wären zwei glücklich. Ich bin frei und frage nach Keinem. Er könnte frei sein, — sobald er's nur wollte. — Eine Scheidung ist von drüben so leicht bewirkt! Sie würden anfangs trauern. Aber nachher — man tröstet sich eben!

Die Deutsche: Miß Edith — haben Sie sich getröstet?

Die Amerikanerin: Wer — ich! Was fällt Ihnen ein. Sie denken . .

Die Deutsche: Ich weiß, Sie sind viel zu stolz, es zu sagen. Sie haben behauptet, daß Sie ihn haßten. Und doch, — würden Sie Einen, den Sie nicht mehr lieben, würden Sie den einer Anderen abspenstig machen? Nur zum Zeitvertreib, aus Koketterie? O, ich weiß nicht, ich kenne Sie wenig. Sie erscheinen mir so fremd, in Ihrer Schönheit, Kleidung, Allem. Aber . . .

Die Amerikanerin: Nun — Aber? Weshalb zögern Sie? Sprechen Sie's frei heraus, was Sie denken. Ich habe rothes Haar, dessen Farbe in's — sagen wir — in's Fabelhafte hinüberspielt. Und ich rauche. Und ich reise allein, ohne Eltern. — Sein Sie doch aufrichtig, kleine

Deutsche. Gestehen Sie's nur, wie Sie schon von der Schule an lernten, einem solchen fremdländischen Wesen könne man alles Schlechte zutrauen — Herzlosigkeit und Verführungskünste und was weiß ich noch.

Die Deutsche: So denke ich nicht.

Die Amerikanerin: Nicht? wirklich?

Die Deutsche: Denn ich weiß ja, Sie sind ganz anders. Er hat Sie geliebt und liebt Sie jetzt wieder. Und er . . . Wenn Sie nichts Besseres, Tieferes wären als eine elegante Weltdame, er könnte es nicht. Weil er Sie so hochstellt, traue ich Ihnen alles Edelste zu. Ich glaube, daß Sie über Ihr Ich sich erheben können. Und wenn Sie das thun, wenn Sie ganz selbstlos es bedenken, was wär' für ihn gut, für ihn, den Sie lieben, — vielleicht besser, als ich es vermag, — wenn Sie so nachdenken, werden Sie zu dem Schlusse kommen: Gewissensruhe. Die braucht er, um dichten, um leben zu können. Sie kennen ihn doch, wie er ist: rasch heißentflammt und dann so stetig, so treu den Menschen, den Wenigen, die er sich wählte, so warm und feinfühlend für ihre Gefühle, so . . . Nun, Sie wissen's schon. Ginge ich heute hin und spränge in's Wasser, dort am Phaleron, ihn frei zu machen, so würde die Reue ihn vernichten. Ahnte er, daß Sie litten, um seinetwillen, — er könnte mit mir nie froh mehr werden. Deshalb, Miß Edith, ich weiß, was ich fordere. Und ich — ich weiß auch, an Ihrer Stelle vielleicht könnte ich's nicht. Aber — ich flehe Sie an, Miß Edith, gehen Sie aus seiner Nähe, nehmen Sie ihn nicht von seiner Pflicht fort, reißen Sie ihm sein Herz nicht in zwei Stücke. Und oh! Sie finden schon Wege und Mittel, Sie sind ja so klug, machen Sie's, daß er mich wieder lieb hat, mich allein, seine Frau.

Die Amerikanerin: So, weiter gar Nichts? Und wenn ich so viel könnte, was ich noch bezweifele, begreifen Sie denn nicht, daß ich lieber meine Macht anwenden würde für meine Zwecke?

Die Deutsche: O Miß Edith!

Die Amerikanerin: Sie glauben wahrhaftig, Sie können's erreichen, daß ich es thue, das, was Sie wünschen?

Die Deutsche: Wenn Sie ihn so lieb haben, wie ich es mir denke —

Die Amerikanerin: Nun, so mögen Sie es denn hören, was Sie mich zwingen, auszusprechen, was ich sonst keiner Menschenseele, ihm ganz gewiß nicht, kaum je mir selber eingestanden, was Sie nicht freuen wird, zu vernehmen. Ob ich ihn lieb habe, fragen Sie mich. Liebhaben! — Nein, das ist das Wort nicht. Wozu sich verstecken, wozu noch leugnen. Hören Sie's nur in aller Craßheit, ganz und laut und leidenschaftlich, so wie ich's empfinde, — ich . . .

Die Deutsche: Still, um Gotteswillen still!

Die Amerikanerin: Aha, Sie mögen es nicht hören. Aber nun Sie mich dahin brachten, nun muß ich es einmal mir von der Seele . . .

Die Deutsche: Leiser, oh bitte.

Die Amerikanerin: Was haben Sie plötzlich?

Die Deutsche: Er . . . kommen Sie doch fort, von der Thür fort.

Die Amerikanerin: Er?

Die Deutsche: Nebenan. In unserem Schlafzimmer. Hörten Sie seinen Schritt nicht auf der Treppe? Er kam wohl herauf, um nach uns zu sehen, weil wir so lange hier oben blieben. Und da . . .

Die Amerikanerin: Und da denken Sie, wenn er mich hörte . . .

Die Deutsche: Er hört Sie. O, leiser! Er ist an der Thür jetzt, gewiß ja, ich weiß es.

Die Amerikanerin: Mag er doch. Er und Sie und Alle, die's hören wollen.

Die Deutsche: O, Miß Edith, haben Sie Mitleid!

Die Amerikanerin: Mit wem? Doch mit ihm nicht? Nein, wenn er hier wäre, würde ich ebenso laut es ihm sagen, was ich Ihnen jetzt eingestehe, daß ich ihm gut bin, sehr, Ihrem Manne. Aber um ihn heirathen zu mögen — dazu war er mir schon damals zu — nun, zu deutsch. Wir können Beide, scheint mir, recht froh sein, daß wir uns vorher die Sache noch überlegten. Wir hätten doch so, wie wir einmal sind, nicht zusammen getaugt. Und ich — ich war ja immer nur halbfrei. Jetzt bin ich's gar nicht mehr. Morgen reise ich nach Mykenae. Fred Lindsay — Sie kennen ihn, 's ist der gute Junge, der auf der Akropolis uns neulich photographirt hat — der nimmt die Mauern dort auf und die Stätten der Schliemannschen Funde. Nun, und ich muß ihm dabei helfen — wenn ich demnächst . . . Sie müssen wissen, er quält mich längst schon, seit unserer Kindheit. Sein Vater hat an Eisenbahnbauten ein Vermögen verdient. Ein sehr nettes Vermögen, sage ich Ihnen, das zu dem meinen erstaunlich gut paßt. Ich denke auch, wir beiden Menschen werden recht gut zusammen passen. So, sind Sie zufrieden?

Die Deutsche: Oh, Miß Edith —

Die Amerikanerin: Sie können ganz ruhig jetzt lauter reden. Die Gefahr ist vorüber. Hörten Sie die Thür nicht gehen?

Die Deutsche: Ja, eben deshalb. Oh, wie Sie gut sind, daß Sie, für mich das Alles thun wollen! Denn es ist doch wahr, was Sie sagten, Sie werden ihn heirathen, gewiß?

Die Amerikanerin: Gewiß. Aber für Sie? Ihre Angst und Liebe rührt mich. Aber für Sie zur Lügnerin werden an meinem Empfinden, für Sie mein Leben in Fesseln schlagen auf alle Zukunft — nein, das wäre denn doch zu viel! Ich sprach so, wie ich es that, weil mich der Gedanke empörte, daß der da drinnen mit anhören sollte, wie Edith Gwinner sich nach ihm sehnt, sich um ihn härmt — und wenn ich das wahr mache, was ich gesprochen — und ich mache es wahr, mein Wort darauf — sonst würd' er es wissen, daß ich jetzt eben gelogen habe — so geschieht es für mich allein nur. Und nur aus Stolz.

Die Deutsche: Doch auch, weil Sie gut sind. O Miß Edith, wie soll ich jemals genug Ihnen danken!

Die Amerikanerin: Ah bah, was danken! Wir haben in dieser Stunde hier einen Kampf miteinander ausgefochten, in dem Sie Siegerin geblieben. Freuen Sie sich dessen. Und, — was für ehrliche Augen Sie haben, kleine Frau — mögen Sie die Früchte des Sieges denn genießen, daß Sie's nie verlernen, so kindlich zu blicken, so furchtlos wie heute! Das wünsche ich Ihnen. So, und nun basta. Wir müssen hinunter. Sonst denken die Herren am Ende wirklich, wir seien uns in die Haare gerathen.

Die Deutsche: O Sie! Sie opfern mir Ihr ganzes Leben. Und ich —

Die Amerikanerin: Kein Wort weiter. Geschehenes bereden, schwächt es ab. Und seine Thaten soll man vorher sich bedenken, nicht nachher bedauern. Ich sagte es Ihnen schon, ich pflege mit mir selbst ganz gut fertig zu werden. So, kommen Sie jetzt.

II.

Das Modell.

Der Maler: Sie sind also einverstanden?

Das Modell: Ja, Herr.

Der Maler: Auch mit der Bezahlung, will ich hoffen? Eine Drachme, sagte ich, die Stunde.

Das Modell: Ja, Herr.

Der Maler: Gut. Dann setzen Sie sich. Nein, nicht auf den Stuhl da. Was fällt Ihnen ein, Mensch! Finden Sie, daß Ihre rothen Beine und die weiße Fustanella in einen modernen Fauteuil gehören?

Das Modell: Nein, Herr.

Der Maler: Ach so, ich vergaß. Wirklich . . . bei Ihrem guten Deutsch und der würdigen Miene denkt man unwillkürlich mit Seinesgleichen . . . Na aber, nun vorwärts. Da, in der Ecke auf dem Balkon ist das beste Licht. Ich bleibe hier innerhalb der Thür. So, die weiße Hauswand giebt einen Hintergrund, der mir paßt. Nein, Sie wollen doch nicht stehen? Niedergesetzt!

Das Modell: Ja, Herr.

Der Maler: Oder, wenn's zu unbequem ist auf dem bloßen Stein, da haben Sie ein Sophakissen. Und da noch eins. So ein alter Palikare wird doch nicht verwöhnt sein? Kreuzen Sie nur ruhig die Beine. Wie ist es, meinen Sie nun, diese Stellung eine Weile behalten zu können?

Das Modell: Wohl, Herr.

Der Maler: So ist's gut. Nein, ein bischen mehr hierher. So, bitte, den Kopf geradeaus. So schön. Genirt Sie die Sonne in den Augen?

Das Modell: Nein, Herr.

Der Maler: Desto besser. Mir gefällt's so. Zu all' den bunten Farben des Anzuges paßt die starke Beleuchtung. — Mir ist nämlich gerade daran gelegen, die Skizze ganz rasch, ganz plein air . . . ach so, das versteht er wieder nicht. Na, Alter, seid Ihr so bequemer?

Das Modell: Ja, Herr.

Der Maler: Schon recht. Wissen Sie, Bester, mit der Zeit, wenn ich mit der ersten Anlage fertig bin, könnten Sie auch gelegentlich mal was Anderes sagen, als: ja, Herr, und nein, Herr. Es wird das monoton allmählich und — Kopf mehr nach rechts, so — und könnte gar einschläfernd wirken.

Das Modell: Zu Befehl, Herr, sobald Sie es wünschen.

Der Maler: Halt, halt, jetzt noch nicht, ich sagte ja später. Um's Himmelswillen, alter Klephte, jetzt nicht gemuckst! Was meint Ihr wohl, daß ich so'ne Skizze, mir Nichts, Dir Nichts, nur aus dem Aermel schütteln kann? Ja, wenn ich noch so schöne und lange gestickte Aermel hätte, wie Sie. Was? — Stillgehalten, sag' ich. Wie viele Jacken tragen Sie denn eigentlich da über dem gesteiften Hemde?

Das Modell: Drei, Herr.

Der Maler: Hm, muß etwas warm sein. Also eine mit Silber so dicht benäht, daß man nicht den Stoff sieht, eine von schwarzem Sammt mit Goldknöpfen, und die oberste, die ist ja wohl von blauem Tuch mit Roth ausgestickt. Famose Tracht eigentlich.

Das Modell: Die unterste, Herr, kostet 300 Francs.

Der Maler: So, und die oberen wohl im Verhältniß? Etwas theuer. Gut, daß ich nicht so viel für meine Toilette . . . halt, Ihr habt die Richtung verändert, so, mehr hierher. Nun ist's schon besser. Ja, das Kostüm wäre sonst ganz hübsch, wenn nur nicht das Balletröckchen wäre, die fatale Fustanella. Wie ich das richtig naturgetreu darstellen soll und doch nicht lächerlich dabei werden . . . Na, ich bewundere wirklich, Alter, daß Ihr mit Eurem martialischen Aussehen das Ding tragen mögt.

Das Modell: Man ist's so gewöhnt, Herr.

Der Maler: So? könnte ich mir von mir kaum denken. Aber ich sagte ja schon, bei Euch macht sich die ganze Geschichte prächtig. Ueberhaupt, wenn dies weiße Zeugbündel um die Hüften nur einigermaßen reinlich ist, wie man's jetzt meistens sieht. Ich habe mir nämlich erzählen lassen, daß um Ostern alle die braven Griechen ihre Fustanellen frisch waschen.

Das Modell: Ich nicht, Herr.

Der Maler: Thut mir leid für Euch.

Das Modell: So war's nicht gemeint, Herr. Meine muß immer fleckenlos sein. In meiner Stellung — wenn ich auch nur Portier an dem Nebeneingang bin, für die Dienerschaft und für Griechen, nicht für die fremden Herrschaften Ihresgleichen, so verlangt Madame es doch. Sie hält sehr auf Reinlichkeit.

Der Maler: Glücklicherweise! Das merkt man an dem ganzen Hotel. Wenn ich vorher mir Griechenland dachte, so stellte ich mir das etwas anders vor. Elektrisches Licht und viel reine Wäsche habe ich in Athen nicht zu sehen erwartet. Sonst freilich . . . Wie die Kerle aussehen, wie sie auf der Erde kauern, am Spieß ihre Osterlämmer zu braten, wie sie betteln, wie sie lügen — das ist Alles noch echt homerisch. Ihr wißt doch, die Griechen hatten nie den besten Ruf in betreff der Wahrhaftigkeit.

Das Modell: Herr, im Alterthum.

Der Maler: Na, so Etwas bleibt. Un grec heißt auf französisch ein Spieler.

Das Modell: Hieß so.

Der Maler: Weshalb, meint Ihr, es wäre jetzt anders?

Das Modell: Seit wir ein Staat sind, einen König haben, Minister, Parlament und Presse, darf das Niemand mehr sagen.

Der Maler: So? sollte Euer Nationalcharakter sich seitdem verbessert haben?

Das Modell: Jedenfalls wird kein Grieche heute in seiner Gegenwart von seinem Volk ungestraft so reden lassen.

Der Maler: Ihr seid ja ein gewaltig kampfbereiter und leicht verletzlicher Herr, mein lieber — ja, wie heißt Ihr eigentlich?

Das Modell: Kosma Tzoura, Herr, zu dienen.

Der Maler: Kosma Tzoura? Stilvoller Name das. Paßt zu dem Costüm und dem weißen Schnauzbart. Also, mein Bester, — halt, nicht gerührt — ebenso wenig wie alle die Fustanellenträger, die man hier auf den Straßen herumlaufen sieht, solch' ein ehrwürdiges Aeußere haben, ebensowenig, denke ich, werden sie Euren Patriotismus, noch auch den gleichen Bildungsgrad besitzen. Wo zum Beispiel habt Ihr denn Euer vortreffliches Deutsch Euch angeschafft?

Das Modell: Hier in Athen, wie alle Welt, Herr, von den Bayern. Die verstanden nämlich nichts Anderes.

Der Maler: So, noch unter König Otto? Und war't nie außerhalb Eures Landes?

Das Modell: Wohl, Herr, in Algier; ich diente in der Fremdenlegion.

Der Maler: Und wo wart Ihr sonst?

Das Modell: Ich kam bis Paris, Herr.

Der Maler: So laßt Euch doch nicht gar so viel fragen. Erzählt mir ein bischen. Ich höre das gern, indessen ich male.

Das Modell: Wie Sie befehlen, Herr.

Der Maler: Woher stammt Ihr?

Das Modell: Aus Nauplia, Herr, das dazumal unsere erste Stadt und viel größer als Athen war.

Der Maler: Von idyllischen Hirten oder von Räubern?

Modell: Herr, mein Vater war von albanesischem Geschlecht, meine Mutter von altem Adel.

Der Maler? So? von Adel? Na, da seid Ihr aber inzwischen ganz bedenklich heruntergestiegen. Und wie alt seid Ihr denn eigentlich jetzt?

Das Modell: So genau, Herr, lassen Sie sehen . . .

Der Maler: Halt! was fällt Euch ein. Die Hand ruhig gehalten. Könnt Ihr nicht zählen, ohne das Ding da, den unentbehrlichen Rosenkranz, das ewige Spielzeug von Euch ruheliebenden Orientalen, dazu in Bewegung zu setzen? So genau brauche ich's nicht zu wissen. Wann kamt Ihr fort von dort?

Das Modell: Herr, ich denke, ich war sicherlich über zehn Jahre.

Der Maler: Und wohin denn?

Das Modell: Herr, mein Vater nahm mich mit sich nach Megara, zur Panegyris, dem Kirchweihfest, wissen Sie, am Dienstag nach Ostern.

Der Maler: Freilich weiß ich's. Bin ich doch gestern auch draußen gewesen. War das ein Getriebe! Die kleinen Mädel, immer eines hübscher als das andere, tanzten wie toll. Und diese Trachten! Ist es wahr, daß die Kappen aus Silbermünzen die Mitgift der jungen Schönen enthalten? Und daß solch ein Kind, wenn es in Noth ist, heimlich, wo man's nicht merken kann, recht hinten im Nacken unter dem Schleier, eine Drachme oder auch zwei von dem Häubchen abtrennt und dafür sich Blechpfennige annäht?

Das Modell: Sehr wahr, Herr, ich erlebte es selber.

Der Maler: Wunderliche Sitten. Wir Deutschen, wir können uns so was gar nicht mehr denken. Na, und was machtet Ihr mit zehn Jahren denn da auf dem Fest? Noch nicht den Damen den Hof, will ich hoffen?

Das Modell: Herr, weshalb das nicht?

Der Maler: Ach, Unsinn. Erzählt mir von Eurem Leben. Es muß romantisch-abenteuerlich genug gewesen sein.

Das Modell: Das ist's eben, Herr, dort fing es an. Ich war ein hübscher Bursch, und sie nahmen mich zum Vortänzer. Der Reigen bestand aus den reichsten Mädchen von Attika. Die neben mir ging, war wohl nicht älter als ich selbst. Sie durfte mir die Hand nicht geben, sondern wie's Sitte ist, faßte sie zierlich das Schnupftuch an, das ich ihr hinhielt. So tanzten wir, ich voran, auf dem Platz. Und vom Platz durch den Ort. Und den Berghang hinauf. Die Fiedel und der Dudelsack klangen ganz leise nur mehr aus der Ferne. Die Mädchen sangen, so viele noch waren. Denn Eine nach der Anderen blieb ermattend zurück. Es waren nur Sechs mehr, nur Vier, nur Drei. Zuletzt wir Zwei ganz allein, sie und ich. Da blieb auch ich stehen. Willst Du umkehren? fragte ich, bist Du müde? Nein, gab sie zur Antwort, mit Dir weiter, wohin Du willst.

Der Maler: Mit zehn Jahren, Mensch!

Das Modell: Sagte ich zehn, Herr? Nun, wir sind ja auch keine Nordländer, so wie Sie.

Der Maler: Also — und dann?

Das Modell: Wir tanzten und wanderten über die Höhen, tanzten und wanderten immer weiter, bis wir an den Golf von Korinth hinunterstiegen. Dort lag ein Schiff bereit im Hafen.

Der Maler: Und Ihr schifftet Euch ein?

Das Modell: Wohl, Herr, alle Beide. Ich hatte ihr von meinen Jacken eine gegeben. Sie hatte die Silberkappe, den Schleier, das Ueberkleid in ein Bündel gethan und ihren kurzen Rock aufgestreift. Dazu ging sie barfuß. So sah sie nicht viel anders aus als ein Junge.

Der Maler: Und der Schiffspatron ließ sich täuschen?

Das Modell: Wohl Herr, er nahm uns Beide in Dienst. Unterwegs gab's viel schwere Arbeit.

Der Maler: Und sie?

Das Modell: Herr, sie war geschickter als ich, flink wie ein junges Zicklein beim Klettern. Wenn sie oben saß im Mastkorb, so sang sie ihr Tanzlied von Megara in's Meer hinaus, daß es prächtig schallte.

Der Maler: Und so kamt Ihr? wohin? Halt! Nicht den Kopf wiegen, Ihr vergaßt, daß Ihr stillsitzen sollt. Wohin ging die Fahrt also?

Das Modell: Herr, die Fahrt sollte nach Marseille gehen. Unsere Ladung bestand aus Korinthen.

Der Maler: Und sie ging wohin? Ohne Zweifel werdet Ihr jetzt mir aufbinden wollen, daß Ihr von Piraten überfallen wurdet. Das kommt vor in allen alten Kindergeschichten. Wird aber in unserem Jahrhundert nicht mehr geglaubt.

Das Modell: Nicht, Herr? Es thut mir leid. Riffpiraten gab es damals so gut wie heut noch.

Der Maler: Mir scheint, Ihr seid auch ein Zeitungsleser. Wißt Ihr wohl gar von den Kämpfen der Spanier jetzt um Melilla?

Das Modell: Warum sollt' ich nicht, Herr? Das steht im Ephimeris so gut, wie in den europäischen Tagesblättern, die ich immer in's Lesezimmer bringen muß.

Der Maler: Und Ihr wollt mich glauben machen . . .

Das Modell: Ich, Herr? Nein, gar Nichts. Warum wollt Ihr's denn glauben?

Der Maler: Da habt Ihr Recht. Ich brauch's nur zu hören. Also die Piraten kamen und stiegen an Bord?

Das Modell: Sie zog mich zur Seite. Als zwei Mädchen werden wir weit besser behandelt — ich setze die Silberkappe auf, da nimm Du den Schleier. So hatte sie in einer Minute den Kopf mir verhüllt und die kurzen Haare. Ihren Ueberrock, der roth gesäumt war, — wissen Sie, Herr, Sie sahen gestern wohl solche aufgenestelte Röcke zu Megara? — den band sie mir um meine Hüften, streifte ihr eignes Unterröcklein bis auf die nackten Knöchel nieder und nahm mich bei der Hand. Die beiden Kinder,

sagte der Führer jenes Schiffes, welches das unsere geentert hatte, die nehme ich mir.

Der Maler: Und führte wirklich Euch zwei mit sich? In den Romanen wärt Ihr entschieden von einem nahenden Freundesschiff im letzten Moment noch gerettet worden. In Deinem Roman, wie erging es Euch da?

Das Modell: Herr, wir wurden sobald nicht gerettet. Doch hielt man uns gut.

Der Maler: Sie war wohl hübsch, Deine Megaräer Freundin?

Das Modell: Hübsch und auch klug, Herr. Sie verstand zu lachen, im rechten Moment. Und das ist die Hauptsache im Leben. Es wurden Alle ihr zugethan. Sie hatte ein helles Stimmchen und trällerte den ganzen Tag. Und wenn ihr Einer zu nah kommen wollte, den lachte sie aus, schob mich vor, duckte sich hinter mich und guckte mit ihren schwarzen Augen plötzlich hervor. Dann mußten die Männer auch mit ihr lachen. Sie ist noch ein Kind, hieß es, und man ließ sie gewähren. Nachts weckte sie mich. Es fiel ein Mondstrahl durch die Luke in der Schiffswand. Ich wußte nicht, was sie von mir wollte. Sie aber bedeutete mich, zu schweigen und ihr nur ihren Schleier zu geben. Es war solch ein Schleier, wie sie ihn auch in Eleusis tragen, seidenfein und mit bunten Blumen bestickt, und sie hatte ihn von ihrer Mutter, die ihn auch von Alters her von der ihren ererbt, — von dem riß sie ein ganzes Stück ab, es sich um den Kopf zu winden. Und dann warf sie mir den Rest wieder zu. Ich begriff noch immer nicht, was sie wollte. Sie aber lachte, daß ihre Augen und ihre Zähne in der Dunkelheit nur so blitzten. Und in der kleinen offnen Hand hielt sie mir Geld hin, silberne Drachmen. Da erst begriff ich's.

Der Maler: Sie hatte sich wirklich von ihrer Kappe die Münzen abgeschnitten?

Das Modell: Ja, Herr.

Der Maler: Um Jemanden an Bord damit zu bestechen?

Das Modell: Richtig, so war's Herr. Den nächsten Morgen sah sie noch fröhlicher aus als gewöhnlich. Der Patron hatte ihr ein Stück buntes Zeug geschenkt. Daraus nähte sie sich eine Schürze. Sie sang dazu. Ich durfte nicht von ihrer Seite. Wir verstanden uns nicht mit den Leuten von der Bemannung. Nur Einer, der am Steuer, sah aus, als ob er nicht zu ihnen gehörte. Er hatte ein Gesicht wie ein Albanese. Meist hielt er sich fern und that, als ob er uns gar nicht bemerkte. Sie blickte auch nicht zu ihm hin. Sie nähte und sang dazu, immer das Tanzlied. Aber die Worte, die setzte sie anders. Erst ging die Weise nur, wie schön der Reigen sei. Und dann, wie die Zwei vom Tanz sich verirrten, zwei arme, arme, kleine Mädchen. Und daß sich der, der ihnen helfen würde, Gotteslohn erwürbe, Gotteslohn nicht nur, auch klingende Münze, kling, kling; kling, kling. Und sie machte es nach, mit ihrer Zunge, wie die Silbermünzen klimpern. Der Steuermann blickte mißtrauisch um sich. Schweig', sagte er rauh. Aber

er sagte es auf griechisch, so wie sie's reden zu Patras und am Golf von Korinth. Da lachte sie. Denn nun hatte sie gewonnenes Spiel. Und dann sang sie weiter, immer von Gold und von goldener Freiheit, den ganzen langen, langen Tag. Und dann zur Nacht . . .

Der Maler: Da kam der Mann, um Euch zu befreien?

Das Modell: Er kam zu dem Winkel hinter dem Tauwerk, wo wir zusammengekauert lagen. Er hielt ein paar grobe Matrosenjacken und Mützen in den Händen. Da, sagte er, zieht sie an und kommt. Wir waren im Augenblick fertig. Zwei Mann waren an Bord schon beschäftigt, eines der Boote zu Wasser zu lassen. Ich griff mit an. Als ob Du ein Junge wärst, flüsterte mir unser Retter, der Steuermann, zu. Ich gab mir Mühe, daß ich nicht lachte, denn es mußte Alles leise und lautlos geschehen. Dann hoben sie uns über Bord, erst mich, darauf sie und zuletzt ihr Bündel mit dem Geld und mit der Haube.

Der Maler: Und so war't Ihr gerettet?

Das Modell: Noch nicht so ganz, Herr. Wir fuhren drei Tage und drei Nächte. Aber der Wind war uns entgegen, und das Meer ging hoch, und am Ende hatten wir Nichts mehr zu essen, im offenen Boot. Die Männer fluchten, daß sie sich von dem Albanesen, dem Schurken, hatten bereden lassen. Es werde gewiß nicht der Mühe werth sein, nicht soviel dabei herauskommen, wie ihnen versprochen. Wir hielten ihnen die Hand voll Geld hin. Da höhnten sie alle Drei, das sei garnichts. Der Albanese sprang hinzu, riß meiner Genossin das Bündel fort und knüpfte es auf und zeigte den Anderen die Kopfkappe, die so dicht mit Silberdrachmen benäht war, so dicht, daß man den Stoff nicht sah. Und um all' das Silber ging am Rand eine einzelne Reihe von herunterhängenden goldenen Münzen. Und ein Kinnriemen war daran, den schweren Kopfschmuck festzuhalten, der bestand ganz aus goldenen Piastern, einer über den anderen genäht.

Der Maler: Die Männer stritten sich wohl um die Kappe?

Das Modell: Sie schrieen, daß Jeder zu gleichen Theilen bedacht werden müsse. Der Albanese trotzte dagegen, er wollte das Gold für sich allein. Es gab einen Kampf auf dem schmalen, schwankenden Boot. Wir Zwei hatten uns am Steuer zusammengeduckt. Jene achteten nicht auf uns mehr. Der Eine ward gleich über Bord gedrängt bei dem Ringen. Der Albanese und der Andere, ein Neger, zogen die Messer. Dieser bekam einen Stich in die Brust, schlug hin und lag schwer röchelnd im Boot. Da sprang sie zu, wehrte den Steuermann von ihm ab und stillte sein Blut mit weichem Linnen, welches sie von ihrem Hemd riß, und verband ihn und bettete ihn auf ihren Knieen. Der Albanese war auch verwundet. Er fragte, warum sie für ihn nicht sorgte, er sei doch ihr Landsmann und unser Retter. Eben weil er ein Grieche und Christ sei, sagte sie, und doch zum Räuber an uns hätte werden wollen, zum Mörder an seinem armen Gefährten, darum nicht. Er saß in sich gesunken und stöhnte nur manchmal

leise: Du hast Recht, hast Recht, ich hab's verdient, nicht heute erst, es geschieht mir nach Gebühr. — Sie aber weinte. Seit ich sie kannte, hatte ich sie noch nicht weinen sehen, niemals um sich selbst. — So kam denn die Nacht. — Als es wiederum tagte, war das Land nah. Im Grunde unseres Bootes lag der Schwarze und schlief ganz sanft. Aber auf dem Rand die Stelle, wo der Albanese gesessen hatte, — die war leer.

Der Maler: Er hatte sich in's Meer gestürzt?

Das Modell: Wer kann das wissen? Niemand als Gott, Herr. Er war fort.

Der Maler: Und Ihr Zwei? Ihr seid mit dem Schwarzen gelandet? Wo denn?

Das Modell: In Algier, Herr. Ich sagt's Euch schon, daß ich dort unter Louis Philipp Dienste nahm. Wir hatten kein Geld, wir waren jung ...

Der Maler: Still, nicht gerührt jetzt. Augen mehr rechts. Ich halte gerade bei dem Schatten unter den Augen ... Gut so, gut, Ihr dürft weiter sprechen. Also Ihr kamt wirklich nach Algier? Doch wieso war't Ihr arm? Ihr besaßt ja die Münzenkappe.

Das Modell: Herr, die war mit in's Meer versunken, mit den Männern, die um sie gestritten. Nur ein paar von den losen, durchlöcherten Drachmen, von Blut bespritzt, las der Schwarze aus dem Grund des Bootes auf. Die mußten uns Dreien nun Nahrung schaffen. Aber sie reichten nicht lange. Unser Diener, denn aus Dankbarkeit für ihre Pflege machte er sich freiwillig zum Sklaven meines Weibes, dem ging es am besten. Wir litten oft Hunger. Er aber fand immer Etwas zu essen, hatte auch bald genug Seinesgleichen in der Stadt getroffen, die er verstand und von denen er hörte, was vorging. Auch mit uns wußte er zu verkehren durch Zeichen und durch einzelne Worte, die er dem Albanesen abgelernt. Eines Tags kam er ganz eilig. Kosma Soldat, rief er mir zu, mit einer Miene, als sei nun Alles gut. Ich begriff ihn nicht. Sie aber, nach Weiberart, viel schneller, sie wußte im Augenblick, was er meinte, und wußte, daß es Rettung bedeute. Ja, mein Kosma, sagte sie, das ist das Rechte, Soldat sollst Du werden, kämpfen gegen die Wilden der Wüste, gegen die Feinde unseres Glaubens, so wie daheim unsere Väter, die Palikaren, gegen die Türken kämpften und kämpfen. Geh und sei tapfer, Kosma, mein Geliebter.

Der Maler: Ihr gingt — aber sie?

Das Modell: Sie blieb zu Hause, Herr. Ich brachte ihr von meinem Sold, was ich konnte. Sie benähte aus Schaffellen lange Jacken mit blauer Wolle, wie man es bei uns macht. Hassan trug ihre Arbeit zu Markt, sie dort zu verkaufen. Wenn ich vom Dienst kam, so rief sie von Weitem: Mir geht es gut, ich habe genug. Und sie trällerte neue Liedchen, die sie erlauscht von den maurischen Weibern, und sie wurde täglich schöner. Als wir fort mußten in den Krieg — das fiel mir so

schwer, ich konnt' mich nicht trennen. Sie aber: Kosma, mein Vielgeliebter, darf ein Held um eines Weibes willen säumen? sagte sie und hieß mich nicht schwach sein. Tagelang marschirten wir im brennenden Sande, nächtigten unter dem Sternenhimmel in schwül brütender Nacht, wo nah um uns die Schakale heulten. Als wir auf die Feinde trafen, da war ein Monat und mehr wohl vergangen, unsere Fremdenlegion bedenklich zusammengeschmolzen. Kinder, sagte der Oberst, ich hatte inzwischen schon so viel französisch gelernt, daß ich ihn verstand, Kinder, heut gilt's. Wir kämpfen nicht für Frankreich nur. Wir kämpfen Jeder für die Ehre seines Volks und seines Landes, der Deutsche, der Brite oder der Grieche, laßt sehen, wer der Tapferste ist. Nun, wir gingen drauf, wie die Löwen. Aber die Mauren wehrten sich auch gut. Die Schlacht zog sich hin. Da auf einmal, im dichtesten Gewühl berührt mir eine Hand die Schulter: Sie stirbt! Hassan war's, der durch die Wüste, von Algier unseren Spuren gefolgt war, athemlos, schweißbedeckt, zerfetzt. Kommt, rief er und schüttelte mich am Arm und wollte mich zurückziehen, kommt, sie ruft nach Euch! — Rings um mich her wichen die Unseren. Seht nur, sie fliehen, Niemand merkt es, wenn Ihr Kehrt macht, flüsterte er, so kommt zu ihr! Zu ihr? nein, der Weg zu ihr ist nicht Flucht, zu ihr geht's nur vorwärts. Drauf noch einmal, Kameraden und —

Der Maler: Stillgehalten, keine Gesten. Der Ausdruck war gut sonst. So, nun weiter. Und, — sagtet Ihr?

Das Modell: Ja, Herr, wir siegten.

Der Maler: Und Ihr?

Das Modell: Ich ward zum Oberst gerufen. Du hieltst Dich am bravsten, hier nimm die Medaille. Was wünschest Du Dir sonst? — Herr, Nichts als ein Pferd, ein Pferd, um nach Algier zu reiten und die Nachricht hinzubringen. Sie gaben es mir. Wie ich ritt — das weiß ich heute nicht mehr. Hassan hatte mir gesagt, sie verhungert, weil sie entdeckt hatte, daß er stehle, um sie zu erhalten, weil sie zu stolz war, um zu betteln, zu stolz, um zu klagen. Ich wußte, wenn ich um eine Minute vielleicht später ankam, so war es zu spät schon. So reitet man nicht um sein eigenes Leben, wie ich da um ihr's ritt. Und ich kam an, ich sprang vom Pferd im Morgengrauen, ich hastete die hölzerne, wackelige Treppe hinauf zu ihr. Sie lebte. Ich hörte, wie sie leise das Tanzlied summte von Megara. In dem Sonnenstrahl, der blaß noch durch die Ritzen der Bretterwand drang, leuchteten ihre dunklen Augen mir entgegen. Kosma, Kosma Tzoura, mein Held! flüsterte sie, und sie lag mir am Halse und küßte mich, weinte, lachte und — starb. —

Der Maler: Wahrlich, Mensch, Ihr versteht zu erzählen!

Das Modell: Sie ruhte auf dem schlechten Lager weiß und still, wie eine Blume. Um ihre langen, schwarzen Zöpfe hatte sie jenen Schleier gewunden, wie man ihn bei uns trägt und auch zu Eleusis. Beschmutzt,

zerfetzt, war er das einzige Stück aus der Heimath, das sie noch besessen. Wir legten ihn mit ihr in's Grab, als wir sie am nächsten Tag begruben, Hassan und ich.

Der Maler: Und dann? Wie ist es Euch dann weiter ergangen?

Das Modell: Weiter? was begehren Sie denn nun noch mehr zu wissen? Sie war todt. Und ich allein. Sie schickten mich nach Paris, dem König schöne Schabracken, Waffen, Pferde, was weiß ich Alles, die man den besiegten Stämmen abgenommen, zu überbringen. Da fragte mich Einer, ob ich wieder zurück wollte nach Algier. Ich, rief ich, ich, und ohne sie!

Der Maler: Aber so sitzt doch still! Den Kopf rechts. Ihr seid bald erlöst. Die Arbeit gelingt mir. So gut. Sprecht nur weiter.

Das Modell: Herr, ich bin zu Ende. Nach Algier wollte ich nicht. Nach Hause zog mich Alles. Hier waren wieder neue Kämpfe für die griechische Freiheit entbrannt. Hier trat ich ein, sobald ich an's Land stieg. Gegenüber von Patras, bei Missolunghi, lagen die Unseren. Dort war auch der Lord, Ihr wißt wohl schon. Ich kann den Namen so recht nie behalten.

Der Maler: Wer?

Das Modell: Nun, Herr, der englische Lord und Dichter.

Der Maler: Wen meint Ihr, Lord Byron?

Das Modell: Wohl, Herr, so hieß er. Die jungen Damen, wenn sie mich malen, fragen immer, ob ich ihn kannte.

Der Maler: Und Ihr, Ihr sagt Ihnen dann, daß Ihr ihn gesehen habt?

Das Modell: Herr, oft. So wie Sie jetzt.

Der Maler: So? das erzählt Ihr den malenden Damen? Wann saht Ihr ihn denn?

Das Modell: Herr, so genau . . . .

Der Maler: Wohl noch, bevor Ihr mit 10 Jahren aus Griechenland fortkamt?

Das Modell: Herr, ich sagte es gleich anfangs, — ohne die Rosenkranzperlen zu zählen, kann ich so genau nicht . . .

Der Maler: Aber ich will Dir ganz genau Etwas sagen. Nämlich Du lügst. Ja wohl, Freund Kosma, lügst wie gedruckt. Lord Byron starb in der Mitte der zwanziger Jahre. Und Du bist, wenn's hoch kommt, jetzt etwa sechzig. Also' Du warst um die Zeit nicht geboren. Verstehst Du das endlich? Ja? Wie der Kerl aussieht! Wie das Urbild gekränkter Würde. Ja wohl, ich hatte Dir geglaubt, Deine ganze, höchst unwahrscheinliche Geschichte angehört und mich rühren lassen. Aber nun . . . . Auch nicht ein Wort mehr. Da, die Skizze wäre fertig. Du kannst gehen. Und hier eine Drachme, wie wir bedungen.

Das Modell: Schönsten Dank, Herr, — doch ich bekomme drei Drachmen.

Der Maler: Was, willst Du mich nun noch betrügen? Eine Drachme sagte ich ausdrücklich.

Das Modell: Wohl, Herr, für's Modellsein. Doch das Erzählen —, und gar das Erfinden? . . .

Der Maler: Du gestehst es also, Du Hallunke?

Das Modell: Herr, man thut, was von Einem begehrt wird. Bei Ihnen, den civilisirten Deutschen, scheint es gebräuchlich, Fremde bis auf's Blut auszufragen, ihre Nation, ihre Sitten, Trachten, Gewohnheiten von oben herab zu verspotten. Wir dagegen, arme, ungebildete Griechen . . .

Der Maler: Kosma Tzoura, Du bist ein Schelm. Ich danke Dir für die gute Lehre. Und da hast Du Deine 3 Drachmen. Du hast sie verdient.

Feldmarschall Graf von Blumenthal.

Von

Oberstlieutenant A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Wenn dereinst im Laufe der Geschichte die Heldengestalten Kaiser Wilhelms I. und seiner Heerführer in das Heroen eigene Licht gerückt sein werden, so wird unter den kaiserlichen Paladinen diejenige des Feldmarschalls Grafen von Blumenthal nächst der des Fürsten Bismarck, Moltkes und Roons in hellstem Schimmer erglänzen und besonders mit den Namen der ersten Feldherrn des wiedererstandenen deutschen Reichs, des ersten Kronprinzen desselben, des nachmaligen Kaiser Friedrich, und dem seines zweiten Heerführers, des Prinzen Friedrich Karl, für alle Zeiten verknüpft bleiben. Das hohe Alter des im 85. Lebensjahr stehenden greisen Feldmarschalls und eine im Jahre 1893 glücklich überstandene schwere Krankheit desselben mahnen uns schmerzlich daran, daß das Reich heute, nachdem 24 Jahre seit seiner Gründung verflossen, nur noch sehr wenige jener großen und ausgezeichneten Männer besitzt, denen es seine glorreiche Wiedererstehung in erster Linie verdankt. Unter den Heerführern jener großen Epoche war Graf Blumenthal einer der bedeutendsten, er ist heute der hervorragendste unter den wenigen noch lebenden derselben, und die Herzen der Nation stimmen überein in dem Wunsche, daß sein Rath und sein bewährtes militärisches Urtheil dem Vaterlande noch recht lange erhalten bleiben möchten! Männer der That besitzt dasselbe genug, allein die Männer des gewiegten bewährten Rathes und der eigenen kriegerischen und politischen Erfahrung, gesammelt in selbst durchlebten, schwierigen Ver-

hältnissen einer bewegten großen Zeit, werden infolge des der Natur gezahlten Tributs immer seltener und treten vor jenen mehr in den Hintergrund. Um so mehr aber erwächst dem lebenden Geschlecht die Pflicht, ihrer in Dankbarkeit und Verehrung und echt germanischer Treue zu gedenken und die heranwachsende neue Generation auf sie als leuchtende Vorbilder aller Mannestugenden und mustergiltige Diener ihres Herrschers und Vaterlandes hinzuweisen!

Wenn wir in den folgenden Zeilen den Versuch zum Umriß einer biographischen Skizze des Lebens des Feldmarschalls Grafen v. Blumenthal unternehmen, so sind wir uns der Schwierigkeit dieser Aufgabe in Anbetracht des Mangels einer jeglichen über die einfachsten Personalnotizen hinausgehenden zusammenhängenden Darstellung des Lebensganges des Feldmarschalls voll bewußt, und wir dürfen daher vom Leser freundliche Nachsicht erwarten und die Hoffnung aussprechen, daß es bald einer berufeneren Feder gelingen möge, ein inhalts- und formvollendetes Bild vom Lebensgange des Feldmarschalls zu liefern, welches zugleich auch der Charakteristik des Grafen als Mensch und Privatmann und als Haupt seiner Familie nicht entbehrt.

Leonhard von Blumenthal wurde am 30. Juli 1810 zu Schwedt a. d. O. als Sohn des gleichnamigen Rittmeisters und Escadronchefs im 2. Dragoner-Regiment, der im Jahre 1813 seinen in der Schlacht von Dennewitz erhaltenen Wunden erlag, und dessen Gattin, einer geborenen von Below, geboren. v. Blumenthal erhielt vom Jahre 1820 ab im Cadettenhause zu Kulm, vom Jahre 1824 ab in der Hauptanstalt zu Berlin die einfache und strenge Erziehung, welche die Ausbildung der Zöglinge dieser Anstalt in ihrer damaligen Verfassung kennzeichnete. Das Niveau der wissenschaftlichen Ausbildung jener Zeit war nur gering, und die Erziehung des Cadettencorps enthielt nicht wie heute die Grundlage für eine vielseitigere, allerdings an erster Stelle militär-wissenschaftlicher Weiterausbildung gewidmete Erziehung. In Sprachen und Naturwissenschaften wurde sehr wenig geboten und geleistet, und man gewinnt eine Vorstellung von dem frühzeitigen Drange des jungen von Blumenthal nach allgemeiner Weiterbildung und namentlich solcher für seinen Beruf, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Maß von Ergänzung derselbe seinen im damaligen Cadettencorps erworbenen Kenntnissen hinzuzufügen wußte, um in seinen mannigfaltigen und hervorragenden späteren Dienststellungen, während deren ihn besondere Aufträge häufig auch in's Ausland führten, allen Anforderungen, welche dieselben an ihn stellten, nicht nur in militärischer, sondern auch in allgemein wissenschaftlicher Hinsicht und Weltbildung gerecht zu werden. Schon nach 3 jährigem Offiziersein leistete der am 28. Juli des Jahres 1827 zum Offizier ernannte und in das damalige Garde-Reserve-, jetzige Garde-Füsilier-Regiment eingetretene Lieutenant von Blumenthal diesem Drange Folge und besuchte in den Jahren von 1830—33 die allgemeine Kriegsschule in Berlin, an welcher Clausewitz

eben über ein Jahrzehnt gewirkt hatte und wo von Blumenthal ein Schüler Ritters und anderer namhafter Autoritäten wurde.

Nachdem von Blumenthal für die nächsten vier Jahre in den Frontdienst zurückgekehrt war und während derselben seine zuvor gewonnenen Anfangskenntnisse des praktischen Truppendienstes befestigt und erweitert hatte, und ihm im Jahre 1838 zum ersten Male Gelegenheit geboten wurde, bei den Manövern von Kalisch ein starkes auswärtiges Truppencorps versammelt und üben zu sehen, wurde ihm nach wiederholten Dienstleistungen bei Uebungen der Garde-Landwehr, vom Jahre 1837—1845 das Commando als Adjutant des Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillons zu Theil, während dessen er am 14. Januar 1844 nach fast 17jähriger Dienstzeit zum Premierlieutenant befördert wurde und sich ihm ein werthvoller Zeitraum für seine militärisch-wissenschaftliche Weiterbildung in einer Dauer und unter dienstlich verhältnißmäßig wenig beanspruchten Verhältnissen bot, wie derselbe sich in der heutigen Armee für den jungen Offizier nirgends mehr darbieten dürfte.

In diesen friedlichen Jahren einer ruhigen Dienststellung schloß von Blumenthal am 8. August 1839 den Bund mit Delicia von Wyner, einer jungen Engländerin aus Eathorp in der Grafschaft Warwick zu einer überaus glücklichen Ehe, welcher 2 Söhne und 3 Töchter entsprossen, und welche der Tod seiner ganz in der Fürsorge für ihren Gatten und ihre Kinder aufgehenden Gemahlin erst nach gefeierter goldener Hochzeit im Jahre 1890 trennte.

Die Leistungen von Blumenthals auf der allgemeinen Kriegsschule waren derartige gewesen, daß sie im Jahre 1846 mit der Einberufung in das topographische Büreau die verdiente Anerkennung fanden, welches bereits damals in der Regel die Vorschule für den Eintritt in den Generalstab bildete. Hier und namentlich während seines Besuches der allgemeinen Kriegsschule legte von Blumenthal den Grund zu den umfassenden militärischen Kenntnissen, welche ihn später durch reiche, in der Praxis der mannigfaltigsten Dienststellungen gewonnene Erfahrungen in den Stand setzen sollten, der Armee und dem Vaterlande in leitenden Stellen die ausgezeichneten Dienste zu leisten, welche die Geschichte Preußens und Deutschlands mit unauslöschlichen Lettern in ihren Tafeln verzeichnet hat.

In den auf das Jahr 1846 folgenden Jahren trat von Blumenthal von Neuem in innige Berührung mit der Praxis des Dienstes und erweiterte seinen militärischen Gesichtskreis durch vierteljährliche Dienstleistungen bei den Waffen der Artillerie und der Pioniere, über welche er später auch, ohne ihnen anders wie derart vorübergehend angehört zu haben, mustergiltig zu disponiren wußte, und zwar waren es die Garde-Artillerie-Brigade und die damalige Garde-Pionier-Abtheilung, zu welchen er commandirt wurde. In einer dem Soldaten und Offizier wenigst sympathischen Zeit erhielt von Blumenthal in dem denkwürdigen tragischen Kampfe des 18. März

des Jahres 1848 beim Füsilierbataillon des Regiments 31 in den Straßen Berlins die Feuertaufe, unter Verhältnissen, die ihm einprägen mußten, daß Mannszucht, Treue, Disciplin und Gehorsam des Heeres die ersten Grundpfeiler desselben und somit eins der Fundamente des Staates bilden. Bald darauf wurde von Blumenthal zur Dienstleistung beim großen Generalstabe commandirt und am 1. Januar 1849 als Hauptmann in den Generalstab der Armee versetzt. Hiermit war der zweite wichtige Schritt gethan, der ihn über die Masse seiner Alters- und Chargen-Genossen erhob und ihn sowohl zu außergewöhnlichem Avancement wie auch zu außergewöhnlichen Verwendungen prädestinirte. Schon im Jahre darauf sollte sich ihm die Gelegenheit zu Beidem bieten. In demselben Lebensalter, in welchem von Moltke unter Ibrahim Pascha dem Feldzuge in Syrien und der Schlacht bei Nisib beiwohnte, mit 39 Jahren folgte von Blumenthal seinem militärischen Thatendrange und machte 1849 unter General von Bonin den Feldzug in Schleswig und Jütland als Chef des Generalstabes der schleswig-holsteinischen Armee mit. Der anfänglich siegreiche, später unglückliche Verlauf dieses Feldzuges für die deutschen Waffen ist bekannt, und ebenso, daß es nicht dem Muth und der Tüchtigkeit der schleswig-holsteinischen Truppen oder der Thätigkeit ihres Generalstabschefs beizumessen ist, daß derselbe schließlich mit einem Mißerfolge endete. In diesem Feldzuge, in welchem er an den Schlachten von Kolding und Friedericia und an der Belagerung dieser Festung theilnahm, betrat der junge Generalstabschef den Kriegsschauplatz zum ersten Male, auf welchem es ihm 15 Jahre später bestimmt war, als Chef des Stabes einer weit stärkeren und stets siegreichen Armee unter Prinz Friedrich Karl die ersten hervorragenden Lorbeeren zu ernten. War seine Thätigkeit im Straßenkampf von Berlin der Niederkämpfung der Ausschreitungen gewidmet gewesen, zu welchen der großdeutsche Gedanke, beherrscht von der revolutionären Idee, die Menge hingerissen hatte, so war er hier an legaler Stelle für dessen Vertheidigung gegen dänische Fremdherrschaft mit Rath und That eingetreten und hatte dabei in jenem anfangs glücklichen, schließlich jedoch erfolglosen Feldzuge vielleicht reichere und werthvollere Erfahrungen gesammelt wie in einem durchweg glücklichen. Hiermit war die Aera der Kriege eröffnet, an welchen von Blumenthal während über zweier Decennien den hervorragendsten Antheil nehmen sollte.

Nach der Beendigung des Krieges von 1849 trat von Blumenthal im Jahre 1850 in den großen Generalstab zurück und wurde im October dieses Jahres der mobilen Division des Generals von Tietzen in Kurhessen zugetheilt. Tiefe und unauslöschliche Eindrücke hinsichtlich der damaligen beklagenswerthen Zerrissenheit des Vaterlandes, der Machtlosigkeit des deutschen Bundes, der Mißwirthschaft in einzelnen Ländern desselben, wie z. B. in Kurhessen, und der Demüthigung Preußens durch Oesterreich mögen in jenen bewegten Jahren dem gereiften Offizier geworden sein und den sehnlichen

Wunsch nach einer Umgestaltung der deutschen Zustände und einer Erhebung Preußens zur Vormacht Deutschlands auch in ihm wachgerufen haben. Im Jahre 1851 auf 3 Monate der 2. Division in Danzig zur Dienstleistung überwiesen, wurde von Blumenthal im Jahre 1853 als militärischer Begleiter zum Prinzen Karl von Bayern für die Dauer der Herbstübungen in Thüringen und bei Berlin commandirt, alsdann in den Jahren 1853, 56 und 58 mit militärischen Aufträgen nach England gesandt und im Juni 1853 zum Major befördert und mit dem rothen Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern decorirt. Im Mai 1853 als Generalstabsoffizier zur 8. Division nach Erfurt versetzt, avancirte er in dieser Stellung im Mai 1858 zum Oberst-lieutenant, wurde im October desselben Jahres zum persönlichen Adjutanten des damals 30jährigen Prinzen Friedrich Karl ernannt, welcher vor Kurzem das Commando der zweiten Garde-Infanterie Division gehabt hatte und nach einem einjährigen Urlaube das Commando der dritten Division erhielt. In dieser Stellung trug von Blumenthal wesentlich zu der militärischen Weiter-bildung des hochbegabten, zum Heerführer wie geschaffenen Prinzen bei, und daß derselbe der Feldherr wurde, als welcher er sich später erwies, dürfte der Einwirkung von Blumenthals auf den Prinzen wesentlich mit zu ver-danken sein. Nach Ablauf dieser Dienststellung trat von Blumenthal abermals in den für die militärische Weiterbildung in der Regel unerläßlichen Front-dienst zurück, wurde im Jahre 1860 mit der Führung des combinirten 31. Infanterie-Regiments betraut und erhielt am 1. Juli desselben Jahres das Commando des 71. Infanterie-Regiments, welches er 3 Jahre hindurch mit Auszeichnung führte. In dieser Stellung wurde er im Januar 1861 mit General von Bonin an den Hof von Windsor gesandt und im September 1861 bei den Herbstmanövern am Rhein als Führer der bei denselben an-wesenden fremden Offiziere und im October desselben Jahres bei der Krönung in Königsberg als militärischer Begleiter zum Kronprinzen von Sachsen commandirt. Die ihm inzwischen verbliebene Führung des 71. Regiments bildete vielleicht für von Blumenthal eine um so wichtigere Phase in seinem militärischen Entwickelungsgange, als er sich nicht in den Dienststellungen eines Compagniechefs und Bataillonscommandeurs befunden hatte und der Praxis des Truppendienstes auf eine Reihe von Jahren entrückt gewesen war. Hierauf wurde von Blumenthal im Februar 1863 zu der besonders wichtigen und hervorragenden Stellung eines Chefs des Generalstabes des dritten Armeecorps ausersehen, welche er ein Jahr lang bekleidete. In diesem Posten riefen ihn die Ereignisse des deutsch-dänischen Krieges von 1864 bald auf den ihm aus seinem ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge bekannten Kriegs-schauplatz nach Jütland. Am 15. December 1863 wurde von Blumenthal zum Chef des Generalstabes des combinirten mobilen Armeecorps gegen Dänemark ernannt und trat somit wieder an die Seite seines Schülers, des Prinzen Friedrich Karl, der dies Armeecorps befehligte. Nach dem vergeblichen Versuch am 2. Februar zum Schleiübergang bei Missunde,

woselbst Prinz Friedrich Karl 72 Geschütze im Feuer hatte, wandte sich das den rechten Flügel des verbündeten Heeres bildende Armeecorps nach Arnis, wo dasselbe am 6. Februar den Uebergang über den Meeresarm bewerkstelligte und dadurch die Dänen veranlaßte, die Dannewirke ohne Kampf zu räumen, so daß mit dieser geschickt angelegten und durchgeführten Bewegung ein voraussichtlich sehr verlustreicher Kampf um jene ausgedehnten stark befestigten Stellungen vermieden wurde. Das nächste Ziel der vom Prinzen Friedrich Karl und von Blumenthal geleiteten Operation des Armeecorps bestand in dem Vormarsch gegen den stark befestigten Brückenkopf des dänischen Inselreiches, die Stellung von Düppel. Ohne ihre Einnahme waren die Operationen gegen den Norden Jütlands und der ungestörte Besitz dieser Halbinsel in stete Frage gestellt, es sei denn, daß eine zu keinem entscheidenden und namentlich raschen Resultate führende und daher unmotivirte starke Einschließung an ihre Stelle getreten wäre. Nach den Gefechten vom 17. und 28. März vor Düppel und dem Ablauf einer in ihren ersten Stadien durchgeführten förmlichen Belagerung wurden auf Grund der von von Blumenthal entworfenen, von Moltke genehmigten Angriffsdispositionen die Düppeler Schanzen am 18. April 1864 siegreich erstürmt und der eigentliche Brückenkopf von Sonderburg genommen. Nach diesem Erfolge nahm Prinz Friedrich Karl, als Feldmarschall von Wrangel das Obercommando niederlegte, am 18. Mai provisorisch dessen Stelle ein und erhielt am 24. Juni mit von Blumenthal als Generalstabschef den Oberbefehl über das verbündete Heer. Auf Grund der von v. Blumenthal entworfenen mustergiltigen Dispositionen für den Uebergang nach Alsen, eine der schwierigsten Kriegsoperationen über einen breiten, durch zahlreiche Batterien und Infanterie, sowie ein Panzerschiff, den Rolfkrake, und Torpedos vertheidigten Meeresarm, fand derselbe am 29. Juni, nachdem man von dem bereits weit früher geplanten Ballegaard-Project Abstand genommen hatte, bei Kjär unweit Sonderburg statt und führte zu einem glänzenden Erfolge, der nebst der Besetzung Jütlands die völlige Ueberwältigung des dänischen Widerstands zur Folge hatte. Die Schwerter zum Kronenorden, der Orden pour le mérite, der rothe Adlerorden 2. Klasse mit Schwertern, das Commandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens und das mecklenburgische Militärverdienstkreuz belohnten die Thätigkeit und Leistungen von Blumenthals. Im Monat Juni zum Generalmajor befördert, übernahm von Blumenthal nach Beendigung des Feldzuges im November das Commando der 7. und im April 1865 dasjenige der 30. Infanteriebrigade. Auch in dieser Stellung war ein längeres Verbleiben dem General nicht bestimmt; denn schon im folgenden Jahre wurde er bei Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich zum Chef des Generalstabes der 2. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen ernannt. Zuerst zur Deckung der bedrohten Provinz Schlesien an der Neisselinie bestimmt, bewerkstelligte diese Armee unter ihrem Befehlshaber und seinem Generalstabschef den schwierigen Rechtsabmarsch und Einbruch

über die Pässe des Riesengebirges in Böhmen, bis auf den Echec eines ihrer Armeecorps bei Trautenau, in mustergiltiger und überall siegreicher Weise und vollzog mit ihrer Vereinigung auf dem Schlachtfelde von Königgrätz und ihrem siegreichen Eingreifen in den Kampf des ersten Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl an der Bistritzlinie eine der denkwürdigsten und erfolgreichsten Operationen der Kriegsgeschichte, welche ihr reiche Trophäen in die Hände fallen ließ und die völlige Zertrümmerung und Auflösung der kaiserlichen Nordarmee unter dem damaligen ersten Soldaten Oesterreichs, Feldmarschall Benedek, zur Folge hatte. Schon das einfache Directionsmittel der Heeresmassen mehrerer Armeecorps auf die beiden weithin sichtbaren einzelnen hohen Bäume auf der Höhe von Chlum kennzeichnet die geniale Leitung dieses Theiles des Feldzuges, die in gleicher Weise sich bei der Anordnung der Verfolgungsmärsche und Operationen zwischen Olmütz und Wien geltend machte. Mit dem geschickt angeordneten Abmarsch der Brigade Bose auf Preßburg und dem Gefecht daselbst endete der 7wöchentliche glänzende Feldzug. Im August 1866 zum stellvertretenden Generalgouverneur von Mähren ernannt und mit dem Eichenlaub zum Orden pour le mérite und dem Comthurstern des hohenzollern'schen Hausordens mit Schwertern decorirt, erhielt von Blumenthal noch im October desselben Jahres das Commando der 14. Infanterie-Division in Düsseldorf, begleitete den Kronprinzen im November nach Petersburg und wurde mit einem Patent vom 30. October 1866 zum Generallieutenant befördert. An der Spitze der 14. Division verblieb der General bis zum deutsch-französischen Kriege, bei dessen Ausbruch seine glänzend bewährte Tüchtigkeit ihn wiederum zum Chef des Generalstabes der Armee des Kronprinzen ausersehen ließ. Auch diese Armee führte von Blumenthal unter ihrem Oberfeldherrn von Sieg zu Siege, unter denen besonders diejenigen von Wörth und Weißenburg als völlig selbstständig errungene glänzende Erfolge hervorzuheben sind und den Namen des Kronprinzen und von Blumenthals besonders auch in Süddeutschland — ersteres ein nicht zu unterschätzender politischer Erfolg — die allgemeine und höchste Beliebtheit verschafften. Wenn es der dritten Armee, der des Kronprinzen, bei ihrem Vormarsch gegen Châlons auch nicht gelang, das französische Corps Vinoy fest zu halten und zu schlagen, so traf die Schuld dieses Mißlingens nicht die Oberleitung derselben; dagegen war es ihr hierauf bestimmt, nach dem Gefecht von Stonne, bis auf das 6. Armeecorps, im Süden und Südwesten den eisernen Ring zu bilden, welcher die Armee Kaiser Napoleons III. umklammerte und zur Niederlage und Gefangengebung nöthigte; von Blumenthal, am 2. August mit dem eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse decorirt, rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen so glänzend, daß er in wichtigen Fragen auch von der oberen Heeresleitung mit zur Berathung gezogen wurde. Dies geschah namentlich bereits bei der Operation, die zu der Katastrophe von Sedan führte, sowie bei der Vorbereitung zur Einschließung von Paris und den später zur Deckung

der Belagerung gegen die Loire-Armee getroffenen Anordnungen. Nach der Schlacht von Sedan setzte die III. Armee den Vormarsch auf Paris fort, woselbst sie die Belagerung in ihrer ganzen Dauer mitmachte und nach den Anordnungen ihres Befehlshabers und Stabschefs die Cernirung vollzog. Während derselben nahm von Blumenthal an dem Gefecht bei Chatillon am 19. September, an dem Ausfallgefecht bei Malmaison am 21. October und am 29. Januar 1871 an der Schlacht am Mont Valérien in seiner Eigenschaft als Chef ihres Stabes Theil und half so das große Werk der dauernden festeren Wiedervereinigung der deutschen Stämme auf den Schlachtfeldern Frankreichs mit vollenden, an welchem in hervorragendster Weise mitzuwirken, ihm zur ruhmvollen Lebensaufgabe geworden war, und welches in der Kaiser-Proclamation in Versailles seinen ersten hochbedeutsamen äußeren Ausdruck fand. Der rothe Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern und eine Dotation belohnte seine Kriegsverdienste des Jahres 1870/71. Nach Beendigung des Krieges wurde der General unter Belassung in der Stellung als Chef des Stabes der III. Armee und in seinem Commando zur Dienstleistung beim Kronprinzen von dem früheren Verhältniß als Commandeur der 14. Division definitiv entbunden, am 16. Juni à la suite des 3. thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 71 gestellt und am 27. Juni von dem Verhältniß als Chef des Stabes des Obercommandos der III. Armee, sowie von dem Commando zur Dienstleistung beim Kronprinzen enthoben und zu den Offizieren von der Armee versetzt. Im September des Jahres 1871 wurde der General zur Beiwohnung der Manöver nach England und zur Königin Victoria nach Schottland gesandt und sah derart zum zweiten Male in dienstlicher Mission und unter den auszeichnendsten Verhältnissen dasjenige Land wieder, welchem er die Lebensgefährtin und einen neuen werthen Verwandtenkreis verdankte. Nach seiner Rückkehr von England wurde er am 2. October mit der höchsten selbstständigen Friedenscommandostellung der Armee, der eines commandirenden Generals des IV. Armeecorps, dem er von früheren Dienststellungen her nahe stand, betraut, in welchem Wirkungskreise er bis zum Jahre 1888, sechzehn Jahre lang, zum Segen der Truppen wirkte. Am 22. März 1873 ernannte ihn Kaiser Wilhelm I. zum General der Infanterie und sandte ihn im Mai desselben Jahres als außerordentlichen Botschafter zur Krönung König Oskars II. von Schweden nach Stockholm. Am 1. September ließ der Kaiser zur Feier des vor drei Jahren bei Sedan erfochtenen großen Sieges dem General die besondere Auszeichnung zu Theil werden, daß das Fort Nr. 12 bei Straßburg den Namen „Blumenthal" erhielt, und ernannte ihn am Tage darauf zum Chef des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36. Im Jahre 1875 erhielt von Blumenthal das Großkreuz des österreichischen Leopoldordens mit der Kriegsdecoration des Commandeurkreuzes und wurde im selben Jahre am 3. Juli in Begleitung des Kronprinzen zur Beiwohnung der feierlichen Beisetzung des Kaiser

Ferdinand nach Wien gesandt. Am 27. April 1876 wurde von Blumenthal bei Gelegenheit der Anwesenheit Kaiser Alexanders von Rußland und Kaiser Franz Josefs zu den Manövern und zur Dreikaiserparade bei Berlin, zur Dienstleistung beim Kaiser von Rußland commandirt und erhielt den Alexander-Newsky-Orden. Die Reihe hoher Decorationsauszeichnungen und Würden, die ihm zu Theil wurden, darunter auch diejenige eines Domherrn von Brandenburg, war damit keineswegs erschöpft, und sein dankbarer Kriegsherr wußte immer auf neue Auszeichnungen für den hochverdienten General zu sinnen. Am 13. September 1876 erhielt derselbe das Großkreuz des rothen Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe, am 4. Juli 1877 das hohenzollersche Ehrenkreuz 1. Klasse mit Schwertern und am 21. Juli desselben Jahres die höchste äußere Auszeichnung eines preußischen Generals und Staatsdieners, den schwarzen Adlerorden, sowie am 24. Januar 1878 die Kette zu demselben. Im Jahre 1883 begleitete von Blumenthal den Kronprinzen von Preußen auf seiner Reise nach Spanien und wurde in den erblichen Grafenstand erhoben. Am 30. Juli 1887 war es dem im 77. Lebensjahre stehenden General vergönnt, sein 60jähriges Dienstjubiläum im activen Dienste in ländlicher Zurückgezogenheit im Kreise seiner Familie und Freunde auf seinem Rittergut Gottschalk bei Graudenz zu feiern. Eine besonders gnädige Cabinetsordre Kaiser Wilhelms I. und dessen Portrait, sowie die Bronzestatue des Kronprinzen und eine Büste vom Prinzen Wilhelm, ein silberner Pocal des Gardefüsilier-Regiments 2c. nahmen unter den zahlreichen Aufmerksamkeiten, welche dem Jubilar zu diesem Tage erwiesen wurden, die erste Stelle ein, und das 4. Armeecorps und die Provinz Sachsen ließen es sich nicht nehmen, in einer glänzenden Nachfeier des Jubiläums am 6. August ihren Empfindungen der Liebe und Verehrung für ihren Corpscommandeur beredten Ausdruck zu verleihen. Am 12. März des folgenden Jahres ernannte Kaiser Friedrich den General zum Feldmarschall und bald darauf unter Entbindung von der Stellung als commandirender General zum Inspecteur der 4. Armee-Inspection und zum Chef des reitenden Feldjägercorps mit dem Wohnsitz in Berlin. In der ersteren Stellung war es dem Feldmarschall beschieden, die militärischen Beziehungen zu den süddeutschen Truppen, zu denen er den Grund auf den Schlachtfeldern des Jahres 1871 gelegt hatte, weiter zu pflegen und das Schwert seines Kriegsherrn in dem ihm zugewiesenen Bereiche auch ferner scharf zu erhalten, eine Thätigkeit, die der Feldmarschall mit seiner späteren Uebernahme der III. Armee-Inspection in Bezug auf diese und das zugehörige württembergische Armeecorps erfolgreich fortsetzte. Am 15. December 1894 wurde Graf v. Blumenthal durch eine Cabinetsordre Kaiser Wilhelms II. auch à la suite des Garde-Füsilier-Regiments, in welchem er, dem damaligen Garde-Reserve-Regiment, seine militärische Laufbahn begonnen hatte, gestellt. Der Pflege seiner dienstlichen Obliegenheiten, sowie der Verwaltung seiner Güter Quellendorf, Gottschalk und Donastedt und seiner Familie gewidmet,

lebt der Feldmarschall seitdem mit seinem jüngsten Sohn als Adjutanten in Berlin oder auf seinen Gütern. Ein blühender Familienkreis von, wie vorerwähnt, zwei Söhnen, die sich beide in activen Stellen der Armee, der älteste als Brigadecommandeur, befinden, und drei mit ehemaligen, den alten Militärfamilien von Möllendorf und von Oettingen entstammenden Offizieren, nunmehr Grundbesitzern, verheiratheten Töchtern bildet die ihm näherstehende Familie. Ein derart ausgezeichneter und erfolgreicher Lebensgang wie der vorstehend von uns skizzirte legt im Hinblick auf den eminenten Heerführer den innigsten Wunsch nahe, der alle Freunde des Heeres und Vaterlandes mit Bezug auf den Feldmarschall Grafen v. Blumenthal vereint: Möge es ihm vergönnt sein, nach einer von hingebendster Thätigkeit und außerordentlichen Erfolgen für sein Land so reichen Laufbahn des Schaffens und Wirkens noch recht lange Jahre mit stets bewährtem Rathe seinem Kriegsherrn zur Verfügung und, wenn der Kaiser und das Vaterland rufen, ihnen auch mit der That zur Seite stehen zu können.

Der Charakter des Arztes.

Von

Max Dessoir.

— Berlin. —

Fast ebenso sehr wie der Seelsorger hat der Arzt mit Imponderabilien zu rechnen. Die gegenwärtige medicinische Wissenschaft aber läßt in ihrem Drange, Alles exact zu gestalten, diese unwägbaren Beziehungen aus dem Auge; und das Allerexacteste wäre, wenn der wirkliche Mensch ganz verschwinden und an seine Stelle eine Summe von physikalischen Vorgängen treten wollte. Deshalb liegt der modernen Betrachtungsweise ein Thema wie das unsere ganz fern. Es scheint Vielen so, als ob man Nichts als eine Anzahl von Kenntnissen und Fertigkeiten von dem angehenden Arzte zu verlangen hätte, als ob mit ihrer verständigen Anwendung der Arzt bereits seine Pflicht gethan hätte. Nun enthält zwar jede Pflichtvergessenheit eine Schuld, aber nicht jede Pflichterfüllung schon ein Verdienst. Die erwähnte Art der Pflichterfüllung hat keinen Anspruch auf Belobigung. Dieser Anspruch wird erst dann berechtigt, sobald der ganze Mensch in die Berufsarbeit eingeht und persönliche Beziehungen zwischen dem Kranken und seinem Helfer sich einstellen. Und dazu gehören Charaktereigenschaften. Man kann sie freilich dem Mediciner nicht einpauken, doch möglicherweise durch gelegentliche Belehrungen oder sogar durch besondere Vorlesungen bilden und entwickeln.

Wenn soeben der Wunsch nach Universitätsvorlesungen über Pflichten des Arztes geäußert wurde, so lag der Einwand nahe, daß dann das Gleiche auch für die jungen Pädagogen und Juristen eingerichtet werden müßte; was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Wer solches einwenden wollte, übersieht jedoch, daß der Arzt im Leben eine ganz er-

ceptionelle Stellung einnimmt. Der Lehrer kann über das Fortkommen eines Knaben entscheiden, aber nur in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der anderen Klassenlehrer und dem Director; der Richter urtheilt über die Ehre eines Menschen, nachdem öffentlicher Ankläger und Vertheidiger gehört, Schöffen und Geschworene befragt und alle Instanzen erschöpft sind. Dem Arzte indessen wird Leben und Gesundheit eines Menschen anvertraut, ohne daß eine Aufsicht von anderer Seite stattzufinden braucht. Wie oft kommt es vor, daß er im Augenblicke eine lebensgefährliche Operation vornehmen oder einen Menschen in schmerz- und bewußtlosen Zustand versetzen muß! Daher sollte auf die Ausbildung des Charakters gerade bei den Medicinern besonderer Werth gelegt werden. Es schlüpft ja Mancher durch das Staatsexamen, der über mäßige Kenntnisse und Fertigkeiten verfügt; wenn er dann wenigstens so viel moralischen Sinn besitzt, daß er in allen ihm unsicheren und schwierigeren Fällen einen erfahrenen Collegen oder ein gutes Buch zu Rathe zieht, so wird er weniger Unheil anrichten als mancher unter den Aerzten wandelnde Bücherschrank der Gelehrsamkeit.

Den Meisten wird ihre Verantwortlichkeit erst in der Praxis selber klar. Noch als poliklinische Praktikanten und Krankenhausassistenten verkennen sie oft den Ernst ihres Berufes, weil sie nicht ganz auf sich angewiesen sind. Aber später kommt die Zeit, wo sie zu jeder Tages- und Nachtstunde, bei körperlichem Unwohlsein oder seelischer Mißstimmung bereit sein sollen zu selbstständigem und verantwortungsvollem Handeln. Um unter diesen Umständen nicht leichtsinnig oder unlustig zu werden, dazu gehört ein starker und in den Lehrjahren wohl vorbereiteter Charakter. Denn die Verführung ist sehr groß, daß man die Kranken oberflächlich und nach einem allgemeinen Schema behandelt oder sich ihnen überhaupt entzieht, sobald eine Entschuldigung möglich ist. Dem Arzt kann man eben nicht so leicht nachrechnen wie anderen Menschen, und das ist bequem für einen Charlatan, aber traurig für einen ehrlichen Kerl. „Schaffe Dir ein Gewissen an," ruft Sonderegger dem Arzte zu, „das sich von Niemandem besänftigen läßt und für Wissenschaft und Ehre und Barmherzigkeit gleichmäßig empfindlich ist." Erwirb es Dir aber schon auf der Universität, möchte ich hinzufügen.

Abstumpfung und Verflachung hat vielleicht am meisten der Landarzt zu befürchten, da er der collegialen Unterstützung und den Fortschritten der Wissenschaft ferner steht als sein bevorzugter Berufsgenosse in der Stadt. Es ist ihm versagt, einen Theil seiner Last auf die Schultern von Specialisten zu schieben und eine Arbeitstheilung durchzuführen. Andererseits wird er dadurch zu einer Concentration und moralischen Energie genöthigt, die es wünschenswerth erscheinen läßt, daß möglichst viele Aerzte ein paar Jahre ihres Lebens auf dem Lande prakticiren. Doch gleichviel, ob in Millionencentren oder in kleinen Städten oder in Dörfern —

jeder Arzt steht vor der Gefahr der Unempfindlichkeit, der kleine Bauern-doctor so gut wie der berühmte Universitätsprofessor.

Der Werdeproceß ist deutlich. An fast jeder Leistung des praktischen Arztes ist das Gemüth unmittelbar betheiligt; es wird daher durch diese wiederholte Inanspruchnahme leicht stumpf werden. Abhärtung ist aber noch nicht Verhärtung. Der Patient erwartet von seinem Helfer eine gewisse Unempfindlichkeit, die allein ihn in manchen Fällen zur ruhigen Untersuchung befähigt; deshalb braucht das Mitgefühl des Arztes nicht erstorben zu sein. Alle Handlungen des echten Jüngers der Heilkunde sind vielmehr von der innigsten Nächstenliebe getragen. Mit Recht spricht Simpson*) dem wahren Arzte den Charakter des reinen Wohlwollens zu. Und was er weiter aus einem anderen Munde anführt, überhebt mich der Trefflichkeit des Gesagten wegen jedes eigenen Versuchs. „Geht," führt er an, „in die Behausungen der Kranken und Verlassenen, wo immer es Krankheit oder Elend giebt, dort werdet Ihr einen Arzt in der Ausübung seiner herrlichen Kunst finden, sich unverdrossen, willig und unerschrocken jenen widmend, welche Armuth oder Laster oder Ansteckung jedes Freundes beraubt haben. Oder folgt ihm zu den Kranken der höheren Klassen, und Ihr werdet ihn dort als den Freund und redlichen Rathgeber von Personen finden, welchen es nur selten gegönnt ist, die Wahrheit aus eines Anderen Munde zu hören — wie er Trost und Hoffnung bringt dem Kranken, das scheidende Leben weckt, den sinkenden Geist aufrichtet und ihn kräftigt gegen die Rückwirkung von Krankheit, welche sonst den Philosophen des Muthes, den Christen seines Trostes zu berauben vermag."

Nach allem Gesagten dürfen wir es als eine Anforderung an den Charakter des Arztes bezeichnen, daß er die rechte Mitte halte zwischen Hartherzigkeit und Empfindsamkeit. Auf der einen Seite ist Seelenstärke nöthig, um trotz der Klagen der Kranken energisch handeln zu können, auf der anderen Seite muß aus jedem Wort und jeder Bewegung das hervorströmen, was Shakespeare so nachdrücklich „die Milch der menschlichen Güte" nennt. Allmählich vertieft sich das Humanitätsgefühl des Arztes derart, daß er in dieser Richtung erziehlich wirken kann. Die Kranken und Elenden hält er aufrecht durch sein sittliches Vorbild, und in seinem ganzen Kreise übt er den Einfluß sittlicher Bestimmtheit aus. „Alle seine Ideale finden hier ihr Ziel und ihre Vollendung. In dem andauernden Kampfe mit Unglück und Leiden, in den erschütternden Bewegungen des Tages, in der steten Sorge einer verantwortungsvollen Stellung erschließt sich ihm die Tiefe des Gemüthes, und durch seine fortwährende Bereitschaft, alle seine Kräfte einzusetzen, zu jeder Zeit und unter allen Umständen, gewinnen seine Lebensanschauungen an Ernst und Bedeutung. Dem entsprechend entwickeln sich seine Vorstellungen zu einer sittlichen Stetigkeit, Keuschheit und inneren

*) Simpson, Physicians and Physic, Edinburgh 1857. S. 30.

Wahrheit, verbunden mit Milde, Duldung der Schwächen Anderer und eigener Bescheidenheit." (Brinkmann)*).

Die Humanität des Arztes, die wir bisher als Hauptmerkmal seines Charakters kennen gelernt haben, wird sich in vielen einzelnen Fällen zeigen. Gesetzt, es sei ein neues und nicht ungefährliches Mittel gegen eine bestimmte Krankheit von hervorragender Seite empfohlen. Der besonnene und moralisch feste Arzt wird es nur anwenden, wenn er sicher sein kann, weder dem Kranken noch dessen Angehörigen noch der Gesellschaft im Ganzen damit Schaden zuzufügen. Er wird sich von dem biblischen Grundsatz leiten lassen: „Alles nun, was Ihr wollt, das Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen." (Evangl. Matth. 7, 12.) Oder um es im Besonderen zu sagen: Kranke sind stets so zu behandeln, als ob man selber an ihrer Stelle wäre. Denn der Arzt täusche sich darüber nicht: der Patient versteht zwar meistens Nichts von dem wissenschaftlichen Werth der Behandlung, aber er beurtheilt sehr genau den Charakter seines Helfers. Liebe weckt Liebe; wo Liebe ihn umfängt, da ist der Leidende zugänglich für alle Rathschläge und von jener stärkenden Hoffnung erfüllt, die einen der wesentlichsten Heilfactoren abgiebt. An diesen Vortheil für den Arzt knüpft sich ein geradezu geschäftlicher. Die Praxis hebt sich bekanntlich durch Empfehlungen. Je mehr nun der Kranke geneigt ist, alles Gute auf Rechnung des Arztes, alles Schlechte auf das Conto der Krankheit zu setzen, desto wärmer wird er „seinen Doctor" empfehlen, ohne daß dieser systematisch den Kundenfang zu betreiben braucht. So kann der humane Arzt manche Freude in und an seiner Thätigkeit haben: an der Geduld des Patienten und an ihrer Leistungsfähigkeit, die indessen — Gott sei's geklagt — dann am größten zu sein pflegt, wenn alle Hilfe zu spät kommt. Tagtäglich erleben wir es ja: alle Welt redet von vorbauender Medicin, aber Niemand honorirt sie!

Es giebt weiterhin Fälle, in denen der Arzt nicht durch seine Kunst, sondern allein durch seine Persönlichkeit wirkt. Unter solchen Umständen sind Menschenfreundlichkeit und Moralität nicht zu entbehren. Häufig nehmen die Kranken ihre Zuflucht zum Geistlichen, weil sie in ihm jene Ruhe und Sittlichkeit finden, die dem religiösen, von der Güte der Vorsehung durchdrungenen Gefühle entspringt; würde der Arzt die Charaktereigenschaften des Seelsorgers zeigen — ganz abgesehen von der Grundlage des Glaubens — so würde er ebenso willkommen sein am Lager des Todtkranken. Er könnte sich auch leichter das Zutrauen seiner Patienten erwerben, als es wohl sonst geschieht. Und das Vertrauen des Kranken ist Goldes werth. Der Arzt, der dies besitzt, braucht nicht allzu ängstlich jedes einzelne Wort abzuwägen, kann mit Sicherheit die nöthigen Maßnahmen

*) Im Grunde genommen ist ja auch die Aufgabe des Arztes rein sittlich. Er hat das Leiden zu bekämpfen, das die Sprache mit dem Worte „Uebel" als etwas Böses kennzeichnet. Ich möchte damit blos andeuten, wohin die philosophische Vertiefung führen kann, ohne daß sie in den Fehler Heinroth'scher Lehren zu verfallen braucht.

vornehmen und befindet sich den Angehörigen gegenüber in der besten Stellung.

Unter den Charaktereigenschaften, die sonst noch zu erwähnen wären, stehen Geduld und Heiterkeit oben an. Es ist kein leichtes Werk, den oft so thörichten Klagen und Fragen des Patienten Stand zu halten. Man muß in gewissen Fällen über den Menschen stehen, um nicht aus der Haut zu fahren. Selbst ehrenrührige Anschuldigungen seitens der Patienten hat der Arzt manchmal herunterzuschlucken; er hat zu gewärtigen, daß der durch aufopfernde Mühe der Genesung zugeführte Kranke im letzten Augenblick zu einem Anderen läuft, der nun ohne Schwierigkeit die Garben einheimst. Solchen Widerwärtigkeiten gegenüber ist ein undurchdringlicher Panzer aus Geduld von Nöthen. Aber nicht jene mürrische Geduld wollen wir, der man das Erzwungene ansieht, sondern eine von Heiterkeit erfüllte Duldsamkeit. Der freundliche Glanz der Augen und die unbewölkte Stirn sind geradezu Erfordernisse des guten Arztes. Sie dürfen ihn nicht verlassen, auch wenn Unannehmlichkeiten ihm in den Weg kommen, z. B. Jemand aus der Umgebung des Kranken Vorschläge zur Behandlung macht.

Bereits oben sind zwei fernere Charaktereigenschaften des Arztes erwähnt worden, die eine eingehende Würdigung verdienen. Zunächst die Vorsicht. Außer in der eigentlichen Behandlung sollte sie in allen Urtheilen des Arztes hervortreten. Er überlege es sich gehörig, ehe er eine aus der Mode gekommene oder eben modern werdende Art der Therapie verdammt, denn tausendfältige Erfahrung lehrt, daß in den meisten Verfahrungsweisen ein richtiger Kern enthalten ist. Gerade dadurch, daß er sich selber frei von Vorurtheilen zeigt, kann er am wirksamsten die Vorurtheile seiner Clientel bekämpfen. Er sei sparsam mit Urtheilen über die Collegen und lasse sich niemals einen harten Ausdruck zu Schulden kommen. Er bewahre endlich die Vorsicht in Diagnose und Prognose. Merkliche Irrthümer nämlich wecken das Mißtrauen des Kranken und haben dadurch zur Folge, daß häufig der wahre Zustand des Patienten dem Arzte verborgen bleibt, daß ihm — um ein vielfach humoristisch ausgemünztes Beispiel zu nehmen — gewisse Symptome als die Wirkungen von Arzneimitteln erscheinen, die gar nicht eingenommen waren.

Zuzweit sei der Selbstbeherrschung gedacht. Altrömische Weisheit lehrt, daß man Andere nur beherrschen kann, wenn man sich selbst zu beherrschen weiß, und sibi imperare maximum est. Wer also Einfluß auf seine Patienten gewinnen will, halte vor Allem sich selbst im Zaum. Wie können Mahnungen zur Mäßigkeit fruchten, wenn der Arzt „immer noch Einen trinkt"! „Ertappt Sie," sagte Liehrsch*) seinen Hörern, „Ihr Kranker auf einer Unmäßigkeit, einer bösen Neigung, dann schwindet mit der Achtung

*) Liehrsch, Bilder des ärztlichen Lebens oder die wahre Lebenspolitik des Arztes. Berlin 1852, S. 5, 64, 162 ff., 312.

der moralische Eindruck, den Sie auf seine Seele wie auf seinen Körper machen.“ Es ist ja so menschlich, zu denken: was der Arzt thut, kann mir auch Nichts schaden! Auf diese Weise aber geht das gegenseitige Vertrauen verloren, das auf sittliche Ansprüche begründet sein muß. Es wird dann jenes freie und stillschweigende Bündniß zerrüttet, wonach der Arzt sein Bestes thut und der Kranke in Treue es aufnimmt.

Daher haben auch die größten praktischen Erfolge Männer erzielt, die sich durch ihren Charakter auszeichneten. Es sei an Werlhof erinnert, für dessen Genesung Tausende in den Kirchen Hannovers beteten, und an Selle, dem Friedrich II. es bezeugt, daß er ihn, den König nicht anders behandelt habe als den Letzten und Aermsten im Volke. In Clausthal sprach man von Lentin noch fünfzig Jahre nach seinem Scheiden mit Ausdrücken schwärmerischer Verehrung; in Wien weiß man nicht genug von Peter Frank zu erzählen, der im höchsten Alter unermüdlich an das Krankenlager der Armen eilte und ebenso wie mit wirklichem Beistande schon durch den Trost seines Anblicks erquickte. Von Boerhaave rühmt Haller: „Es werden Aerzte kommen, die an Geist, an Gelehrsamkeit, an Erfahrung ihm gleichen, — ein edleres Herz wird niemals gefunden werden.“ Solche Aerzte waren nicht Miethlinge, die um des Nutzens willen prakticirten, sondern sie erfüllten ihren Beruf im edelsten, das heißt sittlichen Sinne. Da die Heilkunst in der Menschenliebe wurzelt und zu ihrer Ausübung Selbstverleugnung und Erhebung des Gemüthes verlangt, so kann nur ein rein moralischer Mensch Arzt im wahren Sinne des Wortes sein. Alsdann aber decken sich innerer Beruf und äußere Thätigkeit in seltener Weise. Diese Harmonie hat Hufeland (Enchiridion S. 727) schön und deutlich bezeichnet, indem er von dem charaktervollen Arzte sagt: „Seinen Geist zu veredeln, seine Persönlichkeit dem Ganzen und einer höheren Welt aufzuopfern und Gutes um sich her zu verbreiten, so viel er kann, dies ist das Ziel seines Daseins; und wo kann er dies besser erreichen als in seinem Berufe, der ihm jeden Augenblick dazu Gelegenheit giebt, ja dazu zwingt, und der ohne Aufopferung des Egoismus und aller Anhänglichkeit an das Scheinbare und Irdische ganz unmöglich ist?“

Kenner der Kantischen Philosophie werden gegen diese Ausführungen den Unterschied zwischen Legalität und Moralität in's Treffen bringen: sie werden sagen, daß alle die genannten Eigenschaften fehlen können und doch so gehandelt werden könne, als seien sie vorhanden. Die humane und individualisirende Behandlung des Patienten braucht ja nicht aus dem Bewußtsein einer innerlichen Pflicht zu entspringen, sondern nur aus naheliegendem eigenen Interesse hervorzugehen: denn wenn der Doctor z. B. Nichts weiter thut, als dem Kranken ein Stückchen überflüssig gewordener gewucherter Schleimhaut in der Nase oder im Kehlkopf fortzuschneiden, „so bezahlt er natürlich dem Arzte kaum mehr dafür, als er Tags zuvor seinem Barbier gegeben, der ihm beim Haarschneiden den gleichen Dienst an

einer anderen Körperstelle erwiesen hat."*) Indessen auch eine solche egoistische Handlungsweise kann allmählich altruistische Bedeutung erlangen. Georg Simmel hat derartige Entwickelungsvorgänge im öffentlichen Geiste überzeugend nachgewiesen; Armensteuern und Findelhäuser sind aus dem Socialegoismus herausgewachsen, der lieber ein paar Opfer brachte, als das Proletarierelend überhand nehmen ließ; schließlich aber ist die Fürsorge für die Armen zum Selbstzweck geworden. So soll die anerzogene und anfänglich vielleicht egoistisch geübte Humanität des Arztes zum selbstständigen Mittelpunkt des Charakters sich gestalten. Von hier aus wird dann auch die erst kürzlich wiederentdeckte Wirkung ausgehen, die man „allgemeine Psychotherapie" nennen mag. Wenn nämlich unsere psychischen Thätigkeiten auf das körperliche Befinden einen entscheidenden Einfluß ausüben, wird die moralische Haltung des Arztes auf dem Umwege durch die Seele des Patienten dessen Gesundheitszustand fördern können.

Schon dem Gesunden gegenüber hat der Arzt Besonnenheit und Güte nöthig. Kerngesunde Menschen mit urwüchsiger Freude am Leben sind heutzutage selten; die Meisten neigen etwas zur Hypochondrie. Zeigt sich nun der Arzt selber verstimmt und bei jeder Kleinigkeit ängstlich, so wird die nervöse Furcht von ihm sich auf seine Umgebung übertragen. Ein solcher Arzt kann einem Scheinkranken unbewußt Krankheiten erst hinein- und dann wieder herausexaminiren, darauf objectiv diognosticiren und behandeln. Deshalb wird jeder Mediciner auch sehr vorsichtig mit den im Verkehr so oft von ihm erbetenen Aufklärungen und mit der Veröffentlichung „populärer Darstellungen" sein. Es gehört zu seinen moralischen Pflichten, daß er überall vor Hypochondrie warnt und schützt, damit unser Geschlecht nicht noch mehr verweichliche und sich wirkliche Leiden künstlich anzüchte. In der That kann die Macht des Geistes Krankheiten erregen und heilen, tödten und lebendig machen; wie oft sind Leiden durch Angst und Furcht befördert, durch Freude und Erhebung gelindert worden! Das sollte der Arzt nicht vergessen und darnach stets sein Verhalten einrichten. Die Natur selber bietet ihm Hilfsmittel dar, die er in keinem Lehrbuche verzeichnet findet und die ihm, dem wahren Naturarzte**), seine Aufgabe unendlich erleichtern. Noch bequemer ist's freilich mit der Receptirkunde, dem goldenen Faulbette des gedankenlosen Arztes — aber wer etwas auf sich hält, wird nur im Nothfalle zu den Zaubermitteln greifen.

Jüngere Aerzte pflegen sich um eine solche Haltung zu bemühen, wie wir sie bisher als Grundlage für die eigentliche Psychotherapie geschildert haben. Aeltere Berufsgenossen dagegen, deren Ansehen schon völlig gegründet ist, verlieren häufig an Gefälligkeit und Leutseligkeit, weil sie derlei „ge-

*) Martin Mendelsohn, Aerztliche Kunst und medicinische Wissenschaft. 2. Aufl. Wiesbaden, 1894, S. 35.

**) Der sogen. Naturarzt ist der unnatürlichste von allen, weil er die ganze Welt auf eine kleine Specialität (Wasser oder dergl.) zuspitzt.

sellschaftliche" Tugenden nicht mehr nöthig zu haben wähnen. Freundlichkeit und unermüdete Aufmerksamkeit sind indessen für den Arzt mehr als angenehme Eigenschaften, sie sind Ingredienzien seiner Wirksamkeit und deshalb auch dem Berühmtesten unentbehrlich. Bei Manchen spricht wohl auch der Wunsch mit, eine unumschränkte Gewalt über ihre Patienten zu haben; deshalb zeigen sie durchweg Strenge und rühmen sich ihrer Autorität. Doch allzu scharf macht schartig. Wenn der Arzt eine kluge Mäßigung seiner so schwer zu befolgenden Vorschriften walten läßt, kommt er weiter, als wenn er durch rigorose Maßnahmen das Zutrauen seiner Clienten verscherzt. In gewissen Fällen natürlich verlangt gerade das Temperament des Kranken die äußerste Strenge von Seiten des Arztes, und hier wie so oft muß die Entscheidung dem Tacte des Einzelnen überlassen bleiben. Nur auf zwei Punkte sei ausdrücklich hingewiesen: niemals treibe man den Stolz so weit, daß man Vorschläge des Kranken und seiner Angehörigen über die Behandlung ungehört ablehne. Auch den geschicktesten und erfahrensten Praktiker kann ein solcher Vorschlag auf Etwas bringen, was ihm vielleicht noch nicht eingefallen war, und vor allen Dingen: Jedermann hat ein natürliches Recht zu sprechen, wenn sein oder seines Freundes Leben in Gefahr ist.

Der zweite Punkt betrifft den ärztlichen Trost. Der Leidende will Hilfe oder wenigstens Trost haben. Billroth erzählte, er habe früher oft darüber gespöttelt, wenn Oppolzer in den verzweifeltsten Fällen dem Patienten gratulirte, wie gut er aussähe, und dann im Uebergang zum nächsten Bette sagte: Miserrimus! mox morietur! Jetzt aber verstehe er sehr wohl, daß man nicht nur die medicinischen Wissenschaften in ihrer oft entsetzlichen Nacktheit, sondern auch die Methodik der ärztlichen Kunst und der ärztlichen Humanität lehren solle. Der Arzt muß es eben verstehen, Trost zu spenden. Er kann es mittelbar thun, indem er das Gemüth des Kranken von seinen gegenwärtigen Leiden und von den traurigen Aussichten in die Zukunft ablenkt, indem er heitere Bilder emporzaubert oder auf das Schicksal noch Bemitleidenswertherer verweist. Unmittelbarer Trost ist nützlich, wenn die Krankheit langsam verläuft oder Gefahr droht. Man kann an den einzelnen Symptomen auch dem argwöhnischen Kranken die geringe Gefährlichkeit seines Leidens anschaulich machen oder man sagt ihm, die Krankheit sei erst dann bedeutend, wenn ein bestimmtes Symptom auftrete — nur muß man gewiß sein, daß es thatsächlich nicht auftreten wird. Durch solche Täuschungen gelingt es, dem Dahinsiechenden das Labsal der Hoffnung zu bewahren. Vortrefflich wirkt der Hinweis auf Andere, die aus denselben Nöthen zu voller Gesundheit genesen sind, oder der Hinweis auf frühere Stadien der eigenen Krankheit, in denen die Beschwerden größer waren. Doch wozu noch Einzelnes aufzählen: ein jedes Wort aus dem Munde des Arztes soll ja ein Wort des Trostes sein! Vor ihm liegt die Seele des Menschen ebenso aufgeschlagen wie das große Buch der Natur!

An einen solchen Arzt — und damit kehren wir an den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen überhaupt zurück — kann und wird der Kranke glauben. Der Glaube aber hilft, der Glaube nämlich an die Einsicht, Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit des Arztes. Wenn ein Kranker diesen unbedingten Glauben besitzt, dann hat er Trost und Ruhe, Kraft und Geduld in sich; er befindet sich in einer richtigen und günstigen inneren Stellung zur Krankheit selber. Jeder Arzt aber, der etwas schärfer beobachtet, weiß, was dies besagen will: er weiß, daß nunmehr die therapeutischen Einwirkungen gleichsam die rechten Stellen treffen und die günstigsten Bedingungen zur Genesung vorliegen. Diese Stimmung des Patienten erzielt man vielleicht am sichersten, wenn man sorgfältig individualisirt und auf alle Eigenheiten des betreffenden psychophysischen Organismus Rücksicht nimmt. Die Hauptkunst bei der Behandlung besteht doch darin, die Krankheit möglichst zu generalisiren, den Kranken möglichst zu individualisiren und jedenfalls Beides, die schattenhaft-geheimnißvolle Krankheit und den körperlich-wirklichen Kranken fein säuberlich von einander zu scheiden.

Wem diese Anschauungen abergläubisch vorkommen, dem möchte ich einige Sätze Rudolf Virchows entgegenhalten als eines Mannes, der dem Verdacht des Mysticismus am wenigsten ausgesetzt ist. Vor langen Jahren hat Virchow einmal von zwei damals modernen medicinischen Richtungen gesagt: „Beide haben sie dieses Gefühl der Unfehlbarkeit und Sicherheit, welche dem Empirismus in seinen roheren Formen fast überall anklebt und welche die Masse so leicht besticht; Beide erkennen sie neben ihrer Untersuchungsmethode Nichts mehr an. Der menschliche Leib verallgemeinert sich in ihren Händen, und das Individuelle wird als ein Aberglauben abgestreift. Wie es das Wesen des Absolutismus überall ist, daß er den Respect vor der Persönlichkeit verliert, weil unter seiner Behandlung Alles niedergedrückt wird, so wollen auch diese Neuerer Nichts mehr von den Eigenthümlichkeiten des Einzelnen wissen, auf welche sich die alten erfahrenen Aerzte so viel zu Gute thaten . . . Die exacte naturwissenschaftliche Therapie möge es uns verzeihen, wenn wir uns nicht scheuen, die Schmähung über uns ergehen zu lassen, und wenn wir zugestehen, daß wir in diesem Punkte den ‚Mysticismus' für das Resultat einer vorurtheilsfreien Naturforschung halten"*).

*) Außer den erwähnten Schriften sind von uns benutzt worden: Virchows Arch. f. pathol. Anat. VI, 27, Berlin, 1851; Gregory, Vorlesungen über die Pflichten und Eigenschaften des Arztes S. 10 u. 27 ff., Leipzig, 1778; Sachs, Ueber Wissen und Gewissen, Reden an Aerzte, S. 299 ff. Berlin, 1826; Rokitansky, Zur Orientirung über Medicin und deren Praxis, S. 29 ff., Wien, 1858; Billroth, Aphorismen, S. 9, Wien, 1884; Sonderegger, Vorposten der Gesundheitspflege, S. 524, Berlin, 1892; Ottomar Rosenbach, Grundlagen, Aufgaben und Grenzen der Therapie, Wien, 1891.

Die fridericianische Armee.

Von

Konrad Wutke.

— Breslau. —

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges hatten die Unzulänglichkeit des verrotteten Lehnssystems wieder auf's Grellste vor Augen gestellt, und diejenigen Fürsten in Deutschland, welche ihres Thrones und ihres Landes in diesen drangvollen Zeiten nicht verlustig gehen wollten, gezwungen, anstatt der bisher üblichen Leibwache mehr oder minder große stehende Truppenmassen zu ihrem und ihrer Unterthanen Schutz zu halten. Auch in Brandenburg nahm der schwache Kurfürst Georg Wilhelm einen Anlauf dazu; hausten doch in seinen rheinischen Besitzungen Niederländer und Spanier, in den Kurlanden Schweden und Kaiserliche, und waren doch auf das Herzogthum Preußen mit seinen werthvollen Häfen Schweden und Polen gleich lüstern. Um die Zukunft des brandenburgisch-preußischen Staates zu sichern, war vor Allem nothwendig, daß der Träger all' der brandenburgischen Rechte und Ansprüche auch Herr im eigenen Hause sei, zunächst vornehmlich gegen außen hin. Deshalb ging Kurfürst Friedrich Wilhelm unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1. Decbr. 1640) mit aller Energie daran, sich ein nur ihm ergebenes, nur von ihm abhängiges und dabei stets schlagfertiges Heer zu schaffen. Seine Thatkraft, verbunden mit weiser Sparsamkeit, verstand trotz aller Hemmnisse, welche die Entvölkerung seiner Lande und der Widerstand seiner Stände einerseits, wie die Ränke äußerer Feinde andererseits bereiteten, aus den wenigen von seinem Vater ihm hinterlassenen Compagnien, welche zudem neben ihrem Kurfürsten auch dem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatten, allmählich eine Truppenmacht heranzubilden, mit welcher Freund und Feind

wohl zu rechnen hatten. Die erste Probe bestand das neu in's Leben gerufene Heer in den schwedisch-polnischen Kämpfen; in der Schlacht bei Warschau vom 27. bis 30. Juli 1656 erhielt es seine Feuertaufe, die Souveränität Preußens 1660 im Frieden zu Oliva war das erste Ergebniß brandenburgischer Tapferkeit.

Nur den Erfolgen seiner Waffen hatte Friedrich Wilhelm diesen Gewinn zu danken, um so mehr Grund für ihn, an dem Ausbau seiner Truppenmacht unermüdlich weiter zu arbeiten. Allerdings erforderte es viele Jahre rastloser Thätigkeit, ehe die entarteten Söldnerschaaren der Epoche des dreißigjährigen Krieges „zu einer nationalen, volksthümlichen und doch eine vielgestaltige Arbeitstheilung einschließenden Heeresverfassung" emporgehoben werden konnten. Nur Schritt für Schritt hat sich dies erreichen lassen, und es bedurfte der unausgesetzten Wachsamkeit des scharfen Herrscherauges, um die tief eingewurzelten Rohheiten und Schlechtigkeiten der Soldateska aus den Zeiten der Verwilderung nicht wieder aufleben zu lassen. Nur die schärfste Disciplin konnte hier durchgreifend wirken, damit der Söldling auf dem ihm zugewiesenen höheren Standpunkte seines Berufes sich zu erhalten vermöge; Furcht mußte seine schlimmen Begierden zügeln, auf daß er ein brauchbarer Soldat werde. Aber in wachsendem Maße fanden sich unter Friedrich Wilhelms Fahnen auch Diejenigen ein, welche ein ideales Bewußtsein, ein höheres Gefühl für den Beruf des Soldaten in edlerem Sinne mitbrachten, immer zahlreicher strömten die Landeskinder unter die Fittiche des kühn aufstrebenden Hohenzollernaars. In der Armee ihres großen Kriegshelden fanden sich die waffentüchtigen und waffenliebenden Söhne der bisher nur durch Personalunion verbundenen heterogenen Bestandtheile des brandenburgischen Staatsgefüges zusammen, hier lernten sie die Idee eines einzigen preußischen Staates verstehen und würdigen: der Name der „preußischen" Truppen als Einheit kam in jenen Tagen auf. Der Fürst, der „einzig und allein gut reichisch" sein wollte und zuerst, aber auch fast allein sich der Uebermacht Ludwigs XIV. bei dessen Raubkriegen im Bewußtsein der guten Sache entgegenwarf, führte seine Schaaren zum Siege bei Fehrbellin über die verhaßten Schweden (1675) und brachte den Deutschen zum Bewußtsein, daß der Traum von des Reiches Macht und Herrlichkeit nur unter brandenburgischer Führung zur Wahrheit werden könne. Sein tief religiöses Gemüth, sein weitblickender Geist, sein ausgeprägtes Herrschergefühl pflanzten den Soldaten weit mehr, als auch die härtesten Militärgesetze vermocht hätten, Scheu und Ehrerbietung vor dem Willen ihres Kriegsherrn ein, aber andererseits brachte des großen Kurfürsten Leutseligkeit, sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Milde sich auch die Herzen seiner Soldaten wieder näher. Der Wunsch des Deutschen, zu seinem Herrscher emporblicken zu können und doch ihm menschlich nahe sich fühlen zu dürfen, diese für ein monarchisches Staatsgebilde unentbehrlichen Imponderabilien gaben dem Organismus des

preußischen Heeres einen idealen Schwung und eine Lebensfähigkeit, welche die Regierung auch eines schwachen Herrschers wohl zu überdauern vermochte.

Friedrich Wilhelm hinterließ seinem Erben eine Armee von 27 000 Mann. Des Kurfürsten Friedrichs Streben, der thatsächlich erworbenen Machtstellung auch das äußere Gepränge, die Königskrone, hinzuzufügen, führte ihn dazu, seine Mittel und Kräfte über sein Vermögen in den Dienst des Kaisers zu stellen, von welchem allein nach der herrschenden Ansicht die Verleihung dieser Würde ausgehen konnte. Friedrich selbst war kein Krieger, seine Truppen lernten ihn nicht kennen, vor Allem nicht lieben. Kein Wunder, wenn der ideale Schwung, welcher die Sieger von Fehrbellin getragen hatte, allmählich wieder dahin schwand, die preußischen Truppen das wurden, was die Soldschaaren der übrigen deutschen Fürsten lediglich auch waren: Miethstruppen. König Friedrich I. fehlte es keineswegs an Ideen, wollte er z. B. doch neben dem stehenden Heer ein geordnetes allgemeines Aufgebot in's Leben rufen, wie es sein großer Vater bereits geplant hatte, also im Grunde genommen die allgemeine Wehrpflicht einführen; aber es mangelte ihm an Macht und an Stetigkeit, den Plan auszuführen. Während die Truppen des mächtigsten Fürsten im Reich für habsburgische Hausinteressen fern von den Wurzeln ihrer Kraft auf welschem Boden bluteten, allerdings auch dank ihrer Disciplin und Tüchtigkeit den Ruhm der preußischen Waffen weithin erstrahlen ließen, während der jüngst gewordene König im Westen und Süden „Krieg ohne Politik" trieb, mußte er dagegen im Osten „Politik ohne Krieg" treiben. Das Lebensinteresse des preußischen Staates drängte zur Ostsee; im Ringen zwischen Schweden, Dänen, Polen und Russen um die Vorherrschaft, um das dominium maris baltici, mußte das vom Großen Kurfürsten geschliffene, schneidige Schwert den Ausschlag geben und die alte deutsche Obmacht der Hansa wieder herstellen. Die begehrlichen Augen des russischen Zaren Peter schauten auf das in schwedischen Händen befindliche Stettin, für das der Große Kurfürst gern alle seine Erwerbungen und Erbansprüche dahin gegeben hätte; russische Brutalität heischte in Berlin ungestüm die erforderlichen Kanonen, um dieses Bollwerk Pommerns zu Falle und in russischen Besitz zu bringen — und die Armee, welche allein die richtige Antwort hätte geben können, focht Hunderte von Meilen auf fremder Erde.

Da stieg König Friedrich Wilhelm auf den Thron (25. Februar 1713), in Gesinnung und Thatkraft seinem Großvater ähnlich, der „deutscheste" Mann seiner Zeit. Er rief seine Truppen zurück, und das allein schon bewirkte, daß die nordischen kriegführenden Mächte Preußen in ihre politische und militärische Erwägung zogen. Die nächste Folge war, daß Stettin in preußischen Besitz kam. Dies waren aber auch für das nächste Menschenalter die einzigen blutigen Lorbeern, die die preußischen Truppen im Kampfe für Preußens Weiterentwicklung erringen durften. Abhold jeder kriegerischen Verwickelung, widmete König Friedrich Wilhelm seine

ganze Thätigkeit in unermüdlicher Sorgfalt dem inneren Ausbau seines Staates. In der Erkenntniß, daß Preußen einzig aus sich selbst die Mittel schöpfen müsse, um eine Armee zu gestalten, die des Staates Selbstständigkeit zu vertheidigen vermöchte, schuf er, indem er gleichzeitig die Finanzen auf's Beste ordnete und die Bedürfnisse des Staates auf eigene Füße stellte, eine Achtung gebietende Militärmacht. Allein bevor ihm der Feind nicht auf dem Nacken saß, wollte er keinen Gebrauch davon machen; er war zufrieden, daß er jetzt die Unverletzbarkeit der Grenzen seines Staates durch seine eigene Truppenmacht zu sichern vermochte. Die Folge war Mißachtung. Die Preußen exerciren, aber schießen nicht, spottete man. Die „Berliner Wachtparade“ war bald in Aller Munde.

Dem König war es gelungen, eine schlagfertige Armee von 83000 Mann zu schaffen; Preußen war damit die viert- ja vielleicht die drittgrößte Militärmacht Europas geworden, während es auf Grund seiner Bevölkerungszahl erst die dreizehnte Stelle unter den Staaten einnahm. Die Rüstung aber war zu groß und schwer für diesen kleinen Körper. Das Interesse des Nationalwohlstandes, das System des Mercantilismus bestimmten Friedrich Wilhelm I. zeitweilig auf die Enrollirung von Inländern überhaupt zu verzichten, denn mit Recht glaubte er keinen einzigen steuerkräftigen Unterthan seiner Nahrung und seinem Gewerbe entziehen zu dürfen. Die erforderliche enorme Menge Soldaten ließ sich nun aber nicht so leicht aus nichtpreußischen Ländern zusammenbringen; die preußischen Werbeoffiziere mußten deshalb zu List und offener Gewalt greifen. An allen Ecken und Enden des deutschen Reiches erhoben sich denn auch bald die bittersten Klagen über diesen Menschenraub, und wiederholt sah sich der König gezwungen, seinen Werbern in scharfen Worten ihre Gewaltthätigkeiten zu verbieten. Die Offiziere wußten indessen recht gut, daß diese Verbote nicht ernst gemeint und nur politischen Erwägungen entsprossen waren. Allein diese Rekrutirung aus dem Auslande erwies sich bald als viel zu kostspielig und zugleich auch als ungenügend; es blieb nichts Anderes übrig, als wieder auf das Inland zurückzugreifen. Den einzelnen Regimentern wurden bestimmte Kreise zur Ergänzung ihres Bestandes angewiesen, die dienstfähige und dienstpflichtige junge Mannschaft wurde enrollirt und das Cantonsystem eingeführt, eine Einrichtung, die für die Geschicke Preußens von der größten Bedeutung war. Im Princip wurde der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht damit anerkannt, ließ auch die Praxis noch immer große Ausnahmen zu, welche dann unter Friedrich dem Großen immer weitere Ausdehnung gewonnen haben. Die ganze Wucht der Stellungspflicht fiel allerdings auf das flache Land, aber zum Segen des Staates, denn die unbedingte Herrschaft des Gutsherrn über seine Hintersassen wurde damit durchbrochen. Dem gemeinen Mann kam zum Bewußtsein, daß auch er ein Mitglied des Staates sei; der Dienst im Heere wurde damit ein mächtiger Hebel zur Volkserziehung, und des

Königs Rock gab dem Stellungspflichtigen bald auch höheres Selbstbewußtsein. Ein zweiter, nicht minder wichtiger Schritt in der Umgestaltung des preußischen Heeres geschah dadurch, daß der König seinen noch vielfach frondirenden Landadel in einen ihm treu ergebenen Schwertadel umwandelte, dessen erster Offizier er selbst war; das Ehrgefühl seines Offiziercorps zu heben, war seine vornehmliche Sorge, und das ist ihm auch gelungen. Friedrich der Große trat das Erbe seines Vaters mit allen seinen Consequenzen an. Der „Querpfeifer und Poet", wie Friedrich Wilhelm anfänglich seinen Erstgeborenen gescholten, hat die Grundlagen der Staatsverwaltung, der Behördengliederung, der Heeresverfassung unverändert gelassen, sie aber vermöge seines mächtigen Genies bis zur vollsten Entwickelung gebracht. Mit- und Nachwelt haben Friedrich dem Großen unendlich viel zu danken; von ihm und seinem Wirken ist die geistige und politische Wiedergeburt Deutschlands ausgegangen, und die Preußen müssen in Liebe und Ehrerbietung zu diesem unvergleichlichen Helden emporblicken. Aber das darf auch nicht abhalten, wenn nun einmal die Weltgeschichte in Wirklichkeit die rückschauende Prophetin sein soll, auch den Maßstab der Kritik an sein Wirken zu legen. Gerade in unsern Tagen ist die Forschung über den größten Mann des vorigen Jahrhunderts unermüdlich thätig gewesen, seine bewundernswürdige Vielseitigkeit, die tausendfältigen Aeußerungen seines genialen Geistes unserer Kenntniß zu erschließen, so daß ein unbefangenes Urtheil, eine gerechte Würdigung der Persönlichkeit des großen Friedrich jetzt wohl möglich ist. Sein neuester, begeisterter Biograph, R. Koser, sieht sich doch zu der Aeußerung gezwungen: „Wo er an den Einrichtungen seines Vaters änderte, handelte es sich immer nur um einen Anbau, nicht um eine einheitliche Neuordnung." Demnach wäre Friedrich nicht schöpferisch thätig gewesen und hätte trotz seiner genialen Begabung dem preußischen Staate neue Bahnen nicht gewiesen. Der Herrscher Friedrich ist Zeit seines Lebens ein viel zu ausgeprägter Rationalist gewesen, als daß er dem Philosophen Friedrich Einfluß auf seine Entschließungen und sein Handeln verstattet hätte. Der Enthusiasmus des Denkens und des Handelns, beide gleich stark bei ihm ausgebildet, haben vielfach entgegengesetzte Wege eingeschlagen, und dies ist besonders auf militärischem Gebiete für Preußen später verhängnißvoll geworden.

Das von seinem Vater hinterlassene Heer, das er bald zu beispiellosen Siegen führen sollte, kennzeichnet Friedrich als Kronprinz in seinem „Antimacchiavell" in herben Worten: „Wen nimmt man zum Soldaten? Die Hefe des Volkes. Faulenzer, die lieber müßig gehen, als arbeiten, lüderliches Gesindel, das die Ungebundenheit im Soldatenrocke sucht, junge Taugenichtse, die daheim nicht gut thun und sich aus Leichtsinn anwerben lassen. Diese Leute hegen eben so wenig Neigung und Anhänglichkeit für ihre Herren als selbst Fremde. Bei allen unseren Heeren ist das Desertiren gang und gebe." Solches Material konnte allerdings nur durch die

strengste Disciplin, durch die härtesten Kriegsartikel zu brauchbaren Soldaten umgeschweißt werden, wenn es überhaupt gelang. Wie ein rother Faden durchzieht denn auch alle königlichen Erlasse das Gebot rücksichtsloser Strenge bei der Handhabung der Strafen zur Wahrung der Disciplin, aber nicht minder bezeichnend sind die vielfachen Generalpardons wegen Desertion. Zweifellos konnte bei dem größten Theil der Geworbenen nur Furcht der Antrieb zur Pflichterfüllung sein. Aber, wird man sich staunend fragen, wie hat mit solchen Truppen Friedrich der Große sieben Jahre hindurch dem Ansturm von halb Europa Stand zu halten vermocht? Nie hat sich sein Genie größer bewährt, als in den trüben Tagen, wo er fast allein noch Vertrauen auf die Zukunft hegte, während selbst seine Getreuesten zaghaft einzulenken riethen; Preußens Weltbestimmung hat damals allein auf Friedrichs Felsenfestigkeit geruht. Er eröffnete neue Quellen des Widerstandes, wenn schon Alles verloren schien, und seine Energie riß auch die Muthlosesten fort. In jenen Tagen hatte sich schon das feste Band zwischen dem großen königlichen Feldherrn und seinen Truppen geschlossen, das zum endlichen Siege verhelfen sollte. Ein tüchtig geschultes, zuverlässiges Offiziercorps war sein erster Rückhalt, dann aber war auch im gemeinen Mann zum guten Theil ein tiefer sittlicher Kern vorhanden. Gewiß besitzen wir viele Zeugnisse, daß der Soldat sich viel tüchtiger unter dem Commando seines Königs als unter dem seiner Generale schlug; viele Beweise aber haben wir auch, daß der Preuße, wenn auch den Augen seines unbesiegbaren Feldherrn weit entrückt, sich doch lieber in Stücke hauen ließ, als daß er Pardon angenommen hätte; die mächtige Triebfeder soldatischer Ehre riß auch den schlechten und widerwilligen Soldaten mit fort, die guten und tüchtigen Elemente im Heere zwangen die bösen, ihnen nachzueifern.

Friedrich verstand es sehr wohl, auf die Denkart des gemeinen Mannes, sei es auch durch ein derbes Scherzwort, einzugehen; die unzähligen Anekdoten, welche noch in unsern Tagen so überaus zahlreich im Munde des Volkes leben, beweisen am besten, in wie hohem Grade Friedrich die Gabe der Popularität besessen hat. Alle Schroffheiten und Härten schob man nicht ihm, sondern seinen Dienern zu. Das ist eben das beneidenswerthe Geschick eines volksthümlichen Herrschers. Auch der ärmste und elendeste Mann sonnte sich in dem Ruhme seines großen Königs. Menschenwürde im Kriegsdienste zu achten, vermochte trotz alledem Friedrich nicht; rücksichtslos preßte er die bei Pirna kriegsgefangenen Sachsen unter seine Fahnen. Der Rückschlag erfolgte bei Kollin, aber die Lehre, daß fremde, ihr Vaterland und ihr Herrscherhaus liebende Soldaten nicht ohne Weiteres preußische Truppen werden könnten, hat der König doch nicht gezogen. Auch zwang ihn die bittere Nothwendigkeit, die Soldaten dort zu nehmen, wo er sie fand. Nach der verlorenen Schlacht bei Breslau kamen von der in der Festung befindlichen preußischen Besatzung in einer Stärke von mindestens

4000 Mann, der ein Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt worden war, nur 479 Mann mit 129 Offizieren im Lager Ziethens an; von dem ganzen Regiment „Schultze“ z. B. sollen nur 10 Mann ausgezogen sein. Nun rückte der Sieger von Roßbach heran, und seine Zuversicht theilte sich auch den eben erst Geschlagenen mit. Der herrliche Sieg bei Leuthen gegen eine dreifache Uebermacht stärkte von Neuem die schon gesunkene Zuversicht der Soldaten auf ihren König. Die Anstimmung des Chorals „Nun danket Alle Gott . . .“ am Abend auf dem Schlachtfelde kennzeichnet die Stimmung des Heeres. Diese „Säulen“ des preußischen Heeres verschlang aber der langwährende Krieg. Immer schlechter wurde das Material, das Friedrich zu seinen ferneren Kämpfen zur Verfügung hatte, immer blutiger gestalteten sich die Schlachten; es galt, immer neue Heere aus dem Boden zu stampfen und immer noch einen Groschen mehr als der Feind in der Tasche zu haben, um demselben ein Paroli bieten zu können. Und Friedrich hielt es länger aus.

Zu Tode erschöpft war der Sieger, als müder Greis kehrte Friedrich in sein Sanssouci zurück. Der Gedanke an die Staatsraison aber gab ihm bald die Elasticität des Geistes und die alte Spannkraft wieder. Noch unter den letzten verhallenden Gewehrfeuern seiner Pelotons ging der große König daran, auf die Wunden, die der lange, schreckliche Krieg seinen Landen geschlagen, die heilende Hand zu legen. Gleichzeitig aber trug er auch Sorge, durch eine neue furchtbare Armada seinen Feinden die Lust nach einer Wiederholung des Waffenganges zu benehmen. Der Tod hatte unter seinen Schaaren schrecklich aufgeräumt. Ueber 4000 Offiziere hatte er eingebüßt. Nur wenige gemeine Soldaten, die mit Friedrich 1756 ausgezogen waren, brachte er aus den Feldlagern 1763 wieder heim; die Mehrzahl lag auf den blutigen Schlachtfeldern von Kollin, Zorndorf, Hochkirch, Kunersdorf, Torgau u. s. w. Der vom König aufgebrachte Ersatz stand zum größten Theil an Tüchtigkeit weit hinter seinen alten Veteranen zurück. Es waren ihrer nur noch vereinzelte, die, wie der Musketier Dominikus vom Regiment Nr. 9 in den Waffen ergraut, eine Zierde der friedericianischen Armee bildeten. Dieser schlichte Soldat, dessen Tagebuch erst vor Kurzem bekannt geworden ist, erzählt in seinen Aufzeichnungen in eindringlicher Weise, wie auch gerade der gemeine Soldat trotz Allem einen tief sittlichen Kern in sich trug, daß nicht allein die Furcht vor der Fuchtel oder der Kugel des Pelotonführers die Preußen zum tactmäßigen Anmarsch auf die Feinde vorwärts trieb, sondern daß auch andere ethische Momente im Heere bei Offizieren wie Gemeinen mächtig wirkten. Dieses gottesfürchtige westfälische Landeskind, mit Gewalt aus guten bürgerlichen Verhältnissen herausgerissen und zum Kriegsdienst in einem Heere gezwungen, welches so Viele umfaßte, von denen sich dieser Mann des ehrenfesten, guten Mittelstandes von Anfang an abgestoßen fühlen mußte, hält im Schlachtengewühl unter den größten Anstrengungen allen Verführungen der Werber gegenüber treu

und unentwegt zu der Fahne, der er geschworen, und ob auch viele seiner Kriegskameraden abtrünnig werden, so will er den Eid nicht brechen, sondern Gott und dem König treu bleiben und die Last tragen, so lange als Gott will, denn eine Last war für ihn das Kriegshandwerk vom Ausmarsch bis zur späten Rückkehr. Ein Capitän seines Regiments hat ihm folgenden Nachruf gewidmet: „Ruhe sanft, edler Dominikus, bis zum letzten großen Appell; alsdann empfange, was Deine tapferen und christlichen Thaten verdient haben. Heil dem König, Heil dem Lande, das lauter solche tapfere und christliche Soldaten hat, als Dominikus war; sein Andenken sei ein Vorbild und Nachfolge unsern Kindern!" Ehre auch dem Andenken eines solchen preußischen Offiziers, denn wer solcher Worte fähig war, der konnte auch nicht lediglich in dem Stocke den Antrieb für den preußischen Soldaten zur Pflichterfüllung erblicken. Und das preußische Heer durfte sich einer doch immerhin stattlichen Zahl solcher vornehm denkenden Offiziere rühmen, wie die Memoiren des Karl Wilhelm von Hülsen und vieler Anderer beweisen. Welch' anmuthenden Berichten über das gute Verhältniß zwischen dem Offizier und seiner Mannschaft begegnen wir in diesen Aufzeichnungen Hülsens, dessen Stolz es war, „eine außerordentliche Liebe" von seinen Untergebenen zu genießen. Daher dürfen wir auch dem Tagebuch des Capitäns Barsewisch vollen Glauben schenken, wenn dieser sich rühmt, daß ihm bei seinen „beschwerlichen Commandos auf den Vorposten, Wachten, während der Führung der Compagnie, überhaupt während des ganzen so äußerst beschwerlichen siebenjährigen Krieges" nie ein Mann weder von Inländern noch von Ausländern desertirt sei. „Ich heiße es Glück, aber zugleich kommt auch viel darauf an, daß der Offizier sich bei seinen Untergebenen Liebe erwirbt und ihnen alle mögliche Vorsorge zuwendet, zumal der gemeine Soldat einen so beschwerlichen Dienst hat, indem er oft von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens entblößt ist und zu Niemand als zu seinem Offizier mit seinen kleinen Bedürfnissen und Anliegen Zuflucht nehmen kann." Solchen Stimmen aus dem unmittelbaren Leben muß man lauschen, will man ein richtiges Bild vom Heere Friedrichs des Großen gewinnen. Stockschläge, Spießruthenlaufen, Krummschließen und andere harte, auch grausame Disciplinarstrafen spielten allerdings eine große Rolle, aber sie waren nicht ausschlaggebend im Heere. Mit solchen Mitteln allein hätten die Sieger von Roßbach und Leuthen nicht gezeugt werden, noch hätte Friedrich der Große das siebenjährige furchtbare Ringen gegen eine zehnfache Uebermacht siegreich zum Austrag bringen können. Wohlbegründet sind daher die vom früheren Reichskanzler Grafen von Caprivi s. Z. im Reichstage gethanen Aeußerungen: „Ich habe gesagt, daß die Leistungen der Armee Friedrichs des Großen nicht sowohl dem Stock zu verdanken gewesen wären, als vielmehr dem innern Verhältniß der Truppen zum großen König, der Verehrung der Liebe zu ihm. Die Gloria, die er hatte, unter der prosperirte der Soldat. Die Disciplin blieb dieselbe, der große

König war aber nicht mehr da, dieses Verhältniß der Liebe zwischen Feldherrn und Truppe war nicht mehr da, und damit kam Jena. Dieses Verhältniß der Offiziere aber zur Truppe zu erhalten, ist die erste Pflicht der Militärverwaltung bei jeder Vorlage, die sich auf die Disciplin der Truppe bezieht, und die Militärverwaltung kann und wird diese Pflicht nicht aus den Augen lassen."

Hier drängt sich uns die Frage auf: hat denn Friedrich der Große nichts von der Stimmung in seinem Heere vernommen, hat dieser geniale Feldherr denn nun nicht in der langen Friedenszeit nach dem Hubertsburger Frieden auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen sein Heer organisatorisch neu gestaltet? Wir müssen das leider verneinen. Die Ziffer seiner Armee hob er wohl, nicht aber ihr sittliches Niveau. Die vielen schlechten Elemente, welche schon vor dem großen Kriege unter den preußischen Reihen sich befunden und während des Verzweiflungskampfes im Uebermaß eingereiht wurden, verblieben beim Friedensschluß in Friedrichs Heer. Aber ihre Zahl fand nun auch während der langen Friedenszeit keine Verminderung. Im Princip hatte ja allerdings Preußen die allgemeine Wehrpflicht, und jedem Regiment war ein besonderer Cantonnementbezirk zur Ergänzung seiner Bestände an Mannschaften zugewiesen. Dieses Grundprincip der allgemeinen Wehrpflicht war indessen schon vordem vielfach durchbrochen worden, und nach dem Hubertsburger Frieden dehnte der König aus Rücksicht auf Handel und Wandel, um seinen producirenden steuerkräftigen Ständen die nothwendigen Arme nicht zu nehmen, die Exemtionen immer weiter aus. Befreit vom Waffendienst war der gesammte Adel, welcher dafür aber den weitaus größten Theil seiner Söhne als Offiziere an die Armee zurückgab; die Söhne zahlreicher Beamtenklassen; ja ganze Landschaften, wie Ostfriesland, Meurs u. s. w.; das schlesische Gebirge wegen des blühenden Leinwandhandels; ferner die Städte Berlin, Potsdam, Brandenburg, Altstadt, Magdeburg, Breslau, später auch Danzig und Thorn; endlich die zahlreichen Colonisten, welche Friedrich der Große in seine Lande zu ziehen wußte, und denen er bisweilen für mehrere Generationen volle Freiheit von der Dienstpflicht zusicherte. Damit schmolz die Zahl der Cantonpflichtigen erheblich zusammen und lastete fast ausschließlich auf der Landbevölkerung. Diese reichte nun bei Weitem nicht aus, und der Ersatz mußte durch Werbung im Auslande, wo auch ein mehr oder minder gewaltsamer Zwang unausbleiblich im Gefolge war, beschafft werden. Dies geschah durch die sogenannte Compagniewirthschaft. Während heute das Regiment eine Einheit bildet und im Oberst seine militärische und ökonomische Spitze hat, von dem allein aus Alles seine Leitung findet, bildete im preußischen Heere des vorigen Jahrhunderts die Compagnie, resp. Escadron die Einheit, und das Regiment war eine lose Verbindung von Compagnien resp. Escadronen. Der Capitän resp. Rittmeister hatte selbstständig die wirthschaftliche Oeconomie seines Truppentheils, und da

hiermit materielle Vortheile verbunden waren, so hatten auch die Bataillons- wie auch die Regimentschefs beinahe durchgängig um eben dieser Vortheile willen noch ihre besondere Compagnie. Da also die erforderlichen Bestände aus den Cantonnements nicht gedeckt werden konnten, so mußte zum Werbesystem gegriffen werden; die hierzu erforderlichen Gelder wurden dadurch gewonnen, daß den Compagniechefs gestattet wurde, außerhalb der Exercierzeit die Hälfte ihrer Mannschaft mit Einbehalt der für dieselben ausgeworfenen Gebührnisse zu beurlauben. Es ist erklärlich, daß der Chef, um größere Ersparnisse zu erzielen, die festgesetzte Zahl der Urlauber zu überschreiten, nicht selten eine verhängnißvolle Neigung zeigte, denn sein Gehalt an sich war gering bemessen, und bei den ihm auferlegten mannigfachen Verpflichtungen für Zulagen an Unteroffiziere und Gewährung von Freitisch an seine Lieutenants u. s. w. war der Compagnieinhaber auf seine bei der Beurlaubung und auch bei der Werbung gemachten Ersparnisse angewiesen.

Während des Krieges hatte der König selbst die Werbung in die Hand genommen, und auch sonst war der Verdienst, welchen die Chefs aus der Beschaffung der für ihre Truppe erforderlichen Bedürfnisse erzielten, vielfach in Wegfall gekommen. Aus edlem Pflichtgefühl, wofür uns der Major Tellheim in Lessings Minna von Barnhelm ein klassisches Beispiel giebt, oder in der Hoffnung, daß die folgende Friedenszeit Alles wieder gut machen werde, hatten viele Compagniechefs über Gebühr sich angestrengt und ihr eigenes Vermögen zugesetzt. Ihre Erwartung wurde getäuscht. Die vielfachen Mängel, welche die Compagniewirthschaft zeigte, waren selbstverständlich dem Könige nicht verborgen geblieben, und er wollte dem nach dem Kriege abhelfen, von jetzt an erhielten die Compagniechefs nur die Löhnung für zehn, bei manchen Regimentern allerdings für erheblich mehr Urlauber zurück. Eins vergaß aber der König, seine Capitäns für den erlittenen Ausfall ihrer Einkünfte durch Erhöhung des Gehalts zu entschädigen. War dies schon Grund genug, die Mißstimmung der Offiziere zu erregen, so war die ungleiche Vertheilung der Revenuen bei den verschiedenen Regimentern nicht geeignet, wie Courbière in seiner Geschichte der Brandenburg-Preußischen Heeresverfassung mit Recht urtheilt, den ungünstigen Eindruck zu verwischen. „Die Armee begann mit ihrem König und Kriegsherrn zu grollen. Man hielt sich für berechtigt, die gesetzlich entzogenen Einkünfte auf ungesetzliche Weise wieder zu gewinnen, und sehr bald fand eine Praxis in der Armee Eingang, welche den Sinn der Ehre nothwendig untergraben mußte. Die Fälschung von Rapporten und Listen wurde völlig methodisch getrieben." Der gemeine Mann hatte dafür zu büßen; bei der Beschaffung der Bedürfnisse für seine Truppen suchte der Compagniechef durch minderwerthige Lieferung sich nun schadlos zu halten. Daß dieses Uebel so weit beim preußischen Offiziercorps einreißen konnte, daß ein preußischer Truppenführer zu Betrug und Unterschlagung herabzusteigen wagte, das war zum guten Theil durch die große Zahl ausländischer

Offiziere entstanden, welche nach dem Kriege und selbst noch nach 1773 bei Errichtung der neuen Regimenter zur Deckung in der Armee Aufnahme gefunden hatten. Es befanden sich viele Abenteurer darunter, unlautere Elemente, und diese nahmen dem Offiziercorps den von König Friedrich Wilhelm I. anscheinend unaustilgbar aufgeprägten Stempel des einheitlich-vaterländischen Charakters. „Sicher wäre es besser gewesen," urtheilt Lettow-Vorbeck in seinem glänzend geschriebenen, ausgezeichneten Werke „Der Krieg von 1806 und 1807", „den Söhnen einheimischer bürgerlicher Familien die Offizierstellen in der Infanterie und schweren Cavallerie nicht zu verschließen, wie es zur Regel geworden war." Während des Krieges war es allerdings verschiedenen Bürgerlichen gelungen, durch ihre Begabung und Tapferkeit sich das Offizierspatent zu erringen, nach dem Kriege ging der König daran, diese tüchtigen Elemente wieder zu entfernen. Den Widerwillen gegen die Rotüre hatte Friedrich schon als Kronprinz unverhohlen zur Schau getragen, auch der gereifte Mann hat von diesem geringschätzigen Vorurtheil sich nicht zu befreien gewußt, er vermochte auch jetzt noch dem Bürgerlichen das für einen Offizier unbedingt erforderliche Ehrgefühl abzusprechen. Diese Mißachtung, diese einseitige Bevorzugung der adlig Geborenen, auch in der Civilverwaltung, hat denn auch der gesammte preußische Staat furchtbar zu büßen gehabt.

Es ist überhaupt wunderbar, daß Friedrich der Große, während wir seinem vielfachen Thatendrang, den unermüdlichen Schöpfungen seines großartigen Genies, selbst wenn wir von seinen unvergänglichen Thaten als Kriegsheld absehen, die unbedingteste Anerkennung und Bewunderung zollen müssen, während wir mit Dankbarkeit zu ihm aufschauen, wie herrlich und groß er Preußen in politischer und wirthschaftlicher Beziehung gestaltet und wie unendlich viel Keime er gelegt hat, welche das Dasein Preußens für eine Ewigkeit zu verbürgen verhießen und gerade nach der Katastrophe von 1806/7 ihre unversiegbare Kraft bewiesen haben, daß Friedrich der Große andererseits Maßnahmen und einschneidende getroffen hat, deren Kurzlebigkeit und directe Schädlichkeit seinem großen Geist eigentlich nicht hätte verborgen sein können, und gerade bei seiner ureigensten Schöpfung, dem preußischen Heer. Dem „alten Fritz" war die größte Gabe des Herrschers im Laufe der Zeit verloren gegangen, seiner Zeit den Puls zu fühlen, ihren geistigen Strömungen zu lauschen, den neuen Bedürfnissen der Zeit das Getriebe der Regierung anzupassen und im Einklang mit ihnen umzugestalten. Nur zu gut wußte er, daß mit der Erbschaft der Krone und ihrer Machtfülle auch seine eigene große geistige Begabung und Herrschbefähigung an seinen unebenbürtigen Nachfolger nicht übergehen konnte. Was bei ihm die Gabe des Genies war, das durfte doch unmöglich auch dem Nachfolger als in der Wiege gleichsam mitgegeben erachtet werden. Warum hat aber Friedrich der Große das Gebilde seiner langjährigen, so überaus fruchtbaren Regierung, den preußischen Staat nicht auf eigene Füße zu stellen, den tausendfach

gelegten Trieben und Keimen nicht eigenes Licht und eigene Luft, nicht eigene Lebenskraft zu geben, über sich gewonnen? Wo sein Genie noch die von ihm erweckten Kräfte ohne Schaden für das augenblickliche Gemeinwohl zu binden und sie in die von ihm gewollte Richtung zu lenken wohl befähigt war, warum gab er ihnen keine Gewähr zu freier fröhlicher Entfaltung für die Zukunft, wenn sein scharfes Auge für immer geschlossen war, er, der doch sein Vaterland so überaus liebte und der, ob er auch als Philosoph über die Unzulänglichkeit der Beweise vom Dasein Gottes nicht wegkommen konnte, für den Bestand desselben in alle Zukunft in seinem politischen Testament von 1776 die heißesten Segenswünsche vom Himmel herabflehte? Wie die größte Mehrzahl der Menschen hat auch Friedrich der Große von den Anschauungen der Jugend endgiltig sich nicht lossagen können und hat, als er von seinem Vater den preußischen Staat als „einen rocher de bronce stabiliret“ übernommen hatte, ihn in gleichem Sinne weiter kraftvoll geleitet, ihn nach jeder Richtung hin mit gleichem Geist erfüllt, dann aber, obgleich das Wehen einer neuen Zeit vernehmbar an dem Gefüge rüttelte und Berücksichtigung heischte, die Zukunft seines Staates trotzdem ausschließlich auf den Willen des Alleinherrschers gegründet. Es sollen damit keine wohlfeilen, nichtssagenden Beschuldigungen gegen den großen König erhoben werden, aber wir Nachkommen haben bei aller Dankbarkeit auch die Pflicht und das Recht, zu erwägen, was er der Zukunft seiner Nachwelt vorenthalten hat, uns vor die Seele zu führen, worin Friedrich der Einzige als Monarch dem menschlichen Gebrechen, zu irren, für Preußen allerdings verhängnißvoll, auch seine Schuld gezahlt hat. Während in unseren Tagen die Erfahrungen der letzten Kriege zu emsiger Arbeit an der weiteren Ausbildung und Vervollkommnung unserer Wehrverfassung unablässig benutzt werden, während jetzt immer eifriger auf die intellectuelle Ausbildung des Einzelnen, des Offiziers wie des Soldaten, hingewirkt wird, dem die oberste Leitung dann die geeignete Stelle zur freien Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten anzuweisen haben wird, um darauf diese Einzelwirkungen, die jedoch nie ohne Zusammenhang bleiben dürfen, zu einer Gesammtwirkung zusammen zu fassen, hat Friedrich der Große seine Generale wie seine Offiziere nie zu selbstständigem Handeln erzogen. Sein gewaltiges Genie konnte allerdings die große Maschine leiten und lenken, seine Nachfolger im militärischen Oberbefehl nicht mehr. Verhängnißvoll wurde es für den preußischen Staat, daß der alte Fritz der veralteten Strategie aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, je älter er wurde, um so mehr anhing, daß er, der im siebenjährigen Kriege als echtes Genie nur die real gegebene Lage in's Auge gefaßt und zum Heil Preußens benutzt hatte, nun um so lieber zu seinen „unerreichbaren Vorbildern“ Turenne und Condé zurückkehrte. Wie er dem durch seine überwältigende Persönlichkeit veranlaßten und beeinflußten Aufschwung der deutschen Dichtkunst kein Verständniß mehr entgegen zu bringen vermochte,

so hat er, der größte Feldherr seiner Zeit, auch seiner eigensten Schöpfung, dem preußischen Heere, nicht mehr gerecht werden können. Wohl stand dasselbe nach außen hin blendend schön und scheinbar gewaltig da; von Nah und Fern eilte Alles zu den berühmten Revuen. Der große König selbst wurde indessen immer übellauniger, immer bitterer und schonungsloser in seinem Urtheil auch gegen seine verdientesten Offiziere. Man denke nur an die Kritik des Königs vom 2. September 1784, in welcher er einem seiner besten Generale, dem um die Vertheidigung Breslaus hochverdienten Tauentzien, den schlimmen Vorwurf machte, daß er sich zu wenig um das Heer kümmere. Er habe keine Lust, wegen der Sottisen seiner Generale geschlagen zu werden, dann könne er ja Schuster und Schneider zu Generalen machen. Er (der König) habe auch den gemeinen Mann wenig ausgebildet gefunden, was Alles von der Faulheit der Offiziere herkäme, die kein Attachement an ihr Handwerk hätten. Nächstes Jahr sollten die Regimenter vier Tage (!) vor seinem Eintreffen gehörig eingeübt werden, damit Alles besser in Ordnung käme. Und das Offiziercorps Friedrichs des Großen? Ein Uneingeweihter wie Goethe durfte allerdings wohl 1778 bei seinem Besuche in Berlin sein Befremden darüber äußern, daß „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren". Mochte Goethes Aeußerung zunächst auch auf andere Kreise sich beziehen, eine Mißstimmung herrschte doch gerade unter den besten Offizieren allgemein und wuchs von Jahr zu Jahr.

Nach fünfzehnjähriger Friedensarbeit rief der bayerische Erbfolgekrieg 1778 das preußische Heer wieder in's Feld. Nun sollten die Träger der Lorbeern des siebenjährigen Krieges zeigen, was sie gelernt hatten. „Die Prüfung," sagt Max Jähns in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften, „fiel keineswegs gut aus. Ganz abgesehen von vielen anderen, mehr personellen oder technischen Schäden, offenbarte sich eine ganz ungeheure Unzuverlässigkeit des Ersatzes. Unwidersprochen von ihrem sonst sehr kritischen deutschen Bearbeiter berichten Mirabeau und Mauvillon, daß das preußische Heer in dem einen Jahre des bayrischen Erbfolgekrieges mehr Mannschaft durch Desertion verloren habe, als während des ganzen siebenjährigen Krieges. Man sollte denken, daß derartige Zustände dringend hätten zu Reformen auffordern müssen, in ähnlicher Weise etwa, wie die Erfahrungen der Mobilmachung von 1859 den Prinz-Regenten Wilhelm zu schleuniger Inangriffnahme seiner großen Heeresreorganisation veranlaßten." Im „Kartoffelkrieg", wie dieser Feldzug wegen seiner Thatenlosigkeit vom Volkswitz getauft wurde, hat das „System" Friedrichs des Großen sein eigenes Urtheil gefällt. Das Offiziercorps und die Mannschaft, beide nur blinde Werkzeuge in der Hand des Feldherrn, kommen trotz aller Einwände erst zu zweit in Frage. Und gerade aus dem preußischen Offiziercorps erschallen, wie schon erwähnt, in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen immer lebhafter die Klagen, wie wenig die Menschenrechte im Heere noch gälten, wie gering

der Subalternoffizier und der gemeine Mann geachtet würden, welch' schreckliche Zustände in der Armee herrschten. Ziehen wir auch das ab, was gekränktes Ehrgefühl der Einzelnen, vielleicht auch Schmähsucht mit allzu starken Farben aufgetragen hat, das Facit bleibt doch erschreckend. Selbst die eifrigsten zeitgenössischen Bewunderer Friedrichs des Großen verschlossen sich der Einsicht nicht — wie die Werke und Aufsätze beweisen, die in wachsender Zahl in die Oeffentlichkeit traten — daß trotz des glänzenden Aeußeren in der preußischen Armee doch Vieles morsch sei. Die jährlichen Revuen des Königs lockten stets eine gewaltige Menge von Zuschauern herbei. Es wurden hierzu mehrere Regimenter bis zu 30 Bataillonen und 25 Schwadronen zusammengezogen, welche nun nach genau ausgearbeiteten Dispositionen im Feuer exercirten, wobei die einzelnen Momente durch Kanonenschläge angegeben wurden. Schließlich griffen diese zahlreichen wie die Räder eines Uhrwerks arbeitenden Truppenmassen gleichzeitig den vorher genau bestimmten Punkt der feindlichen Stellung an. Diese Exactheit der Bewegungen, diese Manövrirgeschicklichkeit der preußischen Truppen in bestimmt gegebenen Formen imponirten gewaltig, und die zermalmende Wucht des preußischen Heeres im Ernstfalle dünkte den Fernerstehenden unwiderstehlich. Es schien allerdings nur so, denn im Ernstfall konnten diese glänzend ausgeführten Manöver mit dem concentrirten gleichzeitigen Angriff doch nur zur Geltung kommen, wenn der Feind den Gefallen that, die Position auch einzunehmen, welche man ihm zuwies. Während der Herbstmanöver um Berlin wurde zwar im beschränkten Umfange dem markirten Feind einiger Spielraum in seinen Bewegungen gestattet, in der Provinz fanden diese Manöver nur zwei Tage hindurch bei den Garnisonen mit kleinen, oft nur markirten Truppentheilen statt. Es ist hierbei erstaunlich, was trotzdem geleistet wurde, denn verhältnißmäßig war die Zeit zur Ausbildung eine viel zu kurze, und da in ihr das ausschließliche Augenmerk auf das Exerciren gelegt wurde, so war der Friedensdienst der preußischen Armee in keiner Weise geeignet, Führer für den Krieg vorzubilden. Vier Wochen im Frühjahr wurde exercirt, dann konnten wegen Mangels an Leuten überhaupt keine für die Ausbildung der Offiziere förderlichen Uebungen vorgenommen werden. Aus 76 Ausländern und 93 Landeskindern bestand im Durchschnitt eine preußische Infanterie-Compagnie; letztere wurden während fast 11 Monate aber beurlaubt, zum Dienstthun blieben die 76 Ausländer übrig. Indessen auch von diesen durfte der Hauptmann 26 sogenannte Freiwächter innerhalb der Garnison beurlauben, wo sie häufig genug den kleinen Handwerkern und den Tagelöhnern eine empfindliche Concurrenz machten, und ihre Löhnung einbehalten. Aus diesen 26 Freiwächtern wurden nun oft 40 und mehr, und ebenso wurden ebenso zuverlässige Ausländer, zu welchen die bei der Compagnie geborenen Soldatensöhne, die Freiwilligen aus cantonfreien Bezirken und Inländer, welche wegen Nichtgestellung zu Ausländern erklärt worden waren, gezählt wurden, auch

in den Canton unter Einbehalt aller Gebührnisse beurlaubt. So blieben 30 bis 40 Leute, welche natürlich nicht ausreichten zum erforderlichen Wachdienst; deshalb mußten diese Leute, statt daß sie 3 wachfreie Nächte hatten, oft jeden dritten Tag, bisweilen sogar jeden zweiten Tag auf die Wache ziehen. Daß hierbei von Felddienstübungen keine Rede sein konnte, ist erklärlich. 1806 zeigten sich die Folgen. Als z. B. das Regiment Alt-Larisch am 11. October Abends den Befehl erhielt, bei Erfurt ein Dorf durch Feldwachen zu sichern, entstanden die größten Verlegenheiten, nicht minder zeigte es sich verhängnißvoll, als zur Sicherung des Marsches einzelne Züge dieses Regiments als Seitenpatrouillen herausgezogen werden sollten. Offizieren wie Soldaten war dieser Dienst außer Reih' und Glied gänzlich neu und fremd, die Leute blieben stets in dicken Haufen und waren nicht auseinander zu bringen. Bei der ganzen Art und Weise, wie das friedericianische Heer zusammengesetzt war, konnte auch so Etwas nicht stattfinden, wo fortgesetzt mit der Epidemie der Desertion gerechnet werden mußte. Einzelposten gegen den Feind auszustellen, war hier eine Unmöglichkeit. Aus diesem Grund widerräth auch Friedrich II. seinen Generalen, Lager in der Nähe von Wäldern und in Dörfern zu beziehen. Husaren und Fußjäger mußten dann das Lager besonders bewachen. Dem alternden König waren doch gerade bei der Armee allmählich die Zügel aus den Händen geglitten, und wohl vorzüglich deshalb, weil sein Geist das Größte wie das Kleinste umfassen und beherrschen zu können glaubte und weil dieser absolute Herrscher im ausgeprägtesten Sinne bis zum letzten Athemzuge auch in seinen höchsten Beamten des Militärs wie des Civils lediglich Diener seines Willens, nicht auch Berather der Krone und selbstthätige Gehilfen sehen wollte.

Die preußische Monarchie war zu groß geworden, als daß von einer Hand aus noch alle Fäden des großen Staatsgetriebes bis in die letzten Ausläufer hin hätten gelenkt und deren unmittelbare Wirkung vom Ausgangspunkt aus hätte wahrgenommen und übersehen werden können. Ein absolutistisches Regiment war zur Unmöglichkeit geworden. Sand seinen Gegnern durch die Revüen in die Augen zu streuen, wie behauptet worden ist, um sie von einem Angriff auf das gehaßte Preußen abzuhalten, hat der Held des siebenjährigen Krieges nicht nöthig gehabt. Er war stets kriegsbereit, und sein Genie hätte auch die preußische Heeresmacht trotz aller offenkundigen Mängel zum Siege geführt. Das Geschick des preußischen Staates war aber, wie noch nie zuvor, einzig auf zwei Augen gestellt, und es durfte doch nicht ohne Weiteres angenommen werden, daß Friedrichs des Großen herrschgewaltiges Genie, seine Feldherrn-Begabung und -Kunst mit der Fülle der Macht auch auf seinen Nachfolger übergehen würden.

König Friedrich Wilhelms II. Beurtheilung ist durch das Verhängniß, daß man ihn als den Nachfolger seines großen Oheims mit demselben Maßstabe, den an Friedrich den Einzigen zu legen, das Bewußtsein von

der Größe dieses Helden erlaubt, gemessen hat, und vor Allem, daß man auf ihn allein die Katastrophe von 1806 hat zurückführen wollen, vielfach wohl allzu herbe geworden. Ein weit schwächerer Geist hatte eben das Werk und die Schöpfung eines weit größeren zu lenken übernommen. Was konnte Friedrich Wilhelm Besseres thun, als in den Bahnen seines Oheims fortzuwandeln, vor Allem nicht an dem zu rütteln, worauf Friedrich der Große den Bestand der preußischen Monarchie für alle Ewigkeit begründet zu haben schien? Dennoch hat dieser wohlwollende und nicht uneinsichtige Monarch es nicht an Reformen gerade in der Armee fehlen lassen. Größere Menschlichkeit gegenüber dem gemeinen Mann, vornehmlich gegenüber dem Inländer, machte er den Offizieren zur Pflicht, und hierin wurde er von vielen höheren Offizieren, von Möllendorf, Schmolten u. A., auf's Thatkräftigste unterstützt, wie viele erfreuliche Beispiele zeigen; auch den Bereicherungsversuchen der Offiziere, zu welchen das Werbesystem, das Montirungs- und Verpflegungswesen, die Compagniewirthschaft in einem Wort, nur allzu leicht verlockten, bemühte er sich zu steuern, auch die Zahl der eingeborenen Mannschaften gegenüber den ausländischen Geworbenen bezw. Gepreßten suchte er zu vermehren. Das Vermächtniß seines großen Oheims im Ganzen wagte er nicht anzutasten. Es war für die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. verhängnißvoll, daß eine neue Zeit angebrochen war, wo Flickereien am alten Kleid nicht mehr genügten, wo neuer Wein nicht mehr in die alten Schläuche gelassen werden durfte, sondern die alte Form zerschlagen werden mußte, sollte ein neues Gebilde entstehen. Aber gerade die ausbrechende Revolution in Frankreich mit ihren Alles vernichtenden Folgen war auf der andern Seite um so mehr dazu angebracht, einen Monarchen davor zu warnen, eine gleiche schiefe Bahn, wie sie der unglückliche König Ludwig XVI. betreten und die ihn zum Schaffot geführt hatte, durch Concessionen an den Zeitgeist gleichfalls zu betreten.

Ueber die im preußischen Heere von Friedrich Wilhelm II. angestrebten Verbesserungen urtheilt der General-Feldmarschall von Boyen: „Sie konnten wohl ein Gefühl der Dankbarkeit erzeugen; aber über die Erhebung des Selbstvertrauens, welches auf Einrichtungen beruht, welche denen des muthmaßlichen Gegners überlegen erscheinen, zur Weckung des Nationalgefühls und der Kriegerehre, Dinge, welche zu damaliger Zeit stärker als früher ihren Einfluß auszuüben begannen, geschah gar Nichts, es entwickelten sich im Gegentheil die Keime der späteren gänzlichen Erschlaffung. Die mechanisch gehorchenden Unterführer Friedrichs des Großen traten alt und abgelebt in eine neue Kriegsperiode. Die mildere Behandlung des Soldaten, die größere Rücksicht den Generalen gegenüber waren gewiß empfehlenswerth; desto mehr aber mußte das Gefühl für Ehre geweckt werden, mit desto rücksichtsloserem Ernst mußten die Strafen besonders bei den höheren Führern vollzogen werden. Beides unterblieb und erschlaffte die Disciplin, vornehmlich in den oberen Stellen. Es fehlte die

Aufsicht auf das Treiben der Kriegsleute in den Garnisonen, und es fing sich hier ein Geist der Behaglichkeit zu entwickeln an, welcher wie Stockflecke in einer Mauer sofort hätte getilgt werden müssen. Der Wille der Truppe blieb indessen noch immer achtenswerth, und es bedurfte einer längeren Zeit, um die für ihr Jahrhundert einst so ehrwürdigen preußischen Kriegseinrichtungen völlig zu untergraben, wie dies bei der folgenden Regierung geschah."

Auf Friedrich Wilhelm II. folgte 1797 sein Sohn Friedrich Wilhelm III. So erfreulich derselbe in vielen Dingen gegenüber seinem Vater ist, in der Regierungsweise und in der Behandlung der Hauptstütze der preußischen Monarchie, der friedericianischen Armee, blieb im Großen und Ganzen Alles beim Alten. Der neue König brachte eine ausgesprochene Vorliebe für das Militär mit, die Beschäftigung mit militärischen Dingen gehörte zu seinen Lieblingsneigungen, aber sie erstreckte sich nicht über den Exercirplatz und das Parademäßige hinaus. Er wandte Abänderungen in Kleinigkeiten des Anzuges sein Hauptaugenmerk zu, was ihm zur Hauptsache wurde. Die großen Mängel in seiner Armee waren ihm keineswegs verschlossen, denn er hatte die eigenthümliche Beanlagung, überall leicht die Fehler herauszufinden, aber ihm fehlte die Gabe, das Richtige dafür an die Stelle zu setzen, und wo er wirklich das Richtige erkannt hatte, gebrach es dem jugendlichen Monarchen dann daran, seinem Empfinden den nachhaltigen Ausdruck zu geben, noch mehr die Energie, das für richtig Erkannte unbeirrt zur Ausführung zu bringen. Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm, der junge Herrscher, vor den alten und überalten Generalen der friedericianischen Armee viel zu großen Respect hatte, als daß er ihnen und ihrem mürrischen, rechthaberischen Einspruch gegenüber die Forderungen der Neuzeit durchzusetzen den Muth besessen hätte. Die schon von seinem Vater in's Leben gerufene Militärorganisationscommission arbeitete weiter. Vorschläge für Verminderung der Ausländer, Aufhebung der Cantonfreiheiten, Gehaltserhöhungen, Ausbildung eines Ueberschusses an Mannschaften für den Krieg wurden gemacht, aber die Ausführung unterblieb, weil von irgend einer Seite der um Rath angegangenen Autoritäten Widerspruch erhoben wurde. Das einzig Wesentliche, welches zu Stande kam, war eine Zulage an Geld und Brot für den gemeinen Mann. Dagegen wurde unter dem Vorwande, wieder auf die Einrichtungen Friedrichs des Großen zurückzugehen, ein Theil der von der vorigen Regierung getroffenen bessernden Anordnungen abgeändert. Auch die Errichtung einer Landmiliz wurde geplant, mit welcher man es der Feldarmee ermöglichen wollte, ganz in's Feld zu rücken, so daß sie Theile zur Besatzung von Festungen zurückzulassen nicht mehr gezwungen sei, ja, es wurde sogar vorgeschlagen, im Falle der Noth einen Theil der Landmiliz zur Verstärkung der Feldarmee zu verwenden. Die Antwort lautete, „daß es der Commission ganz unbegreiflich erscheine, wie Jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zu-

muthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz redigiren würde." Wo solche Sprache athmete und der oberste Kriegsherr durch seinen ausschlaggebenden Entscheid solchen Hochmuth nicht verstummen machte, war von einschneidenden Reformen Nichts zu erwarten. Allerdings hatte bei Kaiserslautern und bei Pirmasens das friedericianische Heer in der alt überkommenen Form die Heere des revolutionären Frankreich besiegt, also in den Augen der Generale die Unübertrefflichkeit der friedericianischen preußischen Armee glänzend bewiesen. Wenn nun jetzt der Emporkömmling Napoleon durch seine ununterbrochene Reihe von Siegen die Welt in Erstaunen und Schrecken setzte, so hatte dieser Korse doch seine Siege nur gegen Oesterreicher und Russen gewonnen, welche man auf preußischer Seite als weit unter sich stehend erachtete. Wodurch Napoleon seine Siege erfocht, dafür hatte man kein Auge, und man wähnte, die Unübertrefflichkeit des preußischen Echelonangriffs sei jüngst durch Kaiserslautern und Pirmasens als über jeden Zweifel erhaben durchschlagend bewiesen worden.

König Friedrich Wilhelm III. war eine durchaus friedfertige Natur. Diese Tugend, welche einem Privatmann zur Zierde gereicht, war nicht zu einer Zeit angebracht, wo Frankreich unter der Führung Napoleons in kühnem Siegeslauf die Weltherrschaft anstrebte. Preußens Geschick vom großen Kurfürsten her ist es durch die Lage seiner Länder allezeit gewesen und wird es in alle Zukunft sein, bis Europa aufhören wird, der Mittelpunkt der Welt zu sein, an allen Kämpfen, welche Europa durchzucken, theilzunehmen. Greift Preußen nicht selbst ein und gestaltet sich selbst sein Schicksal, dann wird der Lauf der Ereignisse aus Preußen das machen, was die Gewalthaber, seien es Monarchen, seien es Völker, für gut befinden; ob ein zertrümmertes Preußen wie nach 1806/7 auch dann wieder die Kraft und Lebensfülle haben wird, aus sich selbst heraus sich wieder zu schaffen, liegt im Schoße der Zukunft. In Preußen waren bis 1806 die Kräfte nur gebunden, nicht im Keime zerstört, das beweist die Erhebung von 1813 und noch mehr die ganze innere Entwicklung des preußischen Staates von 1808—1813, und wenn man will, bis 1870.

Das Schicksal des Staates lag aber damals nur in der Hand des Monarchen. Friedrich Wilhelm III. glaubte durch Nachgiebigkeit seinen Landen den Frieden zu erhalten. Erst als 1805 Napoleon in offenem Hohne preußische Gebietstheile von seinen Truppenmassen durchqueren ließ, wallte es im König auf, und jetzt schien endlich die Stunde der Abrechnung gekommen. Allein der zweite Schritt Friedrich Wilhelms war wieder rückwärts. Er sandte als seinen Unterhändler den Grafen Haugwitz in Napoleons Hauptquartier nach Mähren. Wie man auch über Haugwitz urtheilen mag, den Fluch, mit welchem die Nation und die Nachwelt ihn beladen, hat er nicht verdient.

Es ist überhaupt sehr schwer, über den Charakter Friedrich Wilhelms III. ein Urtheil zu fällen; die Hauptschwierigkeit liegt wohl darin, daß der junge König, bevor ihn die Schule des Leidens in ihre Lehre genommen

hatte, keine selbstständige Natur gewesen ist; und das wäre für einen absoluten Herrscher doch das erste Erforderniß. Allerdings ist er auch nicht in dem Maße von Subalternen, von unverantwortlichen Berathern der Krone, von seinen unmittelbaren Cabinetsräthen abhängig gewesen, wie die Mit- und auch die Nachwelt angenommen hat, wobei es vielleicht nur auf die Form der Entscheidung ankommt, aber der König hat gegen sich selbst ein Mißtrauen gehabt, gewissermaßen eine Erkenntniß seiner Schwächen, welche ihn zwang und es für's Gerathenste erachten ließ, allen ernstlichen Conflicten aus dem Wege zu gehen.

Friedrich Wilhelm III. war, wie gesagt, ein unselbstständiger Charakter, aber das ist gerade das eigenthümliche Merkmal solcher unselbstständigen Naturen, daß sie Selbstständigkeit an Anderen nicht vertragen können. Dies zeigte sich auch später beim Grafen York von Wartenburg, als dieser am 31. December 1812 mit den Russen die Convention zu Tauroggen abschloß und damit eine neue Zeit, die herrlichste Preußens, inaugurirte. Friedrich Wilhelm III. verlangte „mechanischen Gehorsam“, das verlangte auch Friedrich der Große von seinen Generalen und Civildienern, aber der große König wußte, was er wollte, und wenn er geirrt hat, dann deckt manches Vergehen unsere dankbare Liebe, weil er das Beste stets gewollt hat, zu. In Friedrich Wilhelm III. finden wir den Erben seiner Macht, nicht seiner Gedankenfülle. Es ist eigentlich eine Ironie der Weltgeschichte, daß gerade ein York, der in den Traditionen des blinden Gehorsams des Friedericianismus aufgewachsen war, der, obgleich glühender Franzosenfeind, doch Stein und Gneisenau mit ihren Reformen grimmig haßte und erklärter Widersacher dieser „Secte“, welche auf neuen Grundlagen einem Kampf gegen Napoleon unermüdlich das Wort redete, war, dessen ehrgeiziges Streben allein dahin ging, auf einen Punkt mit seiner Brigade hingewiesen zu werden, um dann in der gegebenen Richtung seine volle Schuldigkeit zu thun, nun die Geschichte Preußens selbst in die Hand nehmen und eine Verantwortung sich aufbürden mußte, vor welcher ihm selbst in der Tiefe der Seele graute. Der König hat ihm „trotz aller durch die Zeit abgedrungenen äußeren Auszeichnungen nie verziehen“.

In ähnlicher Lage befand sich auch 1805 Haugwitz. Trotz flehentlicher Bitte, ihm doch eine genaue Instruction, genaue Verhaltungsmaßregeln gegenüber Napoleon zu geben, erfolgte Nichts. Langsam bewerkstelligte Haugwitz seine Reise zum Kaiser der Franzosen, ließ sich auch hinhalten, bis die Entscheidungsschlacht von Austerlitz am 5. December 1805 geschlagen war. Unter dem Eindruck derselben willigte er in Napoleons Forderungen, um zu retten, was noch zu retten war. Der König schützte nicht seinen Minister, sondern ließ ihn dem Hasse fallen, aber seine Politik nahm er auf.

Das Weltenrad drehte sich weiter in seinem für Preußen unheilvollen Lauf.

Die fortgesetzten Uebergriffe Napoleons, seine Gewaltthätigkeiten und offenen Verhöhnungen lehrten nun den König von Preußen, daß längeres

Zaudern mit Preußens Ehre unvereinbar sei. Die friedericianische Armee zog nun in's Feld October 1806 leichten Herzens und dachte mit den Schaaren eines Napoleon gründlich aufzuräumen und den Weg nach Paris frohgemuth antreten zu können. Die Antwort war die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt. Napoleon hatte gegen seine Gewohnheit nicht einmal alle seine Truppenmassen zum Kampfe herbeigezogen, außerdem wissen wir heute, daß die preußische Disciplin, die Exactheit der Bewegungen, die Unerschütterlichkeit des Vorwärtsbewegens den Sieg an die preußischen Fahnen geheftet hätte, wäre nur die Führung, die oberste Leitung überhaupt vorhanden gewesen; die Kräfte der einzelnen Truppentheile, die errungenen Vortheile wurden verzettelt und nicht ausgenutzt; die Folge war die doppelte Niederlage. Allein nehmen wir auch an, daß Napoleon in beiden Schlachten zurückgeschlagen worden wäre, sogleich hätte er die großen, ihm noch zur Verfügung stehenden kampferprobten Truppenmassen herangezogen, um mit der ihm gewohnten Weise alle verfügbaren Truppenmassen auf die entscheidende Stelle zu werfen und damit den Sieg zu erringen.

Auch die Preußen Friedrichs des Großen haben im siebenjährigen Kriege so manche Schlacht verloren. So war es schließlich auch nicht so schlimm, daß Preußen die Doppelschlacht verloren hatte. Aber was sich an diese Niederlage knüpfte, war so schmählich und hat den Schlachten vom 14. October erst ihr Gepräge und die schimpfliche Bedeutung gegeben. In tapferer, ungebrochener Haltung verließen die Regimenter, deren Kräfte ziel- und planlos verbraucht worden waren, den Kampfplatz, aber es gab keine Führung, keine Leitung, keine Ordnung, keinen Oberbefehl. Wo nun den Vertretern einer abgelebten Taktik das Concept verrückt und ihnen ihre auf dem Paradeplatz mathematisch fein ausgeklügelten Bewegungs- und Angriffsformen von dem neuen genialen Schlachtendenker einfach über den Haufen geworfen worden waren, hatten sie jedwede Besinnung, jeden moralischen Halt verloren, und aus Kopflosigkeit begingen sie so schmähliche Fehler, daß diese hart an Verrath streiften. Statt die Elbelinie zu halten und unter dem Schutze der Kanonen von Magdeburg die durch den thöricht angeordneten Rückzug zu vollständiger Auflösung gebrachten Truppentheile neu zu formiren, übergaben feigherzige Commandanten in schmachvoller Capitulation die Festungen Erfurt und Magdeburg an einen ihnen an Truppenzahl nicht gewachsenen Feind, ein Vorgang, welcher sich leider dann noch in wiederholten Fällen von Neuem bei anderen Festungen abspielen sollte; die Capitulationen von Prenzlau und Pasewalk und die Uebergabe von Stettin nahm dann Preußen die Möglichkeit einer selbstständigen Kriegsführung. Die wenigen Kräfte, welche am rechten Oderufer noch vorhanden waren, konnten einen Kampf mit dem übermächtigen Gegner nicht aufnehmen, sondern mußten die Hilfe der Russen abwarten; die Rettung des preußischen Staates hing jetzt von dem Wohlwollen der Russen ab, deren Truppen noch weit entfernt waren.

Nach solchen Vorgängen ist es keinem Patrioten zu verdenken, der da meinte, daß es jetzt mit der einst so stolzen Monarchie aus sei. Johann Wilhelm von Archenholz, der berühmte Darsteller des von ihm selbst mitgemachten siebenjährigen Krieges, ließ unter diesem Eindruck in seinem zu Hamburg erscheinenden historisch-politischen Journal „Minerva" voll Trauer „Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der preußischen Monarchie" erscheinen, in welcher er der dahingesunkenen Schöpfung eines Friedrich des Großen nachweint. „Die preußische Monarchie verschwand auf einmal von der Erde wie ein Schattenbild und mit ihr die von den germanischen Eichenhainen an bis jetzt durch alle Jahrhunderte behauptete deutsche Unabhängigkeit; mit ihr der Nationalruhm der Deutschen, das Muster einer weisen Gesetzgebung; ein Staat, dem selbst entfernte Nationen die Toleranz, die Abschaffung der Folter, viele vortreffliche, aus der menschlichen Natur geschöpfte Gesetze und eine vernünftige Geistesfreiheit danken. Mit der preußischen Monarchie verschwand ferner das Bollwerk der protestantischen Religion; und der nicht durch Gold, sondern durch sich selbst wie durch eine heilige Flamme genährte Herd der deutschen Aufklärung, der Mittelpunkt der Wissenschaften in Germanien — die Götter verhüten, daß man zu diesem tiefbeugenden Trauerverzeichniß nicht noch Etwas fügen möge, was von dem Schicksal einer unterjochten Nation fast immer unzertrennlich war, das schrecklichste, das dauerndste und beklagenswertheste Unglück von allen: den Untergang der so trefflich ausgebildeten deutschen Sprache."

Nur Wenige fanden eine gleiche würdige Sprache; vielmehr ergoß sich eine Fluth von Schmähschriften, deren Verfasser in wilder Schadenfreude mit schmutzigem Geiste Alles das verwarfen, was jedem anständigen Menschen ein Gefühl ehrerbietiger Scheu war. Der „Telegraph" des Professor Lange, welcher erst kurz vor der Katastrophe die Erlaubniß zur Herausgabe eines täglich in Berlin erscheinenden Blattes erhalten hatte, wagte in einem Berichte über die Kriegsereignisse die Worte zu bringen, „wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen." Auch in weiteren Nummern erging sich dieser ehrlose Mensch unter dem Schutze der Franzosen in gemeinen Schmähungen gegen die tief gebeugte, unglückliche Königin Louise. Als am 30. October das bei der Berliner Bürgerschaft allerdings tief gehaßte Regiment Gendarmen die Demüthigung von Napoleon erfuhr, vor ihm zu Berlin vorübermarschiren zu müssen, da erinnerte der „Telegraph" daran, daß sie es gewesen seien, welche unter den Fenstern der französischen Gesandtschaft ihre Säbel gewetzt hätten, lächerliche Fanfaronnaden, welche von leidenschaftlichen Weibern nach dem Beispiele der Königin als Fingerzeig der großen Bestimmung der Armee betrachtet worden wären.

Am wildesten tobten die Anklagen und Schmähungen gegen die Armee und ihre Führer, und das ist nicht zu verwundern, wo der preußische

Staat und die preußische Armee fast einen Begriff bildeten. Die leidenschaftliche Erregung und Erbitterung verkannte, als sie die Beschuldigung gegen die Generale erhob, die Unfähigkeit derselben und ihr selbstgefälliger Eigendünkel habe den Sturz des Staates Friedrichs des Großen herbeigeführt, daß das Verhängniß nicht sowohl in der Untüchtigkeit der einzelnen Heerführer, sondern vielmehr in dem „System" Friedrichs des Großen gelegen hat. Im Staate Friedrichs des Großen herrschte bei einer straffen Centralisation aller staatlichen Kräfte die größte Bevormundung, zum Selbstdenken und freier Selbstthätigkeit war kein Raum. Wahr ist es, daß der größte Theil der höheren Offiziere den ihnen gestellten Aufgaben sich nicht gewachsen zeigte, daß fast alle Commandanten und auch vereinzelte Generale der Feldarmee einen erschreckenden Mangel an moralischer Tüchtigkeit gezeigt haben, aber das war ein Fehler des Systems, welches ihnen keine Gelegenheit zur Ausbildung bot und als frevelhafte Eigenmächtigkeit eine Hervorkehrung der eigenen Individualität verdammte, Alles war nur Schablone. Man denke ferner, daß ein großer Theil der Helden, welche in den Freiheitskriegen ihre Truppen zu den glänzendsten Siegen gegen Napoleon und seine Generale, gegen welche sie jetzt schmählichst unterlegen waren, geführt haben, Männer wie Blücher, Scharnhorst, York schon 1806 verantwortungsvolle Stellungen bekleideten. Auch sie vermochten erst unter anders gegebenen Bedingungen den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Man darf nicht ausschließlich die Armee und ihre Führer verdammen, die gleichen Gebrechen zeigten sich in gleich schrecklichem Maße auch bei den Civilbehörden. Die Kunde von der Niederlage bei Jena und Auerstädt erzeugte bei ihnen in nicht geringerem Grade die größte Kopflosigkeit und zeitigte gleiche Blüthen moralischer Haltlosigkeit wie in der Armee. Denkwürdig ist der Maueranschlag, mit welchem der Gouverneur von Berlin die Schreckenskunde zur Kenntniß brachte: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hiezu alle Bewohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben."

Mit Ueberhastung, als ob der Feind schon vor den Thoren wäre, räumten Civil- und Militärbehörden die Hauptstadt und gaben doch nur widerwillig zu, daß die Bürgerschaft die von allen Sicherheitsmannschaften entblößte Stadt durch eine Bürgergarde schütze. Der neu ernannte Civilgouverneur verhinderte die Absendung der im Zeughause noch befindlichen 40000 Gewehre und 50 Kanonen, weil der Feind diese ihm nachtheilige Maßregel der Stadt zur Last legen könne! Diese Waffen waren für die noch vorhandenen Truppenreste von der größten Wichtigkeit, und die Sorge um die Stadt war hierin eine Pflichtverletzung gegen das Vaterland. Das Schicksal des preußischen Staates hing ferner davon ab, ob die nach der Uckermark vor den nachdrängenden Franzosen zurückgewichenen Hohenlohe'schen Armeen noch rechtzeitig den schützenden Oderstrom hinter sich zu legen vermochten. Dazu war vor Allem nöthig, daß der Vormarsch der Feinde

durch Zerstörung der Brücken zwischen Spandau und Oranienburg auf alle Weise verzögert werde. Der Civilgouverneur, Fürst Hatzfeld, verhinderte dies, weil anderenfalls die Versorgung Berlins gefährdet werde! Der Berliner Magistrat fand sich veranlaßt, in seiner Bekanntmachung vom 23. October wegen der bevorstehenden Einquartierung folgenden Passus zu bringen: „Uebrigens muß ein Jeder Sorge tragen, daß anständige Zimmer nach der Straße hin gegeben werden, und ist man völlig überzeugt, daß jeder Einwohner die Einquartierung mit Freundlichkeit und Zutrauen aufnehmen wird." Allem diesem setzt aber die Krone auf die Verfügung vom 22. October, welche an die Landräthe der Mittelmark in Bezug auf das bevorstehende Einrücken der französischen Truppen erging. Es heißt darin u. A. „Die Unterthanen sind anzuweisen . . . sich mit Lebensmitteln und Fourage zu versehen, auch dieselben zu ermahnen, die Truppen, welche bei ihnen eingelegt werden, freundlich aufzunehmen und ihnen nicht nur keinen Widerstand zu leisten, sondern sich ihnen auf alle Weise willfährig zu beweisen. Ihr aber müßt Eurerseits nicht nur den Marsch dieser Truppen zu erleichtern suchen, sondern auch solche Maßregeln treffen, daß es weder an Lebensmitteln fehle . . .!"

Am 28. October erfolgte unter großem Gepränge der Einzug Napoleons in Berlin, und am 3. November erfolgte die Bildung der Departements Berlin, Küstrin, Stettin und Magdeburg. Von allen preußischen Beamten wurde ein Eid verlangt, nach welchem dieselben schwören mußten, „nach allen ihren Kräften beizutragen, die Anordnungen für den Dienst der französischen Armee auszuführen und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden derselben zu unterhalten." Selbst der für das Departement Berlin ernannte französische Commissär Bignon hielt den Eid „für eine harte Verpflichtung, welche die Beziehungen zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen aufhob," und erwähnt in seiner Geschichte von Frankreich und von Napoleon Bonaparte, daß Napoleon 1805 und 1809 die österreichischen Beamten mit einer solchen Maßregel verschont habe. Aber das preußische Beamtenthum bewies auch hier wiederum, daß es nur blinden Gehorsam, keine Selbstachtung gelernt habe. Fünf Minister, die Mitglieder der obersten Landes- und Provinzialbehörden, die Spitzen der Stadtverwaltung leisteten am 9. November im Rittersaal des Königlichen Schlosses zu Berlin diesen traurigen Eid, und der Minister von Angern ging in seiner Willfährigkeit gegenüber der neuen Verwaltung soweit, daß er eine Verfügung derselben, nach welcher die Abgaben fortan an die französischen Kassen zu zahlen seien, preußischen Behörden und Beamten zufertigte, um derselben „ein pünktliches Genüge zu leisten".

Man sieht, das fridericianische System hatte sich nicht nur in der Armee sein Urtheil gesprochen, sondern auch im Beamtenthum seinen Bankerott erklärt. Der friedericianische Formalismus mußte im Rückgrat durchbrochen

werden, sollte für eine Neubildung, für eine Wiedergeburt des preußischen Staates Platz geschaffen werden. Die ersten Anfänge dazu gingen noch unter dem Feuer der verfolgenden Feinde von König Friedrich Wilhelm III. selbst aus, welcher jetzt endlich das für einen Herrscher unbedingt nothwendige Selbstvertrauen, im Streite der Meinungen die Fähigkeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen und seine Ausführung auch durchzusetzen, gewann. Den von Napoleon angebotenen Waffenstillstand, welcher an ihn das Ansinnen der Selbstentwaffnung und der Selbstvernichtung stellte, verwarf er, obgleich die Mehrheit des Kriegsrathes für ihn stimmte. Die Verwerfung des Waffenstillstandes machte der König in einem Aufruf an sein Volk bekannt, in der es hieß: „Dabei vertrauet der König auf die Unterstützung der Nation, die den siebenjährigen Kampf gegen fast ganz Europa ruhmvoll bestanden hat und nicht verzweifelte, noch wankend wurde in der Treue gegen ihren König, als damals wie jetzt die Hauptstadt und der größte Theil des Reichs in die Gewalt der Feinde gefallen waren. Jetzt gilt es mehr als damals, denn es gilt den Kampf für die Erhaltung alles dessen, was der Nation ehrwürdig und heilig ist. Nur für Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hat der König die Waffen ergriffen. Das weiß die Nation, das weiß die ganze Welt." Die Bevölkerung war unter der Alles bevormundenden Regierung des friedericianischen Systems, da sie von aller Mitbestimmung gänzlich ausgeschlossen war, dem Staate gegenüber in Gleichgültigkeit versunken und fremd geworden; jetzt wandte der König sich an sein Volk mit ergreifenden Worten herzlichen Vertrauens. Während so Friedrich Wilhelm III. die starren Fesseln zu lösen anfing, welche die Kräfte des preußischen Volkes bisher in Banden geschlagen hatten, mußte er über sein Heer, die friedericianische Armee, ein Verdict fällen, wie es noch kein König von Preußen gesprochen hatte. In dem „Publicandum, wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee erlassen," fand Friedrich Wilhelm die Sprache eines Kriegsherrn, der von den einem militärischen Gesetzgeber nöthigen Eigenschaften eine gewiß besaß: den Muth der Wahrheit, der ohne Furcht vor Mißdeutung, was ehrlos und schimpflich ist, beim rechten Namen nennt. Wenn sich freilich auch die Hoffnungen auf eine Wendung des Kriegsglückes nicht erfüllten, vielmehr Preußen, von Rußland im Stich gelassen, den demüthigenden Frieden von Tilsit zu schließen gewungen wurde, so wurde nun in dem verstümmelten Preußen durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Jeder zur Pflichterfüllung an das Vaterland herangezogen, eine gänzliche Umgestaltung der socialen Verhältnisse vollzogen. Der Unterschied der Stände, die vielfachen Beschränkungen im wirthschaftlichen Leben fielen, der Heeresdienst wurde die Ehrenpflicht eines jeden Staatsbürgers und damit das Vergehen des großen Friedrich gegen sein Volk, dasselbe zur Schirmung des eigenen Herdes nicht herangezogen und gebildet zu haben, getilgt. Die Befreiungskriege haben dann auch die herrlichsten Früchte gezeitigt.

Die Schifffahrt zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

Von

Ernst Böttcher.

— Berlin. —

Niemand wird fragen, wer zuerst die Idee gefaßt habe, auf einem schwimmenden Gegenstand sein Leben dem Wasser anzuvertrauen. Auf gewisse Dinge verfällt der Mensch überall. Ein Baumstamm, der etwa dahertreibt, rettet vor dem Ertrinken und bietet auch das Mittel, um über einen Fluß zu kommen. Rittlings sitzt der Hottentotte auf dem Weidenstamm und rudert mit Händen und Füßen; so auch der Australier, der den Stamm vorn zuspitzt. Das ist freilich ein unsicherer Sitz, und es lag nahe, durch Verbindung mehrerer Stämme ein Floß herzustellen. Die Fidschi-Insulaner bilden es aus zwei durch Querbalken verbundenen Stämmen und geben ihm eine erhöhte Plattform. Ein solches ist leichter zu bewegen. Wie der Mensch sich auch da zu helfen weiß, wo das natürliche Material, das Holz fehlt, das zeigen die noch heute wie schon im Alterthum aus aufgeblasenen Schafshäuten hergestellten Euphrat- und Tigrisflöße. Das Boot ist ein Fortschritt. Das einfachste ist der ausgehöhlte Baumstamm, dessen Höhlung die Wilden mittelst Feuer herstellen. Columbus sah in Westindien Fahrzeuge dieser Art, die mit siebzig bis achtzig Ruderern bemannt waren und nannte sie canoa (daher das englische canoe). Solche Boote waren aber nicht allein dort zu Hause, sondern auch in unserer Heimat, in Europa, überhaupt überall, wo mächtiger Baumwuchs die Menschen auf jene Idee bringen mußte. Mancher aus vorgeschichtlicher Zeit stammende „Einbaum", so nennt unsere Forschung solch ein Fahrzeug, ist auch in deutschem Boden aufgefunden und in den Museen ausgestellt. Andere Verhältnisse rufen andere Bootformen hervor,

so in Amerika, Asien, Afrika und Australien das „Rindenboot". In Amerika besteht es aus einem Gerüst von Cedernholz, das mit Birkenrinde bekleidet ist. Die einzelnen Rindenstücke werden mit faserigen Cedernwurzeln zusammengenäht. Solche Boote sind an der Hudsonbai noch heute im Gebrauch, wogegen anderswo Thierhäute zur Bekleidung des Gerüstes verwendet werden. In Mesopotamien gebraucht man noch heute wie schon im Alterthum Boote aus armenischem Weidenholz und Fellen (Herodot hat sie beschrieben), und die Fischer am Severn und Shannon benutzen Boote, die den tragbaren Lederbooten der alten Briten sehr ähnlich geblieben sind, nur daß ihre Bekleidung jetzt aus getheertem Segeltuch besteht. Die Kajaks der Eskimos haben ein Gerüst aus Knochen oder Treibholz und sind soweit mit Seehundsfell überzogen, daß nur mitten im Deck eine Oeffnung bleibt, in welcher der Ruderer sitzt. Diese Boote sind nicht leicht aus ihrem Gleichgewicht herauszubringen und leisten, was Sicherheit der Bewegung und Schnelligkeit angeht, geradezu Unglaubliches. Unsere modernen „Grönländer" sind Nachahmung derselben. Wird in dem ausgehöhlten Stamm ein Brett als Deck angebracht, oder werden Bretter anstatt Rinde und anstatt Felle auf die Rippen genäht, so kommt das dem eigentlichen Schiffsbau schon näher, und hauptsächlich sind es derartige „genähte" Boote, die den Verkehr der Eingeborenen von Afrika bis in den malayischen Archipel vermitteln. Meisterwerke der Zimmerkunst darf man die Kanoes der Südsee-Insulaner nennen, die mittelst Kokosnußfasern so wohlgefügt sind, daß die Fugen kaum sichtbar bleiben. Man findet dort auch das Doppelcanoe oder die Doppelpirogue, eine Ausgestaltung der Idee, die die vorerwähnten aus zwei durch Querbalken verbundenen Stämmen gebildeten Flöße geschaffen hat. Gerudert wurde ursprünglich wohl mit den Händen oder den Füßen, doch mußte Jeder bald herausfinden, daß ein Stück Holz dazu bequemer sei, und daß dieses am besten blatt- oder schaufelförmig gestaltet und mit einem handlichen Stiele versehen werde. Daß ein einzelner Ruderer zwei Ruder nöthig habe, ergab sich von selbst und führte den Eskimo (Grönländer), dessen Boot auf nur einen Insassen berechnet ist, auf den Gedanken, eine lange Ruderstange an beiden Enden zum Ruder zu gestalten. Die einfachste Form des Segels lehrt der Indianer uns kennen: mit ausgebreiteten Armen hält er eine Decke, die mit ihrem unteren Ende an seinem Beine befestigt ist. So werden auch andere Völker sich geholfen haben, doch mußten sie sehr schnell darauf kommen, anstatt des eigenen Körpers einen Mast aufzustellen und die ausgebreiteten Arme durch Raaen zu ersetzen. Giebt uns diese Skizze ein Bild von den Uranfängen der Schifffahrt, so zeigt sie zugleich, daß viele Völker nicht über den Bau von Booten hinausgekommen sind. In ihren, durch geographische Lage und klimatische Verhältnisse geschaffenen einfachen Lebens- und Verkehrsverhältnissen lag weder ein Antrieb zum Bau größerer Fahrzeuge, noch hätte ihre unentwickelte Technik dazu die Möglichkeit geboten. Immerhin

bleibt es bemerkenswerth, daß sie in den ihnen gesetzten Grenzen das Mögliche geleistet haben. Ihre Boote sind in vieler Beziehung noch heute vorbildlich.

Der Uebergang von solchen Uranfängen zu schon bedeutend höher entwickelten Zuständen im Beginne historischer Zeit ist uns verborgen. Aus der Dämmerung der Vorzeit tritt uns das als Seefahrer hochberühmte Volk der Phönizier bereits entwickelt entgegen. Das vielgegliederte und an Häfen wie an Inseln reiche Mittelmeer inmitten der fruchtbarsten und cultivirtesten Länder der damals bekannten Welt mußte nothwendig der Hauptschauplatz der Entwickelung der Schifffahrt werden, und ähnlich lagen die Verhältnisse im Indischen Ocean, insofern die gegenüberliegenden Küsten, namentlich des Persischen und Arabischen Meerbusens, nur mäßige Entfernungen aufweisen, und periodische Winde, die zwei Mal im Jahr ihre Richtung ändern, die Schifffahrt fördern. Mitten inne gesetzt in diese natürlichen Verhältnisse und im Besitz einer damals an trefflichen (seit Anwachsen des Nildeltas erst versandeten) Häfen reichen Küste, mußten die Phönizier werden, was sie geworden sind, das erste Handelsvolk der alten Welt, wie roh auch ursprünglich ihre nautische Kunst, wie unansehnlich der Bau ihrer ersten Schiffe gewesen sein mag. Der schon in frühhistorischer Zeit sehr vorgeschrittene phönizische Schiffsbau entwickelte zwei Typen, das Segelschiff und die Rudergaleere. Für letztere war das Segel wie heute für den Dampfer nur Zugabe. Die treppenartig übereinander angeordneten Ruderbänke waren anfangs über das ganze Schiff vertheilt, später aber mittschiffs angebracht, wo sie nicht mehr Raum einnahmen, als heute Dampfmaschine und Feuerung, und wo die langen durch Luken in der Schiffswand gelegten und von je drei, vier, fünf, sechs und mehr Leuten bewegten Ruder in ähnlicher Weise wirkten wie das Schaufelrad. Deshalb blieb dieser Theil des Schiffes niedrig und offen, wogegen Vor- und Hintercastell hoch und gedeckt waren und zuweilen eine Art Thurm trugen. Größe des Schiffes und Zahl der Ruderbänke standen naturgemäß im engsten Zusammenhang, und dementsprechend unterschied man die Schiffsklassen: die Unireme oder Galeere mit einer Ruderbankreihe, die Bireme mit zwei Reihen Ruderbänken, die Trireme, Quadrireme 2c. Phönizische Beschreibungen von Schiffen giebt es nicht, dagegen haben die Assyrer, die im Bedarfsfalle, wie beispielsweise für den Zug des Sennacherib nach Chaldäa, ihre Schiffe von den Phöniziern bauen ließen, solche abgebildet. Basreliefs aus Ninive zeigen gedeckte Galeeren mit Mast, Rae und Segel sowie mit zwei Reihen Ruderbänken übereinander, also Biremen*). Wie jene Bildwerke und andere Funde (z. B. ein im Museum zu Leiden befindlicher gutgearbeiteter Flaschenzug aus Aegypten) darthun, verfügte man auch schon früh über die einfachen Maschinen zur Verminderung der Handarbeit

*) Vgl. H. Layards Abbildungen seiner Funde in Ninive! Vgl. auch die Trajanssäule und Münzen des Kaisers Gordian! Stets eine Reihe Ruder auf Deck, eine unter Deck! D. Verf.

und versah die Schiffe mit Flaschenzügen für das Segelwerk und mit Ankerwinden. Von der Nautik der Alten wissen wir wenig. Zur Bestimmung der Breite (in Stadien von einem durch Syrakus gelegten Aequator) diente vorzugsweise der von Herodot uralt genannte Gnomon, eine Art Sonnenuhrzeiger, mit dem man an verschiedenen Tagen und Orten die Länge des mittäglichen Sonnenschattens maß; doch hatte man später, wie aus einem Bericht Arrians an Kaiser Hadrian ersichtlich ist, auch noch andere Instrumente an Bord. Die Längenbestimmung, die viel schwieriger ist, scheint man schlecht verstanden zu haben. Nachrichten über astronomische Beobachtungen zur See giebt es nicht, und es bleibt also um so räthselhafter, wie die Phönizier ohne Compaß sich von der Küstenschifffahrt lossagen konnten.

In Babylonien fand die Schifffahrt nicht die Vorbedingungen wie in Phönizien, war doch in ganz Mesopotamien nicht einmal dauerhaftes, für Schiffsbau geeignetes Holz, woran jenes Land so reich war, zu finden! Selbst Nebukadnezar verfügte, wie seine vergebliche Belagerung von Tyrus zeigt, nicht über eine Flotte, und als Alexander d. Gr. eine solche auf dem Persischen Meere nöthig hatte, da mußte er die Schiffe stückweise aus Syrien und Cypern auf dem Euphrat und auf Lastthieren bringen lassen. In Aegypten lagen die Verhältnisse für eine Entwickelung der Schifffahrt nicht besser. Es war immer eines der holzärmsten Länder. Wie wenig hier eine andere als Flußschifffahrt aus sich heraus entstehen konnte, zeigt Herodots Beschreibung der Nilbarken, die aus kleinen Brettern von Akazienholz gezimmert wurden, indem man diese wie Ziegelsteine übereinanderlegte und durch Pflöcke und Nägel befestigte. Wir hören zwar zu Ramses' II. (Sesostris) Zeit von großen Seeschiffen, aber diese waren phönizischen Ursprunges und die Flotten für auswärtige Kriege von den Phöniziern gemiethet. Solches geschah auch in späterer Zeit bis zu den Ptolemäern. Nun erst, als das seetüchtige griechische Element in Aegypten zur Herrschaft gelangt war, begann ägyptischer Schiffsbau, aber er war ein Propfreis, nicht am Nil entstanden.

Besaßen die Griechen zwar nicht die Spur von dem Unternehmungsgeist der Phönizier, zog es sie nie hinaus in ferne Welttheile, so waren sie doch ein seetüchtiges Volk. Die Vorbedingungen dazu waren die glücklichsten: in Hellas wie in Kleinasien reiche Küstenentwickelung mit trefflichen Häfen und zwischen diesen Küsten eine Inselwelt. Die jonischen, äolischen und dorischen Colonien der kleinasiatischen Küste trieben schon früh beträchtlichen Seehandel, dessen Blüthezeit kurz vor die Unterjochung durch die Perser fällt. Später spielte namentlich Rhodos eine glänzende Rolle. Rhodische Flotten, deren Fahrzeuge als außerordentlich schnell, deren Seeleute als die geübtesten ihrer Zeit gerühmt wurden, kämpften mit dem größten Ruhm unter den Bundesgenossen der Römer wider die macedonischen und syrischen Könige. Solange die Schifffahrt des eigentlichen Hellas

noch unentwickelt war, hatten auch die Inseln des Aegäischen Meeres einen großen Theil des Handels in Besitz, bis die zur Herrschaft über sie gelangten Städte des Festlandes ihn an sich zogen. Eine hellenische Seemacht, in erster Reihe eine athenische, hat sich erst in den Perserkriegen entwickelt. Da erkannten die Hellenen den Nutzen einer großen und wohlgeübten Flotte, und es war eine großartige Leistung, als 260 hellenische Triremen, darunter 127 athenische, mit durchschnittlich je 200 Mann an Bord, 1207 persische mit je 2—300 Mann an Bord besiegten und sammt 3000 Transportschiffen vernichteten. Allerdings hatte die persische Flotte bei dem Cap Magnesia schon 400 Schiffe durch Sturm verloren und war der hellenischen, was ihre Seeleute anging, nicht durchweg gleichwerthig. Seitdem verwendeten die Athener, in der Absicht, sich ihren Nachbarn furchtbar zu machen, ungemein viel Sorgfalt auf ihre Flotte, indem sie deren Ausrüstung, als zu kostspielig für die Staatskasse, den reicheren Bürgern aufbürdeten. Während in politischer Beziehung Athen den Vorrang behauptete, war in commerzieller Korinth bedeutender und versorgte als der einzige hellenische Hafen, den die Phönizier besuchten, das ganze östliche Europa mit den kostbaren arabischen und indischen Waaren, welche diese brachten. Durch Erfindungen im Seewesen und Schiffsbau zeichnete es sich aus, baute (nach Herodot) die ersten Triremen und den berühmten Diolkos, eine Art Schiffsbahn zum Transport der Schiffe über die Landenge, was beiläufig eine ansehnlichere Maschinenkenntniß voraussetzt, als uns überliefert ist. Die allseitige herrliche Entwickelung der griechischen Kunst kam auch dem Schiffsbau zu gute, der nun die mit den Fortschritten der Technik immer größer werdenden Galeeren auch mit Bildwerk auf das Prächtigste ausstattete und in den stolzen Flotten der Ptolemäer den großartigsten Aufschwung nahm. Ptolemäus I., der über die Wälder des Libanon und über phönizische Zimmerleute verfügte, ließ 500 Galeeren, 2000 kleinere Segelschiffe und 800 Vergnügungsboote bauen. Aber in Aegypten, das zwar in der Zahl, Mannigfaltigkeit und Kraft seiner Nilschiffe alle Nationen übertroffen, aber niemals seemännisches Geschick bewiesen hat, mußte der Bau von Seeschiffen entarten. Bauten, wie die des Ptolemäus Philopator, beispielsweise eine Galeere von 300 Fuß Länge, 45 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel, die mit allem erdenklichen Luxus, mit Säulenhallen, Marmortreppen und Gärten ausgestattet war, und noch größere, waren nicht seetüchtig und nur Prunkstücke auf dem Nil und auf Binnenseen.

Im westlichen Mittelmeer und darüber hinaus waren die Karthager die Erben der Phönizier. Karthago hatte als phönizische Colonie den Handelsgeist und die Kunstgriffe geerbt, deren die syrischen Phönizier sich zur Sicherung ihres Verkehrs mit dem Auslande bedienten. Bis zu dem ersten punischen Kriege nahm der Karthagische Handel den obersten Rang ein und verfügte über eine Flotte, die nirgend ihres Gleichen fand und größere

Galeeren, als bisher bekannt gewesen waren, die erstgebauten Quadriremen, besaß. Aber Karthago mußte einem Volke weichen, das, bis dahin im Seewesen ganz unbedeutend, nun mit solcher Schnelligkeit eine Flotte schuf, daß sein im Schiffsbau so wohlerfahrener Gegner nicht an die darüber einlaufenden Berichte glauben wollte. Zu seinem Unglück! Denn die römische Energie hatte nicht Anstand genommen, frisch gefälltes Bauholz zu verwenden, wodurch später auch Scipio eine Flotte binnen 45 Tagen, Julius Cäsar eine binnen 30 Tagen schuf. Fünf römische Flotten erforderte allein der neunzehnjährige erste punische Krieg, der wesentlich ein Seekrieg war, wogegen die Flottenverwendung in den beiden folgenden auf Transporte beschränkt blieb. Die Bauart der römischen Schiffe war lange die karthagische, aber allmählich fand man, daß selbst die Trireme, dies Kriegsschiff par excellence, noch zu schwerfällig sei, und nahm für Neubauten das Modell einer Einbank-Galeere (Unireme) an, die nach ihrer im Norden der dalmatinischen Küste gelegenen Heimat „Liburnier" genannt wurde. Zur Zeit des Kaisers Augustus, der die ersten Flottenstationen, Ravenna für das östliche, Misenum und Frejus für das westliche Mittelmeer und andere im Schwarzen Meer und im Englischen Canal errichtete, bestand die römische Flotte beinahe schon ausschließlich aus diesen leichten und schnellen Liburniern. Soviel Energie die Römer auch zur See entwickelt haben, so sind sie doch nur der Nothwendigkeit, nicht der Neigung gefolgt. „Ihr Ehrgeiz," bemerkt Gibbon, „war auf das Land gerichtet; nie hat dies kriegerische Volk der Unternehmungsgeist erfaßt, der die Seeleute von Tyrus, Karthago und Massilia antrieb, die Grenzen der Welt zu erweitern und die entlegensten Küsten des Oceans zu erforschen; der Ocean blieb für die Römer mehr ein Gegenstand des Schreckens als der Wißbegierde."

Ueber die am Ausgange des Alterthums erreichte Stufe ist die Schifffahrt lange nicht hinausgekommen. Für ihre Weiterentwickelung waren neue Erfindungen, war die Vervollkommnung der Technik, welche spätere Zeiten gebracht haben, erforderlich. Im Mittelalter thaten sich die Wikinger oder Normannen — wie die germanischen Seevölker einheitlich bezeichnet werden — als kühne und geschickte Seefahrer hervor. Sie beherrschten die nordischen Meere, lange bevor die Römer an der gallischen Nordküste erschienen, und fuhren schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser bis Island. Ihre zum Segeln und Rudern eingerichteten sehr schnellen Schiffe, von denen die Abbildungen auf der vielgenannten Tapisserie von Bayeux (1100 n. Chr.) nur eine unvollkommene Vorstellung geben, hatten ein gleichgebautes Vorder- und Hintertheil und waren daher sehr geeignet zum Landen an jeder Küste. Wie leistungsfähig sie waren, das hat die Fahrt nach Amerika gezeigt, welche das nach dem bekannten in Gockstadt in einem Grabe gefundenen Original gebaute Wikingerschiff im Sommer 1893 von Christiania aus in sechs Wochen ausgeführt hat. Die an allen Küsten von Island bis Constantinopel bekannten Wikinger beschränkten sich nicht

auf Küstenfahrt, sondern durchquerten die Meere, eroberten Britannien, das nun Angelland oder England genannt wurde, und entdeckten 500 Jahre vor Columbus Amerika. Mit den dort von ihnen angelegten Colonien, unter denen „Winland“ voranstand, unterhielten sie bis 1347 (laut isländischen Urkunden) einen Verkehr, der auch über größere Schiffe als das, beiläufig, aus amerikanischem Holz gebaute von Gockstadt verfügte und Weizen, Weintrauben, Pelze und Bauholz von der Hafenstadt Norbega, deren Ruinen Horsford 1889 bei Watertown entdeckt hat, nach Island, Norwegen und Bremen brachte. Diese germanische Seetüchtigkeit, die sich der phönizischen zur Seite stellen darf, entfaltete sich in der Hansa zur herrlichsten Blüthe. Die Hansa, deren Gründung (1241) das wichtigste Ereigniß in der Handelsgeschichte des Mittelalters ist, beherrschte sehr bald den Handel des nördlichen Europas und wetteiferte mit den italienischen Freistaaten Venedig und Genua. Venedig war während der Kreuzzüge die erste Seemacht der Christenheit geworden und baute auch für fremde Staaten ganze Flotten. Sein Arsenal war ein Gegenstand der Bewunderung für die ganze Welt. Mit Venedig stritt Genua auch im Schiffsbau erfolgreich um den Vorrang, und die seetüchtigen Araber oder Saracenen, die damals eine große Rolle im Mittelmeer spielten, schufen Schiffstypen, die selbst von den Venetianern nachgeahmt wurden. So vielgestaltig die Schiffe dieser Zeit nun waren, so glichen sie doch im Allgemeinen noch denen des Alterthums. Kriegsschiffe blieben wie schon zur Zeit der Phönizier lang und schmal, Kauffahrteischiffe rundlich, kurz und breit. Allmälich wurde die Zahl der Masten vermehrt und das Segelwerk vervollkommnet, bis das Segelschiff die Galeere verdrängte, und die Genuesen 1542 das erste dem modernen Typus in der Form und Takelung schon sehr nahe kommende vom Stapel ließen.

Mit den epochemachenden Länderentdeckungen des 15. Jahrhunderts begann für die Schifffahrt die Zeit eines höheren Aufschwunges. An der Schwelle dieser neuen Zeit steht die allgemeine Benutzung des Compasses. Wann und wo der Compaß eigentlich erfunden wurde, ist unbekannt. Lange hieß es, der Amalfite Flavio Gioja habe ihn erfunden, aber Gioja hat ihn 1302 nur verbessert, indem er die Nadel, welche man ursprünglich auf einem Stück Kork schwimmen ließ, auf eine metallene Spitze legte. Der Compaß wurde, wie Wachsmuth dargethan hat, 1250 in Schweden längst gebraucht und war, wie Hallon nachgewiesen hat, sogar 1100 bereits bekannt. Guyot de Provins erwähnt ihn 1190 in seinem Gedichte La Bible wie etwas Allbekanntes. Woher diese frühe Bekanntschaft der Normannen mit dem Compaß rührt, den sie nach Poggendorf nicht erfunden haben, ist nicht aufgeklärt. Vielleicht verdanken sie dieselbe der vielfachen Berührung mit dem Orient, wo die Araber sich der Erfindung oder richtiger der Wiedererfindung dieses angeblich schon von Aristoteles in nun verlorenen Handschriften erwähnten Wegweisers rühmen. Aristoteles soll ihn durch

babylonische Gelehrte kennen gelernt haben. Schließlich sei noch bemerkt, daß Einige (wie z. B. Klaproth) diese Erfindung den Chinesen zuschreiben und ebenfalls weit zurückdatiren. Sicher gehörte der Compaß zu den Dingen, deren Geheimhaltung der Concurrenzneid Kaufleuten und Schiffern auferlegte, und so scheint er auch den Portugiesen, als diese die Aera der Entdeckungen eröffneten, noch nicht bekannt gewesen zu sein. Ihre Fahrt um Afrika nach Indien war ein vorsichtiges und ungemein langsames Tasten. 1418 entdeckten sie Madeira, 1441 Cap Blanco, 1446 die Cap Verde-Inseln, 1449 die Azoren; 1471 passirten sie zum ersten Mal den Aequator und gründeten 1481 die erste Handelsstation auf der Küste von Guinea; 1487 erreichte Bartholomeo Diaz „das Cap der Stürme", welches der König das der guten Hoffnung nannte, und endlich 1497/8 brachte Vasco de Gama deren Erfüllung, indem er an der afrikanischen Ostküste bis „Melinda" hinaufsegelte und sich dann von dortigen Steuerleuten hinüber nach Calicut an der Malabarküste geleiten ließ. So war Ostindien gefunden. Bemerkenswerth ist, daß die arabischen Seeleute sich den portugiesischen überlegen zeigten. Vascos großes hölzernes Astrolabium und der metallene Quadrant, mit dem er die Höhe der Sonne maß, imponirten ihnen gar nicht, und sie wußten von besseren Instrumenten zu astronomischen Messungen und von Tafeln zu erzählen, aus denen man die Stellung verschiedener Sterne ablese. Der neue Weg nach Indien war für Portugal die Quelle ungeheuren Reichthums. Lissabon wurde nun an Stelle der Mittelmeer-Städte der Stapelplatz des Welthandels. Unterdessen hatte Columbus 1492 Amerika entdeckt und dadurch den Anstoß zu den erstaunlichsten Umwälzungen gegeben. Seine Aufzeichnungen, die uns die erste von einem Seefahrer selbst überlieferte Nachricht von dem Gebrauche des Compasses geben, berichten auch zuerst über eine damals für die Wissenschaft ganz neue Erscheinung, daß nämlich die für verschiedene Orte verschieden große Abweichung der Magnetnadel von der Mittagslinie, die „Declination" in dem Maße wuchs, wie die Fahrt nach Westen vorschritt, was Columbus selbst überraschte und unter seinen Leuten die größte Besorgniß, daß der Wegweiser durch die Wasserwüste ganz versagen könnte, hervorrief. Den Entdeckungen des Columbus folgte sofort eine ganze Reihe anderer, die über den neuen Welttheil erst Aufschluß gaben. 1513 entdeckte Vasco Nuñez de Bilboa den Stillen Ocean. Aber vergeblich suchte man nach einer Durchfahrt, bis endlich Magellan (ein Portugiese) 1519 den Weg um Südamerika herum einschlug, quer durch den Stillen Ocean segelte und die Ladronen und Philippinen entdeckte. Nachdem der große Seefahrer auf einer der letztgenannten Inseln von Eingeborenen erschlagen worden war, setzten seine Schiffe die Fahrt fort, erreichten 1521 die Molukken und kehrten 1522 um das Cap der guten Hoffnung heim, die ersten, die eine Reise rund um die Erde gemacht hatten. Gleich nach der Entdeckung Mittelamerikas trat auch England auf den Plan. Die 1497 von

Heinrich VII. ausgesandten Cabots, Vater und Söhne, von denen Sebastian der bedeutendste war, gelangten alsbald nach Nordamerika, genau 150 Jahre, nachdem das letzte Schiff von dort nach Island zurückgekehrt war. Aber Englands Zeit war noch nicht gekommen. An die Stelle von Portugal und Spanien, die in Folge allgemeinen inneren Verfalles wieder hinabstiegen von ihrer seegewaltigen Stellung, trat zunächst Holland, das bei einer weisen Politik der Nichteinmischung in die continentalen Händel seine ganze Sorgfalt der Entwickelung seiner Marine zuwenden konnte und im Besitze der besten und größten Kriegs- und Handelsflotte und vieler Colonien die Vorherrschaft zur See erlangte und lange behauptete. Erst mit Cromwells berühmter Schifffahrts-Acte von 1651, die dem holländischen Seehandel einen so empfindlichen Stoß versetzte, indem sie allen Import nach England und seinen Colonien ausschließlich englischen, in England gebauten und zu 3/4 mit Engländern bemannten Schiffen vorbehielt, nahm Englands bis dahin sehr allmählicher Aufschwung ein schnelleres Tempo an, und dazu trugen die englischen Entdeckungsreisen von 1690 bis 1779 — es seien nur die Namen Dampier, Anson, Byron, Wallis, Carteret und Cook genannt — mächtig bei, indem sie die Inseln der Südsee erschlossen und den fünften Continent kennen lernten. Dann kam Amerika. Vielleicht ist nie eine Nation so schnell zu einer Weltstellung gekommen, wie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Amerika, doch ist das nicht verwunderlich, denn Amerika konnte alsbald mit einem Pfunde wuchern, welches die Cultur in langen Zeiträumen angesammelt hatte. So nahm auch seine Schifffahrt und sein Handel schnell gewaltigen Aufschwung. Auf alle diese Dinge näher einzugehen, hieße die Geschichte jener Staaten schreiben wollen, doch mußte hier in großen Zügen ein Bild der Ursachen gegeben werden, aus denen die gewaltige Entwickelung der neuzeitlichen Schifffahrt hervorgegangen ist.

Die große Ausdehnung des Seehandels und der wachsende Mitbewerb rief nothwendig auf allen Seiten das Bestreben hervor, größere Geräumigkeit und Schnelligkeit der Schiffe zu vereinen, sowie die mechanischen Vorrichtungen und die nautischen Instrumente zu vervollkommnen. Aus den im Zeitalter der Entdeckungen noch kleinen Schiffen entwickelten sich nun die stattlichen unter einer Wolke von Segeln dahineilenden Dreimaster, deren Bild uns das Wort Ostindienfahrer zurückruft, und die nautische Wissenschaft verbesserte Behaims Astrolabium und den Compaß, der durch Aufhängen in beweglichen Ringen von den Schiffsschwankungen unabhängig wurde (eine englische Erfindung), vervollständigte die Seekarten, die schon seit 1594 in der nach Gerhard Mercator benannten Projection gezeichnet wurden, und führte neue Hilfsmittel ein, wie Tobias Meyers Mondtafeln, Halleys Sextant, Harrisons Zeitmesser u. a. m. Die hiermit gesteigerten Ansprüche an die Ausbildung der Seeleute führte zur Errichtung von Seemannsschulen. Auch bildeten sich gesetzliche Bestimmungen aus über Annahme, Verpflegung und Behandlung des Schiffsvolks und über die Erhaltung der

Disciplin, während die Steigerung des Verkehrs das Seerecht und das Consulatswesen entwickelte. Aber noch lange blieb das Segel das einzige Mittel der Schiffsbewegung. Erst die neueste Zeit setzte an die Stelle des Windes als treibende Kraft den Dampf, eine Kraft, welche die Alten zwar kannten, wie Herons durch Dampf bewegte Rotationsmaschine ca. 200 v. Chr. zeigt, aber nicht praktisch zu verwerthen verstanden. Das erste, freilich unvollkommene, Dampfschiff ist, wie Leibniz mittheilt, 1697 von dem berühmten Papin auf dem Flusse Fulda erbaut und in Bewegung gesetzt worden, als er, ein Refugié, Professor der Mathematik in Marburg war. Derartige Versuche dauerten in Frankreich, England und Amerika das ganze 18. Jahrhundert hindurch mit ungenügendem Erfolge fort. Erst die 1766 von James Watt gebaute Maschine entfesselte die Kraft, die seitdem die Schifffahrt und den Welthandel umgestaltet hat, und nun erst entstanden halbwegs brauchbare Dampfschiffe, so auf dem Forth und Clyde-Canal 1801 die „Charlotte Dundas" von Symington, die aber noch, wie alle früheren Constructionen, ein einziges Schaufelrad und zwar im Hintertheil des Schiffes hatte. Endlich traf ein Amerikaner das Richtige. Robert Fulton's „Clermont", der, mit zwei seitlichen Rädern ausgestattet, im Frühjahr 1807 auf dem Hudson erschien und in einer Stunde fünf englische Meilen zurücklegte, war das erste Boot der Welt, das dauernden und regelmäßigen Passagier-Verkehr vermittelte. Dies reizte zur Nachahmung. Schon 1809 trug auch der Lorenzstrom einen Raddampfer, 1813 einen zweiten, und 1812 begann auch in England, auf dem Clyde, ein Dampfer regelmäßige Fahrten, Henry Bell's „Comet", der allerdings nur 40 Fuß lang und 10½ breit war und eine Maschine von nur 4 Pferdekräften besaß. Das war der Beginn der Dampfschifffahrt in Europa! Sie hatte anfangs auf beiden Seiten des Oceans einen schweren Stand, weil sich das an der Segelschifffahrt betheiligte Capital diesem Fortschritte widersetzte. Aber trotzdem wurde 1815 der regelmäßige Personendampfer-Verkehr zwischen dem Clyde und Liverpool, 1816 die Schleppschifffahrt auf dem Mersey und 1826 die Packetfahrt zwischen London und Edinburg eröffnet. Die Dampfer waren nun schon 100 Fuß lang, 26½ breit und hatten Maschinen von 200 Pferdekräften. Neben den Flußdampfer war der Seedampfer getreten. Verbesserungen aller Art folgten, und der schon 1818 versuchte Bau eiserner Schiffe feierte nach großen Schwierigkeiten in dem 1839—43 von Capt. Patterson für die Great Western Steam Packet Company erbauten Great Britain den ersten Triumph.

Parallel mit der Entwickelung des Raddampfers ging von Anfang an die des Schraubendampfers, doch gelang dessen brauchbare Construction viel später. Das altbekannte, schon 1680 in China angetroffene Princip der „Propellerschraube" beschäftigte europäische Erfinder während des ganzen 18. Jahrhunderts. Der Engländer Joseph Bramah, der Erfinder der hydraulischen Presse, war der Erste, der ein „Rad mit schrägen Flügeln,

dessen Drehung im Wasser das Schiff nöthige, voran- bezw. zurückzugehen", beschrieb und 1798 an einem Boote anbrachte, aber wieder war es ein Amerikaner, der die lebensfähige Construction schuf. Schon 1804 fuhr Stevens mit einem kleinen Schraubendampfer von Hoboken nach New-York, doch war dies erst ein Anfang. Sowohl in Amerika wie in England, wo sich der Schotte Robert Wilson (1833), der Schwede Capit. Erikson (1836) und der Engländer Pettit Smith (1836) hervorthaten, wurde unausgesetzt an der Lösung des Problems gearbeitet, bis sie dem amerikanischen Capitän Robert Stockton 1838 gelang. Sein „New-Jersey," der in 1 Stunde 11—12 englische Meilen und als Schlepper ca. 5 zurücklegte, war das erste für Handel und Verkehr wirklich brauchbare Schraubenboot, und ihm folgten in den Vereinigten Staaten binnen 10 Jahren nicht weniger als 150 ähnliche. 1848 fuhren auf dem Ontario-See schon 13 Schraubenboote und nur 9 Raddampfer.

Erfindungen treten selten fertig in die Welt. Die praktische Gestaltung einer guten Idee ist oft von Factoren abhängig, die erst später vorhanden sind. Darum verdanken wir die meisten großen Erfindungen einer ganzen Reihe von Männern, die das anfangs noch unvollkommene Werk fortbildeten und vollendeten. So auch die Dampfschifffahrt! Gebührt Fulton sowie Stockton der Ruhm, sie in das Leben eingeführt zu haben, so fußten sie doch auf der Vorarbeit von Symington, Watt und vielen Anderen bis hinauf zu Papins Versuch auf der Fulda. Als Flußschifffahrt beginnend, ist die Dampfschifffahrt erst bei weiterer Vervollkommnung auf das Meer hinausgegangen und dann gerade auf dem durch seine Stürme, Eisberge und Nebel gefährlichsten aller Oceane zur Vollendung geführt worden. Naturgemäß blieb man dauernd bemüht, sowohl den Bau der Schiffe wie die Wahl der Linien für ihre Fahrt den mannigfachen Anforderungen des sich immer gewaltiger entwickelnden Verkehres bestens anzupassen, und wenn auch ähnliche Bemühungen seit frühester Zeit zu verzeichnen sind, so haben doch erst die Bedürfnisse unserer Zeit die zweckmäßigste Construction von Handels- und Kriegsschiffen zu einer Wissenschaft ausgebildet und in den Marinen aller Nationen bewundernswerthe Bauten schaffen lassen. Lange waren, wie einst die Phönizier, so in der Neuzeit die Engländer die Schiffsbaumeister für die europäischen Festlandstaaten, bis diese mit dem allgemeinen Aufschwung ihrer Technik auch den Schiffsbau selbstständig in die Hand nahmen. Welch' ein Fortschritt von einer hölzernen Galeere bis zu einem unserer Panzerkolosse, welch' ein Abstand zwischen dem ersten kleinen Dampfboot und den schwimmenden Palästen der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft und des Norddeutschen Lloyd! Und doch scheint bereits der Keim einer neuen Umgestaltung aufgegangen zu sein. Schon eilen elektrisch bewegte Schiffe geräuschlos und schier geheimnißvoll hier und da auf Flüssen und Seeen daher.

Die Giftmischerin Maria Joniaux.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Wer den großen Criminalfällen, die in unseren Tagen die öffentliche Meinung ganz besonders gefesselt und erregt haben, mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, und wer den alten Criminalgeschichten, die sich als typisch in den Annalen der Justiz verewigt haben, eine mehr als oberflächliche Beachtung geschenkt hat, wird immer und überall dieselbe Wahrnehmung machen: wie Alles, was der Verbrecher oft mit einem unglaublichen Aufwande von Scharfsinn fein ersonnen und mit Berechnung aller möglichen Factoren zur Verheimlichung des Urhebers ausgetüftelt hat, in einem verhängnißvollen Augenblicke durch eine ganz unbegreifliche Dummheit zu Schanden gemacht wird. Diese Dummheit ist gewöhnlich so kolossal, tolpatschig, plump, daß sie beinahe wiederum zur Entlastung des Schuldigen dienen könnte, — so ungeheuerlich, daß man sie demselben Manne, der das Verbrechen so klug vorbereitet und so kühn durchgeführt hat, gar nicht zutrauen kann. Und doch ist sie thatsächlich begangen worden. Sie ist der stärkste Agent des Untersuchungsrichters, der treueste Verbündete der Gerechtigkeit. Immer wieder und immer wieder bewährt sich in diesen Fällen das oft citirte Wort, daß die Gottheit denen den Verstand raubt, die sie zu Grunde richten will.

Nahezu jeder berühmte Criminalfall würde die Richtigkeit dieses Satzes erweisen können. Nur an zwei der eclatantesten Fälle sei hier erinnert.

Das merkwürdigste Verbrechen unserer Zeit ist wohl ohne Zweifel der Fall Peltzer-Bernays, merkwürdig sowohl in Bezug auf die Motive, die mit dem, was sonst zum gemeinen Verbrechen treibt, nicht das Geringste gemein haben, die sogar ein starkes ideales Moment in sich schließen: die

Befreiung eines geliebten Weibes aus unwürdigen Fesseln; merkwürdig aber ganz besonders in der Ausführung. Es ist Filigranarbeit. Wohl niemals ist ein Verbrechen mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn, Erfindungskraft, Umsicht und Fleiß ersonnen und ausgeführt worden. Alles ist vorhergesehen, Allem ist vorgebeugt. Das dumpf grollende Gerücht, das, man weiß nicht wie, in dunkelm Drange den rechten Weg findet und auf den Verbrecher hinsteuert, muß vor den angeblich unbestreitbaren Thatsachen wiederum verstummen. Das Alibi des des Verbrechens bezichtigten Leon Peltzer scheint unumstößlich nachgewiesen zu sein. Die unverfänglichsten Schriftstücke beweisen, daß er zur Zeit des Verbrechens drüben in Amerika gewesen ist. Kein Mensch hat ihn in der Nähe des Schauplatzes gesehen. Nichts weist darauf hin, daß er mit der Ermordung des Advokaten Bernays in irgendwelchem Zusammenhang gestanden hat. Alle Bemühungen der unablässig nach dem Verbrecher fahndenden Justiz scheinen vergeblich zu sein. Und dennoch behauptet sich in unerklärlicher Weise das Gerücht, von dem Niemand sagen kann, von wannen ihm die Wissenschaft kommt. In dieser schwülen Ungewißheit erscheint auf einmal Leon Peltzer auf der Bildfläche, der Mann, von dem man nur festzustellen braucht, daß er in Europa ist, um mit nahezu völliger Sicherheit den Mörder zu haben. Auf eine mißverstandene Depesche hin kommt dieser Mensch, dem es unter einer großartigen Vermummung, unter einer Maske, die selbst das schärfste Auge zu täuschen vermocht hat, und unter einem undurchdringlichen falschen Namen gelungen ist, sich allen Nachforschungen zu entziehen, der sich unbehelligt in verschiedenen großen Städten Europas monatelang herumgetrieben hat, der ohne die geringste Schwierigkeit nach Amerika hätte zurückkehren können, nach Brüssel zu seinem Bruder Armand. Er geht gerade dahin, wo man ihn vor Allem sucht! Armand, der geistige Urheber des Verbrechens, das Leon Peltzer nur als brüderlicher Bravo ausgeführt hat, ist natürlich entsetzt. Auch er verliert nun den Kopf und begiebt sich zu einem Freunde, den er beschwört, Leon bei sich zu behergen. Der Freund verweigert die Aufnahme und erkennt in der Bestürzung Armands und in der Thatsache der immer bestrittenen Gegenwart Leons die Wahrheit, die er ungeachtet seiner langen freundschaftlichen Beziehungen zu Armand den Behörden mitzutheilen für seine Pflicht hält. Armand wird verhaftet, und gleich darauf auf dem Kölner Bahnhof Leon. Und so wird durch diese unbegreifliche Dummheit Alles vernichtet, was so fein und klug, so mühsam und sorgfältig zu Stande gebracht worden war.

Ein zweiter Fall ganz anderer Art. Ein verwahrloster Bursche, der zufällig den Namen eines unserer edelsten und größten Dichter führt, Gottfried Keller, dringt in der Nacht in die Wohnung eines Berliner Kleinkaufmanns, in dessen Diensten er gestanden hatte. Er schleicht sich in den Laden ein, nimmt dort das große Messer, das zum Schneiden der Wurst dient, begiebt sich alsdann in das Nebenzimmer, in dem der Krämer mit

seiner Frau und seinem achtjährigen Töchterchen schläft, und schneidet den beiden Eltern den Hals ab. Das kleine Mädchen sieht das entsetzliche Schauspiel und kriecht unter's Bett. Ehe er sich auf das dritte Opfer stürzt, geht er wieder in den Laden zurück und raubt die Ladenkasse aus. Als er darauf das Kind stumm machen will, hört er Geräusch. Nun ist ihm vor Allem daran gelegen, mit seiner Beute zu entkommen. Er läßt das Kind wimmernd unter seinem Bett, steigt aus dem Fenster und flüchtet. Das entsetzliche Verbrechen wird sofort allgemein bekannt. Das Kind macht ganz bestimmte Aussagen. Alles wird in Bewegung gesetzt, um des Verbrechers habhaft zu werden. Alle Bemühungen sind vergeblich. Er ist wie in die Erde versunken. Man hat den Namen, kennt seine Familienverhältnisse, man besitzt sein genaues Signalement. Es nützt Alles nichts. Es vergehen Wochen. Da wird in der nächsten Nähe des Dorfes, in dem Keller geboren ist, ein Bursche aufgefaßt, der in die Rinde eines Baumes die Buchstaben G. K. einschneidet, und wegen Baumfrevels vom Landgensdarmen eingeliefert. Es ist Gottfried Keller . . .

Aber nie hat die Dummheit eine bedeutendere Rolle gespielt, als in den Verbrechen der Giftmischerin Maria Joniaux, mit denen sich das Schwurgericht von Antwerpen in den Tagen vom 7. Januar bis zum 2. Februar d. J. beschäftigt hat.

* * *

Frau Maria Joniaux ist eine Frau von vollkommener Bildung. Sie stammt aus einer der angesehensten Familien ihres Landes. Sie ist mit einem hohen Beamten vermählt. Sie ist ungewöhnlich klug. Selten hat man auf der Anklagebank eine Person gesehen, die auf jede verfängliche Frage so schlagfertig Rede und Antwort zu stehen gewußt, die mit so wunderbarem Scharfblick im wohlgefügten Netze der furchtbaren Anklage, das die Thatsachen immer straffer um sie ziehen, eine jede Masche, die sich durch Ungeschick einigermaßen lockert, sofort erspäht und sich so aalglatt der derb zugreifenden Faust der Anklage zu entwinden verstanden hätte. Ihre Selbstvertheidigung ist musterhaft. Der Generalstaatsanwalt, der die Anklage führt, hat ganz Recht, wenn er sagt: die Klugheit dieser Frau streift das Genie. Es gelingt ihr bisweilen, den nüchternsten Geist, der das handgreiflich Thatsächliche klar erfaßt hat und keinen Augenblick an der unbestreitbaren Schuld dieser entsetzlichen Verbrecherin zweifeln kann, zu umnebeln.

Und diese so gewandte, geistig hervorragende Frau, die auf ihre ganze Umgebung einen unwiderstehlichen Einfluß ausübt und alle ihre Anverwandten durch ihre geistige Ueberlegenheit erdrückt, begeht eine Reihe von Dummheiten, die geradezu an blöden Stumpfsinn grenzen.

Jetzt, da ihr die erwiesenen Verbrechen vorgehalten werden, erkennt sie auch ihre grenzenlosen Thorheiten und ruft zu wiederholten Malen aus:

„Wenn ich wirklich die Schuldige wäre, für die man mich hält, würde ich es dann so blödsinnig dumm angefangen haben?"

Dies Argument für ihre Schuldlosigkeit, daß sie viel zu gescheidt sei, um so namenlos dumm operiren zu können, wie sie es nachweislich gethan hat, hat in der That etwas Bestechendes. Man hält es eben einfach nicht für möglich, daß eine Person auch nur mit mäßigen Geistesgaben, geschweige denn eine so ungewöhnlich scharfsinnige und intelligente Frau wie diese Joniaux so haarsträubende Dummheiten begangen haben könne. Und doch ist das unmöglich Scheinende wahr. Und doch ist diese Frau neben ihrer Klugheit in der That so blöde und albern, wie fast alle ihre Schuldgenossen in gewissen Augenblicken.

Hier ist aber noch eine Besonderheit zu vermerken, die diesen Fall von anderen Fällen unterscheidet.

Die kluge, grundgescheidte Frau Joniaux ist in ihren verbrecherischen Handlungen nicht blos manchmal dumm, sie ist dann fast immer dumm, brutal dumm. Diese Frau, die so schnell faßt und so gewandt jeden Angriff der Anklage parirt, daß der tödtliche Stoß an ihr abzugleiten scheint, diese Frau, die Entsetzen einflößt und doch imponirt, wird aller ihrer geistigen Vorzüge verlustig, sobald sie zur Verbrecherin wird. Da ist Alles plump, albern, sinnlos, blöde. Keine Spur von geistiger Ueberlegenheit in der Conception und Durchführung, nicht die geringste eigene Erfindung. Sie macht Alles so blöde wie nur möglich und copirt ungeschickt und sinnlos die bekanntesten Vorbilder.

Sie ist verschuldet. Auf honnette Weise kann sie sich kein Geld verschaffen. Sie ist in einer socialen Stellung, die ihr nicht gestattet, sich wegen Diebstahls oder gemeinen Betruges belangen zu lassen. Sie wählt deshalb das größte Verbrechen, das ihr als das salonfähigste erscheint: sie mordet mit Gift. Sie kennt die erlauchten Vorbilder: den Magdeburger Agenten Hartung, den Pariser Dr. de la Pommerais. Sie kauft also ihre Verwandten in Lebensversicherungen ein, die zu ihren Gunsten ausgestellt werden. Nun weicht sie einigermaßen von ihren Vorbildern ab. Hartung und de la Pommerais ließen doch wenigstens eine gewisse Anstandspause eintreten, bevor sie ihre Opfer hinschlachteten. Die Joniaux aber geht über die Zahlung der Versicherungsprämie nach der ersten Verfallfrist nicht hinaus. Sobald die Unglücklichen versichert sind und die erste Prämie gezahlt ist, werden sie gemordet. Schon während die Versicherungsverhandlungen schweben, also in den Tagen, die dem Abschluß unmittelbar vorangehen, verschafft sie sich das Gift, und zwar nicht auf Umwegen, sondern ganz einfach auf ärztliche Recepte. Sobald diese nöthigen Vorbereitungen abgeschlossen sind, vergiftet sie ihre Opfer und treibt alsdann mit fieberhafter Hast die versicherten Summen ein, um ihre Schulden zu bezahlen.

Man könnte eine Prämie darauf setzen, wie es sich wohl anfangen ließe, in ungeschickterer, frecherer und zugleich thörichterer Weise ein Verbrechen auszuführen.

* * *

Noch erstaunlicher aber, als die Dummheit der gebildeten, klugen Frau ist die Thorheit ihrer Umgebung, die Kurzsichtigkeit aller derer, die mit diesen verbrecherischen Handlungen irgendwie zu thun hatten, die Blödheit der Welt.

In dem knappen Zeitraum von zwei Jahren (Februar 1892 bis März 1894) sterben drei Anverwandte der Joniaux, die alle drei von ihr zum Besuch geladen sind, in ihrem Hause.

Man weiß, daß Frau Joniaux sich in äußerst bedrängter finanzieller Lage befindet. Das erste und dritte ihrer Opfer, ihre Schwester Leonie und ihren Bruder Alfred, hat sie zu verhältnißmäßig hohen Summen versichert und die ersten Prämien gezahlt, die Schwester zu 70000 Franken, den Bruder zu 100000 Franken. Zwischen diesen beiden Todesfällen liegt der des Onkels ihres Mannes, eines alten lebenslustigen Herrn, der sehr reich ist, und von dem das Gerücht behauptet, daß er sich mit seiner Geliebten, die die Mutter seines Kindes ist, noch verheirathen wolle. Niemand weiß, daß er ein Testament gemacht hat. Wenn er jetzt noch unverheirathet stirbt, so wird der Mann der Joniaux voraussichtlich an der reichen Erbschaft seinen erheblichen Antheil haben: verheirathet sich der alte Vandenkerckhove, — das ist sein Name, — so wird das schöne Geld der zur Frau erhobenen Geliebten und dem Kinde zufallen. Frau Joniaux ladet den Onkel, der in Gent lebt, also nach Antwerpen zu einem Diner ein. Am andern Morgen ist er eine Leiche.

Also drei Anverwandte, deren Tod Frau Joniaux finanziell von großem Nutzen ist oder wenigstens voraussichtlich sein wird, werden von Brüssel, Paris und Gent nach Antwerpen geladen, wohnen bei Frau Joniaux und sterben kurze Zeit nach ihrer Ankunft in ihrem Hause. Und das ist zunächst keinem Menschen aufgefallen. Das Gerücht, das Frau Joniaux des Verbrechens bezichtigte, war kleinlaut und verzagt und verstummte bald.

Muß man sich da nicht fragen: Ist denn hier alle Welt mit Blindheit geschlagen gewesen? Was soll man denn von allen diesen Leuten denken? Von diesen Aerzten, die im Hause der Joniaux in kurzer Zeit drei Menschen eines plötzlichen und ganz unerwarteten Todes sterben sehen, von diesen Versicherungsagenten, die unmittelbar nach der Zahlung der ersten Prämie im Betrage von ein paar hundert Franken ihre Gesellschaften veranlassen, so und so viel Zehntausende ohne Weiteres an Frau Joniaux auszuzahlen?

Von den drängenden Gläubigern, die nach dem Todesfall befriedigt werden, wollen wir nicht weiter reden. Sie sind froh, daß sie ihr Geld haben, und kümmern sich nicht weiter darum, woher es kommt.

Unendlich fern liegt es mir, den unglücklichen Mann, der eine hervorragende Stellung einnimmt, und den das Schicksal, das ihn an dieses Ungeheuer gefesselt, furchtbar genug getroffen hat, irgendwie verdächtigen zu wollen. Ihn muß die Liebe völlig verblendet haben, wenn ihm niemals der Verdacht aufgestiegen ist, daß bei dem Tode der drei Anverwandten, die unter seinen Augen gestorben sind, doch nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen sein könne.

Wir wollen die Vorgänge, wie sie sich für jeden Unbefangenen, der den langwierigen und oft entsetzlich langweiligen Verhandlungen mit vollster Aufmerksamkeit gefolgt ist, als erwiesen darstellen, hier möglichst übersichtlich zusammenfassen und erzählen.

Die Anklageschrift, die der Generalstaatsanwalt Servais abgefaßt hat, ist, wie sich aus den Verhandlungen ergeben hat, als ein Meisterwerk zu bezeichnen. Bis auf geringfügige Einzelheiten, die kaum erwähnenswerth erscheinen, sind alle Punkte der fürchterlichen Anklage, wie sie in diesem Actenstücke der Joniaux als verbrecherische Handlungen vorgehalten worden sind, durch die Verhandlungen in Wort und Schrift, durch Zeugenaussagen und schriftliche Documente in der That als verbrecherische Handlungen der Angeklagten für jeden Unbefangenen mit unumstößlicher Sicherheit nachgewiesen worden. Der in ihrer Weise meisterlichen Vertheidigung durch den Rechtsanwalt Graux, einen forensischen Redner allererster Ordnung, ist es nicht gelungen, auch nur einen leisen Zweifel an der offenbaren Schuld der Angeklagten zu erwecken. Der Name der Maria Joniaux wird in der Geschichte der berühmten Verbrechen als einer der fürchterlichsten Giftmischerinnen neben denen der Brinvillier und der Gesche Gottfried genannt werden.

Die Familie der Maria Joniaux, geb. Ablay.

Die Offiziersfamilie Ablay nimmt in Belgien eine der höchsten gesellschaftlichen Stellungen ein. Der Vater der jetzt zum Tode verurtheilten Maria Joniaux war General der Cavallerie, und seine beiden Brüder waren gleichfalls Generale. Einer derselben, General Omer Ablay, war Generaladjutant des Königs. Auch die beiden Brüder der Angeklagten hatten sich dem Soldatenstande gewidmet. Die Ablays haben ihren Namen mit Stolz getragen, und die „Ehre der Familie" spielt denn auch in diesem großen Processe eine bedeutende Rolle. Die Joniaux behauptet, für die bedrohte Ehre ihrer Familie die größten Opfer gebracht zu haben, und erklärt, ihre verstorbene Mutter, die Generalin, wie der von ihr vergiftete Bruder Alfred, hätten sie gezwungen, sehr beträchtliche Summen für die Reinhaltung des Namens Ablay auszugeben. Sie hat beständig das Bestreben, sich als den guten Engel der Ihrigen auszugeben, der im Augenblicke der Noth immer Rettung bringt — sie, die kaltblütige Mörderin ihres Bruders und ihrer Schwester!

Als der General Ablay starb, hinterließ er außer seiner Wittwe sechs Kinder: Alfred, geboren 1840, Maria, — das ist die traurige Heldin dieses Dramas, — geboren 1844, Charles, geboren 1845, Emilie, geboren 1846, Leonie, geboren 1849, und Hortense, geboren 1851.

* * *

Alfred trat in jungen Jahren in die Armee ein. Er war ein flotter leichtsinniger Cavallerieoffizier und lebte weit über die bescheidenen Verhältnisse seiner Familie. Aus seinen Geldverlegenheiten wurde er momentan durch eine gute Partie befreit. Er verheirathete sich mit Fräulein Constanze Meskens und wurde Vater zweier Söhne, Georges und Lionel. Er verlor seine Frau in ganz jungen Jahren, Juli 1871. Seine Kinder blieben einstweilen bei der Großmutter, der Frau Meskens.

Alfred setzte im Vertrauen auf das Vermögen seiner reichen Schwiegermutter sein sehr kostspieliges Leben fort und machte bedeutende Schulden. Der ihm von seiner Schwiegermutter bewilligte Zuschuß genügte seinen Ausgaben auch nicht annähernd. So kam es denn zwischen ihm und seiner Schwiegermutter im Jahre 1873 zum Bruch. Die Beiden sahen sich nicht mehr. Die Schulden, die der leichtsinnige junge Offizier gemacht hatte, wurden immer drückender. Die Gläubiger drängten. Seine Stellung wurde unhaltbar. Er nahm seinen Abschied und verließ Belgien, um, wie so mancher seiner Standesgenossen, in der Neuen Welt sein Glück zu suchen. Er begab sich zunächst nach Buenos Ayres. Er plagte sich gehörig ab, um sein Leben zu fristen, aber er brachte es zu nichts. Alsdann ging er nach Algier, wo er ebenfalls mit Energie, aber ohne Erfolg den Kampf um's Dasein aufnahm. Dort lernte er ein Mädchen kennen, Marie Roguet, zu der er bald in intimste Beziehungen trat. Da es ihm auch in Algier nicht glücken wollte, versuchte er nun in Paris sein Heil und nahm seine Geliebte mit. In Paris fand er als Buchhalter zu dem sehr bescheidenen Salair von 125 Franken monatlich eine Stellung. Mit Marie Roguet, die treu und anhänglich zu ihm hielt, lebte er in den dürftigsten Verhältnissen, die hart die Misère streiften. Er war in beständiger Geldnoth, und auch die Unterstützungen, die er von den Seinigen, von seiner Schwiegermutter, von seinem ältesten Sohne erhielt, sowie die gelegentlichen kleinen Geldsendungen seiner Schwester Maria Joniaux reichten kaum aus, um des Lebens Nothdurft zu bestreiten.

Seit siebzehn Jahren hatte er seine Schwiegermutter nicht gesehen. Da führte ein tragischer Vorfall die entzweiten Anverwandten wieder zusammen. Sein zweiter Sohn, Lionel, der etwa 20 Jahre alt war, kam unter geheimnißvollen Umständen um's Leben, October 1890. Man fand seine Leiche in einem Weiher unweit des Schlosses seiner Großmama. Die Leiche stak in einem Sack, der am Hals nicht fest zugebunden war. Ein Arm war frei.

Der junge Lionel war ein eigenthümlicher Mensch. Er hatte von dem Leichtsinn seines Vaters geerbt. Man behauptet, daß er die Tochter eines benachbarten Pächters verführt habe, und es wurde sogar der Verdacht ausgesprochen, daß der verzweifelte Vater Hand an den Schänder der Ehre seiner Tochter gelegt habe. Die Untersuchung hat in dieser Beziehung indessen nichts ergeben, und da ein Unglücksfall bei den eigenthümlichen Bedingungen, unter denen die Leiche gefunden worden ist, als ausgeschlossen erscheint, hat man den Selbstmord als wahrscheinlich angenommen, — um so mehr als nachgewiesen worden war, daß Lionel sich einige Tage vor seinem Tode vom Gärtner einen Sack hatte geben lassen. Wenn später die Behauptung aufgetreten ist, daß Frau Joniaux auch mit diesem Todesfalle in Zusammenhang zu bringen sei, so ist das leeres Geschwätz, das durch nichts gerechtfertigt erscheint.

Der Tod Lionels wurde dem Vater nach Paris telegraphirt. Alfred begab sich nun nach dem Gute seiner Schwiegermutter, und bei diesem traurigen Anlaß kam es zu einer Art von Aussöhnung zwischen den Beiden. Frau Meskens nahm ihren Schwiegersohn gütig auf, auch bei seinem zweiten Besuche, als es sich um die Nachlassenschaft Lionels handelte. Bei dieser Regulirung wurde übrigens festgestellt, daß Alfred seiner Schwiegermutter sehr erhebliche Summen schuldete.

Alfred, der nach Paris zurückgekehrt war, führte sein kümmerliches, von beständigen Geldsorgen getrübtes Leben mit seiner getreuen Freundin Marie Roguet fort.

Er hatte sich bisher immer ziemlich versteckt gehalten, und seine alten Gläubiger hatten die Hoffnung, von ihm befriedigt zu werden, aufgegeben. Nur einige wenige hatten seinen Aufenthalt ermittelt und ihn gemahnt. Die meisten aber hatten die alte Schuld längst zu den verlorenen geschrieben. Daß er gelegentlich daran gedacht haben kann, sein Leben zu versichern, ist sehr wohl möglich, und es ist sogar erwiesen, daß er sich in Paris nach den Bedingungen einer Lebensversicherung erkundigt hat. Aber das ist vollständig nebensächlich und hat mit der Lebensversicherung, die seinem plötzlichen Ende vorherging, nichts zu schaffen. Es ist unbegreiflich, daß über die Feststellung dieser Thatsache so viel verhandelt worden ist.

Ebenso steht es mit der Frage über seine Gesundheit. Die Vertheidigung hätte ohne Zweifel ganz anderes Material aufbringen müssen, um es glaubhaft erscheinen zu machen, daß Alfred Ablay zu den Leuten gehörte, bei denen ein plötzlicher Tod nicht überraschen kann. Es ist vielmehr ganz unbedingt erwiesen, daß er eine außerordentlich kräftige, widerstandsfähige und gesunde Constitution besessen hat. Er ist weder Trinker gewesen, — er hat, wie die meisten französischen und belgischen Offiziere, täglich sein Glas Absinth getrunken, aber daran stirbt der Mensch nicht, — noch weniger Morphinist. Wenn man einmal gesehen, daß er ein „weißes Pulver" in ein Glas Cognac geschüttet und den Inhalt des Glases geleert,

wenn man ferner festgestellt hat, daß er gelegentlich einmal einen Apotheker-gehilfen gefragt hat, ob man Morphium ohne Recept bekommen könne, so beweist das nicht das Geringste. Kein einziger seiner Freunde oder der ihm nahestehenden Persönlichkeiten hat ihn je Morphium nehmen sehen. Sein Ausgabebuch, das mit pünktlichster Genauigkeit geführt ist und verschiedene Anschaffungen bei dem Apotheker verzeichnet, führt nicht einen einzigen Posten für Morphium auf, und Marie Roguet, die ihn doch am genauesten kennen muß, erklärt auf das Allerbestimmteste, daß er niemals, aber auch niemals Morphium genommen habe.

Am 4. Februar 1894 begab er sich auf Einladung seiner Schwester Maria Joniaux nach Belgien. Marie Roguet hatte finstere Vorahnungen und beschwor ihn, die Reise zu unterlassen. Am 9. Februar stellte er auf Anrathen seiner Schwester Maria Joniaux den Antrag, sein Leben bei der Versicherungsgesellschaft „Gresham" zu Gunsten seiner Schwester zu versichern. Alfred erklärte, daß die Sache große Eile habe, da er am 12. nach Paris zurückkehren müsse. Die ärztliche Untersuchung und die andern Formalitäten vor Abschluß der Police wurden nach Möglichkeit beschleunigt. Da aber der Sitz der Gesellschaft in London ist, so erforderte der Abschluß doch einige Zeit. Am 23. Februar wurde die Police Alfred Ablay übergeben und die erste Quartalsprämie gezahlt. In der Nacht vom 5. zum 6. März starb Alfred im Hause der Frau Joniaux. Er wurde sogleich begraben, und fünf Tage darauf theilte Frau Joniaux der Versicherungsgesellschaft den Tod des Versicherten mit und reclamirte die versicherte Summe im Betrage von 100000 Franken.

Das Gesammtbild, das man von Alfred Ablay aus allen Schilderungen der nicht voreingenommenen Zeugen erhält, ist das eines leichtsinnigen, aber durchaus gutmüthigen Menschen, der sich in seinen reifen Jahren sogar redlich abgemüht hat, die sehr dummen Streiche seiner Jugend wieder gutzumachen. Eine wirklich unehrenhafte Handlung ist ihm nur von seiner Schwester nachgesagt worden, der Frau Joniaux.

* * *

Der jüngere Bruder, Charles Ablay, Rittmeister der Cavallerie, bei der Leibgarde, hat eine sehr vermögende junge Dame geheirathet und scheint in der Familie eine ganz abgesonderte Stellung einzunehmen. Mit seiner Schwester Joniaux, bei der das Familiengefühl sich besonders dann stark zu äußern pflegte, wenn sie irgendwie Geld haben wollte, stand er auf schlechtem Fuße. Er verkehrte fast gar nicht mit ihr. Daß er, der active Offizier eines Eliteregiments, in geregelten Verhältnissen, mit seinem Bruder, der unter wenig angenehmen Bedingungen den Dienst hatte quittiren müssen, die Fühlung nicht aufrecht erhalten hatte, ist vielleicht zu bedauern, aber man kann sich kaum darüber wundern. Die Rolle, die der

Rittmeister Charles Ablay in dem Drama spielt, hat eine rein negative Bedeutung. Er hat mit Allem, was da vorgefallen ist, nichts zu thun.

* * *

Die beiden älteren Schwestern Emilie und Leonie waren alte Jungfern geblieben und lebten mit ihrer Mutter, der Generalin, bis zu deren Tode, der vor einigen Jahren erfolgte, in Brüssel, in bescheidensten Verhältnissen, die nahezu die Dürftigkeit streiften. Sie hatten eben als hauptsächlichste Einnahmequelle die karg bemessene Pension des verstorbenen Generals und wurden wohl auch von ihren bessersituirten Verwandten, dem Rittmeister Charles, ihrem Neffen Georges und ihrer Schwester Frau Joniaux, unterstützt.

Frau Joniaux behauptet, jeder ihrer Schwestern eine Pension von 2400 Franken jährlich ausgesetzt zu haben. Aber diese Behauptung ist durch nichts erwiesen und widerspricht sehr wahrscheinlich den Thatsachen, obgleich sie in einem Schriftstück der beiden Schwestern anerkannt ist. In dem Schriftstück sind indessen notorische Fälschungen, und da erwiesenermaßen Frau Joniaux auf ihre beiden, geistig wenig hervorragenden, ja sogar offenbar sehr beschränkten Schwestern einen erdrückend dominirenden Einfluß ausübte, und diese Alles thaten, was Frau Joniaux verlangte, so ist dem offenbar unter dem Dictat der Frau Joniaux entstandenen Schriftstücke keine weitere Bedeutung beizumessen.

Als die Generalin Ablay starb, soll sie nach den Behauptungen der Frau Joniaux eine Allen unbekannte Schuld von 30 000 Franken hinterlassen haben. Um diese Schuld ist es gerade so bestellt, wie um die vorgebliche den Schwestern ausgezahlte Pension. Sie ist durch nichts erwiesen als durch die Aussage der Schwester Emilie während der Voruntersuchung, und diese ganze Aussage ist vom ersten Worte bis zum letzten im äußersten Grade verdächtig. Das Bestreben, ihrer Schwester Maria Joniaux in der Bedrängniß zu Hilfe zu kommen und Alles zu thun, was möglich ist, um die fürchterliche gegen die Schwester erhobene Anklage zu entkräften, ist augenscheinlich. Ebenso unverkennbar wie das Dictat über die Pension von 2400 Franken ist auch diese Behauptung auf eine directe Inspiration der Frau Joniaux zurückzuführen. Emilie verwickelt sich dabei übrigens beständig in Widersprüche, stellt nachgewiesene Thatsachen in Abrede, behauptet das Unglaubwürdigste, widerruft frühere Angaben, — Alles in der begreiflichen Tendenz, die Joniaux zu entlasten. Emilie, die schon sehr leidend war, als die Untersuchung gegen ihre Schwester eingeleitet wurde, ist vor dem Beginn der öffentlichen Verhandlungen gestorben.

Leonie, das erste Opfer der Joniaux, war ein harmloses, gutmüthiges Geschöpf von äußerst geringen Geistesgaben, die durch eine Krankheit noch erhebliche Einbuße erlitten hatten. Sie litt an krankhafter Vergeßlichkeit, und ihre Bekannten bemerkten, daß sie häufig in derselben Unterhaltung

nach wenigen Minuten dieselben Phrasen Wort für Wort wiederholte. Sie stand ganz und gar unter der Herrschaft ihrer geistig unendlich überlegenen, absolut bedeutenden Schwester Maria Joniaux. Auf Veranlassung der Frau Joniaux versicherte Leonie ihr Leben bei zwei Gesellschaften im Gesammtbetrage von 70 000 Franken zu Gunsten der Tochter der Frau Joniaux aus erster Ehe, und zwar am 2. Januar und am 23. Januar 1892. Leonie war seit etwa einem Monat zum Besuch bei ihrer Schwester Joniaux. Die letzte Quote der Versicherung, die zu deren Giltigkeit unerläßlich war, wurde am 20. Februar gezahlt. Vier Tage darauf, am 24. Februar, starb Leonie.

Diese Versicherung war übrigens vor aller Welt, auch vor den nächsten Mitgliedern der Familie, geheimgehalten.

* * *

Die jüngste Schwester, Hortense, die mit ihren drei anderen Schwestern in intimer Freundschaft lebte, hat sich mit einem Herrn Bède verheirathet. Die junge Frau Bède ist der Morphiumsucht in höchstem Grade verfallen. Sie hat zugegeben, daß sie zu Zeiten täglich 40 bis 50 Centigramm Morphium nimmt, — 20 bis 30 Centigramm sind unter Umständen schon tödtlich, — und es ist ferner festgestellt worden, daß sie an einzelnen Tagen sogar 100 Centigramm genommen hat, ein volles Gramm! Einer der vernommenen Apotheker hat ausgesagt, daß er Frau Bède wöchentlich zwischen 3 bis 4 Gramm Morphium verkauft habe.

* * *

Wir kommen nun zur Hauptperson. Maria Ablay, die jetzige Frau Joniaux, ist unzweifelhaft das scharfsinnigste, intelligenteste und energischste Mitglied der Familie. Der Präsident, der Generalstaatsanwalt und die Vertheidiger wetteifern in dem Bestreben, der Maria Joniaux das Zeugniß des ungewöhnlichsten Scharfsinns und einer Verstandeskraft, „die das Genie streift", auszustellen.

Maria Ablay verheirathete sich sehr jung, als 16jähriges Mädchen, im Jahre 1860, mit Frédéric Faber. Sie selbst wird so gut wie kein Vermögen besessen haben, aber ihr Mann war der Sohn einer reichen Frau. Frau Faber unterstützte denn auch den Haushalt ihrer Kinder in ausgiebigster Weise. Das junge Ehepaar wohnte zunächst mit ihr zusammen, und sie hatten gemeinsame Wirthschaft, deren Kosten von der Schwiegermutter Faber ausschließlich bestritten wurden. Es kam aber, wie das sehr begreiflich ist, zu Mißhelligkeiten zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Das Faber'sche Ehepaar verließ nach einiger Zeit das mütterliche Haus und begründete einen eigenen Hausstand.

Faber war ein Bücherwurm, ein Bibliophil, der für seine Bibliothek sehr erhebliche Summen ausgab. Er schrieb einige bibliographische Studien,

die er auf seine Kosten drucken ließ. Für die Einrichtung der Wohnung wurde ziemlich viel Geld ausgegeben. Die junge Frau Maria brauchte für Toilette und gesellschaftliche Repräsentation große Summen, und so beginnen denn eigentlich in dem Augenblick, als Frédéric und Maria Faber ihren eigenen Hausstand begründen, die Geldverlegenheiten; denn die von der Mutter bewilligten Zuschüsse standen in starkem Mißverhältniß zur Größe der Ausgaben.

In dieser Ehe wurde Januar 1871 eine Tochter geboren, Jeanne, die sich vor einigen Jahren mit einem Herrn Oswald Mertens verheirathet hat. Während der Verhandlungen ist Frau Joniaux Großmutter geworden.

Im Faber'schen Hause verkehrte ein junger Ingenieur, Herr Henri Joniaux, Wittwer und Vater dreier Kinder, zweier Mädchen, Marguérite und Martha, und eines Sohnes, Charles. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Beziehungen zwischen Henri Joniaux und der jungen Frau Maria Faber zu Lebzeiten Fabers die Grenze einer intimen und herzlichen Freundschaft überschritten hätten. Faber starb im December 1884.

Im März 1886 verheiratheten sich Henri Joniaux und die Wittwe Faber. Die Kinder der beiden früheren Ehen, Jeanne Faber, Marguérite, Martha und Charles Joniaux, kamen in den neubegründeten Haushalt und scheinen gute Beziehungen zu einander gehabt zu haben. Die Ehegatten wurden offenbar durch wahre Liebe an einander gefesselt, und das einzige menschlich rührende Moment, das uns die schreckliche Gestalt der Giftmischerin wenigstens nach einer Seite hin sympathisch erscheinen läßt, ist ihr stetes und unausgesetztes Bestreben, den geliebten Mann von all dem, was ihr zur Last gelegt wird, völlig loszulösen. Man gewinnt aus den Verhandlungen in der That die Ueberzeugung, daß Henri Joniaux von dem, was sich ereignet, thatsächlich keine Ahnung gehabt hat. Joniaux ist eine leichtlebige künstlerische Natur; die Wirthschaft und ihre Sorgen überläßt er ausschließlich seiner Frau und bekümmert sich um die Geldangelegenheit so gut wie gar nicht. Die ganze wirthschaftliche Frage liegt ausschließlich auf den Schultern der Frau Joniaux, die die furchtbar verwickelten Verhältnisse mit einer Gewandtheit leitet, die auf ein wahres Finanzgenie schließen läßt. Wie sie sich Jahrzehnte lang durch all diese Bedrängnisse hindurchwindet, wie sie immer und immer sich neue Quellen erschließt, Gläubiger halb befriedigt, um sie zu weiterer Geduld zu veranlassen, durch Findigkeiten und Ausflüchte lästige Mahner vertröstet, den drohenden Skandal erstickt und nach außen hin den Glanz des Hauses aufrecht erhält, das ist wirklich in einem gewissen Sinne bewunderungswürdig.

Joniaux, der als Ingenieur in den Staatsdienst eingetreten war, hatte sich inzwischen zu einer höchsten Stellung heraufgearbeitet. Er ist jetzt einer der obersten Beamten des Bautenministeriums: ingénieur en chef des

ponts et chaussées, was etwa bei uns dem Range eines Geheimen Ober-regierungs- und Bauraths entsprechen würde.

Die Mutter des Herrn Henri Joniaux war eine geborene Vandenkerckhove, die Schwester eines sehr reichen Mannes, der in Gent zu den bekanntesten Persönlichkeiten gehörte. Der alte Vandenkerckhove war ein Freund der guten Küche und des schönen Geschlechts, ein liebenswürdiger alter Schwerenöther. Er war nicht verheirathet, aber er hatte eine Geliebte, mit der er zusammen lebte, und die ihm einen Sohn geschenkt hatte. Auch Madame Joniaux Mutter lebte in guten Verhältnissen und unterstützte den Haushalt ihres Sohnes in sehr ausgiebiger Weise. Beim Tode des Onkels Vandenkerckhove durfte aller Wahrscheinlichkeit nach Herr Henri Joniaux auf eine beträchtliche Erbschaft rechnen. Vandenkerckhove war am 16. März 1892 zu Gast bei seinem Neffen. Nach dem Diner erkrankte er plötzlich und starb am folgenden Tage, ebenfalls im Hause der Maria Joniaux.

* * *

So waren denn in drei aufeinanderfolgenden Jahren, fast auf Tag und Stunde, drei Personen, die Maria Joniaux sehr nahestanden und deren Tod ihr finanziell vortheilhaft zu sein versprach, eines unerwarteten und plötzlichen Todes gestorben.

Zuerst am 24. Februar 1892 ihre Schwester Leonie, deren Leben mit 70000 Franken versichert war.

Dann am 17. März 1893 der reiche und unverheirathete Oheim ihres Mannes, Jacques Vandenkerckhove.

Und endlich am 5. März 1894 ihr Bruder Alfred, der unmittelbar vorher sein Leben mit 100000 Franken zu Gunsten seiner Schwester Maria Joniaux versichert hatte.

Erst dieser letzte Todesfall machte die Versicherungsbeamten stutzig. Sie beantragten die Ausgrabung und Autopsie Alfred Ablays. Das geschah am 15. März, und am 17. April theilten die Gerichtschemiker dem Untersuchungsrichter mit, daß sie im Magen und in den Eingeweiden des Verstorbenen Morphium gefunden hätten. Und an diesem Tage erfolgte die Verhaftung der Frau Joniaux.

Ueber das Aeußerliche der Frau Joniaux ist nach den vorliegenden Bildern nichts Besonderes zu sagen. Sie macht den Eindruck einer behäbigen Dame in elegantester Toilette. Das rundliche Gesicht mit feinem Stumpfnäschen und den kleinen, wie es scheint, sehr lebhaften Augen weist nichts besonders Auffälliges auf. Allenfalls könnte man auf die sehr hochgeschwungenen Brauen hinweisen.

Nachdem wir nun die Hauptdata aus dem Leben der Frau Joniaux, ihrer Opfer und der in Betracht kommenden Persönlichkeiten ihrer nächsten Umgebung hier verzeichnet haben, wollen wir die überaus verwickelte Geschichte der Verbrechen möglichst anschaulich klarzulegen suchen.

Die ersten verbrecherischen Schritte, Ausbeutung des Neffen Georges Ablay. Erpressungsversuche und anonyme Briefe.

Beim Tode Frédéric Fabers, December 1884, befand sich, wie wir gesehen haben, die Wittwe in sehr ungünstigen Vermögensverhältnissen, und ihre finanzielle Bedrängniß wurde nicht geringer in ihrer zweiten Ehe, die sie mit Herrn Henri Joniaux eingegangen war; die Schulden wuchsen vielmehr lawinenartig an.

Im Geldborgen entwickelt nun Frau Joniaux eine schier unglaubliche Virtuosität, die allerdings durch die fünfzehnjährige Ausbildung dieser Specialität in der Faber'schen Ehe sich einigermaßen erklären läßt. Vor Allem werden ihre reichen Anverwandten regelmäßig und zum Theil mit recht bedeutenden Beträgen geschröpft, in erster Linie die beiden Schwiegermütter, die alte Frau Faber und die Mutter des Herrn Joniaux, zu denen sich noch die alte Frau Meskens, die Schwiegermutter ihres Bruders Alfred, gesellt. Neben den großen Summen werden aber auch die kleinsten Gaben nicht verschmäht. Frau Joniaux schämt sich nicht, sogar ihren Neffen Georges und Lionel, die damals noch im Knabenalter stehen, geringfügige Beträge ihres Taschengeldes abzuschwatzen. Mit ihrem Bruder, dem Rittmeister Charles Ablay, der in sehr glänzenden Vermögensverhältnissen lebt, scheint sie aber weniger Glück gehabt zu haben. Daher denn auch die Entzweiung der Geschwister, die zum vollständigen Abbruch der Beziehungen führt — eine Thatsache, über die sich Rittmeister Charles Ablay jetzt gewiß nicht beklagen wird.

Aber die Finanzoperationen der Joniaux erstrecken sich nicht blos auf ihre nächste Umgebung und Blutsverwandtschaft. Alle, die mit der klugen Frau des hochstehenden Beamten irgendwie in Berührung kommen, werden angezapft: hohe Offiziere und Beamte, Großindustrielle und Kaufleute. Die Summen, die Frau Joniaux verlangt und manchmal auch erhält, betragen oft viele Tausende. Wenn es aber sein muß, begnügt sie sich auch mit Wenigem und nimmt hundert Franken und darunter. Manchmal werden diese Darlehen vollständig, manchmal zum Theil, manchmal gar nicht zurückerstattet.

Diese chronischen Anleihen in den Kreisen der Freunde und Bekannten haben indessen ihre natürliche Begrenzung. Als also da nicht mehr viel oder überhaupt nichts mehr herauszuschlagen ist, sieht sich Frau Joniaux genöthigt, geschäftliche Schulden zu machen, gegen Hinterlegung von Werthpapieren, wie z. B. die Lebensversicherung ihres Mannes eins darstellt, und gegen Wechsel. Zum Theil muß sie auch Wucherzinsen dafür zahlen. Mit diesen Schulden ist nicht zu spaßen, da muß an dem Verfalltage unbedingt Rath geschafft werden, da helfen keine sentimentalen Lügen, um den nüchternen Geschäftsmann geduldig zu machen.

In diesen Augenblicken drängender Verlegenheit, ja äußerster Noth macht Frau Joniaux einigemal auch noch mit Glück den fast verzweifelt

erscheinenden Versuch, die schon gehörig ausgebeuteten Mütter noch einmal heranzuziehen. Sie entwickelt bei diesen Geldforderungen eine fabelhafte Gewandtheit. Jedesmal handelt es sich um ein letztes Opfer, das für die Ehre der Familie gebracht werden muß. Mitunter läßt sie auch vor den alten Damen neben dem Schreckbilde der Entehrung das Gespenst des Selbstmordes aus der Versenkung auftauchen. Aber schließlich verfängt auch das nicht mehr.

Nun wendet sich Frau Joniaux an vornehme Leute, mit denen sie mehr oder minder nahe bekannt ist, und theilt ihnen in rührenden Worten unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß irgend ein Mitglied ihrer Familie einen verbrecherisch dummen Streich begangen habe, daß es ihre Aufgabe sei, die Ehre der Familie rein zu erhalten, den drohenden Skandal zu vermeiden, und daß sie in ihrer Noth nichts Anderes wisse, als sich an den Betreffenden zu wenden. Auch das hilft einigemal. Aber schließlich versagt auch das. Es gelingt ihr indessen doch, das, was sie nothwendig braucht, um die dringendsten ihrer Gläubiger ungefähr zu befriedigen, sich auf diese oder andere Weise zu verschaffen.

Auch auf andere Weise! Denn sie ist in ihren Mitteln gar nicht wählerisch. Wenn sie sich kein Geld leihen kann, geht sie auch zu bekannten Juwelieren, kauft Werthgegenstände und trägt sie sofort auf's Leihhaus. Ja, die vornehme Dame, in deren Salon die Aristokratie der Stadt verkehrt, und die selbst zur bevorzugtesten Gesellschaft gehört, huldigt in Geldsachen demokratischen Gleichheitsanschauungen: sie pumpt sogar ihr Dienstmädchen an.

Mit einem Aufwande von Sorgfalt und einer Zeitverschwendung, die mir übertrieben erscheinen, hat man in den Verhandlungen das Budget des Joniaux'schen Hauses festzustellen gesucht. Die Mühe erscheint mir recht entbehrlich. Offenbar und ganz unzweideutig liegt vor Aller Augen die Sache so: Frau Joniaux ist in ihre neue Ehe mit großen Schulden eingetreten. Das Einkommen des Herrn Joniaux beträgt etwa 12 000 Franken. Der Zuschuß, den Frau Joniaux Mutter gewährt, ist nicht bedeutend. Für ein Haus, in dem es ziemlich flott, wenn auch nicht übertrieben verschwenderisch zugeht, und in dem vier erwachsene Kinder sind, ist die verfügbare Summe nicht erheblich. Der haushälterische Sinn ist Frau Joniaux gänzlich versagt. Sie hat ein offenes Haus. Sie giebt für ihre Toilette, für den Unterhalt ihrer Kinder und für den Hausstand, der auf ziemlich großem Fuße eingerichtet ist, unzweifelhaft viel mehr Geld aus, als die Einnahmen betragen. Sie lebt immer über ihre Verhältnisse. Und da sie noch aus der Faber'schen Ehe Abzahlungen zu machen und Zinsen zu zahlen hat, wächst das Deficit naturgemäß von Jahr zu Jahr. Das ist so einfach, daß man die Nothwendigkeit, Frau Joniaux ihre bedeutenden Schulden auf Heller und Pfennig nachzurechnen, kaum begreifen kann.

Die Höhe dieser Schulden hat überdies gar nicht festgestellt werden können, da Frau Joniaux, als sie ihre Verhaftung befürchtete, nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihre Wirthschafts- und Contobücher zu vernichten. Indessen scheint doch soviel festzustehen, daß sich die Schulden auf ein paarmalhunderttausend Franken belaufen haben.

Daß sie eine sehr umfangreiche Buchführung gehabt und eine kolossale geschäftliche Correspondenz unterhalten hat, deren Inhalt allerdings sehr einfach ist, — die Briefe enthalten unausgesetzte Darlehnsgesuche unter allen möglichen erschwindelten Vorwänden, Vertröstungen und Beschwichtigungen, — das unterliegt keinem Zweifel. Ganze Berge von solchen Briefen und Schriftstücken sind indessen noch aufgefunden und haben Monate lang die Untersuchung Tag und Nacht beschäftigt.

Frau Joniaux war also seit langen Jahren in verzweifelter Geldklemme. Sie mußte befürchten, daß jeden Augenblick das mit allerlei Künsteleien mühsam Zusammengehaltene auseinanderkrachen, daß ein großer Skandal ausbrechen, sie als professionelle Schwindlerin brandmarken und ihre sociale Stellung vernichten würde.

Alle ihre Bestrebungen gehen daher nur auf das eine Ziel los: diesen Augenblick möglichst weit hinauszuschieben, um den öffentlichen Skandal zu vermeiden. An der Behauptung ihrer gesellschaftlichen Stellung ist ihr mehr als an allem Andern gelegen.

* * *

Um noch eine Erschwerung für die ohnehin schon genügende, vollkommen erklärliche finanzielle Deroute zu geben, hat man recht überflüssiger Weise, wie mir scheint, ein Moment herangezogen, das in den Verhandlungen mit entsetzlicher Breite behandelt worden ist: Frau Joniaux hat auch gespielt. Von einigen Mitspielerinnen, deren moralische Qualification indessen kaum als genügend angesehen werden kann, ist sie sogar des Falschspiels bezichtigt worden. Aber diese Aussagen sind doch recht wenig beweiskräftig. Sie kommen von Damen, die jener Zwittergesellschaft angehören, die vielleicht die allerschlechteste der ganzen Welt ist, die ihre Salons zu Spielhöllen machen, die professionell die großen Spielbäder besuchen, die fieberhaft am grünen Tische hocken, über dem Spiel Alles vergessen, Familie, Freunde, Natur, Kunst, Geselligkeit, die eben kein anderes Interesse in der Welt mehr haben als das Spiel. Das sind keine klassischen Zeugen.

Es ist ja möglich, daß Frau Joniaux, der man Alles zutrauen darf, auch den Versuch gemacht hat, de corriger la fortune; die Verhandlungen haben indessen den Eindruck hervorgerufen, daß es sich hier um erbärmlichen Klatsch zweideutiger Geschöpfe handelt. Hätte sie aber selbst, was keineswegs erwiesen ist, falsch gespielt, so wäre das doch nur eine leichte Schattirung mehr im grausig schwarzen Bilde dieser Verbrecherin. Dieser Vorwurf des Falschspiels aber empört sie gerade am meisten. Ja, sie er-

klärt sogar, die Anklage des Giftmordes drücke sie weniger, als diese unerhörte Beschuldigung!

Aus allen Aussagen geht hervor, daß Frau Joniaux ganz kleines Spiel gespielt hat, allerdings mit der vielen spielenden Damen eigenen Leidenschaft. Die Summen, die sie gewonnen oder verloren hat, sind für das Ganze jedenfalls belanglos. Durch die Karten hat sie ihre desperate Lage weder verbessern, noch verschlechtern können.

* * *

Seit fünf Jahren windet sie sich mit der Gewandtheit und Zähigkeit eines Reptils durch die fürchterliche Klemme ihrer Geldbedrängniß. Sie hat Gott und die ganze Welt schon angepumpt. Wiederum braucht sie Geld, um dringende Bedürfnisse zu bestreiten und fällige Wechsel einzulösen. Das Vertrauen der Ihrigen ist erschüttert, der clandestine Credit im Kreise der Freunde und Bekannten ist erschöpft; den professionellen Geldleihern vermag sie keine Bürgschaften zu bieten. Da erschließt ihr ihr erfinderischer Geist eine neue Quelle unlauterer Einnahmen.

Ihr Neffe Georges, der älteste Sohn ihres Bruders Alfred, ist im October 1889 mündig geworden. Er tritt mit seiner Großmutter, der alten Frau Meskens, in den Mitbesitz einiger ihm von seiner verstorbenen Mutter vererbten Immobilien.

Georges Ablay hat einige Jugendsünden begangen. Er hat, wie sein Vater, Schulden gemacht, die er vor seiner alten Großmutter Meskens nicht zu gestehen wagt.

Vor Allem richtet nun Frau Joniaux ihr Augenmerk darauf, ihren Neffen, der ja jetzt über Geld zu verfügen hat, an sich zu locken. Sie schreibt an die Großmama und fordert sie auf, ihr Georges zu schicken. In ihrem Hause, „in dem Arbeit das Gesetz ist, und wo er nur gute Vorbilder vor Augen haben wird", würde er sich behaglich fühlen und zum tüchtigen jungen Manne herausbilden.

Georges hat zur guten Tante Vertrauen. Sie ist ja so nachsichtig, sie wird ihm dabei behilflich sein, die Schulden zu bezahlen! Sie wird sein finanzieller Beirath. Die gute Tante giebt dem vertrauenden Neffen in der That recht guten Rath. Um die 8000 Franken, die Georges zu zahlen hat, zu decken, veranlaßt sie ihn, zunächst 20 000 Franken Hypotheken aufzunehmen. Davon behält sie 10 000 Franken. Dann läßt sie ihn eine zweite Hypothek von 18 000 Franken aufnehmen. Georges erhält von dieser Summe 4000 Franken, der Vater Alfred, damit er reinen Mund hält, 1000 Franken, und 13 000 Franken behält sie selbst, um einige ihrer Schulden zu zahlen. Sie verschafft sich also auf diese Weise von ihrem Neffen 23 000 Franken.

Das ist zwar Hilfe für den Augenblick, aber wie lange dauert's! Neue dringende Forderungen treten an sie heran. Es muß wieder Rath

geschafft werden. Das Geschäft mit Georges ist nicht schlecht gewesen, sie bleibt nun in der Familie. Ein tragisches Familienereigniß verweist sie auf einen neuen Weg, der vielleicht zum Ziele führt.

* * *

Man weiß, daß Georges' jüngerer Bruder Lionel in einem Weiher in der Nähe des Schlosses der alten Frau Meskens auf nicht völlig aufgeklärte Weise um's Leben kommt. Wenige Tage nach diesem traurigen Vorfalle erhält die alte Großmama, die der tragische Tod des Enkels auf's Tiefste erschüttert, einen anonymen Erpressungsbrief. Die alte Frau Meskens wird aufgefordert, an eine bestimmte Adresse 25000 Franken gelangen zu lassen, da man sonst den Mörder Lionels der Behörde denunciren werde; das würde natürlich großen Skandal machen und der Familie die stärksten Unannehmlichkeiten bereiten. Der Brief war so abgefaßt, daß man nach einigen Wendungen und nach dem Stile auf den Vater Lionels, auf Alfred Ablay, schließen sollte.

Ein gleichgeartetes Schreiben ging auch dem Bruder der Frau Joniaux, dem Rittmeister Charles, zu, dem Einzigen der Ablay'schen Geschwister, der Geld hatte.

Die Sachverständigen, die die Untersuchung angerufen hat, haben auf das Bestimmteste erklärt, daß diese beiden Erpressungsbriefe, sowie frühere anonyme Briefe, die die alte Frau Faber und Rittmeister Charles Ablay erhalten hatten, unzweifelhaft von Frau Joniaux herrühren. Und das wird um so wahrscheinlicher, ja, die Vermuthung verstärkt sich nahezu zur Gewißheit, wenn man eine Thatsache in Betracht zieht, die sich vierzehn Tage später ereignen soll. Hier zeigt sich wieder inmitten der scharfsinnigen, diplomatisch klugen Machinationen die kolossale Dummheit in ihrer erschütternden Ehrlichkeit.

Georges Ablay besucht seine Tante. Sie übergiebt ihm einen Brief, den sie eben in ihrem Briefkasten gefunden haben will. Er ist wiederum anonym und enthält abermals die Drohung mit der Denunciation für den Fall, daß die verlangten 25000 Franken dem Briefschreiber nicht überwiesen werden sollten. Aber nun hieß es weiter: man wisse, daß Georges selbst Geld brauche; von den 25000 Franken, die er sich von seiner Großmutter Frau Meskens leicht verschaffen könne, möge er 10000 Franken für sich zurückbehalten, die restirenden 15000 Franken würden am andern Tage von einem Dienstmann bei Frau Joniaux abgeholt werden.

Frau Joniaux hatte darauf gerechnet, daß Georges das Geschäft annehmbar finden und mit der Tante über die Sache verhandeln würde. Aber der junge Mann hatte dazu keine Lust. Er übergab den Brief der Tante zur Lectüre. Sie durchflog ihn flüchtig, zerriß ihn und warf ihn in's Feuer. Darauf erklärte sie ihm, daß auch ihr Mann mehrere derartige Drohbriefe erhalten und die Absicht habe, eine genaue gerichtliche Unter-

suchung über den Tod Lionels zu beantragen, damit die unheimlichen und beleidigenden Gerüchte endlich aufhörten.

Die Haltung Georges' hatte Frau Joniaux unzweifelhaft davon überzeugt, daß ihre Berechnung doch zu keck und gleichzeitig zu naiv war, und dem Neffen erschien die ganze Geschichte überaus seltsam; denn woher konnte der anonyme Briefschreiber wissen, daß Georges gerade um diese Zeit seine Tante besuchen werde? Und welche Frechheit hätte der Briefschreiber, wenn er ein Fremder gewesen wäre, besitzen müssen, um Frau Joniaux als Zwischenträgerin zu bezeichnen. Aber gerade um diese Zeit war Frau Joniaux wieder das Messer an die Kehle gesetzt. Sie hatte unter Anderm am 3. December 1890 einen Wechsel von 17500 Franken zu zahlen.

Die Verlobung des Fräulein Jeanne Faber. Versicherung und Vergiftung der Leonie Ablay.

Der Erpressungscoup war mißlungen. Das ganze nächste Jahr 1891 verlief für Maria Joniaux in unausgesetztem Suchen nach neuen Geldmitteln. Die Aufzählung ihrer Bemühungen, sich Geld zu verschaffen, die zum großen Theil erfolglos blieben, ist ermüdend und zwecklos. Sie ließ nichts unversucht. Wenn sie sich jetzt die Mittel verschafft, eine Reise nach Monaco zu machen, so mochte sie wohl hoffen, daß ihr der launische Zufall durch das Spiel momentan Rettung bringen werde. Aber auch diese Hoffnung war trügerisch. Die paarhundert Franken, die sie sich geliehen hatte, verlor sie, und sie war genöthigt, sich von der Spieldirection das Geld zur Heimreise zu leihen.

Sie klopft an alle Thüren. Vergeblich. Sie, die Dame aus vornehmer Familie, die Frau eines hohen Beamten, kommt so weit, daß sie für 35 Franken eine Uhr auf dem Leihhause versetzt . . .

Unter diesen jämmerlichen, völlig zerrütteten Verhältnissen nähert sich ein junger Mann aus achtbarer Familie, der als Schwiegersohn ganz annehmbar erscheint, der Tochter der Frau Joniaux aus erster Ehe, Fräulein Jeanne Faber. Herr Oswald Mertens hat keine Ahnung von der wahren Situation der Familie Joniaux. Er weiß eben nur, was alle Fernstehenden wissen, daß Herr Joniaux eine hervorragende Stellung einnimmt, daß Frau Joniaux einer der ersten Familien des Landes angehört, daß in dem gastfreien Hause die beste Gesellschaft verkehrt, daß Alles den Eindruck des Wohllebens macht. Frau Joniaux hat auch selbst dafür gesorgt, daß der Ruf, ihre Tochter werde einst über ein großes Vermögen zu verfügen haben, verbreitet wird. Für die Mutter, die ihre Tochter verheirathen will, handelt es sich nun in erster Linie darum, den falschen Glanz bis zur Verlobung und Vermählung aufrecht zu erhalten. Das wird freilich wiederum viel Geld kosten, aber sie wird es sich schon verschaffen.

Wie wird sie sich's verschaffen? Unablässig wälzt sie in ihrem combinationsreichen Gehirn diesen einen Gedanken hin und her. Mit Schwindeleien, betrügerischen Behauptungen und dergleichen ist nichts mehr zu machen, da sind nachgerade alle Mittel verbraucht und alle Quellen versiegt.

Aber es muß sein, um jeden Preis!

Da keimt in dieser Frau, in der sich allmählich alle sittlichen Begriffe verwischt und verflüchtigt haben, die von der Nothlüge des Leichtsinns zum Betruge und zur Unterschlagung und vom Schwindel zur Erpressung vorgeschritten ist, für die die heiligen Bande des Blutes alle Kraft verloren haben, die ihren Bruder verleumdet, ihrem unerfahrenen Neffen das Geld abnimmt — da keimt in diesem entsetzlichen Weibe der Gedanke auf, nun auch vor dem Aeußersten nicht mehr zurückzuschrecken, auch vor dem Morde nicht mehr. Und wenn sie Umschau im Kreise der Ihrigen hält, so stellt sich ihr zunächst als geeignetstes Object ihre arme Schwester Leonie dar, ein körperlich gesundes, aber geistig mangelhaftes, bedauernswerthes Geschöpf, die, wie ihre anderen Schwestern, völlig unter ihrer Botmäßigkeit steht.

Jetzt ist ihr Plan gefaßt, und nun erwacht ihr Thatendrang auf's Neue. Von zwei Bekannten leiht sie 1500 Franken und beruft sich darauf, daß ihre Tochter Jeanne Faber in einigen Wochen mündig sein und daß sie dann aus dem Vermögen ihrer Tochter die Schuld zurückzahlen werde. In Wahrheit hatte Fräulein Jeanne Faber auch bei ihrer Mündigkeit nicht die geringste Anwartschaft auf irgendwelches Vermögen. Aber Frau Joniaux weiß ja wirklich, daß sie dann das Geld wird zahlen können. Sie verspricht auch einer langjährigen Gläubigerin auf das Bestimmteste, daß sie bis Ende März ihre Schuld begleichen werde. Sie schreibt auch der alten Frau Meskens, daß sie binnen sechs oder sieben Wochen ihr eine Zahlung machen werde. Den drängenden Lieferanten ersucht sie um einen Aufschub von einem Monat, und einer andern Freundin schreibt sie an dem Tage, an dem die erste Lebensversicherungspolice perfect wird: „Sie dürfen mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich Ende März die ganze Summe zahlen werde.“ Mit einem Worte: sie verpflichtet sich für die ersten Monate des Jahres 1892 zu sehr bedeutenden Zahlungen. Woher sie das Geld nehmen wird, weiß nur sie allein.

Frau Joniaux läßt nun ihre Schwester Leonie aus Brüssel herüberkommen. Der geistesüberlegenen Frau Joniaux wird es geringe Mühe gekostet haben, Leonie zu veranlassen, ihr Leben zu versichern, um so weniger, als Frau Joniaux sich zur Zahlung der fälligen Prämien bereit erklärt hatte.

Frau Joniaux nimmt nun die Sache in die Hand und besorgt Alles. Leonie ist völlig passiv und läßt mit sich anfangen, was die geliebte ältere und unendlich klügere Schwester für richtig hält. Mit zwei Versicherungsgesellschaften, der Niederländischen und der Baseler, werden also Versicherungen

abgeschlossen, mit der ersten im Betrage von 40000 Franken, mit der andern im Betrage von 30000 Franken, die erste am 2. Januar 1892, die zweite am 21. und 23. desselben Monats. Zwischen dem Abschluß der ersten und zweiten Police verlobt sich Oswald Mertens mit Fräulein Jeanne Faber, am 15. Januar.

Die beiden Versicherungen sind abgeschlossen zu Gunsten der jungen Braut. Aber weder der Bräutigam, noch irgend ein anderes Mitglied der Familie erhält Kenntniß von diesen Abmachungen, weder der Mann, Herr Henri Joniaux, noch ihre Schwester Hortense, die mit einem Versicherungsagenten Bède verheirathet ist, der, wenn die Versicherung durch seine Hände gegangen wäre, eine hübsche Prämie verdient hätte, noch irgend ein anderer Verwandter weiß etwas davon, daß Frau Joniaux das Leben ihrer Schwester zu Gunsten des Fräulein Jeanne Faber zu dem immerhin nennenswerthen Betrage von 70000 Franken versichert hat.

Frau Joniaux richtet es so ein, daß sie möglichst niedrige Prämien zu zahlen hat, und daß mithin die Versicherungsgesellschaft auf ein möglichst langes Leben der versicherten Person rechnet. Mit der Niederländischen Versicherungsgesellschaft wählt sie eigentlich die ungünstigste Art der Versicherung. Sie verpflichtet sich für die Versicherte auf die Dauer von zehn Jahren zur Zahlung der Prämie. Ist die Versicherte nach zehn Jahren noch am Leben, so verbleibt die gesammte Summe der eingezahlten Prämien der Gesellschaft ohne irgend welchen Anspruch auf Rückzahlung. Sie zahlt die Prämien in den kürzesten Fristen, die die Statuten gestatten, monatlich.

Maria Joniaux ist natürlich in der Untersuchung und nachher während der Verhandlungen genöthigt gewesen, irgend welche Aufklärungen über diese Versicherung zu geben. Was hat Maria Joniaux veranlassen können, das Leben ihrer Schwester zu versichern? Was kann Leonie Ablay bewogen haben, 30000 Franken der versicherten Summen ihrer Nichte Jeanne Faber zu überweisen.

Frau Joniaux giebt, wie auf Alles, so auch darauf Antwort. Sie sagt, Leonie habe zeitlebens von ihr Gutes empfangen, und es sei ganz natürlich, daß sie für den Todesfall daran gedacht habe, ihre Schuld an die ältere Schwester durch ein Legat an die Tochter, für die Leonie immer eine besondere Zuneigung gehegt hatte, zu compensiren. Die restirenden 40 000 Franken seien folgendermaßen verwandt worden: 10 000 Franken seien Emilien überwiesen worden, die mit dieser Summe verschiedene persönliche und gemeinsame Schulden gedeckt habe, die übrigen 30 000 Franken hätten zur Tilgung einer „heiligen Ehrenschuld" gedient, die die Mutter Ablay, die verstorbene Frau Generalin, auf dem Sterbebette ihrer Tochter Leonie gebeichtet habe. Frau Joniaux selbst habe also von den 70 000 Franken nicht einen Heller bekommen.

Ein Schriftstück der gefälligen Schwester Emilie, das erweislich unter dem Dictate der Frau Joniaux zu dem Zwecke aufgesetzt worden ist, ihr bei vor-

aussichtlichen Schwierigkeiten als Beweis ihrer vorgeblichen Uneigennützigkeit zu dienen, bestätigt diese Angaben. Das Schriftstück ist indessen eher eine Belastung, als eine Entlastung der Beschuldigten. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, sich die einfache Wahrheit urkundlich beglaubigen zu lassen. Das Bestreben, eine Lüge glaubhaft erscheinen zu lassen, liegt vielmehr auf der Hand. Die „Urkunden" der guten Schwester Emilie beweisen absolut nichts Anderes als die rührende Schwesterliebe. Emilie hat Alles gethan, ausgesagt und niedergeschrieben, was Frau Joniaux verlangt hat.

Die vorgebliche „heilige Schuld" der Mutter ist eine Lüge mehr in den Entlastungsversuchen der Joniaux, und eine Lüge der niederträchtigsten Art, da sie das Andenken der verstorbenen Mutter schmäht. Kein Mensch außer der verstorbenen Leonie, deren Mund stumm gemacht worden ist, hat je von dieser „heiligen Schuld" etwas gehört. Auch Frau Joniaux erklärt, daß sie nichts davon gewußt habe — sie, die Klügste der ganzen Familie, sie, zu der Alle flüchteten, wenn sie guten Rath oder Hilfe haben wollten. Der Rittmeister Charles Ablay, dessen Vermögensverhältnisse es gestatten würden, eine Ehrenschuld seiner Mutter zu zahlen, und der dieser Pflicht unzweifelhaft sofort freudig nachgekommen wäre, hat nie etwas davon gehört. Die „heilige Schuld" hat niemals existirt.

Nach Unterzeichnung der Policen hatte nun Maria Joniaux die Gewißheit, daß sie für den Fall des Todes der Leonie von den Versicherungsgesellschaften 70 000 Franken erheben werde. Sie hatte das Opfer im Hause, und ihre Sache war es nun, dafür zu sorgen, daß Leonie den ersten Termin der fälligen Prämie, nach deren Zahlung die Police unanfechtbar war, nicht überleben werde. Dafür sorgte sie auch.

* * *

Ende December 1891 war Leonie in das Haus ihrer Schwester gekommen. Leonie befand sich vollkommen wohl. Das wird von allen Seiten bestätigt. In den letzten Tagen des December wurde sie von den Aerzten der Versicherung genau untersucht und als vollkommen gesund und versicherungsfähig bezeichnet.

In den ersten Tagen des Januar verschaffte sich Maria Joniaux das Gift: Morphium. Zwei Ankäufe von Morphium im Betrage von 20 Centigramm beim Apotheker Lamal am 3. und 8. Januar 1892 sind erwiesen. Daß sich Frau Joniaux außer diesen nachgewiesenen Morphiumankäufen das Gift noch anderweitig und in beträchtlichen Quantitäten hat verschaffen können, darf wohl als zweifellos angenommen werden, und die Verkäufer, vielleicht irgendwelche obscure Droguisten, werden sich nicht freiwillig gemeldet haben.

Aber es ist überhaupt verwunderlich, daß Frau Joniaux direct bei den Apothekern Morphium gekauft hat. Ihre Schwester Hortense, verehelichte Bède, verschaffte sich regelmäßig zur Befriedigung ihrer unheilvollen Sucht

das tödtliche Gift in so ungeheueren Quanten, daß ihr eigener Bedarf an einem einzigen Tage vollauf genügte, um den an Morphium nicht gewöhnten Körper zu tödten. Frau Hortense Bède konnte bei ihrem wöchentlichen Ankaufe von 300 bis 400 Centigramm Morphium ihrer Schwester sehr wohl im Geheimen im Zeitraum von einigen Wochen so viel ablassen, daß ein halbes Dutzend Menschen damit hätten getödtet werden können. Zwischen Frau Joniaux und Frau Hortense Bède aber bestand, wie schon gesagt worden ist, das intimste geschwisterliche Verhältniß. Man darf zugleich an die sehr oft, fast immer beobachtete Thatsache erinnern, daß Morphiumsüchtige eine krankhafte Neigung haben, Freunde und Verwandte zum Morphium zu verführen. Wenn also Maria Joniaux von Frau Bède Morphium hat erlangen wollen, so wird ihr die Beschaffung keine besonderen Schwierigkeiten gemacht haben. Zu jener Zeit aber durfte sich Maria Joniaux noch, ohne Verdacht zu erregen, an die eine Schwester wenden, um sich Gift zur Ermordung der andern zu verschaffen, denn damals war noch keiner der Anverwandten unter höchst auffälligen und verdächtigen Umständen in ihrem Hause gestorben. Bei der späteren Vergiftung, ebenfalls durch Morphium, war die schwesterliche Beihilfe ausgeschlossen; da mußte das Morphium aus den Apotheken geholt werden, und wir werden sehen, welche Menge sich Frau Joniaux da in wenigen Tagen zu verschaffen weiß.

Die ersten Prämien in monatlichen Raten waren an die beiden Versicherungsgesellschaften gezahlt, am 26. Januar die erste Monatsrate an die Baseler Versicherungsgesellschaft. In der mit dieser Gesellschaft abgeschlossenen Police war aber die ausdrückliche Bedingung enthalten, daß die Police erst dann Kraft erhalte, — das heißt, die Gesellschaft zur Auszahlung der versicherten Summe zwingen werde, — wenn zum Mindesten d r e i Monatsraten der Prämie gezahlt seien. Diese dritte Monatsrate hätte also erst am 26. März gezahlt zu werden brauchen.

Aber siehe da! Frau Joniaux, die fast nie die von ihr zugestandenen Zahlungsfristen innezuhalten vermag, zahlt bereits am 20. Februar die z w e i t e und d r i t t e Monatsrate z u s a m m e n, also fünf Wochen früher, als sie sich verpflichtet hat! Das ist auch sehr nothwendig, denn die unglückliche Leonie muß bald sterben.

Schon vor dem 20. Februar ist ihr Gift beigebracht worden. Am 20. Februar, an demselben Tage, an dem Frau Joniaux die beiden Raten der Baseler Gesellschaft zahlt und dadurch die Police rechtsverbindlich für die Gesellschaft macht, ist Leonie bereits bettlägerig, und Frau Joniaux schickt ihr ihren Beichtvater, — denn Leonie ist eine sehr strenggläubige Katholikin, — um mit dem geistlichen Herrn eine neuntägige Andacht zu verabreden. Der Arzt wird gerufen. Er findet die Kranke bald besser, bald weniger gut. Der Zustand erscheint ihm indessen keineswegs so, daß er zu äußersten Besorgnissen Veranlassung gäbe, auch am Tage, der ihrem Tode vorhergeht, nicht. Er weiß nicht recht, was er aus der Krankheit

machen soll. Emilie schickt aus Brüssel ihren Hausarzt Dr. Philipp, der die Krankheit für einen Typhus erklärt. Bei seiner Rückkehr nach Brüssel theilt er Emilien mit, daß der Zustand der Kranken zu ernsten Besorgnissen keine Veranlassung gebe.

Am 24. Februar Abends zwischen halb zehn und zehn kam der Antwerpener Arzt. Da war Leonie noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte. Als er in der Nacht um zwei Uhr wieder gerufen wurde, konnte er nur noch den Tod constatiren, der nach Mitternacht eingetreten war.

Der Doctor war von diesem schnellen und unerwarteten Ende aufrichtig überrascht. Frau Joniaux, die ihre Schwester „gepflegt" und ihr alle Getränke gereicht hatte, erklärte dem Doctor, Leonie sei an einem Gehirnschlage plötzlich gestorben. Seltsamer Weise beruhigte sich der Arzt bei dieser Auskunft und gab auf dem Todtenschein Gehirnschlag als Todesursache an.

Gerade zu diesem Augenblick aber mußte die arme Leonie sterben, wenn sich Maria Joniaux in Besitz der 70 000 Franken, für die das Leben Leonies versichert war, setzen wollte. Die Policen waren, wie man weiß, nominell zu Gunsten des Fräulein Jeanne Faber, der Tochter der Joniaux aus erster Ehe, ausgestellt worden. Am 3. Februar war Fräulein Jeanne mündig geworden. Sie war Braut und verheirathete sich am 26. April. Wenn Leonie also drei Wochen früher starb, so war Jeanne noch unmündig, starb Leonie drei Monate später, so war Jeanne verheirathet. Im ersten Falle hätte der Familienrath und die Vormundschaft bei der Erbschaft mitgesprochen, im andern Falle der Ehegatte. Gerade in diesem Augenblick aber konnte Maria Joniaux die Sache mit ihrer Tochter allein abmachen, ohne daß ein Dritter gefragt zu werden brauchte, und wir wissen, daß keines der Familienmitglieder überhaupt von dieser Versicherung etwas wußte, auch nicht der Bräutigam der von den Policen nominell Begünstigten. Darf man da nicht an das Wort Burleighs an Leicester erinnern: „Graf, dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen!"

Die belgischen Agenten der beiden Versicherungsgesellschaften sind merkwürdig vertrauensselig gewesen. Die hohe sociale Stellung der Frau Joniaux mag sie verblendet haben. Es ist ihnen also nicht aufgefallen, daß der Tod der Versicherten dem ersten Gültigkeitstermin der Versicherung auf der Ferse gefolgt ist. Leonie stirbt vier Tage nach Zahlung der Prämie. Sie haben also ihre Directionen zur Auszahlung der versicherten Summen veranlaßt. Die Niederländische Gesellschaft zahlt am 19. März 1892, die Baseler am 15. April.

Mit einem Theile des so erworbenen Geldes wird die Ausstattung des Fräulein Jeanne Faber bezahlt und am 26. April fröhliche Hochzeit gemacht. Sofort werden auch vom Brüsseler Leihhause die dort versetzten Juwelen ausgelöst und verschiedene drückende Schulden bezahlt, namentlich die Freundesschulden, deren Zahlung Frau Joniaux für Ende März in

sichere Aussicht gestellt hatte. Um sich ein wenig zu zerstreuen und womöglich am grünen Tisch etwas zu gewinnen, begiebt sich Maria Joniaux mit ihrer Stieftochter Fräulein Marguérite nach Monaco. Auch diesmal verliert sie.

* * *

Bei einer Vergiftung mit einem alkaloiden Gift wie Morphium kann nach einer Reihe von Jahren ein positiver Beweis nicht mehr erbracht werden. Diese Gifte hinterlassen nur kurze Zeit nachweisbare Spuren im Körper des Vergifteten. In dem vorliegenden Falle ist also nur ein Indicienbeweis zu führen gewesen. Aber dieser ist so fest gefügt, daß er als unerschütterlich bezeichnet werden darf.

Die Gesundheit der Leonie vor ihrer Vergiftung, die Höhe der Lebensversicherung, deren Prämien die bis über die Ohren verschuldete Frau Joniaux zu zahlen sich verpflichtet, die Ausstellung der Versicherung zu Gunsten der Tochter der Joniaux, die auffällige Vorzahlung der Prämien, um die Gültigkeit der Police zu beschleunigen, die erwiesene Anschaffung des giftigen Stoffes, die unmotivirte plötzliche Erkrankung der Leonie, der jähe Tod, die fieberhafte Hast, mit der die Beerdigung betrieben wird, — Leonie wird schon zwei Tage nach ihrem Tode bestattet, — der Zeitpunkt dieses Todes selbst, der es Frau Joniaux ermöglicht, den Betrag der versicherten Summen zu erheben, ohne irgend Jemand Rechenschaft davon abzulegen, die Bestreitung der durch die Verheirathung Jeannes erforderlichen Ausgaben, die Befriedigung der dringendsten Gläubiger u. s. w. — Alles das erhebt die Annahme, daß die unglückliche Leonie Ablay von ihrer Schwester Maria Joniaux vergiftet worden ist, zur Gewißheit.

Die Leiche der Leonie Ablay ist ausgegraben und von den Gerichtsärzten untersucht worden. Spuren des Giftes selbst sind nicht mehr gefunden worden und haben nicht gefunden werden können. Dagegen hat die Autopsie negativ doch ein sehr erhebliches Resultat ergeben. Die Untersuchung der wohlerhaltenen Leiche hat es außer Frage gestellt, daß Leonie weder am Typhus, auf den Dr. Philipp in Brüssel geschlossen hatte, noch am Gehirnschlag, den der Antwerpener Arzt auf Inspiration der Frau Joniaux als Todesursache angegeben hatte, gestorben ist.

Von den 70000 Franken, die die Gesellschaften ausgezahlt hatten, waren zunächst 30000 Franken für Fräulein Jeanne Faber abgegangen. Die Reise nach Italien, vielleicht auch die Spielverluste in Monte Carlo, die Auslösung der Juwelen erforderten nicht unerhebliche Summen, so daß eben nur gerade genug übrig blieb, um die allerdringlichsten Gläubiger zu befriedigen. Im letzten Quartal des Jahres 1892 war die alte Geldverlegenheit wieder da, und die Angeklagte setzt das durch den Eingang der Versicherungssumme einstweilen unterbrochene Geschäft des Geldsuchens mit ungeschwächten Kräften, aber mit recht ungenügenden Resultaten fort.

Einer der Gläubiger, der seine Forderung einem gerichtlichen Sachwalter, dem Notar van Bellinghen in Brügge, übergeben hat, wird sogar unangenehm. Herr van Bellinghen erklärt, daß, wenn die Zinsen der Schuld seinem Clienten nicht ausgezahlt werden, er sich genöthigt sehe, Herrn Henri Joniaux zu verklagen. Er bestimmt das genaue Datum, an dem er die Klage einreichen wird, am 23. März 1893. Bis dahin muß also unbedingt Geld geschafft werden.

Am 17. März starb ein anderer Verwandter im Hause der Maria Joniaux, wiederum ganz plötzlich. (Schluß im nächsten Hefte.)

Ein Schreiben Tischbeins über Goethe in Rom.

Mitgetheilt

von

Heinrich Funck.

— Gernsbach. —

Der Maler J. H. W. Tischbein, bei dem Goethe in Rom wohnte und der 1786 das berühmte, jetzt im Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. befindliche Bild „Goethe auf den Trümmern von Rom" malte, äußert sich über dieses Bild und über Goethe in Rom einem gemeinsamen Freunde, dem bekannten Pfarrer J. K. Lavater in Zürich, gegenüber in folgendem Briefe, den wir getreu nach dem in Lavaters brieflichem Nachlaß liegenden Originale hier wiedergeben wollen.

Das Künstlerschreiben lautet:

Sie haben in allem recht, was Sie von Goethe sagten. Das ist gewiss einer der vortrefligsten Menschen die man sehen kann. Stellen Sie sich meine unbeschreiblige Freude für, welche ich vor einigen Wochen hatte, Goethe kam mir unverhofft hierher, und jezo wohnet er in meiner Stube neben mir, ich genüsse also von des Morgens bij zur Nacht den Umgang diesses so seldenen klugen Mannes, was das nun für Vergnügen für mich ist könen Sie sich leicht denken in dem Sie Göthens Werth und meine Hochachtung gegen grose Männer kennen.

Lieber bester Lavater könte ich Sie hier auch ein mahl sehen, auf denen Ruinen wo vordiesem so grose Thaten geschahen, scheind ein lebenter Mann erst recht gros, es ist als erkente man ihn besser. Goethe ist ein werkliger Mann, wie ich in meinen ausschweifenten Gedanken ihn zu sehen mir wünschte.

Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebensgrose machen, wie er auf denen Ruinen sizet und über das Schicksaal der menschligen Werke nachdenket — Under allen Versprechungen die ich Ihnen gethan und nicht volbracht habe, soll diesses aber gewiss geschehen, das ich Ihnen sein Porträt bestimt gezeichnet schicke. Sein Gesicht will ich recht genau und wahr nach zeichnen. Den man kan wohl keinen glückligern und austrucksvolleren Kopf sehen.

Goethe war mir durch Ihnen und seine anderen Freunde schon zimlig bekandt, durch die vielen Beschreibungen welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn eben so gefunten wie ich mir ihn dachte. Nur die grose Geseztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken könen, und das er sich in allen Fällen so bekandt und zu Hause findet. Was mir noch so sehr an ihm freudt, ist sein einfaches Leben. Er begerthe von mir ein Klein Stüpgen wo er in schlaffen und ungehindert in arbeiten könte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm den leicht verschaffen konte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sizet er un jezo und arbeitet des Morgens an seiner Efigenia ferdig zu machen, biß um 9 Uhr, den gehet er aus und siehet die grosen hiesigen Kunstwerke. Mit was für einem Auge und Kendtnis er alles siehet werden Sie sich leicht denken könen in dem Sie wissen wie wahr er denkt. Er last sich wenig von denen grosen Welt Menschen stehren, giebt und nimt keinen Besuch auser von Künstler an. Man wolte ihm eine Ehre an thun, was man denen grosen Dichter die vor ihm hir waren gethan hatt, er verbath sich es aber und schüzte den Zeit Verlust vor und wante auf eine höflige Arth den Schein von Eitelkeit von sich ab. Das ihm gewis eben so viel Ehre macht als wen er werklig auf dem Capitol gekrönet worten wehre. Ich freue mich das ich jezo lebe des Goethens und Lavaters wegen.

Tauset Empfehlungen an alle Freunde.

Rom d. 9. Decem. 1786. J. H. W. Tischbein.

Jeanne „Guignon".*)

Novelle.

Von

C. E. Kleß.

— Straßburg i. E. —

I.

Montreux sollte es durchaus sein; Montreux war mir für den Winter empfohlen worden. So hatte ich mich von Genf aus, das ich ungern verließ, pflichtschuldigst an einen Arzt in Montreux gewendet, an den ich von Deutschland aus Empfehlungen besaß, und ihm gesagt, was ich suchte. Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit erklärte derselbe, für mich nach dem Gewünschten ausschauen zu wollen; und nach einiger Zeit erhielt ich mehrere Adressen, unter denen als die für meine Zwecke am meisten zu empfehlende eine Pension in einer Familie angegeben war.

Trotz des Preises, der innerhalb meiner Verhältnisse lag, trotz alles Lobes, das er dieser Familie spendete, entschloß ich mich nur schwer, hinzuschreiben. — Wer allein reist und keine Aussicht hat, Bekannte am Orte zu finden, thut besser, ein Hotel, oder doch eine größere Pension aufzusuchen. Man hat dort wenigstens Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; und vor Allem, man kann sich seine Gesellschaft nach Geschmack auswählen. In einer Familie, sagte ich mir, bist Du zu sehr von der Außenwelt abgeschlossen; Du bist an die Mitglieder gebunden, ob Du sie magst oder nicht. — In Folge dieser immer wiederkehrenden Ueberlegungen ließ ich den Brief, den ich von den Leuten erhalten hatte, unbeantwortet.

Aber auch die übrigen Pensionen sagten mir nicht sonderlich zu. Ich wählte eine davon als vorläufige Unterkunft, um mich an Ort und Stelle

---

*) Guignon = Pechvogel.

selber umthun zu können — was ich schon am Tage meiner Ankunft als nöthig erkannte, denn meiner Gesundheit halber war ein ruhigeres Zimmer, eine bessere Lage wünschenswerth.

Der Arzt, den ich inzwischen aufgesucht hatte, kam wieder auf die „Familie" zurück. „Das Zimmer ist unbesetzt. Sie könnten sich's doch immerhin ansehen, die Gegend dürfte Ihnen zusagen."

Ich dagegen erkundigte mich mit Lebhaftigkeit nach mehreren Hotels, deren Lage mir gefallen hatte, da ich innerlich überzeugt war, daß ich die „Familie" nicht wählen würde.

Mein Weg führte mich noch an demselben Tage an dem Häuschen vorbei, Avenue Belmont. Der Doctor hatte Recht, die Lage war gut, sehr gut eigentlich. Ich sollte möglichst hoch wohnen — die Nähe des Sees war mir für den Winter geradezu untersagt, und dies kleine „chalet" lag hoch, weit höher noch als die Hotels, die ich im Auge hatte. Ich sollte ferner nicht viel bergsteigen — und siehe da! das Häuschen lag an einer fast ebenen breiten Fahrstraße mit herrlicher Aussicht auf den See. Es war auch ein kleiner Garten am Hause, in dem man sitzen konnte, und eine allerliebste Terrasse, von der aus man den Rocher de Neige und den kleinen Kegel des Merdasson sah. Das „chalet" selbst heimelte an mit seinem dunkel gebeizten Holzfachwerk, dem überspringenden Schweizerdach und den großen, klaren, mit grünen Jalousien zu schließenden Fenstern.

Die kleine Küche lag an der Straße; Alles blitzte darin; durch die offene Hausthür bemerkte man einen hohen eisernen Ofen, der den Hausflur heizte. Eine mit Teppichen belegte Treppe führte zum oberen Stockwerk hinauf. „Erwärmter Hausflur, warme Zimmer!" sagte ich mir. „Wenn es nur nicht eben eine „Familie" wäre!"

Nichtsdestoweniger klingelte ich. Man konnte sich die Sache ansehen — ansehen hieß noch nicht miethen. Ein etwas ärmlich, aber reinlich gekleidetes Individuum öffnete. „Mädchen für Alles" stand ihm an der Stirn geschrieben. Nachdem wir uns Beide mehrere Minuten hindurch französisch nicht verstanden, fand ich heraus, daß es eine Deutschschweizerin war. Hierauf ging die Unterredung flott von Statten. — Ich fragte nach der Dame des Hauses. Sie sei leider unpäßlich und nicht zu sprechen, aber wenn ich in die „Salle à manger" eintreten wollte, Mademoiselle Jeanne sei zu Hause, die würde gleich kommen!

Der „Speisesaal" amüsirte mich. Ein winziges Gemach, dessen eines Fenster auf den See, das andere auf den Rocher de Neige hinausging; Möbel in Menge: ein Clavier aus schwarzem Polisanderholz, ein Schrank, ein kleiner Anrichtetisch, ein Fauteuil, ein Puff, ein Nähtisch, ein großer Eßtisch in der Mitte mit sechs Stühlen darum, ein Blumentisch am Fenster. Die Möbel sahen sämmtlich aus, als hätten sie bessere Tage gekannt. — An der Wand hingen einige Stahlstiche in einfachem schwarzen Holzrahmen, und ein in farbiger Seide gesticktes Bild, das unendlich alt schien. Unter

dem Regulator ein „Art Calendar“, zwölf durch ein Seidenband lose zusammengehaltenen Blätter für die Monate, mit niedlichen Kindergestalten in Buntdruck — eine dieser reizenden, jetzt so sehr beliebten Arbeiten, die von England aus, d. h. von englischen Geschäften aus nach dem Continent kommen, in Wahrheit aber zum größten Theil von deutschen Künstlern entworfen und in deutschen Fabriken ausgeführt werden. Unter demselben befand sich ein einfacher Abreißkalender. Auf dem niedrigen Schrank standen Bücher in großer Anzahl —, daneben ein Blumenstrauß in einer geschmackvollen Vase.

Ich hatte gerade Zeit zu diesem flüchtigen Umblick gehabt, als Mademoiselle Jeanne in der Thür erschien. Sie trug einen Cattunmorgenrock, der nicht mehr ganz sauber war, rosa Gezweig auf hellem Grunde. Mit einem anmuthigen Lächeln, das ihre Züge sonnig erhellte, bat sie mich, Platz zu nehmen und entschuldigte ihren Anzug: es wäre Sonnabend, d. h. Reinmachetag.

Ich muß gestehen, ich hörte nicht viel auf die Bedingungen, die das junge Mädchen vorbrachte — war ich doch entschlossen, es mit der Familie nicht zu versuchen. Ich betrachtete vielmehr das entzückende Gesichtchen, das sich mir so unerwartet gezeigt hatte. Tiefe, strahlende Augen, kurzgeschnittenes, dunkelbraunes Haar, das ihr lockig in die Stirn fiel; lange, seidene Wimpern, ein voller rother Mund und zwei allerliebste Grübchen, eins im Kinn, eins in der rechten Wange.

Die kleine Schönheit sprach sehr lebhaft und im reinsten Französisch — es war also wirklich eine Pariser Familie, was ich dem Doctor nicht hatte glauben wollen, — und erbot sich angelegentlich, mir das Zimmer zu zeigen. Ich fand keinen Grund, das Anerbieten abzulehnen; wir gingen hinauf. — Gott sei Dank! Das Zimmer war ein Dachzimmer und auffallend klein. Hier war doch eine Veranlassung, schicklich abzubrechen. Mit höflicher Entschiedenheit machte ich der Sache ein Ende. „Es thäte mir sehr leid —, aber ich hätte ein größeres Zimmer vorausgesetzt —, dieses würde nicht angehen —“

„Ja, ja!“ es ist sehr klein,“ erwiderte meine Schöne seufzend — „und darum auch so schwer zu vermiethen“ — setzte sie mit ebensoviel Offenheit wie Traurigkeit hinzu.

„Wirklich, ich bedaure sehr, aber —“

„Ich verstehe es vollkommen,“ sagte die Kleine resignirt. „Adieu, Madame!“

Fast triumphirend verließ ich das Haus. Natürlich war das nichts für mich; ich hatte es ja vorher gewußt. Aber wirklich! ich begriff den Doctor nicht. Hatte er denn das Zimmer gesehen? — Gut, daß ich von vorn herein nicht auf die Sache eingegangen war, von Genf aus, daß ich auch jetzt meinen Namen erst gar nicht genannt hatte. Sofort machte ich mich weiter auf die Suche. Ich fragte in allen Hotels nach, die hoch und frei

gelegen waren, in allen Pensionen, die Bädeker angab; überall, wo ich über einem Hause Hôtel Pension oder Pension famille las, — und Montreux ist thatsächlich mit Pensionen gepflastert, — trat ich ein. — Merkwürdig! ich fand überall Etwas auszusetzen! — Hier war der Preis zu hoch — dort war das Zimmer nicht heizbar oder lag im vierten Stockwerk; — ein anderes hatte absolut keine Aussicht, oder die Pension befand sich wieder dem See zu nahe und der geräuschvollen Hauptstraße. Und — was mir am ärgerlichsten war — nirgends wurde französisch gesprochen. „Deutsch oder englisch, hauptsächlich englisch," hieß es überall. Recht unzufrieden kam ich von meiner Wanderung zurück. Warum mußte gerade nur in der „Familie" französisch gesprochen werden und noch dazu ein so gutes? und warum gefielen mir nirgends die Leute? Der Lockenkopf —

Ja, ja! Das war es! — ich leichtsinnige Alte hatte mich wieder einmal verliebt! Der Lockenkopf hatte es mir angethan, mit den verführerischen Grübchen, mit den tiefen braunen Augen —

Ehe ich mich dessen versah, befand ich mich bereits auf dem Wege nach der Avenue Belmont, derselben, an der ein gewisses Häuschen lag. Die Gegend entzückte mich auf's Neue. Indem ich mich noch der herrlichen Aussicht erfreute, las ich halb in Gedanken auf dem Schild den Namen des Häuschens: „Chalet Beauregard" und dann weiter darunter auf einem zweiten Schildchen: „Mademoiselle Carabin, Leçons de dessin."

Ich klingelte. „Dieser Unsinn!" schalt ich mich im selben Augenblick und hätte vielleicht noch Fersengeld gegeben — aber die Thür öffnete sich. Nun blieb doch nichts Anderes übrig, als nach Madame Carabin zu fragen.

Diesmal sah ich sie selbst, eine würdige Matrone mit bleichen, etwas leidenden Zügen. Sie empfing mich mit liebenswürdiger Vornehmheit und führte mich in das Eßzimmer. Vergebens sah ich mich nach dem Lockenkopf um. Er gebe Stunden, erklärte die Mutter, und da Jeanne nicht da sei, um das Zimmer zu zeigen, so —

Ich bemerkte, daß ich es am Morgen gesehen hätte — „Ach, es ist Madame, die heute Morgen hier war!" — — und daß es leider entsetzlich klein sei — hier hielt ich inne und machte mir wieder Vorwürfe; dann aber, wie um mich selber zu übertäuben, fuhr ich rasch fort: aber ich hätte mich geradezu in das anmuthige Wesen ihrer Tochter verliebt; um ihretwillen sei ich wieder gekommen — wieder stockte ich.

Madame Carabin lächelte glücklich. „Sie ist ein gutes Kind!" sagte sie mit mütterlichem Stolz.

Mir hatte das Mädchen gefallen, mir gefiel jetzt die ruhige Feinheit der Mutter. Beide Frauen zeigten deutlich, daß die Familie der guten Gesellschaft angehört hatte. Von herzlicher Sympathie erfaßt, schloß ich auf der Stelle, ohne weiter zu überlegen, trotz des unbequemen kleinen, ganz primitiven Zimmers, die Angelegenheit ab, und noch in derselben Woche zog ich hin.

Man hatte mir einen kleinen eisernen Ofen gesetzt. Die Waschtoilette war mit weißen Gardinen umkleidet, und auf dem Tisch stand eine zierliche Vase mit Chrysanthemen. „Der letzte Gruß aus dem Gärtchen von Beauregard!“ rief Mademoiselle Jeanne, die zum Willkomm auf mein Zimmer geeilt war. Sie sah so reizend aus, daß ich große Lust hatte, das Mädchen an mich zu ziehen und zu küssen.

„Alte Enthusiastin!“ wehrte ich mir. „Sei Du nicht vorschnell! Wer weiß? Französische Nüchternheit findet am Ende Deine deutsche Gefühlsschwelgerei einfach lächerlich.“

II.

Es bildete sich aber sehr schnell ein vertrauliches Verhältniß heraus. Zwischen alleinstehenden, schwergeprüften Frauen besteht immer schon eine Art geheimer Gemeinsamkeit. Die Seele wirft unzählige feine Fühlfäden aus und spürt das gleiche Schicksal, das die Herzen der Menschen verbindet. Meine Zuneigung zu Jeanne wurde von dieser bald erwidert, und die warme Theilnahme, die ich für Madame Carabin empfand, vermehrte sich durch das, was der Doctor mir von den Erlebnissen der Familie zu erzählen gewußt hatte.

Madame Carabin war seit zehn Jahren Wittwe. Sie hatte ihren Gatten mit vollster Aufopferung durch eine vieljährige Krankheit hindurch gepflegt und aus dieser aufreibenden Zeit ein schweres, hauptsächlich nervöses Leiden zurückbehalten. Auch ihre Mittel waren erschöpft, wovon der Sterbende Nichts gewußt hatte. Ein hochangesehener Gelehrter, der es nie verstanden hatte, zu erwerben, ja, der es seiner unwerth gehalten hätte, seine geliebte Wissenschaft zu einer „melkenden Kuh“ zu machen, hatte er im Vertrauen auf das Vermögen seiner Frau dem Studium gelebt, und im Vertrauen auf dieses Vermögen war er auch in Montreux, wohin die Familie seiner geschwächten Gesundheit wegen gezogen war, gestorben. In Wahrheit blieb die hochherzige Frau, die ihres Mannes Wahn nicht hatte zerstören wollen und zu stolz war, um den Beistand ihrer reichen Verwandten anzusprechen —, sie stammte aus einer eben so wohlhabenden, wie vornehmen Familie —, mit ihren drei Kindern in den trübseligsten Verhältnissen zurück. Nur durch den Verkauf ihrer sämmtlichen Kostbarkeiten hatte sie es vermocht, in äußerster Sparsamkeit ihren Söhnen bis zu einiger Selbstständigkeit durchzuhelfen. Diese dann halfen ihr die Erziehung des jüngsten Kindes, unserer kleinen Jeanne, tragen.

Madame Carabin erwähnte ihrer Schwierigkeiten nie, wie sie denn mit dem echten Stolz der Armuth sehr zurückhaltend über ihre Verhältnisse war; aber sie besaß andererseits auch nicht die falsche Scham der Verarmten, eine Wohlhabenheit zur Schau tragen zu wollen, die nicht länger vorhanden war, und ein in der schweren Schule des Lebens geschärftes

Auge erkannte leicht, daß Mangel und Sorge auch jetzt das Hauswesen regierten. Angelegentlich eines Gespräches, das wir einige Zeit nach meiner Ankunft hatten, trat das noch klarer zu Tage. Aus Lausanne, von den dortigen Verwandten der Familie, war ein Brief eingetroffen, den Madame Carabin, nachdem sie ihn überflogen hatte, ihrer Tochter in meiner Gegenwart vorlas. Dieser Beweis des Vertrauens erfreute mich um so mehr, als man mich dann auch zur Berathung hinzuzog.

Es handelte sich um einen Sohn gemeinschaftlicher Freunde in Schweden, der in Gefahr gewesen war, sein Augenlicht durch den grünen Staar ganz zu verlieren. In Folge langjähriger Behandlung sei es gelungen, ihm ein Auge zu erhalten, aber seine Gesundheit, die niemals eine sehr starke gewesen, hatte sichtlich unter der letzten Operation gelitten, und er sollte jetzt zu seiner Erholung den Winter in Montreux zubringen. Würde Madame Carabin um der alten Freundschaft willen den Sohn bei sich aufnehmen und für ihn, der lange schon nicht mehr wisse, was Mutterliebe sei, mütterlich sorgen? —

„Ich weiß nicht," sagte Madame Carabin mit einem zögernden Blick auf ihr Kind, „das Zimmer ist ja auch nicht mehr frei. Und es ist wohl besser so. — Aber leid wird es mir, eine verneinende Antwort geben zu sollen, — unsere Familien waren sehr liirt —"

„Mutter!" schlug Jeanne vor, „im Eckhause ist noch ein Zimmer leer, das mit dem Balkon. Wenn man nachhörte, ob es zu bekommen wäre. Es liegt nach Süden. Biete doch das an! — er könnte ja bei uns essen." Der Gedanke an einen neuen Hausgenossen schien ihrem lebhaften Geist sehr zu behagen.

„Er wird es nicht wollen, Kind! Du hörst doch, er ist von schwacher Gesundheit. Wirklich" — sie wandte sich wieder zu mir — „ich bin in Verlegenheit! es sind so viele Beziehungen — ich fühle mich diesen Leuten ein wenig verpflichtet —"

„Es wäre doch auch ganz schön, Mutter, wenn wir die Pension —"

Sie vollendete nicht unter dem Blicke der Mutter, aber ich wußte eben so gut wie die Mutter, was sie hatte sagen wollen.

„Versuchen Sie es doch mit Jeanne's Idee!" rieth ich. „Vielleicht paßt ihm das Anerbieten, so wie Sie es machen können. Das Zimmer liegt ja ganz nahe; — im schlimmsten Falle ist der Brief umsonst geschrieben!"

„So schreibe denn, Jeanne!" —

Der Auftrag hätte mich überrascht, wenn ich nicht bereits gewußt hätte, daß der Kleinen der ganze Briefwechsel des Hauses oblag, ja, mehr noch, die ganze Regierung des Hauses. Sie war in der That, wie sie sich bei unserem ersten Zusammentreffen mir gegenüber sehr niedlich ausgedrückt hatte, während der häufigen Unpäßlichkeiten der Mutter „un peu le petit chef de la maison". Sie ordnete Alles an, gab alle Befehle,

besorgte die Einkäufe und wurde für Alles verantwortlich gemacht, von den Pensionären und dem Dienstmädchen, die sich nur an sie zu wenden hatten, von den Brüdern in Lausanne und nicht zum Wenigsten von der Mutter selbst. Es war merkwürdig, daß sie all' dies zu leisten vermochte, noch neben den Stunden, die sie gab. Nur eine äußerst sorgfältige Erziehung hatte solche Resultate erzielen können.

Welcher Art diese Erziehung gewesen war, — darüber sprach sich Madame Carabin offen aus, als ich ihr einmal meine Bewunderung äußerte. Da sie von vornherein gewußt hatte, daß auch ihre kleine Tochter dereinst darauf angewiesen sein würde, ihre Kenntnisse, ihre etwaigen Talente verwerthen zu müssen, so hatte sie es sich nach dem Tode ihres Mannes angelegen sein lassen, alle in dem Kinde schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken. Das Mädchen hatte spielend leicht gelernt und bald viel Begabung für Sprachen und Musik gezeigt, mehr aber noch für Zeichnen. Madame Carabin, die einen „horreur" gegen das zersplitternde „Allestreiben" besaß, hatte in Folge dessen nach einiger Zeit die Clavierstunden einstellen lassen, um Jeanne's ganze Kraft auf ihr Zeichentalent zu richten, was ihr auch schon vom praktischen Standpunkt aus als das Räthlichste erschien. Denn da das Kind in Montreux aufwuchs, und sie Beide voraussichtlich auch dort ihre Tage beschließen würden, so lag es nahe, den Beruf des Mädchens mit Rücksicht auf ihren Wohnort zu wählen.

Die Fremden in Montreux waren zum größten Theil Engländer und besaßen als solche mit ihrer eingeborenen Liebe zur Natur auch ein theils eingeborenes, theils anerzogenes Talent zum Zeichnen. Und wo sie es nicht besaßen, bildeten sie sich doch ein, es zu besitzen, was auf dasselbe herauskam, so weit es sich um ein Bedürfniß nach Stunden handelte. Hier also bot sich Jeanne Aussicht, hinreichend Schüler zu finden, weit mehr als für Sprachen; wenngleich sie auch letztere, schon um sich den Verkehr mit den ausländischen Zöglingen zu erleichtern, nicht vernachlässigen durfte. Sie lernte also Zeichnen und in Aquarell malen. Sie malte auch ein wenig in Oel, aber nur wenig. Madame Carabin hielt es wieder für weise, sich zu beschränken. Ein Genie war das Kind nicht; sie sollte sich daher auch auf keine hochstrebenden Ziele einlassen, und sie brauchte außerdem Zeit für eine gründliche wirthschaftliche Ausbildung, die Madame Carabin's Ansicht nach jedes Mädchen besitzen müsse; um wie viel mehr ihre Tochter, die sich in äußerlich so beengten Verhältnissen zu bewegen hatte.

Madame Carabins immer mehr zunehmende Kränklichkeit bewog Jeanne, der geliebten Mutter allmählich den schwersten Theil der häuslichen Pflichten und vor Allem die häuslichen Sorgen aus der Hand zu nehmen, und so kam es, daß das Mädchen eine für ihr Alter bewunderungswürdige Umsicht und liebevolle Rücksicht für ihre Umgebung besaß. — Mutter und Tochter hatten außerdem viel mit einander gelesen, besprochen

und durchdacht, und Jeanne war eine viel zu tief angelegte, nachdenkliche Natur, um nicht aus allem in Unterricht und Unterweisung Gebotenen, aus ihren eigenen, selbstständigen Studien und ihren Lebenserfahrungen, an denen in so kummervoller Lage kein Mangel war, reichsten Inhalt für Geist und Gemüth geschöpft zu haben.

An dem Kinde also war es jetzt, dem Schweden auseinanderzusetzen, wie die Dinge sich verhielten, natürlich im Namen der Mutter. — Würde und könnte er sich damit zufriedengeben, und wollte er, trotz des ein paar Schritte von ihnen entfernten, aber warmen, nach Süden hinaus gehenden und gut möblirten Zimmers, sich sonst ganz und gar im Sinne der alten freundschaftlichen Beziehungen als zur Familie gehörig betrachten?

Eine Woche darauf traf die Antwort ein. Der Schwede dankte, bereits von Lausanne aus, in auffallend gutem, fast elegantem Französisch für den liebenswürdigen Brief und die freundlichen Bedingungen. Er theilte in aller Kürze mit, es sei ihm ein Vergnügen, zu sagen, daß er dieselben annehme und daß er am 6. November mit dem Dampfboot einzutreffen gedenke.

Die gedrängte Kürze des Schreibens, die charaktervollen großen Buchstaben, der höfliche, aber entschiedene Ton gaben Jeanne, die sich etwas darauf zu Gute that, aus der Handschrift des Schreibers den Schreiber selbst herauslesen zu können, Gelegenheit, einen unsererseits etwas skeptisch aufgenommenen Vortrag über Aussehen, Alter, Wesen und Manieren des zu erwartenden Hausgenossen zu halten. Der Schwede sei, seinem Stil nach, von feiner Bildung, 38—40 Jahre alt; sehr ernst, klein, blond; trüge einen langen Schnurrbart; die Schriftzüge deuteten auf Zurückhaltung, auf Bestimmtheit, ja auf Festigkeit des Charakters, die bis zur Brutalität gehen könne rc." —

Zwei Tage später kam „Monsieur de Moerner" an. Klein war er nicht gerade; man müßte denn einen jungen Riesen klein nennen! — Blond war er freilich, aber — o Jeanne! von Schnurrbart keine Spur. — Er trug vielmehr einen vollen Backenbart, der im Verein mit den matten Augen und den ein wenig lang gezogenen, leidenden Zügen dem Gesicht etwas Altes, Gesetztes verlieh; etwas weit über seine Jahre Gesetztes, denn — o Jeanne! Herr von Moerner war kaum 26 Jahre alt.

Arme kleine Jeanne! wie wir sie auslachten! — Der Neckereien war kein Ende, ebensowenig der geheimnißvollen Anspielungen, die das Kind mehr als einmal heiß erröthen machten. Die Kleine erröthete so leicht. Ein Blick! ein Wort! und die rothen Wellen überfluteten das ganze Gesichtchen bis unter die Haarwurzeln hinauf und ließen beim Herabsinken noch lange lebhaftere Färbung auf zwei immer leicht geröteten, überaus charakteristischen Wölbungen der Stirn zurück. Diese leichte Röthe über den Augenbrauen bildete eine sehr merkwürdige und auffallende Eigenthümlichkeit ihres Gesichtes. — Ob es das war, was „Mr. de Moerner"

zu einer so aufmerksamen Betrachtung seines hübschen Gegenüber veranlaßte? — Er war augenscheinlich ganz in das Studium der kleinen Persönlichkeit vertieft; sein entzücktes Auge wich nicht von ihr.

Was Jeanne über den neuen Ankömmling dachte, war schon schwerer zu entnehmen. Er schien ihr nicht sonderlich zu behagen — nach der Schweigsamkeit zu urtheilen, in die sie sich den Abend über hüllte. Aber vielleicht hatte es sie verdrossen, daß Madame Carabin — wohl in der Absicht, gleich von vornherein eine gemüthliche Stimmung anzubahnen, — Herrn von Moerner mit einem muthwilligem Lächeln nach ihrer Tochter hin erzählt hatte, welch ein Bild uns diese nach seiner Handschrift von ihm entworfen. — Der junge Mann hatte unmäßig gelacht und ohne Weiteres begonnen, auch seinerseits Jeanne auf die ungenirteste Weise zu necken. Er rechnete sich augenscheinlich vom ersten Augenblick an als „ganz zur Familie gehörig!“ — Schließlich aber, um die Kleine zu versöhnen, — und zu ihrer nicht geringen Genugthuung — bekannte er, daß der Secretär seines Vaters, der ihn bis nach Lausanne begleitet hatte, den Brief nach seinem Dictat geschrieben hätte. Ob er hernach noch den blonden Schnurrbart des Secretärs, und seine bis zur Brutalität gehende Bestimmtheit des Charakters hinzulog, um ihr eine Freude zu machen, vermag ich nicht mit Gewißheit zu sagen. Es schien mir freilich, als hätte er dabei ein besonders lustiges Zucken um den Mund und ein paar „Krähenfüßchen“ mehr an den Augen gehabt.

Er war überhaupt kein Griesgram, unser neuer Hausgenosse! — Er sah nur so alt aus, wenn er still saß und schweigsam. Wenn er aber sprach — und er sprach viel und lebhaft, — oder wenn er Possen trieb, — und er trieb ungeheuer viel Possen, das ganze Haus erschallte bald wider von dem Lachen, Laufen und Sichjagen der „Kinder“, wie Madame Carabin sie nannte, — dann erhielt sein Gesicht, sein ganzes Wesen etwas ungemein Kindliches, Knabenhaftes. Erstaunlich war auch, wie bald er sich im Hause heimisch gemacht hatte. Schon nannte er Madame Carabin im Scherze seine „Mutter“, Jeanne seine „kleine Schwester“ und wollte durchaus, daß man ihm seinen Vornamen gab: „Torsten“. Er berief sich dabei auf die Freundschaft, die die Familien vereint hätte, und auf das warme Interesse, das seine verstorbene Mutter alle Zeit ihres Lebens für Madame Carabin empfunden.

Sein Ton nahm einen unbeschreiblich weichen Klang an, als er von seiner Mutter sprach. Die Thränen traten ihm in die Augen, er brach hastig ab. —

Jeanne sah erstaunt auf. Eine solche Tiefe des Gefühls bei diesem stets so ausgelassenen Menschen überraschte sie sichtlich. Er mußte seine Mutter leidenschaftlich geliebt haben, wenn er noch ihren Verlust nicht verschmerzen konnte.

III.

Jeanne hatte, wie erwähnt, sehr früh den Unterricht in der Musik aufgegeben, um sich ihrer Malerei zu widmen. So kam es, daß sie von ihrer musikalischen Begabung und ihren Leistungen auf dem Clavier sehr wenig hielt. Sie war nie dazu zu bewegen, Etwas vorzuspielen. Nur wenn sie sich allein wußte, zumal des Abends im Dunkeln, spielte sie gern, — ganz leise, ganz sacht, wie für sich, meistentheils getragene Melodien ernst schwermüthigen Charakters. Ich liebte es unendlich, ihr von der Terrasse aus zuzuhören. Es klang wie Sphärengesang, diese leiseste Berührung der Tasten.

Eines Abends nun hatte auch Herr von Moerner sie am Pianino überrascht. Sein enthusiastisches Klatschen schreckte sie auf. Sie wollte fliehen; nicht die dringlichsten Bitten, noch Torstens Versicherung, daß er Musik über Alles liebe, konnten sie zum Fortfahren veranlassen. Da setzte sich der junge Mann selber an's Clavier und spielte — meisterhaft. Wie gebannt blieb Jeanne stehen und lauschte versunken, die Hände gefaltet, mit großen andächtigen Augen. —

Und dann sang er! — Erst ein Lied, mit halber Stimme, mit unterdrückter Bewegung — als ob er noch unserer Zustimmung gewiß werden wolle; oder wie Jemand, der sich fürchtet, an die eigenen Tiefen zu rühren und schlummernde Geister zu wecken, und dann ein anderes Lied und noch eins. Darüber hatte er sich selber vergessen und uns auch; er ward nicht gewahr, daß das Mädchen die Lampe angezündet hatte, daß Madame den Kreis seiner Zuhörer vermehrte, — er sang; — und nun brach es hervor aus ihm mit Leidenschaft, mit herzbewegender, Alles aufrüttelnder Gewalt. Er sang auf schwedisch — und wir verstanden die Worte nicht; aber aus seiner Stimme klang eine so namenlose Sehnsucht, ein so tiefer Schmerz, daß wir bis in die innerste Seele erschüttert dasaßen. Wir begriffen, daß der lustige Torsten der ganze Torsten nicht war, — und wir fühlten, daß wir ihn noch so gut wie gar nicht kannten.

Er saß jetzt erschöpft auf dem Stuhl — die Hände über den Augen, in sich zusammengesunken. Als er aufstand, schien er ein Anderer geworden, die Brauen zusammengezogen wie im Schmerz, das Gesicht fahl, die Augen trüber als je, und ein finsterer Zug lagerte auf der Stirn.

„Sie haben sich zu sehr angestrengt, Herr von Moerner," tadelte Madame Carabin leise. „In Ihrem angegriffenen Zustand sollten Sie nicht so lange hintereinander musiciren."

Der junge Mann gab keine Antwort. Er blieb den ganzen Abend über in trübe Gedanken versenkt, theilnahmlos, und empfahl sich sehr früh.

Dergleichen Verstimmungen stellten sich häufiger ein, gewöhnlich ganz unvermittelt — zu Jeannes großem Verdruß. Der lustige Gesellschafter war ihr bereits zu sehr zur Gewohnheit geworden, als daß sie sich mit

solchen Verwandlungen hätte zufrieden geben können. Sie fand es geradezu unbegreiflich, wie man, eben noch ausgelassen heiter, plötzlich in den dunkelsten Trübsinn verfallen konnte; daß Jemand, der in einem Augenblick noch lebhaft und angeregt zu erzählen wußte, im nächsten bereits in finsteres Schweigen versank. Sie nannte ihn launenhaft, sonderbar: „Er hat Grillen, gerade wie ein Engländer,“ sagte sie.

Madame entschuldigte ihn mit seinem Zustand. Ihrer Ueberzeugung nach würde eine völlige Genesung, ja nur eine durchgreifende Erholung vieles an seiner Seltsamkeit ändern. „Er ist sehr angegriffen.“

„Er ist verwöhnt!“ sagte Jeanne.

„Ein Mensch, der von Kindheit auf kränkelt, ist das leicht, Jeanne! Bedenke das quälende Augenleiden. Ob das vielleicht nicht mehr ist, als grüner Staar? Ich habe nie gehört, daß derselbe von solch' qualvollen Kopf- und Augenschmerzen begleitet ist; und das andere Auge, sagt man, gerettet — ich zweifle doch sehr!“

„Ach! Mutter! er sieht doch ganz gut, — und wenn er sich nur ein wenig zusammennehmen wollte — er läßt sich nur gehen!“ rief Jeanne mit der ganzen Ungeduld und Intoleranz eines gesunden Menschen. — „Er kann lustig genug sein.“

Mit einem Wort, seine Sonderbarkeiten störten sie. Aber sie bewirkten auch mehr als seine Geistesgaben, seine Liebenswürdigkeit und seltene Herzensgüte, seine feine Bildung, — Eigenschaften, die erst bei näherer Bekanntschaft sich voll und ganz ausweisen konnten, — daß sie sich unaufhörlich mit ihm beschäftigte. Sie fand Widersprüche in seinem Wesen, die seine Krankheit allein nicht erklärte, ein inneres Unbefriedigtsein, einen Mangel an Harmonie.“

„Vielleicht kommt all' das daher, daß er seine reichen Fähigkeiten nicht ausbilden kann und nicht gebrauchen,“ meinte Madame.

„Er sagte einmal, er habe studiren wollen —“

„Nun, siehst Du, Jeanne! und dann seine musikalische Begabung —“

„Ja! musikalisch ist er, wie alle Blinden!“

„Jeanne!“ sagte Madame Carabin vorwurfsvoll. „Wie Du unüberlegt sprichst! Wenn Monsieur de Moerner Dich nun gehört hätte! Merkst Du denn nicht, daß er selber immer die Angst hat, auch sein zweites Auge zu verlieren? Mein Kind! das könnte Jeden melancholisch machen. Ich bin überzeugt, seine verzweifelte Stimmung rührt davon her, wie auch der zeitweise zu trübe Ernst, der seine Jahre belügt. Krankheit reift vorfrüh!“

„Aber diese Reife seines Verstandes, seines Urtheils macht ihn andererseits auch zu dem, was er ist,“ fiel ich ein, „zu dem interessanten Gesellschafter. Denken Sie doch, Jeanne, was für angeregte Abende wir jetzt durch ihn haben. Wie er zu erzählen weiß! — Und welch' reiche Ausbeute hat er von seinen doch eigentlich immer traurigen Reisen mitgebracht.“

Jeanne war für einmal zum Schweigen gebracht. Ich wußte es wohl, daß auch dem Kinde nichts lieber war, als wenn wir uns nach beendetem Abendessen mit einer Handarbeit um die freundliche Hängelampe versammelten, und Herr von Moerner zu erzählen anfing. Er war schon viel gereist; allein seiner Augen wegen hatte er sich Jahre lang in Berlin und Paris aufgehalten, und als nach dem Tode der Mutter seine verdüsterte Stimmung auf den Zustand seiner Augen auf's Verhängnißvollste einzuwirken begann, andererseits aber auch der drohende Verlust seines Augenlichtes seine Stimmung verschlimmerte, hatten ihn die Aerzte zerstreuungshalber von Neuem auf die Reise geschickt. Er sollte und mußte aus dem verderblichen Cirkel heraus. So hatte er in vier aufeinanderfolgenden Jahren Italien, Griechenland und England kennen gelernt. Und wenn er auch in seiner Melancholie weniger geneigt gewesen war, alle Eindrücke aufzunehmen, für die ein so jugendlicher Geist empfänglich gewesen wäre, so hatte er doch immer noch genug gesehen — und auch, wenn auch halb widerstrebend, genossen, — um jetzt nach erfolgreicher Cur in der Erinnerung nachgenießen zu können.

An diesen Erinnerungen, an den tausend bunten Bildern der Vergangenheit, die er sich selber zurückrief, ließ er nun uns theilnehmen, und so vergingen die Abende im Fluge. Wir waren nicht wenig erstaunt, zu finden, wie unbemerkt wir darüber in den Winter hineingerathen waren.

Aber wie lebhaft er sprach! wie lebhaft er überhaupt war. Ich konnte mich nicht genug darüber wundern. Meiner Vorstellung nach waren die Skandinavier ernste, stille, langsam denkende Menschen. Wie kam diese leidenschaftliche Natur, dieser raschbewegliche Geist, diese schillernde, blendende Lebhaftigkeit in den kalten Norden? — Ich nannte ihn einmal einen aus der Art geschlagenen Schweden.

„Das ist ein großer Irrthum Ihrerseits, Madame!" nahm Madame Carabin lächelnd für Herrn von Moerner Partei. „Alle Schweden sind lebhaft. Wissen Sie denn das nicht? Die Schweden sind ja die Franzosen des Nordens!"

Das war in einem Tone unnachahmlichen Stolzes gesprochen. Wirklich! Die „Grrande Nation" steckt diesem Volk unausrottbar im Blut.

IV.

Sehr schnell hintereinander waren die Lausanner Söhne herübergekommen, um die Bekanntschaft des jungen Moerner zu machen. Natürlich befreundete er sich auch mit ihnen sofort, besuchte sie in Lausanne und stand sich gleich mit ihnen auf Du und Du. Man kann sich den Lärm nicht vorstellen, den das junge Volk trieb, wenn sie Alle zusammen waren. Kaum, daß ein Hinweis auf der Mutter leidender Zustand, auf meine Ruhe Minuten lang ihrer Laune Zügel anlegte. Jeanne besonders, die am

Abend sehr schweigsam zu werden pflegte, während Herr von Moerner erzählte, hielt sich am Tage in tausend Neckereien und Schelmereien schadlos, die von ihm mit Entzücken aufgenommen und reichlichst vergolten wurden.

Nur kam es plötzlich, daß der große Mensch inmitten aller Allotria auf Madame Carabin zuging und in einer Anwandlung demonstrativer Zärtlichkeit den Kopf still auf ihre Schulter lehnte.

Sie schalt dann. „Was thun Sie da? Wie schickt sich das, Monsieur de Moernèr?“

„So heiße ich nicht.“

„Nun denn — Torsten!“

„Würden Sie Ihrem Sohne gestatten, den Kopf an Ihre Schulter zu legen? — Ja? — Nun, ich bin auch Ihr Sohn, und Sie sind meine Mutter. — Lassen Sie mich doch denken,“ flehte er bei ähnlichen Gelegenheiten, wenn seine Zärtlichkeitsbeweise sie fast genirten, „lassen Sie mich doch denken, ich hätte noch eine Mutter. Ich bin ja so verwaist“ — es traten dem weichen Menschen schon wieder die Thränen in die Augen — „ich habe nicht einmal eine Schwester — aber nun,“ setzte er wohl mit einem plötzlichen Umschlag der Gefühle jubelnd hinzu — „nun habe ich eine — ich bin sehr glücklich.“

Daß Herr von Moerner, oder wie wir ihn eigentlich Alle schon nannten, Torsten, sich gar so leicht in die Herzen der weiblichen Hausbewohner hineinschmeichelte, läßt sich denken. Bis auf Rosa — das Dienstmädchen — hinab war Niemand im Hause, der ihm nicht mit Freuden zu Willen gewesen wäre. Es gefiel einem Jeden, daß es ihm bei uns so behagte. Selbst mit mir altem Wesen hatte er Freundschaft geschlossen, saß stundenlang auf meinem Zimmer, las mir vor oder begleitete mich auf meinen Spaziergängen, wenn Jeanne von Haus fern war. Freilich, kam sie von ihren Stunden zurück, dann war die alte Frau, waren Bücher, Spaziergänge über dem jungen Mädchen vergessen.

Der Wahrheit aber die Ehre! machten wir es denn anders, hatten wir alten Leute für Jemand Auge und Ohr, wenn das Kind da war? Was uns vorher auch beschäftigte, jedes Gespräch verstummte, sobald Jeanne in's Zimmer trat; sie wurde der selbstverständliche Mittelpunkt unseres Kreises. Hatten wir vorher auch ein wenig unser eigenes Leben gelebt — sobald sie erschien, lebten wir nur das ihre.

Das Kind hatte aber auch ein so reiches Leben! — Wieviel von Interesse, wieviel von Wichtigkeit gab es allemal zu erzählen, wenn sie nach Hause kehrte! — Wir saßen, hörten zu und freuten uns ihrer Schönheit. Die Röthe kam und ging über Wangen und Stirn, die Augen glühten oder lachten, oder die langen Wimpern sanken halb darüber hin. Dann fiel es wie ein Schatten von Melancholie über ihr Gesicht, — ein Schatten, der fast schmerzte, so unberechtigt schien er in diesem jugendlichen, strahlend heiteren Geschöpf.

Torsten war die Erscheinung auch aufgefallen. „Es ist immer," sagte er einmal, „wenn die Wimpern sich halb senken und das Feuer der Augen dämpfen. Man hat dann eine so sonderbare Empfindung, fast, als wäre sie zum Unglück geboren!"

Ich war empört! „Zum Unglück!" schalt ich heftig. „Zum Glück ist sie geboren, zum Glück! Was? Diese übermüthigen Augen, diese schwellenden Lippen, diese frischen Farben —"

Sie kam uns gerade entgegen, wie ich sie beschrieben — ich zeigte sie ihm.

„Sie haben Recht!" sagte er leise — „Sie sollte nur glücklich sein!" —

V.

„Aber warum nennt sie sich immer Jeanne „Guignon"?" fragte er mich ein andermal.

„Weil sie es ist, Torsten, — weil sie es ist! — Haben Sie schon jemals Jemand gesehen, der sich heute das Kleid zerreißt, morgen die Treppe herunterfällt, übermorgen den Sahnetopf umwirft? — Haben Sie die Narbe am Handgelenk bemerkt? — Nun ja — es ist noch nicht lange her, daß sie sich schnitt! und es fehlte nicht viel, so hätte sie neulich den Fuß gebrochen. Alle Augenblicke stößt sie sich oder rennt gegen die Thür oder gegen Rosa, die das Theebrett trägt, und zerbricht hier was und da was —"

„Sie bewegt sich zu hastig —"

„Weil sie sich fortwährend übereilt! Aber warum übereilt sie sich so — doch nur, weil sie sich immer verspätet! —

„Frau Ehlert!" —

„Nein! nein! sagen Sie Nichts! Das ist nun eben ihr Fehler! Ich hab' sie sehr lieb! aber was wahr ist, muß auch wahr bleiben! —"

„Ihre ungeschickten Bewegungen rühren aber auch davon her, daß sie sehr kurzsichtig ist, Frau Ehlert — —"

„— und von ihrem nervösen Naturell!" — fiel ich ein, schon wieder bereit, sie zu entschuldigen.

„Ja!" sagte er, „und finden Sie nicht eigentlich, Frau Ehlert, finden Sie nicht, daß gerade ihre Ungeschicklichkeit noch einen Reiz mehr an ihr ausmacht!"

Ich lachte laut auf. Da waren wir wieder so weit. Es ging uns mit all' ihren Mängeln, wie mit denen ihres Gesichtes. Die Nase war, wenn man sich's recht überlegte, zu groß, der Mund zu voll, die Farben waren zu glühend. Das Schnurrbärtchen zierte auch bei ihr — wie bei so mancher Französin — die Oberlippe. Aber die aus dem Rahmen strenger Schönheit fallenden Einzelheiten verliehen dem Antlitz unserer Ansicht nach gerade seinen pikanten Reiz, und wir fanden — einstimmig! —, daß selbst ihre Fehler zu Vorzügen an ihr wurden.

Und wie war sie drollig, wenn ihr ein Mißgeschick begegnete, neulich z. B., als sie, die Hände hinter dem Rücken, an der Wand stand und bei der nächsten raschen Wendung ihres Hauptes gegen den Regulator fuhr. Kopfschüttelnd rieb sie sich die schmerzende Stelle: „C'est Jeanne, voyez vous, Jeanne guignon!" — Oder sie hielt ein zerbrochenes corpus delicti in die Höhe: „C'est Jeanne, tout-à-fait Jeanne, pauvre Jeanne!"

Immer sprach sie in der dritten Person von sich, und die Art, mit der sie sich halb auslachte, halb bedauerte, war geradezu einzig.

„Sie ist so unendlich komisch in ihrer Hilflosigkeit," sagte Torsten, „komisch und rührend zugleich. Man möchte nur immer sie an sich ziehen, um sie zu halten und zu schützen — für's Leben!" —

Er hatte Recht. Das war das, was man ihr gegenüber fühlte; ich auch, und ganz unmöglich wäre es gewesen, sich für ihre tausend und ein kleinen Leiden nicht zu interessiren, wie sehr man auch darüber lachte. Sie war eben eines der Menschenkinder, denen immer Etwas „passirte".

Bald hatte ein Fremder sie in der elektrischen Bahn unverschämt lächelnd angestarrt, weil sie, um zu erkennen, wer mit ihr fuhr, zu stark in eine Richtung geblickt hatte. Bald guckte ihr ein Anderer an der Laterne, wo sie auf dieselbe Bahn wartete, keck unter den Hut. Ein Dritter bot ihr auf der Straße einen alten, zerrissenen Handschuh — „denken Sie, einen alten, zerrissenen Handschuh!" —, ob sie den vielleicht verloren hätte. Ein Vierter fragte sie um den Weg und benutzte die Gelegenheit, sie zu begleiten und zu sehen, in welches Haus sie hineinging. Kam sie dann nach der Stunde heraus, so stand er sicher davor. — Wieder ein ander Mal sprach sie selbst einen wildfremden Menschen vergnügt an, weil sie ihn für ihren Bruder hielt oder für Torsten, und erst in der Nähe, — „ganz in der Nähe" — sie sagte es entsetzt — war sie ihres Irrthums gewahr geworden, als man bereits von der Vertraulichkeit des hübschen Mädchens Vortheil ziehen wollte. Am schlimmsten aber war es des Abends. Wie oft kam sie athemlos nach Hause gestürzt: „Jemand sei ihr nachgegangen, es habe sie Jemand angeredet." „Voyez vous, cela n'arrive qu'à Jeanne! à Jeanne seulement, pauvre Jeanne."

Torsten mochte es schon gar nicht mehr leiden, daß das Mädchen am Abend allein nach Hause kam; hätte die Mutter nicht ernsten Einspruch dagegen erhoben, — er würde sie sicherlich überall abgeholt haben.

Madame Carabin hatte überhaupt nur immer abzuwehren. Wir verwöhnten ihr das Kind zu sehr — sie hätte mit ihren Ermahnungen jetzt doppelt schweren Stand. Wir ließen uns von Jeanne bethören.

Im Grunde aber ging es ihr nicht anders. Kam der Wildfang hereingestürzt, daß Alles zusammenfuhr, so hatte sie sicher ein verweisendes

Wort auf den Lippen — aber dann stand das Mädchen an der Thür, mit vom Gange gerötheten Wangen, das feine Batisttuch an die Lippen gedrückt — und die Augen schauten darüber hinweg mit solch verführerischem Ausdruck, daß der strenge Blick der Mutter sich milderte und die Scheltworte auf ihren Lippen sich in ein Kosewort verwandelten.

Es kam eben immer wie eine Welle von Licht und Leben mit ihr herein, vor der Nichts Stand hielt, nicht Zorn, nicht Verstimmung. Besonders Herr von Moerner, auf den die seit einiger Zeit häufigeren Nebel einen verdüsternden Eindruck machten, gab sich dankbar und willig ihrem erheiternden Einfluß, dem vollen Zauber ihrer Persönlichkeit hin. Er machte auch kein Hehl aus seiner Bewunderung, welche Jeanne wie etwas Selbstverständliches höchst gnädig aufnahm — in einer kindlich unbefangenen Art, die ihr sehr gut ließ. Wußte sie denn nicht, daß sie hübsch war? Sie hätte vermuthlich auch mit äußerst erstauntem Blick dasjenige Mädchen gemessen, dem es eingefallen wäre, in ihrer Gegenwart eine Rolle spielen zu wollen. Waren sie doch daran gewöhnt, daß man sich einzig und allein mit ihr beschäftigte. Glücklicherweise war aber Niemand da und unsere kleine Königin nahm mit entzückender Liebenswürdigkeit, aber auch mit entzückendem Gleichmuth die Huldigungen auf, die sich Alles ihr darzubringen beeiferte.

VI.

Wir hatten nun wirklich im Ernst Winter. Strenger Frost trat ein. Jeanne jubelte; jetzt konnte das Schlittschuhlaufen angehen.

„Daran ist gar nicht zu denken!“ sagte Madame.

„Nicht?“ — Herr von Moerner fragte es erstaunt.

„Mutter meint, weil es zu weit ist!“ —

Madame Carabin sah mit verweisendem Blick nach ihr hin, aber Jeanne fuhr unbeirrt fort: „man muß nämlich dazu entweder nach Vevey oder Aigle fahren“ —

„Aber Jeanne!“

„Nun: so fahren wir dahin!“ — sagte sehr ruhig Torsten.

„Allein könnt Ihr doch nicht! es ist keine Rede davon.“ Der Ton klang ärgerlich und entschieden. Jeanne blickte verzagt. —

Jetzt legte ich mich in's Mittel; ich hätte selber Lust, mir Aigle anzusehen, das ich noch nicht kannte, und dem Schlittschuhlaufen zuschauen, machte mir große Freude.

„Hurrah!“ — rief Jeanne und umarmte mich.

„Sie thun es einzig und allein des unartigen Kindes wegen, Madame, wirklich! man braucht nicht Alles haben zu wollen. Ich denke, Jeanne könnte zufrieden sein mit dem, was sie schon durch Ihre Gegenwart genießt.“ —

„Je mehr, je besser!" meinte lustig Torsten und nickte dem Kinde vergnügt zu. Die kleine Schwester soll ein bischen fröhlich sein; und Schlittschuhlaufen — das ist ein sehr gesundes Vergnügen. Gleich morgen fangen wir an! — Jeanne ist doch nur am Donnerstag frei, und wer weiß, wie lange das Eis hier anhält!"

Damit war die Sache abgemacht; nach Aigle wurde gefahren. Die ganze Jugend der Montreuxer Fremdenwelt war hier zum Eislauf versammelt. Jeanne amüsirte sich königlich; Torsten desgleichen, und ich fand meine Rechnung, so daß wir alle Drei höchlichst befriedigt kurz vor dem Abendbrot wieder zu Hause eintrafen. — Dieser Donnerstag war der Beginn eines sehr vergügten Lebens. Ein Ausflug nach dem andern auf die Eisbahnen von Vevey und Aigle. Kein Concert, keine Vorstellung lebender Bilder zum Besten eines Bazars, einer Kirche, zu der Torsten nicht Billette besorgte. Das waren gute Tage für unsere kleine Jeanne, die bisher so still, so eingezogen gelebt hatte. Madame Carabin schalt zwar manchmal über das späte Nachhausekommen und das in Folge dessen späte Aufstehen, war ärgerlich, wenn Jeanne über irgend welcher Toilettenangelegenheit andere Dinge vergaß oder versäumte, aber sie freute sich doch, daß ihrem Kinde Gelegenheit ward, ihr junges Leben ein wenig zu genießen. Dankbar ließ sie es zu, daß ich stets und immer zur Begleitung bereit war, und übte selbst dann Nachsicht, wenn beim Nachhausekommen Jeanne's Jubel keine Grenzen kannte. Sie saß mit zusammengefalteten Händen am Tisch und hörte den Erzählungen zu, und auf ihrem Gesicht lag der ganze Stolz, die ganze Seligkeit, die sie beim Anschauen ihres glücklichen Kindes empfand. Jeanne selber war wie der verkörperte Sonnenstrahl, seit sie nicht nur der Arbeit und dem Erwerb zu leben brauchte, sondern auch ab und zu Vergnügungen hatte, wie sie für ihre Jahre paßten. Ihre Dankbarkeit gab sich in noch zärtlicherer Fürsorge für ihre Mutter kund, um deren Wohl und Wehe sie immer schon mit liebevollster Kindessorgfalt beschäftigt war, und in tausend kleinen zarten Aufmerksamkeiten für Torsten und mich.

Man kann sich denken, daß Torsten befriedigt war. Der gute Mensch, nur zu glücklich, wenn er glücklich machen konnte, schien schier unerschöpflich in neuen Vorschlägen. Es gab keinen noch so leisen Wunsch, den er dem Mädchen nicht erfüllte. Selbst in den Cursaal, der, die Theaterabende ausgenommen, für die Eingeborenen des Ortes nicht existirt, kam sie jetzt häufiger; am Nachmittag zu den Concerten der wirklich sehr guten Capelle, am Abend, wo sie mehrere Male vergeblich ihr Glück „Aux petits chevaux" versuchte. „C'est Jeanne Guignon!" sagte sie jedes Mal niedergeschlagen. „Was sehen Sie mich so lächelnd an, Madame?"

„Nichts! o nichts, Jeanne! Mir fiel nur ein deutsches Sprichwort ein.

„Lequel! Dites-le! dites! —"

Ich strich ihr lächelnd über die Wange.

VII.

Es war Jeanne wieder Etwas „passirt!"

Im Hause nebenan wohnten arme Leute, deren etwas schwachsinniger Sohn — ein baumlanger Bursch von siebzehn Jahren — ab und zu zu kleinen „Commissionen" in der Stadt verwendet worden war. In der letzten Zeit hatte man ihm indessen Nichts mehr aufgetragen, weil er die Gänge wenig zur Zufriedenheit ausführte.

Nun behauptete Jeanne, er lauere ihr aus Tücke auf. Sie war ihm schon ein paar Mal hintereinander an der Biegung des Weges begegnet, wenn sie Abends nach Hause kam, und jedes Mal hatte er sie anzureden versucht. Heute nun — sie konnte vor Aufregung und Empörung kaum sprechen — war er ihr in betrunkenem Zustande direct in den Weg getreten und habe sie festzuhalten versucht. Dann, als sie sich losgerissen, — „Sehen Sie, nur Jeanne kann so was passiren! —" hatte er sich breitspurig vor sie hingestellt und auf die Straße gespuckt. War es nicht schrecklich für ein junges Mädchen, so spät allein von den Stunden zurückkommen zu müssen? Sie zittere schon jedesmal, wenn sie sich auf den Weg begab. Und nun erst mit diesem Burschen, stark wie er war und halb Idiot — „sehen Sie — und — dazu noch betrunken — pauvre Jeanne!"

Wir Frauen suchten die Sache scherzhaft zu nehmen, um sie zu beruhigen. Aber Torsten gerieth außer sich. Jeanne's Aufregung, ihr verängstigtes Gesichtchen, ihre Thränen waren zu viel für ihn. Was? eine Dame könne nicht um sieben Uhr Abends allein gehen, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen? Er wäre am liebsten aufgesprungen, um den frechen Buben auf der Stelle zu züchtigen. Wie durfte der rohe Geselle überhaupt wagen, Mademoiselle Jeanne anzusehen, geschweige denn anzureden?

Madame Carabin wollte ihn beschwichtigen. „Der Mensch ist halb Idiot — er weiß gar nicht, was er thut."

„Dann gehört er in eine Anstalt," schrie Torsten, „aber nicht auf die Straße, um Damen zu belästigen." —

„Es ist ein großer Kummer für die Eltern — ein großer Kummer — glauben Sie mir, es sind das ehrliche, ordentliche Leute!"

„Ganz gleich! entweder sie wissen ihn im Zaume zu halten, oder er muß eingesperrt werden — ein Drittes giebt es da nicht. Mademoiselle Jeanne wird nicht mehr belästigt werden; ich werde Sorge dafür tragen, ich! Arme, kleine Jeanne!" —

Seine Stimme war sanfter geworden, fast zärtlich; fast zärtlich war auch der Ausdruck seiner Augen, mit denen er das junge Mädchen ansah.

Jeanne zitterte unter seinem Blick. Die Wimpern senkten sich langsam — nun lagen sie dunkel auf den Wangen, die sich mit glühender Röthe

bedeckten. Er nahm es für ein Zeichen der Erregung, die das Ereigniß hervorgerufen. „Arme, kleine Jeanne!“ wiederholte er.

Gleich am nächsten Morgen schalt er mit den Nachbarsleuten, die sich unter Thränen und Klagen entschuldigten. Der Sohn sei betrunken gewesen — er sei sonst ein guter, stiller Junge — nur schwach im Kopf — sie wären unglücklich genug —

„Wie kann man einem Idioten noch Branntwein zu trinken geben!“ schnitt Herr von Moerner ihnen kurz das Wort ab. „Passen Sie besser auf den Burschen auf! Kommt noch das Geringste vor, so zeige ich ihn der Polizei an — und er wird aufgehoben und eingesperrt, in's Loch — oder, wo er hingehört, in's Irrenhaus.“

Das half. Jeanne hatte nicht wieder über Belästigungen zu klagen. Es läßt sich ermessen, wie dankbar sie ihrem Beschützer war.

VIII.

„Was ist mit Torsten, Mutter?“ — Die Hausthür hatte sich gerade hinter dem jungen Manne geschlossen. — „Er sagte, er käme morgen nicht herüber.“

„Er hat sich entschuldigt, mein Kind, es ist morgen der Sterbetag seiner Mutter!“

„Dann kann er nicht zum Essen kommen!“ rief Jeanne erstaunt. „Will er etwa fasten? Das sind Ideen! Dieser capriciöse Mensch!“ —

„Er will den Tag still verbringen, meine Tochter. So hätte er das immer gehalten. Er drückte sich,“ fuhr Madame Carabin zu mir gewandt fort, „sehr hübsch aus — er müsse diesen Tag mit seiner theuern Mutter ganz allein sein.“

„Das ist Torsten!“ sagte Jeanne halb bewundernd. „Aber wie langweilig das werden wird! und Jules, der extra aus Lausanne herüberkommt —“ sie warf ärgerlich die Locken zurück. „Nun wird aus dem Spaziergang wieder Nichts. Was thut man nur den Tag über?“

„Mir scheint, Du kannst gar nicht mehr ohne Torsten existiren!“ erwiderte scharf Madame Carabin. „Wie kann man sich nur so abhängig machen von Anderen! Da werde ich eine schöne Tochter an Dir haben, wenn Mr. de Moernèr einmal ganz fortgeht.“

Jeanne war bei den ersten Worten sehr roth geworden. Jetzt zuckte sie ungeduldig die Achseln. „Quelle idée!“ sagte sie.

„Jeanne!“ — Madame Carabin sprach sehr ernst. „Ich mag kein übel gelauntes Gesicht sehen. Nimm Dir Etwas zu arbeiten vor, dann wirst Du gleich wissen, was Du zu thun hast.“ —

„Arbeiten! immer arbeiten! Wenn man die ganze Woche Stunden giebt, Tag für Tag, da möchte man auch einmal die Hände still halten und ausruhen. Ich bin doch noch jung — ich möchte doch auch mein Leben genießen!“ —

„Ich denke, Du hast Dich nicht zu beklagen, Du kannst nur danken. Nicht jedem jungen Mädchen wird soviel geboten, wie Dir. — Geh', Kind! geh'! Du liebst so sehr, einen Tag ganz für Dich zu haben. Benutze ihn jetzt. Es giebt sicherlich viele Sachen zu ordnen!"

Ordnen, das war Jeanne's große Leidenschaft. Jede Gelegenheit dazu betrachtete sie sonst als einen „gefundenen Tag!" Diesmal indessen schien ihr die Aussicht nicht besonders erfreulich. Sie wirthschaftete zwar den ganzen Donnerstag Morgen im Hause herum, aber sie brachte Nichts vor sich. Die Mutter hatte so oft über ihr planloses, gedankenloses Schaffen geklagt, ohne daß ich es hatte wahrhaben wollen. Heute — ich saß mit dem Nähzeug am Fenster — beobachtete ich sie schon eine lange Weile, wie sie ein Packet mit ein paar Wäschestücken, die sie als des Ausbesserns bedürftig beiseite gelegt hatte, immer wieder auf- und zusammenrollte, auseinandernahm, jedes Stück einzeln zusammenlegte in die verschiedensten Lagen, planlos, ziellos. Wo sie derweile mit ihren Gedanken war, das weiß Gott!

Am Nachmittag kam Jules, der älteste Bruder. Er hörte verwundert Jeanne's erregte Erzählung mit an, lachte über ihre Enttäuschung und amüsirte sich damit, sie zu necken. Indessen fand er die Sache selber etwas sonderbar. „Er ist ein seltsamer Kauz, Torsten, das läßt sich nicht leugnen, Mutter!"

Aus dem Spaziergang auf den Mont Caux sollte in der That Nichts werden. Jules hatte nicht Lust, Etwas ohne Torsten zu unternehmen; er zog es vor, den Nachmittag über bei der Mutter zu bleiben. Jeanne war im gegebenen Moment nirgends zu finden. Als sie endlich zum Vorschein kam, war sie „noch nicht angezogen", hatte noch soviel in ihrem Zimmer, an ihren Schubladen zu ordnen! — Schließlich ging ich allein, meine gewohnte Tagestour."

Mit dem 9 Uhr-Zug Abends mußte Jules wieder fort. Kurz vor dem „souper" fragte er: „Soll ich denn wirklich weggehen, ohne Torsten gesprochen zu haben — ich will mal zu ihm hinüber auf die Stube."

„Du störst ihn nur, Jules!"

„Quelle idée, mère," sagte auch er lachend.

Wir sahen seiner Rückkehr mit begreiflicher Spannung entgegen. Die Umständlichkeit, mit der er wie sonst Mütze und Mäntelchen im Corridor aufhängte, machte Jeanne ungeduldig.

„So komme doch schon, Jules — sag', wie Du ihn fandest!" Jules kam langsam herein, und indem er auf die wohlbekannte Art mit der Linken den Stuhl erst aufhob und in der Luft wog, ehe er sich bedächtig darauf setzte, sagte er mit einer Stimme, in der Spott mit tiefer innerer Bewegung kämpfte:

„Ein wunderlicher Heiliger ist er — kein Zweifel darüber — aber — aber — es hat mir eigentlich gefallen." Er pausirte bedächtig.

„Jules — Du bist unausstehlich — so erzähle doch schon!“ Er lächelte behaglich über Jeannes Ungestüm — dann berichtete er. „Stellt Euch vor, Torsten im Gesellschaftsanzug, Frack mit weißer Binde —“

„Jules —“

„Ich erfinde Nichts, kleine Schwester. Gesellschaftsanzug — weiße Binde —, das Zimmer ein Lichtmeer von Lampen und Kerzen. Auf dem Tisch Blumentöpfe und Sträuße in Vasen; in der Mitte die bekränzte Photographie der Mutter. Vor derselben Torsten, den Kopf in die Hände gestützt, in stiller Andacht. — Er erhob sich bei meinem Eintritt: ‚Du kommst gerade recht, Jules! Sieh her, meine herrliche Mutter. Es ist heute ihr Sterbetag. Sieh! Das war sie! Aber das Bild sagt Dir Nichts von dem, was sie war.‘ — Dann hat er angefangen, von seiner Mutter zu sprechen, mit einem Gefühl — wiedergeben kann ich es nicht. Aber seine Begeisterung, sein tiefer, unüberwundener Schmerz hat mir das Wasser in die Augen getrieben. Er muß sie unendlich geliebt haben, diese Mutter —“

„Sie war auch der Liebe werth, meine Kinder —“

„Ich habe versucht, ihn dann schließlich zum Mitgehen zu bewegen. ‚Heute nicht, Jules!‘ hat er ruhig und freundlich gesagt, ‚heute gehöre ich meiner Mutter — es ist nur ein Tag jetzt im Jahr, aber den bleiben wir Beide zusammen!‘“

Auf die zur Schwärmerei neigende Jeanne machte die Erzählung sichtlich tiefen Eindruck. Sie hatte stumm zugehört, aber ihre Augen waren immer größer und dunkler geworden. Jetzt stand sie am Fenster — abgewendet, unbeweglich. Als sie sich endlich herumdrehte, lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck, wie ich ihn noch nie gesehen. Es schien mir, als ob das Gefühl der Sympathie für Torsten nicht fern davon war, in ein neues Stadium einzutreten. Hatte doch die spöttische Verwunderung über seine Seltsamkeiten immer mehr einer tiefen Bewunderung Platz gemacht; war doch ihre anfängliche Ungeduld mit seinen Launen und Grillen mehr und mehr einem warmen Mitleid mit seinem Gebrechen gewichen. Es wollte mich dünken, als sei sie der Entdeckung sehr nahe, als müsse sie nun bald zu dem Bewußtsein aufwachen, daß sie ihn liebe.

IX.

Die Entdeckung kam schneller, als ich gedacht. — Der December wurde für uns ein recht unfreundlicher Monat. Kalt war es nicht — im Gegentheil! — Der Frost war längst verschwunden — aber Regen gab es, viel Regen und — Nebel. Und das war das Schlimmste! — Tag für Tag aufzuwachen und immer den weißen Nebel wie eine Mauer um sich zu sehen — das war entmuthigend. Hob er sich selbst etwas, so daß wenigstens die nächste Umgebung, daß die Straße frei ward — über dem

See lag es dick, grau, undurchdringlich, einen Tag um den andern! — Aussicht keine! von den gegenüberliegenden Bergen wußte man nur noch wie aus ferner Sage. Die Sonne schien vom Himmel verschwunden zu sein! Immer nur dieses graunasse Etwas um uns herum — Himmel, See, Erde, Luft ein großer Prießnitz'scher Umschlag, nur ohne dessen sanitäre Vortheile! Wie dieser Nebel auf Kehle, Hals und Brust fiel, wie er den Athem versetzte, wie er mit Centnerschwere den Kopf belastete! Was auch immer den Ruf Montreux' begründet haben mag, ein Winteraufenthalt für kranke Nerven ist es nicht. Leider huldigen noch immer ausländische Aerzte dieser Ansicht, deren folgenschweren Irrthum so mancher Patient zu beklagen hat. Die Schweizer Aerzte wissen wohl, daß das weiche, erschlaffende Klima von Montreux, daß der häufige Nebel den niederdrückendsten Einfluß auf das Nervensystem ausübt. So stark sich dieser Einfluß bei mir fühlbar machte, Herr von Moerner litt unsäglich mehr.

Für ihn, dem die ewige Nacht so nahe gewesen, der schon ihr Flügelrauschen über seinem Haupte zu vernehmen geglaubt hatte, war Licht, war Sonne Alles. Seine Stimmungen wurden immer ungleicher, und selbst die ausgelassenste Lustigkeit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er an einer tiefgehenden Verstimmung zu leiden anfing. Der Appetit wurde mangelhaft, allgemeine Mattigkeit stellte sich ein, er war unruhig, klagte über Druck im Kopfe, über den Augen — die Augen selber schienen schwächer; er konnte weder lesen noch schreiben. In dem Maße, wie er zur Unthätigkeit verdammt war, wurden seine Augenblicke der Heiterkeit seltener; tiefe Verzagtheit, ja Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er, der sonst nicht genug Licht haben konnte, suchte jetzt von selber die Dunkelheit auf.

Madame Carabin beunruhigte sich sehr. Sie suchte durch jede erdenkliche Pflege Torstens allgemeinen Gesundheitszustand zu heben. Sie war selbst gegen Jeanne auffallend nachsichtig; ja, man könnte fast sagen, daß sie das Mädchen zu Tollheiten ermuthigte, in der Hoffnung, Herrn von Moerner dadurch aufzuheitern. Das erste Mittel half so wenig wie das zweite. Es wurde auch mit jedem Tage schwerer, Jeanne zu Scherzen zu veranlassen; ihre Stimmung begann der nur schwächere Abglanz von Torstens Stimmung zu werden. Madame sah darin ebenso klar wie ich und suchte mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, dem Einfluß, den der junge Mensch auf ihre Tochter auszuüben begann, entgegenzuwirken. Es kam zu Scheltworten und Scenen. — Schließlich aber brachte die Besorgniß um Torsten alle anderen Bedenken zum Schweigen. Er war ein paar Tage auf seinem Zimmer geblieben, weil seine Nervenschmerzen sich immer stärker einstellten. Madame, die am Vormittag nach ihm sah, war über sein Befinden erschreckt; da fiel jede Prüderie.

„Dies geht nicht — man kann ihn nicht allein liegen lassen. Ich

würde vor Unruhe vergehen — ich muß ihn hier haben — aber wo ihn unterbringen?“

Ich bot mein Zimmer an — ich wollte hinüberziehen in Torstens. „Nein, nein! wie könnte ich daran denken, Ihnen diese Unannehmlichkeit zu bereiten. Außerdem — das Zimmer ist für einen Kranken zu klein. Wir werden das unsere geben — Jeanne und ich — da ist die Dachkammer — es ist jetzt nicht sehr kalt.“

Der Umzug wurde noch am selben Tage bewerkstelligt. Jules, der glücklicherweise für den Nachmittag gekommen war, half den Freund in das Haus schaffen. — Ein heftiger Fieberzustand erklärte sich am nächsten Morgen, der über eine Woche dauerte und zu den ernsthaftesten Befürchtungen Anlaß gab, zumal in Betreff der Augen — was man Torsten natürlich verschwieg. Der Arzt verordnete absolutes Stillliegen, ein verdunkeltes Zimmer, völlige Ruhe.

Madame Carabin wich nicht von dem Bette des Kranken, der ab und zu in Fieberphantasien lag, meist aber in den quälendsten Nervenschmerzen stöhnte. Eine innere Aufregung hielt die zarte Frau aufrecht. Auf alle Vorstellungen erwiderte sie: „Jeanne kann ihn doch nicht pflegen — also bliebe nur Rosa; aber Sie werden doch nicht wollen, daß ich Monsieur de Moernèr einem Dienstboten überlasse.“

„Sie vergessen mich, Madame! Lassen Sie mich wenigstens Sie ablösen.“

„Aber daran ist nicht zu denken. Sie sind sehr gut, Madame! Sie sind hier, um sich zu erholen; ich bin verantwortlich für das Wohl all' meiner Gäste; und dann — welche Verpflichtung hätten Sie Torsten gegenüber? An mir ist es, an mir allein, ihn zu pflegen.“

Wir drangen darauf in den Arzt, sie zur Annahme einer Diakonissin zu bewegen. Selbst Torsten beschwor sie in seinen lichten Momenten, sich während der Nacht wenigstens Ruhe zu gönnen. Aber auch davon wollte sie Nichts hören. Er war ihr anvertraut worden; er war ihr überdies lieb und werth wie ein eigenes Kind. Niemand sollte sich mit ihr in die Pflege des einzigen Sohnes ihrer verstorbenen Freundin theilen.

So blieb nichts Anderes übrig, als sie gewähren zu lassen. Aber ich glaube, viel mehr Ruhe fand Keiner von uns, Jeanne schon gewiß nicht. — Wie oft hörte ich nicht Nachts leise Schritte, die vor der Thür des Krankenzimmers plötzlich verstummten! Wie oft am Tage fand ich das Kind nicht vor dieser selben Thür, wenn ich Erkundigungen einholen wollte. Sie bat dann mit angstvollen Geberden: „Allez, allez voir — je vous prie — comme il va, lui, Torstèn!“

In's Krankenzimmer hinein wagte sie sich nicht; ihre Mutter hätte sie wahrscheinlich auch verwundert genug angesehen. Aber ihr Gesicht machte mir Sorge, wenn ich heraustrat. Sie sprach kaum, aus Furcht, ihre Aufregung zu verrathen — nur ihre Augen fragten.

Arme Jeanne! als ob diese überwachten Augen, diese bleichen Wangen nicht deutlich gesprochen hätten! Was sollte nur daraus werden? Was konnte daraus werden? Wäre Torsten doch nie hierher gekommen! — An eine Heirath mit einem an Leib und Seele so kranken Menschen war doch niemals zu denken.

Ja, krank an Leib und Seele! Madame Carabin erzählte mit tief bekümmerter Miene, wie innerlich zerrissen er war. „Der arme Torsten! es ist schrecklich, dieses Geschick! Mit so viel Begabung, solchem Streben, so glühendem Thätigkeitsdrang eine so zerrüttete Gesundheit, ein so gebrechlicher Körper! Und wie er es fühlt, der arme Junge, wie er darunter leidet! es zerreißt mir das Herz, ihn sprechen zu hören — und doch bin ich froh, um seinetwillen, daß er endlich sich ausspricht —"

Die Zuneigung zu der Freundin seiner geliebten Mutter, die wiederkehrende Furcht vor völliger Erblindung, die äußerste Schwäche seines Zustandes und seine Verzweiflung über diese Schwäche — Alles vereinte sich, die Zurückhaltung zu durchbrechen, in die er sich seit dem Tode der Mutter gehüllt hatte. In ihr hatte er Alles besessen — mit ihr glaubte er Alles verloren! — und seine übersensitive Natur war davor zurückgeschreckt, sich Anderen zu offenbaren, die Wunden, an denen er blutete, von rohen, theilnahmlosen Händen berühren zu lassen. Seinem thätigen, thatkräftigen Vater stand er mit schmerzlicher Bewunderung, aber ohne Vertrauen gegenüber. Dieser Mann, der noch auf der Höhe geistiger Kraft und unverwüstlicher Gesundheit wirkte, wie sollte er ihm seine Schmerzen nachfühlen können, den Jammer seiner Seele über die Kluft zwischen seinem Wollen und Können, über sein gebrochenes Streben, sein nutzloses Dasein, über das Siechthum all' seiner Kräfte.

Sein ganzes Leben rollte sich jetzt vor Madame Carabin auf, in einzelnen, abgerissenen Bildern, in wilden Worten, wie die Verzweiflung sie dem Kranken auf die Lippen trieb — hier Situationen, Geschehnisse, innere Kämpfe, in immer leidenschaftlicheren Ausdrücken wiederholt — dort, über Dinge und Jahre hinweg, Einzelheiten — nur angedeutet, kaum errathbar.

Sie sah ihn in seiner ewig kränkelnden Kindheit, welche die Mutterliebe als einziger Sonnenstrahl erhellte, in seiner verkümmerten Jugend, da er zum ersten Mal zum Bewußtsein seiner Ohnmacht erwachte, aber doch noch die milde, verständnißvolle Trösterin an seiner Seite hatte, die seine Leiden zu den ihren und ihre Hoffnungen zu den seinen zu machen verstand. Dann kam ihr Tod, und mit ihm die „Nacht", wie er es nannte, die unheilvoll für Geist und Körper über ihn hereinzubrechen drohte. Sie sah ihn allein in dieser Nacht, ohne Freund, ohne Stütze, Dienstlingen überlassen, da den Vater der Staatsdienst meist von dem Landsitz fernhielt. — Es folgten die Reisen mit dem Secretär, der halb noch ein Lehrer, halb schon sein Untergebener war; das fortgesetzte Fernsein

von der Heimat, das ihm das Herz erkältete, die traurigen Jahre in den Kliniken, all' die Zeit, die er in dem verdunkelten Krankenzimmer zubrachte, im Bett angebunden, damit er durch keine Bewegung die Behandlung der Augen störe, endlich die Operation, die man eine glückliche nannte, und die ihm noch einmal Hoffnung und Lebensmuth wiedergab. Und diese Hoffnung, die Montreux und die Begegnung mit den lieben Freunden zu hellerer Flamme anzufachen begonnen, sie war nun im Keime erstickt worden durch die Krrankheit.

Was Wunder, wenn die Verzweiflung ihn überwältigte, wenn er den finsteren Mächten anheimzufallen schien, die sich seit seiner Kindheit um seine Seele rissen.

Und unaufhörlich, unaufhaltsam floß noch der Strom seiner Enthüllungen. Der Doctor empfahl Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe; aber Torsten fand keine Ruhe — in fieberischer Hast drängten sich ihm die Worte über die Lippen.

Madame Carabin ließ ihn gewähren. Sie fühlte, daß er sich aussprechen mußte. „Es ist Aufregung für ihn, ohne Zweifel, aber ein so belasteter Geist findet nicht Ruhe, ehe er sich befreit. Die Aussprache thut mehr für Torsten, als alles Andere — glauben Sie mir!" —

X.

Torsten hatte sich ausgeklagt; er lag erschöpft — und mit der Erschöpfung trat endlich auch die Ruhe ein — körperliche und seelische Ruhe. Er war schwach und hilflos wie ein Kind, aber auch zugänglich, offen, vertrauend wie ein Kind.

Und jetzt begann Madames eigentliches Samariteramt. Mehr als des Doctors Verordnungen, besser als alle Medicin wirkte ihre Gegenwart, der Einfluß ihrer durchaus gesunden Natur. Torsten lag und lauschte mit geschlossenen Augen der milden, tröstenden Stimme. „Wie meine Mutter!" hauchten seine Lippen. „Sie spricht wie meine Mutter!" und mehr als einmal führte er die feine Frauenhand an seine Lippen in überströmendem Gefühl des Dankes. Mit jedem Tage erkannte er klarer die segensvolle heilende Kraft, die von ihr ausging. Die Zeit im Krankenzimmer wurde für ihn zu einer Zeit der Erlösung. Er athmete auf wie Jemand, dem ein drückender Alp von der Brust genommen ist. Er sah sich der qualvollen Vereinsamung entrissen. Wie eine Blume unter dem Sonnenstrahl, so erschloß sich seine Seele nach und nach ganz der mütterlichen Freundin. Die Tage der Reconvalescenz vergingen in ernst vertrauten Gesprächen, die ihn Vieles lehrten, ihm Vieles brachten.

Er fing an seine Leiden, sein Leben in anderem Lichte zu betrachten, das Leben, das er am liebsten als werthlos, unerträglich von sich geworfen hätte. Madame Carabin überzeugte ihn, daß, wie gehemmt er auch durch

sein schwaches Augenlicht, durch seine leicht empörten und gereizten Nerven war, er doch seine schönen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade würde bethätigen können. Er war entschlossen, sich zu bescheiden und innerhalb der ihm durch seine Krankheit gesteckten Grenzen sein Möglichstes zu leisten.

Sie hatte ihn so veranlaßt, aus sich heraus zu gehen; sie hatte ihn ferner in sich selbst gefestigt. Jetzt lehrte sie ihn, von sich selber absehen und den Blick auf das Allgemeine richten. Indem sie an seine Herzensgüte, seine Hilfsbereitheit appellirte, zeigte sie ihm, wieviel Freude vor so viel Anderen ihm in seiner vom Schicksal so begünstigten Lebensstellung offen gelassen war.

Wieviele gab es, denen pecuniäre Schwierigkeiten den Weg verlegten, obwohl sie schon — glücklicher als er — die Gesundheit besaßen, ihre Begabung zu bethätigen! Die konnte er fördern! Und war es nicht in seiner Macht, das Elend derer zu mildern, die, körperlich gehemmt gleich ihm, sich vergebens zum Fluge rüsteten und mit versagenden Flügeln zu Boden sanken, die aber nicht wie er die Tröstungen einer sorgenfreien Existenz kannten, sondern zu all' dem Schmerz, zu all' der Verzweiflung, mit der ein gebrochenes oder der Entwickelung beraubtes Talent die Seele zerreißt, auch noch den bittersten Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu kämpfen hatten?

Ja! sein Dasein konnte noch — nur in anderem Sinne! — ein reiches, schönes werden! Es war werth, gelebt zu werden, mit Bewußtsein, mit Kraft! — Hochfliegenden, umfassenderen Plänen entsagend, wollte er in dem, was zu thun ihm übrig blieb, Befriedigung suchen und finden!

„An unseren Schmerzen die Schmerzen Anderer fühlen, — aber nicht, beschäftigt mit dem eigenen, kleinen Loos, taub und blind sein für fremdes Leid!“ hatte die edle Frau ihm gesagt. — Das Wort, hoffte er, sollte ihm Richtschnur bleiben für immer!

XI.

Die Besserung ging mit schnellen Schritten vor sich. Nach und nach wurde mehr Licht in's Krankenzimmer hineingegeben; nicht lange, da konnte der arme Gefangene seine Zelle verlassen.

Wie bleich und elend er freilich aussah! mit wie schwermüthigem Lächeln er unsere Begrüßungen aufnahm! Wie sehr er seine Augen zu schonen hatte!

Aber es kamen hellere Tage — die Sonne schien wieder, seine geliebte Sonne! und unter ihrem wohlthätigen Einfluß, unter der liebevollen Pflege seiner „zweiten Mutter“, unter den schönen Augen vollends unserer kleinen Jeanne, in denen die Freude über seine Wiederherstellung so deutlich geschrieben stand, verschwanden die Spuren des bösen Anfalls schneller, als wir es zu hoffen gewagt hatten.

Nur trug leider die getreue Pflegerin schwer an den Folgen der aufreibenden Zeit. Sie hatte sich zu sehr angestrengt, und ihre Gesundheit büßte dafür. Nicht, daß sie etwa klagte, das lag durchaus nicht in ihrer Natur, aber sie war reizbar, über alle Maßen reizbar und leicht erregt. Jeanne, die besonders viel unter diesen Stimmungen zu leiden hatte, begriff ihre Mutter nicht; sie hatte sie noch nie so gesehen. Doch mit rührender Geduld, die immer wieder ihre innige, kindliche Liebe darthat, ertrug sie Vorwürfe und Scenen. Es wurde ihr aber wirklich manchmal recht schwer gemacht.

Eines Abends saßen wir mit Torsten in belebtem Gespräch um den Tisch im Eßzimmer, freilich, wie jetzt häufig, ohne Madame.

„Mutter leidet wieder sehr, sie wird auf ihrem Zimmer bleiben," hatte Jeanne gesagt.

Da that die Thür sich plötzlich auf, und Madame Carabin trat mit auffallend hastigen Bewegungen herein. Ohne uns Anderen mehr als einen kurzen Guten Abend zu gönnen, sprach sie bereits in aufgeregtestem Tone auf Jeanne ein.

Die Schneiderin hätte zum 12. December kommen sollen, und nun hier! — sie zeigte auf einen offenen Brief in ihrer Hand — schriebe sie, sie würde erst den 20. kommen, weil Mademoiselle Jeanne gesagt habe, Eile hätte es nicht. Das war war wieder einmal Jeanne — so mache sie es immer —"

„Mais mère!" sagte das Kind flehend.

Ja, das wäre so. Sie wisse ganz gut, wie nöthig sie, Madame Carabin, den Rock brauche — täglich wäre davon gesprochen worden, und nun käme die Schneiderin noch so unbequem, in den Tagen vor Weihnachten — zum Verzweifeln wäre es mit Jeanne — immer Unsinn, immer Alles verkehrt —"

Jeanne hatte mehr als einmal den Mund geöffnet, wie um sich zu vertheidigen — aber sie gab es immer wieder auf und sah nur Madame an, vorwurfsvoll und erschreckt zugleich. Unter halb traurigem, halb verwundertem Kopfschütteln ließ sie resignirt den ganzen Wortschwall über sich ergehen.

Endlich rauschte die Mutter so aufgeregt, wie sie gekommen war, wieder zur Thür hinaus —

Jeanne blickte ihr mit schmerzlichem Ausdruck nach, indem sie wieder einmal über das andere den Kopf dazu schüttelte. Ihr in Torstens Gegenwart solch' eine Scene zu machen — und wenn die Sache sich noch so verhalten hätte, aber da war ein Mißverständniß — die Mama hätte — nicht sie — die Mama wäre —

„Sie unterbrach sich von Neuem: „C'est toujours Jeanne, toujours la faute de Jeanne!" klagte sie. Sie sah eine kleine Weile betrübt vor sich hin; dann nahm sie ihre Handarbeit wieder auf, die sie zuvor erschreckt

hatte fallen lassen. Aber noch einmal schüttelte sie leise den Kopf: „Pauvre Jeanne!“ seufzte sie in unbeschreiblich sich selbst bedauerndem drolligen Ton und sah dabei bezaubernd hübsch aus. Man hätte das Kind abküssen mögen.

Wir versuchten sie dann zu trösten, Torsten und ich; aber sie hatte in der That einen schweren Stand. Man bedenke doch: Sie war fast den ganzen Tag in Stunden vom Hause entfernt und sollte den Haushalt bis in's Kleinste hinein leiten. Sie sollte selbst mit helfen, sollte die Mutter pflegen, und uns, ihre Gäste, amüsiren. Wirklich, es lastete zu viel auf so jungen Schultern.

XII.

Das Weihnachtsfest brachte eine bereits angedeutete Eigenthümlichkeit Torstens zu vollem Ausdruck. Wie draußen in der Natur, so konnte er auch in den Zimmern nie genug Licht haben. Die vorzüglich brennende Hängelampe gab nach ihm nur eine traurige Beleuchtung ab. Wäre die Hitze in dem kleinen Raum nicht unerträglich geworden, es hätten sicher noch ein paar Lampen hinein müssen. Auf seiner Stube brannten stets mehrere. — Aber das Weihnachtsfest, soviel hatte man ihm versprechen müssen, das Weihnachtsfest dürfe so düster nicht verlaufen. Er bat sich unbeschränkte Beleuchtungsfreiheit aus.

Nun, das Haus schwamm förmlich in einem Lichtmeer. Von fern bereits leuchtete es durch die Dunkelheit uns entgegen. In dem Gärtchen um das Chalet, den Hügel hinauf, Laterne über Laterne; im Flur, auf der Treppe, in den Zimmern gab es keinen bestellbaren Ort, auf dem nicht eine Lampe, eine brennende Kerze Platz gefunden hätte. Von Etagen, Fenstersims, Clavier, Schrank, überall, überall strahlte es uns entgegen. Wir standen wie geblendet.

„Ist das nicht schön? ist das nicht schön?“ rief Torsten einmal über das andere. „Sehen Sie! so muß es sein! so hab' ich's zu Hause stets auf meinem Zimmer. Und wenn ich zurückgehe — und das Landschlößchen ist mein, und ich heirathe — dann soll das ganze Schloß so leuchten von oben bis unten. Da weiß ich doch dann, daß ich lebe. Nur keine Finsterniß um mich her, nur keine Nacht.“ Er schüttelte sich schaudernd. Wir warfen uns unwillkürlich Blicke zu. Armer Junge! Er wußte nicht, wie nahe die Nacht ihm schon wieder gewesen! (Schluß folgt.)

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Illustrirte Geschichte der Weltlitteratur. Von Johannes Scherr. Neunte Auflage bis zur Gegenwart ergänzt von Professor O. Haggenmacher. Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co.

In dem Vorworte zur dritten Auflage seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" erklärte Scherr, die Bescheidenheit der „Lumpe" verschmähend, daß er sein Werk, wenn er dasselbe auch nur als einen „Versuch" betrachte, immerhin für das beste Buch seiner Art halte, welches bislang geschrieben worden sei. Man wird dieses Urtheil — ohne daß man sich die Mängel, welchem diesem Werke wie überhaupt der geschichtsschreiberischen Thätigkeit Scherr's anhaften, verhehlt — auch heute noch als nicht unberechtigt gelten lassen müssen. Noch ist keine Geschichte der Weltlitteratur erschienen, welche das Scherr'sche Werk zu verdrängen und zu ersetzen vermöchte. In acht Auflagen und in vielen tausend Exemplaren ist dieses unter den gebildeten Kreisen des deutschen Publicums verbreitet, das namentlich durch die originelle, plastische Darstellungsweise Scherr's, seinen kraftvollen, mitunter allerdings auch kraftstoffeligen Stil, der durch seine ungewöhnliche sprachbildnerische Begabung eine markante und fesselnde Physiognomie erhielt, angezogen wurde. Oft mag wohl die Schroffheit, zuweilen auch die subjective Einseitigkeit des Urtheils, welches bei Scherr häufig durch eine dem Forscher übel anstehende Leidenschaftlichkeit, einen übertriebenen Entrüstungseifer beeinflußt wurde, zum Widerspruch herausfordern — wie denn historische Objectivität Scherr so fremd war, daß er für eine Erscheinung wie Ranke eine erschreckende Verständnißlosigkeit an den Tag legte — trocken und langweilig wird Scherr nie, selbst da nicht, wo er in engem Rahmen ein überreiches Material zu verarbeiten hat und ein Anderer Gefahr liefe, eine bloße Nomenclatur oder Bibliographie zu bieten. Und dort, wo er das schwere Geschütz seines Stils gegen sich spreizende Impotenz, gegen Obskurantismus, „Rückwärtserei" und crassen Materialismus richtet, da darf man ihn als einen mächtigen Vorkämpfer in der Geistesschlacht freudig begrüßen. Hinwiederum findet er auch begeisterte und begeisternde Worte des Lobes für die großen Führer und Lehrer der Menschheit, und die Vertiefung in das Wesen und die Schöpfungen fremder Nationen schwächt ihm keineswegs das vaterländische Gefühl, das deutsche Bewußtsein zu einem lauen Kosmopolitismus ab, der ebenso gefährlich werden kann, wie verblendeter Chauvinismus. „Die Idee des Vaterlandes muß" — sagt er — „die Seele aller Culturarbeit sein und demnach auch das Grundmotiv aller Litteratur."

Die angedeuteten Momente erklären es, daß Scherr's Litteraturgeschichte ihren Schwächen zum Trotz ein Lieblingsbuch der Gebildeten geworden ist und noch lange bleiben wird; daß eine neue Auflage des Werkes, die dem mehr und mehr sich geltend machenden Verlangen des Publicums nach belehrendem bildnerischen Schmuck Rechnung trägt, lebhaftesten Anklang finden wird, ist gewiß anzunehmen. Wir müssen uns, da

Alfred Tennyson. (Nach Photographie.)
Aus: Scherr, „Illustrirte Geschichte der Weltlitteratur". Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co.

bis jetzt erst ein geringer Theil der neuen Auflage vorliegt, einer eingehenden kritischen Beleuchtung derselben, einer Vergleichung mit den früheren Auflagen vorläufig enthalten und uns auf eine bloße Ankündigung beschränken. Die Vervollständigung des Werkes durch Fortführung bis zur Gegenwart und Berücksichtigung neuer Forschungsergebnisse hat Professor Haggenmacher in Zürich, Scherr's Stiefsohn, der bereits an der letzten Auflage mitgearbeitet, übernommen. Eine Neuerung bietet die neunte Auflage noch

Coppée, Renan und Theuriet beim diner celtique.
Aus: Scherr, „Illustrirte Geschichte der Weltlitteratur". Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co.

insofern, als die zahlreichen Citate und Litteraturnachweise nicht unter dem Text gebracht werden, sondern am Ende des Buches gesammelt erscheinen. Das Illustrationsmaterial setzt sich zusammen aus den Portraits der hervorragendsten litterarischen Größen, Facsimiles ihrer Handschriften, Druckproben, Titelbildern berühmter Werke, Proben aus wichtigen litterargeschichtlichen Denkmälern &c. Die Ausstattung ist — nach den beiden ersten vorliegenden Lieferungen zu schließen — in jeder Hinsicht gediegen; das Werk wird 20 Lieferungen von je 8 Bogen Text und 1—2 Tafeln oder Beilagen zum Preise von 80 Pfg. umfassen und bis Weihnachten 1895 vollständig vorliegen.

—l—

Bibliographische Notizen.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. Siebenter Band. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Der vorliegende Band umfaßt die Zeit vom Frühjahr 1868 bis zum Sommer 1870. Die parlamentarischen Kämpfe im Norddeutschen Reichstage, im ersten Zollparlamente und im preußischen Landtage von 1868; das Hervortreten internationaler, communistischer und ultramontaner Bestrebungen; der Uebergang der französischen Regierung von der Dictatur zum liberalen Constitutionalismus, ihre Verbindung mit den Clericalen und ihre vergeblichen Versuche zu feindlicher Machterweiterung nach außen gelangen zu genauer und anschaulicher Darstellung. Mit besonderer Ausführlichkeit und Wärme aber werden die Tage vom 3. bis 15. Juli 1870 behandelt, in die der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges fällt.

Sybel wendet sich hierbei sowohl gegen die in Frankreich als in wichtigen Punkten auch gegen die in Deutschland herrschenden Vorstellungen. Gegenüber Jenen, die den Krieg auf eine weither angelegte Intrigue Bismarcks zurückführen, weist er dem Kanzler eine lediglich defensive, wenn auch auf Alles gefaßte und vorbereitete Haltung zu; gegenüber Diesen, die Napoleon als den unermüdlichen Schürer und Wühler bezeichnen, der den Angriff längst geplant und nur übereilt losgeschlagen habe, schildert

er den Imperator als einen kranken, schwachen, unentschlossenen Mann, der, seinen baldigen Tod vor Augen, keinen anderen Gedanken gehegt habe, als in Ruhe und Sicherheit die Krone auf seinen Sohn zu vererben. Die wahre Schuld an dem jähen Aufflackern des Kriegsbrandes schiebt er den unfähigen französischen Ministern, in erster Reihe dem Herzog von Gramont zu.

Trotz der glänzenden Durchführung dieser Auffassung und der Beibringung mannigfachen neuen Materials hat Sybel mit ihr auch in Deutschland nicht überall Zustimmung gefunden; namhafte Kritiker und Historiker haben ihm widersprochen. Eine endgiltige Entscheidung über die Streitpunkte dürfte indeß ohne vollständige Offenlegung der Archive überhaupt nicht zu treffen, zur Zeit also ausgeschlossen sein.

S.

Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands. Herausgegeben von O. Lyon. Leipzig, Teubner.

Die mit einem Bildnisse des Gefeierten geschmückte Festschrift (eine andere ist gleichzeitig im Verlage von Veit und Comp., Leipzig, erschienen) enthält 22 Aufsätze zur deutschen Sprache und Litteratur, sowie zum deutschen Unterrichte, welche ebenso viele Schüler und Freunde dem hochverdienten Leipziger Sprachforscher und Universitätslehrer dargebracht haben. In ihrer reichen Mannigfaltigkeit lassen diese Aufsätze, unter denen sich Arbeiten von bedeutendem wissenschaftlichen und pädagogischen Werthe befinden, deutlich erkennen, wie vielfältig die Beziehungen der deutschen Sprach- und Litteraturforschung zu dem gesammten geistigen Leben unseres Volkes, besonders auch zu der Bildung und Erziehung unserer Jugend sind. Zugleich gewähren sie ein anschauliches Bild von der reichen Wirksamkeit, die der gefeierte Gelehrte als Forscher und Lehrer nach vielen Seiten hin fruchtbar ausgeübt hat. Dabei ist die Darstellung der meisten Aufsätze so populär gehalten, daß auch Leser, die den gelehrten germanistischen Studien ferner stehen, mit Genuß und Gewinn von dem Inhalte des Bandes Kenntniß nehmen werden.

Rudolf Hildebrand hat diese Festgabe noch mit freudigem Danke entgegengenommen; kaum ein halbes Jahr später kam der Tag, der seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte. Sein Lebensgang und seine Wirksamkeit sind inzwischen von berufenen Händen geschildert in der von ihm besonders liebevoll geförderten „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (Bd. 9, Heft 1), sowie in der „Zeitschrift für deutsche Philologie (Bd. 28, Heft 1).

P.

Königssühne. Von Otto L. Jiriczek. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die um die Mitte des 5. Jahrhunderts spielende Erzählung giebt uns ein Bild des Ringens zwischen altgermanischem Heidenthum und dem jungen Christenglauben. Der Verfasser schildert diesen Kampf zweier Weltanschauungen und seine Entscheidung nicht in der hergebrachten Schablone, sondern, in tiefer Erfassung der mit der religiösen noch eine culturelle Bedeutung hegenden Gegensätze, in einer mit originellen und feinen Wendungen ausgestatteten Handlung, die von seiner Erfindungsgabe wie von seiner Kenntniß des germanischen Alterthums und der germanischen Volksseele in gleichem Maße Zeugniß ablegt.

Nicht das Schwert eines christlichen Eroberers zwingt hier dem Quadenstamm den neuen Glauben auf, wie es den Sachsen durch Karl d. Gr. geschah, und der Fanatismus eines Priesters der da vergißt, daß das Christenthum vor Allem die Religion der Liebe ist, vermag wohl einen Keil in den Stamm zu treiben und die Gemüther zu verwirren, aber nicht sie vollends zu gewinnen. Nicht dem Zwange fremder Gewalt — physischer wie geistiger Art — beugen sich die freien Seelen; der nationale Zug ist es, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Liebe zur Sippe und zur Heimat, was den ganzen Stamm dem neuen Glauben freiwillig sich zu ergeben treibt. Wie die Empfänglichkeit für ein Evangelium des Friedens in dem kriegesfrohen Germanenstamm schon aus seinem eigenen Schoße heimlich emporgekeimt, zeigt der Verfasser in feiner Weise in der edlen Gestalt Friduriks — des „Friedreichen" — den er — eine kühne, aber schöne Licenz — mit dem König Radagais identificirt, der, als solcher unerkannt, als das Haupt des Stammes lebt, und der die Schuld, als ruhmheischender Kriegsherr sein Volk einst in's Verderben geführt zu haben, dadurch zu sühnen sucht, daß er aus den Trümmern ein neues Volk schafft, das er nicht mehr zu ruhmbringender Zerstörung, sondern zu segenbringendem, friedlichem Aufbauen hinzuleiten strebt. Ein hübscher Zug ist es, daß eben dies gemilderte, veredelte Heidenthum Friduriks den christlichen Priester von seinem Zerrbild des Christenglaubens zu der echten Religion der Liebe führt, daß also die Bekehrung nicht nur an den Heiden,

sondern auch am Verkünder des Christenthums selbst sich vollzieht. Und echt germanisch ist es, wenn in diesem Priester, in dem das Blut des Stammes fließt, das Stammesgefühl und der altererbte Kampfeifer lebendig werden, als seinem Volke Gefahr droht, so daß er im Kampfe gegen einbrechende Hunnen sein Leben einsetzt.

Man ersieht wohl aus dieser Charakterisirung der kurz gehaltenen Erzählung — sie geht eben mehr in die Tiefe, als in die Breite — daß wir es mit einem Werke voll hoher Intentionen zu thun haben; stünde mit denselben die poetische Kraft des Verfassers völlig auf gleicher Höhe, so würden wir eine Dichtung von hervorragender Bedeutung erhalten haben. Immerhin ist die Darstellungsgabe des Verfassers bedeutend genug, um uns für die Vorgänge und für die Personen, die er lebendig vor uns hinzustellen vermag, zu erwärmen. Ueber Manches geht der Verfasser allerdings zu leicht hinweg. Der Umschwung z. B., der sich so überraschend schnell in dem Priester Servius vollzieht, hätte überzeugender zur Anschauung gebracht werden müssen; der Psychologe bleibt uns hier etwas schuldig. In der Verwerthung des culturhistorischen Materials zeigt der Verfasser künstlerischen Tact und die ruhige, aller Aufdringlichkeit entbehrende Sicherheit des Kenners, der in seinem Stoffe durchaus zu Hause ist und nicht das laienhafte Verlangen hat, ein ad hoc zusammengebrachtes Material möglichst vollständig an den Mann zu bringen.

Mit dem fesselnden Buche hat das „Deutsche Haus“ in Brünn seinen Mitgliedern eine schöne Weihnachtsgabe bescheert; es konnte gewiß eine bessere Wahl nicht treffen. — In diesem Werke klingt, nie grell und aufdringlich, aber voll und rein ein Ton, der eine Saite in deutscher Brust zum sympathischen Mitschwingen bringt. O. W.

Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen von Eberhard Kraus. Dresden, E. Pierson.

Der in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen aufgewachsene Verfasser vereinigt in diesem Bande sechs Erzählungen von verschiedenem Umfange, die — sämmtlich mit realistischer Anschaulichkeit und Lebenswahrheit ausgeführt — interessante Einblicke in das an leidenschaftlichen Conflicten reiche und Gelegenheit zu eigenthümlicher Charakterentwicklung bietende Leben jener Länder gewähren. O.

Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Von Rudolf Herzog. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Rudolf Herzog schwärmt nicht für Levkoiendusft, Lerchensang und Vergißmeinnichtgeflichter, sondern läßt wie ein um Liebe werbender Sprosser sein sehnsüchtiges Verlangen in den melodischen Ruf ausklingen: „Mich treibt ein stolzeres Begehr, mein heißes Herz zu laben: Die Rosen, gebt die Rosen her, ich will die Rosen haben!“ Seine Gedichte machen den Eindruck wahrer Erlebnisse. In dem als Weggruß dienenden Sonett sagt er selbst von seinem Liede: „Du tranksst Dich satt an Herzblut allerwegen, drum singt aus Dir der Mensch!“ Die tiefe Wirkung des Dichters beruht darauf, daß dieser Mensch liebenswürdig und wahr ist. Wie schon der Titel „Aus aller Frauen Landen“ andeutet, ist der größte Theil des Buches der Liebe gewidmet. Durchglüht auch einzelne Lieder, wie: Ihr Füßchen, Lodernde Flammen, Wildwuchs, Hexe, Zur Liebe erwacht, ein schwüler, sinnlicher Hauch, so wird doch nie die Grenze des Schicklichen und Poetischen überschritten. Auch die erzählenden Gedichte zeichnen sich durch markigen Balladenton und lebendige Darstellung aus und zeugen von hoher dichterischer Begabung. N.

Hahnschrei. Weckrufe eines Modernen. Von Maximilian Krauß. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Man sagt den Modernen wenig Gutes nach. Gewöhnlich wird ihnen Mangel an Idealismus und Vergiftung der treuen, deutschen Volksseele vorgeworfen. Wer sie für so gefährlich hält, der lese diese Weckrufe und lasse sich eines Besseren belehren. Maximilian Krauß verlangt, daß der Dichter ein Herold, Kläger, Richter und Rächer seiner Zeit sei, und findet den Zweck der Dichtung darin, daß sie das Beste in der Menschheit entfalte. Kann der Dichterberuf edler aufgefaßt werden? Das Büchlein enthält zwölf Gedichte, die zwar nicht gleichwerthig in ihrem poetischen Gehalt sind, aber durchweg schöne, männliche Gedanken in tadelloser Form aussprechen. Trefflich ist u. a. das Gedicht „Ahasver“, das jenen ruhelosen Wanderer mit dem menschlichen Geiste vergleicht. Den echten Patriotismus des Dichters kennzeichnen „Im Sachsenwalde“ und „Kaiser und Volk.“ N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1895 Heft 1. 2. 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bamberger, L., Politische Schriften von 1848 bis 1868. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bettelheim, A., Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge. Wien, A. Hartleben.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes, No. 825—834. Halle, O. Hendel.

Boguslawski, A. v., Vollkampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politischen Lage im Innern. Berlin, Siebel'sche Buchhandlung.

Braune, R., Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkriege. Rossla, R. Braune's Verlag.

Colell, W., Himmel und Erde. Lenz-Gedichte. Leipzig, C. G. Naumann.

Die Waffen nieder! Monatschrift zur Förderung der Friedensbewegung. (Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. IV. Jahrgang (1895). No. 2 (Februar), Dresden, E. Pierson.

Eckstein, Ernst, Die Spanierin. Eine Carnevalsgeschichte. Mit Illustr. von E. Zimmer. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Ego, Liebe. Vier Novellen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Eschelbach, H., Wildwuchs. Gedichte. Zweite verm. Auflage. Köln, P. Neubner.

Ein Nothschrei. An den deutschen Reichstag und das deutsche Volk. Berlin, H. S. Hermann.

Elster, O., Unter dem Todtenkopf. Schauspiel in vier Aufzügen. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf.

Fliess, E., Säbel verhängt. Erzählung. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Geschäfts-Kalender des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige auf das Jahr 1895. IV. Jahrg. Leipzig, W. Fiedler.

Grünberg, V., Das Verbrechen: Liebe. Aus den Tagebüchern des Fräulein v. Z. Brünn, Karafiat & Sohn.

Heller, O., Der Weg zum Frieden. Roman. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Hucke, J., Die Zwickmühle im Gelde oder die Regel de Tri des relativen Lohnes. Berlin, Mitscher & Röstell.

Jensen, Wilhelm, Asphodil. Ein Roman. Zwei Bände. Weimar, E. Felber.

Kegel, Hugo, Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos. Dresden, E. Pierson.

Knackfuss, H., Raffael. Mit 110 Abbildungen von Gemälden und Handzeichnungen. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Koch, Dr. J. C. A., Das Nervenleben des Menschen. Zur Belehrung, zu Rath und Trost. Zweite Auflage. Ravensburg, O Maier.

Könnecke, G., Bilder-Atlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Zweite verb. und verm. Auflage. III. Lieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh.

Lenbach, E., Wunderliche Leute. Geschichten und Skizzen. Dresden, C. Reissner.

Loewenberg, J., Neue Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr.

Meltz, August, Wohl bekomm's! Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten. Hamburg, M. Glogau jr.

Nilssen, Sven, Skygger. Otte Skisser. Kristiania, H. Aschehoug & Co.

Oertel, W., Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden geschildert in Reim und Bild. Mit 64 Illustr. Leipzig, F. Simon.

Peters, Karl, Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage. Mit 23 Vollbildern u. 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten. München, R. Oldenbourg.

Ranzoni, Em., Moderne Malerei. Eine Studie. Wien, A. Hartleben.

Reform des „Auskunftswesens". Eine Denkschrift der Auskünfte. W. Schimmelpfeng. Berlin, Selbstverlag.

Reform, Ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. No. 1—4. Königsberg, Braun & Weber.

Reissig, C., Liebe eine hypnotische Suggestion? Mit besonderer Berücksichtigung des Processes Czenski-Zedlitz. Leipzig, H. Barsdorf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. N. Folge. Heft 201, 204, 206, 208, 211. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Schmelzer, A., Chronik des grossen Krieges von 1870—71. 6.—10. Tausend. Merseburg, P. Steffenhagen.

Schultz, Alwin, Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Mit Illustr. Lieferung 2. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.

Strindberg, August, Meister Olaf. Schauspiel in fünf Aufzügen, übers. von C. A. Palme. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Tobien, Wilhelm, Aus dem Tagebuch der Aebtissin. Leipzig, G. Strübigs Verlag.

Türk, K., Ludwig Robert. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Tyndall, John, Fragmente. Neue Folge. Uebers. von Anna von Helmholtz u. Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Tyndall, John, Das Licht. Sechs Vorlesungen. Autoris. deutsche Ausg. Bearb. von Clara Wiedemann. Zweite Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Die Wahrheit, Herausg. v. Christoph Schrempf. No. 32. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 73. — Heft 218.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1895.

19. Jahrgang.

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Mai 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Heymann Steinthal.
Radirung von W. Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens z-
richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Steinthal

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIII. Band. — Mai 1895. — Heft 218.

(Mit einem Portrait in Radirung: Heymann Steinthal.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Jeanne „Guignon“.

Novelle.

Von

C. E. Kieß.

— Straßburg i. E. —

XIII.

Eine Schneelandschaft am Genfer See — das war Etwas, was ich mir kaum vermuthet hätte. Macht man sich doch bei uns oben im Norden so übertriebene Vorstellungen von dem „südlichen Klima“ von Montreux. Vor Weihnachten waren nur ab und zu ein paar schon in der Luft zerfließende Flöckchen gefallen; nun aber kam der Schnee in dicken Flocken herab und blieb liegen. Ueber Nacht fast hatten wir wirklichen, weißen Winter.

Abgesehen von dem ersten Gefühl der Enttäuschung, das diese sehr wenig südlichen Leistungen des Genfer Sees hervorriefen, erfreute der Anblick mein Herz. Die wildfremde Gegend, der sich die Seele bisher nicht hatte hingeben wollen, war auf einmal zu einem lieben, vertrauten Freunde geworden. Da waren keine kalten grauen Steinhäuser mehr auf kahlem Ufer an blauem, was sag' ich? — an fast immer grauem See, keine wie abgebrannt aussehenden Bergabhänge mit ihren Rebstöcken! Wiewohl die Sonne all das manchmal aufgeleuchtet hatte mit gar brennenden Farben, es hatte nicht hinein wollen in mein Fühlen und Denken. Jetzt, inmitten Schnee und Eis war ich zu Hause, wie angelangt am Ziel nach ferner, mühsamer Wanderung. Alles redete mit bekannter Stimme zu mir, die Bäume, die sich unter der Schneelast beugten und doch stolz waren auf ihren Schmuck, die Häuser, die mit großen schwarzen Fensteraugen vergnügt unter der schimmernden Kopfbedeckung hervorsahen, die weichen, weißen Polster auf Holzstößen, Bänken und Brettern und die Wiesen, die sich unter die warme, wellige Decke schmiegten.

Und das war wieder die sanfte Bewegungslosigkeit in der Natur, die Ruhe und Stille, die Nichts unterbrach, als der Flug und Rufe der schwarzen Krähe und das Klingeln der Schlitten.

Schlitten! Das eine Wort, wenn immer ich's höre, zaubert vor meine Seele die Heimat, wie das Kind sie sah; den Schloßplatz, funkelnd im Sonnenlicht, und seine Reihen prächtig geschmückter Schlitten mit märchenhaft geschwungenem Schnabel. Ich sehe schwellende Polster, reiche Pelzdecken, sehe den Kutscher im wallenden Mantel und Pelzbarett, mit den riesigen, dicken Fausthandschuhen; ich sehe die Pferde im blanken Geschirr, Roßschweif und Glockenspiel auf den Hälsen, und die Pferde stampfen und wiehern, und die Glöckchen klingeln! — Das waren Schlitten!

Aber hier! — wir hatten gute Gelegenheit, so ein Ding, so einen Waadtländer Schlitten aus nächster Nähe zu betrachten. Torsten hatte uns zu einer Schlittenfahrt aufgefordert.

Die Sonne schien herrlich — um spätestens zehn Uhr war der Kutscher bestellt. Es wurde elf; er kam nicht. Wir warteten bis zwölf Uhr; dann ging der empörte Torsten, um ein andres Gefährt zu besorgen. Aber kein Schlitten zu haben — in ganz Montreux. Das schöne Wetter hatte Alles zu Ausflügen veranlaßt. Das Mädchen wurde also noch einmal zu unserer Holz- und Kohlenlieferantin geschickt, die zugleich „voiturière" war. Diesmal brachte sie die Nachricht, der für uns bestimmt gewesene Schlitten habe die Deichsel gebrochen, aber man erwarte jeden Augenblick einen andern Kutscher zurück. Als wir uns zu Tische setzten, waren nicht nur mehrere „Augenblicke" verflossen, sondern es erhoben sich auch schon wieder leichte Nebel, wie meist gegen oder kurz nach Mittag. Dennoch erhofften wir für die Höhen — wir wollten nach „Les Avants" hinauf — einen freien Ausblick und Sonne.

Endlich um 2 Uhr erschien unser Kutscher, — kein anderer. Torsten stellte ihn höchst gereizt zur Rede, worauf er mit Seelenruhe auch die „gebrochene Deichsel" zum Besten gab; eine Geschichte, die wir halb schon zu glauben anfingen, als uns Rosa lachend erklärte, diesem selben Kutscher um 10 Uhr Morgens begegnet zu sein, als sie mit ihrem Kücheneinkauf aus der Stadt kam. Er habe eine Gesellschaft von sechs Personen den obern Weg nach Clarens gefahren.

„Das ist, was ich dachte!" rief Jeanne. „Der Mann hat noch eine andere Bestellung vorher angenommen; vermuthlich eine Partie nach Schloß Hauteville!"

Torsten wurde fast weiß vor Aerger. Nur der Gedanke, daß Jeanne um ihre Schlittenfahrt käme, hielt ihn ab, den Kutscher mit einem Donnerwetter heimzuschicken.

Madame Carabin suchte ihn zu beruhigen. „Das ist so bei schönem Wetter, Torsten! Die Leute haben so wenige Schlitten; da verlangt die ganze Welt sie."

„Und das entschuldigen Sie noch!" rief Torsten außer sich. „Sagen Sie Ihrer Frau voiturière!" schrie er den Kutscher an, „ich sei fertig mit ihr für immer! — aber Sie Mensch, Sie, fahren Sie jetzt, was Ihre Pferde laufen können, das rathe ich Ihnen. — Ist das ein Schlitten?" fuhr er dann mit unterdrücktem Aerger fort. „Haben Sie jemals schon ein so jammervolles Gestell gesehen?"

Die Frage galt mir; ich schüttelte energisch den Kopf. Das „Gestell" hatte mich schon aus allen Himmeln gerissen. — Ein schwarzangestrichener Holzkasten, der vorn in einen rothangestrichenen, stumpfen Schnabel auslief; zwei dunkelblaue, steinharte schmale Sitze ohne Rücklehne, Stroh unter den Füßen; ein schäbig aussehender Kutscher, am Halse der Pferde zwei blind angelaufene Glocken und vorn und hinten am Wagen gelb und rothe Lappen, die Fähnchen vorstellen sollten.

Ein Blick unsäglicher Verachtung aus Torstens Augen streifte das Gefährt, als er uns gegenüber Platz nahm. Dann rief er Rosa zu, noch außer den Tüchern und Shawls Wärmflaschen für die Füße, seinen Fußsack und vor Allem seine — höchst elegante! — Reisedecke herunterzubringen. „So mit dem Ding zu fahren, müsse man sich schämen!"

Trotz meiner eigenen Enttäuschung konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken. Jeanne, die nie andere Schlitten gesehen hatte, erst recht nicht. „Der verwöhnte Sohn des Reichthums," flüsterte sie mir zu.

Die Fahrt wurde also bereits bei wenig guter Laune angetreten; aber unsere Mißstimmung wuchs, als wir bemerkten, daß der Nebel stärker wurde und mit uns höher zog. Ja, er war von Veytaux aus schon über uns emporgestiegen, und ein Theil sank von dort nun herab, um den von unten nachsteigenden Dämpfen, die den See und Montreux unseren Blicken verdeckten, die Hand zu reichen. Ueber die Nebelregion hinauszukommen, war nicht mehr möglich, sie erstreckte sich sicher schon bis zu „Les Avants". Es lohnte also nicht, an dem ursprünglichen Plane festzuhalten. Auf Jeannes Rath beschlossen wir, von Charnex aus den Weg über Sonzier zu nehmen und ein Stück nach Glion zu zu fahren, bis an den „Pont de Pierre".

„Wenn Sie den Weg noch nicht kennen, der ist sehr schön!" Sie fügte weiter Nichts hinzu, zum Theil wohl, um uns die Ueberraschung zu gönnen, hauptsächlich aber, weil Torstens fortgesetztes Schelten auf die französischen Schweizer sie verdroß. Er konnte sich nicht darüber beruhigen, daß er um „Les Avants" und um die Sonne gekommen war.

„So sind sie Alle," polterte er mit der größten Offenheit, „geldgierig, verlogen, unzuverlässig. Unzuverlässigkeit, das ist der Nationalcharakter. Alles thun sie — mit dem Mund! Versprechen Alles mit der größten Liebenswürdigkeit — stellen sich wer weiß wie glaubwürdig. Aber kein Arbeiter, kein Handwerker, der Wort hält, — Schuster, Schneider, Tischler, Gärtner, — was und wer es auch sei, — es ist Alles gleich! Nichts bringt

sie aus ihrem unverschämten Gleichmuth, aus ihrer faulen Ruhe, aus ihrer stumpfen Bequemlichkeit heraus."

Er polterte noch, als wir in Sonzier einfuhren. — Es ist das ein Dorf, wie alle Dörfer um Montreux, mit schmutzig kalten, roh und unfreundlich aussehenden Steinhäusern und mit engen Gäßchen, als ob sich die Häuser aneinander gedrängt hätten, um weniger zu frieren. Schmutzig grüne, von Wind und Wetter gebleichte Fensterläden, überhängende Dächer, hier und dort ein Holzbalkon darunter. Im Schutz dieser Dächer, — oder manchmal über dem ersten Stockwerk wie ein Gürtel um's Haus — hängen Maiskolben an Stricken aufgezogen oder getrocknete grüne Bohnen, die man merkwürdigerweise hier überall im Freien überwintert*).

Einige Privathäuser von wohnlicherem Anstrich, von halb villenartigem Charakter gaben dem Ort ein wohlhabenderes Aussehen. Natürlich fehlte auch das, in allen Dörfern der französischen Schweiz stattliche, Schulhaus mit seinen hohen luftigen Räumen, seinen großen, klaren Fenstern nicht. Ein einfaches Hotel harrte nebst mehreren kleinen Pensionen mit geschlossenen Läden der Frühlingsauferstehung.

Welch' einen Ausblick hätten wir von hier oben bei klarem Himmel gehabt!

Von Sonzier aus führte ein fahrbarer, wenn auch ganz schmaler Weg über den Pont de Pierre nach Glion. Links steil ansteigende, bewaldete Berge, rechts, durch den Nebel halb verhüllt, eine Schlucht, in der wir zu unserem Entzücken die Gorge des Chauderons erkannten. Es war an und für sich schon ein Genuß, wieder einmal Bäume zu sehen statt der Riesenzahnstocher in den Weinbergen unten, und diese Bäume standen außerdem noch in vollstem Reifschmuck. Was das für Reif war! Nadeln in jeder Länge, bis zu einem halben Zoll lang, von verschiedenstem Stande, für jede Baumart andere, nach Lage, Gestalt und Stärke der Zweige und Aeste; ja um den Stamm selbst standen die Reifnadeln, so daß man unwillkürlich an jene fabelhaften Lykopodienwälder der Vorzeit erinnert wurde, nur daß diese Nadelbäume weiß waren statt grün. Mein Lebtag hatte ich solche Herrlichkeit nicht gesehen!

Jeanne freute sich meiner Freude, aber zu unserem Erstaunen blieb Torsten ganz unbewegt. Eine Landschaft ohne Sonne war für ihn keine Landschaft.

Auch der wunderhübsche Blick auf den Pont de Pierre, — die steinerne Brücke, die über die Baie de Montreux nach dem anderen Ufer und zu mehreren zwischen Bäumen allerliebst liegenden Häuschen hinüberführt, — berührte ihn nicht.

---

*) Die Bohnen werden dazu einige Augenblicke in kochendem Salzwasser abgewellt, erkaltet auf Bindfäden gezogen und an die Luft gehängt, wo sie trotz Frost und Schnee sich besser halten und auch weit mehr den Geschmack frischer Bohnen bewahren, als die eingelegten bei uns.

„Wie schön wäre das Alles im Sonnenschein gewesen,“ sagte er nur, „es wird kalt, ich denke, wir kehren um.“ Er gab dem Kutscher ein Zeichen. —

Torsten!“ fragte ich, „sahen Sie vorhin den einzelnen Baum, der über den Abgrund hinausragte? — nicht? — o wie schade! Auf dem Rückweg müssen Sie Acht geben.“

Er sah nur trübe auf. —

Wir waren an verschiedenen starkbeladenen Hörnerschlitten vorbeigefahren. Je höher wir kamen, desto mehr trafen wir an. Dies bewegte Treiben überraschte uns. Sollte man nicht glauben, daß auch in den Bergen Alles mit der Natur ruht wie bei uns in der Ebene? Aber nein! schon mit dem ersten Schneefall regt es sich im Gebirge. Bald hier, bald dort sieht man von den höchsten Höhen Schlitten heruntergleiten, wie von selbst; man bemerkt den Mann nicht, der sie lenkt. Holz liegt darauf oder Heu, das bis dahin in den Almenhütten aufbewahrt wurde, ganz fest in ein Viereck zusammengepreßt wie ein Kuchen. So geht es über die abschüssige Schneefläche, bis eine fahrbare Straße erreicht ist; dort werden wohl zwei oder drei Schlitten zusammengebunden und ein Pferd wird davorgespannt, das der Mann nebenhergehend leitet. An den Biegungen wirft er dem Gaul die Zügel über und giebt seinem Schlitten einen Schub in die rechte Richtung.

Wir hatten jetzt einen einzelnen Holzschlitten eingeholt, der am Pont de Pierre an uns vorübergefahren war. Er glitt vor uns her, langsam, bedächtig.

Torsten wurde ungeduldig; er sprang auf. „Langsam Schlittenfahren ist eine größere Tortur als der klapprigste Wagen — ein Schlitten muß sausen!“

Er sprach auf den Kutscher ein, der dem Bauern zurief, sich zu beeilen. Der schrie ein paar Worte im Patois zurück, die wir nicht verstanden, ohne seine Schritte viel zu beschleunigen.

Torsten murmelte etwas auf Schwedisch, was einer Verwünschung nicht unähnlich klang.

Jetzt ein Peitschenknall unseres Kutschers — und der Mann setzte sich in einen langsamen Trab.

„Wir kommen doch nicht an ihm vorbei — der Weg ist zu schmal.“

„Ich denke, er wird breiter weiterhin!“ sagte Jeanne.

„Unsinn! er ist die ganze Strecke gleich schmal!“ schnitt ihr Torsten das Wort ab, so gegen seine Art schroff, daß sie betreten stille schwieg.

„Aber am Café doch nicht!“ warf ich ein, in Erinnerung an die vielen Schlitten, die dort gehalten hatten, und an die Pferde an der Tränke.

„Bis dahin langsam!“ schrie Torsten. „Welch' eine erfreuliche Aussicht!“

„Sehen Sie doch, er läuft jetzt schneller, der Mann,“ beruhigte Jeanne.

„Der arme Kerl!“ sagte ich. „Er hat zu schleppen. Fahren Sie nur langsam, Kutscher, es ist noch zu weit bis zum Café!“

Aber der Mann lief immer schneller, und der Kutscher trieb immer heftiger die Pferde an. Wir begriffen es nicht, bis das Räthsel plötzlich sich löste. Der Weg senkte sich unerwartet steil. Wir sahen den Mann, der noch eben im schärfsten Trabe seinen schweren Schlitten gezogen hatte, sich auf denselben setzen, und während seine Füße hier und da Richtung gebend den Boden berührten, sauste er mit Windeseile den Berg hinab.

„Wie das geht! wer doch auf der „Luge“ wäre!“ jauchzte Jeanne.

Auch Torstens Gesicht erhellte einen Moment ein vergnügtes Lächeln. Gleich darauf aber versank er wieder in stumpfes Hinbrüten.

„Hier ist die Stelle,“ rief ich. „Sehen Sie, Torsten, hier ist es. Das ist der Baum, den ich meinte. Ist das nicht schön? ist das nicht herrlich?“

Klar und scharf ragte der Laubbaum im Reifnadelkleid in die graue Luft hinein, weit über die graue Tiefe hinaus. — Unten rauschte die Baie, drüben schimmerte mattweiß die Bergwand mit den verschneiten Häuschen, die Nebelkappe saß darüber, aus der Tiefe herauf durch den leisen Nebel dämmerten dickbeschneite Tannen und zartfedrige Laubbäume. Alles weiß! Schwarz nur die Unterseite der Aeste am Baume, und das Rabenpärchen, das sich in seinen Zweigen wiegte.

„O, sie ist schön, die Natur!“ brach Jeanne mit leuchtenden Augen aus.

„Wie das trüb ist!“ sagte Torsten zu gleicher Zeit. Er zog den Mantel über der Brust zusammen, als fröstelte ihn.

„Ja! aber dennoch schön! es ist eine ganz eigenthümliche Schönheit; nicht wahr, Madame?“

Ich nickte freudige Zustimmung. „Sie sehen doch so weit, Torsten, Sie sehen doch den Baum?“

„Ja!“ sagte er gleichgiltig.

„Und das Rabenpärchen?“ fragte Jeanne. Sie beugte sich lebhaft vor.

„Ja!“ Er sah gelangweilt darauf hin.

Jeanne und ich wechselten einen Blick, sie der hellen Verzweiflung, ich des Bedauerns. Dann aber vergaßen wir Torsten über dem Anblick und saßen in stillem Genießen.

„Die Liebe überwindet Alles!“ hörte ich plötzlich auf Deutsch neben mir, in so eigenem Tone, daß ich herumfuhr.

Torsten hatte halblaut gesprochen, mehr zu sich, als zu mir. Er blickte noch in dieselbe Richtung; aber sein Gesicht war verändert. Ein seltsames Licht glimmte in den sonst so matten Augen; auch sahen die Augen den Baum nicht mehr, sie schweiften darüber hinweg, als suchten sie Etwas in weiter, weiter Ferne.

Jeanne hatte die halblauten Worte ebenfalls gehört und mit dem rapiden Verständniß der Französin ihren Sinn erfaßt. Wie ein Sonnen-

strahl, der in ein finsteres Thal fällt, so wirkten sie auf das Mädchen. Ihre ganze Seele trat in ihre Augen, warmes Roth übergoß die Wangen, ihr Mund zuckte sehnsüchtig. „Ja, die Liebe, die Liebe überwindet Alles“, besagte jeder Zug ihres glühenden Gesichtchens. Hätte Torsten sie nur angesehen! Sie war unsagbar reizend in diesem Augenblick völligen Sichselbstvergessens.

Aber er sah sich nicht um, — seine weit geöffneten Augen schienen noch die Ferne durchdringen zu wollen, fragend, forschend.

Wo war er? Wo weilten seine Gedanken?

Jeannes Blicke ließen nicht von ihm, es war, als wollte sie in seiner Seele lesen. — Sie sah erst das Licht in seinen Augen langsam ersterben, dann verdüsterte sich allmählich seine Stirne; mit einem Seufzer sank er wieder in sich zusammen. Da war auch für Jeanne wieder die Sonne erloschen. Noch einen schmerzlichen Blick warf sie auf ihn, dann wandte sie sich ab.

Die Nebel verdichteten sich und senkten sich tiefer. Es wurde feuchtkalt. Wir hüllten uns fröstelnd in unsere Decken. Nach ein paar vergeblichen Versuchen gab ich jede Unterhaltung auf. Torsten war gänzlich in grüblerisches Schweigen versunken. Jeanne starrte seitwärts zum Wagen hinaus. Ihr Gesicht trug einen enttäuschten, hoffnungslosen Ausdruck, der mir in's Herz schnitt.

XIV.

Rothgelbe Anschlagzettel verkündeten in ganz Montreux eine Theatervorstellung für den 20. Januar. Endlich wieder eine Oase in der Wüste der gesellschaftlichen Unterhaltungen.

Auch galt der bevorstehende Genuß als besonders grüne Oase; merkwürdiger Weise! Denn es war eine Dilettantenvorstellung. Der akademisch-litterarische Verein der Lausanner Studenten wollte nun Montreux beglücken, nachdem er bereits in Lausanne und Vevey mit großem Erfolg gespielt hatte. Soviel für Fama!

Jeanne brachte aus ihren Stunden immer mehr interessante Details mit, und der schnell entflammte Torsten besorgte natürlich Billets. Zu seiner großen Verwunderung erlangte er nur noch Plätze dicht am Orchester und nicht einmal alle in einer Reihe. Das Haus war schon vier Tage vorher ausverkauft. Dieser erstaunliche Andrang erklärte sich daraus, daß die „Eingeborenen“ von Montreux und Umgegend, die den herkommenden Theatertruppen nur wenig Beachtung schenken, zu dieser Vorstellung vom Bürger hinauf bis zu den höchsten Spitzen in voller Anzahl sich einfanden. Hatte doch jeder einen Sohn, Neffen, Vetter und Freund unter den Schauspielern.

Jeanne war die Woche hindurch ausnehmend geschäftig gewesen. Man erschien nämlich zu dieser Aufführung in großer Toilette. Es galt daher,

das Crèmekleid, das mit kostbaren alten Spitzen besetzt war, — sie stammten noch aus den guten Tagen der Familie, — reinigen zu lassen und in aller Eile umzugarniren. So war es doch zu unmodern. — Keine leichte Aufgabe bei den vielen Stunden, nicht wahr, kleine Jeanne? — aber die Mutter half, und ich half —; es wurde Alles noch fertig.

Torsten hatte für Blumen gesorgt — gelbe Rosen für Jeanne, Veilchen und Reseda für mich.

Das Kind sah bezaubernd aus; das mattgelbe Kaschmirkleid stand ihr köstlich zu dem dunklen Haar und den herrlichen Farben. Sie senkte in schämiger Freude den Kopf, als wir Alle sie bewundernd betrachteten.

Aber natürlich war sie wie immer zu spät fertig geworden. Der Weg bis zum Cursaal war weit, und die elektrische Bahn, wie immer, wenn man es eilig hatte, nicht zu bekommen.

Die Musik spielte bereits, als wir eintraten. — Nun hasse ich das Zuspätkommen, und wir hatten überdies, um unsere Sitze zu erreichen, den Saal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, in seiner ganzen Länge zu durchschreiten und in zwei verschiedenen Reihen Aufstand zu verursachen. Trotzdem konnte ich eine gewisse Befriedigung über die Bewunderung, die unser Liebling auf dem ganzen Wege erregte, nicht unterdrücken. Jeanne selber hatte nicht im Geringsten das Gefühl des Spießruthenlaufens. Gehörte sie doch zu jenen glücklichen Menschen, die das Bewußtsein ihrer Schönheit rettet.

Da mich die unmittelbare Nähe der großen Trommel entsetzte, nahmen die jungen Leute auf meinen Wunsch die beiden Plätze vor mir ein; wir saßen kaum, als sich schon nach den bekannten drei dröhnenden Stößen der Vorhang hob.

Warum die französischen Schweizer nur nicht „klingeln“ können?

Ich habe seither in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen dieses Stampfen, das auch bei ihnen als Zeichen zum Heben des Vorhangs Sitte ist, für feierlich*) halten. Uns weniger civilisirten Deutschen scheint es freilich eine äußerst barbarische Unsitte.

Als erstes Stück kam Molières „Arzt wider Willen“ zur Aufführung. Es erwies sich als eine Komödie, die, in der Art wenigstens, wie sie hier gegeben wurde, so grob possenhaft ist, daß sie kaum mehr in unsere Zeit hineinpaßt. — Wir suchten auf dem geschmackvoll gezeichneten und natürlich auf „altem“ Papier gedruckten Programm vergebens die Namen der Darsteller. Darüber schwieg des Sängers Höflichkeit. Aber die Studenten, die für uns Fremde waren, waren es für die „Eingeboren“ keineswegs. Das bewies zur Genüge das herzhafte Klatschen, wenn der eine oder andere Schauspieler auf der Bühne erschien. Auch lagen schon jetzt auf der Rampe einer der Logen links Lorbeerkränze mit den Schleifen der Verbindungen, denen die Darsteller angehörten, — in jener Welt, die nicht die der Bretter

*) „Les trois coups solennels“. Siehe Max Orell: John Bull et son île.

war. — Es war sehr schön, wirklich! besonders die Darstellung der Frauenrollen! — Zum Glück hatten wir's mit einer „Stummen" und einer derben Xantippe zu thun. Da ließ sich die Sache noch allenfalls an. Nur sperrte die Stumme zum Zeichen, daß sie nicht reden könne, einen so ungeheuren Mund über unförmigem Halse auf und bewegte sich dermaßen schwerfällig in der Rolle — und Schleppe! — einer Salondame, daß man den jungen Edelmann nicht begriff, der sich um solcher Schönheit willen zum fingirten Gehilfen eines fingirten possenreißenden Arztes machte.

Was für eine Geschmacklosigkeit, dem Publicum in einer öffentlichen Vorstellung dergleichen zu bieten. Natürlich ist es immer der Mangel an gut gepflegten öffentlichen Bühnen in einem Lande, der solche Auswüchse zeitigt, und diesen Mangel hat man dem Puritanismus auf die Rechnung zu schreiben.

Aber man muß dann wirklich schon die ganze Unverwöhntheit der französischen Schweizer besitzen, um so Etwas schön zu finden. Die hohen und höchsten Offiziere des Landes mit ihren Familien und die Spitzen der Stadt und Umgegend waren allem Anscheine nach ganz befriedigt. Und Jeanne! nun Jeanne genoß ohne Reflexion. Sie war völlig von der Bühne in Anspruch genommen.

Herr von Moerner dagegen fand seine Nachbarin weit interessanter als die Aufführung, um die er sich nicht im Geringsten kümmerte. Das beständige Spiel ihrer belebten Züge, dieses Antlitz, das jeden Eindruck wiederspiegelte, riß ihn hin. So oft Jeanne auffah, begegnete sie seinem Blick, der in Bewunderung und herzlichster Freude auf ihr ruhte. Was fehlte ihr also mehr zu ihrer Seligkeit? — Er widmete sich ihr heute so ganz und gar; sie hatte ihn gleichsam noch nie so für sich allein gehabt. Er war der zartesten Aufmerksamkeiten voll, mit Bewegungen und Blicken, die jedes Wort, jede Handlung zu einer Liebkosung machten; dazu seine übersprudelnde Laune, seine ansteckende, lebhafte Heiterkeit. Das Kind war ganz, war vollkommen glücklich. Aber es schien, als ob die Größe des Glückes ihr beinahe den Athem benahm und das Blut nach dem Herzen zurückdrängte. Sie, der sonst das Gesicht leicht glühte, war trotz der großen Hitze im Saal bleich; von einer klaren, leuchtenden Blässe, — man fühlte das warme Leben dahinter pulsiren, fast zu gewaltsam, — und die Augen waren groß und geheimnißvoll dunkel. Nie hatte ich sie schöner gesehen.

Wie herzlich sie lachte über die thränenreiche Veronique in dem „Trésor" von Coppée, einem Einacter in Versen, der an Sentimentalität, Unmöglichkeit und mangelndem dramatischen Leben Nichts zu wünschen übrig läßt. Wie sie lachte über den Wachsperlen-Schatz, von dem eine Perle nach der andern dem achtlosen Helden zu Boden fiel; und über den alten Abbé, der am Tische rechts zusammenzubrechen hatte und darüber den Stuhl umriß, daß er mit Stuhl und Tisch fast zu Boden gestürzt wäre; und dann über Vatel, den Koch der Köche, mit dem Degen an der Seite und seiner Schaar

von Unterköchen, über die er wie ein General gebot. Diese lustige, kleine Komödie von Scribe*) bildete unstreitig den Glanzpunkt des Abends. Unendlich komisch wirkten die Kneifer der Herren Studenten zu ihrem Küchencostüm und dem Kochlöffel an ihrer Seite. — Hier war denn auch etwas Leben in die Veronique von vorher gekommen. Sie gab ein Küchenaschenbrödel, das den großen Sohn des großen Vaters zu lieben wagt, gegen den Willen des Vaters, aber mit dem des Sohnes. — Wirklich! für einen Studenten spielte die kleine Person charmant, und man zweifelte keinen Augenblick an der Echtheit und dem berechtigten Entzücken Aller über den Wohlgeschmack ihres Pudding „à la chipolità", — zu dem der große Vatel allein das Geheimniß zu besitzen glaubte, — trotzdem dieses Wunder der Kochkunst in Folge eines Bühnenversehens aus einem ganz andern Topfe servirt wurde, als dem, in dem es gekocht worden war.

Als wir den Saal verließen, geschah es in heiterster Stimmung. Aber es dauerte lange, ehe wir zu unserer Garderobe kamen. Jeanne hatte sich aus dem Gedränge im Vestibül auf die Stufen der Treppe geflüchtet. Neben all den dunkeln Ueberziehern und Kapotten fiel die zartweiße Gestalt allgemein auf. Ein bewundernbes Murmeln wurde hörbar; man ging vor der Treppe auf und ab; es versammelte sich um sie, wie ein Hofstaat. Viel zu kurzsichtig, um etwas deutlich sehen zu können, war sie sich doch ihrer Schönheit zu sehr bewußt, als daß nicht eine Ahnung der Sachlage der ihr dargebrachten spontanen Huldigung in der stolzen Haltung des Köpfchens, in dem halb befangenen, halb geschmeichelten Ausdruck ihres Gesichtes bemerkbar gewesen wäre.

Jetzt kam Torsten mit unsern Mänteln und Tüchern. Auch ihm fiel das Hinreißende in der Erscheinung des Mädchens auf; er stand einen Augenblick wie gebannt, — und dann, — mit dem ganzen Stolz des Mannes, der sich einer allgemein bewunderten Schönheit nahe weiß, half er ihr in ihre Sachen hinein. Mit fast übertriebener Beflissenheit legte er ihr den Pelzmantel um die Schultern, mit fast übertriebener Vertraulichkeit befestigte er ihren weißen Baschlik, indem er angelegentlich mit ihr sprach, sein bestrickendstes Lächeln auf den Lippen. Darauf erst bot er mir seine Hilfe an.

Wollte Jeannes Capuchon nicht halten, oder war dies eine kleine Koketterie ihrerseits? — Ich wurde mir nicht ganz klar darüber. Sie nestelte noch immer daran herum, und ihre feine weiße Hand hielt den goldumsäumten Baschlik unter dem Kinne zusammen, der ihr doch plötzlich halb und halb vom Kopfe heruntergleitt und die dunklen Locken sichtbar werden ließ. Ich machte eine unwillkürliche Bewegung der Bewunderung, und Torsten wandte sich um. Er stand wieder einen Augenblick ganz still, beugte sich dann in seiner lebhaften Weise zu mir herunter, und,

*) Vatel.

indem ihm die innere Bewegung warm zu Gesicht stieg, fragte er: „Ist sie nicht reizend, unsre Kleine von Beauregard?“

Jeannes feines Ohr hatte die Worte aufgefangen. Ihr eben noch so blasses Gesichtchen übergoß sich mit glühender Röthe. Die Wimpern sanken langsam über die strahlenden Augen, und den Mund umspielte ein glückliches Lächeln.

XV.

„Gare! Gare!“

Wer ist im Winter in Montreux gewesen und hat den Ruf nicht gehört? — Solange Schnee liegt, — wer hat etwas Andres gehört als: „Gare! Gare!?“ —

„Gare! Gare!“ erschallte es vom frühen Morgen bis späten Abend — „Gare! Gare!“ ertönte es noch bis in unsere Träume hinein. Denn es wurde gelü„g“t! Das heißt geschlittert auf den kleinen Handschlitten, die hier zu Lande „Luges“ heißen.

„Das Lü„g“en (ein von den dortigen Deutschen gebildetes Wort), das ist der echte und rechte Wintersport im Waadtland, ein Sport, der übrigens sicher einheimisch ist, wo immer es Berge und Schnee giebt.

Vom kleinsten Dorf- und Stadtbuben hinauf bis zum ältesten Manne — Mädchen, Frauen, Alles lü„g“t! Die Montagnards, Männer und Frauen, kommen auf Lü„g“es von den Bergen herab, mit dem Korb auf dem Rücken oder der Tasche am Arm zum Einkauf. Die Fremden, unter denen sich besonders die Engländer durch Ausdauer und ungenirte Stellungen auszeichnen, wetteifern mit den Eingeborenen; und jeder steile Weg, jeder Abhang, soweit er sich dazu eignet, ist tagtäglich von unzähligen Lü„g“es übersät.

Wir auf der Avenue Belmont hatten vollauf Gelegenheit, diesen urwüchsigen Sport aus nächster Nähe zu beobachten, denn der Weg nach „Les Avants“ war besonders beliebt. Die ausdauerndsten Lü„g“er stiegen wohl bis dort hinauf; weniger kräftige erwählten Charnex oder Sonzier als das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderung, den Schlitten am Strick hinter sich, um dann mit einem Göttergefühl ohne Gleichen in's Thal hinunterzusausen.

Man schoß Purzelbäume, — Männlein und Weiblein rollten übereinander im Schnee. Hier stießen zwei Lü„g“es zusammen, dort sprang eine dritte, die sich an einem Stein des Anstoßes ihres Besitzers entledigt hatte, in tollem Bogen über die vor ihr, noch besetzte, hinweg, um einem seitwärts stehenden Zuschauer an die Brust zu fahren.

Heut brach Einer ein Bein, morgen verstauchte sich ein Anderer den Arm, stieß mit dem Kopf gegen einen Holzstoß oder eine Mauer, — der zerrissenen Kleider gar nicht zu gedenken.

Was that's?

Wer halbwegs wieder aufkonnte, zog von Neuem seine Lü„g"e den Berg hinauf und schoß wieder hinunter, ad infinitum, Morgens, Abends, bis tief in die hellen Mondscheinnächte hinein.

Jeanne und Torsten zählten natürlich zu den eifrigsten Lü„g"ern; waren doch Beide Kinder der Berge und mit der Führung des Schlittens vertraut. Und wenn auch leider der Sonntage nicht viele waren, so blieb wenigstens doch der Nebel weg; es gab Frost, anregende Kälte.

Die gesunde Bewegung, die frische Luft thaten Wunder an Torsten, körperlich und geistig. Er nahm zu, seine bleiche Gesichtsfarbe verlor sich, sein Gang wurde elastisch, seine gute Laune erlitt keine Einbuße mehr. Was unsere kleine Jeanne betraf, so blühte sie wie eine rothe Rose. Aber es war auch erstaunlich, wie viel freie Zeit zum Lü„g"en sich selbst an den beschäftigtsten Tagen fand. „Wenn man nur will," sagte Torsten. Und man wollte immer. — Das waren glückliche Stunden.

Und doch kam mir Jeanne manchmal merkwürdig verstimmt vor, wenn die Kinder sich wieder zu Hause einstellten. Sie maß öfters Torsten von der Seite mit so seltsam forschenden Blicken. Und was war das für ein Schatten auf ihrem Gesicht, der sich zu vertiefen schien, je mehr seine Lustigkeit stieg? Gab es in ihrem Freudenbecher einen Tropfen Wermuth, von dem wir Nichts ahnten und der ihr auf Momente das Vergnügen des Tages wie das des Abends verdarb?

Wir lasen jetzt Abends Molières Misanthrop zusammen, den wir im Theater von der, über Liebhabervorstellungen sehr mit Unrecht vernachlässigten, Scheeler'schen Truppe gesehen hatten. Die meisterhaften Verse entzückten uns beim Lesen noch mehr, wie wir auch die unendlichen Feinheiten des Stückes erst jetzt recht würdigten. Von der Bühne herab war uns Ausländern doch gar Vieles entgangen. Als Madame Carabin bemerkte, daß wir Molière so viel Geschmack abgewannen, schlug sie regelmäßige Leseabende vor und versprach, uns mit noch manch andern Meisterwerken auf dem Gebiet der Komödie bekannt zu machen. Wir gingen freudig darauf ein und lernten so eine Anzahl jener feinen Lustspiele ältern und neueren Datums kennen, an denen die französische Litteratur so reich ist. Jeanne kam mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit unserm etwa mangelnden Verständniß zu Hilfe und warf ihre ganze kleine enthusiastische Seele in die Lectüre hinein.

An andern Abenden wurde wieder musicirt; d. h. Torsten spielte und sang, und wir hörten zu —, wenn nicht etwa Albert, der zweite Sohn, anwesend war, der ihn auf der Violine begleitete. Jeanne war bei der Musik nicht mehr in dem Maße dabei, wie früher, oder richtiger, es kam während seines Gesanges eine offenbare Unruhe über sie, die ihr den Genuß wesentlich beeinträchtigen mußte. Ich sage Unruhe, ich könnte aber fast Gereiztheit sagen. — Torsten hatte uns einmal mehrere schwedische Lieder hintereinander zum Besten gegeben, und wir dankten ihm warm für den Genuß.

„Wissen Sie gar nichts Französisches?" unterbrach uns Jeanne übelgelaunt. „Es ist langweilig, wenn man nie was versteht! Oder wenigstens Etwas auf Deutsch oder Italienisch — "

„Verstehen Sie Italienisch besser?" fragte Torsten mit ruhigem Nachdruck.

Sie wurde roth: „Deutsch doch!"

Da ging er, ohne ein Wort zu sagen, an das Piano und sang ein deutsches Lied, darauf ein französisches. Das Mädchen strahlte, als er geendet hatte, und gab ihrer Dankbarkeit auf anmuthigste Weise Ausdruck; Herr von Moerner, viel zu groß angelegt, um irgend Etwas nachzutragen, lächelte schon wieder vergnügt. Solch kleine Scharmützel störten das Einvernehmen der „Kinder" nicht im Mindesten, sondern erhöhten im Gegentheil den Wärmegrad ihrer Beziehungen zu einander, wenn einen Augenblick darauf wieder Alles in Ordnung war. — Nur schien Jeanne wirklich vorzuziehen, daß Torsten nicht mehr so viel musicirte. Sie machte immer so bald unter irgend einem Vorwand dem Singen ein Ende, brachte das Buch herbei, das wir gerade lasen, oder wußte ihn auf geschickte Art zum Erzählen anzuregen. Er sprach dann lebhaft und interessant in der alten Art, ohne aber wie früher bei ganz unerwarteten Gelegenheiten in trübes Brüten zu verfallen. Wenn Jemand das that, so war es vielmehr unsere kleine Jeanne jetzt. Und wenn Madame Carabin die Wandlung rühmte, die mit dem jungen Menschen vorgegangen war, so schwieg sie, und wenn Madame sich seiner Gesundheit freute, so trat ein sonderbar ängstlicher Ausdruck in ihre Augen.

Heut kam sie zu mir auf das Zimmer, wie oft nach dem Mittagessen. Ich war gerade damit beschäftigt, aus meinem Reisekorb eine passende Häkelnadel zu einer neu anzufangenden Handarbeit herauszusuchen. Jeanne setzte sich auf die Armlehne meines Sorgstuhls am Tisch, und wir plauderten.

„Il parle tant de la Suède maintenant," sagte sie ziemlich unvermittelt in einer Gesprächspause.

„Ja, nicht wahr? Es ist außerordentlich interessant! — Nun, wo wollen Sie denn hin, Kind?" unterbrach ich mich erstaunt in der Vergleichung zweier Stärken und drehte mich so hastig herum, daß die Haken sammt Etui fast zu Boden gefallen wären.

Jeanne war bereits in der Thür, ich hatte eben noch Zeit, einen Blick in ihr schon wieder sorgenvoll zusammengezogenes Gesichtchen zu werfen. Was sie nur haben mochte!

Nur die Ausflüge in die Umgegend von Montreux, die Torsten jetzt regelmäßig an dem schul- und stundenfreien Donnerstag veranstaltete, fanden in ihr noch das alte unbekümmert glückliche Kind, und es gewährte ihr Stolz und Freude zugleich, uns mit den Sehenswürdigkeiten ihrer Heimat bekannt zu machen.

Wir besuchten aus Pietät Schloß Chillon zuerst. Es wirkt sehr malerisch in der Landschaft, besonders wenn man es von Villeneuve aus zu Gesicht bekommt; das ist aber auch das Beste daran. Das Schloß an und für sich bietet nicht viel von Interesse. — Wir waren bei Besichtigung der Räumlichkeiten, von denen einige zu Sitzungen der Stände noch benutzt werden, recht zerstreut. Die Erzählung der Grausamkeiten langweilte uns, die Fußspuren Bonivard's fanden uns skeptisch, die Marterinstrumente widerten uns an. Auch haben die unterirdischen Gefängnisse viel von ihrem Schauer eingebüßt, seit — elektrisches Licht in ihnen brennt. Der arme Bonivard lebte freilich in einem weniger erleuchteten Jahrhundert. Eindruck machten uns einzig und allein die „oubliettes“, ein abgrundtiefer, abgrunddunkler Brunnen, zu dem der Gefangene „willig“ hinunterstieg, weil man ihm vorspiegelte, er würde da unten die Freiheit finden, — um erst auf haarscharfe Messer und dann in's Wasser zu stürzen, wo er, es ist kein Zweifel, Befreiung fand für immer!

Die riesige freundliche Küche mit Ueberbleibseln alten Hausrathes war uns interessanter, schon wegen des gewaltigen Kamins, in dem man sicherlich mehrere Ochsen ganz hätte braten können, — und wegen des angenehm in die Nase steigenden Schinkengeruches, der sie erfüllte.

Noch? Nach so beträchtlicher Zeit des Unbenütztseins? Die Herzöge von Savoyen waren ja lange todt und vergessen! Das Wunder klärte sich auf, als wir, dem köstlichen Nasenkitzel folgend, in den Kamin traten.

Eine Reihe der schönsten Schinken hingen da! — Aber aus der Zeit der Herzöge von Savoyen stammten sie nicht, sie waren weit neueren Datums. Denn geräucherte Schinken des Schlosses Chillon sind, wie wir erfuhren, eine im Handel bekannte Specialität und haben einen weiten Markt, selbst bis nach Paris hin. Leider werden „Proben“ den Besuchern nicht verabfolgt, obgleich wir Drei einstimmig der Meinung waren, daß eigentlich schon im Interesse des Geschäftes ein Schinken immer angeschnitten sein müßte.

Vom landschaftlichen Standpunkt aus eine der schönsten Fahrten war die nach Schloß Hauteville. Es ist herrlich gelegen, mit der Aussicht auf ein ganz anderes Gebirgspanorama, und man fährt von dort aus einen eigenartig schönen Weg durch eine Platanenallee, der im Sommer geradezu entzücken soll. Aber auch in der sonnendurchleuchteten Poesie des Winters wird er mir unvergeßlich bleiben. Unter den vielen Dörfern, die wir passirten, hat eines eine gewisse Berühmtheit erlangt durch den Maler Beguin, der, ein Kind des Ortes, lange Jahre dort gewohnt hat, und von dessen Hand sich eine Menge genialer Zeichnungen an Häusern und Hütten finden. Es wohnen noch mehrere Zweige derselben Familie dort, und geht man durch's Dorf, so geschieht es Einem leicht, daß hie und da ein Kind, wenn man es nach den Bildern fragt, bereit ist, die Skizzen des „Onkel Beguin“ zu zeigen. Ein Engel auf einer Scheunenthür, eine lustige Zechgesellschaft, um

ein Faß gruppirt, die den Giebel eines Hauses schmückt, und flotte Pferdestudien an weißen Mauern sind mir noch in der Erinnerung.

Auch nach „Les Avants" kamen wir endlich und hatten die Freude, die Berge im Schneeschmuck und hellsten Sonnenschein zu sehen. Es lag außerordentlich viel Schnee; selbst die Dent de Jaman war ganz weiß. Die Tannenbäume sahen wie überzuckert aus, die sonst kahlen Laubbäume hatten ein wunderbar schönes Federkleid an. In den „Sunboxes" des Hotels — es sind dies nach der Sonnenseite offene Holzhütten — lagen oder saßen die Kurgäste mit Sommerhüten und Sonnenschirmen bewaffnet, bei 5 Grad Kälte und von Schnee umgeben, lasen, schrieben oder plauderten. Als wir dem Wirthe unsere Verwunderung darüber aussprachen, brachte er uns eine von einem Gast dort aufgenommene Photographie: Vier Herren, die an einem Tisch mitten im Schnee Karten spielten — in Hemdsärmeln! — Auf dem Teich vor dem Hause wurde Schlittschuh gelaufen; den Abhang hinter dem Hotel lü„g"te man herab; „Gare! Gare!" tönte es vertraut zu uns herüber. Torsten und ich bekamen nicht wenig Lust, in diesem abgeschlossenen sonnigen Hochthal hoch über dem Nebel der Ebene einige Tage in vollster Einsamkeit und Weltentrücktheit zuzubringen. Aber mich störte der Kostenpunkt und Torsten die Engländer, die hier oben den Ton angeben — und dann, ein Blick in Jeannes leuchtende Augen, — und die Wahl wurde uns nicht schwer.

„Mutter!" sagte die Kleine bei der Rückkehr, „ich bringe Dir einen Deserteur. Er hat oben bleiben wollen in „Les Avants". Die schönen Engländerinnen haben's ihm angethan."

„Das hätte er nur thun sollen, mein Kind! Er würde dort oben mehr Abwechslung finden, als wir ihm zu bieten im Stande sind."

Torsten protestirte auf's Lebhafteste. Er vermisse Nichts. Wo könnte ihm wohler sein? Ihn verlangte nach keiner anderen Abwechslung, nach nichts mehr und nichts Besserem, solange er hier war, als der Gesellschaft der lieben Mutter, der kleinen Schwester und Madame Ehlert —

So lange er hier war! Jeanne war zusammengezuckt. Sie forschte unruhig in seinen Mienen.

Wie wir die Treppe nach unsern Zimmern hinaufstiegen, um unsre Sachen abzulegen, faßte sie krampfhaft meine Hand. „Er denkt schon an's Fortgehen!"

„Torsten? welcher Unsinn! Es fällt ihm nicht ein. Was sind das für Hirngespinnste!"

Ein Hoffnungsschimmer überflog einen Augenblick ihre Züge, dann wurden sie gleich wieder traurig.

„Depuis qu' il luge, il pense de la Suède."

Depuis qu' il luge! — Da wäre ja dann des Räthsels Lösung. Von der Zeit schrieb sich ihre Verstimmung her. Laut sagte ich: „Ewig hierbleiben wird er natürlich nicht, Kind. Das wissen Sie doch, daß er nur für den

Winter gekommen ist, um sich zu kräftigen. Wir Alle gehen einmal fort, ich auch! Aber Kopf in die Höhe! noch ist's nicht so weit, Jeanne! wir haben noch lang hin bis zum Mai."

Meine Worte schienen sie aufzuheitern. Sie küßte mich dankbar. — Auch kam sie nie wieder auf diesen Punkt zurück. Aber sie fuhr fort, besorgt auf all seine Reden zu achten, und sie verfolgte ihn unablässig mit ängstlicher Unruhe im Blick, — wie eine Mutter ihr Junges, das flügge werden will.

XVI.

Der Februar brachte uns schon eine Art Vorfrühling. Primeln, Crocus, Schneeglöckchen blühten an den Bergabhängen. Täglich kehrten wir mit reichlicher Ausbeute heim. — Wenn man sie mit den Wurzeln ausgräbt und mit feuchtem Moos umgiebt, so halten sich diese ersten Frühlingsblumen wochenlang im Zimmer, auch wenn frischfallender Schnee die minder glücklichen Geschwister draußen von Neuem begräbt.

Nur ist dieses Blumenausstechen eine böse Praxis, zumal wo, wie hier, der Blumenraub massenhaft ausgeführt wird, weil man damit dem Bauer die Wiesen zertritt und die Grasnarbe zerreißt. Aber wie das so geht, — ein Jeder hält es für unrecht, und ein Jeder thut's.

Die sonnig warmen Tage wurden fleißig zu Spaziergängen benutzt. Jeanne konnte sich wirklich beruhigen, Herr von Moerner war noch mit Leib und Seele bei uns. Regten sich Heimatsgedanken in ihm, so war das die natürliche Folge seiner wiedererwachenden Lebenskraft. Er war einfach wohler, das war sein ganzes Verbrechen. Er lebte völlig der Gegenwart, nur darauf bedacht, sie auszunützen.

Besonderes Vergnügen gewährte es ihm, Jeanne zu begleiten, wenn sie im Freien skizzirte, was die warme Witterung ab und zu schon gestattete. Wir ließen uns dann plaudernd an ihrer Seite nieder. Aus den leichten Plaudereien wurden oftmals ernste Gespräche, die immer wieder Gelegenheit boten, uns an des Mädchens sinnig nachdenklichen Bemerkungen zu freuen.

Vor uns — es war um die Mittagsstunde — saß ein junges unschönes Bauernweib auf der Bank mit einem Kind auf dem Arm. Sie hatte einen Korb neben sich stehen. Wir waren ihr am Morgen begegnet, ohne daß sie uns irgend welches Interesse eingeflößt hatte. Ebenso gleichgültig streiften unsere Blicke sie jetzt von unserm etwas erhöhten Platz. Plötzlich leuchteten die Züge des Weibes auf; von der andern Seite schritt ein Arbeiter auf die Gruppe zu. Das Kind streckte ihm beide Aermchen entgegen. Der junge Vater — eine auffallend gute Erscheinung — hob mit einem Jubelschrei den Knaben zu sich auf, küßte ihn, spielte mit ihm und ließ ihn die ganze Zeit nicht mehr von dem Schooß, während er das Essen verzehrte, das die Frau ihm gebracht. Das Weib selber, das vorher so wenig anziehend gewesen, strahlte jetzt vor Glück.

„Es ist eine schöne Sache, das Leben,“ sagte Jeanne sinnend. „Ueberall Menschen; man kennt sie nicht, man geht an ihnen vorüber; und jeder hat doch sein eigenes Leben, sein Theil Glück, seine Freude.“

„Ja!“ erwiderte ich. „Das ist aber eigentlich das Traurige daran. Jeder hat sein Leben, sein Glück, seine Freude für sich, nur für sich. Keiner lebt mit dem Andern ganz. Eine weite Kluft trennt selbst die Seelen derer, die sich am nächsten stehen, die sich am meisten lieben. Es giebt nicht eigentlich eine Brücke von Mensch zu Menschen!“

„Wie sehr haben Sie Recht, Madame Ehlert!“ sprach Torsten. „Und sein Glück kann man zur Noth Andern noch einigermaßen mittheilen, seine Leiden niemals. Es ist der Mensch im Schmerz allein.“ —

Jeanne sah uns mit großen Augen wundernd an. Das Kind hatte in seinem jungen Leben derlei Erfahrungen noch nicht gemacht.

XVII.

„Il n'a pas de souffle!“ sagen die Franzosen mit glücklichem Ausdruck von einem Dichter — es war von Coppée die Rede —, den sein Talent nicht weit aufwärts trägt, der sich mit kleinen Zielen und kleinen Erfolgen begnügt, weil die Höhen für ihn unereichbar sind.

Wie dem Dichter Coppée, so ging es jetzt mir, nur im buchstäblichsten Sinne des Wortes, da wir Drei endlich gemeinsam nach vielen vereitelten Vornahmen die Gorge des Chauderons aufgesucht hatten. Das junge Volk war mir bald weit voraus. Aber das kletterte auch wie die Ziegen!

Schön ist es hier überall! So hoch ich komm', sagte ich mir, komme ich. Also den herrlichen Naturgenuß auskosten, langsam, bedächtig. Zugleich ließ ich meinen Blick rechts und links schweifen, blieb stehen, sah zurück und ergötzte mein Auge an dem ersten Frühlingsgrün der Bäume, dem saftigen Moosteppich, an der kühlen Abgeschiedenheit der engen Schlucht. Hier starrer Felsgrat, überhängendes Gestein, dort sanft ansteigende, sich bereits hellende Wiesen und immer der schmale, steile Pfad, bald näher, bald ferner weißschäumenden, silberklaren Wassern.

Und in das Rauschen, Plätschern und Gurgeln des Wildbachs klang Vogelgezwitscher, tönten von oben her die fröhlichen Stimmen der Kinder und ihr jubelndes Jauchzen.

Die Natur, die ich anfangs mit vollem Bewußtsein in mir aufgenommen hatte, verschwamm allmählich mit mir selbst. Gedankenregungen, die keine Gedanken wurden, kamen und gingen und ließen nur das sanft umschmeichelnde Gefühl zurück, daß sie, aus meiner Umgebung geboren, mit derselben in vollstem Einklang standen. Wie die Stimmen der Kinder allmählich verhallten, überkam es mich traumhaft. Versonnen, versunken schritt ich aufwärts.

Plötzlich bei einer der mannigfachen Biegungen des Weges hatte ich Jeanne und Torsten, die ich weit vorauswähnte, fast unmittelbar vor

mir. Es geschieht einem Schlafenden dann und wann, daß er im Augenblick des Erwachens sich doch sofort mit vollster Klarheit Rechenschaft abzulegen vermag von dem, was er vor sich sieht. So fuhr ich jetzt zum Bewußtsein auf, denn in der Haltung der Beiden lag Etwas, was mich wach machte, ganz wach.

Sie standen auf einem Vorsprung am Wasserfall, ein klein wenig tiefer als der schmale Steig, unbeweglich. Jeanne hatte den rechten Arm auf die eiserne Rampe gestützt, die Linke umfaßte achtlos einen Strauß Frühlingsblumen. Den Körper etwas vornübergebeugt, als ob sie eben noch in das Tosen hinabgeblickt hätte, hielt sie jetzt den Kopf seitwärts emporgehoben, wie wenn bei plötzlichem Aufschauen Etwas in Torstens Augen sie gebannt hätte. Ich sah ihr Gesicht nicht, wohl aber das Torstens. Mit selbstvergessenem Ausdruck schaute er auf sie nieder, er beugte sich herab zu ihr — tiefer und tiefer —

Ich wollte umkehren und die Kinder allein lassen, — aber indem ich das noch dachte, hatte ich schon einen Schritt vorwärts gemacht. Bis zur heutigen Stunde vermag ich es nicht, den Gedankengang zu analysiren, der mich bewog, die Beiden zu trennen.

So dunkel der Impuls war, so mächtig war er. Ich schritt vorwärts, so geräuschvoll wie möglich, stieß mit dem Sonnenschirme auf die Kieselsteine des Weges und schlug mit der Eisenspitze des Stockes auf das metallne Geländer.

Der helle Klang drang durch das Rauschen des Falles. Torsten fuhr aufgeschreckt herum, sah mir verwirrt einen Augenblick in's Gesicht und sprang dann mit gewaltigen Sätzen seiner langen Beine den Berg hinan. — Fassungslos starrte Jeanne ihm nach. Sie stand einige Sekunden lang wie betäubt — und dann —

Ich habe immer gesagt, daß Jeanne kein Engel war, sondern eine kleine heißblütige Französin, von lebhaftem Temperament, — ich wiederhole das hier ausdrücklich, — und dann drehte sie sich mir mit sprühenden Augen zu und überschüttete mich mit Vorwürfen.

War sie etwa noch ein Kind, das überwacht werden mußte? das man keinen Moment, keinen einzigen Moment — hier stampfte sie mit dem Fuße auf — allein lassen konnte? Sie bedurfte keiner Aufpasserin mehr, nicht sie! — sie könne sich selber hüten. Was brauchte ich unaufgefordert die Duenna zu spielen?

Ihre Worte überstürzten sich, ihre Augen funkelten. Armes Kind! ich ließ sie eine Weile sich ausreden, es war hart genug für sie. Dann fragte ich sie, so ruhig, als es mir möglich war, weil mich ihr ungezogenes Wesen doch ein wenig reizte, ob sie nur dazu in mich gedrungen hätten, sie zu begleiten, trotz meiner Kopfschmerzen, um mich den ganzen Weg über allein gehen zu lassen. — Jeanne schwieg augenblicklich. Heiße Röthe der Beschämung stieg ihr in's Gesicht, und so schnell, als ihr ungehöriges Be-

nehmen ihr klar wurde, schlang sie auch schon in stürmischer Abbitte die Arme um meinen Hals und küßte und schmeichelte so lange, bis ihr eigenes Schuldbewußtsein — denn ich war ihr ja nicht im Ernst böse — die Ueberzeugung zuließ, daß ihr verziehen worden war.

Torsten erwartete uns an einer Bank weiter oben. Er konnte im ersten Moment eine leichte Verlegenheit nicht verbergen. Dann kam er rasch auf uns zu. „Eine herrliche Aussicht! Kommen Sie, man sieht den ganzen Grammont,“ und indem er mir meinen Plaid abnahm, erging er sich in wortreichen Entschuldigungen darüber, daß er bisher nicht bemerkt habe, wie ich mich damit schleppte, — was natürlich gar nicht der Fall war, denn es war ein sehr leichtes Tuch.

Die Lebhaftigkeit, mit der man die Aussicht bewunderte, verbarg ein wenig die Aufregung, in der man sich befand. Beim Weiteraufwärtssteigen, wie für den ganzen übrigen Spaziergang blieb Torsten dicht an meiner Seite, widmete sich mir mit einer Angelegentlichkeit, die etwas Uebertriebenes, Gemachtes besaß. Jeanne hatte zwar, um die Unterhaltung wieder in unbefangene Geleise zu leiten, scherzhaft erzählt, ich hätte über Vernachlässigung geklagt. Aber war das wirklich nur der Wunsch seiner Herzensgüte, mich vergessen zu machen, daß ich von ihnen vergessen worden war? — Hielt er sich nicht zu mir, fast als suche er Schutz bei mir? Schutz? wovor? vor wem? Er mied vielleicht Jeannes Nähe, weil er fürchtete, ihrem Zauber auf's Neue zu unterliegen und sich in meinem Beisein hinreißen zu lassen. Lag aber nicht beinahe Etwas wie Dankbarkeit in seinem Wesen?

Mein wiederholtes Kopfschütteln veranlaßte das Kind zu lustig neckenden Bemerkungen. Ich würde mich gern haben auslachen lassen, wenn ich nur mit meinen Grübeleien hätte in's Reine kommen können. Die Geberde, mit der Torsten auf mich zugekommen war, war sie nicht geradezu die einer gewissen Erleichterung gewesen? War er froh, daß mein Dazwischentreten ihn vor einer Aussprache bewahrt hatte? — Das ließ sich nicht annehmen! — Wollte er durch gespielte Unbefangenheit darüber hinwegtäuschen, daß es ohne mich zu einer Aussprache gekommen wäre? Wollte er vor mir verbergen, daß er Jeanne liebte? Das war möglich! Männer sind so wunderlich in solchen Dingen. Hatte nicht mein eigener Bruder, der doch wußte, daß ich unter allen Umständen auf seiner Seite stand, mir eine directe Unwahrheit gesagt, als ich ihn fragte, ob er eine gewisse junge Dame — seine spätere Gattin! — liebe, — und er war doch dazumal schon heimlich verlobt mit ihr gewesen! —

Ja, das mußte es sein! — Nur, warum, wenn er denn so angelegentlich um mich beschäftigt war, warum bemächtigte sich seiner je länger je mehr eine auffallende Zerstreutheit, die er nur mit Mühe verbarg? Was nahm seine Gedanken derart gefangen, daß er bei unseren Fragen

aufschreckte und ganz verkehrte Antworten gab? — Anfänglich waren meine forschend auf ihn gerichteten Blicke noch einer leicht befangenen Miene begegnet, jetzt sah er sie gar nicht mehr. Nur augenblickweise raffte er sich zu gezwungener Heiterkeit oder übertrieben lustigen Einfällen auf. Er ging neben uns her, sprach mit uns, erschöpfte sich mit Höflichkeiten, aber er war in Wahrheit meilenweit weg von uns, — das ließ sich herausfühlen. „Da verstehe nur Einer den Menschen!" brummte ich ärgerlich in mich hinein. Ich schüttelte wieder den Kopf.

Es waltete wirklich ein Unstern selbst über unseren in fröhlichster Laune begonnenen Ausflügen. Halb durch eigene Schuld, halb durch die der Andern, brachte Jedes von uns einen Mißton heim.

Jeannes Verstimmung war verständlich. Die meinige auch! Was hatte ich nicht die Hände von Dingen gelassen, die mich Nichts angingen. Was hatte ich Ereignisse zu vereiteln gesucht, die ich im Grunde doch wünschte! Mit Recht war ich zornig auf mich.

Aber Torsten — Torsten war unbegreiflich! Er schien sich mit Selbstvorwürfen zu quälen und sich dann doch wieder mit wilder Lust darüber hinwegzusetzen. Er schien ärgerlich auf Jeanne, und zugleich verrieth sein ganzes Benehmen ihr gegenüber Etwas wie demüthige Abbitte. Er verletzte sie fast durch sein förmliches Fremdthun, durch übertriebene Zurückhaltung, um in anderen Momenten wieder widerstandslos offen ihr seine bewundernde Zuneigung zu zeigen. Wenn so sein Wesen neue Räthsel aufgab, Jeannes alte Sorge mußte ich ihr jetzt zugestehen: er hatte Heimweh. Aber die Sehnsucht nach seinem Schweden war wohl bisher ihm selber unbewußt in seinem Innern aufgekeimt; nun erst ward er sich klar darüber; von diesem Spaziergang im ersten Frühlingsgrün ab sprach er sie aus.

Hatten die Stimmen der erwachenden Natur leise lockend zu seiner Seele geplaudert von den Reizen seines nordischen Heimatlandes?

XVIII.

Alles, was sich an Groll gegen das winterliche Montreux in unseren Herzen festgesetzt hatte, verschwand vor der Pracht und Schönheit, die uns der Lenz offenbarte. Jeanne hätte keinen eifrigeren Verbündeten finden können, um ihren lieben Flüchtling zu halten. Es war, als ob die Natur Alles aufböte, um ein Herz zu fesseln, das sich doch leise von ihr zu lösen begann.

Torsten gab sich zwar willig dem Zauber von See, Himmel und Erde hin, war bereit, die Umgebung nach allen Richtungen zu durchstreifen, war ebenso unermüdlich im Sehen, wie Jeanne im Zeigen; ja, ich möchte sagen, er kam um so mehr zum Vollgenuß der Natur, als sich zu seinem Entzücken über dieselbe das Glücksgefühl der sich immer mehr festigenden Gesundheit gesellte. Aber — die Sehnsucht nach der Heimat wuchs.

So sehr er von Liebe und tiefem Dank erfüllt war gegen das Land, das ihm Genesung gebracht, in dem er, wie er sagte, sich selbst gefunden hatte, d. h. jene Heilung der Seele gefunden, ohne die kein Kranker gesundet, — er trat doch dem Gedanken an die Heimkehr ernstlich nahe, es war ihm recht, daß sein Winteraufenthalt zu Ende ging. Er fühlte zu dem Frühling um sich einen zweiten Frühling in seinem Innern keimen, und sein Herz jubelte auf bei dem Gedanken an ein Wiedersehen mit seinem so lang, so viel entbehrten Vaterland als ein Genesener. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn nach Schwedens Bergen, nach seinen klaren blauen Seen.

Ja, es zog ihn hin zur Heimat — und dennoch fröstelte ihn, wenn er der Rückkehr gedachte. Hier umgab ihn Liebe, dort stand er allein; die Heimat war kalt, war liebeleer!

Warum nannte er denn die Schweiz seine zweite Heimat? Doch in erster Reihe um der Menschen willen, die sie ihm dazu gemacht hatten! — An Madame Carabin hing er mit leidenschaftlicher Verehrung, mit dankbarer Sohnesliebe; ein noch stärkeres, fast elementares Gefühl fesselte ihn an Jeanne! In ihr war ihm mehr geworden, als er je besessen — eine Schwester, eine liebe kleine Vertraute, die gleichaltrige Gefährtin seiner Interessen, Beschäftigungen, Streiche. —

Er konnte sich den Tag ohne sie nicht mehr denken; ihre Gegenwart war ihm zur lieben Gewohnheit, zur Nothwendigkeit geworden. Es beglückte ihn schon, sie nur zu sehen. Wie ihr Lachen ihm wohlthat, ihre ganze lebhafte, zärtliche, fröhliche Art! — Jeanne war mit ihm verwachsen, gehörte zu seiner Existenz!

Und sie sollte er verlassen!

Das Herz krampfte sich ihm zusammen, wenn er der nahenden Trennung gedachte. Wahrlich! kein Glück war vollkommen; Schmerz war in Allem, was uns Menschen umgab. Gewinn auf der einen Seite, Verlust auf der anderen, — so wog die eherne Wage des Lebens.

Wie sehr er sich aber auch zwischen so widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen fühlte, er sprach sich über seine Liebe zu Jeanne nicht aus, auch mir gegenüber nicht. Er schloß sich nur inniger an die beiden Frauen an, als wolle er noch einmal alle Zärtlichkeit auskosten, die ihm hier in so reichlichem Maße zu Theil geworden, als wolle er einen Wärmevorrath an Zuneigung und Sympathie mitnehmen in seinen herzerkältenden Norden.

Mit jedem Tage, der den Zeitpunkt seiner Abreise näher rückte, empfand er tiefer, wie schwer er sich trennte.

Jeanne wollte von alledem Nichts wahr haben. Ihrer Ansicht nach war er viel zu „glücklich“, von Montreux fortzugehen, sprach zu viel von seinem Vater, von der Freude, sein Schweden wiederzusehen. Das war gerade, als ob der Abschied ihn Nichts, gar Nichts kosten würde.

„Jeanne!“ sagte ich, „wer könnte anders denken! wer würde sich nicht auf seine Heimat freuen, wie liebe Freunde er auch in der Fremde gefunden?“

„Fremde!“ grollte sie, „also doch Fremde!“ Was er denn von einer zweiten Heimat gesprochen, die er gefunden, von einer zweiten Mutter, von einer Schwester — das wären Worte gewesen, Nichts als Worte? Er verließ sie so leicht, spürte keinen Verlust.

Anspruchsvolle kleine Jeanne! und wie Unrecht sie ihm that! Sie sah nicht, daß sein Blick auf ihr ruhte, als könne er sich nicht losreißen; und sie bemerkte Nichts von seinem inneren Kampfe, weil sie ganz in ihrem Schmerz aufging. Für sie war die Natur nicht mehr schön, die Sonne nicht mehr heiter, der Genuß kein Genuß mehr. Die Trennung stellte sich wie ein schweres, Alles verdunkelndes Gespenst vor ihr auf. In ganz kurzer Zeit würde er fortgehen — sie konnte es nicht ausdenken! — und noch hatte er nicht gesprochen: — Ob sie auch von Tag zu Tag darauf harrte — er sprach nicht. Würde er etwa fortgehen, ohne — — o Gott! liebte er sie denn nicht? Was hielt ihn zurück? Warum quälte er sie so? —

Sie suchte ihre Aufregung unter einer gezwungenen Gelassenheit zu verbergen, aber sie täuschte weder ihre Mutter noch mich; und selbst Torsten fragte häufig: „Ist Jeanne nicht wohl?“

Freilich wartete er meine Antwort nicht ab. Es schien, als benutzte er die Frage nur, um ein Gespräch über die bevorstehende Abreise und über die lieben Freunde einzuleiten. Er konnte sich nicht genug thun, sie zu preisen, und der Refrain war immer: Wie würde sie ihm fehlen, Jeanne, die kleine Jeanne —

Er brach gewöhnlich rasch ab, um seiner Bewegung Herr zu werden — Aber durch alle seine Reden klang immer Eines durch: der verhaltene Schmerz über die Trennung von der Kleinen.

Ich schätzte Torsten hoch für seine Zurückhaltung. So sehr ich mit Jeanne fühlte, der junge Mann hatte Recht. Pläne machen, ein anderes Leben an das seine binden, so lange seine Gesundheit eine schwankende, so lange die Gefahr des Erblindens nicht beseitigt war, konnte er nicht. Ein halbwegs achtbarer Mann hätte nicht anders gehandelt — und Torsten nun, mit seinem stark ausgeprägten Ehrgefühl, dem angebornen Adel seiner Gesinnung! — Aber wie schwer mußte sein Schweigen ihm fallen!

Die Qual des Abschieds band ihm die Zunge, so daß er fast stumm den beiden Frauen gegenüber saß, und nur seine Augen folgten Jeanne, wohin sie immer ging. Es war, als wolle er sich jede ihrer Bewegungen, jede Miene, den Klang ihrer Stimme, ihr Lächeln einprägen, um es nimmer, nimmer zu vergessen.

XIX.

Die letzten Tage vergingen von Torstens Seite in aufgeregter Gesprächigkeit, von der Jeannes in trostlosem Schweigen. Madame suchte durch unveränderten Gleichmuth, durch doppelt herzliche Freundlichkeit und Aufmerksamkeiten aller Art die schmerzliche Versunkenheit ihrer Tochter zu maskiren, aber auch sie war Torsten augenscheinlich dankbar, daß er keine Aussprache herbeizuführen suchte. Ihrer Mutterliebe, ihrem gesunden Sinn widerstand es in gleichem Maße, ihr junges, schönes Kind an einen ewig kränkelnden Mann, voraussichtlich einen Krüppel, zu fesseln. So lieb sie Torsten auch hatte, zum Stab eines Blinden war ihr das begabte, mit soviel Reizen ausgestattete Mädchen zu gut, — ein besseres Schicksal sollte ihr aufgespart sein.

Es widerstrebte auch ihrem Stolze, dem überaus reichen Manne ihre Armuth aufzubürden. Sie war glücklich, Torstens Verwandten gegenüber, die ihn vertrauensvoll zu ihr gesandt, jede Spur eines Verdachtes von sich abweisen zu können, als hätte sie den reichen Freier für ihre Tochter einfangen wollen.

Arme kleine Jeanne! — Am letzten Mittag war es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende. Sie hielt nur mit Mühe die Thränen zurück und berührte die Speisen kaum.

Torsten, der ihre Aufregung sah, ging es nicht besser. Er war unendlich niedergeschlagen. Seine Blicke streiften mit tiefer Trauer das bleiche Gesicht des schönen Mädchens. Auch seine Hand zitterte, als er das Glas hob.

Gleich nach Tisch sollte er fort. Albert, der jüngere Bruder, der allein von Lausanne herübergekommen war, um den letzten Tag mit dem Freunde zu verleben, — denn Jules hatte sich nicht freimachen können, — wollte ihn nach Genf begleiten, das Torsten noch nicht kannte. Er stand schon bereit.

Torsten weinte wie ein Kind, als er sich zum Abschied über Madame Carabins Hand beugte. Er stammelte von Schluchzen erstickte Worte des Dankes. — Darauf kehrte er sich zu Jeanne und streckte ihr seine Hand entgegen. Als er sie aber vor sich stehen sah in ihrer ganzen Lieblichkeit, das weiße Gesichtchen mit dem kummervollen Blick ihrer dunkeln Augen zu sich erhoben, als er die zuckenden Lippen sah — da, seiner selbst nicht mehr mächtig, in überströmendem Gefühl, riß er das Mädchen an sich, küßte sie auf den Mund, einmal, zweimal. „Jeanne,“ stammelte er, „liebe Jeanne, liebe kleine Schwester!“

Dann stürzte er aus dem Zimmer.

Madame Carabin blieb mit Jeanne zurück. Ich begleitete Torsten bis an den Wagen. Er drückte mir mit krampfhaftem Drucke die Hand.

„Nehmen Sie sich unserer Kleinen an!“ sagte er tiefbekümmert.

XX.

Torstens Fortgehen hatte eine Lücke hinterlassen, die Nichts ausfüllen zu wollen schien. Wir Frauen versammelten uns einsilbig um den Abendtisch, an dem Rosa, die voraussetzte, daß Mr. Albert wieder zurückkehren werde, ein Couvert mehr als nöthig aufgelegt hatte. Madame Carabin wollte es unbemerkt entfernen, aber Jeanne hatte es schon gesehen. „Nein, nein, laßt es!" schrie sie außer sich.

So saßen wir um den Tisch, den leeren Stuhl zwischen uns. Jeannes Blick streiften ihn unaufhörlich. „Es ist, als ob er noch da wäre!" sagte sie. Dann brach sie plötzlich in Thränen aus.

Ihr Weinen erst löste den Bann, der uns bis dahin gefangen gehalten. Unsere Gedanken waren so mit Torsten beschäftigt, daß es uns Allen war, als weilte er noch mitten unter uns. Mehr als einmal hatten wir nach der Thür gesehen, als erwarteten wir jeden Augenblick, daß er eintreten und sich auf den für ihn bestimmten Platz setzen würde.

Jetzt auf einmal kam es uns zum Bewußtsein, daß er wirklich fort war, und das Gemach, das seine Gegenwart mit fröhlichen Scherzen erfüllt hatte, wurde öde und kalt.

Wir vermißten ihn unendlich. Jedes ging im Hause umher, wie wenn es etwas Verlorenes suche. Die Mahlzeiten verliefen unbehaglich schweigsam; und noch immer legte Jeanne ein überzähliges Gedeck, noch immer setzten wir uns mit dem stillen Gast zu Tische.

Madame Carabin, der jedes ungesunde Gefühl zuwider war, wollte der Sache ein Ende machen. Aber Jeanne bat so inständig, mehr noch mit den Augen, als mit den Lippen: „Bis ein Brief kommt, Mutter!" daß sie das Kind, wenn auch kopfschüttelnd, gewähren ließ.

Wir erhielten sehr bald die erste Nachricht von Torsten, einige Zeilen zum Zeichen seiner glücklichen Ankunft. Ein Brief folgte schnell darauf, ein lieber, langer, ausführlicher Brief. Er schrieb lustig, natürlich, in seiner uns so wohl bekannten Art. Es war, als wenn er zu uns spräche. Er berichtete, wie wohl und unverändert thätig er seinen Vater angetroffen habe, und wie erfreut derselbe gewesen sei, ihn so frisch und munter zu finden. Er sei aber auch überglücklich, sein geliebtes Schweden wiederzusehen. Wie herrlich Schönes er auch schon gesehen, die Heimat, die Heimat sei doch das Schönste auf der ganzen Welt. — Und jetzt besonders sei es schön dort, — er mache einen zweiten Frühling durch. Welch' seltenes Glück, in einem Jahre zwei Lenze zu erleben! Er sähe das als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft an.

Der weitaus größte Theil des Briefes war uns gewidmet. Der Schreiber lebte noch mit uns. Nichts und Niemand hatte er vergessen. Selbst den drolligen alten Mann nicht, der die Avenue Belmont für die „Utilité publique" auszubessern pflegte — auszubessern mit den spitzen

harten Steinen, die die Wege in Montreux zu einer Marter machen. Denn Walzen sind hier eine unbekannte Größe, und das Feststampfen bleibt den Zwei- und Vierfüßlern, sowie den Wagen überlassen.

Torsten erkundigte sich ferner nach dem Verlauf all' unserer Beschäftigungen. Hatte Jeanne die Stunden im Hotel Breuer bekommen? Worüber war sie wieder gefallen? Und wieviel Servietten hatte ich gestopft? Wie viele Teller hatte Rosa zerschlagen? — Und wie war es mit Jules' Stellung? Hatte er Aussicht, sie zu bekommen? Und würde Albert, wie er versprochen, am Sonntag bei uns sein? Dann sollten wir nur Alle an ihn denken, wie er unser gedenken würde. — Gebrauchte Jeanne auch seinen Stock, den er ihr da gelassen, und was hatte sie inzwischen gezeichnet? Er erinnere sie an den Blick von der dritten Bank auf dem Chemin des Roses, und dann den von der Terrasse des Hotel Masson müsse sie unzweifelhaft auch skizziren. Er hoffte von Herzen, daß Madame Carabins neuralgische Schmerzen nachgelassen hätten — und Jeanne — hätte sie etwa noch mit den bösen Zähnen zu schaffen? Pauvre petite Jeanne! Wie hätten die sie gequält.“

So ging der Brief weiter — an tausend Einzelheiten erinnernd. Seine Fragen, seine Bemerkungen bewiesen die wärmste Theilnahme, die innigste Zugehörigkeit. Aber es drehte sich Alles um Jeanne. Was er inzwischen auch erwähnte, er kam immer wieder auf die Kleine zurück. „Und nun erwarte er ungeduldig Nachricht von seinen Schweizer Lieben. Jeanne solle nur hübsch ausführlich antworten; sie wisse, daß er sich für Alles, auch das Kleinste, interessire. Er schicke dann auch bald wieder einen recht langen Brief.

Man kann sich vorstellen, wie glücklich Jeanne war! Wieder und wieder fand ich sie mit dem Brief auf dem Knie, während sie selig in die Ferne träumte. Merkwürdig, wie lange so ein junges Menschenkind an ein klein wenig Glück zehren kann! —

XXI.

Das bischen Glück hatte aber auch lange vorzuhalten. Tage, Wochen vergingen — Jeannes Antwort mußte längst in Schweden sein — Torsten ließ nichts von sich hören.

Wir erschöpften uns in Vermuthungen. Madame Carabin war besorgt. „Er wird doch nicht wieder krank sein!“

„Ach bewahre!“ rief ich, „er hat zu thun.“

„Er hat uns vergessen!“ sagte Jeanne.

Ich sah das Kind verletzt an. Kleine Närrin! Sie hatte es lächelnd gesagt — sie glaubte es selbst nicht. — — — — — —

Aber das Lächeln schwand von Jeannes Lippen, wie eine Woche nach der andern kam und ging. Ich, die ich bisher fest zu Torsten gehalten hatte, fing selber an, die Sache unerhört zu finden. Was ihn auch

beschäftigte, zu einer Karte fand sich immer Zeit. Wenn er krank war, konnten die Seinigen Nachricht schicken.

Madame war dafür, daß man noch einmal hinschrieb. Jeanne wollte davon Nichts wissen.

„Ich sage Dir, er ist krank, oder der Brief ist vielleicht verloren gegangen."

Ein ironisches Lächeln war die ganze Antwort.

Aber des Mädchens Augen hafteten immer gespannter auf dem Briefboten. Sie entriß ihm die Briefe förmlich; mit fieberhafter Hast überjagte sie Adressen und Marken — — aus Schweden Nichts!

Und jedes Mal wandte das Kind sich mit trüberem Blick von uns ab und verließ das Zimmer. — Was kümmerte sie denn noch, daß Andere schrieben? — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal im Corridor — Jeanne küßte mich zur guten Nacht vor meiner Thür — kam es hastig durch ihre zusammengepreßten Lippen:

„Ich sage Ihnen, er hat Beauregard vergessen."

Ich schalt sie Kleingläubige, Undankbare. — Kannte sie Torsten nicht besser? Erst damit zeige man, daß man eines Menschen Freund sei, daß man an ihn glaube, wo der Schein gegen ihn spräche.

„Er hat Beauregard vergessen!" wiederholte sie härter.

XXII.

Ich kam spät von Clarens heim. In Vertes Rives, einer der ältesten und behaglichsten Pensionen in Montreux, die viel von Deutschen aufgesucht wird, hatte ich einen fröhlich angeregten Nachmittag und Abend verbracht. — Es schien in Beauregard schon Alles zu ruhen, ich fand Niemand mehr im Salon vor. Vermuthlich hatte Madame Carabin, die seit einiger Zeit viel an Nervenschmerzen litt, sich früher als sonst niedergelegt, und Jeanne leistete ihr Gesellschaft. Um die Frauen nicht zu stören, stieg ich gleich leise in mein Zimmer hinauf.

Behagliche Wärme empfing mich. Rosa, das gute Mädchen, hatte vorsorglich mein Feuer angemacht. Wie ich ihr Dank wußte! — Das würde jetzt noch ein gemüthliches Stündchen werden! — Ich zündete vergnügt meine freundlich brennende Lampe an, meine gute, alte Lampe, die mich von der Heimat hierher begleitet, und setzte ihr den hübschen rothen Lichtschirm, ein Neujahrsgeschenk meiner kleinen Jeanne, auf. Er verdunkelte zwar etwas das Zimmer, aber was schadete das! Auf dem Tisch war es hell, gerade wie zum Lesen geschaffen. Ich rückte also den Lehnstuhl an den knisternden Ofen und machte es mir bequem.

Noch keine zwei Seiten meines Buches hatte ich durchblättert, da klopfte es leise, und gleich darauf ging die Thür auf.

„Est-il permis?" fragte Jeannes Stimme.

„Freilich, freilich, Kind! Kommen Sie näher."

Sie kam mit langsamem Schritt auf mich zu und legte mir einen offenen Brief in den Schooß.

„Einen Brief, Kind! Für mich, Jeanne?“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Ist er — ist er von —“ Ich nahm das Blatt auf. „Ah, von Torsten, von Torsten! Sehen Sie, Kind, sehen Sie? Wer hat nun dem guten Torsten bitteres Unrecht gethan? Wer hat uns schon glauben machen wollen, er hätte Beauregard vergessen, wer, wer? Jetzt bitten Sie's ihm nur schön ab, Sie Böse! — Ja, aber — soll ich den Brief denn lesen? Er ist an Ihre Frau Mutter —“

Jeanne war etwas zurückgetreten, der Schatten der Lampe fiel auf ihr Gesicht, aber ich sah, daß sie nickte. Ich las also.

Torsten entschuldigte sich, daß er so lange nicht geschrieben; nicht etwa, weil er der lieben Freunde vergessen, im Gegentheil, oft, sehr oft habe er ihrer gedacht.

Ich las den Satz laut, triumphirend.

Aber er habe eine Zeit so bangen Zweifels, solcher Verzagtheit durchgemacht —

„Verzagtheit? Was ist denn gewesen, Kind?“ Jeanne antwortete nicht.

„Nun ist die böse Zeit vorüber, und ich bin glücklich; und nun sollen meine liebe Mutter, meine liebe Schwester auch die Ersten sein, die von mir hören. Denn sie sind es, denen ich mein Glück verdanke. Sie, Madame, haben mir den Weg aus der Dunkelheit heraus gezeigt. Sie haben mir bewiesen, daß auch ich noch einer Lebensaufgabe gerecht werden könne, daß ich nur die lähmende Schwermuth, den Mangel an Selbstvertrauen abzuschütteln brauche, um aus meinem Dasein noch Etwas zu machen, was eines Menschen, was eines Mannes werth ist. Ich habe meine Seele dieser Erkenntniß geöffnet, die hinfort meine Zukunft durchdringen wird; — und nun mag die Finsterniß kommen, die ewige Nacht, die ich bis jetzt als schrecklichste Prüfung gefürchtet. Ich werde sie tragen mit Ergebenheit und Stärke, ja, es wird mir leicht werden, sie zu tragen — o ganz leicht! — denn nun werde ich eine Sonne an meiner Seite haben, die mir die Nacht erhellen wird mit Tageshelle. Wie glücklich ich bin! — In all den langen bangen Tagen und Nächten habe ich mit dem Zweifel gerungen, ob ich mich anbieten dürfe, —“

Mit fieberhafter Hast las ich weiter — jetzt kam ja, was ich erwartet und gehofft. —

„Anbieten dürfe, ob ich auch das Recht habe, ein fremdes Leben an das meine zu ketten. Aber da habe ich mich der Worte der lieben Mutter erinnert; in ihnen habe ich Muth gewonnen, die Frage zu wagen. —“

Ich sah halb auf — Jeanne trat weiter zurück; o Jeanne, kleine Jeanne! Darum also suchst Du die Schatten der Lampe! —

„Und mein Vater billigt meine Wahl —“

Ich las es jubelnd und laut.

„Und jetzt bin ich glücklich —ganz glücklich, und meine Braut —“

Lächelnd und langsam schlug ich um und sah wieder halb zu Jeanne hinüber.

„Ist auch glücklich, das edle, herrliche Mädchen, Emmy Magnusson —“

Emmy Magnusson, Emmy — mechanisch wiederholte ich die Worte. Was war das jetzt? Das hier? Ich fühlte, daß ich Nichts begriff. —

„Immer schon habe ich sie geliebt —“

Wen denn? Emmy Magnusson, nicht Jeanne? Mein Gott, was wurde aus Jeanne?

Mechanisch las ich weiter: „von Jugend auf — und sie mich auch, immer, das weiß ich nun. Aber weil ich nicht gesprochen, hat sie geglaubt, ich liebe sie nicht. — Wie hätte ich denn sprechen können? ich halbblind, ein Krüppel? Ich hatte geglaubt, ich dürfe, ich könne ihr nicht nahen. Und das ist meine Verzweiflung gewesen, das! Darum meine Verzagtheit, mein Trübsinn, darum die ungleichen Stimmungen, die die liebe Mutter, die die liebe kleine Schwester so oft an mir getadelt. Nun werden sie verstehen. — Aber jetzt bin ich ganz glücklich, ganz gleich, ganz heiter; und ich kann meine Seligkeit nicht länger für mich behalten — ich muß sie denen mittheilen, von denen ich weiß, wie sehr sie sich für mich interessiren; ganz so, wie ich mich für sie, wie ich mich immer für sie interessiren werde —“

Ich ließ den Brief sinken; ich konnte nicht weiter lesen.

Von meinem Schooß glitt die Einlage, zwei zusammengebundene Visitenkarten. Sie lagen hell im Lichte der Lampe; ich sah das rothe Seidenbändchen, das sie zusammenhielt, las deutlich die Namen, die in meinem Kopfe hämmerten: Emmy Magnusson, Torsten de Moerner.

Ich weiß nicht, wie lange ich so da gesessen haben mag, das Blatt krampfhaft zwischen den Händen. Ich wagte nicht aufzuschauen, denn ich fürchtete mich vor dem ersten Blick in Jeannes Gesicht. Recht gut, daß sie weiter zurückgewichen war! ich hatte es wohl bemerkt; in dem Augenblick, wo ich den Brief hatte fallen lassen, war sie bis an die Thür geflohen.

Ein dumpfer Laut, wie von unterdrücktem Stöhnen schlug jetzt von dort an mein Ohr.

Ich Selbstsüchtige, die ich für mich den Schmerz fürchtete, der in des Kindes Gesicht zu lesen sein würde, und das Kind selber verzweifelte. — Ich sprang auf und riß den Schirm von der Lampe.

Da stand Jeanne, die Hände auf die Brust gepreßt, mit einem Antlitz, aus dem der letzte Blutstropfen gewichen schien, und starrte mit fast irren Augen nach mir.

„Jeanne!“ schrie ich auf. „Jeanne! Kind!“ ich streckte meine Hände nach ihr aus.

Sie rührte sich nicht; sie sah mich noch an mit demselben irren Blick.

„C'est Jeanne, Jeanne Guignon!" sprach sie jetzt mit herzzerreißendem Lächeln und lehnte den Kopf wie von Schmerz übermannt zurück an die Thür.

„Jeanne!" rief ich wieder, liebes Kind!"

Da warf sie beide Arme über den Kopf zurück; mit einem wilden Aufschrei stürzte sie vorwärts und sank laut aufschluchzend zu meinen Füßen nieder.

Ich nahm sie in meine Arme und barg das weiße Gesichtchen an meiner Brust. Ich streichelte und küßte den dunklen Lockenkopf, wiegte sie, wie eine Mutter ihr krankes Kind wiegt, — Worte fand ich nicht.

Was konnte ich thun? Was konnte ich sagen? — Jeanne, arme kleine Jeanne! — —

Heymann Steinthal.

Von

Ch. Achelis.

— Bremen. —

Wenn man mich fragen würde, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit DYAUSH-Pitar = Griechisch ΖΕΥΣΠΑΤΕΡ = Lateinisch Jupiter = Altnordisch TYR. Diese Gleichung besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch Anfangs klang, — sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeitlang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einem Namen, welcher Himmel-Vater bedeutete. Diese Lehre kann nicht oft genug eingeschärft werden, denn wer sie nicht völlig begriffen, sich eingeprägt und verdaut hat, kann sich keine richtige Vorstellung davon bilden, welch ein Licht sie auf die älteste Geschichte der arischen Völker wirft. Die Geschichte des Alterthums ist durch diese eine Entdeckung so vollständig verändert worden, wie die Astronomie durch die Ketzerei des Kopernikus. Diese Worte Max Müllers (Anthropol. Religion S. 80) veranschaulichen in der That sehr glücklich die weitreichenden Folgen, ja die fundamentale Revolution, welche im Laufe der letzten vier Decennien in der ganzen Weltanschauung die epochemachenden Fortschritte der vergleichenden Sprachwissenschaft heraufbeschworen haben. In die nebelumsponnenen Zustände einer Zeit, in welche kein Licht geschichtlicher Forschung mehr hinabreichte, aus der vollends keine monumentalen oder inschriftlichen Ueberreste mehr vorhanden waren, warf die Fackel dieser sorgfältigen psychologischen Zergliederung der

stammverwandten Wörter ein so klärendes Licht, daß sich — in großen Umrissen wenigstens — ein Bild jener vorhistorischen Gesittung vor unseren staunenden Blicken erhob, wir hatten festen Boden unter den Füßen, gesichertes Terrain erobert, ohne die sonst üblichen Mittel der philologischen Untersuchung in Anwendung gebracht zu haben. Daß diese umfassende Sprachvergleichung, die zugleich mit einem neuen Stammbaum der Menschheit auch ihre geistige Geschichte mit ungeahnten Schätzen bereicherte, nicht der Hilfe anderer Disciplinen entrathen konnte bei ihrem ungemein schwierigen Programm, versteht sich von selbst; Anthropologie, Urgeschichte, Psychologie — um nur die wichtigsten Bundesgenossen zu nennen — mußten ihren Beistand in Aussicht stellen, sollte anders das Werk in vollem Umfange gelingen. Es ist daher auch wahrlich kein Zufall, wenn, einzelne beklagenswerthe Ausnahmen abgerechnet, sich die Vertreter dieser verwandten, durch ein gemeinsames Ziel vereinigten Richtungen im Ganzen und Großen im gegenseitigen besten Einvernehmen mit einander befinden. Am vortheilhaftesten gestaltet sich die Sachlage aus begreiflichen Gründen dann, wenn der Linguist möglichst eingehend anthropologische und psychologische Studien berücksichtigt, ja die beiden Gebiete selbst beherrscht; das ist der Fall bei H. Steinthal, der, obschon er die Schwelle des Greisenalters überschritten hat, doch in voller geistiger Rüstigkeit der rastlosen Verwirklichung seiner hehren Ideale lebt.

Erledigen wir zunächst das biographische Material, das bei einem deutschen Gelehrten meist ungewöhnlich dürftig zu sein pflegt. Steinthal wurde geboren am 16. Mai 1823 in Gröbzig im Anhaltischen; er studirte in Berlin 1843 Philologie und Philosophie und habilitirte sich 1850 an der dortigen Universität, wo er über Sprachwissenschaft und Mythologie Vorträge hielt. Um chinesische Sprache und Litteratur gründlich zu studiren, hielt er sich in den Jahren 1852—55 in Paris auf, wurde dann 1855 außerordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Berlin, wo er seit 1872 auch an der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums Religionsphilosophie und Religionsgeschichte lehrt. Steinthal hat eine ganze Reihe größerer und kleinerer Werke geschaffen, die sich sämmtlich durch eine klare und edle Sprache auszeichnen; wir nennen u. A. Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens, Charakteristik der hauptsächlichsten Sprachtypen, Grammatik, Logik, Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander. Am populärsten dürfte die Sammlung der Vorträge und Abhandlungen sein unter dem Titel: Zu Bibel und Religionsphilosophie, wie es überhaupt charakteristisch für unseren Denker ist, daß er überall, soweit das mit der Schärfe wissenschaftlicher Untersuchung vereinbar ist, sich bemüht, die Ergebnisse seiner Studien auch größeren Kreisen zugänglich zu machen.

Der mit allem dialektischen Scharfsinn geführte Streit der antiken Sprachphilosophie, ob die Sprache durch Satzung oder Natur entstanden

sei, ob durch ein göttliches Geschenk oder durch organische Einrichtung, wurde nicht allein im vorigen Jahrhundert in den bekannten Controversen lebhaft wieder aufgenommen; wenn man schärfer zusieht, so versteckt sich der alte Gegensatz auch noch unter den neumodischen Verkleidungen, die unsere Zeit für das Problem gefunden hat. Auf der einen Seite steht die hauptsächlich in den Kreisen der naturwissenschaftlichen Bildung gepflegte Ansicht von der organischen, an physiologische Bedingungen nicht zum Wenigsten geknüpften, durch einfachen Reflex entstandenen Einrichtung der Sprache, auf der anderen diejenige, die ebenso nachdrücklich eine absichtliche geistige Thätigkeit des Menschen behauptet, also die vordem so verpönte Erfindung stillschweigend wieder einführen möchte. Wir können an dieser Stelle natürlich nicht in eine besondere Untersuchung über die einzelnen Momente eintreten, die für die schließliche Lösung des Problems in Betracht kommen, über die Wichtigkeit der Lautnachahmung im Allgemeinen oder der die Sprache unterstützenden Geberden, über die Reflexbewegungen, über das Verhältniß der physiologischen Mechanik zu psychischen Associationen, über den etwaigen Antheil, der bei dem ganzen fraglichen Vorgang der Gewohnheit zufällt oder andererseits einer bestimmten klar erfaßten Apperception, wie ihn die neuere Psychologie herausgearbeitet hat, u. s. w. Das sind höchst verwickelte Specialfragen, die zum Theil noch bis zum heutigen Tag nicht erschöpfend beantwortet sind; für uns handelt es sich in der Hauptsache um den allgemeinen Standpunkt, den Steinthal eingenommen hat. Während andere Forscher, so der geniale Lazarus Geiger, in der Sprache die Entwickelung der menschlichen Vernunft überhaupt verfolgten und ihren Ursprung in ihrer Geschichte metaphysisch ergründen wollten, wird hier die Untersuchung zu einem Gegenstand der empirischen Psychologie. Für mich handelt es sich (so charakterisirt Steinthal seine Stellung) um die Lage des Bewußtseins und um die dasselbe beherrschenden Gesetze bei der Erzeugung der Sprache im Uranfange, wie im Kinde und im jedesmaligen Augenblick der Rede. Für mich war die Frage eine der empirischen Psychologie. (Ursprung der Sprache S. 351.) In erster Linie wird an der Hand mathematischer Formeln (die später von einem Schüler Steinthals, Glogau, weiter entwickelt sind) eine psychologische Mechanik gegeben, dann wird die vorsprachliche Stufe der Seelenentwickelung näher charakterisirt, als Wahrnehmung oder Anschauung, über die sich die menschliche Sprache in der Vorstellung erhebt. Im Genaueren verhält sich diese Ableitung so: „Ich sah von aller höheren Seelenthätigkeit des Menschen ab*) und prüfte nur die menschliche Wahrnehmung. Ich erhebe allerdings noch heute den Anspruch, daß ich den Vorzug des Menschen vor dem Thier vorsichtiger dargestellt habe, als jemals vor mir geschehen ist. Ich führte nicht Religion,

*) Steinthal sagt geradezu: Den Ursprung der Sprache darlegen, hieß für mich, den Ursprung des Menschen aus dem Thier nachweisen.

Zahlen, staatliches Zusammenleben u. s. w. als Specifica des Menschen vor, sondern ich redete wesentlich nur von den Empfindungen der Sinne. Hier, in der untersten seelischen Sphäre, suchte ich den Unterschied auf. Ich leitete den Vorzug des Menschen, da wir vom Gehirn nichts Bestimmtes wissen, fast ganz von der aufrechten Stellung des Menschen ab: daher die Beweglichkeit des Leibes und seiner Glieder, namentlich des Kopfes und des Armes mit der Hand und den Fingern, besonders dem Daumen. Damit hängt die unbehaarte Haut zusammen. Von ihr und der Hand hängt der feine Tastsinn ab. Dazu kommen die anderen Sinne, welche sämmtlich extensiv schwächer, aber intensiv stärker wirken, d. h. sich zwar über geringere Entfernungen erstrecken, aber mehr qualitativ verschiedene Eindrücke erfahren, also an den Dingen mehr Eigenschaften entdecken und die gleichartigen Eigenschaften mehrerer Dinge genau unterscheiden. Dadurch entsteht im Menschen eine größere Intellectualität, theoretisches Interesse, wenn auch zunächst nur im Dienste der nutzbringenden Arbeit, welche aber wiederum die Kenntniß mehrt. Beides nun, Arbeit und Kenntniß, schwächt die Leidenschaft, die Gier und hebt die Besonnenheit. Damit aber erzeugt sich auch das ästhetische Interesse, das Wohlgefallen am Schönen wie am Sittlichen. Die Arbeit erweckt neue Bedürfnisse, und das Bedürfniß treibt zur Arbeit. Diese, ihre Ziele immer steigernd, verlangt Vereinigung der Menschen und führt zur Gesellschaft, die einen neuen Keim zur Erweiterung des Intellects und namentlich zur Schöpfung der Sprache abgiebt." (A. a. O. S. 353.) So aufmerksam unser Philosoph die naturwissenschaftliche Seite der Spracherzeugung verfolgt (Gustav Jäger, dem bekannten „Entdecker" der Seele, wird z. B. eine sehr ausführliche und zum Theil ganz anerkennende Besprechung gewidmet), so gilt doch das physiologische Moment als solches für das betreffende Problem als ziemlich belanglos. Ja, die Entwicklungstheorie wird nicht unerheblichen Zweifeln unterzogen: „So sicher mir der Gedanke der Descendenz überhaupt (als Hypothese) ist, so wenig ist es schon heute möglich, ihn zu einer Thatsache, betreffend das Werden und die erste Entwicklung des Menschengeschlechts zu gestalten. Dazu fehlen noch die ersten sicheren Ansatzpunkte. Immer noch sind die Grundfragen nicht mit Sicherheit zu beantworten: Ist das heutige Menschengeschlecht in Wirklichkeit (nicht blos ideell) eines und desselben Ursprungs? Ist ihm eine Menschenrasse oder sind ihm sogar mehrere Menschenrassen, welche ausgestorben sind, vorangegangen? Wie waren letztere, oder wie waren die ersten Menschen-Familien leiblich geartet? Wie geistig begabt? Ueber Alles dieses ist bis heute eine begründete Ansicht noch unmöglich." (A. a. O. S. 355.) Ganz im Gegensatz zu manchen modernen Sprachforschern (wie z. B. Kleinpaul in seinem großen, freilich anziehend geschriebenen Werk: Das Leben der Sprache) weist Steinthal sehr einsichtig jede speculative Schlußfolgerung aus der hypothetischen Figur des Urmenschen von vorne herein zurück; er bemerkt nicht ohne Beimischung von Sarkasmus:

„Mag, wer will, glauben, er könne den Urmenschen als solchen ertappen und zeichnen, sehen und hören — ich leugne für's Erste noch diese Möglichkeit, wie ich sie immer geleugnet habe. Ich will nicht zeigen, wie die Sprache geworden ist, sondern nur, welche Gesetze in ihrem Werden wirksam waren; meine Beispiele sollen erläutern, aber nicht beweisen und sind keine Thatsachen der Urgeschichte. Der Ursprung der Sprache als historisches Factum gefaßt ist Aufgabe der Völkerpsychologie; ich habe mich zunächst und bisher darauf beschränkt, nur die allgemeinen psychologischen Gesetze zu erforschen, welche sich in der Schöpfung der Formen des Denkens und des Gedanken-Ausdrucks berühren. Freilich wird mir immer klarer, daß auch diese Formen, seit sie eine Geschichte haben, ohne Völkerpsychologie nicht genügend erklärt werden können. Die Sprache zumal ist ein Organ des Geistes, welches in seinem ganzen Wesen geschichtlich ist." (A. a. O. S. 359)*).

Wir können hier nun nicht eingehend die einzelnen Entwicklungsphasen dieses Processes erörtern (wobei vor Allem auf den Unterschied der einfachen, auch den Thieren zugängigen Wahrnehmung von der das Allgemeine und Abstracte betonenden Vorstellung hinzuweisen ist), sondern wir müssen uns um so mehr der Völkerpsychologie zuwenden, als hier für das Gebiet der Mythologie und Religionsphilosophie die Bedeutung Steinthals sehr evident zur Geltung kommt. Es darf wohl hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß der verdiente Gelehrte mit seinem Gesinnungsgenossen und Amtsbruder Professor Moritz Lazarus 1860 das Organ für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft gründete, dem über drei Decennien nach allen Seiten hin die fruchtbarsten Keime und nachhaltige Anregungen zu danken sind. Es ist dies um so beachtenswerther, als die Herausgeber dieser inzwischen ihres ursprünglichen Charakters entkleideten Zeitschrift vielfach (besonders gilt das, wie wir später noch sehen werden, von der Ethik Steinthals) von den streng atomistischen und individualistischen Voraussetzungen Herbarts ausgingen. Auch hier müssen wir uns nothgedrungen auf einige allgemeine Grundzüge beschränken.

Die umfassende Wissenschaft vom Menschen, die für unsere abendländische Bildung Sokrates geschaffen, hat erst in unserer Zeit durch das fast unübersehbare Material der modernen Völkerkunde ihre exacte, jeglicher luftiger Speculation entzogene Basis erhalten; erst jetzt hat sich der berühmte Aus-

*) In etwas anderer Fassung lautet die Formulirung des Problems so: „Die allgemeine Psychologie hat es nur mit den abstracten Gesetzen und Formen der geistigen Processe zu thun; sie gehört zu den sogenannten rationalen Disciplinen, wie die Physik. Die Darstellung jeder concreten historischen Schöpfung als eines psychischen Geschehens hingegen ist Gegenstand der Völkerpsychologie. Soll also die Sprache nach ihrem geschichtlichen Auftreten erkannt werden, so muß zwar die allgemeine Psychologie die Principien und Grundgesetze hergeben, kann aber damit nicht ausreichen. Dabei ist die Theorie der Reflexbewegung und der Apperception für jene Aufgabe unzulänglich, nämlich blos constitutiv; die regulativen Principien müssen aus der Philologie und Völkerpsychologie gewonnen werden." (A. a. O. S. 373.)

spruch des Aristoteles: Der Mensch ist seiner Natur nach ein sociales Wesen, erfüllt und inductiv bestätigt. Dadurch mußte sich auch für die psychologische Betrachtung eine ganz abweichende Auffassung ergeben, die ihre Aufgabe nicht, wie bislang, in einer rein begrifflichen Zergliederung der individuellen seelischen Processe erblickte, sondern umgekehrt den Einzelnen in seinem organischen Zusammenhang mit seiner Umgebung, das Ich nicht so sehr als allmächtigen, überweltlichen Schöpfer, sondern als Endergebniß unendlich verschiedener psychischer Wechselwirkungen zu begreifen suchte. Von diesem socialpsychologischen Gesichtspunkt wird das Programm der neu zu gründenden Wissenschaft so entwickelt: „Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhang mit seines Gleichen das werden und das leisten kann, was er soll, so sein und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist thatsächlich kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen Nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrien wie das Thier und gingen weniger, als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, daß wahrhaft menschliches Leben der Menschen, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung aber des Geistes ist das wahre Leben und die Bestimmung der Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt, und er, der Einzelne, ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Theilnahme am Leben der Gattung.“ (Zeitschrift für Völkerpsychol. I, 3.) Deshalb wird die Grenze zwischen der individual- und der social-psychologischen Betrachtung folgendermaßen festgesetzt: „Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war: es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch im Unterschied von allen freien Culturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allernothwendigste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals blos dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und anderseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker und die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden.“ (A. a. O. S. 5.) Es erhellt aus diesen Ausführungen, daß das Gebiet dieser neuen Wissenschaft das Gesammtleben

der Menschheit ist, daß sie das ganze geistige Schaffen des Homo sapiens umfaßt, Alles unter der maßgebenden Voraussetzung, daß wir es immer mit irgendwie, und sei es noch so dürftig und locker organisirten Verbänden zu thun haben. Es ist eine Culturgeschichte idealen Stils, die hier vor unseren Blicken aufsteigt, nur mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß hier zugleich mit dem Verlauf die beherrschenden Gesetze entwickelt werden. Die Völker werden betrachtet als Organismen, und an und in ihnen werden andererseits wieder die specifischen Eigenthümlichkeiten studirt, welche ihren psychischen Typus begründen. Deshalb heißt es resümirend: „Die Völkerpsychologie wäre zu bestimmen als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechts, der Völker, wie dieselbe die Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlich geistigen Leben der Völker wird." (S. 13.)

Wie an anderen Punkten, so müssen wir auch hier auf die genauere Ausführung des angeregten Gedankens verzichten (z. B. auf die sehr bedeutsame Fassung des Begriffs Volksgeist und seiner substantiellen Bedeutung), wir wenden uns vielmehr nach diesen Präliminarien der Mythologie und Religion zu, den beiden Gebieten, auf welchen der Schwerpunkt der Steinthal'schen Arbeiten liegt. Hier gilt es vor Allem den klaren psychogenetischen Einblick in das organische Wachsthum der großen mythologischen und religiösen Wesen zu gewinnen, welche das Leben der Menschheit seit jeher beherrscht haben, und die auch bis auf den heutigen Tag trotz alles Skepticismus und aller Gleichgiltigkeit nicht ihren Zauber eingebüßt haben. Es ist hier wieder (so lautet die Begründung) zuerst die uranfängliche Entstehung der Religion, der Gottes-Idee und Gottes-Verehrung allgemein psychologisch zu zeigen; dann, wie, auf welchen Wegen die Verschiedenheit entstehen konnte, in der die religiöse Idee sich ausbildete. Zwei entgegengesetzte Fehler wollen wir hier abweisen, die sich nur durch das Geistreiche und das Großartige des Irrthums einschmeicheln konnten. Unbefangen betrachtet, können wir wohl nur eine Gedankenlosigkeit erstlich darin sehen, wenn man die verschiedenen Religionen für nichts Anderes als den getreuen Widerschein der Natur der Länder erklärt. Als wenn der Volksgeist nur der passive, an sich leere, rein aufnehmende Spiegel der Oertlichkeit wäre, in der das Volk lebt! Nicht weniger gedankenlos ist genau genommen die andere Ansicht, die freilich durch eine großartige Weltanschauung getragen wird. Nach ihr ist jede Religionsform eine Offenbarung und deshalb Selbstschöpfung des Absoluten, Gottes selbst. Diese Ansicht Hegels, die bei ihm durch die bald menschenvergötternde, bald gottvermenschlichende Dialektik verwirrt und abgestumpft wird, tritt positiver hervor bei Weiße, am positivsten, ich hätte beinahe gesagt: am crassesten, bei Schelling. Nicht die Völker haben sich hiernach ihre Religionen gebildet, sondern in den Völkern hat Gott die Religionen und in den Religionen sich selbst geschaffen. Zeus war eine Wirklichkeit, ein wirklicher Gott, war wirklich der ewige, einige Gott, der und wie er sich im griechischen Volksgeiste schuf. (A. a. O. S. 47.)

Gegenüber diesen einseitigen und deshalb unwahren Vorstellungen muß man den typischen Zug, das schlechthin universell Psychologische des Mythus in der unentrinnbaren Nothwendigkeit des mythischen Denkens und Empfindens für das naive Bewußtsein erblicken, und es bedarf nur einer näheren Bestimmung der einzelnen, sich eben überall wiederholenden Elemente dieser buntschillernden Spiegelungen, um ein abschließendes Urtheil über diese, unserem kritischen Zeitalter an und für sich freilich recht fremdartigen Processe zu gewinnen. In einem sehr anziehenden Vortrage über Mythus und Religion spricht sich Steinthal folgendermaßen aus: „Unter dem Begriff Mythus befassen wir die gesammte Vorstellungswelt des Volkes auf ihrer ersten Entwickelungsstufe, welche von den Völkern der Weltgeschichte längst überstiegen ist, auf welcher aber die culturlosen Stämme heute noch verharren, auf welcher die Kinder immer stehen werden. Das Bild, welches sich der Mensch auf der ersten Stufe geistiger Bildung von dem All entwirft, wie er sich die Gestalt und Einrichtung der Welt als eines Ganzen vorstellt, und wie er sich die einzelnen Vorgänge in der Natur und im Menschenleben erklärt, wie er sich den Grund alles natürlichen und geistigen Daseins und der Beschaffenheit aller Wesen begreiflich macht, das Alles ist Mythos. Er denkt mythisch, und darum wird jeder Gedanke zum Mythos, jede Anschauung zum Symbol. Was heißt das nun aber: mythisch denken? Um dies zu verstehen, müssen wir versuchen, uns in das Bewußtsein der ältesten Geschlechter zu versetzen. Denken wir uns also die Menschheit im Zeitalter ihrer Kindheit. An Geist ist sie ein Kind, sie ist noch ohne jede Erkenntniß. Sie liebt das Licht, denn das Auge ist ja sonnenhaft, und Alles liebt seines Gleichen; auch die Wärme fühlt man wohlthuend. — Es ist Tag. Nun aber sinkt die Sonne zusehends, schwindet gänzlich, und es wird Nacht, dunkel und kühl. Das Auge sieht nicht mehr klar, auch das Gethier hat sich zurückgezogen, nur das übelklingende Geschrei von Nachtvögeln und Raubthieren wird in der Stille um so grausiger vernommen. Ein feuchter Wind erkältet den Leib und zerstreut den angezündeten Reiserhaufen, die Flamme ist erloschen. Je weniger Bestimmtes die Sinne wahrnehmen, um so lebhafter gestaltet der innere Sinn, angemessen der unbehaglichen Stimmung, in unheimlichen Formen. Man ist müde und fühlt die Schwäche der Lebenskraft; man fühlt sich in Gefahr, angegriffen von unsichtbaren, grausigen Mächten, welche schon Licht und Wärme und Leben dahingerafft haben. Dann sinkt man in Schlaf, in Erstarrung; das Bewußtsein ist hin. Und darauf erwacht man wieder, und man sieht, wie das Licht wieder da ist und immer mehr wieder kommt, die Sonne steigt, und die Pflanzen und Thiere leben wieder auf. Man hat einen Tod und eine Auferstehung des Alls und seiner selbst erfahren — und blos erfahren; man war dabei ganz unthätig und fühlte sich ganz ohnmächtig, man war dahin. Man hat Nichts abwehren können, und man hat Nichts dazu gethan, das geschwundene Leben wieder zu erwecken.

Mit welchem Gefühl muß dieser Mensch die in majestätischer Pracht aufgehende Sonne begrüßen — jetzt, da er sich wieder in frischester Kraft erhebt? — Es war Sommer; nun wird es Winter. Die Mächte der Nacht sind gewachsen: sie verdrängen Licht und Wärme immer mehr, sie scheinen ganz des Tages Herr zu werden, Herr zu sein: das Licht verhüllt von dunklen Wolken, die Pflanzenwelt abgestorben; jetzt scheint Alles dem sicheren Untergang nahe. Und nun kommt der Frühling; das Licht hat wieder gesiegt, und wiederum lebt Alles neu. Und der Frühling kommt in den südlicheren Gegenden, wo jene Menschen wohnten, unter furchtbaren Gewitterstürmen und Regengüssen mit ganz anderer Gewalt und Majestät als bei uns. Wie soll der kindliche Mensch das fassen? Und das Alles geschieht abermals um ihn — um ihn räumlich und ursächlich, in seiner Umgebung und um seinetwillen, so muß er glauben. Und er hat gar Nichts dabei gethan; aber andere Wesen haben gewirkt, um ihn gekämpft; einige haben ihn bedroht und andere ihn gerettet. Er fühlt sich als Gegenstand eines Kampfes zwischen Wesen, die ihn hassen und die ihn lieben, die ihn verfolgen und die ihn schützen. Was sind das für Wesen und wie soll er sich zu ihnen verhalten?" (Zu Bibel und Religionsphilosophie S. 131.) Hier sehen wir, wie die Mythologie mit organischer Nothwendigkeit aus dem naiven Bewußtsein primitiver Völker hervorwächst; daher die überall sich wiederholenden Grundformen trotz aller Abweichungen, welche durch die Eigenart der Rassen einerseits und die besonderen Naturverhältnisse andererseits bedingt sind. Man denke nur, um sich das zu vergegenwärtigen, an die tief greifenden Unterschiede der doch so stammverwandten Hellenen und Germanen, dort eine optimistische, harmonisch abgerundete Weltauffassung, wobei die dunklen Räthsel- und Schicksalsfragen völlig zurücktreten, hier eine tief ernste, gelegentlich pessimistische, tragische Stimmung, die mit einer furchtbaren Götterdämmerung schließt. Die Sprachwissenschaft ist es gewesen, welche diesen gemeinsamen Sagenschatz zunächst für den Bereich des indogermanischen Stammbaumes nachgewiesen hat, während es der noch umfassenderen Völkerkunde unserer Tage gelungen ist, dieselben oder doch höchst gleichartige mythologische Ideen auch in Culturkreisen zu entdecken, die mit uns in keinerlei ethnographischer, topographischer und geschichtlicher Berührung standen, — ich erinnere nur an die wunderbare Sagenwelt der Polynesier. War erst einmal der Grundton gegeben, die mit unwiderstehlicher Macht hervorbrechende Naturverehrung, an die sich unmittelbar der überall auf Erden wirksame Ahnencult anschloß, so ergab sich mit dem unentrinnbaren Anthropomorphismus alles Andere von selbst. Die Personificirung der elementaren Gewalten, die Umkleidung mit rein menschlichen Zügen und Eigenschaften, die Dramatisirung der Natur und dann die Einordnung der verschiedenen Götter in ein mehr oder minder lückenloses System, der Kampf der einzelnen Dynastien mit einander — das ist der überall hervortretende

Proceß der Theogonie aus dem großen Untergrund des kosmogonischen Glaubens. Die Zersetzung aber dieses ursprünglichen Bestandes in die poetischen Formen der Sage und des Märchens bei absterbender Kraft der mythologischen Phantasie hier weiter zu verfolgen, würde zu weit führen; es mag genügen, wenn wir auf das uns am nächsten liegende Beispiel unserer eigenen Mythologie verweisen, wo durch die Einführung des Christenthums die früheren Gottheiten ihrer herrschenden Stellung enthoben wurden und in den sogenannten Volks- und Aberglauben eine stille, unbeachtete Existenz fristeten.

Wie haben wir uns nun das Verhältniß des Mythus zur Religion zu denken? Oder ist diese vielleicht erst ein verhältnißmäßig spätes Culturerzeugniß, so daß diejenigen Kritiker Recht hätten, welche den niedrigsten Stämmen jede Religion absprechen wollen? Das wäre sehr voreilig gedacht und gehandelt; es hat sich vielmehr noch immer herausgestellt, daß derartige lieblose Urtheile entweder auf ungenauen Beobachtungen beruhen oder auf vorschnellen Verallgemeinerungen, resp. ungerechten und einseitigen Voraussetzungen. Nimmt man z. B. eine bestimmte Summe abstracter Dogmen als Maßstab, so erklärt sich jener negative Ausspruch von selbst; aber es bedarf weniger Ueberlegung, um zu erkennen, daß eine solche enge, vielleicht wohl gar nur dem Christenthum entlehnte Perspective für den ganzen Umfang des religiösen Empfindens durchaus nicht ausreicht. Die Ethnologie hat vielmehr in nüchterner, unbefangener Auffassung überall das Vorkommen religiöser Gefühle constatiren können, aber wir müssen uns hüten, mit speculativen Begriffen zu operiren, und demgemäß die etwaige Definition möglichst allgemein fassen. Unser Forscher stellt folgende Erklärung auf: „Religion ist nichts Anderes und nichts Weiteres als das Gefühl der Erhebung, welches zunächst die Ideale und dann auch alle wirklichen Dinge in uns erwecken, insofern und in dem Maße, als sie das Ideal verwirklichen; Begeisterung für das Gute, das Wahre und das Schöne schlechthin und folglich für jedes einzelne Gute, Wahre und Schöne, das hervorgebracht ist, oder für irgend etwas Vorhandenes, insofern es gut, wahr, schön ist.... Religion, Idealismus, Begeisterung ist das Gefühl für das Unendliche schlechthin und für das Endliche, insofern es eine Darstellung des Unendlichen ist. Darum setzt die Religion immer ein Höchstes, das wir Gottheit nennen, einen unauslöschlichen Herd der Begeisterung, von dem die Strahlen abwärts gehen. Daher ist der religiöse Ausdruck für die Religion der: Gefühl für die Gottheit und alles Seiende, insofern uns dieses vollkommener oder unvollkommener die Gottheit darstellt." (A. a. O. S. 141.) Wenn wir auch in erster Linie noch nicht das Gottesbewußtsein betonen, so bleibt als ursprünglicher Factor das Gefühl für das Unendliche*) bestehen, das sich über-

*) Aehnlich sagt Max Müller: „Religion besteht im Gewahrwerden des Unendlichen unter solchen Manifestationen, die auf den sittlichen Charakter des Menschen bestimmend

raschender Weise (wenn man seine Anforderungen nur nicht zu hoch spannt) in der That schon in dem blöden Fetischismus zeigt. Denn auch hier wird zwischen dem zufälligen Gegenstand der religiösen Verehrung und andererseits zwischen der permanenten Kraft, die sich jenen Sitz nur zeitweilig auswählt, streng unterschieden; nur dieser unsinnlichen und eben deshalb dämonisch, über alles Begreifen wunderbaren Potenz gilt die Verehrung. Aber es ist nicht wohlgethan, namentlich ist das für die primitive Gesittung verhängnißvoll, von vorneherein den Nachdruck auf die Erkenntniß zu legen, während es sich wesentlich nur um einen Gefühlsact handelt, um die Beziehung des muthlosen, in seiner Verlassenheit verzagenden Urmenschen zu jenen überirdischen Mächten, die sein Dasein schützen, aber auch bedrohen können. So erklärt sich auch ungezwungen die nahe, unvermeidliche Berührung des Mythus; in welchem die schöpferische Phantasie des naiven Bewußtseins am liebsten verweilt, mit der Religion, die schon bestimmte Anforderungen an das praktische Verhalten stellt. „Zu Mythen gesellt (so erklärt Steinthal den Verlauf weiter) ist die Religion der Kindheit des Menschengeschlechts; diese Gesellung wird aber verhängnißvoll für sie. Zwar wird ihr dadurch nicht jede Entwicklung abgeschnitten, der religiöse Sinn ist mächtig genug und der Mythus biegsam genug, um die Religion in mythischer Erkenntnißform hohe Stufen erreichen zu lassen; ja bis zum Monotheismus kann sie gelangen. Denn Mythen veranlassen zwar ursprünglich mit Nothwendigkeit Vielgötterei; aber obwohl der eine Gott im schärfsten Widerspruch mit Götzendienst hervortreten kann, so verträgt sich doch auch er mit dem Mythos; und wenn er im kindlichen Gemüth entsprungen ist und kindlichen Geistern gepredigt wird, so nimmt auch er nach Lage der Sache mythische Form an. Wie hoch und rein auch ihrem Inhalte nach die Religiosität des alten hebräischen Propheten*) ist, so ist er doch an Bildung des Verstandes noch völlig Kind. Das eigentliche Wesen des mythischen Denkens, daß es den Gegenstand nicht in Begriffen und in Abstractionen erfaßt, sondern in Anschauungen aus dem Kreise der irdischen Natur und dem Leben und Verkehr der Menschen: das bleibt beim Aufgange und selbst noch während der Entwicklung des Monotheismus bestehen. Man merkt es dem Propheten klar genug an, wie sehr er ringt, für die Darstellung seines unendlichen Gottes alle Banden und Schranken der sinnlichen Natur zu durchbrechen, und dieses Streben macht ihn zum größten, zum erhabensten Dichter; aber er ist Dichter geblieben, er war noch nicht logisch gebildet. Besonders aber das

einzuwirken im Stande sind“ (Natürl. Religion S. 181), nur daß hier eine möglichst nahe Fühlung mit dem freilich häufig nur schwach hervortretenden sittlichen Moment gesucht wird.

*) Steinthal opponirt aufs Schärfste einem angeblichen primitiven und nur durch supranaturale Erklärungsmittel haltbaren Monotheismus der Israeliten, wie ihn auch Renan unter der Version des monotheistischen Instincts vertheidigt. (Vgl. Zeitschrift für Völkerpsych. II. 155 ff. und außerdem: Zum Ursprung und Wesen des Monotheismus in dem Buch: Zu Bibel und Religionsphilosophie S. 180 ff.)

Verhältniß des Endlichen und des Menschen zu Gott, obwohl im Monotheismus in keinem Vergleich tiefer erfaßt als im Polytheismus, wird doch auch hier ganz mythisch gedacht: Schöpfung, Offenbarung, Bündniß oder Verlobung mit dem auserwählten Volk, jüngster Tag, Messias, Sohn Gottes, Opfer, das ist Alles Mythos.“ (A. a. O. S. 145.)

Zur höchsten Stufe der Weltbetrachtung erhebt sich aber der Mensch in der Philosophie; hier reift die Vollendung für alle Vorbereitung, welche die anderweitigen geistigen Bestrebungen in sich schließen. Gerade Steinthals ganze wissenschaftliche Thätigkeit von den einfachsten etymologischen Zergliederungen an ist durchzogen und verklärt von diesem Geist einer umfassenden, weltumspannenden Vergleichung und Werthschätzung, die trotz aller exacten Genauigkeit und Gründlichkeit im Einzelnen ein entschieden ideales Gepräge trägt. Den rein metaphysischen Ausbau, die specifisch erkenntnißtheoretischen Grundsätze, die Bedeutung der Teleologie gegenüber aller Anerkennung der Mechanik in der neueren Naturwissenschaft u. A. dürfen wir an dieser Stelle wohl um so eher übergehen, als unser Forscher bislang noch nicht die Muße dazu gefunden hat, diese Gedanken im systematischen Zusammenhange zu entwickeln. Anders steht es mit der Ethik, die überhaupt durch die allerdings vielfach polemische Naturwissenschaft sehr in den Brennpunkt der Discussion gerückt ist. Rein individuelle und, davon andererseits ganz unabhängig, allgemeine Gründe und Rücksichten bewogen deshalb den schon dem Greisenalter zueilenden Forscher, wie er in der Widmung an seinen Freund M. Lazarus näher ausführt, die Hand an den Bau einer Sittenlehre zu legen, als letzten Abschluß aller früheren Arbeiten. „Wir haben die Schwelle des Greisenalters überschritten,“ so redet er seinen Gesinnungsgenossen an, „und vielleicht reicht für Jeden die Feier eines fünfzigsten und sechzigsten Geburtstages schon hin, um ihm den Gedanken an die Flüchtigkeit des körperlichen Daseins aufzudrängen und einen Vergleich der Vergangenheit mit der nach Wahrscheinlichkeit noch zu erhoffenden Zukunft, des Geleisteten mit dem Aufgegebenen nahe zu legen. So dürfte es wohl sein, auch wenn das Leben ruhiger dahingeflossen ist und kein Stoß eine härtere Mahnung ertheilt oder ein stärkeres Bedürfniß erweckt hat, und da würde wohl ein Jeder Klarheit über Aufgabe, Zweck und Werth des Lebens wünschen, welche er bisher sich zu schaffen vielleicht noch gar nicht ernstlich versucht hat. Wenn uns aber das Schicksal nicht so mild war, wenn Schlag auf Schlag folgte (der zweite härter als der erste, weil er eben der zweite), und wir dazu plötzlich inne werden, daß die Säulen unserer Weltanschauung, deren Festigkeit wir nie oder lange nicht mehr geprüft hatten, jemals neu prüfen zu müssen nicht gefürchtet hatten, morsch und wurmstichig sind, und daß sie dem Ziehen und Stoßen der jungen Weltstürmer nicht Stand halten können, und endlich, wenn wir mit Schrecken gewahren, daß über unserem Vaterlande die schönsten Sterne der sittlichen Bildung zu verlöschen drohen, dann kann es wohl nur heißen: neu auf-

richten, was zerfallen ist! Eine neue Ethik. Und zwar eine durchaus ideale Ethik! weil es keine andere giebt! welche aber allen Angriffen seitens der mechanischen Natur- und Geistes-Wissenschaften dadurch entzogen ist, daß sie ganz innerhalb der Mechanik bleibt, dieser nirgends widerspricht und keinen transcendenten, noch transcendentalen Schritt thut. Die idealen Gefühle, wie ich ihr Wesen bestimme, sind eine alltägliche, leicht nachweisbare psychologische Thatsache; die Freiheit, wie ich sie fasse, bewegt sich ganz empirisch, ganz gesetzlich in dem Mechanismus des Bewußtseins, und obwohl ganz der Erfahrung anheimfallend, bietet sich ein Ausblick auf ein dem Einzelnen unfaßbar Erhabenes. Sie ist der Bund, der Friede, den ich mit dem Leben geschlossen habe. Sie soll und sie wird, hoffe ich, mein Herz kindlich erhalten, d. h. frei von jeder Bitterkeit gegen die Menschen oder das Schicksal; wie bisher, soll auch ferner kein Tropfen Gift in mein Blut kommen. Sie wird mich mit Kraft und Hoffnung erfüllen zum Ertragen und zum Wirken, zu Kampf und zu Liebe; in ihr habe ich meinem Gemüthe ein Heim geschaffen, in welchem ich die Ereignisse und Bewegungen um mich her mit Ruhe und besonnener Theilnahme verfolgen kann.“ (Vorrede zu: Allgemeine Ethik.) Der Verfasser ist deshalb auch ein ebenso entschiedener Gegner der positivistischen Weltanschauung, „die eintritt, wenn die Wörter erst zu reinen Ausdrücken der positiven Begriffe des Verstandes geworden sind und die dumpfe Gefühls-Atmosphäre, die dieselben jetzt umgiebt, verweht ist, wie des Pessimismus, der die Feigheit vertritt, das Nichts für das absolut Gute zu halten, aber doch den Sprung in Nichts zu unterlassen, dies beschönigend mit dem Vorwande, daß wir ja doch nicht Alle bereden können, mit uns zu gehen, und sich einen seltsamen Mythus ersonnen hat von einem leidenden Gotte, der, um sich von einem Schmerz zu heilen, die schlechte Welt geschaffen hat, in der Weise und Absicht, wie wir uns gelegentlich eine spanische Fliege auflegen, eine Fontanelle machen.“ Nein, Steinthal huldigt einem thatfrohen, kraftvollen, durch keine Hindernisse zu entmuthigenden Optimismus, aber diese Ueberzeugung muß, wie Lotze es auch wollte, unter strenger Anerkennung des Causalitätsgesetzes durchgeführt werden, oder, wie sein Ausdruck lautete, sollte die Philosophie zeigen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen habe. Auch hier ist es uns nicht möglich, im Genaueren die Entwicklung der Ethik zu verfolgen, die Unterscheidung zwischen der theoretischen Erkenntniß und der praktischen Beurtheilung nach Lob und Tadel, nach Schön und Häßlich, die (unter wesentlicher Abhängigkeit von Herbart erfolgende) Bestimmung der fünf Ideen als allgemeiner, lediglich formeller Kriterien und Musterbilder (die Idee der ethischen Persönlichkeit, des Wohlwollens, der Vereinigung, der Rechtlichkeit und endlich der Vollkommenheit), oder den Gegensatz der reinen Ideenlehre zu der praktischen Realisirung derselben, den specifischen Formen des sittlichen Lebens u. s. w. Aber einige ganz

allgemeine Punkte, die von hervorragender Bedeutung für jede Moral sind, dürfen wir nicht wohl umgehen; in erster Linie handelt es sich um die bekannte, besonders in unseren Tagen gelegentlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit erörterte Frage der etwaigen Allgemeingültigkeit unserer ethischen Vorstellungen und Ideale. Schon die alte Philosophie wußte Etwas von der Unverträglichkeit dieser Normen, die auf der einen Gesittungsstufe so, auf der anderen gerade umgekehrt sich geltend machen; die moderne Völkerkunde hat diesen Satz vollauf bestätigt. Sollte demnach, materiell genommen, von keinem allgemeinen Sittengesetz die Rede sein können? Unseres Erachtens läßt sich das vielbesprochene, heikle Problem nicht anders lösen, wenn man in der That nicht diesen Unterschied zwischen dem Inhalt, dem einzelnen Object des Gefallens oder Mißfallens und der rein formalen Beurtheilung, die schlechthin universell ist, möglichst scharf zieht. Ueberlassen wir unserem Gewährsmann das Wort: „Indem die Ethik, vom Wesen des Willens ausgehend, Ideen entwickelt, zeichnet sie Verhältnisse, welche die Musterbilder aller sittlichen Wirklichkeit in begrifflicher Form enthalten. Diese reinen Bilder des Willens an sich sind zwar nicht anschaulich, da ihnen die Objecte fehlen, aber, obwohl — fast wären wir versucht hinzuzufügen, weil — sie von aller Wirklichkeit absehen, sind sie von allgemeinster Gültigkeit. Sie sind nirgends und überall. Keiner Wirklichkeit entnommen, ist ihnen jede That unterworfen. Ob alles Wirkliche vernünftig ist, wissen wir nicht, und brauchen wir wenigstens hier nicht zu entscheiden; gewiß aber ist, daß alles Wirkliche der Beurtheilung der Vernunft unterliegt. Aber nur wenn die Ethik blos der Vernunft entstammt und nicht der Wirklichkeit entnommen ist, kann sie den allgemein und nothwendig gültigen Maßstab für alles Wirkliche abgeben.“ (S. 84.) Aber jene negativen Instanzen sind doch nicht aus der Welt zu bringen, und sie beweisen anscheinend soviel, daß zu irgend einer bestimmten Zeit das sittliche Bewußtsein mindestens noch auf einer kaum glaublichen niedrigen Stufe sich befand. Indessen (wendet unser Kritiker ein) kann dies nicht als Beweis gegen die Allgemeingültigkeit der Ideen gelten. Nicht blos darauf will ich hinweisen, daß ja auch die Geltung gewisser logischer Gesetze bestritten worden ist, — die Hauptsache ist, daß, wie bei der Logik, so auch bei der Ethik, trotz der unbestrittenen Anerkennung der logischen Gesetze und der ethischen Ideen, in der Anwendung auf die wirklichen Erkenntnisse und auf das wirkliche Leben sich Bedingungen geltend machen, welche das Ergebniß verschieben. Was die sittliche Beurtheilung anbelangt, so kommt es darauf an, daß der Beurtheilende alle pathologischen und sogar die formal-ästhetischen Gefühle zum Schweigen bringe und nur das formal-ethische Gefühl sprechen lasse: das vermag nicht Jeder, das vermag oft ein ganzes Volk, ein ganzes Zeitalter nicht. Ferner muß die zu beurtheilende That oder Sitte in Vollständigkeit ihrer Verhältnisse, und jedes dieser Verhältnisse in voller Klarheit, vor dem Bewußtsein schweben, wenn die Beurtheilung eine alle Seiten des

Objects umfassende, also eine völlig zutreffende sein soll. (S. 86.) Am härtesten spitzt sich der Conflict zwischen den beiden Anschauungen auf dem Rechtsgebiet zu, weil eben hier die diametralen Gegensätze des Gebotes und Verbotes in aller Anschaulichkeit vorliegen. Mit weiser Einsicht sucht Steinthal wieder unter Beobachtung jenes Unterschiedes zwischen materieller und formeller Beurtheilung so zu vermitteln: „Wenn wir nun behaupten, alles existirende Recht sei positiv und könne nicht anders als positiv gedacht werden, so entsteht die Frage, was es mit dem Rechtsgefühl auf sich habe. Ist es angeboren und ist aus ihm das Recht entwickelt, oder bildet es sich erst aus dem bestehenden Recht? Auch hier dürfen wir kein Entweder-Oder zulassen, sondern Beides ist richtig. Bestünde nicht vor jeder positiven Gestaltung des Rechts schon ein ursprüngliches Rechtsgefühl, woher sollte das Recht kommen? Nicht aus dem Verkehr, wenn auch im Verkehr, wird es erzeugt, und nach dem sich gestaltenden Gewohnheitsrecht und darauf nach dem gesetzlichen Recht erhält es schärfere Bestimmtheit." (S. 146.) So ist es in der That; auf der einen Seite steht das sociale Leben, in welchem sich allein das Recht durch die wechselseitigen Beziehungen der Individuen bilden kann, auf der anderen das ursprüngliche, rein formelle Gefühl des Einzelnen, je nach der specifischen Beschaffenheit jener Association (und eben deshalb unendlich verschieden), Recht und Unrecht unterscheiden zu können. Diese Empfindung ist unaustilgbar, apriorisch, und nicht etwa — soll uns nicht der ganze Verlauf völlig dunkel bleiben und zu einem öden Mechanismus herabsinken — erst aus der Erfahrung nachträglich abzuleiten.

Auch für die Ethik kann wie für die Völkerpsychologie nur das Individuum zu seiner vollen Entfaltung in der Gesammtheit gelangen; deshalb ist die Ueberschätzung*) eines der beiden Factoren, wie wir das so häufig in populären Darstellungen antreffen, grundfalsch: Nur in der immanenten, unaufhörlichen Wechselziehung beider ist eine gesunde, nach allen Seiten hin umfassende Entwickelung, eine Vervollkommnung denkbar. In dieser Realisirung der hehren Ideale erfüllt sich die Bestimmung des Menschen, unter steter Ausscheidung des rein Vergänglichen und Irdischen und andererseits mit immer schärferer Betonung des Ewigen und Allgemeinen. Dies ist die sittliche Vollendung des Individuum zum Ich, zu dem wahren Object der höheren Ethik, die Steinthal so andeutet: „Das Ich**) ist nicht gegeben, sondern wird entwickelt, erworben — in verschiedenem Grade; und wo es schon in hohem Grade gestaltet ist, kann es auf Augenblicke und für längere Zeit durch besondere Veranlassung getrübt, geschwächt, vernichtet sein. Es

*) Sehr landläufig ist neuerdings die Verkennung der Bedeutung des Individuum in der bekannten Lehre vom Milieu, wogegen wieder Nietzsche in seiner Herrenmoral den socialen Factor verkennt.

**) Vgl. dazu die lichtvolle Abhandlung Steinthals: Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. Ein geschichtspsychologischer Versuch. (Zt. f. Völkerpsychologie. II. 279 ff.)

ist nicht mehr blos der psychologische und grammatische Ausdruck für die Persönlichkeit des Individuums, nicht blos Ausdruck der gegenseitigen Bestimmung aller Elemente des Bewußtseins. In diesem Sinne kann es, wenn auch nur wenig gebildet, keinem menschlichen Individuum fehlen; denn in jedem werden logische Motive des Denkens, sachgemäß wirkende Zwecke und, vereinzelt, ethische Motive vorhanden sein. Wenn es aber in dieser Beziehung schon mit der geistigen Gesundheit gegeben ist, welche ja auf der gegenseitigen Reizbarkeit der Vorstellungen beruht, so können wir nun auch ein sittliches Ich ausscheiden, d. h. wir können den Kreis des Ichs so eng fassen, daß wir darunter nur die bestimmende Macht der ethischen Normen verstehen; dann ist das Ich nur der persönliche Ausdruck für den Charakter." (S. 451.) In diesem idealen Sinne besitzt der Unsittliche keinen Charakter, weil ihm das Typische, allgemein Giltige abgeht und er nur demgegenüber eine beklagenswerthe Ausnahme darstellt.

Wir eilen zum Schluß. Wenn wir auch von vorne herein darauf verzichten mußten, die Weltanschauung Steinthals ihrem vollen, unerschöpflichen Inhalt nach zu entwickeln, wenn wir uns im Gegentheil auf einige knappe Striche nothgedrungener Weise beschränkten, so würde das Charakterbild dieses seltenen Mannes doch allzu unfertig bleiben, wenn wir nicht noch letzten Endes einer Tugend gedächten, die er im Lauf seines langen, arbeitsreichen Lebens nicht müde wurde zu predigen, der Toleranz. Ja, es blieb unserer unmittelbaren Gegenwart vorbehalten, den praktischen Commentar dazu zu liefern, wie nöthig und unentbehrlich diese Mahnung und Lehre sei. Psychologisch genommen, entstehen im Laufe der culturgeschichtlichen Entwickelung die fanatischen, so unendlich viel Leid und Unglück heraufbeschwörenden Vorurtheile auf dem so fruchtbaren Nährboden des nationalen und religiösen Chauvinismus; das ist von den Tagen der römischen Judenverachtung bis auf unser erleuchtetes Jahrhundert der Fall gewesen, nur die Formen haben gewechselt. Daher erklärt es sich denn, daß, wie unser Denker ausführt, gar häufig dasselbe Vorurtheil aus der allgemeinen Lage in den Einzelnen durch eine gewisse Generatio aequivoca immer neu hervorgebracht wird. Aehnliche historische Lagen erzeugen im Einzelnen selbstständig neue Vorurtheile. Darum ist ihre Widerlegung reine Danaiden-Arbeit; das neunundneunzig Mal als falsch Erwiesene wird vom Hundertsten als etwas Neues vorgetragen, als weltrettende That. (Zu Bibel S. 221.) Es versteht sich andererseits von selbst, daß diese Duldsamkeit sich nur auf das theoretische Gebiet bezieht, auf das Denken und freie Aussprechen der eigenen Ansichten, nicht auf die Handlungen; denn damit wäre jedem Anarchismus und Nihilismus, einerlei immer, unter welcher Maske er auftritt, Thor und Thür geöffnet. Die falsche und vorschnelle Verallgemeinerung aber, die logisch betrachtet jedem Vorurtheil zu Grunde liegt, wird dadurch so verhängnißvoll, daß sich in diese Betrachtung unvermerkt ein bestimmtes Gefühl der Ab- oder Zuneigung ienschleicht, gegen das dann eine nach-

trägliche Correctur durch eine nüchterne Erwägung meist völlig ohnmächtig sich erweist. Deshalb die auffallende Erscheinung, daß diese Aussprüche in der Regel in der abschreckenden Form des Superlativs erlassen werden, und deshalb nicht minder die Thatsache, daß sie ihren Bann gerade bei allgemeinen culturgeschichtlichen Problemen ausüben, wo die Phrase ihren verderblichsten Einfluß geltend macht. Man spricht nur den Namen Hellas oder Rom aus (so schildert Steinthal diese Gefühlsverirrung), und man glaubt schon leibhaftig eine andere Bläue des Himmels über unserem Haupte gezaubert zu haben. Es sind eben die glänzendsten Erscheinungen der Art, welche das Gefühl am mächtigsten wecken. Und so geschieht es umgekehrt an den abstoßenden Gestalten. Vor dem überlieferten Phantasie-Bilde des abscheulichsten, seine innere Nichtswürdigkeit auf der Stirn tragenden Juden fragt man sich: Wie kann dieses Volk ein solches Gemüth haben? Dichtung, Gesang und Musik? gar Poesie im Leben, sittliche Grundsätze, Liebe aller Art? Wie können, fährt der Gebildete fort, Semiten deutsch sein? Die Bevorzugung dieses Namens semitisch scheint mir vorzugsweise dadurch bedingt, daß der Name Semit dem modegewordenen Racen-Materialismus entspricht und der Fremdheit gegen das Germanenthum den stärksten, wissenschaftlich sanctionirten Ausdruck verleiht. Wie kann in der semitischen Rasse hellenisch-römisch-germanisches Gemüth sein, Verständniß für Plato, Kant, Beethoven oder gar Fähigkeit, in deren Geiste zu schaffen? (S. 218.) Eine gesunde Cultur, eine echte Humanität, welche Wissenschaft und Kunst mit unverfälschtem Idealismus pflegt, kann sich mit solchen widerwärtigen Auswüchsen unserer gesellschaftlichen Zustände nicht befreunden, sondern darin nur eine trostlose Barbarei und einen beklagenswerthen Rückfall in eine sittliche Verwilderung erblicken, welcher uns besser erspart geblieben wäre.

Ueberblicken wir noch einmal das große Gebiet des menschlichen Wissens, das wir uns in dieser Skizze vor Augen führten, so setzte die Untersuchung ein bei jenem großen Problem von dem Zusammenhang des Denkens mit der Sprache; aber es zeigte sich bald, daß trotz aller überraschenden Einblicke in die Entfaltung geistigen Lebens und Schaffens die volle Erkenntniß über die Bestimmung und Stellung der Menschen in Natur und Geschichte nur durch eine socialpsychologische Perspective gewonnen werden konnte, welche das Individuum als integrirenden Bestandtheil einer historischen Entwickelung auffaßt. Diese wesentlich culturhistorische Aufgabe, von einer unerschöpflichen Vielseitigkeit je nach den Aeußerungsformen menschlicher Thätigkeit, erhielt aber erst ihre abschließende, systematische, vom einzelnen concreten Fall zur widerspruchslosen Allgemeinheit aufstrebende Vollendung durch die Ethik, die, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, den höchsten und einzigen Maßstab liefert, wonach der Mensch in seinem Verhalten nach That und Gesinnung gegen seine Nebenmenschen gerichtet wird, und von deren Spruch es keine Appellation an irgend Etwas auf

Erden oder auch im Himmel giebt, an kein Menschen- und kein Gotteswort. Damit ist der Kreis der exacten Wissenschaft, die sich gleichweit von der Phantastik der früheren Speculation, wie von der jetzt vielfach beliebten Vergötterung der bloßen Thatsache und der damit verknüpften Verachtung des combinirenden Denkens hält, geschlossen: daß aber auch noch für den subjectiven Glauben Raum in einer solchen, vom reinsten Idealismus getragenen Weltanschauung ist, das mögen die Worte Steinthals zeigen, mit denen wir diese Betrachtung schließen: Wir glauben an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlauf der Geschichte sich offenbar vollzogen hat; wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals, und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt, oder weil dasselbe nothwendig eine Disharmonie schafft, an der es zu Grunde gehen muß.

Unfallversicherung und Handwerk.

Von

Hugo Böttger.

— Hildesheim. —

Als vor etwa 10 Jahren, am 6. Juli 1884 die gegen die Stimmen der Socialdemokraten und Freisinnigen vom Reichstage angenommene Vorlage eines Unfallversicherungsgesetzes auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage und mit subsidiärer Reichsgarantie zum Gesetz erhoben worden war, beschränkte sich die öffentlich-rechtliche Fürsorge, die an die Stelle der unzureichenden, durch Gesetz vom 7. Juni 1871 festgestellten Haftpflicht der Unternehmer getreten war, vorläufig nur auf die bis dahin haftpflichtigen Betriebe: Bergwerke, Steinbrüche, Gräbereien, Fabriken, weil, den Gefahren in diesen Berufsarten entsprechend, hier die Regelung der Unfallversicherung am dringlichsten erschien. Die Ausdehnung der Unfallversicherung auf weitere Betriebszweige blieb späteren Sondergesetzen vorbehalten, da sich ein schrittweises Vorgehen einmal wegen der Neuheit der gesetzgeberischen Materie und zweitens zur Vermeidung unzweckmäßiger Schablonisirung empfahl.

Eine ganze Reihe von Sondergesetzen dieser Art ist inzwischen entstanden. Es sind in den Kreis der Versicherungspflichtigen aufgenommen worden: durch Gesetz vom 28. Mai 1885 die in Transportbetrieben des Binnenlandes, sowie in Speicherei- und Speditionsbetrieben beschäftigten Personen, durch Gesetz vom 15. März 1886 die in versicherungspflichtigen Betrieben beschäftigten Reichsbeamten und Militärpersonen, durch Gesetz vom 5. Mai 1886 die Arbeiter und Betriebsbeamten in der Land- und Forstwirthschaft, durch Gesetz vom 11. Juli 1887 alle bei Bauten be-

schäftigten Personen und schließlich durch Gesetz vom 13. Juli 1887 die Seeleute auf größeren Schiffen.

In allen diesen Betrieben ist also nunmehr hinsichtlich der Unfallgefahren ein Rechtszustand geschaffen worden, der, so darf man wohl schon jetzt nach dem Abschluß des ersten Decenniums seines Bestehens urtheilen, im Allgemeinen alle betheiligten Parteien: die Unternehmer, die Arbeiter und die Gemeinden und den Staat befriedigen kann. Die frühere Sicherstellung der Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen, die nach den Grundsätzen des römisch-gemeinen Rechtes darin bestand, daß der Verletzte oder die Hinterbliebenen eines Getödteten einen Entschädigungsanspruch nur dann erfolgreich und zwar ausschließlich gegen den unmittelbaren Urheber geltend machen konnte, wenn es ihm gelang, diesem Urheber eine vertretbare Schuld nachzuweisen, war in der That durchaus unzureichend. Der Arbeitgeber haftete hiernach nur für eigenes Verschulden, für das seiner Angestellten nur dann, wenn ihm eine Nachlässigkeit bei der Auswahl seiner Arbeiter (culpa in eligendo) nachzuweisen war. Und wie schwer war es für den Arbeiter, diesen Schuldbeweis gegen den social Mächtigeren zu führen, und wie sehr mußten derartige Processe verbitternd wirken. Aber auch welche Armenlasten mußten sich bei diesem Zustande des Rechtes und bei der zunehmenden Ausdehnung des maschinellen Großbetriebes für die Gemeinden daraus entwickeln. Auch die Haftpflichtgesetzgebung, die alsdann den Unternehmer zum Schadenersatz verpflichtete, bei Unfällen im Betriebe einer Eisenbahn, sofern er nicht höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Verunglückten als Unfallsursache nachweisen konnte, sowie bei sonstigen Unfällen, wenn der Verunglückte seinerseits ein Verschulden des Unternehmers nachzuweisen vermochte, auch das Haftpflichtgesetz schaffte kaum bessere Zustände. Die Mehrzahl der Unfälle blieben nach wie vor ungedeckt und jene das sociale Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter vergiftenden Rechtsstreitigkeiten nahmen keineswegs an Zahl und Heftigkeit ab.

Da beschritt dann endlich das deutsche Reich einen neuen Weg, einen Weg, der in der Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 27. November 1881 vorgezeichnet war: es wurde, nachdem das Krankenversicherungsgesetz bereits 1883 erlassen worden war, auch in der Unfall-Versicherungs-Gesetzgebung die Pflicht des Gemeinwesens anerkannt, die Interessen der wirthschaftlich Schwachen wahrzunehmen; das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 erklärte die Unfallentschädigung unabhängig von der Frage des Verschuldens für eine Sache des öffentlichen Rechtes und schloß demgemäß bei der Feststellung der Entschädigung die Thätigkeit der Gerichte aus. Hiernach haben nun alle in den bezeichneten Betrieben beschäftigten Arbeiter, sowie die Betriebsbeamten mit nicht mehr als 2000 Mk. Jahresverdienst Anspruch: im Falle der Verletzung auf Ersatz der Heilungskosten und im Falle der Erwerbsunfähigkeit auf die sogenannte Unfallrente, die

bis zu 66²/₃ Procent des Arbeitsverdienstes zu bemessen ist. Der Anspruch tritt nach Ablauf der Carenzzeit, d. i. der drei Wochen, während deren die Krankenversicherung für die Heilungskosten aufzukommen hat, in Wirksamkeit. Im Falle des Todes haben die Hinterbliebenen Anspruch auf Ersatz der Beerdigungskosten; Wittwen und Kinder haben Anspruch auf Unfallrente bis zu 60 Procent; Ascendenten (Eltern und Voreltern), die den Ernährer verlieren, Anspruch auf eine Rente bis zu 20 Procent des Arbeitsverdienstes. Die Entschädigungspflicht ist den in sogenannten Berufsgenossenschaften vereinigten Unternehmern der Betriebe gemeinschaftlich auferlegt. Die Unfallentschädigungen und die Kosten der Verwaltung werden ausschließlich von den Betriebsunternehmern aufgebracht. Die Versicherten sind mit keinerlei Beiträgen belastet.

Das ist im Wesentlichen das geltende Recht auf diesem Gebiete, und zwar ist das, wenn ein banaler Ausdruck gestattet ist, wahrlich keine Kleinigkeit. Die Statistik redet auch in dieser Hinsicht eine ungemein beredte Sprache, sowohl was die Unfallgefahren in den modernen Gewerbebetrieben, das „Risico der Arbeit", anbetrifft, als auch was die Opfer angeht, die unsere Industrie zu bringen hat. Oder ist es etwa nicht eine plastische Sprache, wenn der Präsident des Reichsversicherungsamtes, Dr. T. Boediker, in dem vor Kurzem herausgegebenen letzten Bande des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" in dem Artikel „Unfallversicherung" schreibt: „Wenn im Deutschen Reiche im Jahre 1892: 8575 Personen durch Unfall den Tod erlitten oder dauernd völlig erwerbsunfähig wurden, und rund 30 000 Personen dauernd theilweise erwerbsunfähig wurden bei einer Viertelmillion Verletzten überhaupt, so gleicht das dem alljährlichen Verluste eines ganzen Armeecorps auf dem Felde der Arbeit." Im Jahre 1892 genossen 179 093 Verletzte, 19 479 Wittwen Getödteter, 37 466 Kinder Getödteter, 1338 Ascendenten Getödteter, daneben 6659 Ehefrauen, 13 302 Kinder und 167 Ascendenten, als Angehörige von Verletzten, die in Krankenhäusern untergebracht waren, insgesammt also 257 504 Personen die Wohlthaten der Unfallversicherung. Es wurden ihnen 32 340 178 Mk. an Entschädigungen bezahlt. Nach den kürzlich dem Reichstage zugegangenen Rechnungsergebnissen kann man die von 1886 bis 1894 von den Arbeitgebern für Unfallversicherungszwecke aufgebrachte Summe mit rund 300 Millionen Mark in Ansatz bringen.

Damit ist nun aber der Kreis der Pflichten und der Opfer noch nicht definitiv geschlossen. Am 21. Juni des vorigen Jahres ist im „Deutschen Reichs-Anzeiger" der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Erweiterung der Unfallversicherung" veröffentlicht worden, eine weitere Novelle zur Revision der gesammten Unfallversicherung ist zwei Tage darauf dieser Publication gefolgt. Uns soll hier nur jener Erweiterungsentwurf und zwar dieser hauptsächlich auch nur so weit beschäftigen, als er sich auf die handwerksmäßigen Betriebe erstreckt.

Schon in der Denkschrift des Reichs-Versicherungs-Amtes vom 18. Mai 1887, die sich auf eine Sondererhebung bezüglich der Unfälle in gewerblichen Betrieben stützte, wurde der Abschluß und die Revision der Unfallversicherung in Aussicht gestellt; es sollte sich in erster Beziehung darum handeln, Handwerk, Handel, Hausindustrie und Kleingewerbe in die Unfallversicherung einzubeziehen, d. h. etwa 1 Million Betriebe mit 2 Millionen Arbeitern. Der im vorigen Sommer veröffentlichte Entwurf soll jetzt, wie es in der Begründung ausgesprochen wird, den Schlußstein des großen Gesetzgebungswerkes der Unfallversicherung bilden. Hiernach wird beabsichtigt, die Unfallversicherungspflicht auf die noch versorgungsbedürftigen Personen im Handwerk, im Handelsgewerbe, in der Fischerei und in der Küstenschiffahrt auszudehnen. Es besagen die grundlegenden ersten Paragraphen des Gesetzentwurfes: „Arbeiter, Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge, sowie Betriebsbeamte, Werkmeister und Techniker in Betrieben, die nicht bereits auf Grund anderer Gesetze der Unfallversicherungspflicht unterliegen, werden gegen Unfall versichert, und zwar sowohl, wenn der Unfall sich im Betriebe, als auch, wenn er sich bei häuslichen oder anderen Diensten ereignet, zu denen die obigen Personen von ihren Arbeitgebern oder von deren Beauftragten herangezogen werden. Betriebsbeamte, Werkmeister, Techniker, Handlungsgehilfen und Lehrlinge sind nur versicherungspflichtig, wenn ihr Jahresarbeitsverdienst an Lohn oder Gehalt zweitausend Mark nicht übersteigt. (§ 1.) Für Betriebe, die mit besonderer Unfallgefahr nicht verknüpft sind, kann durch Bundesrathsbeschluß die Versicherungspflicht ausgeschlossen werden. (§ 3.)

Unternehmer der unter dieses Gesetz fallenden Betriebe sind, sofern ihr Jahresverdienst zweitausend Mark nicht übersteigt, berechtigt, falls dies durch Bundesraths- oder statutarischen Beschluß für gewisse Berufe angeordnet ist, verpflichtet, sich gegen Unfall zu versichern. Durch Statut können nicht im Betriebe beschäftigte, aber die Betriebsstätte besuchende Personen gegen die Folgen der im Betriebe sich ereignenden Unfälle zu versichern verpflichtet werden." (§ 4.) Ueber die geplante Organisation der Versicherung heißt es in der Vorlage: „Die Unfallversicherungsgenossenschaften werden nach Bestimmung der Landesregierungen für weitere Kommunalverbände ihres Gebietes oder für das Gebiet des Bundesstaates errichtet. (§ 23.) Der Sitz der Unfallversicherungsgenossenschaft wird durch die Landesregierung bestimmt." (§ 25.)

Diese Bestimmungen bedeuten, wie man schon auf den ersten Blick sieht, ein einschneidendes Novum für das Handelsgewerbe und für das Handwerk. Was zunächst das Handelsgewerbe angeht, so sind denn auch recht erhebliche Einwendungen dagegen erhoben worden. Man sagt, auch der neue Gesetzentwurf sei nicht eigentlich, wie es in den Motiven heißt, der „Schlußstein" der Gesetzgebung, wenn man nun einmal aus dem Rahmen der ursprünglichen Begründung des Unfallversicherungs-Gesetzes:

„gegen die durch außergewöhnliche alltägliche Gefahr entstehenden Unfälle" Entschädigung zu gewähren, heraustreten wolle. Es bleiben eben immer noch unversichert die Arbeitnehmer in den Haushaltungen, in privatem Pferde- und Wagengebrauch — weil diese Arbeitsgelegenheiten keine Betriebe bilden. Man fragt demgegenüber, ob es nicht kürzer und präciser heißen sollte: „Jeder Deutsche ist versichert gegen Unfall?" Wenn auch nicht ausgeschlossen sei, daß Unfälle sich im Kleinhandel 2c. ereignen können, z. B. bei Fortbewegung von Waaren-Colli, bei Hantirung mit Gefahr bergenden Artikeln 2c., so laste doch fast ausnahmlos die gleiche Gefahr auf den gewöhnlichen Beschäftigungen des täglichen Lebens für Jedermann, zumal da die gleichen Waaren und ähnliche Verrichtungen im Haushaltsdienste vorkommen.

Anders liegt die Sache im Handwerk. Freilich haben auch diesem gegenüber vereinzelte Politiker und Zeitungen die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit einer Zwangsversicherung gegen Unfall in Bausch und Bogen negirt. Theils stammt diese Opposition aus dem Lager des unbedingten Manchesterthums, dem jede Staatsintervention im gewerblichen Leben ein Greuel ist, theils stammt sie von föderalistischen Anschauungen, die in jeder neuen Reichseinrichtung eine persönliche Kränkung particularistischer Gefühle erblicken. Mit dieser Art von Opposition kann man sich ernsthaft nicht beschäftigen; im Uebrigen aber haben die Bestimmungen, was das Handwerk angeht, im Allgemeinen Zustimmung gefunden. Von einer beträchtlichen Anzahl der organisirten Handwerker, in erster Linie von den in den gefährlichen Berufsarten beschäftigten, ist die weitere Ausdehnung der Unfallversicherung ja auch schon seit Längerem dringend verlangt worden.

Zuletzt ist dies in der im Reichsamt des Innern 1891 abgehaltenen Handwerkerconferenz und auf dem Handwerkertage zu Berlin im Jahre 1892 geschehen. In der Conferenz befürworteten die Ausdehnung der Unfallversicherungspflicht auf möglichst viele Handwerksbetriebe und die Anlehnung der auf diese Art gebildeten Berufsgenossenschaften im Sinne der Selbstverwaltung an die deutschen Innungsverbände die Herren Schornsteinfegermeister Faster, Schlächter-Obermeister Stein, Schlosser-Obermeister Schmidt, während die Herren Schuhmachermeister Beutel und Schneidermeister Möller sich für eine beschränkte Ausdehnung auf die mit besonderen Gefahren verbundenen Betriebe erklärten. Als Vertreter der Regierungen sprachen der Vorsitzende der Commission, Unterstaatssecretär Dr. von Rottenburg und der Geheime Ober-Regierungrath von Woedtke. Letzterer äußerte sich namentlich über die Organisationsfrage und erklärte, für eine berufsgenossenschaftliche Regelung der Handwerkerversicherung spreche vor Allem, daß dann die Organisation auf dem Boden der bestehenden Unfallversicherungs-Gesetze bleibe, und ferner, daß die einzelnen versicherten Berufszweige dabei gewissermaßen für sich bestehen. Für die territoriale aber sei Folgendes zu sagen: Die Organisation würde ähnlich werden, wie sie bei der Invaliditäts- und

Altersversicherung beliebt worden sei, und könne an die letztere eng angeschlossen werden: damit werde die Verwaltung einfacher und durchsichtiger werden, als bei der berufsgenossenschaftlichen Gliederung. Bei Annahme der letzteren müßten in den einzelnen Orten so viele Berufsgenossenschaften vertreten sein, als sich Berufszweige dort vorfinden. Daraus ergäben sich für die Betheiligten sowohl, als auch für die Behörden Schwierigkeiten. Eine territoriale Organisation würde überdies billiger sein, man könne bei ihr sich mit Leichtigkeit die bestehenden Behörden nutzbar machen, nur bei ihr sei es ferner möglich, die Versicherungsbeiträge und deren Erhebung an die Steuer-Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten anzuschließen. Endlich sei zu bedenken, daß für die Selbstverwaltung der Handwerker-Berufsgenossenschaften viele Arbeitskräfte erforderlich sein würden, die zu gewinnen unter Umständen doch recht schwer sein dürfe, zumal da es den Handwerksmeistern, wenn sie auch intelligent genug sein möchten, an der erforderlichen Zeit mangeln würde. Gegen die Zumuthung, die Versicherungs-Organisation auf bestehenden Innungseinrichtungen, Innungsverbänden, aufzubauen, sprach sich der Regierungs-Vertreter ziemlich energisch aus. Er meinte, die Innungen und die Innungsverbände beruhten gegenwärtig bei uns auf Freiwilligkeit und unterlägen dem Wechsel, sie umfaßten, namentlich in Süddeutschland, nur eine geringe Zahl der Handwerker, auf eine derartige lose Organisation dürfe die umfassende Einrichtung nicht aufgebaut werden; auch würden dadurch die zahlreichen außerhalb der Innungen stehenden Handwerksbetriebe in den Angelegenheiten der Unfallversicherung, an deren Lasten sie mittragen, mundtodt gemacht werden, was den Grundsätzen der Selbstverwaltung und der Billigkeit nicht entspräche. — Auf dem Handwerkertag im Jahre 1892 schließlich wurde die Frage nur recht kurz und oberflächlich behandelt. Es brachten dort die Herren Faster und Möller dieselben Argumente für und theilweise gegen den Plan vor, die sie in der Handwerker-Conferenz vertreten hatten.

Wie man sieht, ist die Regierung hinsichtlich der Organisation im Allgemeinen in der von dem Geheimen und Oberregierungs-Rath Woedtke in der Conferenz angegebenen Richtung vorgegangen, im Uebrigen sind aber die Forderungen eines Theils der Handwerker: die Möglichkeit der Selbstversicherung der kleinen, einem besser bezahlten Arbeiter wirthschaftlich und social gleichgestellten Meister zu gewähren und eine eventuelle Ausscheidung der weniger gefahrvollen Betriebe aus dem Versicherungszwange, befriedigt worden.

Unter dem gegenwärtigen Rechtszustande haben in erster Linie die bei den Handwerkern beschäftigten Arbeiter zu leiden. Sie müssen sich in ihren Interessen dadurch verletzt fühlen, daß sie, obwohl den gleichen Gefahren ausgesetzt, nicht an einer Einrichtung betheiligt sein sollen, die den Berufsgenossen in der Großindustrie längst mit allen ihren Segnungen zu Theil geworden ist, und auch dieser Umstand hat dem Kleinbetrieb manche tüchtige Arbeitskraft entzogen. Wenn also das Handwerk nur halbwegs seinen

Vortheil versteht, so muß es die geforderten Opfer bringen, schon um sich einen guten Arbeiterstamm zu sichern und zu erhalten.

Die Begründung zu dem Gesetzentwurf hebt mit Recht hervor und bestätigt in authentischer Form, was die Handwerksvertreter in der besprochenen Conferenz dargelegt haben, daß nämlich die Betriebe, in denen Metalle mit Feuer bearbeitet werden, wie Schlossereien, Schmieden, Gießereien gegenwärtig nur versicherungspflichtig sind, wenn sie fabrikartig oder mit Motoren, Dampf ꝛc. arbeiten, dagegen von der Versicherung ausgeschlossen sind, wenn der Betrieb handwerksmäßig und ohne Motoren geführt wird, obwohl die Betriebsgefahr hier kaum geringer ist, als bei jenen, sicherlich aber größer, als bei fabrikmäßig arbeitenden und deshalb versicherten Betrieben in zahlreichen anderen Berufszweigen. Diese verschiedenartige Behandlung wird um so fühlbarer, als in anderen Berufen, z. B. in den Betrieben der Maurer, Zimmerer, Müller, Schornsteinfeger, alle Arbeiter versichert sind, ohne Rücksicht auf die Art der Betriebsmittel und auf den Umfang des Betriebes.

Die Verschiedenartigkeit der Gefahrengröße in den verschiedenen Handwerksarten soll zugegeben werden, von einer Gefahrlosigkeit schlechthin, die einen Versicherungszwang nicht rechtfertigen würde, ist aber doch nur in sehr vereinzelten Gewerben zu reden. Schon das Umgehen mit Handwerkszeug, mit Messer, Scheere, Hammer, Beil ꝛc., das Leitern- und Treppensteigen bringen eine im Vergleich mit den Unfällen an Maschinen durchaus nicht unerhebliche Unfallgefahr mit sich. Nach den bereits erwähnten Erhebungen von 1887 entfielen von allen entschädigungspflichtigen Unfällen auf

den Fall von Leitern, Treppen ꝛc. . . . . . 14,48 Proc.
das Auf- und Abladen, Heben und Tragen . . 9,91 „
die Verwendung von Fuhrwerk . . . . 5,69 „
die Benutzung von Handwerkszeug . . . . . 5,62 „

während die Verletzung durch

Motoren . . . . 1,35 Proc.
Transmissionen . . . . 2,31 „
Arbeitsmaschinen . . . . 17,55 „

ausmachten.

Es kommt weiter in Betracht, um den heutigen Zustand als einen unzulänglichen erscheinen zu lassen, daß jetzt in manchen Betrieben infolge der allmählichen Erweiterung der Unfallversicherung ein Theil der Betriebsthätigkeit versichert ist, ein anderer nicht. Es sind dies namentlich die zu einem Theil bei Bauten betheiligten Betriebe der Tischler, Schlosser, Maler, Glaser, Klempner ꝛc. In diesen Betrieben ist nicht nur die vielfach ebenso gefährliche Werkstattarbeit gleichartiger Arbeiter unversichert, sondern es ist sogar ein und derselbe Arbeiter für einen Theil seiner gewerblichen Thätigkeit (bei Bauten) versichert, für einen anderen Theil (in der Werk-

statt) unversichert. Denn der Werkstättenbetrieb eines Schlossers, Tischlers ꝛc. ist nach geltendem Rechte nur dann versicherungspflichtig, wenn er entweder ein fabrikmäßiger ist, oder wenn er nach seinem Umfange sich als einen Nebenbetrieb der Bauschlosserei, Bautischlerei darstellt, dagegen nicht im umgekehrten Fall, wenn die Werkstättenarbeit die Hauptsache, die Bauarbeiten aber die Nebensache sind. Welch' eine Fülle von Schwierigkeiten und Streitfällen sich nothgedrungen und beständig aus dieser Rechtslage ergeben muß, liegt klar auf der Hand. Es kommt noch hinzu, daß ein Theil der versicherten Bauarbeit, wie namentlich die Vorbereitung der zu Bauzwecken dienenden Stücke, sich in der Werkstatt zu vollziehen pflegt. Es kann also leicht vorkommen, daß ein Arbeiter, ohne seinen Arbeitsplatz in der Werkstatt zu verlassen, wiederholt im Laufe eines Tages in die Unfallversicherung eintritt und aus ihr ausscheidet.

Diesen Halbheiten und gewerberechtlichen Curiosa wird durch eine Erweiterung der Unfallversicherung, die die mit Gefahren verknüpften Betriebe und jene zeitweiligen Nebenbetriebe der bereits versicherungspflichtigen Gewerbearten umfaßt, ein Ende bereitet. Daß ferner Personen, die nicht im Betriebe beschäftigt sind, aber die Betriebsstätte zu besuchen haben, so die Frauen, die ihren Männern das Essen bringen, in die Versicherung einbezogen werden können, ist ebenfalls im Interesse der Unternehmer wie jener Personen als ein Fortschritt zu begrüßen.

Die Schwierigkeiten aber, die die Organisationsfrage geboten hat, sind durch den neuen Entwurf kaum vermindert worden. Zu den vorhandenen Organisationen kommt, das würde das Resultat sein, noch eine neue: die Unfallversicherungsgenossenschaft auf territorialer Basis und mit bureaukratischer Verwaltung hinzu. Anstatt, wie es so dringend gewünscht und neuerdings in der socialpolitischen Litteratur als verhältnißmäßig leicht erreichbar betont wird, anstatt den Verwaltungsapparat unserer socialen Gesetzgebung zu vereinfachen, die Kranken-, Unfall- und Invaliditäts- und Alters-Versicherung in eine Gesammtorganisation zusammenzufassen, die Gesammt-Versicherung mit Ausschluß der Berufsgenossenschaften auf ein modificirtes Krankenversicherungsgesetz aufzubauen, geht man jetzt daran, die Sache noch durch eine neue Einrichtung zu compliciren, als ob man es darauf abgesehen hätte, eine Gesetzgebung, die, weil sie mit Unkosten und Unbequemlichkeiten aller Art verknüpft ist und Arbeiter vollständig bei der Verwaltung ausschließt, an sich schon nicht übermäßig beliebt ist, vollends unpopulär zu machen.

Die Verfasser des Entwurfs motiviren ihren Plan mit der Erklärung, daß für eine auf Selbstverwaltung begründete berufsgenossenschaftliche Organisation, was den größeren Theil der Betriebe des Handwerkes und des Kleingewerbes, sowie was die Fischerei und die kleine Seeschifffahrt anbetrifft, die nothwendigen Voraussetzungen: Verständniß für die verwickelte Technik des Versicherungswesens, Neigung und Zeit für den umfangreichen

Schriftwechsel fehlen würden. Wollte man die Unfallversicherung des Handwerkes und des Kleingewerbes in der Weise durchführen, daß diese Betriebe an bereits bestehende Berufsgenossenschaften angeschlossen werden, so würde dies für die letzteren wegen der großen Zahl der hinzutretenden Kleinbetriebe erhebliche Schwierigkeiten bringen und bei einem Theil der Berufsgenossenschaften einer starken Abneigung begegnen. Und auch die kleineren Betriebsunternehmer selbst würden von der berufsgenossenschaftlichen Verwaltung schon deshalb nicht befriedigt werden, weil sie darin neben den Unternehmern der Großbetriebe nicht recht zur Geltung kommen würden. Aus diesen Gründen sollen die zur Unfallversicherung hinzutretenden Betriebe im Allgemeinen bezirksweise ohne Scheidung der in den örtlichen Bezirken vertretenen Berufszweige organisirt und die Verwaltung der neuen Einrichtung den Communalverbänden mit ihren bereits geschulten Kräften übertragen werde. Die Begründung läßt nun weiter die Frage offen, ob etwa, falls eine bezirksweise Organisation des Kleingewerbes in Handwerkskammern, Fachgenossenschaften oder ähnlichen Körperschaften eingeführt werden sollte, diesen Corporationen die Verwaltung der Unfallversicherung im Bereich des Handwerks übertragen werden könnte.

Ein großer Theil der organisirten Handwerker ist, wie das die Proteste aus diesen Kreisen beweisen, mit dieser Regelung der Angelegenheit nicht einverstanden. Zum Theil verlangen sie eine umfangreiche Betheiligung der Innungen an der Organisationsarbeit, was aus den von dem Geh. und Oberregierungsrath von Woedtcke schon folgerichtig entwickelten Gründen unmöglich ist, zum Theil wünschen sie Anschluß an verwandte Gewerbe, die bereits versicherungspflichtig sind, andere wieder wollen selbstständige Berufsgenossenschaften, und eine Gruppe schließlich wünscht überhaupt verschont zu bleiben.

Es läßt sich dem gegenüber kaum bestreiten, daß es die Autoren des Entwurfs an Gründlichkeit in den Motiven und in der statistischen Beweisführung haben mangeln lassen, daß sie auf manche schwerwiegende Fragen keine ausreichende Antwort geben, und aus diesen und anderen Umständen scheint uns hervorzugehen, daß, so nothwendig die Einbeziehung eines Theils des Handwerks in die Versicherungspflicht ist, der gegenwärtige Zeitpunkt zur Berathung eines derartigen Gesetzentwurfes ungeeignet, die ganze Frage zur Zeit noch nicht spruchreif sein dürfte.

Die Bestimmungen des Entwurfs, daß kleine Betriebsunternehmer, deren Jahresverdienst nicht zweitausend Mark überschreitet, gesetzlich zur Selbstversicherung berechtigt sein sollen, daß dies zwangsweise durch Bundesrathsbeschluß oder durch Statut angeordnet werden kann, daß Betriebe, für die keine besondere Unfallgefahr vorhanden ist, durch Bundesrathsbeschluß von der Versicherungspflicht ausgeschlossen werden können, schließlich daß statt des Umlageverfahrens, wodurch für die Industrie, die Land- und Forstwirthschaft und die Seeschifffahrt außer Ansammlungen für einen

Reservefonds nur der Jahresbedarf der Entschädigungsbeiträge aufgebracht wird, jetzt das Verfahren der Capitaldeckung angewandt werden soll, alle diese Bestimmungen müssen voraussetzen lassen, daß man auf das Genaueste und zwar bis auf den heutigen Tag über die Lage der neu zu erfassenden Betriebe, namentlich des Handwerkes unterrichtet sei, wie groß in diesen einzelnen Betrieben die Unfallgefahr ist, wie weit einzelne Gewerbearten im Verschwinden begriffen sind, ob eine weitere Belastung mit öffentlichen Ausgaben ertragen werden kann, wie viele Hilfskräfte beschäftigt werden rc. rc. Verfügt man nun über diese nothwendigen Vorkenntnisse? Keineswegs!

Was an statistischem Material vorliegt, datirt einmal aus den durchaus nicht erschöpfenden ad hoc unternommenen Erhebungen vom Jahre 1887 und weiter aus der Gewerbezählung vom 1. December 1875 und der Berufszählung vom 5. Juni 1882. Diese Gewerbeaufnahmen liegen zu weit zurück und geben überdies auf die wesentlichsten Fragen keine Antwort, sie können also einer gesetzgeberischen Action nicht zu Grunde gelegt werden. Gerade das Kleingewerbe und das Handwerk sind unter den bekannten Einflüssen der neueren Gewerbeentwickelung beständigen und tiefgehenden Veränderungen in ihrer Structur und in ihren Verhältnissen zu den umgebenden Betriebsformen ausgesetzt, und gerade hier muß es zu empfindlichen Mißgriffen führen, wollte man die jüngste Entwickelungsperiode nach statistischen Erhebungen beurtheilen, die, soweit sie umfassenderer Natur sind, bereits über ein Jahrzehnt hinter dem gegenwärtigen Zustand zurückliegen.

Von den Behörden selbst scheint übrigens die Anschauung, daß man so ohne Weiteres die Unfallversicherung auf die bezeichneten nothleidenden Betriebe nicht ausdehnen könne, neuerdings getheilt zu werden; anders hätte man erwarten können, daß der vor Jahresfrist publicirte Entwurf noch in der gegenwärtigen Legislaturperiode des Reichstags eingebracht werden würde. Das ist nicht geschehen, ebensowenig wie ein präcisirter Entwurf zur Organisation des Handwerks und zur Regelung des Lehrlingswesens, der in einer vom preußischen Handelsminister in allgemeinen Zügen vorgetragenen Form ebenfalls seit längerer Zeit bekannt gegeben ist, bis jetzt vor das Forum der Reichsboten hat gelangen können. Man hat sich offenbar, gedrängt von der weitgehenden Unklarheit, die über die gegenwärtigen Zustände im Handwerk bei der öffentlichen Meinung, bei den Parteien und selbst bei der Wissenschaft herrscht, entschlossen, genauere und eingehendere statistische Erhebungen abzuwarten. Es soll, so berichtet man, zu diesem Zwecke eine Enquête über die Lage des Handwerks veranstaltet werden, die neben andern dankenswerthen Aufschlüssen auch Klarheit über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handwerk und das Kleingewerbe zu bringen haben wird. Jedenfalls vertagt man alle weiteren Vorarbeiten in dieser Angelegenheit bis nach

der auf den Sommer dieses Jahres angesetzten neuen Gewerbe- und Berufszählung im ganzen Deutschen Reiche. Auch diese wird neue Anhaltspunkte in diesen schwierigen gewerbepolitischen Fragen bringen und den Gesetzgebern einen weit sichereren Boden unter den Füßen verschaffen, als sie jetzt haben. So sehr man einer Verzögerung widerstreben muß, wenn es gilt, einem schwer bedrängten Berufsstande auf dem Wege der Gesetzgebung eine mögliche Unterstützung zu gewähren, eben so sehr wird man sich hüten müssen, einer Gesetzmacherei Vorschub zu leisten, die etwa lediglich von büreaukratischen Erwägungen aus und ohne Fühlung mit den thatsächlichen Verhältnissen in die Bahnen geleitet werden soll und die zum Reglementiren in's Blaue hineinführen muß.

Skizzen aus Rom vor dem Sturz der päpstlichen Herrschaft.

Von

K. E. Hasse.

— Hannover. —

Von freundlichen Lesern der „Erinnerungen aus meinem Leben"*) bin ich wiederholt zu weiteren Mittheilungen aufgefordert worden. Namentlich über meine italienischen Reisen wollte man Etwas erfahren. Hundertfältig von den gewandtesten Federn Berichtetes zu wiederholen, konnte ich mich nicht entschließen. Vielleicht aber ist es Manchem nicht ohne Interesse, zu lesen, was ich im Jahre des vaticanischen Concils, zugleich dem letzten Jahre der weltlichen Herrschaft des Papstes, in Rom zu beobachten Gelegenheit hatte.

* * *

Im Jahre 1869 konnte man in Italien nach der einfachen und raschen Abfertigung an der Grenze unbehelligt überall hinreisen. Sobald man aber den damals schon arg beschnittenen Kirchenstaat erreichte, begegnete man einer mißtrauischen Paß- und Zollbelästigung. Nach Ueberwindung dieser Unbequemlichkeiten hoffte ich, mich, als einziger Insaß meiner Eisenbahn-Abtheilung, einer beschaulichen Ruhe hingeben zu können. Da stieg, beim Anschluß von Viterbo her, eine ganze Familie zu mir ein, ein würdiges Ehepaar, drei halbwüchsige Kinder und ein militärisch aussehender Onkel. Zuletzt wurde noch ein gewaltiger Eßkorb hereingeschoben. Die Gesellschaft machte es sich alsbald behaglich und zeigte sich rücksichtsvoll und anständig. Die Herren spuckten nicht einmal auf den Fußboden, wie es sonst ja hier

*) Als Manuscript gedruckt bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig 1893.

zu Lande leidige Gewohnheit ist. Der Eßkorb wurde geöffnet, und mit der kindlichen Fröhlichkeit, die den Italienern so gut steht, ging es an das Schmausen, zu dem man mich in liebenswürdigster Form einlud. Nachdem den leiblichen Ansprüchen genügt und auch meinerseits durch die Darreichung importirter Cigarren an die Herren mein Dank abgestattet worden war, kam die Frage an mich: woher des Landes? Ich bekannte mich als einen Deutschen, und zwar als einen 1866 annectirten Prussiano. Das reizte den Onkel, der sich als päpstlicher Artillerie-Offizier herausstellte, zu politischen Aeußerungen. So kam denn auch die bedenkliche Lage der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Sprache. Durch meine Bemerkung, daß jetzt, wo dem heiligen Stuhle Streitkräfte von allen Seiten zuströmten, Schutz genug vorhanden sei, schien man nicht beruhigt. Ich wurde zuletzt geradezu gefragt, ob wohl der König von Preußen, der ja mit dem Papst manche Freundlichkeiten ausgetauscht habe, im Nothfall militärischen Beistand leisten würde. Ich konnte dies nur lächelnd verneinen und wiederholte, daß eine solche Hülfe auch wohl überflüssig wäre. Dazu schüttelten die Herren den Kopf und versanken in ein bedeutungsvolles Schweigen. So mußte ich schon jetzt zu meiner Verwunderung bemerken, wie gering das Vertrauen auf die in Rom befindlichen militärischen Kräfte war.

Endlich kamen wir in Rom an, wo die erneute Paß- und Mauthplage mit Hülfe meiner neuen Freunde rasch überwunden wurde.

* * *

Eine breite von zwei antiken Löwen bewachte Treppe führt auf den Capitols-Platz. Oben angekommen steht man dem Senatoren-Palast gegenüber und hat linkerseits das Museum, nach rechts den Palast der Conservatoren, in der Mitte die Reiterstatue des Mark Aurel vor sich. Schreitet man weiter zur Ecke rechts, so führt eine Treppe zu einer Station der Feuerwehr, und nach Ersteigung einer letzten Treppe befindet man sich endlich auf dem südlichen Ausläufer des capitolinischen Höhenzuges. Hier ist deutsches Gebiet, der Sitz des (jetzt kaiserlich deutschen) archäologischen Institutes. Eine Häuserreihe beherbergt dessen Sammlungen und enthält die Wohnungen der Beamten. Nebenan befindet sich ein kleines Krankenhaus für Deutsche und endlich ein Anbau mit Wohnungen und einzelnen Zimmern, die an deutsche Gelehrte vermiethet werden können. So war es damals, und ich war so glücklich, daselbst Aufnahme zu finden. Ich bekam ein Eckzimmer im dritten Stock mit der Aussicht: südwärts nach dem Aventin und einem Theil des Tiber-Laufes, gegen Morgen auf einen großen Theil des antiken Rom und über den Palatin und das Colosseum hinaus auf den malerischen Zug des Albanergebirges. Zu Füßen hatte ich den steilen Absturz des Tarpejischen Felsens. Schöner als hier konnte man in Rom wohl nicht wohnen. Als Mitbewohner des Hauses traf ich einen leider früh verstorbenen Göttinger Docenten der Archäologie, ferner den mir be-

freundeten Baurath Köhler aus Hannover, der damals die Stanza del Eliodoro im Vatican für sein schönes chromolithographisches Werk aufnahm. Vorübergehend, auf der Durchreise zum geodätischen Congreß in Neapel, traf auch mein Göttinger College Professor Schering ein. — Von hier aus machte ich meine Ausflüge und Entdeckungsreisen durch Rom, zu denen ich meist mit noch anderen Landsleuten (Professor Gusserow-Berlin, dem Ehepaar Blasius von Braunschweig u. A.) zusammentraf.

Außer der Casa Tarpeja und der prächtigen Residenz der deutschen Botschaft im Palast Caffarelli war auf dem Capitol das deutsche Element noch anderweitig und eigenthümlich vertreten. Wenn ich in der Frühe auf den Capitols-Platz hinabkam, traf mich meistens ein doppelter deutscher Morgengruß. Der erste kam von der Hauptwache der päpstlichen Zuaven, die der Mehrzahl nach Deutsche waren. Den zweiten Zuruf brachte mir der Hausmeister des Conservatoren-Palastes, ein deutscher Schweizer, der nach langem Dienst in der vaticanischen Palast-Garde hier einen Ruheposten bekommen hatte. Seine Söhne waren geschickte Arbeiter im Fache der römischen Schmucksachen, Cameen, Broschen, Ketten 2c., welche aus doppelfarbigen Muscheln und Steinen geschnitten werden. Dadurch war ich mit ihnen und durch sie auch mit den Zuaven bekannt geworden. Der Commandant der Letzteren, ein Sergeant, zeigte sich als ein sehr gebildeter Mann, von dem ich vergebens zu erfahren suchte, wie er nach Rom und zu den Zuaven gekommen sei. Die Offiziere kamen nur selten zur Hauptwache, die zahlreiche Posten auf der Strecke zwischen dem Capitol und dem Lateran zu stellen hatte. Die Bekanntschaft mit dieser Truppe war mir nicht ohne Nutzen. Sie kam mir u. A. zu statten, als ich mit mehreren Freunden die merkwürdigen antiken Bauten, die unter dem Namen der Sette Sale gehen, besuchen wollte. Diese Bauten befinden sich ganz am Ende der weitläufigen Gärten, die dem Convent und der Kirche von S. Pietro in Vinculi gehören. Bei der Anfrage um Zutritt wurden wir von dem geistlichen Aufseher entschieden zurückgewiesen. Einer von unserer Gesellschaft hatte von einem anderen Eingang zu den Gärten gehört, und wirklich fanden wir diesen in einer einsamen Gasse weit hinten nach dem Colosseum zu. Aber auch hier stand eine Schildwache, die uns abwehrte. Es war jedoch ein Zuave, und indem wir mit ihm verhandelten, trat der Führer des Postens hinzu und rief: „Sie sind es, Herr Doctor, ja, Sie lassen wir hinein, aber Sie müssen mit Ihrer Gesellschaft auch hier bei uns wieder herauskommen. So wirkte die landsmännische Gemüthlichkeit dieser Söldner zu unseren Gunsten.

Ich fragte später meinen Sergeanten, warum man jenen abgelegenen Winkel so sorgfältig bewache. Er erwiderte, es geschehe, gerade weil er so abgelegen sei. Das heilige Collegium fürchte nämlich, neben dem äußeren Feinde, auch die Gegner in Rom selbst. Es sei deshalb der päpstliche General Schmidt angewiesen worden, alle Oertlichkeiten innerhalb der Stadt, von denen anzunehmen sei, daß sie zu geheimen Versammlungen, Waffen-

Niederlagen und dergl. dienen könnten, militärisch zu überwachen. Gerade solche einsame alte Bauten seien zu Schlupfwinkeln ganz geeignet.

Aehnliche ängstliche Vorsichtsmaßregeln hatte ich bereits bei einem Besuche des Aventin wahrgenommen. Nach meinem Stadtplan führte eine bequeme Straße auf den freistehenden Hügel, als ich aber dieser nachging, fand ich sie plötzlich durch eine tiefe und breite Abgrabung unterbrochen und war genöthigt, von entgegengesetzter Seite auf einem schmalen Pfad die steile Anhöhe zu ersteigen. Fürchtete man etwa, das aufrührerische Volk werde, wie vor ungefähr zweitausend Jahren den heiligen Berg, so jetzt den Aventin besetzen, und es werde sich kein Menenius Agrippa finden, dem es gelänge, die Plebejer durch seine Beredsamkeit wieder zur Ordnung zurückzuführen?

Eines Morgens sah ich beim Ueberschreiten des Capitolplatzes den Sergeanten bei den Trophäen des Marius in eifrigem Gespräch mit zwei Leuten. Er rief mich an und bat mich, ihm zu helfen, diese Menschen zu belehren. Es waren deutsche Handwerksburschen, die in den päpstlichen Dienst treten wollten. Abgewiesen, wären sie immer wiedergekommen und ohne Mittel in bedrängter Lage. Zum Dienst fehle ihnen die rechte Körperstärke, zudem wären sie Protestanten. Früher habe man auch solche angenommen, jetzt sei aber ihre Truppe vollständig, und der Papst habe befohlen, ferner nur Katholiken einzustellen. Die mitleidigen Zuaven hatten schon zweimal ihre Mahlzeiten mit den armen Burschen getheilt und auch für sie etwas Geld zusammengeschossen. Ich konnte nichts Anderes thun, als ebenfalls einen Beitrag zu leisten und den Beiden zu rathen, sich um Beistand an die Gesandtschaft zu wenden, wohin ich ihnen den Weg zeigte. Dieses Beispiel kopfloser Reisläuferei zu sehen, war mir sehr schmerzlich, den Zuaven indessen schien dergleichen nichts Neues zu sein.

Bei meinen Streifzügen durch Rom fand ich ein paar Male Gelegenheit, mich auch mit Soldaten von der Legion von Antibes zu unterhalten. Auf dem Monte testaccio, von dem man einen so schönen und eigenartigen Rundblick hat, saß ein junger Soldat und schaute traurigen Sinnes auf die melancholische Umgebung der Porta San Paulo, er schien Heimweh zu haben. Das unfehlbare Mittel des Geschenkes einer Cigarre und eine freundliche Ansprache löste ihm die Zunge. Aber er brachte es nur zu Klagen, wie schlecht er es hier habe, und wie übel er und seine Kameraden von der hiesigen Bevölkerung angesehen würden. Ein anderes Mitglied dieser Truppe, zu dem ich mich auf eine Bank in der Villa Borghese setzte, war mittheilsamer. Er klagte in ähnlicher Weise wie Jener. Als ich aber erwiderte, die Zuaven schienen zufriedener zu sein, brach er erst recht in Vorwürfe aus. Ja, diese reichen Schlucker würden ihnen vorgezogen, sie hätten besseren Sold und bequemeren Dienst, sie würden herausgeputzt wie die Herren. Dabei strich er verächtlich über seine allerdings einfache, doch zugleich etwas lotterig gehaltene Uniform.

Aber, fuhr er fort, wenn es einmal ernsthaft losginge, da werde man sehen, wer die richtigen Leute seien. Jene Puppen möchten sich dann nur selbst helfen, die Seinigen würden kein Glied für sie rühren. So prahlte dieser Legionär von Antibes, der, wie sich ergab, aus Süd-Frankreich stammte.

Der eigentliche Zweck meiner Romfahrt war gewesen, Erholung durch Natur- und Kunstgenuß zu suchen. Nach beiden Richtungen gewährte Rom und seine Umgebung überreiche Befriedigung. Zugleich aber konnte man sich den Eindrücken nicht entziehen, welche die augenblicklichen öffentlichen Zustände boten. Daß Kämpfe mit weltlichen Waffen zu fürchten seien, verrieth schon die Anhäufung von Soldaten in Stadt und Land. Eben so offen aber traten die Vorbereitungen zu geistigen Kämpfen dem Beobachter entgegen. Die vom Papst berufene Kirchenversammlung sollte in der Peterskirche abgehalten werden, und zwar wurde für diesen Zweck die letzte Seitencapelle vom Eingange rechts hergerichtet. Da wurde gesägt, gehämmert, und es erhoben sich ringsum die amphiteatralisch geordneten Sitze für die geistlichen Würdenträger der katholischen Welt und an der Altarwand der Capelle der hohe Unterbau für den Thron des Stellvertreters Christi. Um eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem Raume und dem Vatican zu gewinnen, mußte eine Wand durchbrochen und eine Treppe umgebaut werden. Den Blicken der neugierigen Menge wurde später die Capelle durch eine hohe Bretterwand gegen das Kirchenschiff abgeschlossen.

Bekanntlich hatte der Papst Alles aufgeboten, um sich im Voraus eine Majorität bei den bevorstehenden Abstimmungen im Concil zu sichern. Da nun manche hohe Geistliche, namentlich aus den orientalischen Ländern, auf deren richtige Abstimmung gerechnet werden konnte, in ihren Mitteln ziemlich beschränkt waren, so suchten die päpstlichen Behörden ihnen möglichste Erleichterung zu verschaffen. Zu diesem Behuf ließ auch der Papst alle verfügbaren Räume seines Palastes zu Wohnungen für solche Prälaten einrichten. Zahlreiche Arbeiter wurden hierbei beschäftigt und gingen ungehindert im Vatican aus und ein. Diesen Umstand benutzte ich, um mir den Zutritt zu einem Kunstwerk zu verschaffen, den ich bisher vergeblich angestrebt hatte. Es handelte sich um das Badezimmer des Cardinals Bibiena, das bekanntlich von Raphael und seinen Schülern mit malerischem Schmuck ausgestattet worden ist. Ein freundlicher, mit den Räumlichkeiten des Vaticans vertrauter Genius übernahm die Führung zu dem verborgenen Schatze. Im dritten Stock, ungefähr oberhalb des Constantin-Saales gelangten wir von einem Seitengange durch ein Vorgemach vor die Thür des erwähnten Zimmers. Es war verschlossen; — glücklicher Weise entdeckten wir den versteckten Schlüssel und traten erwartungsvoll ein. Der Raum sah wüst aus, Alles verstaubt, am Boden Tapetenfetzen und abgebröckelter Gyps. Indessen war von den Malereien doch so viel erhalten, daß der Plan des Ganzen in seiner ursprünglichen Schönheit deutlich genug hervortrat, namentlich die Decoration der Zimmerdecke

leuchtete noch in Färbung und Vergoldung hervor. Die größten Schädigungen fanden sich in den Ecken und oberen Wandgesimsen. Es schien, als seien dort einmal Tapeten befestigt gewesen, um die Malereien zu verbergen. Einzelne Reste davon hingen dort noch herab. Von den Bildern waren einige fast unkenntlich geworden, so die größeren an der Decke zwischen den gut erhaltenen Ornamenten des Kreuzgewölbes. Ein paar der nach Raphaels Zeichnungen ausgeführten Venusbilder traten noch schön hervor, andere waren mehr oder minder beschädigt. Ebenso verhielt es sich mit den reizenden sechs Amorinen mit ihren phantastischen Gespannen. Es schien mir aber, als ob eine geschickte Reinigung noch manches scheinbar ganz Verschwundene wieder zu Tage fördern könne. Jedenfalls gewährte die Betrachtung dieses Kunstwerkes auch in seiner jetzigen Vernachlässigung noch immer großen Genuß.

Zögernd verließen wir den in so hervorragender Schönheit geschmückt gewesenen Raum, konnten indessen wohl begreifen, warum man im Vatican diese heidnischen Malereien verleugnete oder doch den Zutritt zu ihnen verweigerte. Man muß sich in die Zeit ihrer Entstehung versetzen, um zu verstehen, daß ein Cardinal seine Wohnung mit solchen Darstellungen schmücken ließ.

In jener denkwürdigen Zeit, in der Julius II. mit dem Schwert in der Hand dem Kirchenstaat eine Erweiterung seiner Macht zu erstreiten suchte und zugleich die Würde und den Glanz seiner Hauptstadt durch Heranziehung von Kunst und Wissenschaft zu erhöhen verstand, — wo sein Nachfolger Leo X. die feinen Formen, sowie die poetische und künstlerische Genußfähigkeit seiner florentinischen Heimat nach Rom übertrug, — setzte man sich unbedenklich über entgegenstehende Rücksichten hinweg. Die damalige gebildete Welt schwelgte in der Freude an der wiedererstandenen Erkenntniß des Alterthums. Dessen Staatsformen, die menschlich nahen Götter seines Olympes, seine Dichtungen, seine malerischen und plastischen Kunstwerke wurden der Gegenstand allgemeinster Bewunderung. Wohl hatte der ernste, fast asketische Michel Angelo die mächtigen Gestalten der Propheten und Sibyllen, sowie die Schrecken des jüngsten Gerichtes der übermüthigen und genußsüchtigen Gesellschaft gegenüber gestellt; aber er selbst hatte ja seinen Formensinn an der Antike herangebildet. Die führenden Geister jener Zeit fuhren fort, sich dem Reiz der Poesie und Kunst des Alterthums hinzugeben und sich von ihm wie mit einem Rausche zu erfüllen. So war es möglich, daß die Götter Griechenlands ihren fröhlichen Einzug in die Hochburg der katholischen Christenheit halten konnten. — Die Ernüchterung blieb nicht aus, die eingedrungenen Gäste wurden verleugnet, man schämte sich ihrer und hielt sie versteckt. Nur Raphaels Name vermochte sie bisher nothdürftig zu schützen. Möge er es noch ferner thun und jene Perle der Renaissance der Nachwelt erhalten bleiben.

* * *

Der Papst Pius IX. widmete, wie man weiß, der heiligen Jungfrau eine besondere Verehrung und pflegte an Marientagen die der Heilandsmutter geweihten Kirchen durch seine persönliche Gegenwart auszuzeichnen. Im laufenden Jahre hatte er am Feste Mariä Geburt die Kirche S. Maria del popolo am Platze gleichen Namens dazu auserwählt. Dies gab eine gute Gelegenheit, den Pomp einer öffentlichen Auffahrt des Papstes zu schauen.

Meine deutschen Freunde und ich fanden eine etwas erhöhte Stelle da, wo der Zug aus einer engeren Straße in den großen Platz einzutreten hatte. Der Andrang der Menge war nicht allzu groß. Ueber den weiten Raum bis zur Kirche bildeten die Zuaven und die Legion von Antibes in Gala-Uniform doppeltes Spalier.

Endlich erschien der Zug, dem zwei päpstliche Stallmeister vorausritten. Es folgte ein ansehnlicher Trupp Reiter in glänzenden Uniformen, wie es hieß, von der päpstlichen Nobelgarde; dann der Papst selbst in einer mit sechs prächtigen Rappen bespannten Staatskutsche. Mit der ihm eigenen freundlichen Würde spendete Pius nach rechts und links den Segen. Ein zweiter Reitertrupp schloß sich an, und hinter diesem eine lange Reihe altväterischer, mit Roth und Gold geschmückter Wagen der Cardinäle, hintenauf mit zwei bis vier Lakaien, die eigenthümliche sonderbare Sonnenschirme trugen. Den Beschluß des Zuges machte eine Abtheilung berittener Gensdarmen. — Rauschende Musik und allgemeines Präsentiren des Militärs empfing den Papst und wiederholte sich bis zu dessen Eintritt in die Kirche.

Es war ein glänzendes Schauspiel, dieser Zug des Knechtes der Knechte Gottes, wie sich die Päpste oft zu nennen pflegen. Wir fremden Zuschauer aber nahmen mit Erstaunen wahr, wie lau das Volk den heiligen Vater begrüßte. Wo waren die Zeiten hin, in denen ganz Italien von dem Evviva Pio Nono wiederhallte und dieser Ruf an allen Mauern groß angeschrieben stand. Selbst den Segen des Papstes nahmen nur Wenige knieend hin, während früher bei ähnlichen Gelegenheiten Alle auf den Knien lagen.

In der Kirche war es gedrängt voll von Menschen. Mit Mühe vermochten die Schweizer den Weg frei zu halten, auf dem der Umgang der Procession stattfinden sollte. Diese ging in bekannter Weise vor sich. Der Papst, im vollen pontificalischen Schmucke, die Tiara auf dem Haupte, im hocherhobenen Sessel von rothgekleideten Dienern getragen, umgeben von den Diakonen mit den hohen Wedeln von weißen Pfauenfedern, gefolgt von einer langen Reihe geistlicher Personen, — das Alles gab ein farbenreiches Bild. Der Umzug endigte auf dem erhöhten Altarplatze, wo der Papst das Gewand wechselte, um in einfacherer Kleidung seines priesterlichen Amtes zu walten. Die etwas ungeschickte Handreichung bei diesem Acte erregte sichtlich die Ungeduld des heiligen Vaters.

Das Gedränge und die Hitze in der Kirche machte, daß wir alsbald das Freie suchten. Hier zeigte es sich, daß meinem Göttinger Collegen in den heiligen Räumen die Brieftasche entführt worden war. Der Dieb

wird enttäuscht gewesen sein, denn er hatte nur den Reisepaß erobert. Uns aber kostete es mancherlei Mühe und Zeitverlust, bis durch die Gesandtschaft und auf Monte Citorio, wo damals die Polizei ihren Sitz hatte, unser Freund wieder legitimirt war.

* * *

Es ist nicht zu verkennen, daß Pius IX. während seines langen Pontificates fortwährend bestrebt war, die Macht des heiligen Stuhles zu stützen und zu erweitern. Die ganze Entwickelung der Neuzeit hat ihm aber das tragische Geschick bereitet, seine Anstrengungen fast gänzlich zu vereiteln. Anfangs versuchte er es mit dem Liberalismus. Vielleicht hoffte er, der politischen Strömung der Zeit folgend, ganz Italien unter dem Banner des heiligen Petrus zu vereinigen. Es ist bekannt, wie bald solche Bestrebungen mit der schmählichen Flucht des Papstes aus Rom ihr Ende erreichten. Nach der mit Hilfe ausländischer Truppen erfolgten Rückkehr wandte sich Papst Pius immer entschiedener der Reaction zu und gab sich ganz dem jesuitischen Einfluß hin.

Wie im Cinquecento die erneute Kenntniß des Alterthums die Geister beherrschte, so hat dies in unserem Jahrhundert der rasche Aufschwung der Naturwissenschaften gethan. Dem aber vermochte das Papstthum nicht zu folgen und setzte ihm vielmehr die entschiedenste Verdammung entgegen. Nur der Pater Secchi durfte seine Forschungen in der Sternenwelt ungehindert fortsetzen. — Ein schönes Denkmal aber setzte sich Papst Pius durch seine eifrige Förderung der christlichen Archäologie. Die Forschungen Rossis in den Katakomben und das Museum im Lateran geben davon ein glänzendes Zeugniß.

Von der Pflege künstlerischen Schaffens während seiner so langen Regierung ist nur wenig zu melden. Das Wichtigste ist die Wiederherstellung der theilweise durch Brand zerstörten Basilica des heiligen Paulus. Mit aller Pracht ihrer Marmorsäulen und Mosaikbilder ist diese Kirche wieder erstanden, allerdings mehr einem mächtigen Prunksaal als einer heiligen Stätte gleichend. — Die berühmte Anstalt für musivische Kunst im Vatican fand förderliche Beschäftigung. Die trefflichen Mosaiken, hauptsächlich Copieen nach alten Gemälden und Ansichten römischer Denkmäler, dienten zu Geschenken an auswärtige Potentaten, die sich Verdienste um den heiligen Stuhl erworben hatten. — Von der Errichtung der großen Mariensäule in der Nähe des spanischen Platzes ist aber nichts Rühmliches zu sagen. Ebenso wenig von den Gemälden, die im Vatican in ein paar neben den Raphaelischen Stanzen gelegenen Gemächern ausgeführt worden sind.

Mit heiligem Eifer bemühte sich der Papst, das geistliche Rüstzeug der katholischen Kirche zu verstärken. Den Schlußstein verschiedener vorausgegangener Maßnahmen sollte die Aufstellung des Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit bilden. Ein Plan, der wenig zeitgemäß war und, mit

geringen Ausnahmen, von der gebildeten Welt mit abweisendem Befremden begrüßt wurde. In Glaubenssachen sollte die Entscheidung des Papstes bindendes Gesetz sein. Als ob der Glaube, seinem Wesen nach eine ganz subjective Angelegenheit, durch Befehl übertragen werden könnte. Genug, das vaticanische Concil wurde einberufen, um das bedenkliche Dogma durch das Ansehen von Vertretern der gesammten katholischen Christenheit zur Geltung zu bringen. Mit Hilfe einer durch zum Theil sehr zweifelhafte Mittel zusammengebrachten Mehrheit kam es zur feierlichen Verkündigung des erwähnten Dogma. War aber dieser große Erfolg nicht eigentlich ein Pyrrhus-Sieg?

Auch das zweite Schwert Petri wurde kampfbereit gemacht. Zwar hatte es schon einmal in der Hand des französischen Generales Lamoricière versagt, aber nun sollte der Versuch in verstärktem Maße wiederholt werden. Durch eigene Mittel und durch die Beihilfe der Ultramontanen der ganzen Welt war eine große Schaar von Streitern für den heiligen Stuhl zusammengebracht worden. Die französische Regierung hatte sogar gestattet, in Antibes einen Werbeplatz zu errichten. Hier sammelte sich eine besondere Truppe, größtentheils Franzosen, mit Zuzug aus anderen Völkern romanischer Zunge. Die Offiziere dieser Legion sollen fast sämmtlich Franzosen und Spanier gewesen sein. Für den eigentlichen Kern der päpstlichen Streitmacht wurden die Mannschaften der Zuaven-Regimenter angesehen. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Deutsche, aber auch viele andere Leute aus aller Herren Ländern: Belgier, Holländer, Irländer u. s. w., selbst Amerikaner. Ebenso gemischter Herkunft schienen die Offiziere zu sein, darunter viele junge Herren vornehmen Standes und mit reichen Mitteln versehen. Jedenfalls traten sie in der Oeffentlichkeit sehr herrisch und selbstbewußt auf und begegneten der nicht uniformirten Welt mit sichtlicher Ueberhebung. Im Kaffeehaus waren drei Stühle für sie gerade genug, um sich auszustrecken und die Füße auf die Lehne zu stützen. Solche Gewohnheiten verletzten das feinere Formgefühl der Römer nicht wenig.

Doch das sind Aeußerlichkeiten von an sich geringer Bedeutung; offenbar aber trugen sie dazu bei, die Abneigung der Italiener gegen diese Fremden zu steigern, welche sie ohnehin als Feinde ihrer nationalen Wünsche ansahen.

Es bestand übrigens im Allgemeinen nur eine geringe Meinung von der päpstlichen Heeresmacht, die zwar an Zahl bedeutend, ihrem inneren Werthe nach aber für unzureichend gehalten wurde. Das bunte Gemisch aller Nationalitäten bei den Soldaten, die ungleichartige Ausbildung, die mangelhafte Gliederung der Truppentheile, endlich die zweifelhafte Befähigung der Anführer mußten als bedenkliche Uebelstände angesehen werden. Im Kampfe gegen die ganz national zusammengesetzte, gleichmäßig durchgebildete italienische Armee war jenen Truppen ein Erfolg nicht zu versprechen. In der That unterlagen sie schon beim ersten Anprall.

Im nächsten Jahre ging der Kirchenstaat an das Königreich Italien über, und Rom wurde dessen Hauptstadt.

Alfred Tennyson.

Ein Dichterleben.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

In der Entwicklungsgeschichte der so reichen, großartigen Litteratur des englischen Volkes erhöhen alle Epochen sich zu gewissen Gipfelpunkten, welche über ihre gesammte Umgebung hervorragen und diese weithin sichtbar beherrschen. Als solche Gipfelpunkte auf dem Gebiet der Poesie erscheinen im 14. Jahrhundert Chaucer, im Zeitalter Elisabeths und Jakobs I. Shakespeare, im Zeitalter der Revolution Milton, in dem der Restauration Dryden, in der von französischen Einflüssen beherrschten Epoche der Königin Anna und der ersten George, Pope, in dem revolutionären Intervall der langen Regierung Georgs III. Burns, Byron und Shelley, in der alle nationalen Gegensätze versöhnenden, wunderbar glücklichen Regierung Victorias Tennyson. Dem letztgenannten Dichter wird in diesem Jahrhunderte umfassenden Ueberblick eine große Stellung angewiesen; doch kann es selbstverständlich meine Absicht nicht sein, jene Koryphäen als gleich bedeutende Größen vorzuführen. Shakespeare, um nur Eins zu erwähnen, wird wohl immer alle seine Mitbewerber an Herrschergewalt überragen. Daß aber die victorianische Epoche von keinem anderen englischen Dichter vollständiger und würdiger vertreten wird als von Tennyson, hat das zeitgenössische Urtheil bereits über jeden Zweifel hinaus festgestellt.

Byron und Shelley waren todt, als Tennyson seine Knabenjahre durchlebte. Als nennenswerthe Rivalen lebten noch Coleridge, Southey, Landor und Wordsworth. Ihr Bestes hatten indeß diese Dichter schon vor der Thronbesteigung Victorias geleistet, und an dauernder Bedeutung reicht, Alles in Allem, wohl Keiner von ihnen an Tennyson heran. Die hervor-

ragendsten Mitbewerber, welche später in der victorianischen Zeit neben Tennyson auftraten, waren Robert Browning und Algernon Charles Swinburne; aber auch zwischen ihnen und ihrem größeren Zeitgenossen ist der Zwischenraum in der Rennbahn des Sieges unverkennbar.

Tennyson erreichte das Alter Goethes, und als sein Monument stehen seine Werke abgeschlossen da. Weniger vollständig sind die Nachrichten über sein Leben, obgleich auch um dieses schon eine nicht unbeträchtliche Litteratur sich angesammelt hat. Tennyson selbst hielt sich zu seinen Lebzeiten allen potentiellen Biographen so fern als irgend möglich. Seinem Widerwillen gegen den Gedanken, einmal Gegenstand einer Biographie zu werden, gab er mit charakteristischer Vehemenz Ausdruck in dem Gedicht „After reading a Life and Letters". Am liebsten hätte er im Andenken der Menschen nur eine sagenhafte Existenz geführt, wie Homer und Shakespeare. Doch das ist für den Dichter unserer Tage ein unerfüllbarer Wunsch, und vermuthlich kam er selbst später zu dieser Einsicht, da er seinem Sohne die Materialien zu einer Biographie hinterließ, von deren Erscheinen man wohl alle noch mangelnden wesentlichen Aufschlüsse über sein Leben erwarten darf. Inzwischen rechtfertigt das bereits Bekannte vollkommen den Versuch einer biographischen Charakteristik des Dichters.

Tennyson stammte aus einer Predigerfamilie; denn nicht blos war sein Vater Pfarrer in seinem Geburtsorte, dem Dorfe Somersby in Lincolnshire; auch seine Mutter war die Tochter eines Geistlichen. Auf Grund der Hereditätstheorie ließen sich aus dieser Thatsache manche Schlüsse ziehen — aber es giebt Geistliche und Geistliche. Unzweifelhaft ist, daß die Tennysons nicht zu der engherzigen, orthodoxen Race der Theologen gehörten. Vielmehr wird der Vater als ein aufgeklärter, vielseitig gebildeter Mann geschildert, die Mutter als eine echt weibliche, sanfte, liebevolle Frau. Wenn man will, mag man bei dem Dichter den Einfluß seiner priesterlichen Abstammung erkennen in dem lehrhaft moralischen Ton mancher seiner Gedichte, vor Allem in der schwärmerisch religiösen Philosophie seines In Memoriam. Doch Nichts lag auch ihm von Anfang an ferner als dogmatische Beschränktheit. Als echter Landpfarrer bewährte dagegen der Reverend Mr. Tennyson sich durch seine zahlreiche Familie. Nicht weniger als sieben Söhne und fünf Töchter blühten in dem Pfarrhause von Somersby auf. Andererseits scheinen der Familie Tennyson die Sorgen eines so reichen Kindersegens erspart geblieben zu sein. Entweder war die Pfarre ungewöhnlich gut dotirt, oder die Familie hatte Vermögen, denn von Entbehrungen oder gar ärmlicher Beschränkung ist in ihrer Geschichte keine Rede. Auch in ihrem Wohnorte waren die Tennysons bevorzugt. Nach allen Beschreibungen wenigstens ist Somersby und dessen Umgebung ländlich schön, dichterisch einsam und abgeschlossen.

Als dritter Sohn dieser Familie wurde der Dichter Alfred Tennyson am 6. August 1809 in dem Pfarrhause in Somersby geboren. Die erste

mir bekannte Nachricht über ihn giebt Mrs. Ritchie, die Tochter Thackerays und spätere Freundin des Dichters. Was sie erzählt, bezieht sich auf das frühe Aufflackern des Dichtergeistes in dem Knaben, klingt aber etwas legendenhaft. Erst fünf Jahre alt, so erzählt Mrs. Ritchie, sei der Knabe eines Abends, während eines Sturmes im Garten des Pfarrhauses umherwandelnd, in die Worte ausgebrochen: „Ich höre eine Stimme, die im Sturme spricht." Möglich, daß eine ähnliche Aeußerung ihm entfuhr, doch, so weit zu erkennen, war seine Entwicklung in jenen Jahren eine langsame. In der That verdunkelten ihn anfangs seine beiden älteren Brüder Frederick und Charles durch lebhafteres Temperament, wie durch ein früheres Auftauchen dichterischer Neigungen.

Nachdem Tennyson seinen ersten Unterricht in einer benachbarten Dorfschule empfangen, besuchte er vom 7. bis zum 11. Jahre (1816—20) mit seinen Brüdern die Lateinschule der Stadt Louth in Lincolnshire. Die folgenden acht Jahre verlebte er, von seinem Vater unterrichtet, in der Einsamkeit von Somersby. Ob sein höchst eigenartiges Wesen bedeutsam hätte modificirt werden können, wäre er damals wie so viele seiner Altersgenossen in einer großen öffentlichen Schule aufgewachsen, muß hier unerörtert bleiben. Ohne nachhaltigen Einfluß konnte jene langjährige, ländliche Einsamkeit jedenfalls nicht sein, und nicht mit Unrecht finden Tennysons Biographen in diesem Umstande einen Erklärungsgrund für die, wenn nicht geradezu misanthropische, so doch auffallend stark zum Alleinsein, zu träumerischer Abgeschlossenheit neigende Tendenz seiner späteren Jahre. Auch seinen energisch ausgeprägten Hang zur Versenkung in das Leben der Natur mag man hier in den Wurzeln belauschen.

Unter sonstigen Thatsachen der Knabenjahre des Dichters verdienen vor Allem zwei Erwähnung. Tennyson war fünfzehn Jahre alt geworden, als (1824) die Nachricht von Lord Byrons Tode die Welt erschütterte. Auch seine Jünglingsseele empfand diesen Schicksalsschlag. Er wanderte, wie Mrs. Ritchie ihn später selbst erzählen hörte, hinaus in die Einsamkeit und grub mit seinem Taschenmesser in einen Sandsteinblock die Worte ein: „Byron is dead!" — ein Lapidarstil, der für sich selbst spricht. In Wahrheit verknüpften nicht blos den Jüngling, sondern den Mann Tennyson manche Saiten der Sympathie mit Byron. Denn so optimistisch er im Vergleich mit jenem großen Vorgänger sein mochte, so harte Kämpfe kostete ihn doch die Behauptung seines Optimismus; ja, in gewissem Sinne darf man sagen, daß auch Tennyson des angeborenen pessimistischen Temperaments nie ganz Herr wurde. Die zweite Hauptthatsache jener frühen Lebensepoche war ein Band Gedichte, den er achtzehnjährig (1827) in Gemeinschaft mit seinem Bruder Charles unter dem Titel „Poems by two Brothers" veröffentlichte. Wie es heißt, war es der dringende Wunsch, ihren gewöhnlich leeren Taschen einige Freiheitsmittel zuzuführen, was die Brüder zu einem so kühnen Unternehmen begeisterte. Ein reich-

licher Vorrath von Erzeugnissen ihrer Muse war vorhanden, und merkwürdig genug widerfuhr ihnen die seltene Genugthuung, in dem benachbarten Louth nicht nur einen Verleger zu finden, sondern auch einen Verleger, der ihnen 10 Pfd. Sterl. Honorar zahlte. Das war ein Fortschritt gegen Milton, der für sein „Paradise Lost" nur 5 Pfd. Sterl. bekam, wennschon ein sehr bescheidener Vorgenuß der späteren Zeiten, als hochherzige Verleger dem Dichter Alfred Tennyson jede Zeile mit einer Guinee honorirten. Natürlich erregte eine so erfolgreiche Publication auch andere hochfliegende Ideen. Hier jedoch muß es genügen, zu bemerken, daß die „Poems by two Brothers" vor Allem den Einfluß Byrons bekundeten, eine weitere Beachtung aber nicht hervorriefen.

Zu Ende des folgenden Jahres bezogen beide junge Dichter die Universität Cambridge, wohin ihr ebenfalls sehr begabter älterer Bruder Frederick ihnen 1827 vorangegangen war. Was über Tennysons Studienjahre in Cambridge bis jetzt bekannt geworden ist, ist spärlich, aber ausnehmend charakteristisch. Die lange Gewöhnung an das einsame Landleben in Somersby hatte den schon von Natur verschlossenen Jüngling mit fast krankhafter Scheu vor dem Verkehr mit gleichalterigen Gefährten erfüllt, und auch von seinem Bruder wurde, seltsam genug, diese Scheu getheilt. Beide fühlten sich in dem ganz neuen Leben und Treiben der Universitätsstadt wie in einer fremden, feindlichen Welt; selbst zur Theilnahme an den einfachsten Vorgängen des Studentenlebens fehlte ihnen der Muth. Im Trinity College matriculirt, aber in der Stadt wohnend, hätten sie der Sitte gemäß Abends bei dem gemeinsamen studentischen Diner in der großen Halle des College zugegen sein sollen, und dies war auch ihre Absicht. Aber am Eingang der glänzend erleuchteten Halle angelangt, im Anblick der vollen Tische, bei dem Geräusch der ihnen entgegentönenden Unterhaltung, sank den Brüdern die mühsam heraufbeschworene Willenskraft. Sie kehrten um und verbrachten den Rest des Abends ohne Diner auf ihrem Zimmer.

Eine erstaunliche, doch mehrfach bezeugte Thatsache! Auch den Rest von Tennysons Universitätsjahren charakterisirte dieselbe scheue Zurückhaltung. Nichts von dem Sturm und Drang seines Innern trat stürmend und drängend nach außen hervor; Nichts, was an die stürmischen Jugendzeiten Goethes und Schillers, Byrons und Shelleys erinnert, ist bis jetzt von ihm bekannt geworden. Er fand allmählich in Cambridge einen Kreis von Freunden und Bewunderern, aber selbst diesen gegenüber vermochte er nicht der angeborenen Schüchternheit Herr zu werden. Der erste Commilitone, dem er persönlich nahe trat, war Monckton Milnes, später bekannt als Lord Houghton. Milnes war Mitglied eines von Studenten des Trinity College gebildeten Clubs, der sich den bescheidenen Namen „The Apostles" beigelegt hatte und aus zwölf wirklich auserlesenen Persönlichkeiten bestand. Arthur Hallam, Richard Trench, James Spedding,

Frederick Maurice, Henry Alford, Charles Merivale — sämmtlich Mitglieder dieses Apostel-Clubs, spielten später in dem geistigen Leben Englands eine hervorragende Rolle, und man muß sagen, daß das Hereinziehen des menschenscheuen Alfred Tennyson in ihren Kreis ihrem Scharfblick alle Ehre macht. Sie versammelten sich an gewissen Tagen zu Debatten über Gegenstände von allgemeinem Interesse, mitunter im Anschluß an Vorträge der Mitglieder des Clubs. Natürlich fehlte es den jungen Aposteln nicht an der Gabe der Zungen: nur Tennyson brachte es nie zu einem Vortrage. Einmal hatte er einen solchen vorbereitet über das Thema „Gespenster". Als aber die Vorlesung beginnen sollte, übermannte ihn die alte Scheu, und vor den Augen seiner Mitapostel zerriß er sein Mannscript und warf die Stücke in's Feuer.

Wir hören auch nicht, daß er sich der Universitätsstudien, nicht zu reden von den Universitätsvergnügungen des Bootfahrens und des Cricketspielens, mit irgend welchem Eifer beflißß. Auf Cambridge ruhte noch der Abglanz Newtons; aber wie hätten mathematische Probleme eine Anziehungskraft ausüben können auf das melancholische Dichtergemüth Tennysons? Das klassisch-romantische Oxford würde seiner Sinnesweise ohne Zweifel sympathischere Eindrücke entgegengebracht haben als das mathematische Cambridge. Gelehrte klassische Studien trieb er freilich auch in Cambridge nicht; wie bedeutend jedoch der Zauber antiker Kunst und Poesie auf ihn wirkte, erhellt klar genug aus seinem gesammten dichterischen Schaffen. Ueberhaupt bildete die Poesie während seiner Studentenjahre sein Hauptinteresse. Sein überlegenes dichterisches Talent wurde schon von seinen Freunden in der Apostel-Gesellschaft anerkannt, und einigen besonders Auserwählten las der junge Dichter gelegentlich auf seinem Zimmer seine Verse vor. Halb articulirt, tieftönig, monoton musikalisch, war schon damals sein Vortrag. Außerdem herrschte, dem Bericht eines jener Auserwählten zufolge, ein Einverständniß darüber, daß die Zuhörer weiter nichts sein sollten als Zuhörer. Schweigend saßen sie um den runden Tisch, während Tennyson, den schönen lockenumwallten Kopf von der Lampe erhellt, seine Verse hervordröhnte. Wenn diese den Freunden gefielen, durften sie schließlich ihre Gefühle äußern; in Bezug auf Mißfallen war Schweigen der höchste gestattete Ausdruck. Schon damals also quälte den Dichter die krankhafte Empfindlichkeit gegen jede Kritik seiner Erzeugnisse, deren er nie ganz Herr werden konnte. Er empfand es wie einen physischen Schmerz, wenn man einen Tadel gegen die Kinder seiner Muse aussprach.

Bereits am Ende seines ersten Studienjahres (1829) errang er indeß einen öffentlichen Triumph durch die Krönung seines Preisgedichts „Timbuktoo". Es war dies die Aufgabe für den sogenannten Chancellors Prize der Universität, und Mitbewerber waren zwei seiner Freunde von der Apostel-Gesellschaft: Milnes und Hallam. Die Apostel, auch die

überwundenen, waren hingerissen durch diese Leistung ihres genialen Genossen. Tennysons eigenes späteres Urtheil lautete nicht so günstig; wenigstens nahm er dies Preisgedicht in keine Sammlung seiner Gedichte auf. Bekannt ist die Satire Thackerays, der ebenfalls um jene Zeit im Trinity-College studirte und die Studentenzeitung „The Snob" herausgab. Auch von anderer Seite fehlte es nicht an Kritik; doch war der Beifall hinreichend genug, um den Dichter im Jahre 1830 zur Veröffentlichung eines neuen Bandes Gedichte: „Poems chiefly Lyrical," zu ermuthigen. Hier trat er schon weit bedeutender auf, wie u. a. die „Westminster Review" und das noch schwerer wiegende Urtheil von Coleridge bezeugten. Enthusiastisch war die Anerkennung seiner Freunde von der Apostel-Gesellschaft, besonders diejenige Arthur Hallams, der in dem „Englishman's Magazine" seinem Freunde eine ganze Reihe glänzender Eigenschaften vindicirte: Reichthum der Phantasie, ein seltenes Talent für Darstellung idealer Charaktere, die Gabe malerisch-plastischer Darstellung, Gewalt über die mannigfachsten Formen der Lyrik, endlich eine edle, große Sinnesart, welche seine ganze Poesie als beseelendes Lebenselement durchdringe. Man werde, so meinte Hallam, erinnert an Wordsworth, an Keats, an Shelley, an Byron, doch keineswegs zum Nachtheil der Originalität Tennysons. Es war das übersprudelnde Lob eines Freundes; aber Tennysons auszeichnende Eigenschaften waren vollkommen richtig angedeutet. In Hallam, einem Sohne des berühmten Geschichtsschreibers, hatte Tennyson überhaupt den Seelenfreund seines Lebens gefunden. Und seinem Andenken widmete er später die berühmte Dichtung „In Memoriam" — denn Hallam war einer jener Lieblinge der Götter, die jung sterben.

Uebrigens war Tennysons Studienzeit in Cambridge nur noch kurz bemessen. Im Frühling 1831 starb sein Vater, und bald darauf verließ er, ohne einen akademischen Grad zu erlangen, die Universität. Er ging zunächst nach Somersby, wo seine Mutter noch mehrere Jahre wohnte, während ein Vicar die Pfarrgeschäfte versah. Hallam hatte sich mit einer von Tennysons Schwestern verlobt und erschien daher öfter in Somersby zum Besuch. Einige Bemerkungen von ihm im März 1832 werfen ein interessantes Streiflicht auf die damalige Stimmung des jungen Dichters. Offenbar war er noch immer der Alte. Die Universitätsjahre hatten sein innerstes Wesen unberührt gelassen. „Sein nervöses Temperament und sein Hang zur Einsamkeit," bemerkt der ihm so innig vertraute Hallam, „geben seiner Art und Weise einen Anschein von Affectation, wiewohl diese nicht in seiner Natur liegt und bei näherer Bekanntschaft verschwindet. Man kann kaum anders, als Vieles in ihm finden, was sowohl Liebe als Bewunderung erweckt."

Tennyson war inzwischen mit den Vorbereitungen zu einem neuen Band Gedichte beschäftigt. Dieser erschien im Herbst 1832 — ein großer

Fortschritt gegen die „Poems chiefly lyrical". In der That enthielt diese Sammlung schon manche jener hervorragenden Erzeugnisse seines Genius, die später in der Gunst seiner Bewunderer eine dauernde Stellung errangen, darunter „The Palace of Art", „A dream of fair Women", „The May Queen", „The Lotos Eaters", „The Lady of Shalott", „Oenone", „Mariana in the South" u. a. Intensives Naturgefühl, glänzende Phantasie, träumerischer Gedankenreichthum, eine ebenso edle als charaktervolle Form verleihen diesen Gedichten einen Reiz, dem es schwer ist sich zu entziehen. „Wordsworths formell beschränkte Dichtung," sagt Arthur Waugh, Tennysons neuester begeisterter Biograph, „hatte sich vermählt mit der Melodie und dem Farbenreichthum von Keats und Shelley und mit der Kraft Byrons, und das Resultat war — Tennyson." Freilich fehlte viel daran, daß dies begeisterte Lob mit dem allgemeinen zeitgenössischen Urtheil zusammenstimmte. Die „Quarterly Review" und „Blackwoods Magazine" ergingen sich gegen den neuen Dichter in höhnischen Angriffen, denen ähnlich, welche früher Byrons und Keats erstes Auftreten denkwürdig gemacht hatten, und Tennysons sensitives Gemüth empfand auch in diesem Falle den Schmerz des Tadels tiefer als die Freude der Anerkennung. Er starb nicht an dem Gifte der Kritik, wie Keats, aber ihm fehlte die Schwungkraft Byrons, der an seinen Verspöttern eine so glänzende satirische Rache nahm. Es kam hinzu, daß Tennyson um diese Zeit durch einen der schwersten Schicksalsschläge seines Lebens betroffen wurde: den nie ganz verwundenen Tod seines Freundes Arthur Hallam. Er versank in tiefe Melancholie, und zehn Jahre des Schweigens verflossen, ehe er von Neuem als Dichter vor dem Publicum erschien.

Dieses Jahrzehnt seines Lebens (1832—1842) bedarf noch in mancher Hinsicht der Aufhellung. Tennyson brachte dasselbe meist in London zu, wohin er im Herbst 1833 übergesiedelt war. Sein neuester Biograph sagt, er sei nach London gegangen, um sich einer litterarischen Laufbahn zu widmen, und habe in diesem Bemühen eine Zeit der Entbehrung, um nicht zu sagen der Armuth, durchlebt; doch ist es kaum möglich, diese Bemerkung wörtlich zu verstehen. Jedenfalls beschränkte, soweit bis jetzt bekannt, Tennysons „litterarische Laufbahn" sich auf die Revision früherer und die Ausarbeitung neuer Gedichte, ein Proceß, der ermöglicht werden mußte durch Mittel, die mindestens zu einem sorgenfreien Leben ausreichten. 1835 hören wir von ihm bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Cambridger Commilitonen Spedding in Cumberland abstattete. 1836 und 1837 lieferte er auf Milnes Veranlassung Beiträge zu verschiedenen poetischen Jahrbüchern. 1838 giebt ein anderer Freund, den er in Warwickshire besuchte, Edward Fitzgerald, einen charakteristischen kleinen Bericht über ihn. „Wir hatten," sagt Fitzgerald, „Alfred Tennyson hier. Es war sehr drollig und wunderlich. Viele Nachtwachen bis 2 oder 3 Uhr Morgens, mit der

Pfeife im Munde — um welche Zeit Alfred uns mitunter Etwas von seiner magischen Musik zum Besten gab, in Zwischenräumen von Knurren und Rauchen — und dann zu Bett." Noch einen Beitrag zu Tennysons damaligem Leben in London liefert seine Mitgliedschaft in dem „Anonymous Club", einer Gesellschaft, die sich einmal monatlich zur Discussion philosophischer und litterarischer Gegenstände versammelte, und der u. A. Carlyle, Macready, John Stuart Mill, Forster, Sterling, Thackeray und Landor angehörten. Zuweilen lud Tennyson auch seine Freunde zu Mahlzeiten in seine Wohnung, in der abgelegenen Vorstadt Camden Town ein. Dann fehlte es nie an dem geliebten Portwein, einem gegenwärtig vermiedenen und fast altmodisch gewordenen Gewächs, dem Tennyson jedoch bis an's Ende seines Lebens treu blieb. Ein außerordentlich charakteristisches Denkmal setzte er seiner Neigung zu dieser ihn begeisternden Gabe des lusitanischen Bacchus in dem Gedicht „Will Waterproof's Lyrical Monologue". Wenn er seine Freunde bei sich sah, wurde der erforderliche Portwein meist aus einer benachbarten Schenke herbeigeschafft. Die Freunde des Dichters warnten ihn gelegentlich und drückten ihr Staunen aus, wie er bei dem Genuß so zweifelhafter Jahrgänge seine Gesundheit erhalten könne. Aber dem sonst so wählerischen Dichter machte diese Warnung keinen Eindruck. „Wenn der Wein nur süß und dunkel und stark ist," bemerkte er, „ist er gut genug für mich."

Inzwischen war König Wilhelm IV. gestorben. Die Reformbill von 1832 fing an, ihre Früchte zu tragen. Eine neue Epoche hatte mit der Thronbesteigung Victorias (1837) begonnen. Daß Tennyson diesen und anderen zeitgenössischen Ereignissen mit Interesse folgte, kann im Hinblick auf seine spätere Haltung nicht bezweifelt werden, obgleich es bis jetzt an aufhellenden Thatsachen darüber fehlt. Wir wissen nur, daß er an seinen Gedichten eifrig weiter arbeitete. Seine Freunde erklärten, er übertreffe sich selbst; aber fest wie ein Diamant blieb er gegenüber ihren dringenden Aufforderungen, eine neue Sammlung seiner Gedichte zu veröffentlichen. Der erste glückliche Wurf gelang ihm, so scheint es, überhaupt nur selten; nur schwer konnte er sich Genüge thun, und das wollte er, ehe er sich von Neuem der Tortur der Kritik aussetzte. So verzögerte denn sein nächstes öffentliches Auftreten sich bis zum Jahre 1842. Die beiden Bände „Poems, by Alfred Tennyson", welche dann endlich erschienen, legten aber auch die sichere Grundlage seines Ruhmes. Sie enthielten, außer den früheren, meist veränderten und überarbeiteten Gedichten, eine bedeutende Anzahl neuer, unter denen besonders „Locksley Hall", „Godiva", „Ulysses", „The two Voices" und die dem Arthur'schen Sagenkreise angehörigen „Sir Galahad", „Sir Lancelot and Queen Guinivere" und „the Morte d'Arthur" hervorragten. Kritik und Publicum erklärten nun in ungewöhnlicher Uebereinstimmung, daß in Tennyson ein wahrhaft bedeutender neuer Dichter erstanden sei. Die ausgezeichnetsten Gesellschaftskreise der

Hauptstadt öffneten sich dem Gefeierten. Sir Robert Peel, damals Premierminister, bewilligte ihm eine Civil Service Pension von 200 Pfd. Sterling. Die „Union", das berühmte Parlament der Studenten von Oxford, debattirte das Thema: „Alfred Tennyson ist der größte englische Dichter unserer Zeit." Wenn es daneben noch immer auch an dissentirenden Stimmen nicht fehlte, so war dies nur natürlich. Wann fehlt es überhaupt an abweichenden Meinungen? Und Tennyson forderte ohne Frage zu solchen heraus. So machte ein anderer, damals in Oxford lebender junger Dichter, Arthur Clough, nachdem er Wordsworth, den damaligen Poet Laureate, für größer erklärt als Tennyson, Letzterem den Vorwurf eines bewußten Strebens nach Effect, einer sinnlichen Neigung zu bloßer Melodie der Form, einer Vernachlässigung des Gegenstandes über der Manier. Noch bekannter ist Bulwers Angriff in der Satire „The New Timon" auf die „Schoolmiss Alfred", ein Angriff, auf welchen Tennyson in einigen nicht minder bitteren Versen erwiderte. Gewiß war er nicht unverwundbar. Wenn den Einen seine weltschmerzlich melancholische Versunkenheit mißfiel, so den Anderen ein gewisser declamatorischer Optimismus des Glaubens und der Hoffnung, zu dem er angefangen hatte, sich aufzuschwingen. Ebenso wenig konnte die Begründung jenes Vorwurfs eines gewissen Strebens nach Effect, des Vorwurfs einer gewissen Manier in Haltung und Ausdruck bestritten werden. So unzweifelhaft bedeutend Tennysons neue Dichtungen waren, so ließen sie doch in manchen Fällen mehr die sorgsame Arbeit erkennen, als den hinreißenden dichterischen Schwung empfinden, dessen unwiderstehliche Gewalt die Kritik zum Schweigen bringt. In der Wahl seiner Stoffe war er eklektisch. Ob das moderne oder das romantische Element bei ihm vorwiege, war noch nicht mit Sicherheit erkennbar. Und wie groß seine plastische Gestaltungskraft sein mochte — auf welchem Gebiete der Dichtung, ob auf dem rein lyrischen, dem idyllisch erzählenden, oder dem didaktisch gedankenvollen, er Besseres leiste, war eine Frage, die der Meinungsverschiedenheit hinreichenden Spielraum bot. Nichtsdestoweniger konnte, wenn Alles gesagt war, die Thatsache nicht bezweifelt werden, daß der Dichter, sowie er selbstständig und selbstbewußt dastand, sich ein weites Feld öffentlicher Gunst erobert hatte.

Tennysons nächstes größeres Werk, „The Princess", erschien 1847, ein höchst originelles Erzeugniß seiner Muse, halb eine anmuthig humoristische Satire gegen damals auftauchende Ideen über Frauen-Emancipation, halb der phantasievolle Märchentraum eines heiteren Sommernachmittags. Es war der erste umfangreichere Gegenstand, an dessen Gestaltung er seine Dichterkraft versuchte. Er hatte dafür die durch Shakespeare und Milton in der englischen Poesie eingebürgerte, jüngsthin durch Wordsworth erneuerte Form des fünffüßigen Jambus gewählt, und seine Rede, ungehemmt durch die Fessel des Reimes, ergoß sich in einer melodischen Fülle und zugleich in einer gedanken- und charaktervollen Bedeutsamkeit, welche die seltene

Begabung des Dichters in neuen Regionen und weiteren Aussichtskreisen offenbarten. „The Princess“ war außerdem ein völlig modernes Werk, trotz aller hineinspielenden humoristischen Phantastik eine der unmittelbarsten Gegenwart angehörige Schöpfung; und es entschied ein für allemal die Frage, ob Tennyson nur ein romantischer Nachzügler sei, oder ein auf der Höhe seiner Zeit stehender Dichter. Nur ein solcher hätte den Gedanken einer solchen Dichtung fassen und durchführen können. Neue Triumphe standen ihm indes bevor. Er näherte sich dem Jahre 1850, in mehrfacher Hinsicht dem bedeutungsvollsten seines Lebens. In diesem Jahre erschien seine lang vorbereitete Dichtung „In Memoriam“, im Sommer desselben Jahres verheirathete er sich, im Herbst wurde er als Nachfolger von Wordsworth zum Poet Laureate erwählt. Der nachhaltige Eindruck, welchen „In Memoriam“ hervorbrachte, ist bekannt. Eine vollaustönende Elegie auf den Tod seines Jugendfreundes Arthur Hallam, war diese Dichtung zugleich eine Hymne auf die Ewigkeit der Freundschaft und Liebe und auf den Glauben an persönliche Unsterblichkeit, die in der Geschichte der Poesie einzig in ihrer Art dasteht. Shelleys Elegie „Adonaïs“, auf den Tod von Keats, kommt ihr wohl am nächsten; aber wie verschieden erscheinen doch beide Dichtungen, nicht blos in der Inspiration, sondern auch in der Form! Shelley, sonst zum Schweifen in's Unendliche geneigt, faßt sich formvoll zusammen; Tennyson, sonst der Vertreter formvoller Beschränkung, bleibt diesem Ideale freilich im Einzelnen treu, kann aber vor Ueberfülle nicht enden und sucht lange umsonst einen Ausweg aus dem Labyrinth seiner Gefühle, seiner dichterisch-philosophischen Speculationen. Die Länge, die Gedankenschwere und gelegentliche Unverständlichkeit bilden in der That wesentliche Mängel von „In Memoriam“. Trotzdem trägt diese Dichtung den Stempel unleugbarer Großartigkeit, und wohl um kein anderes Denkmal von Tennysons Genius hat eine gleich begeisterte, auserwählte Gemeinde sich versammelt*).

Der Veröffentlichung von „In Memoriam“ hatte Tennyson auch vor Allem seine Ernennung zum Poet Laureate zu danken. Der letzte Träger dieser von dem herrschenden Souverän verliehenen Würde, William Wordsworth, war kurz vorher gestorben, und nach Tennysons eigener Erzählung war es die Lectüre von „In Memoriam“, welche den einflußreichsten Rathgeber der Königin Victoria, unseren ausgezeichneten Landsmann, den Prinzen Albert, veranlaßte, ihm den erledigten Posten zur Verfügung zu stellen. Tennyson erzählte den Hergang seinem Freunde James Knowles, dem Herausgeber der Monatsschrift The Nineteenth Century, und Knowles veröffentlichte nach Tennysons Tode über dieses Vorkommniß, wie über manche andere Tennysoniana, interessante Details. Der, wie schon erwähnt, von Tennyson so geliebte edle Wein von Oporto spielte auch bei dieser

*) Eine vorzügliche deutsche Uebersetzung veröffentlichte Agnes von Bohlen.

Gelegenheit seine Rolle. In der Nacht vor dem Tage, so bemerkte Tennyson gegen Knowles, ehe ihm durch Prinz Albert, dem sein „In Memoriam" gefallen, die Ernennung zum Poet Laureate angeboten wurde, habe ihm geträumt, der Prinz sei bei ihm eingetreten und habe ihn auf die Backe geküßt, worauf er im Traume gesagt habe: „Sehr freundlich, aber sehr deutsch!" Am nächsten Morgen sei der Brief über das gekrönte Dichteramt ihm auf sein Bett gelegt worden. Im Laufe des Tages habe er darüber nachgedacht, aber keinen Entschluß fassen können, ob annehmen oder ablehnen. Endlich habe er zwei Briefe geschrieben, einen annehmenden und einen ablehnenden, diese auf den Tisch geworfen und beschlossen, zu entscheiden, welchen von beiden er abschicken wolle, „nach seinem Diner und seiner Flasche Portwein". Die Wirkung der Flasche Portwein war die Absendung des annehmenden Briefes, und als officiell gekrönter Dichter hatte nun Tennyson seinen früheren Ansprüchen auf öffentliche Würdigung einen keineswegs zu verachtenden neuen hinzugefügt. Als Poet Laureate verfaßte er zuerst 1851 eine in seinem besten, würde- und weihevollen Stil gehaltene Widmung seiner gesammelten Gedichte an die Königin; 1852 eine etwas pomphafte Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, 1862 einen warm empfundenen Nachruf an den Prinzen Albert, eine Cantate zur Feier der Eröffnung der Weltausstellung von 1862, dann ein Willkommen zur Hochzeit der Prinzessin von Wales, zur Hochzeit der Herzogin von Edinburgh u. A. Doch wurde er nie Hofmann. Als er zu seiner förmlichen Installation im März 1851 bei Hofe erscheinen mußte, borgte er sich den Hofanzug des alten Samuel Rogers, denselben, den, wie es heißt, auch Wordsworth bei derselben Veranlassung getragen hatte. Ebensowenig gefiel er sich in der Rolle eines Löwen der Gesellschaft. Charakteristisch war in dieser Hinsicht sein Zusammentreffen mit Lord John Russell im Jahre 1852. Tennyson war eben als glücklicher Ehemann mit seiner jungen Frau von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, und Lord John Russell, der damals Premierminister war, fragte ihn bei einer Soiree: wie Venedig ihm gefallen habe? Lakonisch zurückhaltend erwiderte Tennyson: Venedig habe ihm nicht gefallen. „Und warum nicht?" fragte Lord Russell. „Weil ich keinen englischen Tabak dort bekommen konnte," sagte der Dichter. Und diese Antwort war kein bloßes Jeu d'esprit. Tennyson zog wirklich bis in sein hohes Alter vielen Dingen dieser Welt seine Pfeife vor. Mrs. Ritchie erzählt, sie habe ihn zum letzten Mal gesehen in dem fashionablen Quartier von Eaton Square, wie er nach einem Diner hoch oben in der Dachstube einsam dasaß, in die gedankenvollen Wolken seiner Pfeife verhüllt. So hielt er auch an der Liebe zu seiner Flasche Portwein unverbrüchlich fest. „Ich werde," schrieb Lord Houghton im Frühling 1870 „morgen die Ehre haben, Tennyson zum Diner bei mir zu sehen. Er besteht darauf, um 7 Uhr zu diniren und daß ich ihm alten Portwein vorsetze. Ich habe daher einigen Portwein von Fryston" (Lord Houghtons Landsitz

in Yorkshire) „kommen lassen, den mein Vater The Alderman nannte, vermuthlich nach dem Jahre, in welchem dies Pferd das St. Leger-Wettrennen gewann.“

Ueberhaupt fühlte Tennyson sich immer glücklicher in der Einsamkeit oder im Verkehr mit einigen vertrauten Freunden, als in dem zerstreuenden, rastlosen Treiben der fashionablen Welt. Je älter er wurde, desto unerfreulicher berührte ihn das Leben in der großen, lärmenden Hauptstadt. Im Jahre 1853 erwarb er durch Ankauf den Landsitz Farringford im Südwesten der Insel Wight, und dort, sowie später in dem nicht weit entfernten Aldworth in Surrey, verfloß dann vor Allem der Rest seines Lebens.

Sein Ruhm war um jene Zeit durch sein „In Memoriam“ und seine Ernennung zum Poet laureate fest gegründet. Zahlreiche neue Auflagen seiner Werke hatten den Grund zu einer Wohlhabenheit gelegt, die bei einem Dichter als phänomenal gelten durfte, und durch welche das unschätzbare Gut sorgenfreier Muße ihm gesichert wurde. Er war glücklich verheirathet, befreundet mit vielen hervorragenden Zeitgenossen, willkommen und bewundert in den ausgezeichnetsten geselligen Kreisen. Alle diese Güter gewährte das Schicksal ihm überdies auf der Höhe der Manneskraft; denn er stand erst im Beginn der Vierziger, als die Frage über das Wo einer dauernden Niederlassung an ihn herantrat. Daß er sich unter diesen Umständen ein einsames Landhaus auf der Insel Wight auserkor, war, wie gesagt, für Tennyson charakteristisch, doch befremden konnte es kaum. Emphatisch insular geartet, wie er einmal war und auch im Strome der Welt immer blieb, mußte er sich angezogen fühlen durch die schöne Insel, deren dichterische Ruhe und Abgeschlossenheit ein tiefes Bedürfniß seines innersten Wesens befriedigte.

Uebrigens war seine Flucht aus der Gesellschaft in die Natur keine Abwendung von der zeitgenössischen Welt und deren Interessen. Schon das patriotische Gefühl war dafür zu stark in Tennyson entwickelt. Er empfand sich mit Stolz als der Sohn eines Volkes, das in der Vergangenheit so Großes geleistet, das in der Gegenwart vor allen Völkern unserer Erdhälfte als Hort der Freiheit glänzte. Dazu kam, daß eben jene Epoche friedlichen Fortschrittes, in welche England seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eingetreten war, eines Fortschrittes, der die Mitte hielt zwischen den Extremen der kämpfenden Parteien, der keiner Gewaltsamkeit, sondern der Nothwendigkeit der Dinge sein Dasein und seine Dauer verdankte, so vollkommen zu der Denkweise des Dichters stimmte, daß er auch in diesem Sinne als mustergiltiger Sohn seiner Zeit und seines Volkes gelten konnte. Ein weises Maß in allen Dingen schwebte ihm als Ideal vor. Verhaßt war ihm jeder Fanatismus, der politische, wie der religiöse, jede Licenz, die der Demokratie, wie die der Despotie. Es war um die Zeit, von der ich rede, als er diesen Empfindungen in mehreren Gedichten, die in England zu seinen viel citirtesten gehören, einen

besonders prägnanten Ausdruck verlieh. „Du fragst mich," so redet der Dichter in einem dieser poetischen Ergüsse einen ungenannten Freund an, „warum ich, trotz meines Unbehagens, in diesen Gegenden weile, ich, dessen Lebensgeister im Nebel erschlaffen, und der sich nach purpurnen Meeren sehnt? Dies ist das Land, welches freie Männer bauen, welches die maßvoll gesinnte Freiheit erwählte, das Land, wo, von Freunden oder von Feinden umringt, ein Mann reden darf, was er will. Ein Land fest gegründeter Regierung, ein Land gerechten und alten Ruhmes, wo die Freiheit langsam, doch sicher wächst, von Errungenschaft zu Errungenschaft. Wo die Parteiwuth selten herrscht, aber wo, stufenweise reifend, die Macht eines fruchtbaren Gedankens Zeit und Raum findet, zu wirken und sich auszubreiten. Sollten je zusammengerottete Verbände die Meinungen verfolgen und eine Zeit heranführen, in der selbstständiges Denken ein bürgerliches Verbrechen wird und die persönliche Freiheit verstummt — und wenn auch Herrschergewalt den Namen Britanniens von Lande zu Lande dreimal größer machte, wenn auch jeder Canal des Staates sich füllte mit Goldsand — dennoch treibe mich aus der Hafenmündung, wilder Wind! Ich suche einen wärmeren Himmel und will, ehe ich sterbe, die Palmen und Tempel des Südens sehen."

Ganz im Einklang mit dieser Lebensstimmung lud Tennyson 1854 seinen alten Freund, den berühmten freisinnigen Theologen Maurice, der wegen unorthodoxer Ansichten über die Ewigkeit der Höllenstrafen seiner Professur in Kings College entsetzt war, zu einem langen Besuch nach der Insel Wight ein. Die Einladung, die in Form eines an horazische Oden erinnernden Gedichtes stattfand, wirft ein interessantes Streiflicht auf die äußeren und inneren Zustände des in seiner Inseleinsamkeit heimischen Dichters. „Ob auch," so schreibt Tennyson dem Freunde, „achtzigtausend Collegiensynoden Anathema gegen Dich donnern, o Freund! ob auch alle unsere Priester vor Wuth gegen Dich schäumen — ein Laienherd wird Dir doch Willkommen bieten. Nimm dieses an und komme nach der Insel Wight, wo ich, fern vom Lärm und Rauch der Stadt beobachte, wie das braune Zwielicht niedersinkt auf einen sorglos geordneten Garten, nahe am Höhenrand eines schönen Hügels. Es wird bei Tisch keine böse Nachrede geben, aber ein ehrliches Gespräch und gesunden Wein, und Du wirst nur die geschwätzige Elster hören unter einem Dach von Tannen. Denn Tannenhaine stehen auf beiden Seiten zum Schutz gegen die Stürme des Winters. Und weiter entfernt rollt der alte Canal seine Wogen auf Kreide und Sand, wo, wenn unterhalb des weißen Abhanges ein Schlachtschiff langsam dahinfährt und durch Zonen von Licht und Schatten über der einsamen Tiefe verschwindet, wir von der nordischen Sünde sprechen können, die den Beginn eines selbstsüchtigen Krieges herbeiführte — die Ansprüche erörtern, die Aussichten erwägen können, ob Kaiser, ob Türken gewinnen, oder ob die Zuchtruthe des Krieges ganz Europa blutig geißeln wird —

bis Du Dich lieberen Gegenständen zuwendest, dem Manne lieb, der Gott lieb ist: wie den geringen Mitteln der Armen zu helfen, wie ihre Wohnungen zu verbessern, wie man im Leben, wenn das Leben vorrückt, mehr und mehr Tapferkeit und Menschenliebe gewinnt? Komm', Maurice, komm'!"

Dasselbe Gefühl des Hasses gegen Intoleranz und Fanatismus veranlaßte Tennyson später, dem von der anglikanischen Geistlichkeit verfehmten Bischof Colenso sein Haus auf der Insel Wight als Asyl zu öffnen. Auch zu einer glänzenden Bethätigung seiner patriotischen Sinnesweise bot das Jahr 1854 ihm eine denkwürdige Veranlassung. Es war, wie die eben mitgetheilte Epistel an Maurice andeutet, das erste Jahr des Krimkrieges, das Jahr der Schlachten an der Alma und bei Inkerman, des Reiterkampfes bei Balaklava. Diesen Reiterkampf verherrlichte Tennyson, bald nachdem er stattgefunden, in dem berühmten Gedicht „The Charge of the Light Brigade", Versen, die in ihrer Art ohne Frage zu den glänzendsten gehören, welche die Geschichte der Poesie aufzuweisen hat und deren Popularität in England eine unbegrenzte war und geblieben ist. Auf ähnliche Weise fuhr er bei späteren Veranlassungen fort, seinen patriotischen Gefühlen einen dichterischen Ausdruck zu geben. Als nach Orsinis Attentat die französischen Invasionsgelüste auftauchten, trug er durch seinen poetischen Aufruf „Riflemen form!" zur Bildung der englischen Freiwilligen-Armee bei. Die Eröffnung der Londoner Weltausstellung von 1862 feierte er durch eine der großen Gelegenheit würdige Ode, und noch im höheren Alter besang er mit unvermindertem Feuer Heldenthaten der englischen Flotte und Armee, wie in den während der 80er Jahre veröffentlichten Gedichten: „Sir Richard Grenville", „The defense of Lucknow", „The charge of the heavy Brigade", u. a. Daß also der Blick für die große Welt dem Dichter nicht getrübt wurde durch seinen Hang zur Einsamkeit, daß vielmehr die Zeitereignisse die Saiten seiner Seele dichterisch ertönen ließen und ihn auch in diesem Sinne als den wahren Zeitgenossen seines Volkes kund gaben, kann nicht bezweifelt werden.

Seine nächste umfangreichere Dichtung nach „In Memoriam" erschien 1855 unter dem Titel „Maud, a Monodrama". „Maud" nimmt unter Tennysons Werken eine abgesonderte Stellung ein, und besonders im Gefolge von „In Memoriam" war es kaum überraschend, daß dies Werk eine befremdende Wirkung hervorbrachte. Bisher hatte man Tennyson gekannt als melodisch charaktervollen Sänger der Natur und der Liebe, als dramatischen Idyllenerzähler, als phantasievollen, mannhaften Denker — jetzt trat er plötzlich mit einem Wertherisch weltschmerzlichen Sensations-Roman auf, der einer längst vergangenen Periode seines Lebens anzugehören schien. In der That möchte man dies glauben, wüßte man nicht, daß Tennyson „Maud" im Jahre 1855 unter einer Ceder im Garten seines Nachbars und Freundes Sir John Simeon auf der Insel Wight geschrieben hat. Im Einzelnen enthält diese Dichtung, die sich in der Weise des sogenannten Ich-Romans

verläuft (daher die Bezeichnung „Monodrama"), viel Schönes. Es fehlt ihr weder an dichterischem Schwung, noch an dem Feuer der Leidenschaft. Erstaunlich ist der Reichthum ihrer immer wechselnden metrischen Formen, die sich mit dramatischer Unmittelbarkeit dem Wechsel der Stimmungen und Situationen anpassen. Auch die Satire auf den Rang- und Geldstolz der fashionablen Gesellschaft, ein Thema, das Tennyson schon in „Locksley Hall" angeschlagen hatte und auf das er immer wieder mit einer Art von Vorliebe zurückkam, klingt in pathetisch charakteristischen, fast revolutionären Tönen an. Aber dem Ganzen mangelt die künstlerische Einheit und Ruhe. Die Wendung am Schlusse, daß der Held aus dem Wahnsinn, in welchen die Tragödie seines Lebens ihn stürzt, von Neuem zum Bewußtsein seiner selbst erwacht und als den Retter der Menschheit aus der faulen Versumpfung des Friedens den Krieg feiert, der eben die Welt erschütterte, und in dessen Kämpfen er selbst das Gedächtniß seiner Leiden abzuschütteln hofft, war originell und effectvoll, vermochte aber nicht, die Mehrzahl der Kritiker mit den sonstigen Mängeln des Werkes auszusöhnen.

Im Zusammenhang mit „Maud" mag noch eine offenbar authentische Anekdote erwähnt werden, die uns den Menschen Tennyson in seinem unverwüstlichen, selbstherrlich rauhen Humor versinnlicht. Er las das Gedicht in einer gemischten Gesellschaft vor, und wendete sich, plötzlich einhaltend, nach dem Verse:

Birds in the High-hall garden
When twilight was falling,
Maud, Maud, Maud, Maud,
They were crying and calling —

an eine neben ihm sitzende Dame mit der Frage: „Was für Vögel riefen?" Die poetisch gestimmte Dame antwortete: „Nun, Nachtigallen denke ich." — „Bah!", sagte der Dichter zusammenschaudernd. „Was für ein Cockney Sie sind! Rufen Nachtigallen „Maud"? Gewiß nicht. Aber Krähen thun es: Caw, caw, caw, caw. Jedenfalls ist es sehr ähnlich."

Auch eine allgemeine Bemerkung über den Zusammenhang von Tennysons Leben und Dichten scheint hier am Ort. In Goethes, Schillers Byrons Laufbahn lassen ohne Mühe gewisse Altersperioden sich unterscheiden und in den meisten Fällen ist der Zusammenhang der äußeren Vorkommnisse derselben mit den gleichzeitigen Schöpfungen der Dichter nachweisbar. Bei Tennyson ist dies bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße der Fall. Die bedeutungsvollste Ausnahme bildet sein „In Memoriam". Aber so viel ich weiß, hat noch keiner seiner Bewunderer oder Kritiker die Abgrenzung seines dichterischen Lebenslaufs in bestimmte Perioden versucht. Sein Stil, seine ganze Art und Weise, blieben sich im Jugend-, Mannes- und Greisenalter so auffallend ähnlich, daß es, abgesehen von der Signatur größerer oder geringerer Reife, schwer scheint, bei einzelnen Erzeugnissen seiner Muse die Altersstufe zu erkennen. Bestimmt durch entweder gar nicht oder nur

annähernd bekannte Motive, wählte er sich Gegenstände, die zu seinem gleichzeitigen Leben völlig außer Beziehung stehen mochten, und behandelte dieselben als dichterischer Künstler. So hatte er „Maud“ gewählt, und nach einer Aeußerung gegen James Knowles zählte er selbst diese Dichtung, welche das Publicum befremdete und verwirrte, zu dem Besten, was er überhaupt geschrieben.

Während der dem Erscheinen von „Maud“ folgenden Jahre wendete Tennyson der leidenschaftlich bewegten Gegenwart den Rücken, um sich ganz in die nebelhafte Ferne der Arthurlegende zu versenken. Knowles hörte ihn sagen: er sei mit dem Plane zu einer großen Dichtung über diesen Gegenstand seit seinem vierundzwanzigsten Jahre beschäftigt gewesen; und schon in der Ausgabe seiner Gedichte von 1842 hatte er als Proben die beiden Episoden „Sir Galahad“ und „Morte d'Arthur“ veröffentlicht; aber (wie er mit seiner unüberwindlichen Empfindlichkeit gegen alle Kritik hinzufügte) „die Kritiker geboten mir Einhalt.“ Nach anderthalb Jahrzehnten eines glänzenden Fortschreitens auf der Bahn des Ruhmes kehrte er nun zu jenem Jugendgedanken zurück; allein auch jetzt noch fehlte ihm der Muth des Entschlusses zu einer organischen Ausgestaltung des großen Themas. Es waren wieder mehrere abgesonderte, untereinander nicht zusammenhängende Bruchstücke der Arthursage („Enid,“ „Vivian,“ „Elaine“, „Guinivere“), die er 1859 unter dem Titel „Idylls of the King“ erscheinen ließ, und als Bruchstücke, als poetische Charakterstudien aus dem Arthur'schen Sagenkreise wurden sie auch von dem Publicum aufgenommen. Vielleicht entsprach die Aufnahme nicht Tennysons Erwartungen; vielleicht war er selbst mit seiner Leistung unzufrieden — Thatsache ist, daß er nach jenem Bande von 1859 noch einmal eine Reihe von Jahren verfließen ließ, ehe er die Arbeit an seinem Arthur-Epos wieder aufnahm. In der Zwischenzeit übte er seine Kunst von Neuem an socialen Charakterskizzen der Gegenwart. Erst 1869 erschien ein zweiter Band „Idylls of the King“, der, außer dem Anfang des Epos, „The coming of Arthur“, und dessen Ende, „The passing of Arthur“, die Abschnitte „The Holy Grail“ und „Pelleas and Ettara“ enthielt. 1871 folgte „The last Tournament“, und erst gegen das Ende der siebziger Jahre konnte, nach vielfachen Zusätzen und Umgestaltungen, die Gesammtzahl der „Idylls of the King“ zu einer Art von Epos zusammengestellt werden, welches das Aufblühen, die Herrschergröße und den Verfall des legendenhaften Königs, der Ritter seiner Tafelrunde und der Damen seines Hofes schilderte. Ob dies umfangreichste von Tennysons Werken auch das mit der größten Lebenskraft ausgestattete ist, muß die Zeit lehren. Daß es reich ist an der dem Dichter eigenthümlichen Kunst in der Behandlung des blank verse, an seiner charaktervollen Sprachgewalt, seiner Gefühls- und Gedankentiefe, an dem Adel seiner Gesinnung, dem dramatischen Pathos seiner Diction, bedarf kaum der Versicherung. Der Hauptmangel der „Idylls of the King“ liegt wohl in der allegori-

schen Behandlung des Gegenstandes, welche dem Ganzen, trotz aller Plastik der Form, einen schattenhaft visionären Charakter verleiht. Tennyson selbst war sich dieser allegorisirenden Tendenz vollkommen bewußt. Er bemerkte in einer Unterhaltung über die „Idylls of the King“ gegen Knowles: „Mit König Arthur meinte ich immer die Seele und mit der Tafelrunde die Leidenschaften und Fähigkeiten der Menschen“ — eine Aeußerung, welche über diese merkwürdige Dichtung eine Fluth von Licht verbreitet.

Unter den oben erwähnten, während der ersten Hälfte der sechziger Jahre veröffentlichen socialen Skizzen („Sea Dreams“, „Aylmer's Field“, „The Northern Farmer“ ꝛc.) ist die auch in Deutschland wohlbekannte poetische Erzählung „Enoch Arden“ ohne Frage das Vortrefflichste. Aus den nächstfolgenden Jahren verdient vor Allem genannt zu werden „Lucretius“, eine Rhapsodie der Leidenschaft, in der man nicht mit Unrecht Einflüsse jenes Realismus, jener Kühnheit in der Behandlung verfänglicher Gegenstände zu erkennen glaubte, zu denen Swinburne in seinen kurz vorher erschienenen „Poems and Ballads“ den Ton angeschlagen, denen aber der maßvollere Tennyson sich bisher ferngehalten hatte und auch später fernhielt. Ehe ich indeß von anderen Vorgängen dieses Zeitraums in Tennysons Leben erzähle, mögen einige Charakterzüge der persönlichen Erscheinung, des persönlichen Wesens des Dichters hier eine Stelle finden. Gezeichnet, photographirt, lithographirt, gemalt ist Tennyson oft genug; aber so interessant solche Conterfeis sind, als bedeutender müssen doch immer die aus unmittelbarer Anschauung geschöpften Bilder gelten, die dem Gegenstande ein gewissermaßen gegenwärtiges Leben verleihen. Glücklicherweise haben mehrere solcher Geistesphotographien Tennysons sich erhalten.

Ich stelle voran diejenige des Amerikaners Bayard Taylor, der Tennyson 1857 in Farringford besuchte. Er schildert ihn als „groß und breitschultrig, wie ein Sohn Enaks, mit Haar, Bart und Augen von südlicher Schwärze“. Das ist schon Etwas, dies Große, Breitschultrige; denn wie unverkennbar der dunkle Typus in allen Darstellungen Tennysons auch ist, auf die hohe Gestalt des Dichters erlauben seine Portraits, sämmtlich Brustbilder, keinen sicheren Schluß. Werthvoller noch ist das Zeugniß zweier anderer hervorragenden Zeitgenossen. Mrs. Carlyle, die geistvolle Frau Thomas Carlyles, schickte in den vierziger Jahren ihrer Nichte Miß Walsh Autographen von Tennyson, Dickens und Bulwer-Lytton und bemerkte dabei: Tennyson sei von den Dreien der größte Genius. „Außerdem,“ fügte sie hinzu: „ist er ein sehr schöner Mann und ein edelgesinnter, mit etwas Zigeunerhaftem in seiner Erscheinung, was für mich außerordentlich anziehend ist.“ Thomas Carlyle selbst, der geniale, rembrandtartige Portraitmaler in Worten, zeichnet Tennyson, den er, von einem Spaziergange heimkehrend, die Pfeife im Mund, in seinem Garten fand, an einer von Froude angeführten Stelle seines Tagebuchs wie folgt: „Ein schöner, großstilisirter, dunkeläugiger, bronzefarbiger, langhaariger Mann ist Alfred;

staubig, rauchig, von ungezwungenen Manieren — nach außen und nach innen mit großer Gelassenheit schwimmend in einem Element von Chaos und Tabaksrauch — groß, wenn er dann und wann auftaucht, ein höchst fester, brüderlicher, starksinniger Mensch." Und an einer anderen Stelle: „Eine Masse rauhen, staubig schwarzen Haares; glänzende, lachende, braune Augen, massives Adlergesicht, höchst massiv und doch fein, von brauner, fast indischer Hautfarbe; Anzug cynisch lose und bequem. Raucht unendlichen Tabak. Seine Stimme ist musikalisch, metallisch, fähig zu lautem Gelächter, zu erschütternder Klage und zu Allem, was dazwischen liegt. Rede und Gedanken frei und ergiebig. Ich begegne in diesen letzten Jahrzehnten keinem solchen Genossen bei einer Pfeife."

Hiernach sehen wir Tennyson schon einigermaßen erkennbar vor uns. Bei seiner Umherbewegung im Freien müssen wir uns den mächtigen Filzhut auf dem dunkeln Lockenhaupt hinzudenken und den talarartigen, italienischen Mantel, wie er vor vierzig oder fünfzig Jahren Mode war, und in dem so manche seiner Photographien ihn vorführen. Keine Erscheinung, die leicht übersehen werden konnte! In der That, so stark Freunde ihre anziehende Kraft empfanden, so beängstigend wirkte sie oft auf Fremde, um so mehr, als Tennyson selbst eine Art von instinctiver Scheu vor ihm fremden Menschen hatte und dem Ausdruck seiner Gefühle keinen Zwang auferlegte. „Jede Affectation," sagt Knowles, „lag ihm so fern, daß er überall und in Allem gerade so sprach und handelte, wie er fühlte und dachte. Menschen, die ihn nicht kannten, wurden dadurch gelegentlich in Verwirrung und Bestürzung versetzt: Die Scheuen empfanden Furcht, die Affectirten nahmen es für Affectation, die Rauhen für Rauhheit, die Groben für Grobheit — denn, wie er oft zu sagen pflegte: „Ein Jeder setzt sich selbst voraus." Im Grunde jedoch war es weiter Nichts, als einfache, offene Ehrlichkeit, und als solche von größtem Interesse für Alle, welche darin die Art der Natur mit ihren größten Menschen beobachten und verstehen lernen konnten." — „Die kleinen Affectationen und Unaufrichtigkeiten des Lebens," fährt Knowles fort, „belästigten Tennyson so sehr, und seine durch starke Kurzsichtigkeit vermehrte natürliche Zurückhaltung stand in so großem Widerspruch zu seiner angeborenen Courtoisie, daß der allgemeinere gesellschaftliche Verkehr immer eine Anstrengung und eine Last für ihn war." Wie weit in seinem Leben jene Kurzsichtigkeit, die bei einem Dichter von so feinem Sinn für alle Formen und Farben der Natur besonders auffallend scheint, zurückdatirt, erwähnt Knowles nicht. Vermuthlich sträubte Tennyson's dichterisches Schönheitsgefühl sich gegen das Tragen von Brillen oder gar von „Kneifern" (man erinnere sich nur an Goethe's Abneigung gegen alle brillentragenden Leute); jedenfalls stellt keins seiner Bilder ihn mit diesen unschönen Werkzeugen der modernen Civilisation dar. Und doch war seine Kurzsichtigkeit so groß, daß er Knowles nach dessen erstem Besuch besonders einschärfte, sich ihm zu erkennen zu geben, wenn

er ihm einmal wieder begegne, da er ihm sonst unerkannt vorübergehen werde, sollten sie auch in der Straße aufeinanderstoßen.

Als eine Art von Compensation für sein schwaches Gesicht betrachtete Tennyson sein ungewöhnlich scharfes Gehör. Er könne, bemerkte er, den Schrei einer Fledermaus hören, seiner Meinung nach der beste Prüfstein für ein gutes Ohr. Nach Knowles Ansicht bestand die wahre Compensation für das schwache Gesicht des Dichters in seinem geistigen Scharfblick, der aus dem mangelhaften Licht seiner Augen eine größere Fülle von Anschauungen schöpfte, als Andere mit den besten Augen sahen. Er habe, meint Knowles, die Menschen durchschaut, wie unter der Beleuchtung eines Blitzstrahles, und es sei wunderbar gewesen, ihn zu hören, wie er mit einer einzigen kurzen Bemerkung die Summe eines complicirten Charakters gezogen habe. Er reiste einmal auf der Eisenbahn mit einem ihm unbekannten Menschen, dessen Physiognomie ihm nur einen Moment hinter einem Zeitungsblatt sichtbar wurde; aber sofort hatte er nach diesem flüchtigen Sehen den Eindruck gewonnen, der Mann sei ein Schelm. Zu seiner Ueberraschung enthüllte dieser Unbekannte sich an seinem Wohnort als eine Person von Ruf und Ansehen. Trotzdem hielt Tennyson an seinem ersten Eindruck fest und fand diesen auch schließlich bestätigt, da jener Mensch sich als Schwindler entpuppte und als solcher landesflüchtig wurde.

Die auf den ersten Blick finstere äußere Erscheinung des Dichters, so berichtet Knowles ferner, habe einem bedeutenden Fonds von Humor als Folie gedient. Es sei rührend gewesen, ihn zu sehen, wie er mit Kindern gespielt und diesen die Furcht vor seiner gewaltigen Stimme, seiner schreckenerregenden Gegenwart benommen habe. „Ich habe," sagt Knowles, „ihn auf dem Boden herumhüpfen sehen wie einen großen Vogel, eingehüllt in seinen weiten Mantel und seinen breitkrämpigen Hut, während er eine kleine Schaar von Kindern verfolgte, bis sie vor Gelächter laut aufschrieen." Auch als vortrefflichen Anekdotenerzähler lernte Knowles den gewöhnlich tiefernst gestimmten Dichter kennen, besonders, wenn er nach dem Diner bei seiner Flasche Portwein saß. Die Stunde nach dem Diner, in der er sich mit der geliebten, unentbehrlichen Pfeife in sein Arbeitszimmer zurückzog, war auch seine productivste Dichterstunde. Schon vorher saß er dort öfter im Lauf des Tages, verhüllt in die mystischen Wolken; aber der ganz besondere Werth jener After-dinner-hour wurde von ihm gegen Knowles häufig stark betont. „Wenn auch," wie er meinte, „viele tausend schöne Verse in den Schornstein hinaufflögen," so erlebe er doch seine Weihestunden. Und zu seinen Gästen zurückkehrend, citirte er dann, fast ohne es zu wollen, gelegentlich Verse, die eben entstanden waren, obgleich, wie Knowles hinzufügt, selten in denselben Worten, falls er sie nicht sofort aufgeschrieben hatte. Denn nur schwer war er mit dem Ausdruck seiner Gedanken zufrieden, immer bemüht, sie in der vollkommensten Kunstform zu verkörpern. Mitunter führte er dann auch bevorzugte Freunde in sein

Zimmer und redete von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf eine Weise die, nach dem arabischen Ausdruck, „das Oeffnen vieler Thore war". Besonders liebte er es, sich frei auszusprechen über theologische und metaphysische Gegenstände, und außerordentlich merkwürdig sind die nach dieser Richtung von Knowles mitgetheilten Aeußerungen. So formulirte er einmal seinen religiösen Glauben einfach mit den Worten: „Es giebt ein Etwas, das über uns wacht, und unsere Individualität dauert fort; das ist mein Glaube und mein ganzer Glaube." — „Er sagte dies," bemerkte Knowles, „mit so ruhiger Emphase, daß ich es sofort in denselben Worten niederschrieb. Aber er war keineswegs immer so ruhig. Sein Glaube an persönliche Unsterblichkeit war ein leidenschaftlicher, meiner Meinung nach fast die stärkste Leidenschaft, die ihn erfüllte. Ich habe ihn gegen einen Widersacher dieses Glaubens donnern hören: ‚Wenn es einen Gott giebt, der die Erde geschaffen und diese Hoffnung und Leidenschaft uns eingepflanzt hat, so müssen sie die Wahrheit bedeuten. Wenn es nicht wahr ist, so hat kein Gott, sondern ein höhnischer, böser Geist uns geschaffen, und ich würde ihm die Faust in sein allmächtiges Gesicht schütteln und ihm sagen, daß ich ihn verfluche. Ich würde noch heute Abend meinen Kopf in ein chloroformirtes Taschentuch stecken und Allem ein Ende machen.'"

Wunderbare, erstaunliche Aeußerungen! In weltlicherem, weniger leidenschaftlichem Tone bemerkte Tennyson ein anderes Mal: „Die Menschen haben im Allgemeinen Gott für den Teufel genommen. Die Mehrzahl der Engländer denkt sich ihn wie einen unermeßlichen Pastor in weißem Halstuch." Doch immer war er lebhaft mit solchen Problemen beschäftigt. Einmal hatte er im Sinne, ein metaphysisches Gedicht über Spinoza zu schreiben, gab dies jedoch schließlich auf mit der Bemerkung: er könne sich nicht dafür erwärmen, weil Spinoza an keinen Gott glaube. Die häufige Wiederkehr derartiger Unterredungen veranlaßte Knowles im Jahre 1869 zur Gründung der „Metaphysischen Gesellschaft" in London, als deren besonderer Zweck die wissenschaftliche Erörterung metaphysischer Fragen aufgestellt wurde. Eine bedeutende Anzahl der ausgezeichnetsten englischen Gelehrten, Theologen und Philosophen, darunter Stanley, Huxley, Martineau, Lubbock, Tyndall, Manning, Gladstone, Froude, Ruskin, Clifford u. A. schlossen sich dieser Gesellschaft an. Tennyson erschien jedoch nur selten bei den Sitzungen, und sprach, wenn er kam, wenig. Dagegen las er eifrig die Verhandlungen der Gesellschaft und discutirte die in denselben behandelten Gegenstände mit lebhaftem Interesse in vertrautem Gespräch mit seinen Freunden.

Auf seinen langen Nachmittagsspaziergängen und Abends im Freundeskreise liebte er es auch, wie leicht genug verständlich, von Dichtkunst und Dichtern zu reden. Seine Bekanntschaft mit der Poesie der Vergangenheit war unbegrenzt, sein Gedächtniß staunenswerth. Besondere Lieblingsstellen citirte er immer von Neuem und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf

die Schönheit dieser oder jener Zeile, dieses oder jenes Ausdrucks, indem er sie mehrmals wiederholte. Auch las er gern vor, Fremdes und Eigenes. „Er las,“ sagt Knowles, „immer mit einer mächtigen, tiefen, gemessenen Stimme, und intonirte mehr auf einigen Noten, als er sprach. Es war eine Art von musikalischem Donner, weit entfernt oder nahe, laut rollend oder sanft und leise, je nach dem Gegenstand, und, wenn man ihn einmal gehört, unvergeßlich. Auch beim Vorlesen pausirte er an Stellen, die ihm besonders gefielen und unterbrach sich selbst mit Ausrufungen, wie: „Das ist prachtvoll! Was für ein Vers! Ist das nicht herrlich?“ — einerlei, ob er aus Shakespeare, Milton, Wordsworth oder seinen eigenen Werken vorlas.. Bei diesen Ausbrüchen dichterischer Naivetät konnte es von Seiten blos neugieriger Zuhörer gelegentlich nicht an Vorwürfen der Eitelkeit fehlen, Vorwürfen, die keinen Widerspruch bedürfen. Intimeren Freunden erschien Tennyson vielmehr als der inspirirte Barde: „The Bard“, wie sie ihn, als Verkörperung der Charaktere des Sängers, des Dichters und des Propheten, unter einander nannten.“

Seine eigenen Lieblingsdichter waren Chaucer, Shakespeare, Milton, Wordsworth, Dante und Goethe. Als Knowles ihm seinen Landsitz Aldworth baute, sprach er den besonderen Wunsch aus, auf den sechs Steinschildern, welche als Schmuck an dem Kamin seines Arbeitszimmers, vor dem er immer saß und rauchte, angebracht wurden, die Namen jener sechs Dichter eingemeißelt und gemalt zu sehen. Goethe erklärte er für den größten Künstler des 19. Jahrhunderts, Sir Walter Scott für dessen größten Man of Letters. Von Keats pflegte er zu sagen: „Hätte er länger gelebt, er würde der Größte von uns Allen gewesen sein.“ Swinburne verglich er mit „einer Tube, durch welche alle Dinge in Musik hineingeblasen werden.“ Ueber Wordsworth bemerkte er, daß er viel vortrefflicher sein würde, hätte er weniger geschrieben, und gegen Robert Browning äußerte er einmal, in Knowles' Beisein, mit jener erstaunlichen Offenheit, die schon als einer seiner Hauptcharakterzüge hervorgehoben wurde: wenn er (Browning) sich zweier Drittheile seiner Gedichte entledige, werde das übrig bleibende Drittel weit schöner sein. Es spricht für Browning, daß sein freundschaftliches Verhältniß zu Tennyson in Folge dieses Seelenergusses keinen Abbruch erlitt. Tennyson hatte übrigens Recht und wußte wohl, was er sagte. „Ein Künstler,“ bemerkte er bei derselben Veranlassung gegen Knowles, „ist der, welcher die Begrenzung seiner Arbeit als Nothwendigkeit erkennt und nicht in Bezug auf seinen Gegenstand unbegrenzt nach allen Seiten überfließt. Ich erkannte bald, daß, wenn es mein Wunsch sei, mich irgendwie auszuzeichnen, dies durch Kürze geschehen müsse, denn alle meine Vorgänger waren weitschweifig gewesen, und alles Große war gethan. Die höchstmögliche künstlerische Vollendung der Arbeit ist das beste Mittel des Ausdauerns im Strome der Zeit. Ein kleines, in schönen Linien gebautes Schiff hat Aussicht, weiter zu schwimmen, als ein großes Floß.“

Nach diesem Versuch, das Charakterbild des Menschen und Dichters Tennyson in einigen Hauptzügen vorzuführen, kehre ich zu seiner Lebensgeschichte in den sechziger Jahren zurück. Im Frühling 1864 hatte er in Farringford den Besuch Garibaldis empfangen. Der Alte vom öden Caprera bewunderte die herrlichen Bäume seines Gartens. „Ich wollte, ich hätte Ihre Bäume," sagte er; und nach der schönen englischen Sitte hinterließ er ein Denkmal seines Besuches, indem er Tennysons herrliche Bäume durch das Pflanzen eines neuen, einer Wellingtonia gigantea, vermehrte. Tennyson seinerseits verewigte den Besuch des von ihm bewunderten Freiheitshelden in dem Gedichte „To Ulysses". Im folgenden Jahre (1865) wurde dem Dichter durch seinen alten Freund Lord Russell der damals wieder Premierminister war, das Anerbieten der Erhebung zur Baronetswürde gemacht. Er lehnte dasselbe ab, nahm dagegen seine gleichzeitige Wahl zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft an. Schon zehn Jahre früher hatte seine Ernennung zum Ehrendoctor der Rechte durch die Universität Oxford stattgefunden. Damals war es, als ein Student, an dem Präsentationstage, als Tennyson, wie gewöhnlich mit rauhem, anscheinend ungekämmtem Haar, das gedrängt volle Sheldonische Theater hinaufschritt, dem gekrönten Dichter mit der bei diesen Gelegenheiten hergebrachten Keckheit zurief: „Did they call and wake you too early this morning?" eine scherzhafte Kritik seiner Erscheinung, welche Tennyson selbst durch ein Lächeln erwidert haben soll. Interessanter ist ein vor Kurzem veröffentlichter Bericht von John Addington Seymonds über eine persönliche Begegnung mit Tennyson im December 1865. Tennyson war während eines seiner Besuche in London zum Diner bei dem Bildhauer Woolner, und unter den übrigen Gästen befand sich Gladstone. Das Gespräch kam auf den Gouverneur Eyre und dessen blutige Unterdrückung des Negeraufstandes in Jamaica. Tennyson, wie Carlyle und Ruskin ein Mitglied des Eyre-defence fund, vertheidigte den Gouverneur, während Gladstone, dem von Stuart Mill gebildeten Jamaica-Committee beistimmend, ihn verurtheilte. Allerlei charakteristische Bemerkungen schlossen sich daran.

„Tennyson," sagt Symonds, „argumentirte nicht, er blieb dabei, verschiedene Vorurtheile und Ueberzeugungen zu behaupten." Nach dem Diner kam der berühmte Orient-Reisende Palgrave und brachte das Gespräch auf die Zeitungen. „Tennyson," bemerkt Symonds, „trank während der ganzen Zeit Portwein und lugte durch seine Brille" (er trug also doch gelegentlich eine solche) „düster im Zimmer umher. Sein Schnurrbart verbirgt das Spiel seines Mundes, aber soweit ich sehen konnte, ist dieser Gesichtstheil ebenso grimmig als alle anderen. Seine Backenknochen sind wie aus Eisen gegossen. Sein Kopf ist gewölbt wie ein Kopf aus der Zeit Elisabeths, mächtig in der Krone, eng in der Stirngegend, aber von sehr schöner Form." Von den Zeitungen lag der Uebergang zu der damals eifrig debattirten Erweiterung des parlamentarischen Stimmrechts nahe.

„Dahin," sagte Tennyson, „werden wir gelangen, wenn wir Ihre Reformbill bekommen, Mr. Gladstone — nicht als ob ich Etwas davon wüßte." — „Und Niemand in England weiß Etwas davon," erwiderte Gladstone lachend. „Aber es thut mir leid zu sehen, daß Sie sich aufregen." — „O," sagte Tennyson, „meiner Ansicht nach ist ein Zustand, in dem Jedermann ein Votum hätte, der ideale. Ich habe immer gedacht, ein solcher könnte, bei unserer constitutionellen Geschichte, wenn irgendwo, in England verwirklicht werden. Aber wie soll man es anfangen?" — „Bald darauf," fährt Symonds fort, „kam der Kaffee. Tennyson wurde ungeduldig, bewegte seinen langen hageren Körper hierhin und dorthin und wurde endlich allein gelassen, um seine Pfeife zu rauchen. Es ist schwer, den Unterschied zwischen den zwei Männern, die Beide ihren starken provincialen Accent haben, festzustellen: Gladstone mit seiner ausdrucksvollen, biegsamen Stimme, Tennyson mit seinen tiefen, gedehnten Tönen, die sich zum ungeduldigen Falsett steigern, wenn Etwas ihn verdrießlich macht; Gladstone argumentirend, Tennyson mit Vorurtheilen bei der Hand; Gladstone rasch behauptend, Tennyson einfach verneinend; Gladstone voll von Thatsachen, Tennyson sich auf Eindrücke verlassend; Beide humoristisch, aber der Eine feinfühlend und zart in seinen Bemerkungen, der Andere dreist, rauh und grotesk. Gladstones Hände sind weiß und nicht besonders bemerkenswerth, die Tennysons sind gewaltig, ungefüge, geeignet, Thon oder Teig zu kneten. Gladstone ist in gewisser Weise ein Weltmann, Tennyson ein Kind, und er wird von Gladstone wie ein Kind behandelt."

Diesem merkwürdigen Charakterbilde sei noch ein anderes zur Seite gestellt. Im Sommer 1867 empfing Tennyson in seinem neuen Hause in Aldworth den Besuch Mr. und Mrs. Gladstones, des Herzogs von Argyll und Lord Houghtons; und Letzterer berichtet darüber: „Unsere Expedition zu den Tennysons war ein moralischer Erfolg, aber ein physischer Fehlschlag, denn wir hatten ein Paar so schlechte Pferde, daß wir sieben Meilen von dem Hause zu einem vollständigen Halt kamen und im Mondlicht hätten weiter wandern müssen, wäre uns nicht eine Londoner Droschke begegnet. Der Barde war sehr freundlich und seine Frau und sein Sohn höchst liebenswürdig. Er hat sich ein schönes und bequemes Haus gebaut, an einem äußerst unzugänglichen Orte, mit jedem Comfort, den er nur wünschen kann und mit jedem Mangel an Comfort für Alle, die ihm nahen. Was kann poetischer sein?" — Ueber Bau und Lage von Aldworth habe ich schon gesprochen. Tennyson wohnte seitdem abwechselnd dort und in Farringford, zog aber Aldworth im Ganzen vor, zum Theil wegen der auch von Lord Houghton humoristisch betonten Unzugänglichkeit, die ihn in noch höherem Maße vor der Plage lästiger, besonders amerikanischer Enthusiasten bewahrte.

Die Schlußepoche in Tennysons Leben, nach der Vollendung der „Idylls of the king", wurde besonders bemerkenswerth durch seine

Dramen. Eigenthümlich, wie so manches Andere in seiner Lebensgeschichte, war auch dies, daß er erst im höhern Alter anfing, Dramen zu dichten. Er war 65 Jahre alt geworden, als „Queen Mary", sein erstes Drama, erschien. Zwei Jahre später (1877) folgte „Harold", 1879 „The Falcon", 1880 „The Cup", 1882 „The Promise of May", 1884 „Becket". In allen, außer dem „Promise of May", erscheint Tennyson in Bezug auf Form und Haltung als Schüler Shakespeares, aber als altgewordener Schüler, denn trotz vieler schönen charaktervollen Einzelheiten fehlt es seinen Dramen an jenem organisch pulsirenden Leben, an jener Magie der Handlung und Bewegung, welche den Dramen Shakespeares ihren unvergänglichen Reiz verleihen. Keines, mit Ausnahme „Beckets" behauptete sich daher auch auf der Bühne; mit „Harold" wurde der Versuch der Aufführung überhaupt nicht gemacht. In „The Promise of May" behandelte Tennyson einen modernen Stoff. Es war ein den Agnostikern hingeworfener Fehdehandschuh, den diese nicht träge waren aufzuheben. Die Tendenz ließ den mit dem Alter zunehmenden Conservatismus des Dichters erkennen. Das Stück als solches wurde fast ohne Ausnahme von der Kritik verurtheilt. Eine so merkwürdige Phase in Tennysons Lebensarbeit daher seine Dramen bilden, so werden doch wohl kaum diese Erzeugnisse seines Alters es sein, auf welche der dauernde Ruhm des Dichters sich gründen wird.

Es fehlte während dieser Periode auch nicht an andern Veröffentlichungen. Sammlungen theils alter, theils neuer lyrischer Gedichte folgten einander in längeren und kürzeren Zwischenräumen: 1880 ein Band „Ballads", 1883 „Teiresias and other Poems", 1886 „Locksley Hall sixty years after", 1889 „Demeter and other Poems". Am bemerkenswerthesten unter diesen ist wohl das zweite „Locksley Hall", ein Warnungsruf gegen das rasche Wachsthum der Demokratie, in welcher der auf weises Maß dringende Dichter seinen Landsleuten das Schreckgespenst der Pöbelherrschaft vorauszeigt. Uebrigens offenbaren diese Gedichte im Ganzen wenige Spuren des vorrückenden Alters. Am peinlichsten treten solche Spuren hervor in Tennysons Ode auf das fünfzigjährige Jubiläum der Königin (1887). Doch raffte er sich aus dem nur augenblicklichen Verfall seiner Kräfte noch einmal auf und erlebte überhaupt ein gesundes, glückliches, hohes Alter.

1884 wurde er durch seinen alten Freund Gladstone als Baron Tennyson von Aldworth und Farringford zur Peerswürde erhoben, eine Ehre, deren Annahme ihm von Manchen eben so verdacht wurde, wie man ihm früher die Ablehnung der Baronetswürde hoch angerechnet hatte. Ob er die kostspieligen Gewänder, in denen jeder neue Lord bei seinem Eintritt in's Oberhaus erscheinen muß, bestellt — oder geliehen, wie einst den Hofanzug bei seiner Präsentation als Poet Laureate, wird nicht berichtet. Bei den Sitzungen des Oberhauses war er nur selten zugegen. Eine Rede im Oberhause hat er nicht gehalten.

Der schöne, friedliche Tod des 83jährigen Dichters (am 6. October 1892) in seinem vom Herbstvollmond erleuchteten Zimmer in Aldworth, sein feierlich großartiges Begräbniß in der Westminsterabtei sind noch in frischer Erinnerung. Seiner Hoffnung auf persönliche Unsterblichkeit, einer Hoffnung oder vielmehr einem Glauben, dem er immer mit Leidenschaft das Wort redete, hatte er noch einen letzten Ausdruck verliehen in dem kurz vor seinem Hinscheiden verfaßten pathetischen kleinen Gedicht „Crossing the Bar". In Bezug auf die Unsterblichkeit seines Dichterruhmes vernahm man in den Nekrologen, welche ihm von der englischen Presse gewidmet wurden, nur wenig dissentirende Stimmen. Allerdings wird das Urtheil der Mitwelt nicht selten modificirt durch das der Nachwelt. In Bezug auf Tennyson darf man aber wohl das Wort Schillers gelten lassen, daß, wer den Besten seiner Zeit genug gethan, gelebt habe für alle Zeiten. Jedenfalls steht das Eine fest, daß unter den Dichtern der victorianischen Epoche die erste Stelle ihm gebührt. Von den beiden anderen hervorragendsten Poeten derselben Epoche, Browning und Swinburne, erfüllt doch weder jener noch dieser in gleichem Maße die Bedingungen eines dauernden Ruhmes. Vor allen Anderen hielt er sich im Edelsten und Besten auf einer breiten, beherrschenden Höhe der Uebereinstimmung mit seinen Zeitgenossen. Viele von Tennysons Landsleuten stellen ihn auch hoch über Lord Byron, den größten Dichter der ihm vorangehenden Zeit. In sich harmonischer als Byron war er wohl ohne Frage, wenn schon in den Ansichten über die größere Genialität des Dichters von „Childe Harold" und „Don Juan" und des Dichters der „Idylls of the king" wohl immer Meinungsverschiedenheiten obwalten werden. Bemerkenswerth ist außerdem, daß, mehr als zwei Jahre nach Tennysons Tode, der Lorbeer des Poet Laureate noch keinem anderen Haupte verliehen worden ist. Dieser posthume Tribut an das Andenken des dahingeschiedenen Dichter-Patriarchen des victorianischen Zeitalters ist eben so charakteristisch, als gerecht. Vermuthlich wird Tennyson der letzte der gekrönten Dichter Englands bleiben. Von dem nächsten ihm folgenden Classiker wird erst die heranwachsende Generation des zwanzigsten Jahrhunderts hören.

Die Giftmischerin Maria Joniaux.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

II.

Das zweite Opfer: Jacques Vandenkerckhove.

Das erste verbrecherische Unternehmen der Maria Joniaux war geglückt. Anstandslos war ihr die immerhin erhebliche Summe von 70 000 Franken, die zur Aussteuer ihrer Tochter, zur Deckung einiger der dringendsten Schulden, zur Auslösung ihres Schmuckes und zu einer Reise nach Italien ausgereicht hatte, von den Versicherungsgesellschaften ausgezahlt worden. Die alte Erfahrung, daß Giftmischer bei ihrem ersten gelungenen verbrecherischen Versuche niemals stehen bleiben, sondern dem geglückten Verbrechen immer neue folgen lassen, bis der Arm der Gerechtigkeit sie endlich ergreift, bewährte sich auch hier. Als die Geldnoth der Maria Joniaux wieder auf's Höchste gestiegen war, sah sie sich nach einem neuen Opfer um, und ihr Augenmerk richtete sich sehr begreiflicherweise auf einen alten reichen Erbonkel.

Der Bruder ihrer Schwiegermutter, der alten Frau Joniaux, Herr Jacques Vandenkerckhove, hatte als Großindustrieller sich in Gent ein sehr bedeutendes Vermögen erworben, das auf mehrere Millionen geschätzt wurde. Herr Jacques Vandenkerckhove stand im 64. Lebensjahre. Er war in Gent allgemein beliebt und gehörte zu den Honoratioren der Stadt. Er war ein vergnügter Lebemann, Freund des Sports, des wohlbesetzten Tisches und des schönen Geschlechts. Er war von kräftiger Gesundheit. Einer seiner intimsten Freunde, ein General, bezeichnete ihn in den Verhandlungen als eine „Eiche“. Sein Hausarzt erklärt allerdings, daß er nicht ganz so kräftig gewesen sei, wie er ausgeschaut habe. Vor einigen Jahren hatte er an Schwindelanfällen gelitten, das Uebel war indessen ge-

hoben, und bis auf geringfügige Unbehaglichkeiten, wie sie Jedermann durchmacht, kleine Erkältungen und dergleichen, war er in den letzten Jahren vollkommen wohl gewesen — so wohl, daß er sich gerade in letzter Zeit mit dem Gedanken trug, sich zu verheirathen und durch die Heirath ein schon seit zwölf Jahren bestehendes halbeheliches Verhältniß, dem eben nur die Sanctionirung durch Kirche und Staat gefehlt hatte, zu legitimiren.

Seit zwölf Jahren lebte er in völliger Gemeinschaft mit einer jungen Dame, Fräulein van Wesemael, der von allen Hausfreunden des alten Herrn das Zeugniß einer vortrefflichen Person ausgestellt wird. Sie war auch aus guter Familie, gebildet, stand dem Hausstande umsichtig vor, erzog ihren Knaben, der 1886 geboren war, mit Liebe und Sorgfalt, und so fanden es denn die Freunde Vandenkerckhoves ganz natürlich, daß der alte Herr sich mit dem ernsten Projecte trug, durch die Heirath das Unregelmäßige in seinem Hause zu beseitigen.

Von diesem Heirathsgerücht war die Familie Joniaux begreiflicherweise wenig erbaut. Henri Joniaux, der Mann der Maria, und dessen Bruder, der Kapitän Leon Joniaux, hatten nach dem Ableben des unverheiratheten Vandenkerckhove berechtigte Anwartschaft auf einen bedeutenden Theil an der Erbschaft. Wenn aber Vandenkerckhove seine Geliebte heirathete und seinen Sohn legitimirte, so war zu befürchten, daß sie leer ausgehen würden. Joniaux hatte sich, wie festgestellt ist, unter der Hand bei der Geliebten des Onkels erkundigt, ob Vandenkerckhove schon ein Testament gemacht habe, und auf diese Anfrage einen verneinenden Bescheid erhalten, da Vandenkerckhove seiner Freundin ausdrücklich anempfohlen hatte, das Vorhandensein des Testaments vor aller Welt geheimzuhalten. Unzweifelhaft hat Maria Joniaux diese verneinende Antwort gekannt. Wenn sie also durch die Erbschaft ihres Mannes bereichert werden wollte, so war es die höchste Zeit, daß Vandenkerckhove das Zeitliche segnete; denn gerade in den ersten Monaten des Jahres 1893 hatten diese Verheirathungsgerüchte des Onkels besonders an Consistenz gewonnen.

Zu gleicher Zeit war Henri Joniaux wegen seiner vortrefflichen Leistungen im Amte eine neue Auszeichnung von der Regierung zu Theil geworden. Das freudige Ereigniß konnte als ein schicklicher Vorwand zu einem kleinen intimen Familienfeste verwerthet werden. Jacques Vandenkerckhove wurde also zu einem gemüthlichen Diner bei seinem Neffen in Antwerpen eingeladen. Zweimal sagte er ab, die dritte Einladung, zum 16. März, nahm er an, obwohl er erkältet war und wenig Lust hatte, nach Antwerpen hinüberzufahren. Es blieb ihm anstandshalber nichts Anderes übrig.

Nur die nächsten Verwandten nahmen an diesem Diner theil, also auch der Bruder des Herrn Henri Joniaux, der Kapitän Leon Joniaux, Vandenkerckhoves jüngerer Neffe. Man war in vergnügter Stimmung. Das Essen war gut, und Vandenkerckhove sprach den Speisen und Getränken wie immer

tüchtig zu. Daß er indessen zuviel gegessen oder getrunken habe, ist von keiner Seite behauptet worden.

Den Kaffee für den Onkel holte Frau Maria Joniaux selbst aus der Küche. Vermuthlich hat sie ihm das Gift in den Kaffee gemischt. Diese Vermuthung wird durch die Haltung der Maria Joniaux während der öffentlichen Verhandlungen kräftig unterstützt. Während die Angeklagte mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und ohne scheinbare Erregung die ihr gestellten Fragen beantwortet, geräth sie auf einmal, als der Präsident sie fragt: „Wer hat den Kaffee servirt?" in eine ganz unmotivirte Lebhaftigkeit und ruft mit erhobener Stimme aus: „Natürlich das Mädchen! Kein Anderer als das Mädchen hat den Kaffee servirt!"

Die Unwahrheit dieser Aussage wird durch die Dienstmagd, die nebenbei ihrer Herrin ganz und gar ergeben ist und Alles thut, um freundlich über sie auszusagen, widerlegt. Ohne von der Wichtigkeit ihrer Aussage eine Ahnung zu haben, erklärt das Mädchen, Frau Joniaux sei in die Küche gekommen und habe selbst den Kaffee geholt. Als der Präsident die Angeklagte darauf wieder zur Rede stellt, entgegnet Maria Joniaux: „Nun, es ist ja möglich, daß ich den Kaffee geholt habe. Ich bin in die Küche gegangen, um der Köchin mein Compliment über das gelungene Essen zu machen, und habe vielleicht den Kaffee mitgenommen. Man braucht nur über den Flur zu gehen, um vom Speisesaal in die Küche zu gelangen." Auf dem kurzen Wege läßt sich aber viel in ein Getränk schütten!

Unmittelbar nachdem Vandenkerckhove, der bisher sehr aufgeräumt und in bester Verfassung gewesen war, den Kaffee getrunken hatte, wurde er von plötzlichem starken Unwohlsein befallen, das ihn nöthigte, die Gesellschaft zu verlassen und in einem Zimmer des oberen Stockwerks Ruhe zu suchen. Da man bald darauf in dem Zimmer ein merkwürdiges Geräusch vernahm, begaben sich die beiden Neffen, Henri und Leon Joniaux, nach oben, um sich nach dem Befinden ihres Onkels zu erkundigen. Dem alten Herrn ging es sehr schlecht. Er beauftragte seinen Neffen, nach Gent zu depeschiren, daß er sich zu unwohl fühle, um am Abend zurückzukehren.

Der Zustand Vandenkerckhoves verschlimmerte sich zusehends. Er brach zusammen. Henri Joniaux und sein Bruder glaubten an einen Schlaganfall. Die Augen traten ihm aus dem Kopf, und er spie Blut. Er besudelte seine Kleider und auch das Bett, in das er gebracht wurde. Die Kleider sind im Joniaux'schen Hause gereinigt worden, und die Kosten für Reinigung der Bettwäsche hat Frau Joniaux sogar später im Betrage von 13 Franken von der Erbschaft reclamirt.

Der hinzugerufene Doctor stimmte der Diagnose der Brüder Joniaux, daß Vandenkerckhove einen Schlaganfall erlitten habe, bei, und als Vandenkerckhove, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, in der Mittagstunde des folgenden Tages, 17. März, starb, gab der Arzt Schlaganfall als Todesursache an.

Der herbeigerufene Krankenwärter erklärte noch auf das Bestimmteste, daß Frau Joniaux dem Schwerkranken etwas zu trinken gegeben, was der Arzt nicht verordnet habe. Der Wärter, wie die Leichenwäscherin constatirten, daß die Augen des Verstorbenen auffällig weit geöffnet waren, daß die Zunge heraushing, und daß Blut aus Mund, Nase und Ohren gelaufen war. Beide haben ihre Verwunderung über die Lieblosigkeit der Frau Joniaux ausgesprochen.

* * *

Unmittelbar nach dem Tode Vandenkerckhoves setzten sich Henri und Leon Joniaux auf die Bahn und fuhren nach Gent. Sie suchten sofort eine Gerichtsperson auf und begaben sich mit dieser nach der Wohnung des Onkels, um als berechtigte Erben die Siegel anlegen zu lassen.

Sie trafen da eine Gesellschaft, die sich zu einem fröhlichen Zwecke vereinigt hatte. Vandenkerckhove war vor Kurzem zum Offizier des Leopold-Ordens ernannt worden und hatte seine Freunde zum 17. März eingeladen, um diese Auszeichnung zu feiern. Die Gäste waren vereinigt, Fräulein van Wesemael machte die Honneurs, und man wartete nur auf den liebenswürdigen Gastgeber, der unzweifelhaft mit dem nächsten Zuge ankommen werde. An seiner Statt erschienen indessen die Brüder Joniaux mit dem Gerichtsbeamten und theilten den bestürzten Freunden mit, daß Jacques Vandenkerckhove in der Mittagstunde einem Schlaganfall erlegen sei.

Darauf soll sich Herr Henri Joniaux an die Freundin seines Onkels gewandt und sie gebeten haben, der peinlichen Situation ein Ende zu machen und das Haus, in dem sie nichts mehr zu suchen habe, zu verlassen. Fräulein van Wesemael hätte alsdann unter Thränen über den unerwarteten Tod ihres treuen Freundes die Antwort gegeben: wenn Vandenkerckhove wirklich todt sei, so sei sie berechtigter als irgend Jemand, in diesem Hause zu verweilen, und sie werde den Beweis dafür erbringen.

Sie war zu dieser Haltung auch vollberechtigt, denn zu Aller Ueberraschung wurde nun constatirt, daß Jacques Vandenkerckhove bei dem Notar de Vylder in Gent ein vollgültiges Testament gemacht, durch das er seinen und des Fräulein van Wesemael Sohn zu seinem Universalerben eingesetzt hatte.

Außer dem Notar und der Freundin des Vandenkerckhove, der Mutter seines Kindes, wußte kein Mensch etwas von diesem Testament. Herr Henri Joniaux war in diesem Testament mit einem unerheblichen Legate bedacht: mit einem Antheil an einer Zündholzfabrik in Serbien, der vor der Hand nicht einmal zu realisiren war. Der Tod des alten Vandenkerckhove gewährte also dem Joniaux'schen Ehepaare nicht den geringsten materiellen Vortheil.

Das war allerdings eine sehr bittere Enttäuschung, denn schon die Schnelligkeit, mit der die Herren Joniaux die Wohnung des reichen Onkels

hatten versiegeln lassen, berechtigt zu dem Schlusse, daß sie mit Bestimmtheit annahmen, an der Nachlassenschaft Vandenkerckhoves in nennenswerthen Beträgen mitbetheiligt zu werden.

Das hatte ganz unzweifelhaft auch Maria Joniaux gedacht, und die Vermuthung, daß auch Vandenkerckhove, wie ihre Schwester Leonie, von ihr vergiftet worden ist, erscheint in hohem Maße gerechtfertigt.

Wir wissen, daß Frau Joniaux, die in größter Geldverlegenheit war, voraussetzen durfte, daß der Tod des reichen Onkels ihrem Manne und mithin ihr selbst bedeutende finanzielle Vortheile gewähren würde. Die Plötzlichkeit des Todes ist schon in hohem Grade verdächtig. Als Vandenkerckhove der Einladung nach Antwerpen folgt, fühlt er sich, von einer gewöhnlichen Erkältung abgesehen, so wohl, daß er nach seiner Rückkehr auf den folgenden Tag bei sich ein Diner zu geben beabsichtigt. Der Tod wirkt in Gent so überraschend, daß man zunächst allgemein an einen Selbstmord glaubt, obgleich nicht die geringste Veranlassung zu einem Selbstmorde vorliegt. Es ist der zweite Gast der Maria Joniaux, der in ihrem Hause binnen Jahresfrist stirbt. Er wird nach dem Genuß des Kaffees, den sie ihm selbst geholt und gereicht hat, plötzlich von starkem Unwohlsein befallen. Alle diese Umstände und Thatsachen schließen die Möglichkeit der Vergiftung nicht nur nicht aus, sondern weisen sogar darauf hin. Wenn es nun noch gelingt, Maria Joniaux zu überführen, daß sie sich um jene Zeit starke Quantitäten Gift beschafft hat, über deren Verbrauch sie genügende Auskunft zu geben außer Stande ist, und wenn endlich die wissenschaftliche Untersuchung die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung und die angenommene Todesursache des Schlagflusses als irrthümlich feststellt, so wird kaum noch einem Zweifel Raum zu geben sein. Auch dieser Indicienbeweis wird als vollkommen gelungen angesehen werden müssen, und mit voller Bestimmtheit wird man sagen dürfen: Maria Joniaux hat, wie ihre Schwester Leonie Ablay, so auch ihren Oheim Jacques Vandenkerckhove vergiftet.

Nun, diese beiden Voraussetzungen sind zutreffend. Frau Joniaux hat sich erwiesenermaßen wenige Tage vor dem Ableben Vandenkerckhoves in beträchtlichen Quantitäten Gift verschafft, und die wissenschaftliche Untersuchung hat die Vergiftung Vandenkerckhoves als in höchstem Grade wahrscheinlich bezeichnet.

* * *

Von Mitte December 1892 bis zum Tode Vandenkerckhoves, 17. März 1893, verschaffte sich Maria Joniaux von verschiedenen Apothekern und auf verschiedene Recepte eine beträchtliche Menge eines der stärksten Gifte: des aus der Belladonna gewonnenen Alkaloids Atropin. Nach den wissenschaftlichen Feststellungen genügt schon ein außerordentlich geringes Quantum, 5 Milligramm, durch Einspritzung, also auf subcutanem Wege

in den Körper gebracht, um den Tod herbeizuführen. In einen Trank gemischt, sind 2½ bis 3 Centigramm unbedingt tödtlich. Atropin wird in starker Verdünnung bei Augenentzündungen verschrieben, aber immer unter Anempfehlung der größten Vorsicht.

Vor einer Reihe von Jahren hatte nun der Neffe der Maria Joniaux, Georges Ablay, an einer Augenentzündung gelitten, und es war ihm von Dr. Coppée ein atropinhaltiges Augenwasser verordnet worden. Maria Joniaux hat dies Recept an sich gebracht und sich daraufhin von verschiedenen Apothekern das Gift verschafft. Sie selbst hat eine Augenkrankheit vorgeschützt und vom Dr. Philippe sich Atropin verschreiben lassen. Dr. Philippe versichert, daß er nie mehr als minimale Dosen dieses Giftes verschrieben habe, und vom Präsidenten darüber befragt, was er unter minimaler Dosis verstehe, antwortete er: 1 Centigramm auf 30 Gramm Wasser. Das Recept des Dr. Philippe, das Maria Joniaux benutzt hat, weist aber eine ganz unglaublich starke und durchaus ungewöhnliche Mischung auf, nämlich 4 Centigramm Atropin auf 6 Gramm Wasser. Als dem Dr. Philippe dieses Recept vorgelegt wird, erklärt er, es sei allerdings seine Handschrift, aber er glaube unter Eid auf das Bestimmteste erklären zu dürfen, daß er die 4 nicht gemacht habe. Aus dem 1 Centigramm seien sehr wahrscheinlich 4 Centigramm Atropin geworden. Er glaube nicht, daß er je in seinem Leben eine solche Mischung verschrieben habe. Dies Recept läßt aber Frau Joniaux bei dem Apotheker gleich in doppeltem Quantum ausführen. An einem Tage verschafft sie sich auf diese Weise 8 Centigramm. Alles in Allem kauft sie in den Wochen, die dem plötzlichen Tode Vandenkerckhoves vorangehen, nicht weniger als 28 Centigramm, also zehnmal so viel, wie nöthig ist, um einen Menschen zu tödten.

Vom Präsidenten befragt, was sie mit dieser unglaublichen Menge des furchtbaren Giftes angefangen habe, antwortet sie, sie habe sich täglich damit die Augen genetzt. Die Sachverständigen, sogar die der Vertheidigung, erklären aber übereinstimmend, daß ein so ungeheurer Verbrauch von Atropin unzweifelhaft eine verhängnißvolle Wirkung auf die Augen hätte ausüben müssen. Die Augenkranke, die am Vormittage die Augen mit Atropin gebadet habe, könne im Laufe des Tages nicht lesen. Aber kein Mensch hat beobachtet, daß die Sehkraft der Frau Joniaux jemals, auch nur vorübergehend, gestört worden wäre. Auch die charakteristischen Zeichen der Wirkung des Atropins: die erweiterte Pupille und der erhöhte Glanz der Augen, sind nie an ihr beobachtet worden. Sie hat während der ganzen Zeit erwiesenermaßen eine sehr lebhafte und umfangreiche Correspondenz geführt. Kein Arzt hat sie an einer Augenkrankheit behandelt. Die Consultation bei Dr. Philippe hat so wenig auf sich gehabt, daß sich der Doctor der Thatsache gar nicht mehr erinnert.

Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß Maria Joniaux im unzweifelhaften Besitz einer Menge Atropin ist, die das zur Tödtung eines

Menschen erforderliche Quantum um das Zehnfache überschreitet, daß wiederum in ihrem Hause ein Gast, von dessen Ableben sie sich finanzielle Vortheile versprechen darf, eines jähen Todes stirbt, so wird jeder Zweifel daran, daß Maria Joniaux den Oheim ihres Mannes vergiftet habe, schwinden müssen.

Die Vermuthung der Vergiftung wird durch die wissenschaftlichen Sachverständigen in hohem Maße bekräftigt. Das Atropin hinterläßt ebensowenig wie das Morphium im Körper des Vergifteten Spuren, die noch nach längerer Zeit nachzuweisen wären. Die Leiche Vandenkerckhoves ist aber erst ein Jahr nach dem Tode ausgegraben worden. Atropin hat man also nicht mehr darin gefunden, wie sich das von selbst verstand. Dagegen hat die Autopsie der sehr wohlerhaltenen Leiche es mit nahezu unumstößlicher Gewißheit festgestellt, daß die angenommene Todesursache des Gehirnschlags oder einer Gehirncongestion mit schlagähnlichen Erscheinungen nicht zutreffend ist. Der anatomische Befund giebt keinen Aufschluß über die Plötzlichkeit des Todes. Nimmt man aber Vergiftung an, so erklären sich alle beobachteten Symptome. Die Gerichtsärzte sind ohne Ausnahme der Ansicht, daß wahrscheinlich eine Vergiftung vorliege. Mit absoluter Bestimmtheit können sie sich natürlich jetzt nicht mehr aussprechen.

Auf den Streit, der zwischen den beiden Lagern der Sachverständigen, zwischen denen, die von der Untersuchung, und denen, die von der Vertheidigung berufen worden sind, in zwei überlangen Sitzungen ausgefochten ist, brauchen wir hier nicht einzugehen. Er ist nichts weiter als eine betrübende Illustration des alten Wortes, das trotz unserer so viel gepriesenen Fortschritte in der Wissenschaft noch immer seine volle Gültigkeit hat: Unser Wissen ist Stückwerk.

Uns genügen die folgenden Thatsachen: Die hervorragendsten Aerzte und Chemiker Belgiens haben erklärt, nichts widerspreche der Annahme einer Atropinvergiftung, viele bei dem Tode beobachteten Symptome, wie die Erweiterung der Pupille in den weit geöffneten Augen, die trockene heraushängende Zunge, sprechen dafür; die Autopsie hat die Annahme des Gehirnschlags als Todesursache als unbedingt irrthümlich festgestellt; Maria Joniaux hat sich auf zweideutige Weise sehr starke Mengen von Atropin zu verschaffen gewußt und über deren Verwendung keine irgendwie glaubwürdigen Angaben machen können; die Möglichkeit, dem bei ihr zu Gast geladenen Vandenkerckhove eine erste Dosis Atropin im Kaffee nach dem Essen beizubringen, ist erwiesen, ebenso die Möglichkeit, daß sie weitere Dosen dem nicht mehr zum Bewußtsein gelangten Schwerkranken in den ihm dargereichten Getränken hat beibringen können; da sie das Testament Vandenkerckhoves nicht kannte, durfte sie annehmen, ihr Mann werde als Miterbe in Besitz von beträchtlichen Geldmitteln gelangen, die sie aus ihren schweren Calamitäten endlich befreien würden.

Wie bei dem Tode der Leonie Ablay, so ist auch hier allerdings nur ein Indicienbeweis möglich; aber Jedermann, der mit gesundem Menschenverstande begabt ist und die festgestellten Thatsachen ohne Voreingenommenheit prüft, wird erklären müssen, daß dieser Beweis auch in diesem Falle vollständig gelungen ist. Auch Jacques Vandenkerckhove ist von Frau Joniaux vergiftet worden. Diese Wahrscheinlichkeit wird durch den dritten Todesfall im selben Hause unter denselben verdächtigen Umständen und mit derselben Perspective auf beträchtliche finanzielle Vortheile für Frau Joniaux geradezu zur Gewißheit.

Das dritte Opfer: Alfred Ablay.

Das Testament des alten Jacques Vandenkerckhove, das seinen und seiner langjährigen Freundin Sohn zum Universalerben eingesetzt, hatte die Hoffnungen, die die Ehefrau des Herrn Henri Joniaux als eines der präsumtiven Erben an eine finanzielle Aufbesserung ihrer Lage geknüpft hatte, grausam zerstört. Maria Joniaux war wieder einmal in verzweifelten Geldsorgen, und die unausbleibliche Krisis diesmal um so bedrohlicher, als man eine gerichtliche Anzeige in Aussicht gestellt hatte. In diesem Falle war zu befürchten, daß die Sache nicht auf civilrechtlichem Wege allein die Richter beschäftigen würde.

Frau Joniaux hatte sich nachweislich unter Vorspiegelung falscher Thatsachen, also auf betrügerische Weise, Geld verschafft. Sie hatte auf Credit von verschiedenen Juwelieren Gold- und Silberwaaren in sehr hohen Beträgen entnommen, um die nicht bezahlten Werthobjecte sogleich wieder zu versetzen. Es war also mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß ein Proceß gegen Frau Joniaux, der civilgerichtlich beginnen, criminell endigen würde.

Vor Allem war es Frau Joniaux darum zu thun gewesen, den Notar, der erklärt hatte, er werde Herrn Joniaux verklagen, wenn die Zinsen der alten Schuld nicht beglichen würden, zur Ruhe zu bringen. In ihrer Verzweiflung verfiel sie auf dasselbe Mittel, das sie bereits angewandt hatte, um von den bei Leonies Ableben gezahlten 70000 Franken 30000 Franken zu beseitigen, von denen sie nicht eingestehen wollte, daß sie sie für eigene Rechnung verwerthet hatte. Wie sie damals die „heilige Schuld" ihrer Mutter ersonnen hatte, so ersann sie jetzt falsche Wechsel, die ihr Bruder Alfred gemacht haben sollte.

Im tiefsten Vertrauen wandte sie sich an einige reiche Bekannte und beschwor sie, ihr größere Summen zu leihen, um die Ehre ihrer Familie aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise erschwindelte sie denn auch von verschiedenen Personen gerade genug, um den unbequemen Notar, den Sachwalter eines ihrer mißlichsten Gläubiger, zu befriedigen. Diese ganze Geschichte der angeblich von Alfred gefälschten Wechsel ist aber eine niederträchtige Verleumdung, wie sie von der Anklage und von verschiedenen Zeugen gebrandmarkt wird!

Alfred war ein leichtsinniger Schuldenmacher, aber er ist niemals ein Fälscher gewesen. Als Eisenbahnbeamter mit einem Gehalte von 2400 Franken sind täglich 300 000 Franken durch seine Hände gegangen. Es hat nie ein Sou gefehlt. Alle, die Alfred gekannt haben, sprechen von ihm wie von einem unglücklichen und leichtsinnigen, aber durchaus ehrlichen Menschen, Alle mit wirklicher Sympathie. Niemand hat ihm eine Fälschung zutrauen können. Marie Roguet, seine Geliebte, ruft, als ihr die Behauptung der Frau Joniaux mitgetheilt wird, geradezu entsetzt aus: „Wie kann man einen todten Menschen obenein noch verleumden!"

Kein Mensch hat die falschen Wechsel gesehen. Frau Joniaux behauptet, auf Alfreds Wunsch sie vernichtet zu haben. Sie producirt allerdings ein Codicill vom 28. Februar 1894, das sie ihrem eigenen Testamente beigefügt hat, und in dem sie die Fälschung Alfreds constatirt und behauptet, daß sie diese gefälschten Wechsel eingelöst und daß Alfred versprochen habe, ihr später eine Quittung darüber auszustellen. Aber die Quittung ist nicht vorhanden. Und das Codicill trägt ein gefälschtes Datum. Es ist nachgewiesen worden, und sie hat es schließlich auch eingeräumt, daß sie das Codicill erst in ihrer Untersuchungshaft aufgesetzt und vordatirt hat. Das ganze Schriftstück verfehlt also seinen Zweck, die Angeklagte zu entlasten; es ist vielmehr eine starke Belastung mehr.

Jede einzelne Aussage der Frau Joniaux, die sich auf die vorgeblichen falschen Wechsel bezieht, bestätigt die Erfindung. So erklärt sie, sie habe bei einem Wucherer Geld aufnehmen müssen, um den ersten fälligen Wechsel im Jahre 1891 für Alfred zu bezahlen. Und als der Präsident sie fragt, welcher Wucherer ihr das Geld geliehen habe, antwortet sie: Leuriaux. Der Präsident hat diese Antwort vorhergesehen und ist im Stande, der Angeklagten auf den Kopf die Lüge nachzuweisen. „Das ist falsch," sagt er. „Sie wollen sich das Geld von Leuriaux im Jahre 1891 verschafft haben? Leuriaux ist aber bereits am 21. October 1890 gestorben. Ich habe seinen Todtenschein zu den Acten gegeben."

Ferner: der Besitzer jener „falschen Wechsel" soll, wie sie behauptet, ein gewisser Durand gewesen sein. Eine thörichtere Erfindung hätte kaum gemacht werden können. Denn „Durand", ein in Frankreich weitverbreiteter Name, entspricht etwa unserem Schmidt, Vogt, Lehmann, Schulze, und alle französischen Verbrecher nennen den „großen Unbekannten", wie der Untersuchungsrichter während der Verhandlungen erklärt, Durand. Nach diesem Durand, dem angeblichen Besitzer der von Frau Joniaux behaupteten Fälschungen Alfreds, hat man in Paris, Brüssel, Antwerpen u. s. w. vergeblich gefahndet. Kein Durand, der je Wechsel von Alfred in Händen gehabt, hat sich gemeldet.

Diese vorgebliche Fälschung Alfreds, die von der Angeklagten zu dem doppelten Zweck behauptet wird, daß sie sich um jeden Preis und auch auf unerlaubte Weise, wie durch das Versetzen der nicht bezahlten Silbersachen,

Geld habe schaffen müssen, und daß sie ein directes Interesse daran gehabt habe, sich um die Versicherung auf Alfreds Leben mit auffälligem Eifer zu bekümmern, ist also gerade wie die „heilige Schuld" der Mutter eine erbärmliche Lüge.

* * *

Die neuen, im Augenblicke der höchsten Noth contrahirten Schulden konnten aber nicht bis in's Unendliche gestundet werden. Die alten Gläubiger drängten. Der Krug war nun wirklich lange genug zu Wasser gegangen, er mußte brechen. Maria Joniaux sah nur noch ein Mittel, sich Geld zu verschaffen, — das letzte verzweifelte Mittel, das sie schon einmal erfolgreich angewandt hatte: den Einkauf eines Verwandten bei der Lebensversicherungsgesellschaft und die Vergiftung.

Nachdem die arme einfältige, an und für sich schon dürftig veranlagte und durch eine Krankheit obendrein noch geistig sehr geschwächte Schwester Leonie als Opfer bereits gefallen war, war die Auswahl nicht groß. Der Schwester hatte der unglückliche Bruder Alfred zu folgen, der seit zwanzig Jahren in beständigen Geldsorgen ein kümmerliches Dasein fristete.

Alfred hatte in den letzten Jahren in Paris kleine Stellungen gefunden mit einem jährlichen Einkommen von 1500, 2400 bis 3000 Franken. Einige seiner alten Gläubiger hatten seinen Aufenthalt ermittelt, und er hatte sich diesen gegenüber zu monatlichen Abzahlungen verpflichtet und seine Verpflichtungen erfüllt. Von seiner Schwiegermutter, der alten Frau Meskens, hatte er regelmäßige Geldsendungen in bescheidenen Beträgen erhalten, auch sehr geringfügige Beträge — in den 20 Jahren etwa 1200 Franken — von seiner Schwester Frau Maria Joniaux, welche die ihrem Bruder gewährten Unterstützungen ganz lächerlich übertrieben hat. Thatsächlich führte Alfred, der mit Marie Roguet in den allerjämmerlichsten Verhältnissen zusammen lebte, ein trauriges Leben der beständigen Entbehrung und der unausgesetzten Geldsorge. Als er nun gar noch seine letzte Stellung verlor, wurde es der klugen Schwester Maria Joniaux, die ihn als Opfer für ihre verbrecherische Speculation ausersehen hatte, nicht schwer, es Alfred beizubringen, daß es für ihn am besten sei, wenn er sein Leben zu einem hohen Betrage versicherte; sie selbst werde die erste Prämie zahlen, für die Zahlungen der späteren Prämien würde sich schon Rath finden.

Alfreds Sohn hatte sich ja inzwischen mit einem reichen jungen Mädchen verheirathet, und wenn er seinem Vater auch keineswegs kindliche Gesinnungen entgegenbrachte und die Taschen fest zuknöpfte, so war doch die Hoffnung vorhanden, daß Georges nach einer gewissen Zeit in Anbetracht der überaus bedrängten Lage seines Vaters sich zu einem Geldopfer bereit finden lassen und später einige fällige Prämien zahlen werde. Nach einer gewissen Zeit aber würde im Falle der Zahlung der Prämien die Police

ein wirkliches Werthobject bilden; sie würde Alfreds Gläubiger beruhigen, die alsdann die Sicherheit hätten, daß ihre Ansprüche auf alle Fälle später einmal befriedigt werden würden, und inzwischen werde man schon Rath schaffen; er solle nur zu seiner guten Schwester kommen, man werde sich um eine Stelle für ihn bemühen, sein Schwager Joniaux habe weit ausgebreitete Beziehungen; und so werde denn Alfred aus seiner gegenwärtigen drückenden Lage befreit werden und voraussichtlich noch ein ruhiges und zufriedenes Alter haben.

Ein Mensch in der Situation Alfreds klammert sich an jeden Strohhalm. Er sah im Anerbieten seiner Schwester vor Allem nur das Eine: die Befreiung aus der drückenden Noth der Gegenwart. Und er folgte ihrem Rath.

Er trat also gleich mit der Allgemeinen Versicherungsgesellschaft in Paris in Verbindung und beantragte den Abschluß einer Police im Betrage von 100 000 Franken. Die Aerzte der Versicherung untersuchten Alfred genau und stellten das Zeugniß aus, daß der zu Versichernde vollkommen gesund und versicherungsfähig sei. Alfreds Antrag wurde also von der Pariser Gesellschaft angenommen, es wurde ihm das betreffende Schriftstück zugestellt, und er brauchte es nur zu unterzeichnen, um die Sache gültig zu machen. Nach den Statuten dieser Gesellschaft hätte Alfred vierteljährlich 1368 Franken Prämie zahlen müssen.

Nachdem nun Maria Joniaux festgestellt hatte, daß von Seiten der Versicherungsgesellschaften kein Hinderniß gegen ihr Vorhaben aufgerichtet werden würde, bestimmte sie ihren Bruder, nach Antwerpen zu kommen. Sie mußte ja das Opfer in unmittelbarer Nähe haben. Die Verhandlungen mit der Pariser Gesellschaft hatten im Januar 1894 stattgefunden. Am 4. Februar reiste Alfred von Paris nach Antwerpen.

* * *

Sobald Maria Joniaux wußte, daß ihr Bruder kommen werde, begann sie mit der Anschaffung des Giftes, das ihm bestimmt war. Vom Januar bis zum Todestage Alfreds, 6. März, kauft sie bei verschiedenen Apothekern in Antwerpen und namentlich in Brüssel nicht weniger als 112 Centigramm Morphium auf ein altes Recept, und zwar bittet sie verschiedene Apotheker, die Dosis zu verdoppeln. Die Apotheker scheinen in Belgien bei Verabfolgung von Morphium ziemlich freien Auffassungen zu huldigen. Am Tage vor dem Tode Alfreds, am 5. März, kauft sie bei drei verschiedenen Apothekern soviel sie bekommen kann, über 40 Centigramm.

Man fragt sie, wozu sie denn diese auffallend starken Quantitäten von Morphium gebraucht habe? Sie antwortet, sie sei Morphinistin gewesen, und zwar seit Juni 1893. Keiner der Aerzte hat indessen an Frau Joniaux

die geringsten Anzeichen der Morphiumsucht constatiren können. Gerade wie sie vor der Vergiftung Vandenkerckhoves auf einmal einen ganz auffällig starken Consum von Atropin gemacht haben will, wird sie jetzt vor Alfreds Tode auf einmal von der Morphiumsucht befallen. Denn in der ganzen Zeit vom Tode Leonies an, von 1892 bis zum Januar 1894, hat trotz aller eifrigsten Nachforschungen auch nicht ein einziger Ankauf von Morphium, den Maria Joniaux vorgenommen hätte, festgestellt werden können. Die Apotheker und Droguisten, die vom Januar bis Anfang März Frau Joniaux zu wiederholten Malen Morphium in auffällig starken Quanten verkauft, haben vergeblich ihre Bücher auf das Genaueste durchforscht, um in der Zeit vom Juli bis December 1893 den Nachweis für Morphiumverkauf an Frau Joniaux aufzufinden. Sie hat während dieser Zeit nicht ein Centigramm Morphium gekauft!

Erst in dem Augenblicke, da Alfred in Unterhandlungen wegen seiner Lebensversicherung tritt, erwacht in ihr die behauptete Morphiumsucht, und da sofort mit unerhörter Heftigkeit, wenn sie das eingekaufte Morphium, wie sie behauptet, selbst verbraucht haben will.

Wenige Wochen nach dem Tode Alfreds, 17. April, wird sie verhaftet, und während ihrer neunmonatlichen Untersuchungshaft bekommt sie nicht ein Gran des verführerischen Giftes, dessen Entziehung dem Morphiumsüchtigen die furchtbarsten Qualen bereitet. Von diesen Qualen empfindet sie nichts. Ihr Zustand weist auch nicht eines der allbekannten Symptome auf, die auf den gewohnheitsmäßigen Genuß von Morphium schließen lassen. Es ist also wiederum eine offenbare Lüge. Das von Maria Joniaux in den ersten Monaten des Jahres 1894 angekaufte Morphium ist ausschließlich darauf verwandt worden, Alfred Ablay am 5. März in Brüssel krank zu machen und ihn dann in der Nacht vom 5. zum 6. in Antwerpen zu tödten.

Wenn sie einwendet, sie hätte sich ja von ihrer Schwester Hortense für den Fall, daß sie sich mit verbrecherischen Absichten getragen, so viel Morphium, wie sie nur gewollt, verschaffen können, so trifft das durchaus nicht zu. Die nichtsahnende Hortense Bède hatte ihr vor Leonies Tode, 1892, allerdings arglos Morphium zustecken können; nachdem nun aber Leonie plötzlich unter den Symptomen der Morphiumvergiftung gestorben war und das Gerücht, daß Leonie vergiftet worden sei, in der Familie und auch außerhalb der Familie dumpf rumort hatte, war Frau Joniaux diese Quelle sicherlich verschlossen. Wenn Maria Joniaux Alfred ebenfalls mit Morphium zu vergiften plante, so konnte sie jetzt nicht mehr daran denken, nochmals die Hilfe ihrer Schwester in Anspruch zu nehmen. Vielleicht wird sie auch — dieser Frau ist ja Alles zuzutrauen — Hortense Bède wie vor zwei Jahren wiederum um Morphium gebeten haben; aber es würde in diesem Falle sehr begreiflich gewesen sein, daß Hortense Bède ihr nun die Bitte rundweg abgeschlagen hätte.

Unzweifelhaft besaß Maria Joniaux an den Tagen, die dem plötzlichen Tode Alfreds vorhergingen, und ganz besonders am Vorabend eine mehr als genügende Quantität Morphium, um einen Menschen zu tödten. Unzweifelhaft ist von dem angekauften Morphium nach Alfreds Tode so gut wie nichts übriggeblieben, und Maria Joniaux hat über den nicht verbrecherischen Gebrauch des Giftes nicht die geringste irgendwie glaubhafte Aussage machen können.

Charakteristisch ist übrigens noch der Umstand, daß die Joniaux beim Untersuchungsrichter zunächst die Morphiumkäufe überhaupt entschieden geleugnet hat. Erst als ihr die erwiesenen Ankäufe, namentlich am 5. März, am Tage vor Alfreds Tode, vorgerechnet wurden, erst als sie diese Ankäufe widerwillig zugestehen mußte, hat sie die kindische Erklärung, daß sie selbst das Morphium verbraucht habe, abgegeben.

* * *

Als Alfred sich zu seiner Reise nach Belgien rüstete, wurde das liebende Mädchen Marie Roguet von trüben Vorahnungen befallen. Sie wollte Alfred durchaus nicht reisen lassen. Die Gerüchte, die den plötzlichen Todesfällen im Hause der Joniaux eine grausige Deutung gegeben hatten, waren auch zu ihr gedrungen. Sie hegte geradezu die Befürchtung und sprach sie auch offen aus, daß man Alfred nach Antwerpen lockte, um ihn dort zu vergiften.

Alfred, der an seiner Schwester mit großer Zärtlichkeit hing, verlachte die abergläubische Angst seiner Geliebten und machte sich auf den Weg. Marie Roguet brachte ihn zur Bahn; ehe er in's Coupé stieg, umarmte sie ihn, küßte ihn, schluchzte und weinte, als ob es sich nicht um eine Abwesenheit von ein paar Wochen, sondern um einen Abschied für's Leben handle, und sagte ihm in Gegenwart von Zeugen: „Wir werden uns nie wiedersehen." Diese beständige Angst um Alfreds Leben findet ihren rührenden Ausdruck auch in allen Briefen, die Marie Roguet an ihren Geliebten während seines Besuchs bei der Schwester gerichtet hat.

Alfred begab sich also nach Belgien mit dem ausgesprochenen Zwecke, zunächst die Lebensversicherung abzuschließen und dann bei seinem zugeknöpften reichen Sohne eine Pension, wenn auch in bescheidenem Umfange, zu erwirken.

Sobald Alfred bei seiner Schwester eingetroffen war, begannen die Verhandlungen wegen der Lebensversicherung. Frau Joniaux, die im Versicherungswesen außerordentlich bewandert war, fand die von der Pariser Gesellschaft geforderte Prämie von 1368 Franken viel zu hoch. Sie hatte aber erfahren, daß eine andere Versicherungsgesellschaft, der „Gresham" in London, Versicherungen auf einer Basis abschließt, die den Versicherten gestattet, während der ersten Versicherungsjahre eine niedrigere Prämie zu zahlen. Nach diesem Modus werden die Prämien mit den Jahren verhältniß-

mäßig immer höher. Beim „Gresham“ konnte sie eine Police im Betrage von 100 000 Franken erlangen und brauchte für das erste Quartal der Versicherung nur 821 Franken zu zahlen, also 500 Franken weniger, als die Pariser Gesellschaft gefordert hatte. Da die Joniaux ganz genau wußte, daß eine zweite Quartalsprämie nicht gezahlt werden würde, entschied sie sich für das Billigere und trat nun mit dem „Gresham“ in Verbindung.

* * *

Am 9. Februar, also am fünften Tage nach Alfreds Ankunft, waren die Vorverhandlungen soweit gediehen, daß sich der Brüsseler Director des „Gresham“, der nach Antwerpen hinübergekommen war, mit dem dortigen Agenten Herrn Vanspach zu Frau Joniaux begeben konnte, um die ersten Formalitäten wegen Abschlusses der Versicherung auf das Leben Alfreds zu erledigen. Dem Agenten Vanspach log Frau Joniaux vor, ihr Bruder habe von ihr 60 000 Franken entliehen, und für diese Schuld wolle sie sich durch eine Versicherung decken. Auf diese Weise wollte sie es plausibel machen, daß die Versicherung zu ihren Gunsten abgeschlossen wurde. Gleichzeitig bat sie den Agenten, von der Versicherung nicht mit dem Sohne des zu Versichernden, mit Georges Ablay, zu sprechen, da dieser mit seinem Vater in Unfrieden lebe.

Frau Joniaux stellte den beiden Versicherungsbeamten ihren Bruder Alfred als einen in Paris lebenden „Rentier“ vor. Sie erklärte ferner, daß sie die Versicherung nach dem bestimmten Tarife abgeschlossen sehen möchte, der während der ersten fünf Jahre eine Verminderung der Prämie zuläßt, nach Ablauf dieser fünf Jahre aber für die weitere Lebensdauer die Höhe der Prämie verdoppelt.

Der belgische Director der Gesellschaft, Perrin, machte Frau Joniaux und Alfred darauf aufmerksam, daß dies der unvortheilhafteste Tarif sei, da eben nach den ersten fünf Jahren die Prämien unverhältnißmäßig hoch würden, und er empfahl einen andern Tarif zu viel vortheilhafteren Bedingungen. Frau Joniaux aber beharrte bei ihrer ersten Forderung. Sie fügte hinzu, ihr Bruder sei niemals krank gewesen und erfreue sich einer blühenden Gesundheit; er führe eben das regelmäßige Leben eines bescheidenen Rentiers.

Der Director stellte hierauf an Alfred mit lauter Stimme und sehr scharf articulirend die statutenmäßig vorgeschriebenen Fragen. Frau Joniaux, die gebeten hatte, bei diesem Abschluß zugegen sein zu dürfen, setzte sich neben ihren Bruder dem Director gegenüber, und auf mehrere Fragen, die an Alfred gestellt wurden, antwortete sie. Als Alfred von Perrin gefragt wurde: „An welcher Krankheit ist Ihre Schwester Leonie gestorben?“ fiel ihm Frau Joniaux mit auffallender Hast in's Wort und antwortete: „An der Influenza.“

Die beiden Fragen, ob Alfred jemals an Herzklopfen gelitten, oder ob er sich schon bei einer anderen Versicherung habe versichern wollen, verneinte er. Er erklärte ferner, daß die Versicherung zu Gunsten seiner Schwester ausgestellt werden solle, und Frau Joniaux wiederholte: „Zu meinen Gunsten.“ Sie schrieb darauf sogleich auf eine Karte mit Bleistift ihren Namen, Vornamen u. s. w., und diese wurden dann von Perrin auf den Versicherungsantrag übertragen.

Der Versicherungsdirector machte Alfred ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Antworten, die auf dem Antragbogen geschrieben ständen, die Grundlage des Vertrages bildeten; Alfred möge sie sich also noch einmal ganz genau ansehen, denn jede falsche Angabe würde den Vertrag nichtig machen. Alfred las die von Perrin niedergeschriebenen Antworten und setzte darunter die Worte: „Gelesen und genehmigt. Alfred Ablay.“ Der Agent Banspach zeichnete als Zeuge.

Frau Joniaux wie Alfred machten es sehr eilig, da, wie sie sagten, Alfred durchaus in der nächsten Woche nach Paris zurückkehren müsse, und der Director versprach, die Sache nach Kräften zu beschleunigen. Da indessen die versicherte Summe die Höhe von 75000 Franken überschritt, so mußten nach den Statuten der Gesellschaft zwei Aerzte gehört werden, der Arzt der Gesellschaft und der Hausarzt. Frau Joniaux sagte darauf, ihr Bruder habe gar keinen Hausarzt, da er eben nie krank gewesen sei; der Director möge doch selbst den Arzt bezeichnen, der zur Untersuchung noch hinzuzuziehen sei.

Schon am Nachmittage desselben Tages begaben sich der Director und der Agent des „Gresham“, sowie der Vertrauensarzt des „Gresham“, Dr. Rullens, der seinen Collegen Dr. Leroy mitbrachte, zu Frau Joniaux.

Während die Aerzte Alfred untersuchten, unterhielt sich Frau Joniaux mit den beiden Versicherungsbeamten und ersuchte diese, die ursprünglich verabredete Versicherungssumme von 80000 Franken auf 100000 Franken zu erhöhen. „Denn,“ sagte sie, „mein Bruder möchte auf alle Fälle auch meinen Kindern etwas hinterlassen.“ Nachdem Alfred seine Zustimmung dazu ertheilt hatte, wurde die Versicherungssumme dem Wunsche der Frau Joniaux entsprechend auf 100000 Franken erhöht.

Die belgischen Aerzte sprachen sich genau in demselben Sinne aus wie ihre Pariser Collegen, deren Gutachten sie natürlich nicht kannten. Dr. Rullens, der Arzt des „Gresham“, constatirte, daß Alfred vollkommen gesund sei. Alle Organe befanden sich in bester Verfassung, besonders auch das Herz. Von Morphiumsucht war keine Spur zu entdecken.

Ganz das Gleiche bekundete auch der andere Arzt Dr. Leroy, der den Versicherungscandidaten mit besonderer Sorgfalt untersuchte, ja sogar mit einem gewissen Argwohn, weil der zu Versichernde in Paris lebte und sich auffälligerweise nicht an die Pariser Filiale der Gesellschaft gewandt hatte. Er auscultirte Alfred mit größter Genauigkeit und vermochte nicht das

geringste Zeichen einer Herzstörung zu entdecken. Als ihm später nach wenigen Tagen der Tod Alfreds mitgetheilt wurde, war er ganz bestürzt und erklärte, daß er niemals an einen natürlichen Tod habe glauben können. Alfred war auch auf Zucker und Eiweißausscheidungen untersucht. Die von dem Pharmazeuten Hanzen vorgenommene Analyse ergab nicht den geringsten Procentsatz dieser bedenklichen Ausscheidungen.

Nachdem nun auch durch die ärztliche Untersuchung in Belgien festgestellt war, daß die Versicherung Alfreds keine Schwierigkeiten mache, erklärte sich Director Perrin bereit, die Annahme des Versicherungsantrags der Generaldirection in London zu empfehlen. Beim Abschiede betonten Frau Joniaux und Alfred noch einmal, die Sache habe die größte Eile, da Alfred, bevor er Antwerpen verlasse, genau wissen müsse, ob die Versicherung angenommen werde oder nicht. Frau Joniaux sagte dann noch, daß die erste Prämie bei ihr erhoben werden solle, die folgenden aber in Paris bei ihrem Bruder, dem „Rentier".

Nachdem die Generaldirection in London am 14. Februar telegraphirt hatte, daß die Versicherung angenommen sei, wurde am 23. Februar die definitive Police ausgestellt und am 24. Frau Joniaux eingehändigt.

Beim Abschluß der Police hatte der Director versäumt, Frau Joniaux darauf aufmerksam zu machen, daß für den besonderen, hier in Anwendung gebrachten Tarif die Prämien nicht, wie bei den gewöhnlichen Tarifen, in Quartalsraten, sondern im vollen Jahresbetrage zu zahlen seien. Als Frau Joniaux davon Kenntniß gegeben wurde, protestirte sie energisch. Sie entwickelte in ihrer Reclamation eine Sachkenntniß in Versicherungsverhältnissen, die den Fachmann in höchstes Erstaunen versetzte. Schließlich beruhigte sich die Gesellschaft also bei der Quartalszahlung, und nachdem 821 Franken für die erste Quartalsprämie gezahlt waren, trat die Police in Gültigkeit.

* * *

Am 5. März Mittags fuhr Frau Joniaux mit ihrem Bruder Alfred nach Brüssel. Der vorgeschützte Zweck dieses Ausflugs war, daß Alfred einen Rechtsfreund aufsuchen sollte, um mit diesem zu berathen, welche Mittel anzuwenden seien, um seinen Sohn Georges zur Zahlung einer Pension zu veranlassen. Die Beiden besuchten ihre Schwester Emilie. Alfred ging zu seinem Advocaten, und Frau Joniaux machte „Besorgungen", das heißt sie lief bei den Apothekern herum und verschaffte sich so viel Morphium, wie sie irgend konnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Frau Joniaux ihrem Bruder bereits in Brüssel eine wohl ziemlich schwache Dosis von Morphium beigebracht hat, so eine Art leichter Vorvergiftung. Die Berechnung war einfach die, daß Alfred nicht gar zu plötzlich sterben sollte. Es sollte constatirt werden, daß er schon am Vorabend seines Todes in Brüssel krank gewesen sei.

In den Nachmittagsstunden zeigten sich die Wirkungen des Giftes. Als ein Bekannter Emiliens in der dritten Stunde des Nachmittags Alfred bei seiner jüngeren Schwester traf, klagte Alfred über Congestionen. Sein Gesicht war auffallend geröthet. Er hatte Flimmern vor den Augen, sprach wirr und war schläfrig.

Maria Joniaux war über den Zustand des Bruders natürlich sehr beunruhigt und veranlaßte ihn, mit ihr den Dr. Max zu besuchen, der seit langen Jahren mit der Familie Joniaux sehr bekannt ist und schon verschiedene Mitglieder der Familie behandelt hatte. Alfred hatte er indessen bisher nie gesehen, er lernte ihn erst am 5. März, als Frau Joniaux ihn ihm zuführte, kennen.

Der befreundete Arzt fand keine Störung des Herzens, nichts, was auf eine organische Herzkrankheit schließen ließ. Einige Symptome, die er an dem Kranken wahrnahm, veranlaßten ihn zu der Diagnose, daß Alfred an einer Leber- und Magenverstimmung litte. Vor Allem wurde er zu dieser Annahme bestimmt durch Alfreds Angabe, daß er von unerträglichem Jucken geplagt wurde. Der Hautkitzel ist in der That ein charakteristisches Symptom bei Leberkrankheiten, aber auch ebenso bezeichnend für Morphiumvergiftung. Daran konnte der Freund des Hauses Joniaux aber nicht denken. Die Todesanzeige, die Dr. Max später erhielt, hat ihn denn auch auf's Aeußerste überrascht. Er erklärte ausdrücklich, daß nichts im Zustande, wie er ihn am Vorabende des Todes beobachtet hatte, auf ein so jähes Ende hätte schließen lassen können.

Dr. Max beschränkte sich darauf, Alfred eine Flasche Elixir de Grez zu verschreiben. Das war es gerade, was Maria Joniaux gewollt hatte. Nun hatte sie das Getränk, das sie dem Patienten beibringen und in das sie das tödtliche Gift einmischen konnte!

Auf dem kurzen Wege von Brüssel nach Antwerpen konnte Alfred die Schlafsucht, die ihn gewaltsam überfiel, nicht mehr beherrschen, und in diesem Zustande, schwerfällig, zum Umfallen müde, kam er Abends gegen neun in Brüssel an und legte sich gleich in's Bett.

* * *

Um 10 Uhr ging Maria Joniaux in das Schlafzimmer ihres Bruders. Sie behauptet, er sei noch wach gewesen und habe gelesen. Er habe sie mit den Worten verabschiedet, er fühle sich sehr müde und werde schlafen wie „Blei".

Bei diesem Abendbesuche wird Frau Joniaux vermuthlich ihrem Bruder das Glas des Elixir de Grez mit dem tödtlichen Gifte credenzt haben, denn in der Flasche, die man gefunden, hat nur ein Glas gefehlt.

In der dem Kranken unbekannten Medicin konnte auch der bittere Geschmack des Morphiums nicht auffallen. Am folgenden Morgen in aller

Frühe wurde ein Arzt gerufen, der die Familie bisher nicht behandelt hatte, Dr. Willems. Der Kranke lag mit bleichem gedunsenem Gesicht im Bett. Der Puls war kaum fühlbar. Der Doctor sah den Kranken bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal. Frau Joniaux sagte ihm, ihr Bruder habe sich gestern in Brüssel schon sehr leidend gefühlt, sie sei deshalb mit ihm bei einem alten Familienfreunde, Dr. Max, gewesen. Dr. Max habe bei ihrem Bruder ein schweres Herzleiden constatirt.

Das ist eine absolute Unwahrheit, die lediglich darauf berechnet ist, den Doctor, der dem fremden Kranken gegenübersteht, zu einer falschen Diagnose zu veranlassen. Frau Joniaux hat auch erreicht, was sie erstrebt hatte, denn Dr. Willems, der später den Todtenschein ausstellte, gab im Vertrauen auf die angebliche Diagnose seines Brüsseler Collegen, der nach den Mittheilungen der Frau Joniaux die Familie seit Jahren genau kannte, Herzleiden als Todesursache an. Dr. Willems erklärte später vor Gericht, die wahrnehmbaren Erscheinungen hätten dem Tode an Herzschlag nicht widersprochen. Hätte er aber die bestimmte Mittheilung von Frau Joniaux, daß Dr. Max den Verstorbenen als herzleidend bezeichnet habe, nicht erhalten, so würde er wahrscheinlich gezögert haben, sich so bestimmt auszusprechen.

* * *

Am Vormittage des 6. März starb Alfred. Frau Joniaux telegraphirte sofort an seinen Sohn Georges, der Vater sei schwer erkrankt. Georges, der glaubte, daß man ihn nach Antwerpen locken wolle, um Geld aus ihm herauszuziehen, ließ durch seine junge Frau antworten, er sei nicht zu Hause. Darauf ging ein zweites Telegramm an Georges ab, das die kurze Mittheilung enthielt: „Vater an Congestionen gestorben.“ Nun entschloß sich Georges zur Reise nach Antwerpen.

Gleichzeitig telegraphirte Frau Joniaux auch an einen Freund Alfreds und der Marie Roguet, daß Alfred gestorben sei. Der Marie Roguet machte sie ferner das Anerbieten, ihr die Decorationen ihres Bruders und einige Familienandenken, wie z. B. die Photographie ihres Vaters, des Generals Ablay, abzukaufen. Die Anklage erblickt darin den Versuch der Joniaux, das Stillschweigen Marie Roguets zu erkaufen.

Als der Freund Marie Roguet die Todesnachricht überbrachte, rief das Mädchen in Verzweiflung aus: „Alfred ist vergiftet worden! Von seiner Schwester vergiftet worden! Ich habe es gewußt! habe es kommen sehen!“

Auch dem schleunig herbeigerufenen Beerdigungsbeamten kam die Sache nicht ganz geheuer vor. Er erinnerte sich, daß dies nun innerhalb des knappen Zeitraumes von zwei Jahren der Dritte war, der als Gast in Frau Joniaux' Hause geweilt hatte, und den er nun als Leiche aus dem Hause schaffen sollte. „Frau Joniaux,“ sagte er in einer Anwandlung von unheimlichem Humor, den die berufsmäßige Beschäftigung mit Leichen er-

klärlich erscheinen läßt, „Sie werden während der Ausstellung von Besuchen wohl verschont bleiben. Verwandte werden gewiß nicht zu Ihnen kommen. Die fürchten sich zu sehr vor Ihrem Hause."

Alfred wurde schon am andern Tage, 7. März, in aller Eile und in großer Stille begraben. Man nahm sogar Abstand von der üblichen Todesanzeige.

Erst am 11. März machte Frau Joniaux dem Antwerpener Agenten des „Gresham" Mittheilung vom Ableben Alfreds, der seit noch nicht vierzehn Tagen bei dieser Gesellschaft versichert war. Banspach telegraphirte sofort an den Brüsseler Director Perrin, nachdem er bei Frau Joniaux erfahren hatte, daß Alfred in ihrem Hause gestorben sei. Schon diese Angabe hatte dem Agenten auffallen müssen; denn Alfred hatte ja wiederholt auf das Bestimmteste erklärt, daß er spätestens in der dritten Woche des Februar nach Paris zurückkehren müsse. Frau Joniaux erklärte dem Agenten nebenher, daß sie selber von der Versicherungssumme nichts erhalten werde; das Geld sei vielmehr lediglich dazu bestimmt, die Gläubiger Alfreds zu befriedigen und seiner Geliebten Marie Roguet eine Existenz zu schaffen.

Am nächsten Morgen, 12. März, fuhr Director Perrin in aller Frühe von Brüssel nach Antwerpen. Der Versicherungsbeamte hatte natürlich Verdacht geschöpft. Ohne besondere Schwierigkeit mochte er wohl erfahren haben, daß im Hause der Frau Joniaux in den zwei Jahren vorher zwei verdächtige Todesfälle von Verwandten vorgekommen waren, und daß Frau Joniaux beim Tode der Schwester Leonie von zwei Gesellschaften erhebliche Beträge überwiesen worden waren. Es mußte ihm ferner auffällig erscheinen, daß Alfred unmittelbar nach Abschluß der Police zu dem ungewöhnlich billigen Tarif gestorben war, nachdem die beiden gewissenhaften Aerzte des „Gresham" das günstigste Zeugniß über die Gesundheit Alfreds ausgestellt hatten. (Das gleichlautende Votum der Pariser Aerzte war ihm nicht einmal bekannt.) Es mußte ihm endlich in hohem Grade verdächtig vorkommen, daß Alfred nicht, wie er erklärt hatte, nach Paris zurückgekehrt, sondern im Hause seiner Schwester, zu deren Gunsten er sein Leben versichert hatte, plötzlich gestorben war.

Die Conferenz, die Frau Joniaux mit dem Versicherungsdirector hatte, muß für die Giftmischerin ziemlich unerquicklich gewesen sein. Welcher übermenschlichen Selbstbeherrschung hat es da wohl bedurft, um die Schuldige, die nun die Ernte ihrer verbrecherischen Saat einheimsen will, zu einer ungezwungenen und unbefangenen Haltung zu befähigen!

Director Perrin nahm sich natürlich in Acht, irgendwelchen Verdacht auszusprechen. Er begnügte sich damit, auf die sehr merkwürdigen Umstände dieses Todes hinzuweisen und Frau Joniaux um einige Aufklärungen zu bitten. Er fragte zunächst, welche Umstände Herrn Alfred bestimmt hätten, seinen Aufenthalt in Antwerpen über die von ihm selbst bezeichnete Frist zu verlängern.

„Ach, mein lieber Herr Director," entgegnete Frau Joniaux, „mein Bruder war ja ein armer unglücklicher Mensch! Er hatte keinen Heller und keine Stellung in Paris. Mein Mann wollte ihm hier eine Stelle verschaffen."

Das stimmte nun freilich durchaus nicht mit den Angaben überein, die Frau Joniaux beim Abschluß der Versicherung über das einfache behagliche Leben des vorgeblichen Rentners gemacht hatte.

„An welcher Krankheit ist denn Ihr Bruder gestorben?" forschte der Beamte weiter.

„An einer Herzkrankheit, so einer Art von Herzschlag. Er war schon seit langer Zeit herzleidend und litt infolgedessen auch an Schwindel- und Erstickungsanfällen."

Sie erzählte ihm darauf, daß der Zustand ihres Bruders sie veranlaßt habe, mit ihm am 5. März nach Brüssel hinüberzufahren und den Familienarzt Dr. Max zu consultiren, der ein intimer Freund ihres Bruders gewesen sei.

Das ist wiederum eine doppelte und dreifache Lüge. Alfred war ganz wohl, als er nach Brüssel reiste. Der Reisezweck war keineswegs die Consultation des Arztes, sondern die Befragung eines Rechtsconsulenten wegen der Pension, die Georges ihm bewilligen sollte. Alfred erkrankte erst in Brüssel und wurde von seiner Schwester Joniaux zum Dr. Max geführt, der ihn bei diesem Anlaß zum ersten Male sah.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr, fuhr die Joniaux in ihrem Berichte fort, habe die Erkrankung Alfreds plötzlich einen bedrohlichen Charakter angenommen, und der Tod sei unerwartet schnell eingetreten. Sie habe darauf Dr. Willems in aller Eile herbeigerufen, der den Tod infolge einer Herzkrankheit attestirt habe.

Der Director des „Gresham" machte Frau Joniaux noch darauf aufmerksam, daß die Unterlassung der Todesanzeige doch recht ungewöhnlich sei, und er fragte sie dann: „Weshalb haben Sie uns erst jetzt, fünf Tage nach dem Begräbniß, vom Ableben Ihres Herrn Bruders benachrichtigt?"

Da führte Frau Joniaux eine theatralische Scene auf. Sie brach in Wimmern und Schluchzen aus und rief: „Mein armer Bruder! Ich war so tief betrübt, daß ich in dem Augenblick an nichts gedacht habe, auch nicht an die Versicherung."

„Hat Ihr Herr Bruder keine Familie hinterlassen?" fragte der Director weiter.

„Doch. Einen Sohn, der eine gute Partie gemacht hat. Mit dem lebte er aber in Unfrieden, und ich bitte Sie vor Allem, erweisen Sie mir den Gefallen und sagen Sie dem Sohne nichts davon, daß mein Bruder eine Versicherung zu meinen Gunsten abgeschlossen hat. Ich werde Ihnen über jeden Punkt bereitwillig Aufschluß geben und Ihnen in jeder Beziehung gern

behülflich sein. Uebrigens," setzte sie nach einer Pause hinzu, „durch die verspätete Anzeige hat doch die Police ihre Gültigkeit nicht verloren?"

„Nein," entgegnete der Director. „Die Police bleibt in Kraft. Aber da hier Manches nicht klar ist, werden gewisse Formalitäten, die der Verwaltungsrath fordern darf, erfüllt werden müssen."

* * *

Nach der Unterredung mit Frau Joniaux begab sich der Director zum Versicherungsarzt Dr. Rullens. Der Arzt traute seinen Ohren kaum.

„Herr Alfred Ablay todt? Die Todesursache verstehe ich absolut nicht. Der Mann war ja vor vierzehn Tagen kerngesund!"

Auf den Bericht, den der Director hierauf an den Syndicus der Gesellschaft erstattete, rieth ihm dieser, die Sache dem Staatsanwalt zu übergeben, und Director Perrin beantragte infolgedessen die Ausgrabung der Leiche und die gerichtsärztliche Autopsie. Bei einem späteren Besuche, den er Frau Joniaux machte, verschwieg er vor dieser, daß er beim Staatsanwalt den Antrag auf Ausgrabung der Leiche schon gestellt hatte.

Dem Antrage der Versicherungsgesellschaft wurde stattgegeben. Am 15. wurde die Leiche Alfreds ausgegraben und die Autopsie vorgenommen. Der sehr starke Körper des Abgeschiedenen zeigte eine kräftige Musculatur und war, da die Leichenstarre noch andauerte, noch sehr gut erhalten. Alle Organe wurden normal befunden, keine innere Verletzung konnte wahrgenommen werden. Der Befund der Leiche gab also keinen Aufschluß über die natürliche Todesursache. Infolgedessen beantragten die Gerichtsärzte die chemische Untersuchung der Leiche.

Da fand man, allerdings in geringer Quantität, nämlich 8 Milligramm, Morphium im Magen. Ebenso wurden Spuren des Morphiums in den Eingeweiden und in allen anderen Organen des Verstorbenen nachgewiesen. In den Nieren wurde Zucker gefunden.

Maria Joniaux hat nachweislich am 5. März 60 bis 100 Centigramm Morphium besessen. Für den an das Gift nicht Gewöhnten sind 20 Centigramm schon tödtlich. Alfred hat aber niemals Morphium genommen. Ein Erwachsener von normaler körperlicher Beschaffenheit kann nicht 5 bis 6 Centigramm Morphium ungestraft nehmen, bei 20 Centigramm tritt, wie gesagt, der Tod fast immer ein, bei 40 Centigramm ganz sicher. Wirklich Morphiumsüchtige gewöhnen sich aber schnell an das Gift. Wir wissen, daß die Schwester der Frau Joniaux, Hortense Bède, täglich 40 bis 50, ja unter Umständen 100 Centigramm genommen hat. Die Wissenschaft kennt sogar Beispiele, daß Morphiumsüchtige in Ausnahmefällen an einem einzigen Tage bis 500 Centigramm haben nehmen können.

Wenn Alfred von seiner Schwester am 5. Nachmittags in Brüssel zunächst eine schwächere Dosis und am Abend in Antwerpen ein beträcht-

17*

liches Quantum Morphium von 40 bis 50 Centigramm beigebracht und dadurch der Tod herbeigeführt worden ist, so darf man sich durchaus nicht wundern, daß am 15., also zehn Tage später, aus dem Magen des Vergifteten doch nur noch 8 Milligramm Morphium haben ausgeschieden werden können. Morphiumspuren sind ja außerdem in allen Organen des Verstorbenen nachgewiesen worden. Das Morphium wird sehr schnell vom Körper absorbirt, es geht sofort in den Blutumlauf und hinterläßt nach kurzer Zeit keine Spuren mehr. Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß nachweislich an Morphiumvergiftung Verstorbene schon nach wenigen Tagen nicht die geringste Spur des Giftes im Körper gehabt haben.

Es ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß es der Wissenschaft bisher noch nie gelungen ist, aus dem Körper eines Morphiumvergifteten ein so beträchtliches Quantum, wie die hier gewonnenen 8 Milligramm, auszuscheiden.

Was die Annahme der Morphiumvergiftung, die hier durch die Autopsie schon als festgestellt angesehen werden kann, noch bekräftigt, ist der Umstand, daß man Zucker in den Nieren gefunden hat. Bei Nichtdiabetikern weist das Vorhandensein von Zucker in Verbindung mit dem Morphium im Magen mit Sicherheit darauf hin, daß hier eine Vergiftung durch eine starke Dosis von Morphium vorliegt. Dazu kommen noch die am Vortage beachteten Symptome: die Schläfrigkeit und Schwerfälligkeit, das Jucken u. s. w.

Kurz und gut, dieser ganze Complex von Erscheinungen und thatsächlichen Feststellungen hat den Gerichtsarzt, eine Autorität ersten Ranges, Dr. van Byve, unter seinem Eide zu dem Gutachten bestimmt: „Es ist absolut sicher, daß Alfred Ablay mit Morphium vergiftet worden ist."

* * *

Dieses niederschmetternde, mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung, ja mit einer gewissen Feierlichkeit abgegebene Verdict, welches das Schicksal der Maria Joniaux besiegelte, machte auf alle Anwesenden, auf die Geschworenen, den Gerichtshof und das Auditorium, einen mächtigen Eindruck.

Der hervorragende Vertheidiger der Maria Joniaux fühlte sehr wohl die verhängnißvolle Bedeutung dieses Augenblicks, und er bemühte sich, die tragische Wirkung abzuschwächen. Er erhob sich und richtete an den Sachverständigen die Frage:

„Wenn Sie nun Ihr Gutachten lediglich nach dem Befunde der ärztlichen Autopsie abgegeben hätten, ohne vorherige Kenntniß der chemischen Analyse, — würden Sie auch dann mit solcher Bestimmtheit auf eine Morphiumvergiftung geschlossen haben?"

Dr. van Byve antwortete ruhig:

„Hätte man kein Morphium in der Leiche gefunden, so würde ich natürlich auch nicht gewagt haben, Morphiumvergiftung als unzweifelhafte

Todesursache zu bezeichnen. Ich würde mich dann auf die Erklärung haben beschränken müssen, daß ich vor einem unbegreiflichen Räthsel stehe. Die Gesammtheit der festgestellten Thatsachen aber in Uebereinstimmung mit den Ermittelungen der Chemie berechtigt mich, zu sagen: Alfred Ablay ist an einer Morphiumvergiftung gestorben. Ich werde nie daran zweifeln."

Das Satyrspiel, das der Tragödie folgte, der Widerstreit der Aerzte, hat kein besonderes Interesse für uns. Den gerichtlichen Sachverständigen hat die Vertheidigung andere Sachverständige gegenübergestellt, die natürlich das Gegentheil behauptet haben. Diese von der Vertheidigung gewonnenen Sachverständigen flößen indessen schon aus dem Grunde unendlich geringeres Vertrauen ein, als die Gerichtsärzte und der Gerichtschemiker, daß sie der Autopsie nicht beigewohnt, die Leiche nicht gesehen, die Eingeweide, den Magen und die anderen Organe, in denen Morphium und Spuren des Morphiums mit absoluter Bestimmtheit nachgewiesen worden sind, nicht vor Augen gehabt haben. Sie begründen ihre Polemik eben nur auf die ihnen vorgelegten Gutachten der amtlichen Sachverständigen.

Kein Unbefangener kann glauben, daß Maria Joniaux das Opfer eines entsetzlichen und heimtückischen Verhängnisses gewesen sein solle, das in zwei Jahren in ihrem Hause drei ihrer Verwandten unter den verdächtigsten Umständen hinmordet; vielmehr darf es als eine unumstößliche Gewißheit hingestellt werden, daß wir in dieser hochgestellten und hochgebildeten Frau eine der fürchterlichsten Verbrecherinnen vor uns haben, die je die Erde getragen hat, — eine Frau, die aus niedrigstem Eigennutz mit schaudererregender Kaltblütigkeit außer dem lebensfrohen Anverwandten ihres Mannes zwei unselige Geschöpfe, die durch die nächsten Bande des Blutes mit ihr verknüpft sind, ihre bedauernswerthe Schwester und ihren unglücklichen Bruder, in ihr Haus lockt und um des schnöden Geldes willen mit kühler Berechnung umbringt.

Das ist klar wie das Sonnenlicht, und unbegreiflich erscheint es, daß, wie seinerzeit in den Blättern zu lesen stand, der Verlauf dieser klaren Sache, wenigstens auf eine gewisse Frist, eine der Joniaux günstige Wendung genommen hätte. Während der unendlich langen öffentlichen Verhandlungen hat die Zunge in der Waagschaale der Gerechtigkeit nicht einen Augenblick geschwankt, ist die Ueberzeugung von der unleugbaren Schuld der Angeklagten auch nicht auf einen Augenblick erschüttert worden.

* * *

Nahezu einen Monat, vom 7. Januar bis zum 3. Februar d. J., haben diese öffentlichen Verhandlungen gewährt. Sie haben an 22 Tagen nicht weniger als 45 Sitzungen in Anspruch genommen. Wohl nie hat zur Erweisung der Schuld eines Einzelnen ein so gewaltiges Material bewältigt werden müssen. Die zu den Acten gegebenen Schriftstücke sind unzählbar. Nicht weniger als 240 Belastungszeugen sind vernommen worden.

Die Rede des öffentlichen Anklägers hat an zwei aufeinanderfolgenden Tagen über 9 Stunden beansprucht. Die beiden Vertheidiger haben zusammen beinahe 20 Stunden gesprochen. Und an diese überlangen Reden schlossen sich noch lange Repliken und Dupliken.

Generalstaatsanwalt Servais, der die Anklage vertrat, hat die Schuld der Angeklagten mit bewunderswerther Klarheit und Schärfe nachgewiesen. Er hat hauptsächlich die Thatsachen sprechen lassen und auf die rhetorischen Künste, die bestimmt sind, Eindruck auf harmlose Geschworene zu machen, völlig verzichtet. Seine Rede ist einfach, nüchtern, aber dafür um so überzeugender. Nur zwei-, dreimal, wenn er sich die Entsetzlichkeit der begangenen Verbrechen vergegenwärtigt, erwärmt er sich und findet dann auch wahrhaften Schwung und ergreifendes Pathos. Im Allgemeinen aber ist überall das Bestreben erkenntlich, mit grausamer Objectivität und unheimlicher Kühle das Thatsächliche darzulegen und es den Geschworenen zu überlassen, die zwingenden und unabweisbaren Schlüsse selbst zu ziehen.

Von den beiden Vertheidigern ist Herr Graux, der überhaupt als einer der bedeutendsten forensischen Redner französischer Zunge gilt, der weitaus hervorragendere. Seine Vertheidigung, die sich auf den letzten und bedenklichsten Fall, auf die Vergiftung Alfred Ablays, concentrirt, ist in ihrer Weise ein Meisterwerk. Es ist bewundernswerth, mit welcher Kunst Graux die offenbarsten Belastungen zu beseitigen weiß, wie er über die schlimmsten Beweise hinweghuscht, um da seine volle Beredsamkeit einzusetzen, wo irgend etwas zu Gunsten der Angeklagten spricht und ein Zweifel an ihrer Schuld erweckt werden könnte. Hat er einen solchen der Vertheidigung bequemen Punkt erspäht, so fühlt er sich auch sicher seiner Wirkung. Er erinnert sich kaum noch, daß er soeben noch auf schwankem Boden gestanden hat und sogleich wieder schwanken Boden wird betreten müssen. Er erhebt die Stimme und findet erschütternde und hinreißende Accente, um die Angeklagte als eine vom Verhängniß grausam Verfolgte hinzustellen. Und er bringt es fertig, daß er zum Schluß seiner mit wunderbarer Kunst gestalteten Rede geradezu zur Bewunderung der Maria Joniaux, der treuen Schwester, der liebenden Mutter, der edlen Gattin, herausfordert.

Das mag eine große Kunst sein. Ich gestehe aber ganz ehrlich, daß mir für das Nützliche und Sittliche dieser Kunst das Verständniß versagt bleibt.

Wenn es der feurigen Beredsamkeit dieses großen Redners nun in der That gelungen wäre, den herrlichsten Triumph zu feiern, wenn er durch die zündende Kraft seines Wortes Maria Joniaux dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrissen und dieses nützliche Mitglied unserer Gesellschaft erhalten hätte — würde sich der hervorragende Advocat seines Erfolges haben freuen dürfen?

Es ist ihm nicht geglückt. Es hat ihm auch nicht glücken können. Die Schuld war zu offenbar.

* * *

Um Mitternacht am 2. Februar hatte Graux zum letzten Mal das Wort ergriffen und noch ungefähr eine Stunde gesprochen. Kurz vor eins am Morgen des 3. stellte der Präsident die Fragen an die Geschworenen: ob Maria Ablay, verehelichte Joniaux, schuldig sei, im Februar 1892 mit Vorbedacht und Ueberlegung ihre Schwester Leonie Ablay, im März 1893 den Oheim ihres Mannes Jacques Vandenkerckhove und im März 1894 ihren Bruder Alfred Ablay vergiftet zu haben.

Mit dem Glockenschlage eins zogen sich die Geschworenen in ihr Berathungszimmer zurück. Nach 40 Minuten erschienen sie wieder im Gerichtssaale, und der erste Geschworene verkündigte das Verdict, das auf die sechs Fragen — drei Hauptfragen und drei Nebenfragen — mit Ja antwortete.

Bei dieser Verkündigung brachen im Zuschauerraum unziemliche Beifallsrufe aus, die der Präsident sofort erstickte und unter der Androhung, den Saal bei dem ersten erneuten Zeichen des Beifalls oder Mißfallens unnachsichtig räumen zu lassen, in schärfsten Worten rügte.

Nun wurde die Angeklagte in den Saal geführt.

Sie bebte an allen Gliedern. Der Gerichtsschreiber verlas das Urtheil der Geschworenen.

Eine schreckliche Scene spielte sich ab . . .

Beim ersten Ja versagten der Angeklagten die Kräfte. Sie schwankte hin und her. Das fürchterliche Urtheil hatte sie zerschmettert. Es war, als ob sie den Todesstoß schon empfangen hatte. Der öffentliche Ankläger beantragte die Anwendung des Gesetzes. Der Gerichtshof zog sich zurück.

Eine fürchterliche unheimliche Stille lag über dem ganzen Saal. Alles war von Schrecken wie erstarrt. Maria Joniaux gab keinen Laut von sich. Sie ballte ihr Taschentuch krampfhaft in der Rechten zusammen und stopfte es in den Mund. Ihr ganzer Körper schwankte in gleichmäßiger pendelnder Bewegung langsam hin und her. So blieb sie stehen. Die Linke umspannte krampfhaft das Gitter, das den für die Angeklagte bestimmten Raum von ihren Vertheidigern trennte. Die Rechte verschloß mit dem Taschentuche den weit aufstehenden Mund. Sie wankte und schwankte unaufhörlich und gleichmäßig . . .

Die Geschworenen, die beiden Vertheidiger, der Generalstaatsanwalt in seiner rothen Robe, Alle blickten schweigsam vor sich hin. Niemand wagte die Augen aufzuschlagen.

Fünf Minuten später betrat der Präsident mit seinen Beiräthen wieder den Saal. Er verkündete das Urtheil: Maria Joniaux wird zum Tode verurtheilt, mit der Bestimmung, daß die Hinrichtung auf einem öffentlichen Platze in Antwerpen stattfinde.

Darauf wandte er sich an die Gensdarmen, die während der ganzen Zeit hinter der Angeklagten gestanden hatten, und befahl ihnen: „Führen

Sie die Verurtheilte ab." Alsdann wurde mit dem üblichen Dank an die Geschworenen die Sitzung geschlossen.

Es mag hier gleich eingeschaltet werden, daß die Todesstrafe in Belgien nicht vollstreckt, vielmehr regelmäßig in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt wird.

* * *

Auf der Straße wiederholten sich die widerwärtigen Pöbelauftritte, die schon in den Tagen vorher das Einschreiten der Ordnungsbeamten erfordert hatten.

Trotz der empfindlichen Kälte und des hohen Schnees waren der Platz vor dem Gerichtsgebäude und die anstoßenden Straßen schon seit langen Stunden mit einer ungeheuren Volksmasse dicht gefüllt. Sobald die Verurtheilung bekannt wurde, erhob sich ein wildes Freudengeheul. Schmählieder auf die Joniaux wurden abgesungen, es wurde gepfiffen, gejohlt, Hurrah geschrieen. Es war ein abscheulicher Abschluß der grausen Tragödie.

Die Menge wollte sich auf den Wagen stürzen, der die Verurtheilte vom Gerichtsgebäude nach dem Gefängnisse zu bringen hatte, und das Aufgebot von 30 Gensdarmen, die um den Wagen herritten, war für nöthig erachtet worden, um Maria Joniaux vor den Ausbrüchen der Volkswuth zu schützen. Unter furchtbarem Geheul und Geschrei der Menge bahnten die Gensdarmen dem Gefährt, das Maria Joniaux in der eisigen, schneeigen Winternacht der ewigen Gefangenschaft zuführte, den Weg . . .

Ein übersehener Aufsatz von Goethe.

Mitgetheilt

von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

— Dresden. —

Zu bibliothekarischen Seltenheiten gehören vollständige Reihen des „Gothaischen Theaterkalenders“, namentlich vermißt man oft den ersten Jahrgang, 1775, und den letzten, 1800, der, ebenso wie sein unmittelbarer Vorgänger, den Titel „Taschenbuch für die Schaubühne“ und zugleich ein etwas vergrößertes Format erhalten hatte. Diesen letzten Jahrgang zu erwerben, gelang meinem jahrelangen Suchen neuerdings. Bei Musterung des Inhalts erregte der Aufsatz S. 295 f. — „Hoftheater zu Weimar“, dessen Umbau betreffend — durch eine Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit. Darin werden nämlich Herr Professor Thouret, Herr Professor Meyer, Herr Horny und Herr Heideloff erwähnt, der noch genannte Vornehmste, Goethe, aber schlechtweg ohne jeden Titel. Allerdings kommt auch Professor Thouret einmal ohne „Herr“ vor, aber unmittelbar neben Goethe, wo dieses Prädicat nicht füglich anzubringen war, ohne daß auch dieser es erhielt. Die Sonderbarkeit dadurch erklären zu wollen, daß es bei dem berühmten Goethe keines Prädicats bedurft habe, würde hier, bei einem amtliche Verhältnisse betreffenden Schriftstücke verfehlt sein; man kann vielmehr zur Erklärung nur vermuthen, daß Goethe selbst dessen Verfasser sei.

Einzig wäre der Fall nicht: habe ich doch schon einen anderen Aufsatz über das Weimarische Hoftheater im „Theaterkalender“ auf das Jahr 1793 (gleiche Aufsätze brachte der Kalender alljährlich) aus inneren Gründen Goethen zuschreiben müssen und ihn deshalb in die Hempel'sche Goethe-Ausgabe aufgenommen; er hat jetzt auch in dem von mir bearbeiteten 36. Bande von Goethes Werken, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie

von Sachsen ohne Widerspruch der controlirenden Redactoren Platz gefunden. Der Stil des Aufsatzes im Taschenbuch auf 1800 — gedrängt, anschaulich, erschöpfend — entspricht vollkommen dem Goethe'schen. Die darin vorkommenden technischen Ausdrücke waren Goethe geläufig; so spricht er von „Cipolin" in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft" II, 289, und oft von „Capitälen", wie in „Dichtung und Wahrheit" am Schluß des 11. Buches, „Schweizerreise im Jahre 1797" unter Frankfurt den 14. August, „Schriften der Goethe-Gesellschaft" II, 136, 228, 300. Ja, der im Taschenbuch zu lesende fehlerhafte Druck „Kapitalen" ist geradezu auf Goethes Handschrift zurückzuführen, da er die Strichelchen der Umlautsbezeichnung über a, o und u gern sich ersparte. Es kommt also nur noch darauf an, zu untersuchen, ob der Gegenstand des Aufsatzes Goethes Interesse dermaßen in Anspruch genommen hat, daß es begreiflich wird, wenn er selbst darüber zu schreiben sich entschloß.

Als Goethe bei der 1797 unternommenen Reise in die Schweiz in Stuttgart verweilte, lernte er Professor Thouret kennen, der zuerst Maler war, aber später sich der Baukunst gewidmet hatte. Goethe benutzte die Gelegenheit, sich mit dem geistvollen Künstler über den schmückenden Ausbau des Weimarer Schlosses, das seit der Zerstörung durch den Brand von 1774 nur allmähliche Wiederherstellung erfuhr, zu unterhalten, da jener in seiner doppelten Eigenschaft als Maler und Baumeister vorzugsweise berufen war, dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen. Auf Goethes Vorschlag berief ihn denn auch der Herzog Karl August bald darauf nach Weimar. Goethe berichtet darüber in den „Tag- und Jahresheften" unter 1798, nachdem er die Abreise der Hoftheatergesellschaft nach Bad Lauchstädt erwähnt: „Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publicum fühlten sich eines anständigeren Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von Jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes, um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen. Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen, um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des Theaterlocals, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Baulust errege."

Ohne Weiteres würde anzunehmen sein, daß Goethe als Theaterdirector bei der gedachten Umgestaltung des Hofschauspielhauses thätig gewesen sei, wenn auch nicht ausdrückliche Zeugnisse darüber vorlägen. Goethe erwähnt seiner Mitwirkung in den Briefen an Schiller vom 14., 15., und 25. Juli sowie vom 22. und 25. August, ferner vom 6. September 1798, namentlich aber vertheidigt er im Brief an Kirms vom 14. August die von diesem bemängelte Bauanlage so eingehend, daß seine Betheiligung bei deren

Entwurf außer Zweifel gestellt wird; insbesondere ist eine Stelle darin entscheidend, worin Goethe schreibt: „Ich überschicke hier die Risse nebst einem kleinen Aufsatze, worüber ich bitte mit dem Professor Thouret und dem Baumeister Steiner zu conferiren. Vielleicht nähert sich die von mir vorgeschlagene Idee der unteren Loge der Ihrigen, und wir können sie noch reifer werden lassen."

Nach diesen Thatsachen wird es nicht überraschen, wenn man folgenden, im „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1800" S. 295 f. abgedruckten Aufsatz als von Goethe verfaßt anspricht.

Hoftheater zu Weimar.

Aus mehreren öffentlichen Blättern ist es bekannt, daß sich das Innere unseres Schauspielhauses einer sehr vortheilhaften Veränderung und Erneuerung seit vorigem Herbste zu erfreuen hatte. Nach Goethe's Absichten führte Professor Thouret aus Stuttgart den Plan aus. Eliptisch gestellte, wie Granit gemalte Pfeiler umschließen das Parterre. Auf diesen ruht eine Gallerie mit einer bronzenen Balustrade, aus deren Mitte sich ein Halbkreis dorischer Säulen mit goldenen Kapitälen erhebt. Das obere Gesims, von einer Art graugrünlichem Cipolin ist mit Abbildungen antiker Masken geziert, theils selbst von unserm Herrn Prof. Meyer, theils unter seiner Anführung von Herrn Horny gemalt. Auf dem unteren Gesims sind verschiedene Attribute der Schauspielkunst, von Herrn Heidelof gemalt, zu sehen. Ueber dem Proscenio prangen Sophokles und Aeschylus Büsten. Den Theatervorhang hat Herr Prof. Thouret gemalt: die goldene Poesie geflügelt, die Lyra an der Seite, die komische und tragische Larve in den erhobenen Händen schwingt sich zum Aether.

Daß im Taschenbuch „erhabenen", — nicht „erhobenen" — steht, ist zweifellos einer seiner zahlreichen Druckfehler.

Heimgegangen.

Ein Gedenkblatt

von

Emil Burger.

— Breslau. —

Auch Franz war ein Jüngling mit lockigem Haar, heut haben sie ihn hinausgetragen aus seiner einsamen Klause und gebettet neben einen jungen Bildhauer, der sich erschossen, den gereiften, neunundvierzig Jahre alten Mann, den auf der Höhe seines Schaffens ein Schlaganfall tödtet, neben den aufblühenden Jüngling, der schon so früh an Allem verzweifelt und mit eigener Hand die Axt an den Baum seines Lebens legt. Was haben diese Beiden je gemeinsam gehabt? Sie kannten sich nicht und hatten sich nie gesehen. Heut ruhen sie neben einander im ewigen Schlaf, um der Allmutter Erde die Stoffe ihres Leibes zurückzugeben. Wie schön ist es doch eingerichtet, daß die Menschen nicht in die Zukunft sehen können! Neben wem werden wir einst auf dem Friedhofe ruhen? Vielleicht ist er heut an uns vorübergegangen, aber der Schauer des Todes hat uns nicht berührt. Ahnungslos und gleichgültig haben wir ihm in's Auge gesehen, ihm, der unser Gefährte für die Ewigkeit sein wird, während uns alle Anderen verlassen. Sie kehren uns den Rücken und gehen ihren Geschäften nach — wären es auch Vater und Mutter — nur er bleibt zurück, der unbekannte Geselle, den das Schicksal an unsere Seite gelegt.

Franz Vollberg war ein hochbegabter Musiker, ein Künstler von Gottes Gnaden. An der Art, wie seine Finger den Griff der Geige umspannt hielten, merkte man, daß seine Seele in dem kleinen Instrument lebte. Wenn der erste Ton hell und rein den Saal durchdrang, wurde es plötzlich still, und athemlos lauschten Alle, bis der letzte Ton verklungen. Wie gebannt blieben sie noch einen Augenblick stumm, dann aber brach

der Sturm des Beifalls los und machte sich in nicht enden wollenden Rufen Luft. Von Begeisterung verklärt, stand die holde Jünglingsgestalt auf dem Podium, verneigte sich leicht und eilte dem Ausgange zu. Er war kein Freund allzu lebhafter Huldigungen und entzog sich ihnen, so viel er konnte. Anerkennung war ihm ein Bedürfniß, wie jedem Künstler, aber kein Bitten, kein Bravo war im Stande, ihn zurückzurufen. Wenn er spielte, so gab er seine ganze Seele, und es wäre ihm wie eine Entheiligung erschienen, hätte er seine Empfindung auf allgemeinen Wunsch noch einmal preisgeben sollen. Er war mit der einen Genugthuung zufrieden, die dumpfe, starre Seele der großen Masse von den Fesseln des Alltagslebens befreit und zu den reinen Höhen der Kunst emporgezogen zu haben.

Vollberg war eine eigenartige Natur mit souveränem Selbstbewußtsein. In dem Blick, mit dem er die ihn anschauende Menge musterte, lag der ganze Stolz des sich fühlenden Meisters. Seine Bekannten haben es ihm oft verübelt, daß er mit Vorliebe in hoch adeligen Kreisen verkehrte, aber wer ihn näher kannte, hat ihm das nie verdacht. Er war eine durch und durch aristokratisch angelegte Natur und fühlte sich wohl unter Menschen, die mit den feinsten Lebensformen das tiefste Verständniß für die Meisterwerke der Kunst und Litteratur verbanden. Dabei vergab er sich nie Etwas und wußte seine Manneswürde nach jeder Seite hin zu wahren. Seltsam erschien es, daß man ihn auch mit Männern untergeordneter Art verkehren sah. Es war ihm nämlich auch wieder ein Bedürfniß, zu herrschen, Jemand um sich zu haben, der seine geistige Ueberlegenheit willig anerkannte und zu ihm emporsah wie zu einem höheren Wesen. Glaubte er einen solchen Freund gefunden zu haben, so war die neue Verbindung schnell geschlossen, und alle Welt wunderte sich über die plötzliche Vertrautheit zweier Männer, die sonst so wenig Gemeinsames hatten. Aber die Freude währte nicht lange. Ein längerer Umgang mit Leuten, die ihm gar keine geistige Anregung boten oder vielleicht sogar unfähig waren, seine Gedanken zu verstehen und in ihrem eigenen Geiste wiederzuspiegeln, war ihm unerträglich. Diejenigen aber, die ihm ebenbürtig waren, konnten sich doch bei aller Würdigung seiner Persönlichkeit nicht mit der Rolle begnügen, nur fremde Größe und Erhabenheit zu reflectiren, sie konnten auf die Dauer ihre Selbstverleugnung nicht so weit treiben, auf jede selbstständige Ansicht zu verzichten. Und so kam es, daß er gar bald wieder einsam auf seinem Wege dahinwandelte. In manchen Menschen finden sich solche Gegensätze, und es giebt keine vollkommenen Wesen. Wenn sein Geist im Stande wäre, diese Zeilen zu lesen, so würde er mir zulächeln, denn er schaute in meine Seele und sähe, daß sie von innigster Liebe eingegeben sind. Wäre Franz noch am Leben, so würde er sie mir nie verzeihen.

Jugendlich frohen Herzens hüpfte Vollberg vor zwanzig Jahren von Ball zu Ball. Er war ein gewandter, eleganter Tänzer, seine Verbeugungen in der Quadrille à la cour suchten ihres Gleichen. Schmiegsam und biegsam

schien er durch's Leben zu tänzeln, die Blumen pflückend, wo sie sich ihm boten. Sein hübsches, durch künstlerisches Empfinden geadeltes Gesicht machte ihn zum Liebling der Frauen, aber auch sie hatten das instinctive Bewußtsein, daß ihm keine schön, geistreich und vornehm genug sei.

Er, der gründliche Kenner der französischen Litteratur, hat das so einfache und doch so wahre Wort Molières nicht beherzigt: „Et dans la vie enfin, il se faut contenter.“ Und so ist er denn, ohne eine liebende Seele an seiner Seite zu haben, durch's Leben gegangen, und es griff mir an's Herz, als der Priester auf dem Kirchhof ausrief: „Wir geben dem einsamen Wanderer das letzte Geleit!“ Wir sind tief ergriffen, wenn die in Schwarz gehüllte junge Wittwe am Grabe ihres Gatten steht und mit starrem, thränenlosem Blick dem in die gähnende Tiefe hinabgleitenden Sarge nachsieht. Für sie ist es unfaßbar, daß ihr Mann, ihr Alles auf Erden, da drin sein, daß sie ihn nie mehr wiedersehen soll. War's nicht erst gestern, als sie seine Stimme zum ersten Mal hörte, die theure, wie eine Offenbarung der Liebe klingende Stimme, die sie gefangen nahm von der ersten Secunde an und festhielt für's ganze Leben? Und die armen Kindlein, die verlassenen, die ihre Hände jammernd nach der offenen Grube ausstrecken, sind sie nicht ein thränenreicher Anblick? Sie haben den lieben Vater verloren, der für sie schaffte und sorgte, so lang' sein Aug' noch nicht geschlossen war. Aber der Schauende hat bei diesen Klagen doch noch ein Gefühl unbewußter Befriedigung. Die Angehörigen müssen den theuren Todten zurücklassen, aber sie gehen nicht leer von dannen, sein Sinnen und Träumen, sein Wirken und Schaffen tragen sie fort in ihrem Geiste, ihrer Erinnerung, ihrem Herzen. Aber es macht einen geradezu erschütternden Eindruck, wenn der Priester seine Rede beendet hat und sich Keiner an das Grab herantraut. Jeder folgt zunächst seinem Instinct und bleibt zurück. Er sagt sich, daß jetzt die Angehörigen an der Reihe sind, und erst, als sich im weiten Kreise der Trauerversammlung Niemand findet, der ein näheres Recht beansprucht, tritt eine hohe, edle Mannesgestalt mit schönem, ausdrucksvollem Gesicht aus der Menge und nimmt Erde von der dargereichten Schaufel, um sie dem treuen Mitarbeiter auf den Sarg zu streuen. Es ist der Musikdirektor Weiß, der Leiter des Conservatoriums, an dem Franz so lange Jahre thätig war. Am Kopf- und Fußende des Grabes stehen die Collegen und Bekannten in langen Reihen, sie kommen, allmählich näher, um dem großen Künstler und verehrten Freunde die letzte Ehre zu erweisen — aber trotz alledem wird man ein Gefühl der Leere, der Oede nicht los. Die Rede des Geistlichen ist ein Meisterwerk nach Inhalt und Form. In ergreifenden Worten führt er den Zuhörern das tragische Geschick Vollbergs vor Augen. Sein Streben war den höchsten Zielen der Kunst zugewandt gewesen. Unablässig arbeitete er an seiner Vervollkommnung, und es verging kein Tag, an dem er nicht tiefer eindrang in den Geist der großen Meister der Töne. Aber leider muß auch die

Kunst nach Brot gehen. Er besaß kein schöpferisches Talent und war daher gezwungen, besonders nach dem Tode seines heißgeliebten Mütterchens, die ihr Franzel mit ihrer Hände Arbeit so weit gebracht, seine materielle Existenz durch Unterricht zu sichern. Das Mechanische dieser Thätigkeit brachte ihn oft zur Verzweiflung. Und in der That kann es für einen nach künstlerischer Vollendung strebenden jungen Mann kaum eine größere Marter geben, als sechs bis acht Jungen zu gleicher Zeit die Anfangsgründe des Clavierspiels beizubringen. Wenn schon das Ohr eines gewöhnlichen Sterblichen verletzt wird durch das unharmonische Zusammenspiel verschiedener Instrumente, welches mögen da die Empfindungen eines durchgebildeten Musikers sein, bei dem Mißtöne das tägliche Brot sind! Dazu kommen die bei kleinen Burschen unvermeidlichen Unarten, die beständig gerügt und unterdrückt sein wollen. Das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, hat ja etwas Erhebendes, aber es gehört eine seltene Entsagung dazu, sich immer mit diesem Standpunkt zu begnügen. Dafür fand er sich aber reichlich entschädigt, wenn er in den oberen Klassen die Schwingen seines Geistes freier entfalten und die begabteren Schüler in das Reich des Schönen einführen durfte. Sein Vortrag war in hohem Grade fesselnd, denn Vollberg war nicht einseitig und wußte in klarer und überzeugender Weise den inneren Zusammenhang aller Künste darzulegen. Sein musikalisches Lieblingswerk war Beethovens neunte Symphonie. Das eigene Ringen nach Vollkommenheit, das Sehnen nach reiner Freude, das ihn selbst beseelte und das uns armen Sterblichen auf Erden nie zu Theil wird, fand in ihr ein erhabenes Vorbild. Kurz vor seinem Tode hatte er sie von Schülern der ersten Klasse öffentlich aufführen lassen. Des Lehrers Begeisterung war auf sie übergegangen und hatte sie mit heiligem Eifer erfüllt. Jeder leistete sein Höchstes, und allseitiger, stürmischer Beifall lohnte die Mühen des trefflichen Mannes. Und in diesem Augenblicke, wo seine Kunst ihre höchsten Triumphe feierte, warf ihn ein Schlaganfall darnieder! Wie der Blitz die Eiche in ihrer schönsten Blüthe niederschmettert und von der höchsten Spitze bis zur tiefsten Wurzel zersplittert, so schleuderte der Tod diesen Mann mitten in seiner vollen Kraft zu Boden. Andachtsvoll lauschen die Versammelten der Rede des Priesters, die untergehende winterliche Sonne breitet ihre letzten rosigen Strahlen über sie aus, ein wehmuthvolles Abschiedslied, gesungen vom Chor der Schüler, schließt die schöne Feier — aber es fehlt noch Etwas. Ein Eisenbahnzug unterbricht die Rede an der schönsten Stelle. Was thut's? Es ist doch Niemand hier, der diese wunderbaren Worte in seinem Innern birgt und sie als kostbaren Schatz mit nach Hause nimmt. Das Grablied klingt so traurig und doch auch wieder so fremd, so gleichgültig. Chorstimmen haben zu wenig Persönliches, und jener Sopran, der so laut das Ganze beherrscht und sich so rein zum Himmel emporschwingt, klagt nicht um unseren Freund. Die Sonne lächelt uns an, aber ihre Strahlen sind

kalt und erwärmen nicht unser Herz. Dieses Gefühl der Kälte, der Leere, des Verlassenseins hatte man schon beim Eintritt in das Todtenzimmer. Wo sonst ein dichter Kreis Angehöriger den Sarg umgiebt, um noch einmal die theuren Züge zu sehen und noch so lange als möglich das Gefühl seiner Gegenwart zu haben, wagt sich nur hier und da ein Bekannter aus der Jugendzeit hinein. Die meisten bleiben im Vorzimmer und werfen nur einen scheuen Blick in die, profanen Augen sonst verschlossenen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räume. Vom Sockel links an der Wand schaut eine Goethebüste auf den herab, der einst sein glühender Verehrer war, auf der rechten Seite schleudert Beethovens Auge zornige Blitze auf die Eindringlinge, die mit neugierigem Auge die photographischen Abbildungen antiker Götterbilder an den Wänden ringsumher mustern. In der Mitte steht aufgebahrt der kostbare Sarg, von den lieblichen Boten des Frühlings, Maiglöckchen und Flieder überschüttet, im Halbkreise auf dem Boden liegen prachtvolle Kränze und Palmenzweige, dazwischen weiße und lila seidene Bänder mit goldgestickten Buchstaben, Zeichen der Liebe und Verehrung, die der „einsame Wanderer“ doch in gar mancher Brust geweckt, ohne daß er es ahnte. Ach, hätte er's doch gewußt! sein Leben hätte sich vielleicht anders gestaltet. Nun steht Ihr am Sarge und klagt, wo's zu spät ist. Doch nein, äußerlich scheint Jeder ruhig. Nur dort der starke Herr mit dem gutmüthigen Gesicht kann seinen Schmerz nicht beherrschen. Wie sehr er sich auch bemüht, seine Thränen zu unterdrücken, sie brechen immer wieder hervor, namentlich wenn ihn ein theilnehmender Bekannter nach den näheren Umständen von Vollbergs Tode fragt. Es ist der Dr. Hugo Müller, der den vom unbarmherzigen Geschick getroffenen Freund in seinen starken Armen auffing und mit treuer Hand pflegte wie eine Mutter. Die letzten Tage hatten das Verhältniß wahrhaft rührend gestaltet. Der Schlaganfall machte eine normale Ernährung des Gehirns unmöglich. Der Blutzufluß wurde unregelmäßig, und die denkende Substanz verkalkte. Denn auch sie bedarf der Nahrung, um fortzubestehen, so demüthigend dieser Gedanke für den Menschen sein mag, der sich in seinem kindischen Hochmuth den Herrscher der Natur nennt. Vollbergs geistige Fähigkeiten schwanden sichtlich. Seine Sprache wurde undeutlich, er lallte zuletzt wie ein Kind. Wie oft trug ihn Müller vom Lehnstuhl in's Bett und zurück oder geleitete ihn, wenn das schöne Wetter in's Freie lockte, die Treppe hinunter nach der Promenade! Vater und Mutter und Freund wurde er ihm in einer Person. So schloß das Unglück die beiden Männer eng an einander, die sich früher ziemlich fern standen. Wir pflegen ja die am innigsten zu lieben, die uns am meisten verdanken. Darum freute sich Müller auch über das kleinste Zeichen der Zuneigung, das dem Verstorbenen zu Theil wurde. Er kannte ihn und wußte, welch' tiefes Gemüth sich unter dem stolzen, abweisenden Aeußeren Vollbergs verbarg. Nur Wenigen war es vergönnt, einen Blick in das Innere des als hochmüthig verschrieenen

Künstlers zu thun. Zu diesen gehörte ein College, Karl Bergmann, der Müller eines Tages folgendes charakteristische Geschichtchen mittheilte. Er war mit Franz im Orchesterverein gewesen und war im Begriff, sich von ihm an der Thür des Concerthauses zu verabschieden. Vollberg wollte ihn nicht gehen lassen. „Komm' mit zu Kießling, wir haben schon lange keinen Schoppen mit einander getrunken." Bergmann, der ein sehr glückliches Familienleben führte, weigerte sich, da seine Frau mit dem Abendbrot auf ihn wartete, und als ihn sein Freund mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Kosenamen „Philister und Pantoffelheld" beehrte, rief er ihm zu: „Du wirst Dich schon zu entschädigen wissen; denk' an Die, die Dich zuletzt ‚Franzel' genannt." Diese Worte waren auf's Gerathewohl hingeworfen, ohne Beziehung auf irgend eine Person oder Thatsache; er hatte sie so leicht hingesagt, nur um sich einen guten Abgang zu sichern, aber sie brachten eine ungeahnte Wirkung hervor. Vollberg zuckte zusammen, seine entstellten Züge, seine weit aufgerissenen Augen gaben dem Gesicht einen fast geisterhaften Ausdruck. Stumm reichte er Bergmann die Hand und wandte sich zum Gehen. Am nächsten Morgen erhielt Letzterer folgendes Schreiben:

„Noch spät am Abend, lieber Karl, nachdem ich mein, mir in diesen Tagen doppelt einsam erschienenes Heim aufgesucht, gebe ich Dir die Erklärung meines Blickes auf die Frage, die Du, so liebenswürdig wie Du bist, an mich richtetest, wer mich zuletzt ‚Franz' genannt? Meine Mutter war es, die ich heut vor drei Jahren zu Grabe geleitet. Wie Mütter es noch mit großen Jungen zu thun pflegen, hat sie mich zuletzt bei diesem Namen im Diminutivum gerufen. Daß Du unbewußt an der Wunde rührtest, sei kein Vorwurf; daß ich Dir mittheilte, wie mich die Berührung schmerzte, sei Dir ein Beweis, wie lieb Du mir bist. Denn das Beste verschweigt man der Welt.

Hab' auch Du noch weiter lieb

Deinen Vollberg."

Und dieser Mann mit dem innig liebenden, aufrichtigen Herzen mußte einsam wandern durch's Leben, konnte kein Heim haben, bevor er zur ewigen Ruhe einging. Denn wie sollte er sich in den leeren Räumen zu Haus fühlen, mochten die Wände auch noch so geschmackvoll ausgestattet sein? Jetzt ruht er, jetzt ist er heimgegangen, der arme, ruhelose, einsame Wanderer. Uns aber Zurückbleibenden sei dieser Brief ein Warnungsruf aus dem Jenseits:

„O lieb' so lang', Du lieben kannst,
O lieb', so lang Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!"

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Die Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst. Herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer, Stadtpfarrer am Münster zu Ulm. Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts, Stuttgart.

Auf den unermeßlichen Einfluß, den das Buch der Bücher auf die Entwicklung der bildenden Kunst geübt, auf die zahllosen Anregungen, die diese von jenem empfangen, auf die Dienste, die wiederum die Kunst der Bibel geleistet, überhaupt auf den engen Zusammenhang zwischen Kunst und Religion braucht nicht erst hingewiesen zu werden. Die größten Meister unserer Kunst stehen mit ihren berühmtesten Schöpfungen im Stoffkreise und im Banne der Heiligen Schrift. Seit der Einführung des Buchdrucks und der Vervollkommnung des Holzschnitts, seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, konnte man sich auch an die gewaltige und lockende Aufgabe wagen, vollständige Bilderbibeln zu schaffen. Als die letzten in der Reihe dieser Werke, welche allgemeine Beachtung fanden und verdienten, sind zu nennen die Cotta-Brockhaus'sche Bibel mit den schönen Compositionen Schnorrs von Carolsfeld und die Doré'sche Prachtbibel. Man muß aber dem Herausgeber der neuesten Bilderbibel Recht geben, wenn er behauptet, daß kein einzelner Künstler im Stande sei, den unendlichen Reichthum der Bibel zu erschöpfen. Am allerwenigsten war der geniale Franzose berufen, eine solche Aufgabe zu lösen. Für diese fehlten dem eigenartigen Künstler, der überall da Unvergleichliches leistete, wo er — wie in seiner Illustrirung des Ariost'schen „Rasenden Roland" — seiner beweglichen, erfindungsreichen Phantasie die Zügel schießen lassen konnte, Naivetät, jene Einfachheit, aus der die wahre Größe hervorgeht, und die Tiefe echter religiöser Empfindung, und Doré's Effecthascherei wirkt naturgemäß hier störender als in seinen anderen Schöpfungen. So ist Dorés Prachtbibel ein Werk, das man vielfach mit Interesse, mit Nutzen und mit ästhetischem Wohlgefallen betrachten wird, das aber

zur Erzeugung einer religiösen Stimmung, einer andachtsvollen Vertiefung nicht geeignet ist, bei dem die Einheit des Geistes zwischen Text und Bild fehlt. Hierauf nun — auf die Vereinigung des kirchlichen Geistes mit künstlerischem Werthe — hat der Herausgeber der neuen Bilderbibel, Dr. Pfleiderer, bei der Illustrirung den Schwerpunkt gelegt.

Adam und Eva bei der Arbeit.
Aus: Rudolf Pfleiderer: „Die Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst". Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.

Das Beste, was die christliche Kunst zu allen Zeiten geschaffen, in einer planmäßigen, die Absicht des Herausgebers verwirklichenden Auswahl zu vereinigen, war das von bestem Erfolge gekrönte Streben Dr. Pfleiderers. Was seit den Zeiten der Frührenaissance bis zur Gegenwart in Italien, Deutschland, den Niederlanden die Meister

Die Aussetzung Mesis. Von Pfannschmidt.

Aus: Rudolf Pfleiderer, „Die Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst".
Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.

christlicher Kunst, ein Masaccio, Michel Angelo, Rafael, Fra Bartolomeo, Sarto, Schongauer, Dürer, Holbein, Rembrandt, Lucas van Leyden, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr, Pfannschmidt u. A. geschaffen, ist hier in einer Auswahl vereinigt, die das umfassende kunsthistorische Wissen und den künstlerischen Tact des Herausgebers in helles Licht stellt. Auch ältere Bilderbibeln, so die Weigel'sche Bibel von 1695, die Amster-

damer aus dem Jahre 1700 und die Oxforder Bibel von 1717, die deutschen Lutherbibeln des 16. Jahrhunderts sind zur Ergänzung herangezogen worden. Die beigefügten lehrreichen „kunstgeschichtlichen Uebersichten" geben einen Ueberblick über den Reichthum des hier — oft mit vieler Mühe — zusammengebrachten Materials, unter dem sich mancher bisher ungehoben gebliebene Schatz befindet.

Daß die neuesten naturalistischen Vertreter religiöser Malerei, als deren Häupter Uhde und Liebermann angesehen werden, unberücksichtigt geblieben sind, wird selbst derjenige dem Herausgeber nicht verübeln, der die Abneigung des Letzteren gegen die moderne Richtung nicht theilt und manche Schöpfung derselben aufrichtig zu bewundern vermag. Der Herausgeber durfte mit Recht den Standpunkt festhalten, daß nur das zulässig sei, was der allgemeinen Anerkennung vom künstlerischen und religiösen Empfinden aus sicher, und daß das noch im Streite des Tages Stehende für jetzt fernzuhalten sei. —

Auch rein belehrende Illustrationen fehlen nicht: Trachtenbilder (Hoherpriester), Ansichten von Gebäuden (Salomonischer Tempel, mit Durchschnitt und Grundriß, Tempel Ezechiels), von Geräthen und Oertlichkeiten (Ansicht aus dem Sinai-Gebirge); auch einzelne Karten und Pläne (Karte des Zuges der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan, Palästina zur Königszeit, Jerusalem) u. s. w. sind beigegeben. Besondere Schwierigkeit hat — wie ersichtlich und wie begreiflich — die Illustrirung der lyrischen und didaktischen Partien, der Lehrbücher und Propheten gemacht; es ist natürlich, daß hier das Material an Fülle und Reichthum hinter dem sonst Gebotenen zurücksteht; der Einsichtige wird deshalb doch das hier Erreichte in seinem Werthe zu würdigen wissen. —

Salomo baut Städte.
Aus: Rudolf Pfleiderer, „Die Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst".
Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.

Für die Reproduction — die stets nach den Originalen vorgenommen wurde — ist zumeist der von Brend'amour u. Co. ausgeführte Holzschnitt — in geringem Grade nur die Phototypie und Zinkographie — in Anwendung gekommen, was vom künstlerischen Gesichtspunkte aus freudig anzuerkennen ist.

Der Text ist in der von der Eisenacher Conferenz für Deutschland revidirten Lutherübersetzung gegeben, der hier und da erläuternde Bemerkungen sowie sorgfältig ausgewählte Parallelstellen, die den Textsinn erklären, beigefügt sind. Der Druck ist in einer Schrift und Größe gehalten, die ihn auch für schwache Augen lesbar machen. —

Das Werk, das ursprünglich auf 100 Lieferungen à 0,50 Mk. berechnet war und diese Zahl um etwa 15 überschreiten wird, liegt bis auf wenige Hefte abgeschlossen vor. Der Herausgeber, der nach jahrelanger, an manchen Schwierigkeiten und Hindernissen reichen Arbeit das Unternehmen zu so rühmlichem Ende geführt hat, sowie die Verlagshandlung, die das Wagniß eines so umfassenden, opferheischenden Unternehmens willig

Hiobs neuer Glücksstand.
Aus: Rudolf Pfleiderer, „Die Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst“, Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.

auf sich genommen, dürfen auf das Verdienst Anspruch machen, die zur Zeit würdigste, schönste Bilderbibel, kurz gesagt: die illustrirte deutsche Hausbibel geschaffen zu haben. Die Freunde christlicher Kunst und des Weiteren die christliche Kirche sind ihnen für diese That zu warmem Dank verpflichtet, der in möglichst weiter Verbreitung des Werkes zum Ausdruck kommen möge. — l —

Grundloser Optimismus.

Täuschungen und Enttäuschungen zu erfahren, das ist Menschenloos, war es und wird es für alle Zeiten bleiben. Niemand macht sich mehr auf Illusionen, auf Trug und Schein gefaßt, als die Philosophen, die Alles und Jedes, ja sogar die ganze Wirklichkeit selbst als Täuschung und Sinnentrug bezeichnen. Mögen sie aber in ihren Meinungen und Urtheilen noch so skeptisch und pessimistisch scheinen, in ihren Gefühlen, in ihrem Selbstgefühl bleiben sie doch unverbesserliche Optimisten, da sie stets hoffen, ihre Gedanken würden als wahre und gute anerkannt werden.

Unter den vielen Täuschungen, auf welche Philosophen sich und Andere gefaßt machen, dürfte wohl ein jüngst erschienenes Buch von Hieronymus Lorm, das sich „Der Grundlose Optimismus“ (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft, Geschäftsleiter M. Breitenstein) benennt, eine der angenehmsten bilden. Denn wiewohl sein Titel uns das Unangenehmste, die Grundlosigkeit des Optimismus, zu verheißen scheint,

lehrt das Werk selbst dennoch das Gute, den Glauben an das Gute. Der Weg, den diese Betrachtungen nehmen, ist ein eigenthümlicher, aber es verlohnt sich für Jeden, dessen Gedanken manchmal einen anderen Pfad einschlagen als seine Gefühle, und das ist wohl bei fast jedem Gebildeten der Fall, diesen Weg der Betrachtungen zu gehen, sich in ihnen zu ergehen.

Der Trieb, das Gute zu wollen, das heißt für sich haben zu wollen, ist uns Menschen eingepflanzt von Uranbeginn, „a priori“ philosophisch ausgedrückt. Aber mit diesem Triebe, diesem Wollen allein begnügt sich das menschliche Herz nicht, muß es doch nur zu oft die traurige Erfahrung machen (also „a posteriori“ wahrnehmen), wie sehr sein Hoffen und Verlangen getäuscht wird. Und dennoch klammert es sich krampfhaft immer auf's Neue an das Verlangen, daß ihm das, was ihm gut dünkt, irgendwie, irgendwo oder irgendwann denn doch zu Theil werden möchte. Diese Bestätigung und Bekräftigung seines Wollens sucht der Mensch im Wissenwollen, das heißt im Meinen und Glauben. Aber auch umgekehrt glauben und meinen jene, die nie das Gute errungen haben, nur zu leicht, daß das Gute nie und nirgends existire. Keiner hat so sehr dieser Meinung, diesem Unglauben Ausdruck gegeben, als der Shakespeare'sche Hamlet:

„Denn wer ertrüge wohl der Zeiten Spott,
Des Mächtigen Druck, des Stolzen Uebermuth,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist?“ . . .

Doch nicht nur einzelne Personen verallgemeinern in dieser Art ihre subjectiven Gefühle und Erfahrungen zu Welt- und Lebensprincipien. „Die heißen geistigen Kämpfe, an denen unsere Zeit so überreich ist, und selbst die Lebensanschauungen der Gesellschaft, des geselligen wie des gesellschaftlichen Verkehres, werden heutzutage nicht weniger wie die verschiedenen persönlichen Erfahrungen des Einzelnen auf Urtheile über die Beschaffenheit der Welt gestützt.

Der Glaube an das Gute hat, wie so manch anderer Glaube auch, ob er nun begründet war oder nicht, eine Zahl von Glaubenssätzen, „Postulaten,“ gezeitigt und solche vorzeitig vorweggenommenen Postulate, als Dogmen ausgegeben, bilden ja das Wesen einer Glaubenslehre. Trotzdem nun, wie selbst der Volksmund sagt, „Glauben nichts wissen“ heißt, gingen manche Denker in ihren Glaubenslehren und Lehrmeinungen so weit, das Gute nicht blos als einzelne Lebenserscheinung, sondern direct als Wesen, Zweck- und Grunderscheinung der ganzen Welt hinzustellen. Den directen Gegensatz zu einer solchen der besten Welten und deren prästabilirter Harmonie, wie sie Leibnitz erklärt, bildet der Pessimist par excellence, Schopenhauer, der nicht nur wissen will, daß diese Welt totaliter schlecht sei, sondern daß unser eigener Wille selbst schlecht sei, und daß es sonach das Beste, das heißt, das Kleinste aller Uebel wäre, diesen Willen selbst zu verneinen.

Beide Ansichten machen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. „Wissenschaft aber schließt Gewißheit in sich. So lange ein Gegenstand völlig verschiedene oder sogar entgegengesetzte Urtheile zuläßt, ist er noch nicht wissenschaftlich erkannt worden. Nur dort, wo kein anderes Urtheil möglich ist, als ein einmüthiges, feststehendes, welches mit Nothwendigkeit von jedem menschlichen Verstande eingesehen werden muß, ist Gewißheit und damit wissenschaftliche, begründete Erkenntniß,“ sagt Lorm.

Von diesem ebenso einfachen als schlagend richtigen Erkenntnißgrundsatz geht Lorms Buch aus, um wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Lehren und Urtheilen an den Leib zu rücken, ihre Begründung oder ihre Grundlosigkeit zu prüfen und daraus dann selbst apodiktische, wissenschaftliche Erkenntnisse zu schöpfen. „Nicht das Temperament, nicht das Gefühl, nicht die zufällige und persönliche Erfahrung dürfen eine Lehre begründen, das ist blos Meinen, Glauben, aber nicht Wissen; Meinungen sind aber ein beständiger Kampf ohne endlichen Sieg.“

Im Gange solcher Untersuchungen unterscheidet Lorm auf's Genaueste den Optimismus wie den Pessimismus als unwissenschaftliches Urtheil vom wissenschaftlichen Pessimismus. Mit diesen unwissenschaftlichen Urtheilen wird Lorm leicht fertig; er zeigt nämlich, daß bei einer Lehre, welche die untrennbare Verbindung vom Dasein und Elend, also geradezu die Ausnahmslosigkeit des mit dem Leben verknüpften nothwendigen allgemeinen Elends predigt, eine einzige der ohnehin nicht seltenen Ausnahmen die

ganze Lehre aufhebt. „Ein solcher Pessimismus scheitert an dem Mangel einer Erkenntniß, eines Wissens von der intellectuellen Nothwendigkeit des Elends im Gange des menschlichen wie des menschheitlichen Daseins. Diese Weltanschauung stellt sich blos als eine Veränderung der Bezeichnung für Temperamente dar, und so schrumpft sie, statt eine Weltfrage vorstellen zu können, auf die triviale Frage des täglichen Verkehrs zusammen: „Wie geht's?"

Weit verbreiteter als der unwissenschaftliche Pessimismus ist, wie wenig man es auch glauben sollte, der unwissenschaftliche, der Meinungs-Optimismus; denn dieser ist und behauptet sich stets als das wahre Bedürfniß der menschlichen Natur: „Hoffen ist gewissermaßen das Athemholen des Gemüthes." Und so giebt Lorm die Berechtigung eines optimistischen Lebensgefühles, nicht aber die Erhebung desselben zu einem Weltwissen zu. Während die modische Lehre vom Elend des Daseins überhaupt mit keiner Moral aufwarten kann, besitzt der Meinungsoptimismus doch eine Pseudomoral. Lorm selbst unterscheidet zwei Arten von Glück: das des Müßigganges und das der Arbeit. „Wer das Glück der Arbeit kennt, der drängenden Arbeit, die keinen Aufschub zuläßt, die uns früh Morgens weckt und Abends müde zu Bette legt, der weiß erst, wie wunderschön das Leben ist. Aber auch hier findet die pure Verwechselung des Ichs mit einem Weltprincip statt. Und so viele Wahrheit und zugleich Unwahrheit liegt im Meinungsoptimismus wie in den Sätzen: „Ich habe Ursache, mich zu freuen, und folglich ist die Welt schön; ich komme vollkommen gesättigt vom Tische, und folglich begreife ich nicht, wie die Leute Hunger haben können." „Der menschlichen Selbstsucht liegt es nahe, das eigene Schicksal oder Befinden zum Maßstabe für das Urtheil über die Beschaffenheit der Welt zu machen. Da erwacht dann die Sehnsucht nach dem Wissen, und unter tausend Menschen aus den gebildeten Kreisen giebt es immer wenigstens einen, den seine Naturanlage und zugleich sein persönliches Schicksal dazu veranlaßten, die menschliche Existenz mit Ernst in's Auge zu fassen.

Nachdem eine solche aber die religiösen Dogmen im Stiche gelassen haben, und er auch in den Systemen der Philosophen keine Aufklärung gefunden hat, so entsteht in ihm mit dem Zweifel an der Wahrheit dieser Meinungen dieselbe Unbefriedigung wie mit dem Zweifel an der Wahrheit der biblischen Offenbarungen. Die Wahrheit aber muß gleichbedeutend sein mit einem Wissen und folglich Gewißheit haben, denn nur Gewißheit ist Wissenschaft."

Diesen Weg von der bloßen Erfahrung zur unumstößlichen Erkenntniß hat nach Lorm der Pessimismus gefunden, und zwar ist es Immanuel Kant, dessen „wunderbare Entdeckungen denselben zum ersten Male erschlossen haben."

Der objective Kern dieses wissenschaftlichen Pessimismus hat mit Glück und Unglück Nichts zu thun. Er ist ein logisches Werthurtheil, Logik aber ist Wissenschaft. Von dem logischen Urtheil kann ein Ding wie das Dasein, dessen Grund und Zweck man nicht einsehen kann und nach Kant niemals einsehen wird, keinen oder nur einen schlechten Werth haben, also nur pessimistisch anzusehen seien.

Die subjective Wirkung besteht darin, daß diese logische Wahrheit als Unglück empfunden wird, weil Trübseligkeit, Feindschaft, Streit und selbst materielle Katastrophen aus der Unerkennbarkeit hervorgehen. Die subjective Wirkung dieser Zwecklosigkeit ist nach Lorm ein Schauder, wie ihn die plötzliche unerwartete Begegnung mit einer Leiche hervorruft. „Bei diesem Gedanken thut sich eines der eleusinischen Geheimnisse auf, welches den wahren Stimmschlüssel zum Pessimismus, zur Verzweifelung an der Welt liefert. Dieses Medusenantlitz der Zwecklosigkeit hat Kant mit den unbarmherzigsten Hammerschlägen seiner transscendentalen Logik und Aesthetik aus diesem Erdenstoffe herausgemeißelt."

In solch erschütternden Tönen schildert Lorm das ihn selbst so stark beherrschende pessimistische Gefühl, gleich Faust:

„Und seh', daß wir Nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen." —

Bis zu dieser bitteren Betrachtung haben den Verfasser seine Untersuchungen geführt. Mit unerbittlichster Schärfe hat er als grausamster Anatom des Geistes alle menschlichen subjectiven Einzelvorurtheile, sowie die generalisirenden Vorurtheile und Meinungsfälschungen philosophischer Systeme bloßgelegt.

An dieser Stelle jedoch, wo der Pessimismus und mit ihm die Welterkenntniß ihr Ende und ihre Grenze findet, beginnt bei unserem Autor auch das Reich der Lebens-

freude, des Optimismus, nicht aber eines solchen, der sich als Aufgabe gesetzt, die Welt zu erklären und zu erkennen, sondern eines Optimismus, der ganz außerhalb des Denkens liegt, im Reiche des Gemüthes. Das Gesetz der Causalität kann der Verstand nie und nimmer durchbrechen, niemals eine einzige Ausnahme desselben constatiren und begreifen; das Gemüth aber fragt nicht nach der Causalität, darum ist die ewige Forderung, der unableugbare und unwiderlegbare Optimismus unserer Natur grundlos inhaltslos, „außercausal," aber eben doch existirend. Daß wir die Endlichkeit als die Grenze des Erkennens wissen, daß wir die Endlichkeit nicht selbst schon als die Unendlichkeit auffassen müssen, wie es der Fall wäre, wenn wir kein Bewußtsein von der Grenze hätten, — dies gewährt den unschätzbaren und einzigen Segen der Menschheit, ihr in Gestalt der reinen Vernunft mit auf den Erdenweg gegeben. Mitten in der Unseligkeit des subjectiven Kerkers, der unser Erkennen von der objectiven Wahrheit abtrennt, empfinden wir als Seligkeit, daß wir uns blos in einem Kerker wissen, daß also, wenn auch blos als Sehnsucht, der Endlichkeit die Unendlichkeit gegenübersteht. Diesem Fühlen gänzlich hingegeben, brauchen wir nur das sinnliche Empfinden, die verstandesmäßig construirte Erfahrungswelt in ihrem Werthe für uns herabzusetzen, und wir leben im Gefühle der Unendlichkeit, in der unbedingten Freiheit, die unserem Erkennen versagt ist, von der wir nur die negative Bezeichnung des Unendlichen zur Verfügung haben, die aber positiv unserem Gemüthe innewohnt.

Lorm sagt: „Im Menschen ist die Natur mit sich selbst zerfallen; in ihrer Thätigkeit ausschließlich Verstand oder Causalität, löst sich ein für das Erkennen unbrauchbarer Theil als Vernunftidee von ihr los. In dieser Idee liegt der Friede, welcher sich von der Causalität der Natur nicht mehr anfechten läßt, sie gänzlich verwirft, auf Erden schon die Ewigkeit erfaßt und folglich die irdische Unseligkeit in eine unaussprechliche, weil immer nur empfundene Seligkeit verwandelt. Da diese wort- und begriffslose Seligkeit von der Causalität freigeworden ist, so hat sie auch keine rationalen Gründe für ihr Bestehen: sie ist ein grundloser Optimismus.

Die Grenze des Erkennens ist auch die Grenze des Pessimismus, und die Empfindung dieser Grenze schließt einen grundlosen Optimismus mit ein."

Auf dem Boden eines solchen willensfreien, unbegründeten Optimismus entwickelt Lorm eine praktische Ethik und Aesthetik: Die äußerliche Bethätigung einer im Innern ruhenden Unerkennbarkeit.

Nicht als eine systematisch metaphysische Weltanschauung und Erklärung giebt sich Lorms Buch, sondern blos als eine Lebensauffassung; dieselbe aber wird von jedem Denkenden getheilt werden; möchte er auch selbst eine völlig entgegengesetzte Lehre und Meinung predigen. Mag auch nicht Jeder den Schmerz', den Lorm über die Unerkennbarkeit der Dinge empfindet, theilen, selbst dem Glücklichsten, oder besser dem, der sich dafür hält, kommen Stunden, wo er die Zwecklosigkeit und Trostlosigkeit des Daseins bitter genug fühlt, und dann . . .

Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Besserung.

So lang er fehlt und wenn er denkt, so muß er sich resignirend sagen:

„Kühne Seglerin, Phantasie
Wirf ein muthloses Anker hie!"

An diese beiden Verse Schillers mahnen uns die Lorm'schen Betrachtungen, und unwillkürlich drängt sich uns ein Vergleich dieser beiden Dichter auf. Denn auch Lorm ist von Haus aus Dichter, und das liest man aus seinem Werke heraus, wie gründlich und kritisch seine Philosophie auch ist. Beide Dichter sind von Kant in hohem Grade beeinflußt, und gerade die Lorm'sche Kritik Kants ist eine Meisterleistung der historischen und erkenntnißtheoretischen Untersuchung . . .

Aber nicht in speculativen abstracten Sätzen stellt Lorm seine Gedanken dar, sondern in klarer, glatter Sprache voll plastischer Kraft, die eindringlich zu Geist und Gemüth spricht! Und nur ein Denker, der zugleich ein Dichter ist, konnte ein solches Buch schreiben, das wohl geeignet ist, jedem denkenden Gebildeten ein wahres Erbauungsbuch zu werden.

R. P.

Bibliographische Notizen.

Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studirende. Im Auftrage des preußischen Cultusministeriums bearbeitet von Dr. Friedrich Freiherrn Göler von Ravensburg. Berlin, Karl Duncker.

Die Frage: welchen Grundriß der Kunstgeschichte er empfehlen könne? tritt an den kunsthistorischen Fachmann oft genug heran und setzt ihn regelmäßig in eine gewisse Verlegenheit. Was von dilettirenden Schullehrerinnen zusammengeschrieben worden ist, kann nicht in Betracht kommen; Lübke, — der übrigens nicht ganz so schlimm ist als sein Ruf — bleibt wegen des Mangels an Ernst und Methode wenig empfehlenswerth, und auch Springers „Grundzüge" entsprechen nicht immer dem Bedürfnisse, da sie doch oft allzu merklich von dem zufällig vorhandenen Abbildungsmaterial der „kunsthistorischen Bilderbogen", welche sie ursprünglich als Textbuch begleiteten, beeinflußt sind. Die vorhandene Lücke füllt nun das vorliegende Buch insofern aus, als es „Studirenden", d. h. Allen, die wirklich Etwas von Kunstgeschichte lernen wollen, ein brauchbares Hilfsmittel an die Hand giebt. Es faßt in einem Octavbande von noch nicht 500 Seiten das ganze Gebiet der Kunstgeschichte von der ältesten orientalischen Kunst bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zusammen und weiß die historischen Entwicklungsvorgänge, die wesentlichen Daten und die hervorragendsten Kunstdenkmäler ebenso knapp wie klar zusammenzustellen und zu schildern. Auf eine überreichliche, von didaktischen Gesichtspunkten aus gestaltete Eintheilung ist mit Recht der Hauptwerth gelegt, wie denn auch das Buch aus Vorträgen des Verfassers an der Berliner Kunstschule hervorgegangen ist. — Auf Einzelheiten, die man zuweilen anders wünschen möchte, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Genug, das Buch kann als ein zuverlässiger und inhaltsreicher Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte Lehrern und Lehrerinnen bestens empfohlen werden.

M. S.

Württembergische Künstler in Lebensbildern. Von Dr. August Wintterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Deutsche Verlags-Anstalt.

Württemberg ist als Geburtsland einer ganzen Reihe hervorragender Dichter und Denker bekannt; daß es auch auf dem Gebiete der bildenden Künste sich seiner Söhne rühmen darf, erfährt Mancher wohl erst aus diesem Buche. Der um die Landesgeschichte bereits vielfach verdiente Stuttgarter Bibliothekar A. Wintterlin hat darin mit ebenso viel Fleiß wie Geschick die Lebensgeschichten von vierzig württembergischen Künstlern zusammengestellt, wie sie ihrer Mehrzahl nach von ihm für die Allgemeine Deutsche Biographie bearbeitet sind. Gehört auch kaum einer von diesen Künstlern zu den bahnbrechenden Meistern, so dürfen sie doch in der Kunstgeschichte nicht fehlen, und Namen, wie die der Maler Wächter, Schick, Gegenbaur, Neher, der Bildhauer Dannecker, Th. Wagner, Rau, der Architekten Mauch und Bins zählen immerhin zu den auch außerhalb ihres Heimatlandes allgemeiner bekannten. Also wird man dem Verfasser für seine mit Liebe und Frische geschriebenen Lebensbilder, die von einer großen Anzahl guter Portraits begleitet sind, aufrichtig Dank wissen.

M. S.

Sommer. Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung, Hermann Lukaschik.

Weigand ist bereits durch seine gesammelten Essays als feinsinniger Psycholog und Aesthetiker bekannt. Er versuchte sich auch mit Glück als Romanschreiber und Dramatiker. Das vorliegende lyrische Buch zeigt ihn als vornehmen Künstler. Schon der Titel „Sommer" deutet die Reife der hier gebotenen Früchte an. Seine Gedichte sind keine leidenschaftlichen Ausbrüche jugendlicher Lenzstürme, sondern athmen den warmen wohlthuenden Hauch beschaulicher Stille. Sie regen unser Herz nicht auf wie Nachtigallenschlag, sie besänftigen es wie nach heißem Tage ferner Wachtelruf. Der Dichter schildert diese Stimmung treffend mit den Worten: „Nun wich das bange Ueberborden der sinnenden Entsagungsruh. Die Brust ist klar und still geworden, und reinen Blickes schau' ich zu." Der Hang zur Träumerei überwiegt in ihm den Drang nach Erlebnissen. Aber tritt auch die lebendige Gestaltungskraft zuweilen hinter der Reflexion zurück, so läßt doch das Buch fast auf jeder Seite den echten Dichter erkennen. Gedichte wie: Sommergarten, Hochsommernacht, Mittags-

raft, Im Gras, Fäden, Dämmerung, Gesicht, Das unheimliche Lachen, Die Muse und der Tod, Im Dome der heiligen Gudula in Brüssel, Siegeslied, Beichte, Im Tingeltangel, Im Louvre, Im alten Pavillon, Die Hand u. a. erheben sich hoch über die gewöhnliche Alltagslyrik.

N.

Unter dem Titel „**Die Aula**“ erscheint im Verlage von R. W. Bobach in München ein Wochenblatt „für die akademische Welt“, welches der durch den wissenschaftlichen Specialismus eingetretenen Entfremdung zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen und ihren Vertretern entgegenzuwirken und die Erkenntniß der Einheit der Wissenschaft zu fördern bestimmt ist. Die „Aula“ will somit ein die Natur- und Geisteswissenschaften gleichzeitig umfassendes Organ sein, das über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und über die Strömungen im Kunstleben durch geeignete Abhandlungen orientirt. Die erste Nummer der „Aula“ bringt an ihrer Spitze einen nachgelassenen Aufsatz von Moriz Carriere: „Die Einheit des Geistes“ und die Abhandlungen: „Das römische und das deutsche Recht“ von J. Kohler, „Budhismus und Christenthum, worin sie sich gleichen und unterscheiden“ von E. Hardy; „Chemische Betrachtungen“ von W. Ostwald und „die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik.“

Als sonstige Mitarbeiter werden u. A. genannt: J. Rehmke-Greifswald, O. Hartwig-Berlin, L. Gegenbauer-Wien, E. Wolff-Kiel, C. Bezold-Heidelberg, H. Riemann-Wiesbaden, A. Schäffle-Stuttgart, W. Förster-Berlin, R. Kleinpaul-Leipzig, H. Kretzschmar-Leipzig.

—1—

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alldeutschlands Huldigungsgruss an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck. Eine Festkarte. Berlin, R. Otte.

Belmonte, C., Mozart-Novellen. Mit einem Vorwort von G. Karpeles. Berlin, H. Schildberger.

Beyrich, K., Das System der Uebergewalt oder das analytische synthetische Princip der Natur. Mit 7 Figuren. Berlin, R. Oppenheim.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 835—847. Halle, Otto Hendel.

Bilder aus Littauen. Photograph. Momentaufnahmen. Tilsit, R. Minzloff.

Blum, Dr. Hans, Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. 4. Band. 1867—1871. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bodnar, S., Ueber den Bankerott der Wissenschaften. Budapest, Eggenberger'sche Buchhandlung.

Brandes, Georg, Menschen und Werke. Essays. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten und Loening.

Brockhaus, Dr. Heinrich, Unsere heutige Baukunst. Antrittsvorlesung, gehalten am 9. Februar 1895. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Dreizehnter Band. Perugia — Rudersport. Mit 64 Tafeln, darunter 14 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne, und 167 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.

Bunge, R., Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Histor. Dichtung. Berlin, K. Siegismund.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. v. K. Schneidt. II. Jahrg. Nr. 23. (März 1895.) Berlin, H. Storm.

Die praktische Küche. Monatsschrift für das deutsche Haus. Herausg. von Johanna von Sydow. I. Jahrg. Heft 1 (März 1895). Berlin, Max Pasch.

Dreissig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von * * *. II. Band 1868 bis 1873. Wien. A. Hölder.

Ernst, A. W., Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg, C. Kloss.

Frauengruber, H., Neue Gedichte in steirischer Mundart. Wien, A. Hartleben.

Fritz, S., Voran die Liebe! Kleine Geschichten. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Jeremias Gotthelf's Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Ausgabe nach dem Originaltext herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister und einem Vorworte von Bundesrath Dr. K. Schenk, reich illustrirt von A. Anker, H. Bachmann, W. Vigier. Lieferung 1—5. München, Carl Rupprechts Verlag.

Hansson, O., Young Ofeg's Ditties. Translated from the Swedish by George Egerton. London, John Lahne.

Hildeck, Leo, Feuersäule. Die Geschichte eines schlechten Menschen. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Hume's, David, Traktat über die menschliche Natur. I. Theil. Ueber den Verstand. Uebers. v. E. Köttgen. Hamburg u. Leipzig, L. Voss.

Jensen, Wilhelm, Die Katze. Roman. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Julio, P., Rettet Euch! Roman in zwei Bänden. Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt.

Keller, Dr. Conrad, Das Leben des Meeres. Mit botanischen Beiträgen von Prof. C. Cramer u. Prof. Hans Schinz. Mit Illustr. Liefg. 11 bis 13. Leipzig, T. O. Weigel's Nachfolger.

Knackfuss, H., Rubens. Mit 99 Abbild. von Gemälden und Handzeichnungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kühns, C., Harte Köpfe. Roman. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Laverrenz, V., Deutsche Novellen. Erzählungen aus germanischer Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Le Monde Moderne. Revue mensuelle illustrée 1895. Février—Avril. Paris, A. Quantin.

Meyers Reisebücher. Palästina und Syrien. Dritte Auflage. Mit 8 Karten und 13 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

— Aegypten. Unter- und Ober-Aegypten bis zum zweiten Katarakt. 3. Auflage. Mit 10 Karten, 19 Plänen und Grundrissen, 43 Textbildern. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Müllner, L., Litteratur- und kunstkritische Studien. Beiträge zur Aesthetik der Dichtkunst und Malerei. Wien, W. Braumüller.

Muret, encyclop. Wörterbuch der englischen u. deutschen Sprache. Lieferung 15. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Neumayr, Prof. Dr. Melchior. Erdgeschichte. Zweite Auflage, neubearbeitet von Professor Dr. Viktor Uhlig. Erster Band. Allgemeine Geologie. Mit 378 Abbildungen im Text, 12 Farbendruck- und 6 Holzschnitttafeln, sowie 2 Karten. von F. Dotzauer, E. Heyn, O. Peters, K. Poschinger E. von Ransonnet, A. Swoboda u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Nissel, Franz, Dramatische Werke. Zweite Folge. Inhalt: Die Jakobiten. Der Königsrichter. Dido. Die Zauberin am Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Oechelhäuser, Wilh., Einführungen in Shakespeare's Bühnendramen und Charakteristik sämmtlicher Rollen. Dritte umgearbeitete Auflage. Minden, J. C. C. Bruns.

Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. No. 5—6. Königsberg, Braun und Weber.

Pfungst, A., Laskaris. Eine Dichtung. Erster Theil: Laskaris' Jugend. Zweite durchges. Auflage. Leipzig, W. Friedrich.

Poschinger, H. v., Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche u. Interviews. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Pröll, K., Volkskatechismus für den Allgem. deutschen Schulverein zum Schutze des Deutschthums im Auslande. 2. Aufl. Berlin, P. Stankiewicz' Buchdruckerei.

— Welt-National. Eine Gewissenserweckung für deutsche Männer. 3. Aufl. Berlin, P. Stankiewicz' Buchdruckerei.

Ratzel, Prof. Dr. Friedrich. Völkerkunde. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band. Mit 513 Abbild. im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitttafeln, sowie 4 Karten von Rich. Buchta, Dr. F. Etzold, Theod. Grätz, Ernst Heyn, Hans Kaufmann, Wilh. Kunert, Gust. Mützel, Prof. Pechuel-Loesche, Richard Püttner, Cajetan Schweitzer, Olof Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut.

Reichard, Mea, Reiche Töchter. Roman. Berlin, Freund und Jeckel.

Riotor, L., Les Raisons de Pascalin. 6—7. Paris, Edition du Mercure de France.

Schmidt, C., Faust ein Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse des Goethe-schen Faust. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Schröder, C., Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen 1845—1894. Mit Portr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schweitzer, Georg, Streifzüge durch Russland und über die persische Grenze. Berlin, Karl Siegismund.

Seeck, Otto, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Erster Band und Anhang dazu. Berlin, Siemenroth & Worms.

Solina, Maria, Der Roman einer Träumerin. Dresden, E. Pierson.

Spamers illustrirte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtung d. Culturgeschichte unter Mitwirkung andrer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. K. Sturmhoefel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbild. nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band VIII. Geschichte der Neuesten Zeit. I. Theil: Von der Französischen Revolution von 1789 bis zum Höhepunkt der Napoleonischen Macht. Von Prof. Dr. B. Volz. In dritter Auflage bearbeitet v. Dr. Konrad Sturmhoefel. Mit 276 Text-Abbildungen und 28 Beilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.

Thalen, R., Des Altares Säulen. Eine Dichtung. Berlin, L. Simion.

Treu, M., Alpenstrauss. Festgabe für erwachsene Mädchen. Dresden, E. Pierson.

Ulrich, Franz, Carmina Varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder. In's Lateinische übertragen. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Vorster, Julius, Fürst Bismarck, ein Freund des deutschen Arbeiters. Auszüge aus seinen Reden. Köln, J. G. Schmitz'sche Buchhandl.

Wallace, Lewis, Der Prinz von Indien oder der Fall von Constantinopel. Nach dem Englischen herausg. von Dr. E. Albert Witte. Zwei Bände. Freiburg i./B., Friedr. Ernst Fehsenfeld.

Weise, Prof. Dr. O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner.

Winchenbach, R., Hifthornklänge. Zweite verm. Auflage. Blasewitz-Dresden, P. Wolff.

Wychgram, J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit Illustrationen. Lieferung 5—8. Leipzig, Velhagen und Klasing.

Wothe, A., Sonnenfunken. Novellen und Skizzen für die Frauenwelt. Mit dem Bildniss der Verfasserin. Elberfeld, G. ten Winkel.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre u. verwandte psychologische Forschungen. Jahrg. III. Januar 1895. Heft 4. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 73. — Heft 219.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1895.

19. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juni 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Franz Stuck.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Franz Stuck

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIII. Band. — Juni 1895. — Heft 219.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz Stuck.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXIII (April bis Juni 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Die Befreierin.

Novelle.

Von

Bianca Bobertag.

— Breslau. —

I.

Von Südosten her wehte eine leichte Brise und zerstreute das Gewölk, das, im Westen grau und schwer, im Osten weißflockig, opalfarben, noch reichlich am Himmel stand. Es hatte vor Kurzem gewittert, noch hörte man es in der Ferne da und dort leise grollen von verhallendem Donner, und noch war das Meer aufgeregt. Große, wildschäumende Wellen flutheten heran, brachen sich am Strande und fielen sich überschlagend zurück wie zurückgedrängte Feinde. Andere rannen über den Sand dahin, dorthin, wie suchend, und wurden dann plötzlich von größeren Wellen erfaßt und wieder mitgenommen. Silbern und goldig glitzerten die hohen Kämme und der sprühende Gischt, den sie über sich warfen, dunkel die tiefgehöhlten Wellenthäler, aber die breiten, sich aufbäumenden Fluthen leuchteten grün. Moosgrün, bläulich-, braun-, und schwarzgrün, flaschengrün, resedafarben, grün wie junge Saatfelder, silberiggrün wie noch nicht blühender Flachs oder beglänzte Weidenblätter, röthlich wie reife grüne Weinbeeren und ganz braun, goldigbraun, schwarzbraun und dann wieder dunkelblaugrün wie tiefschattiges Tannendickicht — tausend Grüne — und alle durcheinandergeschmolzen wie Limousiner Emaillen — und alle leuchtend und glitzernd sich überstürzend in braunrothe Finsterniß.

Und dazu das unendliche Gebraus! diese jauchzenden Ewigkeitshymnen, Urhymnen, ein tosend Riesenconcert von Meerflöten, Meergeigen, Bombardons und Pauken, Hoboen und Fagotten und hunderttausend Posaunen — und drüberhin, sanftschwellend wie nur leise mitklingende Obertöne, der Gesang der Meerfrauen.

Wie sie herankommen, ganz von fern her, die Wunderschönen! Mit angefaßten Händen kommen sie, näher und näher, ihre weißen Arme leuchtend und ihre weißen Leiber, und leuchtend tauchen sie auf und nieder, und es leuchten ihre Haare, lange, goldene, grüngoldene und röthlichgoldene Haare, die auf den Wellen fließen wie strömende Lichtstrahlen. Wenn sie sich aber dem Strande nähern, oder wenn die großen rasenden Seeungeheuer herankommen, die ihre Rachen aufreißen mit Gebrüll und das Meer mit ihren Tatzen schlagen, daß es haushoch spritzt und von ihren Flossen ein Funkenregen von goldenen Wassertropfen sprüht, tauchen die Erschrockenen blitzschnell unter in die Tiefe des endlosen glitzernden Gewoges und verschwinden mit jauchzendem Gekicher.

Und so immerfort, immerfort und immerfort. —

Das war das Meer

Am Ufer standen zwei Männer und beobachteten den Tumult mit Blicken, die bald weit, weit hinausschweiften, bald sich in das Nahe, Vielfarbige, Purpurgrüne verloren, mit Blicken, in denen selbst etwas Leuchtendes und Starkes lag, etwas von den Blicken eines Thierbändigers, der die Bestien zu seinen Füßen bezwingt und sich doch an ihrer Kraft und wilden Schönheit berauscht: mit entzückten und doch Alles erfassenden, Alles bändigenden Malerblicken.

Der Eine von ihnen war ein kleiner untersetzter Mann in kurzem Sommerüberrock mit steifem Filzhut, ein Fünfziger, der im ersten Moment wie ein wohlhabender Handwerker oder Dorfschullehrer aussah und erst im zweiten wie ein bedeutender Mann, er hatte die Arme untergeschlagen, die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und stand übrigens ganz unbeweglich. Der Andere, größer, jünger, etwa Mitte der Dreißiger, mit langkragigem grauen Mantel und Schlapphut, hielt die Hände in die Hüften gestemmt, und über seine Lippen kam manchmal ein zischender Ton, was zweifellos ein Ausdruck des Wohlgefallens war, den das Spiel der Wellen in ihm erregte; manchmal auch trat er, mit dem rechten Fuße auf und ab klappend, ungeduldig den Sand, wie lebhafte Menschen thun, wenn sie etwas packt. Er war ein stattlicher Mann über Mittelgröße, von gutem Gesichtsschnitt, mit tiefliegenden, geistreichen Augen, gerader Nase und kurzem braunen Vollbart und trug den Kopf ein bischen hoch. Er war nicht, was man einen schönen Mann nennt, aber er hatte ein ausdrucksvolles, anziehendes Gesicht trotz des etwas hochmüthigen, leise verächtlichen Zuges, das es besaß.

„Ja — das ist was!" brach der Kleinere endlich das Schweigen.

„Wird man es nächstes Jahr auf der Ausstellung haben?"

„Weiß nicht!"

„O gewiß wird man's haben."

Der Andere stieß ein kurzes Aeh! aus, von dem es unsicher blieb, ob es Unwillen oder Geringschätzung oder was sonst ausdrücken sollte.

„Na, ohne Grund leistet Ihnen doch die Natur das nicht, Verehrtester! Wird sich Eduard Gröber hierherstellen und all das Brimborium und die tausend Knalleffecte loslassen, wenn sie nicht von Ihnen gemalt sein will! Es ist ja auch weiter gar keine Rede: Sie haben einfach die moralische Verpflichtung zu dem Bilde. Abgemacht. Und schließlich müssen Sie ja sogar, von innen heraus, mein' ich."

„Sie wissen ganz gut, das das kein Mensch malen kann."

„Ein Mensch — nein. Aber Eduard Gröber — ja."

„Du lieber Gott! Woher denn dazu blos die Farben nehmen? Solche Farben sitzen ja auf keiner Palette, solche Farben giebt's ja überhaupt gar nicht! O ich werde mich hüten, daran zu gehen. Das ist schließlich die erste Kunstregel: fang nicht an, was du nicht durchführen kannst. Aber Sie denken, ich kann an keinem Tropfen Wasser vorübergehen, ohne gleich loszulegen, weil Sie an keiner Hexenverbrennung vorbeigehen können, ohne sie zu verewigen. Ja — Ihr mit Euerm bissel Menschenzeug habt's halt freilich leicht — aber das? — äh." Und wüthend drehte er dem Meere den Rücken.

Konrad Reinhart lachte.

„Doch jetzt mal 'raus mit dem letzten Zipfel Ihrer Kritik, Sie waren so schön im Zuge mit dem Loben — und grade als an's Schlechtmachen gehen soll, kommt die Sonne und läßt ihren ganzen Zauberspuk los! Aber jetzt, das ist so die richtige Stimmung, Einen zu hunzen. Also der Aufbau war vortrefflich, die Scenerie, glaub' ich, auch vortrefflich, die Henkersknechte grandios, die Rathsherren überwältigend, dito der fanatische Mönch, das alte Weib eines zweiten Autodafés werth. Auch die doppelte Beleuchtung — Abendsonne und Flammen — hatte Gnade vor Ihren Augen gefunden, na, und da war's alle."

„Großer Gott, soll ich bei Konrad Reinhart auch noch die Technik loben? Oder was von Fleischtönen fabeln, ich, der ich kaum ein leibliches Zweibein zusammenstreichen kann."

„Na, na, Ihre Fischerfamilie war sogar köstlich."

„Ah, bissel Seehundszeug. War für die Katze. Nun — gehen Sie — weiter lob' ich nicht, 's ist halt eben einfach ein großartiges Bild. Und wie das so Ihre Specialität ist: das Dramatische, die scharfe Concentrirung und dann wieder die Spiegelung des Vorganges in den Gemüthern des Chorus mit seinem Interesse an der Mittelpunktfigur —"

„Endlich! Auf die Mittelpunktfigur wart' ich ja doch blos!"

„Ja, und da ist es eben durchschlagend, daß Sie weder das unschuldig gemarterte Kind, noch die Zaubersalben fabricirende alte Vettel gewählt haben, sondern — na, wie Sie das nun eben gemacht haben: das Vollweib, die Verführerin und Verrätherin, die mitten in Schmerz und Todesangst — denn die Fußsohlen sind ihr entschieden schon leicht angesengt — noch das buhlerische Lächeln übrig hat, mit dem sie den blassen

jungen Rathsherrn um Mitleid fleht oder vielleicht das Einverständniß andeutet, in dem sie einst mit ihm gestanden, oder ihre Absicht, ihn im letzten Augenblick des Verkehrs mit der Hexe zu zeihen."

„Famos, famos!"

„Also hab' ich's getroffen! Und dazu der Hohn über dieses alberne Pack, und dann wieder das Weiche, das Ganzweibliche, das Sinnlichweibliche — ja zum Teufel! und Eins hab' ich doch auszusetzen."

„Aber darauf wart' ich doch blos! Das Gute wissen wir bekanntlich immer selber. Also — aber so sehen Sie doch — rasch — die Wolkenschatten auf dem nassen Blachfelde! wie ein von Riesenpflügen aufgerissenes, sonnenüberrieseltes Blachfeld, wahrhaftig! Warum hat das noch Keiner gemalt? He? so die dunkleren Partien auf dem hellen Meere? wahrhaftig das ist das Famoseste!"

Nun standen sie wieder eine Weile und studirten die Farben- und Lichtübergänge auf dem Wasser.

„Und nun — Eines hatten Sie doch auszusetzen."

„Ja, Liebster, können Sie denn zur Schockschwerenoth nicht von diesem Gesicht herunter! Es ist ja ein Gesicht, das sich variiren läßt, und Sie haben gezeigt, wie. Aber man kennt's nu halt einmal und möcht' mal auch was Andres sehn. So blos zur Abwechselung. Warum denn immer dieselben räthselhaften runden Augen — einmal dunkel, einmal hell, wie so Mittelfarbaugen sind — dieselbe niedrige Stirn, die kurze Nase und der weiche, volle, schwermüthige, etwas begehrliche Mund und die gelbliche Bläße? Hm — es giebt doch Frauenzimmer auf der Welt, Jössus, daß man das Weltmeer damit zuschütten könnte! obgleich ich mir das verbitten würde, sintemalen in der allgemeinen Ueberschwemmung dann die Marinen sehr im Preise heruntergehen würden."

Konrad Reichart, der die Brauen leicht zusammengezogen hatte, wie er that, wenn er ein wenig ungeduldig wurde, lächelte jetzt und sagte: „Frauenzimmer — o ja, weiß Gott, da ist kein Mangel dran — aber sie sind auch darnach! Und ein zweites Gesicht, aus dem sich so Alles machen ließe, wie eben doch aus diesem —"

„Nein, entschuldigen Sie: Alles nicht, denn das ist es eben: Sie machen draus, wozu sich's eignet, und bannen sich damit selbst an diese Hexen und Nixen, an die gleißenden Verrätherinnen, an das weibliche Uebersinnlich-Sinnliche. Warten Sie mal. Zuerst — brachten Sie 's in der Sphinx, und alle Welt war frappirt, hypnotisirt, ekstasirt. Die richtigste, echteste Sphinx, die es jemals gegeben! Nun, es ist nicht nöthig, zu wiederholen, daß das Bild Sie berühmt gemacht. Mir hat übrigens die Wüste an sich ebenso gut gefallen wie die Räthseldame, so das bleiern-einförmig Gelbe."

„Ja, das war das Leben."

„Ah so, das war symbolisch! Na, das merkte kein Pferd."

„Nein, blos die Kameele." —

„Ja so. — Und dann hatten Sie die Meerfei, mit der Sie mir so unverfroren in's Wasser titschen, in mein Wasser. Nun — ich hab Sie ehrlich bewundert drum, und grade um das Wasser, und das göttliche Fischweib drin machte sich vorzüglich; so das lockend Wollüstige in den Augen und die Tücke in den Mundwinkeln. Vorzüglich. Wer hat's?"

„Ein Graf Wittstein."

„Aha! — Dann brachten Sie das brennende Troja. Ich muß gestehen, daß mir das Bild nicht so recht einwollte, die Nacht war mir ein bissel zu dunkel, das Feuer ein bissel zu gelb und die Olympischen ein bissel zu unolympisch."

„Donnerwetter!"

„Das heißt: der trauernde Eros, der die Geschichte verschuldet und jetzt schwermüthig das Resultat der bedauerlichen Thätigkeit betrachtet, zu der ihn seine Frau Mutter angestiftet — nein, der Eros hat mir eigentlich hervorragend imponirt. Und das triumphirende Lächeln der Mama, mit dem sie der Balgerei und Brennerei da unten zu- und ihr Söhnchen Anchises gerettet sieht, das gute, uralt gewordene Söhnchen — das war an sich auch nicht übel."

„Aber?"

„Aber — Sphinx und Fischdame zugleich, wie sie da auf den Wolken hingelagert sich rekelt — war mir die Venus doch zu wenig olympisch, zu reflectirt, zu gebildet, zu wenig schlechthin daseinsfroh — und das Gesicht zu unklassisch."

„Hm. So — so ganz unrecht haben Sie gar nicht einmal."

„Nun nein. Uebrigens: Furore hat es ja auch gemacht. Aber das Gesicht zu unklassisch. Zu indisch."

„Indisch? ja zum Teufel, da haben Sie eigentlich den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist wirklich Etwas vom Indus und Ganges drin!"

„Um Gotteswillen, ich glaube, Sie legen morgen mit 'ner Bajadere los! ‚Mahadöh, der Herr der Erde, kommt herab zum sechsten Mal' —"

„Nein, nein, nein! da verbrennt sie sich ja zuletzt mit ihm, das wäre ja die Treue! nein, das mach' ich nicht. Aber irgend was Anderes — warum nicht? Erstens bin ich auf das Gesicht versessen, das geb' ich einfach zu, und zweitens ist's und bleibt's ein brauchbarer Typus, und seine Verwendbarkeit ist gar keine so beschränkte. Denken Sie doch, was für 'ne Madonna das unter Andern abgeben würde!"

„Also die erleben wir auch noch!! Kurz — die vertrackte halb-indische Visage ist Ihnen die Flöte geworden, auf der Sie alle Ihre Melodien herunterblasen. Nu jaja, es giebt auch Romanschriftsteller, die immer denselben Helden haben, Bildhauer, deren Figuren immer zu langbeinig gerathen, als ob sie grade vor der Kritik davon laufen wollten, Musiker, die nichts ohne Fagottläufer machen können, nu jaja, aber schließlich — variatio delectat, und wenn Ihr Publicum auch so groß ist, wie die

ganze Welt minus die Blindenanstalten, so wird es Ihrer Inderin einmal doch den Rücken drehen."

„Wollen ja sehn! — Und nun mein Sündenregister zu Ende! Dann bracht' ich die Adelheid, hübsch weiß und roth mit Atlaspuffen und Federbarett, und gar nicht indisch, eigentlich kaum mehr als ein Anklang an ihre Vorgängerinnen." —

„Und — ein famoses Bild, das ist wahr. Dieser Liebetraut! ah! und der Bischof, Franzens nicht zu vergessen, und der Lump von Weislingen — der Anklang? na doch immerhin forte genug — aber packend, das muß ihm der Neid lassen! Ein schöner Satan von einem Frauenzimmer! — nein, auf das Bild laß ich nichts kommen."

„Ich auch nicht. Ist schon ein hübsches Stück von Konrad Reinhart."

„Und nun kommt die Hexe! Nun, es ist wahr, Sie haben ihr wieder etwas Neues gegeben, und das Costüm ist diesmal weder gepufft noch mit Federn besetzt noch olympisch — ein weißes Hemde und ein paar Stricke, erbarm sich Gott des armen Frauenstücks! — gewiß, gewiß. Und es ist ja ein großartiges Bild, vollendetstes Leben in jeder Fiber und hält Einen fest, auch wenn man grade kein Freund von Executionen ist, gewiß — aber — verdrossen hat's mich doch, daß Sie da nicht mal zu etwas Anderem gegriffen haben nach Gegenstand und Vorlage. — Warum machen Sie nicht mal was Frisches, Gesundes?"

„Oder vielleicht gar was Holdseliges! oder was Hoheitsvolles! pfui, mag ich Alles nicht."

„Na so'ne Verbohrtheit! Aber das ist der eigensinnige Junggesell in Ihnen. Poussaden, Verhältnisse, unglückliche Leidenschaften — und das Ende: dieser Pessimismus. Wenn Sie jetzt 'ne liebe, kluge Frau und ein Töchterchen, — so'n nettes Dingel von acht, zehn könnten Sie schließlich schon haben — wenn Sie die hätten —"

„Machen Sie mich doch bald zum Großvater!"

„Na, also sechs oder acht. Wenn Sie das hätten oder auch nur eine rechtschaffene Liebste — es giebt jetzt Weibliches von allerlei Art, Vieles, was es in meiner Jugend nicht gab, Modernes, das doch dabei nicht krankhaft ist, frisch und forsch — ehrlich und einfach und tapfer —"

„Mag ich aber nicht! lieb' ich nicht! Ich lieb' das Sensible, das Differenzirte, das, was Geist in den Nerven hat, meinetwegen ein bischen Sentimentalität, aber jedenfalls was ganz Weib ist. Nicht das Forsche, Selbständige, Emancipirte — ah! nicht daß ich im Princip dagegen wäre, ich find' es sogar einfach verrückt und grausam, dem entgegen zu treten; mag doch Jeder arbeiten, soweit Talent und Kräfte reichen! das Verhungern oder auf Abwege Gerathen weiblicher oder schicklicher zu finden als Contorarbeit oder Studium oder sonst was, das ist doch nun einfach albern. — Aber es ist nun nicht das, was mir gefällt, das Tapfere mit den kurzen Haaren und Shlips und Manschetten und

seiner fanatischen Beschränktheit — ich will das Differenzirte und dabei ganz Weibliche nach der altmodischen Auffassung. Und ich weiß auch, warum. Denn sehen Sie, Verehrtester, ich habe das so beobachtet: es giebt Collegen, in denen Künstler und Mensch ganz gesondert sind, wo der Mensch so hübsch intact geblieben ist, so uninficirt, so unangefressen vom Künstler sozusagen, und ich beneide diese Leute. Denn ich bin anders. Bei mir ist Nichts gesondert, Alles miteinander verquickt, verstrickt, ineinandergeschachtelt. Und das ist vielleicht, wenn einem Menschliches so hauptsächliches Studium ist und bleibt, Menschliches nach Form und Inhalt. Man hat mich den Psychologen unter den Malern genannt und vielleicht nicht mit Unrecht. Denn ich habe wohl ein wenig die Fähigkeit, von der Oberfläche der Erscheinung in die Tiefe der Gemüther zu steigen und das dort Geschaute wieder an die Oberfläche zu bringen als die in Licht und Farbe sinnfälligen Aeußerungen eines Inneren, das das Leben selber ist und das uns im Einzelnen als Individualität, an einer Masse oder Gruppe als Stimmung anspricht.

Und das gerade das ist, wovon die Neuesten Nichts wissen wollen, die Thoren, denen auf der Suche nach neuen Mitteln die Mittel selbst zum Zweck geworden sind — das aber mich ganz erfüllt und in mir zuckt und lebt, der Hang: das Geistig-Sinnliche zu erfassen und wiederzugeben. Darum aber eben bin ich, ähnlich dem Dichter, zu jeder Stunde, jeder Minute meines Lebens Künstler; weil ich immer auf den Inhalt hinarbeite, jede Erscheinung in ihrer Begrifflichkeit für das Auge und zugleich als Ausdruck eines Lebendigen nehme, immer Beide in Beziehung zu einander bringend. Und darum sind die Frischen, Frohen, Tapfern, schlechthin Gesunden nicht für mich, und ein Weib ohne Empfindung für das Aesthetische an den Dingen, für die sinnlich erfaßbaren innerlichen Werthe — so dicht neben mir, um mich — eine Person vielleicht mit einer scharfen Stimme, verstandesnüchtern, schnellfertig mit Allem, ohne eine gewisse lässige Grazie, ohne Geist — das würde mich einfach verrückt machen. — Und nun gar das Holdselige, was doch nur ein Euphemismus für niedliche Albernheit ist — pfui Teufel! ich kann schon die Venus der Medici nicht ansehen, ohne eine Gänsehaut zu kriegen." Er hatte das Alles schnell und etwas nervös vorgebracht.

„Hm. Hm. Sie werden da suchen können, bis Sie gefunden haben, was Ihnen vorschwebt. Denn wenn die Frauen die Anlage haben, die Sie wünschen, so patschen sie auch gleich in den Dilettantismus hinein, immer feucht-fröhlich, die einen in die Tinte, die andern in die Farbe, die dritten in die „Tonwellen"! Ist aber mehr los, wirklich über den Dilettantismus hinaus — so heirathen Sie einen weiblichen Collegen — und das — na, wissen Sie, das will halt auch überlegt sein, scheint mir!"

„Mir auch."

„Und ist es genau das, was Sie sich vorstellen, ganz genau, dann ist es vielleicht gar eine richtige Meerfee, Venus von Troja oder Hexe oder sonst ein verrätherisches Weibstück."

Konrad Reinhart drehte sich herum und sah den Andern mit finstern Brauen mißtrauisch an.

„Das heißt, ich will sie Ihnen nicht verekeln, wenn Sie sie etwa schon am Wickel haben," sagte der Seemaler breit gemüthlich.

Und damit trennten sie sich.

II.

Des Abends saßen die Herren in der Weinhandlung von Jakobsen.

Beide in derselben Kunststadt ansässig und seit längerer Zeit mit einander verkehrend, hatten die Collegen ihre Reise an die Nordsee doch eigentlich nicht verabredet, sondern sich nur kurz vorher zufällig in der Absicht begegnet, denselben Ort aufzusuchen; Gröber, um Studien dort zu machen, Reinhart nur zu Erholungszwecken. So war der Seemaler denn auch schon zwei Wochen früher eingetroffen, hatte dem Andern Quartier bestellt und ein wenig die Restaurants durchgeprobt, denn Reinhart war verwöhnt und, wenn er sich schlecht aufgehoben fand, leicht ärgerlich. Die Weinhandlung von Jakobsen entsprach den Wünschen Beider. Da war Nichts von dem modernen Wiener-Café-Luxus, der Gröber so verhaßt war — dunkle, etwas verräucherte Localitäten von altmodischer Einfachheit, in denen ein paar biedere, gesetzte Männer und eine Kellnerin von Diakonissenzuschnitt servierten, und dazu das Essen vorzüglich, der Wein unübertrefflich. Die Maler, die beide unbeweibt waren — der berühmte Marinemaler war Wittwer — ließen sich's gern dort behagen. Uebrigens war ihre Freundschaft nur gute Kameradschaft, ein Zusammengehen in künstlerischen Auffassungen, zu dem doch das Bewußtsein der Zuverlässigkeit und ein gewisses Behagen an einander kam, das ihre Collegialität steigerte, ohne sie zu einer ausgesprochenen Freundschaft zu machen.

Sie hatten eben in dem kleinen Zimmer, das man ihnen zurückzubehalten pflegte, zu Abend gegessen und saßen jetzt bei Rheinwein und Cigarren, Gröber in einem bequemen Rohrstuhle, da er die Polsterstücke haßte, Reinhart etwas nachlässig hingestreckt auf dem Sopha. Es war eine behagliche Stimmung zwischen ihnen, eine von den Stimmungen, in denen man ein gutes Verhältniß gesteigert empfindet und leicht geknüpfte Beziehungen sich befestigen fühlt.

Der Seemaler war, wie gesagt, einer der Menschen, die nicht gleich beim ersten Blick einnehmen und ihre innewohnende Bedeutung erkennen lassen. Er war fast häßlich, und, wie ihm eine große Ruhe eignete, hatte seine Miene bisweilen etwas langweilig Unbewegliches, aber wen erst einmal seine Augen unter der eckigen Stirn hervor angeblitzt hatten, und wer

den breiten Mund mit der bartlosen Oberlippe erst einmal hatte lächeln sehen, der hatte einen Eindruck davongetragen, der ihn den Mann nicht leicht wieder vergessen ließ. Ja, wenn gerade einmal eine günstige Beleuchtung die Wölbung seines Kopfes, besonders der Stirn, plastisch herausarbeitete und die energische Zeichnung der Wangen und des Kinnes hervortreten ließ, da konnte dieses unregelmäßige, alternde Gesicht geradezu packen. Konrad Reinhart wenigstens, obwohl er das Alles längst schon sehr genau kannte, hatte in diesem Augenblicke, während Gröber seine Cigarre eben nachdenklich abstrich und er selbst das Glas zum Munde führte, genau dieses Gefühl des Gepacktseins und zwar so stark, daß er das Glas in der Hand behielt und endlich in der Meinung, getrunken zu haben, auf den Tisch setzte.

„Na, als irgend ein Wurzelmännchen werden Sie mich wohl das nächste Mal festnageln," bemerkte Gröber lächelnd. „Wundert mich, daß ich mich nicht längst als ehrsamer Schuster oder Krämer mit der Schürze in einem der von Ihnen so meisterhaft beherrschten Volkshaufen verewigt gefunden habe."

„Dann als Schuster schon eher wie als Krämer," lachte Reinhart.

„O es giebt auch unter den letzteren recht nachdenkliche Leute, deren Hang zum Spintisiren durch die Lectüre ihrer Dütenpapiere mächtig gefördert wird! — Ja, Ihr Dichter und Menschenmaler seid ein gefährliches Volk. Ehe man sich's versieht, wird Euch der Freund zur Figur, die Geliebte zum Modell, und braucht Ihr gerade einen Teufel, so malt Ihr einem Herzbruder Klauen und Hörner an, wenn's nicht anders ist; zieht Einem soviel von anständiger Kleidage aus und wieder an, als Ihr gerade nöthig findet, und kein Mensch weiß, ob er sich am nächsten Tage mit einem Heiligenschein oder als gekreuzigter Schächer wiederfindet, wenn er den Abend vorher auch noch so gemüthlich mit Euch gekneipt hat. Gnade dem Gott, der Euch beleidigt hat, denn Pinsel und Feder sind ein paar rachsüchtige Instrumente!"
„Quid sum miser tunc dicturus, cum vix justus sit securus!" citirte Reinhart feierlich.

„Ja, ja, ja. Das paßt nicht übel. Ich fragte einmal einen berühmten Novellisten, ob eine Person in einer seiner Erzählungen ein Phantasiestück oder nach dem Leben gezeichnet sei, ich vermuthe das letztere. Ja, sagte er, es ist ein Jugendfreund von mir, ich habe ihn freilich sehr herunterziehen müssen, ehe ich ihn brauchen konnte. Und wie machten Sie das? fragte ich. Na, meint er, seine guten Eigenschaften strich ich ab, seine Schwächen macht' ich zu Fehlern und seine Fehler zu Lastern. Herr, sagte ich, und ist er dann immer noch Ihr Jugendfreund und sind Sie noch der seine? Beides, antwortete er vergnügt. Sehen Sie, Reinhart, damals packte mich ordentlich eine Wuth. Herr, sagt' ich, Ihre poetische Wahrheit ist mit Verlaub dann ein niederträchtiges Ding. Ah nein, das wäre das Höchste, was es gäbe, und von Perfidie wäre da gar nicht die Rede. Na!

Und doch bin ich überzeugt, daß ihn der Jugendfreund wenigstens einmal auf die Zehen getreten hat."

„Glaub' ich gar nicht."

„Hm. Curioses Volk. — Haben Sie den neuesten Wallberg gesehen?"

„O ja."

„Wie ist's?"

„Mein Gott, er bronzirt nachgerade Alles, was ihm unter die Hände kommt, ganz wie unsere jungen Damen ihre Häkelkörbchen, Blumennäpfe und Grauperahmen. Damals seine Frühlingsbilder haben ihn berühmt gemacht, und es war auch ein eigener Zauber, wie das da überall leuchtete an dem jungen Ahorn-, Pappel- und Eschenlaub, an den Stämmen und Sträuchern, Alles wie transparent in dieser goldigen Gluth. Reizend das! Nun, und bei seinen Herbstbildern, Eichen und Birken bei Sonnenuntergang und die Weizenstoppelfelder dazu, die frischgepflügte röthliche Erde, da gehörte es schon wie von selbst hinzu und machte sich brillant, obschon mir die gelbrothe Schafheerde — sämmtlich vermuthlich Nachkommen des goldenen Vließers — beinahe über die Hutschnur ging, und die Bergpartie vielleicht eine Andeutung auf den preußischen Rocher de bronze sein sollte, denn er wollte damals gern nach Berlin — na, aber da konnte er sich nun mal bene thun! Aber warum denn nun auch noch die Novemberabende in gebranntem Ocker ausführen? Jesses, da hört's denn doch auf!"

„O, er hat ihn aus einer Nachlaßauction tonnenweise billig gekauft, und nun muß Luft und Licht, Mensch und Bestie herhalten. Aber wissen Sie, daß Rohde über einer Geburt Christi her ist?"

„Geburt Christi? so? meinetwegen. Lieb' ich nicht."

„Mit dem ‚Herodes' wissen Sie, da ist er so in das Biblische gesegelt."

„Ja wohl. — Herodes! Hero — des — hm, ja!

„Nun — was ficht Sie an?"

„Herodes. Als Herodias! — oder vielmehr als Salome! Zum Teufel, Ihre Bajadere von heut Nachmittag spukt mir nämlich immerfort vor Augen, aber als Salome, das wäre auch nicht von schlechten Eltern! Wie sie da um den Hals des Täufers tanzt! So den Kopf ein bischen zurückgelehnt und so dieses süße, mörderische Lächeln. Ach — das mach' ich, mach' ich. Aber Bajadere — da paßte freilich wieder der Typus besser und die indische Scenerie, in die ich mich schon ganz verliebt hatte. Hm — ah, ich bleib' bei der Bajadere!"

„Und dem Mossiöh Mahadöh! Heiliger Brahma, was habe ich da angerichtet! Nein, thun Sie mir den einzigen Gefallen, Reinhart, und lassen Sie die Hände davon."

„Warum?"

„Weil das unserm germanischen Bewußtsein etwas so Grundzuwideres ist: diese Verlorenen als Tempeldienerinnen, als Priesterinnen sogar. Nein,

ich bitt' Sie! Diese Inder sind überhaupt eine ekelhaft schwülstige Gesellschaft, und es mir immer ein Greuel gewesen, wie da Manche mit der Vetternschaft kokettiren. Das haben ja wohl Schopenhauer und die Schlegels Mode gemacht. Nein, diese Reisfresser, Kastensocialisten, Urgrundsbuddhisten und Affenanbeter — in der Seele zuwider ist mir das Volk. Und dann das Frauenwesen dort! — Greulich, unmenschlich. Ein Eldorado jedenfalls für den großen Strindberg, der sich gewiß keine Wittwenverbrennung entgehen ließe, ohne mit seiner Schachtel Schweden zu Hilfe zu kommen. Sollen nun aber durchaus einmal Weiber verbrannt werden — dann wenigstens die, die mit dem Teufel gebuhlt haben."

„Herr Gott — mit dem Teufel gebuhlt — das ist doch nun wieder zu stark!"

Gröber sah verwundert auf den Collegen, der mit finsterer Miene seine Cigarre so wüthend in den Aschbecher stieß, daß sie seiner mitleidlosen Behandlung erlag.

„Nun, ich dachte, um dieser criminum willen seien die Hexen verbrannt worden," sagte er ruhig. Hm! Konrad Reinhart wünschte also nicht, daß man der seinen mit diesem Verdacht nahe träte.

Er brach also dieses Thema ab und brachte das Gespräch wieder auf allgemeine künstlerische Angelegenheiten, von denen man darnach auf potitische, litterarische, sociale und sonst allerlei gerieth, das die wichtigsten Lebensinteressen berührte und die Geister immer freier sich entfalten ließ. Dazu behagte ihnen der Wein vortrefflich, Witz und Humor wurden zwangloser und die ganze Stimmung endlich jene lebhafter von Bewußtsein zu Bewußtsein sich spinnende, vertraulich die Gemüther verknüpfende, in der die Sprache offener, die Zunge freier wird und selbst in verschwiegenen Herzen sich der Wunsch nach Mittheilungen regt; da die eine Seele zur andern sagt: hier bin ich, so bin ich, Dies that ich darum und ließ Jenes darum; so geschah es, wie mein Wesen sich aus Anlage und Schicksal entwickelte und wie mein Schaffen der Ausdruck meines Wesens wurde.

Gröber, ein wenig Cyniker wie Viele, die einen großen Schmerz mit sich herumtragen, für gewöhnlich trocken-gemüthlich, aber zurückhaltend, ließ lange seiner Laune, indem er behaglich von allerlei Jugendschwänken erzählte, die Zügel schießen und ging dann plötzlich zu dem traurigsten Ereigniß seines Lebens über: er hatte einen Sohn gehabt, der früh gesunken war, und, nachdem er mit dem Kummer um sich seine Mutter unter die Erde gebracht, im Gefängniß geendet hatte, ein Opfer seines Lebenswandels. Und ohne daß der beklagenswerthe Vater es sagte, verstand Reinhart die Leidenschaft bewegter Meerscenerie in der „Brandung an den Orkney-Inseln", dem berühmtesten aller Gröberschen Bilder, auf dem verheerende Wellen den Leib eines vergeblich gegen sie ankämpfenden Jünglings, dessen bleiches Gesicht der Abglanz früher Laster entstellte, hinab in die Tiefe zogen.

Eine Zeitlang nach Gröbers Mittheilung saßen die Männer schweigend in starker Erschütterung, dann nahmen sie das Gespräch wieder auf. Aber von Diesem zu Jenem abspringend, schien es nicht wieder recht in Fluß kommen zu wollen, bis Reinhart, nachdem er die Gläser frisch gefüllt hatte, „kennen Sie Waldstein?“ ganz unvermittelt hinwarf.

„Nein. — Ich bin in diese Gegend nie gekommen. — Es soll schön gelegen sein?“

„Sehr schön. Das heißt — wie man es nimmt. In einer breiten Thalsenkung — eine stark frequentirte Landstraße führt mitten hindurch — vermittelt es den Verkehr zwischen Schlesien und Böhmen — und ist dadurch von einiger Bedeutung für den Handel nach Oesterreich geworden. Aber auch viel Landwirthschaft in den flacheren Partieen. Die Umgebung dadurch sehr auffällig wechselnd — Rauhheit und Anmuth der Scenerie, Armuth und Wohlstand, Ländliches und Industrielles, was nun von den Meisten als Vorzug seiner Lage gerechnet wird, denen ich mich doch nicht beigesellen mag. Ich liebe die Gegenden, die in großen Zügen einen ausgesprochenen Charakter haben. Meer und Düne und Buchenwälder — starre Felsschroffen und dunkle Tannengründe — weite Ebenen mit Seen und üppigen Fruchtfeldern — meinetwegen eine Wüste — nur Einheit. Dort hatte man, vom Meere abgesehen, so ziemlich Alles bei einander — sogar Strecken von einer platten, unfruchtbaren Eintönigkeit — kleine Hochplateaus wie ein Stück syrisches Gebirge, und dann wieder, dicht daran grenzend, das reine Paradies. — Ich kann es mir nicht anders denken, als daß diese geographischen Bedingungen auf den Charakter der Menschen Einfluß haben mußten, daß es sie launenhaft, unberechenbar, unzuverlässig machen mußte. Jedenfalls stimmten sie zu einer Mädchenfigur, der ich dort begegnete.

Ihren Vornamen Gisela verdankte meine Jugendliebe wohl früheren Beziehungen ihrer Mutter zum österreichischen Hofe; vielleicht auch einem ehemaligen Rassepferd ihres Vaters, einem „durch schlechte Erntejahre caput gegangenen“ Rittergutsbesitzer. Ob sich diese schlechten Ernten — ich wandte hier seinen eigenen Ausdruck an — auf den Acker oder den Spieltisch bezogen, habe ich nicht sicher feststellen können, im Wirthshause konnte man das letztere mit Nachdruck behaupten hören. Genug, während Frau und Kinder nach Waldstein gezogen waren, wo sie sich durch Vermiethen von Sommerwohnungen erhielten — denn natürlich war es auch Luftcurort — fuhr und ritt Herr von Könning im Lande herum, besorgte Güter- und Pferdeverkäufe und machte Getreidegeschäfte; wohl auch bischen in Weinhandel und so dergleichen. Ein Zufall ließ mich ihm zuerst in die Hände gerathen, während ich auf der Suche nach einem passenden Quartier war, gerade als er während eines seiner vorübergehenden Aufenthalte bei der Familie in Waldstein anwesend war. Ein großer, kraftvoller Mensch mit rothem Gesicht, langem graublonden Bart, kleinen hellen Augen, die lustig und ein bischen weinselig funkelten, und von einer ge-

wissen selbstgefälligen Jovialität, die doch etwas Lärmendes, sogar Rohes hatte; der richtige erst verbauerte, dann zum nicht allzu difficilen Geschäftsmann herabgesunkene Landedelmann mit einer Lasur von allerhand noblen Passionen, die er sich noch gestattete, und einigen Resten ehemaliger Gymnasialbildung überflunkert; schnodderig, Alles besserverstehend und im Hause von patriarchalischen Allüren, die ihn mehr gefürchtet als beliebt machten. Natürlich mußte er eine schöne, ernsthafte, wehmüthige Frau haben, auf der — sie war ein geborenes Freifräulein — das Bewußtsein ihrer veränderten Verhältnisse mit doppelter Qual lastete, da der Herr Gemahl sich seine Hälfte hinter der Weinflasche seiner Geschäftsfreunde so glimpflich abzuwälzen wußte. Eine große, schlanke Frau mit einem Rassekopfe, schon ergraut, obschon sie kaum vierzig war, mit müden, glanzlosen Augen, schweigsam, gleichgültig — eine Erscheinung zugleich peinlich und ehrwürdig."

„Hm."

„Diese Leute hatten nun eine Menge Kinder, ich glaube sieben Stück, davon sie die mittleren in Kadettenhäusern und bei Verwandten untergebracht hatten, während die beiden jüngsten und die älteste Tochter bei den Eltern waren. Die Aelteste, eben jene Gisela, war im Haushalte stark am Halme. Als ich sie das erste Mal sah, kam sie mir mit Besen und Scheuertuch entgegen, und etwas Widerspruchvolleres als dieser Anblick ist mir sobald nicht wieder begegnet; obschon sie weder das Wesen einer Fee, noch das einer Heroine, noch das einer Gelehrten hatte. Etwas leidvoll Räthselhaftes. Weit über Mittelgröße — kräftig gebaut — weder üppig noch hager — eher ein wenig schwerfällig als schmiegsam in Haltung und Bewegung. Ja — so war sie. Große, müde, bronzefarbene Augen in einem blassen Gesicht von leise gelblichem oder blaß-bräunlichem Anhauch, niedrige Stirn mit dichtem blauschwarzen Haar, schöngeschnittene Nase, runde, zärtlich weiche Wangen, das ganze Gesicht eher rund als länglich, mittelgroßer Mund mit vollen, schöngeschwungenen Lippen, die sie beim Lächeln nicht breitzog, mehr leise öffnete, daß die Zähne durchblitzten — ah, ich habe nie mehr ein Weib so lächeln sehen! es lag dann Etwas auf dem Gesicht wie Scheu und Befangenheit und zugleich wie Durst, wie Verlangen — und wie Hohn oder Menschenverachtung — und das doch wie unbewußt — etwas zugleich Berückendes und durch Stolz oder Mißtrauen Abstoßendes —"

Gröber lächelte. „Na — es kennt's so ziemlich Jedermann."

„Ja so. Als sie mich sah, gewahrte sie vielleicht den starken Eindruck, den sie mir sofort machte, denn sie schlug die Augen nieder und glitt scheu und geräuschlos an mir vorüber mit einem starken Erröthen auf den Wangen.

„Meine!" sagte der junkerliche Roßtäuscher und Zimmervermiether. Und ich wette, daß er den Miethzins in diesem Augenblicke nicht übel in

die Höhe zu schneppern beschloß, denn thatsächlich forderte er bald darnach einen für Waldsteiner Verhältnisse unverschämten Preis, von dem er gleich wieder Etwas heruntersetzte, obschon ich auch den zuerst verlangten bezahlt haben würde. Uebrigens waren es zwei wunderschöne Zimmer, die er mir zeigte, und von denen ich das eine denn sofort miethete. Ebenso natürlich war es, daß ich auf sein Anerbieten, eventuell in der Familie zu speisen, sogleich einging, obschon es mir immerhin tröstlich war, daß er mir versicherte, „seine Weiber verstünden sich auf die Küche aus dem ff.“ Ich glaubte später zu bemerken, daß dieses Verständniß hauptsächlich in der Wahl einer sehr tüchtigen Köchin beruhe. Nun, das konnte mir gleich sein. Offengestanden war es mir sogar um so lieber. Ich kann es nicht leiden, wenn die Frauen selber kochen, es mag in vielen Fällen unumgänglich sein, aber im Grunde genommen ist es Sklavenarbeit.“

„Das sagen Sie nur unsern deutschen Kernwirthinnen nicht.“

„Im Gegentheil, das sage ich ihnen bei jeder Gelegenheit. Es ist ein Skandal bei uns in Deutschland, daß die Frauen auch der besseren Stände noch häufig, statt den Haushalt nur zu leiten, sich in der Rolle eines ersten Dienstboten gefallen. Damit verfahren sie sich ihr ganzes Verhältniß. Eine Herrin soll nicht Sklavenarbeit machen!“

„Sklavenarbeit! in unserm gesegneten socialdemokratischen fin de siècle! Na, warten Sie nur, wenn Sie mal werden früh Straße kehren, Mittag Bebels Apotheose malen, Nachmittags Zähne ziehen und Abends Stiefel wichsen müssen! — Ein Schmollis unserer alten Freiheit und Ungleichheit! denn ich wenigstens werde das neue Paradies wohl nicht mehr erleben.“

„Dafür werden dann Ihre Marinen in den großen öffentlichen Waschküchen aufgehängt.“

„Hsch. — Nun und also Fräulein Gisela. Sehr gebildet, sehr daseinsunfroh, in einer Hand die ästhetischen Sentiments, in der andern das Scheuertuch, sehr partieenbedürftig, Maler ankokettirend und gepfropfte Landwirthe bevorzugend. Doch verzeihen Sie, Liebster, ich wollte Sie nicht kränken noch Ihnen vorgreifen. Also Fräulein Gisela — war sie wirklich ein bissel indisch?“

Reinhart antwortete nicht gleich. Er schien ein wenig verstimmt. Endlich, nachdem er sich das Glas gefüllt und einen Zug gethan, sagte er:

„Das war ihr Malheur, abwechselnd auf den väterlichen Gütern und außer dem Hause, aber durchaus auf großem Fuße erzogen worden zu sein. Jedenfalls in einer Sphäre, wo raffinirter Luxus zum Anstande gehört, wo sich Alles aus Vorurtheilen zusammensetzt, aus Oberflächlichkeiten und Velleitäten mit einem Aufguß von conventioneller Frömmigkeit. So dieser Stil. Und über das Ganze dann eine Art Zuckerguß, für das sie das schöne Wort „Herzensbildung“ haben, ein Mischmasch von Unklarheit, Verlogenheit, Halbheit und Sentimentalität, darauf sich die Pädagoginnen, glaub' ich, noch ganze Hauptstücke zu Gute thun. Nun, und dann in eine

anspruchsvolle Geselligkeit geschleudert. Und zuletzt, urplötzlich — die Misere. — Dabei künstlerisch veranlagt von oben bis unten, unbefriedigt von der Dressur, nach Höherem, Besserem verlangend — ernst und strebsam über all' den Lack und diese Oberflächlichkeiten hinaus — sorglos in Nichts als im Geldausgeben, feinfühlig, nobel in allen Auffassungen, aristokratisch bis in die Fingerspitzen — — und dann der arme Wurm — plötzlich an den Küchentisch gestellt, zum Geldverdienen herangezogen, knapp gehalten."

„Warum hören Sie auf? Das Mädchen interessirt mich sehr!"

„Ja, — — indem ich Ihnen das Alles sage, fass' ich es doch eigentlich das erste Mal so recht zusammen — werd' ich ihr damit doch — am Ende — gerechter — — Ah! Unsinn, Unsinn —"

„Warum denn Unsinn?"

Reinhart antwortete nicht. Er strich sich den Bart und sah vor sich nieder. Sonderbar, im Begriffe stehend, sie anzuklagen, fing er an, sie zu erklären, zu entschuldigen — als wenn sie auch nur den Hauch einer Entschuldigung verdient hätte! „Ah nein! sie war schon Nichts als eine feige Verrätherin! Und das entschuldigt Nichts! — Nichts."

Indessen monologisirte Gröber behaglich für sich: „Wie das einem Schriftsteller helfen mag! Setzt sich hin, und indem er schreibt, geht ihm erst auf, was er eigentlich schreiben will. Diese Kerls müssen es verdammt leicht haben. — Aber wahrhaftig, man müßte die „Psychologen unter den Malern" manchmal an einen Federhalter binden, ehe sie an die Pinsel heranbürften. Wird ihnen die Hexe zum armen Wurm, ehe sie's denken! Ja!"

Der Andere starrte in das Weinglas, biß sich auf die Lippen und machte grimmige Augenbrauen.

„Na, Freund, — und nun die Liebesgeschichte! Warten lassen ist nicht dasselbe wie Spannen. Und ich hab' Ihnen doch gesagt, daß mich das Mädchen interessirt."

Reinhart lehnte sich wieder in die Kissen und sah nach der Decke, an deren Rande sich ein Stück der bräunlichen Tapete bauchig loslöste, that ein paar Züge an seiner Cigarre, warf sie wieder weg und redete dann, als wenn er Alles von oben abläse, oder als ob dort die bunten Bilder und Eindrücke vorüberzögen, deren er gedachte.

„Liebesgeschichte? ah — es ist gar keine Liebesgeschichte — höchstens die Geschichte einer Liebe. Sie geht eigentlich auch gar nicht zu erzählen. Es ist Nichts da. Nichts als Stimmungen, Gefühle und Akazienduft. Akazienblüthe — wissen Sie, wie das duftet? Rosen — ach — aufdringlich-sinnlich-süßliches Zeug! Aber Akazien — ich weiß nicht, darin liegt so etwas — Geistreiches — Verfeinertes — Etwas wie schweigendes Gefühlsverständniß. Das ist ja verrückt, ich geb' es zu — aber man hat so seine Nerven! Nennen Sie mir einen Dichter, einen einzigen, der das ausdrücken könnte, das kann nur Duft und Musik: das Unfaßbare, Unkündbare, das

zugleich Zarte und unüberwindlich Starke einer Liebe, die Nichts ist, als Verwandtschaft der Geister; stärkste Sympathie des Denkens und Empfindens — und — jenes ästhetische Behagen verfeinerter Sinne — Schönheits- und Geistescultus, lächelnd-schweigendes Nebeneinander, ahnungs-vertrauens-volles — reichstes Aufblühen aller Lebenskräfte, zögerndes Hinausschieben — verdeckte Sonnengluth — ein Lauschen mit angehaltenem Athem — Wärme- und Ruhegefühl — Gefühl seligster Vollendung. —

Ja! das Alles war es — und zuletzt ein brutal dummer Schluß. — Ist das eine Liebesgeschichte?"

„Gewiß ist es eine."

„Und Alles Täuschung, Betrug und Selbstbetrug, verrätherische Feigheit! Was in der Dämmerung des Unausgesprochenen ein Märchen voll von leuchtenden Schätzen gewesen, in der Sonne — ein häßliches, schmutziges Nichts. — Doch mehr! — eine Wunde, eine grenzenlose Pein: die Seele hin und her gezerrt zwischen süßem Erinnern und brutalem Wissen, ein Abgrund von Qual und endlich eine Selbstbefreiung durch Haß und Kälte. — Ist das eine Liebesgeschichte?"

„Nu, — ich dächte immerhin. Wie soll man's sonst nennen?"

„Zum Teufel! man sollte so Etwas nicht erzählen, man rührt da blos den alten Unsinn wieder auf."

„Aber wenn es Ihnen so schmerzhaft ist, lieber Freund —"

„Ach, nicht doch. Blos momentan. Dummes Gaukelspiel. — Ich kann Sie versichern, ich bin im Grunde so kühl und vernünftig wie eine talentlose Akademiearbeit. — Und es ist blos Eines, was ich auf der Gotteswelt nicht vertragen kann: blühende Akazien. Und davon ist ja hier keine Spur! — — —

Dort im Garten hatten sie einen Laubengang mit so niederträchtigem Zeug. Tags über spannte sie die Mutter an die Nähmaschine oder an den Stubenbesen — obschon sie manchmal auch mit einer Handarbeit im Grünen zu treffen war — aber Abends saßen wir dann unter'm Birnbaum — oder wandelten in unserer Liebesallee — eben unter jenen Akazien — und redeten. — Ich hatte den Eindruck, als ob die Mutter uns begünstigte. Nur wenn der Vater anwesend war, ließ sie sich gar nicht sehen. Uebrigens war er meistens nicht anwesend.

Alles an ihr war Reiz. Ihre Stimme war weich und schmeichlerisch, nicht sehr laut, aber von einer verhaltenen Fülle des Tons, in ihren Bewegungen eine lässige Grazie, eine leichte Schwermuth in ihrem ganzen Wesen, das sich erst widerstrebend, zögernd kundgab, dann mit der sanften Anschmiegsamkeit, die die verwandte Natur sucht. — Wenn ich Ihnen sagen könnte, wie wunderlich das war, das Gleichgestimmte in uns. Und gewiß, daß sie das Sichrere, Klarere an mir, der ich ein Jahrzehnt älter war, ebenso reizte wie mich an ihr das schüchtern sich Entfaltende, das mich wie Reminiscenzen aus der eigenen Jugend anmuthete. Und dazu bei aller

Aehnlichkeit in Geschmack und Geistesrichtung immer die Differenz des Geschlechtes. — Selbst das Ungleiche ihrer Stimmung reizte mich, weil es ihr Wesen als dasselbe doch immer in einer anderen Beleuchtung zeigte, und wohl auch weil in diesem Wechsel von Heiterkeit und Trauer, von Scheu und Zutraulichkeit Etwas liegt, das dem Liebenden schmeichelt, weil er es lediglich als eine durch ihn geschehende Gemüthsbeeinflussung auffaßt.

Immer gleich blieb sich die Sicherheit ihres ästhetischen Empfindens. Großer Gott, ich habe weibliche esprits forts, die sich für Kennerinnen hielten, wahre ästhetische Frachtschiffe von Unsinn über Kunst vom Stapel lassen sehen, habe sie posaunen hören über Kunst — fürchterlich. Bei ihr war Alles schlicht und unbewußt und doch tiefstes, sicherstes Empfinden. — Und Alles das träumte ich mein: diese ganze an wunderbaren Linien und zartesten Farbenwirkungen reiche, halb erotische Schönheit — woher sie das hatte, das ein wenig Undeutsche, das, was Sie das Indische nennen, mit den großen räthselvollen Augen in dem bleichen Gesicht, weiß ich nicht — aber Alles mein: Schönheit und Grazie und Wohllaut der Stimme, die mir doch Alle nur werth waren als der Ausdruck eines Inneren, das ganz Geist und Empfinden war und mir nahestehend an Wesensart. Träumte es so sicher, wie man am Abend den nächsten Morgen träumt, im Winter den Frühling und in der Conception das Gelingen. Und es gefiel mir so, diesen Traum im Herzen zu tragen und das Glück, das er bedeutete, hinauszuschieben, bis mir dann doch eines Tages, wie man wandelnd eine Blume vom Strauche pflückt, obschon man nicht gegangen, sie zu holen, ein Wort entschlüpfte, das nicht Frage oder Werbung war — der Ausdruck glücklicher Sicherheit, bewußter Unzertrennlichkeit."

„Na — und da sagte sie Nein?" fragte Gröber nach einer Pause.

„Nein? — o durchaus nicht. Sie sagte gar Nichts, wurde roth und lief fort. — War ich voreilig gewesen? Beglückte auch sie über Alles dieses Unausgesprochene, das doch ganz Vertrauen und Zusammengehörigkeitsgefühl war? fragte ich mich reumüthig; sentimental wie man war."

„Man sieht's Ihnen nicht an heute. Wissen Sie, daß Sie Manchen für einen egoistisch-malitiösen Menschen gelten?"

„Ja? angenehm! — Nun, warum überkam mich trotzdem eine Unruhe über ihre Flucht? eine Unruhe, die anfing, meine Wünsche klaren, gesicherten Verhältnissen zuzudrängen? die mich nach der Sonne verlangen ließ, wo ich so gern unter ihren durchsichtigen Schleiern gewandelt war?

Es wurde Abend. Einer der stillen, geräuschlosen, warmen Sommerabende, die etwas so Friedliches, so Leidenschaftloses haben, und an denen uns doch das Herz schneller klopft, das Blut fiebert, und irgend Etwas, das schlaftrunken mit leisen, weichen Flügelschlägen über uns schwebt, die Seele bewegt, einer der Abende, da die Natur wundervolle, räthselhafte Träume zu träumen scheint, aus denen Etwas in unser Bewußtsein hinüberzittert, in deren Stille etwas Verheißungsvolles schweigt und doch im

Schweigen stärkstes Leben athmet. Einer der Mittsommerabende, die ihren flimmernden Himmel bis zur Morgendämmerung breiten, uns umhüllend in Schatten, durch die doch Sonnenwärme und ein Rest vom Tageslicht bebt und ein Zusammenklang von tausend Farben tönt; bleiches, silbriges Weiß über die Kieswege flattert, das Laub der Bäume glüht, Finsterniß wie eine Lauscherin hinter den Stämmen mit verhaltenem Athem steht, Leuchtkäfer sich auf unsichtbaren Halmen wiegen und Düfte wie gehauchte Liebesverheißungen uns umzitterten."

„Hm."

„Da sagt' ich ihr Alles. Alles ganz einfach und vernünftig. Wenn wir Hochzeit machen wollten, ob sie gern in die große Stadt ziehen würde und so.

Aber sie schwieg. Mit gesenktem Kopfe, schwergehendem Athem und einem Zucken in den Fingern, die ich umschlossen hielt, sonst ohne sich zu rühren. Ich bettelte sie, ein Wort zu erwidern, ein einziges, nicht weil ich zweifele, nur weil es so süß sei, zu hören, was man wisse und dennoch hören möchte und nie genug hören könne.

Aber sie schwieg.

Und dann plötzlich ein Leidenschaftsausbruch, so stürmisch, so schluchzend-jauchzend, von einer so süßen Wildheit, in Feuer verwandelnd in mir Alles, was verschwiegen in mir geglommen — und ebenso plötzlich wieder thörichte Flucht. Und Nichts neben mir, um mich als Dunkel und Einsamkeit, Nachthauch und träumendes Schweigen und die überschwängliche Sehnsucht irrenden Verlangens.

Die Pest — warum sind wir auch solche Narren!"

„Hm."

„Geschlafen hab' ich wohl nicht in dieser verwünschten Nacht, in der es nie Nacht wurde und das Greuel von Akaziengeruch mir zum Fenster hereinfluthete, in meinem Blut das Liebesfieber brodelte und bange Ahnung und verrücktes Entzücken mich hin und her schleuderten.

Jedenfalls wurde es doch endlich Morgen. Ich machte mich früh herunter. Alles ist wie sonst, von meiner Liebsten Nichts zu sehn. Mache mich auf, ein Stück in den Bergen herumzurennen, komme doch nicht gar zu weit, immer von Unruhe und Sehnsucht zurückgetrieben. Renn' dann dicht vor der Thür an einen Telegraphenboten, gehe durch den Garten in den Hof und endlich wieder in mein Zimmer hinauf.

Merke dann Etwas wie einen kleinen Aufruhr im Hause, treppauf, treppab, laute Stimmen, die fragen, commandiren, Thüren auf und zu. Gehe wieder hinunter — Frau von Könning hochroth zwischen den Mägden, Nichts von der verwundeten Königin an ihr, die sie für gewöhnlich gab — frage nach Gisela — die hat natürlich Kopfschmerzen — bekomme mein Essen auf meinem Zimmer servirt. Frage dann, ob dem gnädigen Fräulein noch nicht besser sei? O die sei wieder ganz munter, habe eben ihr weißes Kleid aufgeplättet und mache jetzt Toilette.

Nun, darüber werd' ich wieder froher. Ohne etwas von Verlobungszauber, Feststimmung, lege mich ein wenig hin und laß mir wohlsein mit allerlei Visionen. Träume Küsse und Liebesblicke, Hochzeitsreise und idyllisches Künstlerheim, träume sie als mein Weib, meine Muse, die Mutter meiner Kinder, meinen Freund und Berather und meiner Seele und Sinne Quickborn — So auf die Art!

Rattelt da Etwas die Straße herauf, zweispännig, knirscht vor meinem Fenster im Sande — hält an — na und dann 'ne Viertelstunde oder halbe später kommt ein Pamuffel von Magd angestürzt: der Herr Kärger aus Fuchswinkel wolle mich sprechen — Karte: Konrad Kärger, Rittergutsbesitzer — Herrgott, ich schliefe jetzt und wäre nicht zu sprechen. Aber da kommt er schon herein. Kein häßlicher Mensch — oh! beinahe hübsch, blühend, gut gewachsen, blond, gerade Nase, Vollbart, bischen brutalen Mund, keine Handschuh, große knochige Hände, erhitzt, funkelt mich an: Maler Reinhart? na, und kaum daß der Dienstbote heraus ist: er käme mich zur Rechenschaft zu ziehen, erbärmlicher Farbenklexer, der ich wäre, wie ich mich unterstehen könnte, wie ich „die Stirn haben könnte", seiner Braut nachzustellen.

Seiner Braut?

Ja, allerdings Braut! Seit einem Vierteljahre seien sie heimlich verlobt — ob ich das vielleicht nicht wisse, da sie mir sogar sein Bild gezeigt hätten — da dämmert mir denn Etwas, daß mir Mutter und Tochter die Visage im Album gewiesen: ‚ein Bewerber meiner Tochter' — nun, ich wußte nicht, daß Bewerber und Bräutigam dasselbe seien. Und das war außerdem Alles gewesen. — Und hätten nur gewartet, es püblik zu geben — püblik geben, sagte der Esel immer, — bis er sich angekauft, und wäre hier schließlich auf Reelles überhaupt nicht zu rechnen, aber da wolle er denn seine Braut wenigstens von Anderen ungeküßt überkommen und so weiter. Nun aber — kochend vor Wuth, wissen Sie: wer denn eigentlich seine Braut wäre, von wem er überhaupt rede? Nun, das wisse doch jedes Kind, denn wenn sie es auch noch nicht püblik gegeben, so sei es längst ein öffentliches Geheimniß; und wo das wäre, daß die Töchter des Hauses zum Courschneiden mit vermiethet würden? und immer weiter in dem Tone, und Gisela selbst hätte ihn zu Hilfe gerufen und ihm Alles gestanden. — Ich versicherte ihm, daß ich von seinen Beziehungen zu der in Rede stehenden Dame nicht das Mindeste gewußt, und forderte ihn im Anschluß daran auf, mein Zimmer zu verlassen. Er verlange Abbitte oder Genugthuung. Nun, da war ich denn auch fertig mit meiner Geduld, reiße die Thür auf und befördere ihn — schwupp! auf den Flur hinaus. Elegant! „Und wollte es ihm püblik geben, daß er ein Esel wäre!"

Uebrigens sah er, als ich ihn später über den Hof gehen sah, gar nicht so übel aus. Obschon ich ihn heut noch nicht für einen sehr klugen und tactvollen Gesellen ansprechen möchte."

„Hm. Nun, und das Fräulein? Haha! ‚Blos noch nicht püblik gegeben!‘“

„Gisela? Ja — die hatte nun eben ganz einfach erst den Bräutigam an mich und dann mich an den Bräutigam verrathen. Sich von mir anschmachten lassen, wieder geschmachtet, mich zuletzt geküßt und sich wieder küssen lassen, und als ihr dann doch darüber ein bischen schwül wurde, den Stoppelhüpfer kommen lassen, — diesen Bauernlümmel — und mir auf den Hals gehetzt. Ja.

Eine halbe Stunde später verließ ich das liebe Haus. Mußte auch auf der Treppe dem Alten noch einmal in die Arme rennen, der vielleicht auch zur Familienfeier herantelegraphirt worden war, ‚kleines Mißverständchen, bedaure unendlich, würde man bei einer Flasche Wein reguliren, Frauenzimmer nun einmal sammt und sonders blos Kinder in langen Röcken, Kopf zurechtgesetzt alberner Trine — na wenn nicht, denn nicht!‘ Auch *sie* sollte ich nochmals zu Gesicht bekommen. Stand da unter dem Birnbaum — in dem Crèmefarbenen, das sie sich für den Scherz frisch aufgeplättet hatte, ein Büschel Akazienblüthen in der Hand und — weinte? o ja doch! Lächelte. Ja ja! Lächelte. — Nun, Sie haben meine Sphinx lächeln sehn! die Hexe auch.“

„Ja wohl. Auch die Adelheid und die unolympische Venus.“

„So lächelte sie.“

„Hm.“

„Und das ist — sehen Sie — *das* ist das Weib!“

„Na!“ machte Gröber begütigend.

„Na allerdings. — Sie erwähnten vorhin Strindberg. Ach, ich sage Ihnen: dieser Mensch hat so Recht! das Weib ist eine schöne, gleißende Canaille. Begabt, glänzend begabt oft, klug, verschlagen, aber tückisch und perfide, herrschsüchtig, mitleidslos, ohne esprit de corps, unzuverlässig, verrätherisch und die schlimmste Feindin des Mannes.“

„Ach — Blech!“

„Na natürlich, wer wie Sie Jahr ein, Jahr aus Nichts als Wasser malt und für die Menschheit keine Augen übrig behält — glücklicher Sterblicher, der Sie sind —“

„Ach so! — Nun, ich nehm' Ihnen Nichts übel, dazu thun Sie mir zu leid. Sie hassen, und ein Mensch, der haßt, ist immer zu bedauern. Uebrigens, scheint es mir, sind unsere Flaschen leer? Wollen wir noch eine schneiden?“

„Danke, lieber nicht.“

„Dann diesen Rest, den ich hiermit einsam trinke — auf—“

„Nein, nein, nicht auf —“

„Gott bewahre! Auf Ihre *Befreierin*! denn einmal wird sie ja doch auch kommen. Und also: daß sie *bald* kommen möge! Prosit!“

III.

Etwas über zwei Wochen hatten die beiden Collegen gemeinsam am Nordseestrande zugebracht, als der jüngere abzureisen beschloß. Gröber war seit jenem Abende bei Jakobsen doch nicht mehr recht brauchbar. Tagüber arbeitete er sehr fleißig über seiner Skizze zu einem „Meer nach dem Gewitter", des Abends war er dann häufig zu abgespannt, um ein guter Gesellschafter zu sein. Reinhart aber vermißte ihn dann, wie das Verlangen nach Menschen gerade verbissene Pessimisten und einsame Naturen manchmal mit der Gewalt des Heißhungers überfällt; und nachdem er sich da und dort zu Segelbootfahrten und Ausflügen landeinwärts an Andere angeschlossen, die ihm dann doch nicht recht zusagten und denen er schließlich wieder aus dem Wege zu gehen suchte, beschloß er kurzer Hand nach Scheveningen zu gehen, wo er wenigstens rechnen konnte, interessante Typen zu finden. Er wartete eigentlich nur noch auf die Wäscherin, um seinen Koffer zuzuschließen und abzudampfen.

Schließlich that ihm der Entschluß wieder halb leid. Er war ein bischen der Narr, der sich in ein Landschaftsbild festzubeißen vermag, der Genossenes gern wieder genießt, der sich in eine Situation langsam mit allen Nerven einlebt und sich dann daran festklammert. Und so hatte denn das Stück Meeresufer mit seinen Dünen und Klippen, seinem Leuchtthurm und seiner großen Mole, das er schon Morgens zeitig abrannte, an dem er badete, an dem er im Strandkorbe träumte oder zeichnete, und das entlang er noch um Sonnenuntergang seine Promenade machte, sich die Brust voll Seeluft und die Sinne voll Glanz und Farbenwunder saugend, einen stärkeren Reiz für ihn gewonnen, als ihm selbst bewußt geworden, bis er daran war, es zu verlassen.

Aber nun mochte es schon so sein!

Es war am Vorabende vor seiner geplanten Abreise.

Den ganzen Tag lang hatte die Sonne nicht klar geschienen. Alles war Grau in Grau, Alles farblos, neblig Himmel und Meer, auf den Dünen, auf den Buchenwaldungen, die jenseits ihrer sich hinzogen, auf Klippen und Gestein lag fahle Trübe, die Dampfboote und Kutter, die vor Anker lagen, hatten Etwas von träge eingeschlafenen weitbauchigen, großen Seethieren, in ihren Takelagen schliefen die Winde mit bleiernen Flügeln, der Wellenschlag war schwach.

Und doch war es eigentlich ein schöner Tag gewesen.

Wem sich die Sinne erfüllt haben mit diesen endlosen Lichtreflexen, dieser starken Bläue, diesen schwankenden, glitzernden, zuckenden Lichtern, mit dem frischen, starken Winde, der fernerher brausend wie die Wellen immer Etwas wie Kunde aus fremder, geheimnißvoller Weite bringt, mit diesem prickelnden Salzgeruch, diesem Klatschen und Schwappen und Stürzen der Wogen — wie wohl thut dem dann die Müdigkeit auch in der Natur,

die Windstille, das sanftere Geplätscher, die Monotonie der Farben und die stille Dämmerung der wogenden Nebel; nicht dicker, lastender Nebel, die sich wie undurchsichtige Mauern heranschieben, als ob sie Alles erdrücken wollten — zart durchschimmerndes, sanft herniedersickerndes Gedüfte, das das Gestade mit gedämpftem Reiz einhüllt. Und wie wohl thut ihm die stille, sehnsüchtige Schwermuth, die dann das Gemüth befällt, die Schärfe der ästhetisch-sinnlichen Gedankenarbeit, das rastlos Grübelnde des Geistes und die nagenden Sorgen der Seele lindernd mit leichtem Stumpfsinn, all das Scharfe, Bohrende, Nervöse des Künstlergemüthes einschläfernd mit lässiger Weichheit.

Bis aus der Weichheit neuer Schmerz geboren wird. Der Schmerz um unwiederbringlich Verlorenes.

Da liegt sie, die Welt, über die er so souverän gebietet, von der er den Tribut fordert, mit dem er den eigenen Reichthum erhöht! die Welt, die ihm zum Material geworden, das er, das spröde, sich unterwirft und ummodelt nach eigenem Sinn! Da wandeln diese Menschen, ihm so fern, so fern an Wesen und Gedanken, voreinander ängstlich ihre kleinen Geheimnisse hütend, die er alle von ihren Lippen liest! Diese Menschen, auf die er mit so unsäglichem mitleidigen Hochmuth herabzusehen sich gewöhnt hat, über deren Köpfe hinweg er hinanschreitet zu dem Ziele, das ihm ruft. Und da plötzlich überkommt es ihn: der süße Zauber des Menschenthums, das er abgestreift, die Bangigkeit, das plötzliche heiße, scharfe Verlangen nach verwandter Art, mit der ihn doch die Hälfte seines Wesens noch verknüpft, nach Menschlichem, das nicht mehr blos Object, nicht mehr blos Geschautes und Begriffenes wäre, ein Besitz des Herzens, Fülle geistiger Nähe, Reichthum der Wechselwirkung. Und dann sind sie so fern, so fremd, da liegt zwischen ihm und ihnen die ungeheuere Kälte des Bewußtseins der geistigen Verschiedenheit, und er möchte sich klein machen, klein wie sie, und seine Füße zu Kinderfüßen, die den Weg zu ihnen zurückfänden, möchte, die er entkleidet mit den scharfen, unbarmherzigen Künstleraugen, wieder umhüllen mit all den Schleiern der Illusion, die sie liebenswerth gemacht, die ihnen so wohl standen — und kann es nicht. Und da liegt sie da, die Künstlerherrlichkeit: da in der Ohnmacht der Desillusion! Kahl und nüchtern steht er da und streckt die Hände aus nach Denen, die er studirt, zergliedert, verrathen und verspottet hat, und bettelt um ein bischen Liebe. Aber sie verstehen es nicht, und wenn sie es verstünden, was hätten sie dem hochmüthigen Verräther anders zu geben als ihre Abneigung?

Konrad Reinhart hatte schon zweimal den Weg von der Mole bis zur Dampferhaltestelle und von da bis zu der kleinen Matrosenschenke, die eigentlich blos ein offener Schuppen mit ein paar rohgezimmerten Tischen und Bänken war, zurückgelegt. Als er sich anschickte, ihn zum dritten Mal zu machen, befand er sich in dieser unzufriedenen, nervösen Stimmung, die

ihn manchmal befiel, und aus der es eigentlich keine Rettung für den, der sie kennt, giebt, als daß er endlich unter sein Selbstgefühl einige neue Scheite legt, um sich den nöthigen Wärmegrad, den man zum Leben braucht, mitzutheilen. Er trug dabei den Kopf gesenkt, und erst als er sich anschickte, sich aus seinem Trübsinn wieder herauszureißen, richtete er ihn auf und ließ die Blicke über Meer und Düne schweifen.

Als sie dabei über jene Holzbude glitten, sah er eine hohe weiße Gestalt an eine der rohgezimmerten Wände gelehnt stehen, eine weibliche Gestalt mit dunklem Haar, deren Gesicht er aber nicht erkennen konnte, weil sie es über Etwas beugte, das sie in Händen hielt und das vielleicht ihr Hut war, an dem sie herumzuspielen schien. Sie stand da, als warte sie auf Jemanden, oder als höre sie Jemandem zu, der ihr gegenüberstünde. Und obgleich sie nur als ein undeutliches Bild vor seinen Blicken schimmerte, sah er, daß sie da im Angesicht des Meeres, mitten in dem unendlichen Grau der Wasser, des Himmels, der Nebel, die Alles umschleierten, des vom Wetter grau gewordenen Holzschuppens, farblos in einer farblosen Welt und doch aus Allem hervorleuchtend durch das Weiß ihrer Gewänder und das Schwarz ihres Haares einen wunderbaren Zauber ausübte. Und er dachte, daß ihre Haare vom Nebel feucht und der Saum ihres Kleides feucht und daß sie über das Wasser hergeschritten sein, große graublaue Augen haben und ein Wasserweib oder die Madonna, die sie stella maris nennen, sein müsse.

Damit näherte er sich.

Welche Poesie in diesem farblos trüben Bilde, in dem sich alles Leben auf die eine Figur sammelte, ein sanftes, träumerisch schweigsames Leben, in dem die einzige Bewegung das leise Streicheln ihrer rechten Hand war, die die weiße Feder liebkoste, und das sanfte Wehen der spärlichen Halme des grauen Strandhafers, der zu ihren Füßen zitterte. Wieviel Poesie, wieviel Stimmung in alledem!

Mit einem Male blieb er stehen.

Hatte er denn Visionen?

Er hatte sich vorgestellt, daß man das malen könne als „Meeresstille“ oder als „Sehnsucht“ oder „Erwartung“, und er hatte dieser Figur Züge gegeben, jene Züge, von denen Gröber behauptete, daß man sie schon zu gut kenne, und hatte ihnen ein friedlich-kühles Meereslächeln gegeben und große graue Augen, in denen eine stille Schwermuth lag, und in die Hände hatte er ihr — an Stelle des Hutes — ein Büschel weiße Akazienblüthe gelegt und hatte sich noch eben darüber gewundert, wie frappant Gestalt und Wuchs der Wartenden vor ihm sich dem Bilde fügten, zu dem jene Züge gehörten — als sie den Kopf aufhob und ihn ansah — mit eben denselben Zügen.

Er war noch gute zwanzig Schritt von ihr entfernt, als er stehen blieb und sie sich in die Augen sahen. Und es war gar kein Zweifel, daß

sie es war. Reifer, schöner, selbstbewußter, als er sie in der Erinnerung trug, blühender, mit flammenden Augen, die Brauen leicht gerunzelt, auf den Lippen Etwas wie Zorn oder wie Schrecken oder Beides, und dann ein schmerzliches Zucken darüber hin wie in einem kurzen heftigen Kampfe, und dann ein ganz leises conventionelles Lächeln, mit dem sie die Neigung ihres Kopfes in Erwiderung seines Grußes begleitete, während sie den Hut auf den Tisch legte und ihre linke Hand auf dessen Rand stützte.

Ja, gewiß, sie war es und — war es doch wieder nicht. —

„Ich habe die Ehre, meine gnädige Frau," sagte er vor ihr stehen bleibend und seinen Hut zum zweiten Male lüftend.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie hier zu erwarten."

„Ah — sehr gütig."

„Gütig? Daß ich nicht wüßte. Lassen wir doch das. Diese Redensarten." Er verbeugte sich nochmals. „Ich meine, wir stehen nicht so zu einander."

„Wir stehen —?"

„Sie wollen sagen: wir stehen überhaupt nicht zu einander? Mit Verlaub, mein Herr, wir stehen sogar in einem ganz genauen Verhältniß," sagte sie scharf. „Sie werden ja doch nicht den Mangel an Muth haben, das zu bestreiten. Es ist hier kein Salon, wo man sich Unstichhaltiges in schöner Form servirt. Wir stehen in einem ganz genauen Verhältniß, das noch dazu aller Welt offenkundig vorliegt: in dem Verhältniß von Künstler zu Modell."

Sie hielt inne, ihre Stimme wurde trocken und hart und versagte ihr zuletzt. Sie war augenscheinlich sehr erregt. Aber dieser Umstand gab Konrad Reinhart keinen Vortheil, denn er selbst war es nicht minder. Seine dunkeln Augen loderten sie düster aus einem bleichen, finstern Gesicht an und sprachen Alles aus, was ihn bewegte: das Entzücken des Künstlers, den Grimm des beleidigten, verrathenen Mannes, das Unsichere, die Verwunderung, die Neugier, was sie geworden, da sie eine so augenscheinlich Andere geworden.

„Sie beklagen sich, daß ich Ihre Züge einigen Gestalten gegeben habe," sagte er trotzdem ruhig genug. „Verzeihung, aber Ihre Züge sind sehr brauchbar, und wir Künstler kennen nur die Rücksicht auf das Brauchbare. Wir sind Sklaven und Märtyrer unseres Berufes" — das sagte er mit einer kühlen Ironie, die diese Behauptung aufzuheben schien — „dafür aber steht uns das Recht zu —"

„Andere mitleiden zu lassen und zu Ihren Sklaven zu machen?" unterbrach sie ihn, dessen Worte vielleicht noch kälter und ablehnender geklungen hatten, als er gewollt. „Ah, welcher herrliche Beruf! Und sein Märtyrer rühmen Sie sich? Ein Jeder hat den seinen und muß die Sorgen und Mühen, die er bringt, mit dem Glücke und der Befriedigung, die ihm daraus erblühen, in Kauf nehmen. Ich weiß: der Künstler hält sich gern

für besonders reizbar und empfindlich — doch auch ein gemeiner Sterblicher mag es sein und ohne daß ihm vergönnt ist, Lorbeeren zu flechten in die Dornen, die er vielleicht trägt. Zum Beispiel wer den Beruf überkommen, in allen öffentlichen Museen Pranger zu stehen, heut im Bischofsaal als die Geliebte eines Troßbuben, morgen am Schandpfahl eines Scheiterhaufens — heut im frechen Putz einer Courtisane, morgen — ach, daß Sie mich schamroth machen!"

Sie schwieg, von Zorn übermannt.

Aber er sagte Nichts. Er verschlang sie mit Künstlerblicken, und vielleicht auch weidete er sich ein wenig an ihrem Schmerz.

„Ja, bin ich denn eine Ehrlose, eine Verworfene? wer giebt Ihnen das Recht, mir mich selbst zu entreißen, mein Lebensglück, meine Ruhe zu kränken, mich vor allen Menschen mit einem Kainsmal auszustatten, als Eine, die nicht mehr sich selbst gehört, sondern der Welt? Haben Sie sich denn nie gesagt, wie Sie mir den Platz untergraben, auf dem ich stehe, wie Sie meinen Antheil auf menschliche Genossenschaft, auf die kargen Schätze des Lebens, auf das bescheidene Behagen des Tages schmälern? Sie sind kein Stümper, dessen Bilder auf ein paar Provinzialausstellungen traurig übersehen in den Winkeln herumgähnen, was Sie malen, malen Sie für die Welt, wen Sie beschimpfen, beschimpfen Sie vor der Welt, wen Sie preisgeben, geben Sie einer Welt preis. Ich frage Sie: welches Ihr Groll gegen ein armes, unfreies, von tausend Widersprüchen umdrängtes junges Mädchen sein mochte — womit können Sie die ungeheuere Beleidigung rechtfertigen, die Sie mir angethan haben?"

Konrad Reinhart schwieg noch immer und starrte sie an. Er hatte seine Augen an ihr gesättigt, wenigstens den ersten Heißhunger, und hatte das leise Gefühl von Genugthuung, das ihm ihr Schmerz gegeben, gekostet; er fing an, über ihre Worte nachzudenken, über die Anklagen, die sie ihm entgegenschleuderte. Warum hatte er nie danach gefragt, wie sie seine Bilder, wenn sie sie sehen sollte, aufnehmen würde? Und er hatte in der That nie danach gefragt. Nie. Er erschrak jetzt fast über den ungeheueren Egoismus, der darin lag, aber doch nur momentan; er war zu sehr daran gewöhnt, den Egoismus einer idealen Aufgabe berechtigt zu finden. Dann sprach er das ruhig aus. Es sei nicht Künstlers Art, über dergleichen nachzudenken. Er wiederhole es, ihr Gesicht hätte ihm gefallen, er hätte es brauchbar gefunden und hätte es verwendet. Er bedauere, wenn er sie damit gekränkt habe, obschon er nicht ganz begreife, wie sie sich in diesem Grade darüber aufregen könne, sich auf seinen Gemälden wiederzufinden; gerade ihre eigene reiche künstlerische Veranlagung hätte ihr das Verständniß seines Verhaltens doch offenbaren müssen. Und während er das sagte, hielt er die Blicke auf das Meer gerichtet und wunderte sich über seine völlige wiedergewonnene Ruhe. Aber sie war ihm fremd in dieser herausfordernden Heftigkeit.

„Ein grauser Beruf, der jede menschliche Theilnahme, alle Tiefe, alle Zartheit des Empfindens aufsaugt in einer Schöpfergabe, die sich zum Göttlichen aufzurecken wagt, um über Menschliches erhaben zu sein,“ erwiderte sie. Aber sie sagte es nicht heftig, mehr mit einem stillen Schauder oder feierlichen Grauen. Dann mit jenem leisen, weichen Ton der Stimme, der ihn ehemals entzückt hatte, und der ihn zwang, sich umzudrehen und sie anzusehen, die wieder mit der leichten Neigung des Kopfes vor ihm stand, die er so wohl kannte und mit der er sie vorhin wiedergefunden, setzte sie hinzu:

„Sonst waren Sie nicht so.“

Er fühlte Etwas wie einen heißen Schmerz in sich aufsteigen, aber er suchte ihn zu unterdrücken, und es klang kalt und rauh, als er ihr entgegnete: „Sonst? vor sechs Jahren meinen Sie? Ach gewiß, damals war ich noch Mensch neben dem Künstler. — Wie? und Sie sind es,“ fuhr er hastiger fort, — denn jetzt, jetzt war sie ganz die Alte, wie sie die Augen jetzt aufhob, langsam und träumerisch, und ihn anlächelte mit dem schwermüthig-verführerisch-räthselvollen Lächeln — „Sie sind es, die kommt, mich anzuklagen, mich zur Rechenschaft zu ziehen, Sie? Was, frage ich Sie dagegen, schiert Sie in Ihrer Kinderstube oder in Ihren Kaffeekränzchen, was ich male oder nicht male? Was schiert Sie der Maler selbst? Sie, die Sie mit diesen Ihren eigenen Händen den Menschen in mir erwürgt haben! Oder wissen Sie nicht, daß Sie mich getroffen haben, wie ein Weib einen Mann nur treffen kann? mit feigster Verräthertücke, denselben Mann, der Sie liebte mit jeder Fiber seines Künstler- und seines Menschenthums? Wissen Sie nicht, daß Sie Ihr eigenes Frauenthum damit in den Schmutz gezogen, Ihre eigene und die Ehre Ihres ganzen Geschlechtes? Und begreifen Sie nicht, daß Sie selbst und Sie ganz allein es waren, die sich meinen Pinseln preisgegeben hat? Denn was sollte mir Ihr Leib, Ihr Gesicht gelten, da mir Ihre Seele Nichts mehr galt? was Anderes, als das Instrument, auf dem ich meine Melodien herunterblies? Wie? haben Sie geglaubt, da Sie den guten, vertrauenden Menschen, dem die Räthsel einer Frauenseele ein Abgrund süßer, heiliger Geheimnisse waren, in mir mordeten, Sie könnten gleichzeitig auch den Künstler in mir erwürgen? Nein, meine gnädige Frau — das war Ihnen denn doch nicht gegeben! Sie konnten mein Herz treffen, aber meine Hände und Augen nicht! Im Gegentheil,“ fuhr er plötzlich, seine Heftigkeit bezwingend, mit schneidender Kälte fort: „Sie haben nicht nur meinem Pinsel zu einem würdigen Modell verholfen, Sie haben meine Kunst gespeist mit sich, meine Kenntniß der weiblich-menschlichen Natur mit Ihrer Feigheit und Ihrem Verrath, und ich sage Ihnen, daß diejenigen Unrecht haben, die den Haß einen Zerstörer nennen — wenn nicht Erzeuger, ist er mir doch Erzieher und Führer gewesen. — Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich mich bei Ihnen auch noch bedanke,“ setzte er mit beißendem Spotte hinzu.

„Der Haß ist immer ein Zerstörer gewesen," antwortete sie leise, und er gewahrte, daß ihre Lippen zitterten und ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Und ich sehe wohl, daß er viel in Ihnen zerstört hat. Aber nicht Alles, nicht soviel Sie selbst denken, nicht jene Tiefe der Menschlichkeit, mit der eben Sie noch so zu hassen vermögen, denn der rechte Haß muß schließlich die Fähigkeit zu sich selbst aufzehren. Der Künstler als solcher aber kann überhaupt nicht hassen. Und weil es so ist, so lassen Sie mich noch ein paar Worte sagen, zu dem Menschen in Ihnen, den ich gekränkt, verrathen und gemordet habe, wie Sie behaupten."

Er antwortete nicht, er sah sie finster an, aber da er stehen blieb, fuhr sie fort zu sprechen.

„Man hat mir eine Erziehung gegeben, die die Fähigkeit zu eigenen Gedanken, zu starken Empfindungen und zu festen Entschlüssen in mir unterdrückte, wie sie die rauhe Luft und die scharfe Hitze oder körperliche Anstrengung von mir fernhielt. Was ich denken durfte, hatten mir Andere vorgedacht, was mir zu fühlen erlaubt war, Andere vorgefühlt, und so lebte ich in einer Welt von Ideen und Idealen, die denen entsprochen haben mochten, die sie geschaffen, aber die in meiner realen Welt keinen Boden hatten. Man hatte meinen natürlichen Verstand verwirrt, mein Gemüth überreizt, meinen Willen gebrochen, man hatte ein Nichts aus mir gemacht, ein verwöhntes, anspruchsvolles, gesellschaftlich als fertig beglaubigtes Nichts. Nur Dreies hatte man in mir nicht ausrotten können: eine gewisse, vielleicht hochmüthige Noblesse des Gefühls, das starke künstlerische Empfinden, das mich in einen verwunderten Gegensatz zu der ästhetischen Rohheit und Verbildung neben mir brachte, und das verworrene, aber tiefe Bewußtsein von der Unzulänglichkeit meines Wesens, das in heißem Ringen nach Befestigung und Entfaltung doch schwankend und unsicher blieb, weil es ihm an jedem Halt fehlte. So aber, in dieser Verfassung traf mich das Unglück, der Ruin meiner Eltern."

„Ich weiß es."

„Ich zweifle nicht, daß es Naturen giebt, die Accommodationsfähigkeit genug besitzen, sich in eine so veränderte äußere Lage leidlich schnell zu versetzen, denen sie vielleicht sogar eine gesunde Cur bedeutet hätte — ungebrochene Willenskraft und eine gewisse heitere Beschränktheit vermögen viel. Ich aber besaß von beiden Nichts. Und so litt ich nun, wo man von mir erwartete, daß ich tapfer wirken solle, und litt dadurch doppelt. Und dann — ich muß es wohl erwähnen — dieses unfrohe Familienleben, diese Nothwendigkeit, immer mit den stärksten Gegensätzen in nächster Nähe rechnen, auf herzlichen Anschluß verzichten zu müssen, wo man ihn so gern gesucht hätte!"

„Ich weiß es, weiß es."

„Darf ich weiter sprechen?"

„Sprechen Sie."

„In dieser qualvoll unerträglichen Situation erschien mir der Mann, der gewillt war, mich ihr zu entreißen, der mir Halt und Schutz zu sein wünschte, wie ein Befreier. Ich liebte ihn nicht, aber ich hielt meine Dankbarkeit und mein Vertrauen und die Befangenheit, mit der mich seine Gegenwart erfüllte, für Liebe, und meine Eltern — ach, sie drängten mich nicht, nein, aber sie insinuirten ihn mir zu jeder Stunde, auf so hundert Arten — und so sagte ich zu seiner Werbung Ja.

Er hatte die Laune, mit einer Veröffentlichung unserer Verlobung warten zu wollen, bis er sich angekauft, das mache sich dann besser auf den Karten und so weiter.

Ich war zuerst heiter, fast beglückt. Aber nun begann das wieder: dieses Erziehen an mir, diesmal nach entgegengesetzten Principien, auf das Forsche, Rücksichtslose hin, Principien, die mir zuerst fast gefielen, nur weil sie den bisherigen widersprachen und weil sie mir die so sehr entbehrte Freiheit der Entwickelung zu versprechen schienen. Aber die im Grunde genommen dieselben waren: alles Individuelle auszurotten und ein Fremdes, Fertiges an seine Stelle zu setzen, ohne Logik, ohne Verständniß meiner, ja der menschlichen Natur überhaupt, als sei eine Seele ein Gefäß, in das man abwechselnd schüttet, was der Zufall giebt. Ich hätte widerstreben, mich aufraffen, mich auf mich selbst besinnen sollen? — o, ich existirte ja nicht mehr, nicht als ein wirkliches, auf sich selber beruhendes Ich. Auf was hätte ich mich besinnen sollen? Ich versuchte vielmehr eine Zeitlang, mich den neuen Wünschen anzubequemen, und erst, da das nicht ging, versank ich in vollständige Apathie, wurde ich so scheu, so unsicher, so muthlos, wie — Sie mich kennen lernten.

Denn damals kamen Sie.“

„Und? — Wollen Sie nicht weiter sprechen?“

„Und Alles — Alles in mir erwachte. Ganz langsam und zögernd zuerst, mißtrauisch, aber doch unaufhaltsam. Wie eine Pflanze die Wurzeln in ein neues, fruchtbares Erdreich senkt, senkte ich die meinen in Sie, Licht und Wärme und Lebensthau in mich einsaugend. Sie — mein Gott, warum soll ich es nicht sagen? — Sie waren mir wie ein höheres Wesen, ich betete Sie an, ganz wie ein solches, ich ließ mein ganzes Dasein aufgehen in dem Ihren, nicht wie in einem fremden, das mich veränderte — wie in einem reicher entfalteten und dennoch mir verwandten, mit einem Gefühl der Rettung, des Gesichertseins, ja — des Einsseins, der reinsten Erfüllung meiner selbst —“

„Und trotzdem —“

„Aber weil Alles das so überschwänglich war, so sehr Anbetung, hielt ich es doch nicht für — Liebe. Nur — als Sie dann sagten — daß Sie mich — da kam es über mich — die Erkenntniß — daß es nichts Anderes sei — und daß es Höheres nicht gebe — Nichts —“

„Und trotzdem —“

„Weil ich nicht wußte, daß Treue dort sein müsse, wo das stärkere, wahrere Gefühl ist — wenigstens so lange uns Unlösliches nicht bindet, — weil ich das nicht wußte, jetzt ein lebendiges Wesen zwar wieder, aber noch lange kein starkes, selbstthätiges, das sich gegen eine äußerliche Verpflichtung aufzulehnen vermochte, die Verpflichtung eines gegebenen Wortes, da — in dieser Unsicherheit und Verworrenheit der Auffassungen und Gefühle — in dieser wahnsinnigen Angst, die nicht mehr wußte, wo Recht, wo Unrecht lag — beging ich jenen moralischen Selbstmord und — Mord, wie Sie sagten, an dem, der meine Seele besaß, und rief, dem ich mein Wort gegeben hatte, und bat ihn — mich von Ihnen zu befreien — und von der Macht, mit der Sie mich — — doch mein Gott, was sag' ich, wozu lass' ich mich hinreißen? Denn nicht darum bin ich gekommen, gewiß nicht! nein, um Sie zu bitten, Sie anzuflehen: nicht noch, noch tiefer erniedrigen Sie mich! lassen Sie dieses Gesicht, dieses unselige Gesicht, für das es soviel schönere giebt, lassen Sie mich selbst frei, die trotz aller Schmach — — ach!" Und sie sank auf eines der rohen Bretter, die als Bänke um die Wände des Schuppens liefen, ließ Arme und Kopf auf den Tisch sinken und schluchzte.

„Nur Eins sagen Sie noch, ein Einziges," flüsterte er über sie gebeugt. „Warum lächelten Sie — damals, als ich ging? warum?"

Sie hob den Kopf wieder auf und sah ihn an. „Lächelte ich denn?"

„Ja, Sie lächelten."

„Und warum sollte ich nicht? über die Tragikomödie und die klägliche Rolle, die ich darin spielte, nicht? Aber ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich verzweifelte und daß ich meinte, es würde mich tödten."

Er seufzte tief und schmerzlich auf. „Nun — Sie haben es ja doch wohl bald verwunden, nicht wahr? — Und darnach, was Sie mir anthaten, darnach fragten Sie überhaupt nicht?"

„Ich wagte nicht zu glauben, daß ich Ihnen — so theuer sein könnte," flüsterte sie, „daß mein Verlust Sie sehr treffen könnte. Vielleicht auch dachte ich gar Nichts in dieser grenzenlosen Verwirrung. — Ach, warum giebt man uns diese Unsicherheit und Schwäche?" fuhr sie leise fort, mit schmerzlichen Blicken zu ihm aufsehend, „warum macht man diese Sklavennaturen aus uns? warum uns unfrei und unwahr und legt dann doch die volle Verantwortung für unser und Anderer Schicksal auf unsere Seele? Will man uns denn niedrig haben, um uns geringschätzen zu dürfen? schwach, um billig der Stärkere sein zu können? Warum macht man uns so thöricht? um uns kritiklos genug zu haben, die Kupferbatzen, die man statt der versprochenen Reichthümer vor uns hinwirft, protzig, als ob das ihren Werth erhöhe, für vollwichtiges Gold zu nehmen? — Ach, Sie wissen nicht, was das ist: dieses Warten auf das Große in der männlichen Natur, die sich neben uns stellt mit dem Anspruch, unsere ganze Welt zu sein, dieses ängstliche Warten auf das, was sich nie erfüllt! Sie wissen nicht, was das

ist, dieses Liebenwollen und Nichtliebenkönnen, dieses Sichanklammern und immer Zurückgedrängtwerden, diese ungeheure Enttäuschung, diese nutzlos gebrachten Opfer, diese Vergeltung aller seelischen Hingabe mit vollwerthiger Geringschätzung. Sie wissen nicht, was dieses Verhältniß von Mann zu Weib ist, das als ein würdiges empfunden wird durch den Stumpfsinn der Gewöhnung, ja als das würdige an sich, sobald es nur legal ist! Wollen Sie es wissen? Moralische Vergewaltigung ist es, sittlicher Todtschlag, eine Wiederholung des Verhältnisses von Herrn und Sklavin: ich lieb' Dich, aber ich will Dich mißhandeln, und so nur lieb' ich Dich."

„Meine gnädige —"

„Ach, sagen Sie Nichts. Es ist so. Mißhandlungen brauchen nicht immer physische zu sein. Und — man braucht nicht einmal verheirathet zu sein, um Alles das zu erfahren. — Oh ich weiß wohl, es giebt Naturen auch unter den Mädchen und Frauen, selbstschöpferische, die sich ihre Welt für sich bauen, energische, die sich ein Glück aus sich aufrichten und mit starken, verächtlichen, unbekümmerten Schritten ihres Weges wandeln, und ich ehre sie. Aber ich bin nicht selbst so, ich bin — Sie wissen es wohl — zu weich im Thon gerathen, trage zu schwer an dem Erbe Jahrtausende langer Unselbständigkeit. — Man findet das wohl sogar liebenswürdig an mir — indessen — Liebenswürdigkeit sollte wohl Anmuth sein — und Niemand trägt anmuthig eine Last.

Aber Sie? Sie sind glücklich, nicht wahr?" fuhr sie sanfter fort, mit einem zärtlichen Blick in den Augen, „Ihnen hat das Schicksal die Kraft gegeben, zu überwinden, und Sie dürfen als einer der Starken und Selbstherrlichen über die Erde schreiten, Alles, was sich zu Liebe oder Haß in Ihr Leben gedrängt, von sich ablösend in großen Werken. Sie sind *nicht* ernstlich — nicht wahr? — der unversöhnte Unüberwinder, als der Sie vorhin zu mir sprachen? Sie wandeln mit dem Haupte über den Wolken hoch über menschlicher Kleinheit und Schwäche, und vergessen ist, was Ihnen Leides geschehen? vergessen von heute an! — der Haß — wie längst die Liebe. Soll es so sein?"

„Vergessen, nachdem ich Sie wiedergefunden? so wiedergefunden?" fragte er dumpf. „Ich, der ich Sie all diese Jahre hindurch in heißester Gluth der Liebe und des Hasses mit mir herumgetragen? Ich, der ich Ihr Bild, Gisela, täglich gesteinigt, nur um jeden Stein zurückfallen zu fühlen auf mein Herz, der ich Sie *heruntergezogen*, beleidigt, verfolgt, gebrannt und getödtet habe, um mich von Ihnen frei zu machen und Nichts damit erreicht, als meine eigene Seele zu beschimpfen und zu kasteien? der ich Sie nutzlos durch die Wüste, über Wolken und auf den Holzstoß fanatischen Wahnsinns geschleppt zu Nichts, als zu erfahren, daß Liebe unauslöschlich ist —"

„Mein Gott! Lieben Männer überhaupt so?" fragte sie leise, mit einem Zittern in der Stimme und ohne ihn anzusehen.

„Männer? ich weiß nicht. Ein Künstler — wie Sie sehen, wohl."

„Aber Sie hielten mich für nichtswürdig."

„Ja, das that ich, und bemühte mich, Sie dafür zu halten. Aber dafür hielten Sie mich — mich fest mit diesem Zauber Ihres Wesens, mit dieser Fähigkeit des Verständnisses, mit dieser Anmuth und Schönheit und dem ungeheuren Räthsel, das Sie mir geworden und das ich nicht lösen konnte! So unlöslich fest.

Aber Sie — ehe wir scheiden — Sie haben für mich Nichts behalten — als diesen Groll, zu dem ich Ihnen freilich allen Grund gegeben — Nichts sonst? — Gisela — Sie scheinen nicht glücklich zu sein — aber das steht in keiner Beziehung zu mir, nicht wahr? ich meine — ich habe nicht zu fürchten — und nicht zu hoffen — Sie verzeihen, es liegt mir ja fern, mein Selbstgefühl mit Ihrem Unglück mästen zu wollen — also zu hoffen gewiß nicht, aber auch nicht zu *fürchten*, — ich hätte mit dazu beitragen, Ihrem Leben den Frieden zu nehmen — — Und also — Sie sind nicht *allzu* unglücklich? im Besitze vielleicht — lieber Kinder? Und haben mich bald vergessen — damals? wie, Gisela?"

Sie war aufgestanden und neben ihn getreten und, indem sie jetzt ihren Hut ergriff, als gelte es die Trennung, sagte sie leise: „Ich bin nicht glücklich gewesen, — nein — doch auch nicht *allzu* unglücklich, nicht so sehr, wie Sie fürchten. Denn — wenn man für Jemanden eine große Liebe hegt, so ist das immer ein Glück und ein Reichthum. Wenigstens für Naturen wie die meine. Zuerst allerdings — habe ich gethan wie Sie: ich habe Ihr Bild zu zertrümmern gesucht — das heißt: nicht eigentlich *Ihr* Bild — eher das dieser Liebe selbst, das wie ein großes, lichtes marmornes Götterbildniß in mein Leben hineinragte, wo es die Decke gesprengt hielt, daß der blaue Himmel über ihm strahlte und Luft und Sonne hineindrang in meine Enge. *Das* habe ich zu zertrümmern gesucht, immer und immer wieder. Aber da es, wenn ich es am Abend in Stücke geschlagen, doch jeden Morgen groß und leuchtend und selig wieder dastand, wie aus einem Tempel in eine niedere Hütte in mein kleines dienstbares Leben getragen, so habe ich es endlich voll Demuth dort belassen und meine Andachten vor ihm verrichtet. — Liebe Kinder? O — mein Freund — glauben Sie denn — man heirathet einen Andern jemals wirklich mit einem solchen — Götterbilde neben sich?"

„Sie — Sie haben ihn nie geheirathet?"

„Nie."

„Und das sagen Sie jetzt erst?"

„Aber wann hätte ich es denn sagen sollen?"

„Und Sie lieben mich noch? ein klein wenig? mich noch?"

„Ein klein wenig nicht — aber — sehr, sehr!"

„Und ich, der ich Sie auf den Holzstoß schleppte! — Und Sie wollen mir verzeihen?"

„Ich glaube — ich hab' schon verziehen."

— —

Als ein paar Minuten später Eduard Gröber am Eingange zur Matrosenschenke erschien, blieb er in völliger Erstarrung dort stehen, beide Hände in die Hüften gestützt, in der einen seinen Hut haltend, in der anderen etwas Weißes, Schwankendes am grünen Stengel.

„Zum Teufel, such' ich Sie da, um Ihnen zu sagen: gratuliren Sie mir, Reinhart, mein Meer wird, wird sehr, und statt dessen — komm ich nun gerade selbst zum Gratuliren zurecht, wie es scheint."

„Ganz wie Sie wollen, lieber College."

„Dann also los! von ganzem Gemüthe natürlich. Aber das — ja — das ist sie ja nun — leibhaftig! Aber — Gott sei gepriesen! — doch nichts Indisches. Was mich nämlich ganz extra freut! aber nicht die Spur! Und das — ist das das böse Lächeln? das menschenmordende, städtezerstörende? Na, hören Sie, Sie Bosnickel unter den großen Malern, lassen Sie sich noch einmal vorreden, daß Sie der Psychologe darunter sind! Und in dieser vertrackten Bude machen Sie Ihre Liebesscenen ab? Ich dächte, mit der Frau brauchen Sie sich vor Gottes Sonne, die sich eben vor Untergang noch einmal herausgebuddelt hat aus der Wolkenmantille, wahrhaftig nicht zu schämen!"

„Da haben Sie Recht! Wollen wir gehen, Gisela? Uebrigens — es Ihnen bald zu gestehen: sie ist gar keine Frau, lieber College — bis sie meine sein wird!"

„Ist sie gar nicht? Na, hören Sie, Sie haben aber unverschämtes Glück. — Und dem verzeihen Sie alle seine Schandthaten?

„Was bleibt Einem wohl übrig?"

„Hm. — Und das war so ganz zufällig, dieses Zusammentreffen hier?"

„Oh nein, nachgereist ist sie mir, um mich schlecht zu machen wegen meiner bösen Bilder."

„Bravo, bravo!"

„Nun — darum — doch nicht ganz allein," gestand die schöne Erfinderin zögernd.

„Sondern?" fragte Reinhart.

Sie erröthete, lächelte, sagte aber Nichts.

„Sondern?" — — —

„Nun, da will ich's Ihnen sagen, Herr Psychologe. Das gnädige Fräulein hat gedacht: haßt er mich blos ein bissel, dann kann ich ihm doch vielleicht wenigstens seine nichtswürdigen Bilder abgewöhnen; haßt er mich aber sehr, so recht sehr ingrimmig — na, dann steckt vielleicht doch noch so — so 'ne verkappte Liebe dahinter, und da — na, da kam sie halt."

„Sind die Seemaler so schlau?"

„Also errathen! Nun, Reinhart, jetzt gratulier ich Ihnen erst doppelt und drei Mal. Sie haben mir was verrathen von Sentiments, Kunst-

gefühl und so dergleichen — ach, Sie, Sie! hier ist viel mehr als Sentiment, hier ist Verstand und Herz auf dem rechten Flecke, hier zu allem Uebrigen — ich meine, was man so Geist und Schönheit nennt, Sie erlauben gütigst, — zu alledem obendrein das Starke, das Gesunde, das Befreiende. Und das ist das Beste."

Inzwischen hatte ihm Reinhart das weiße Büschel aus der Hand genommen, das er jetzt seiner reizenden Begleiterin vor's Gesicht hielt.

„Akazienblüthe," sagte sie lächelnd die Stengel ergreifend.

„Von mir aus dem Küstergarten eigenhändig gemaust. Und das nannte der Unmensch neulich ein „Gräuel". — Bitte, in den schönsten Händen, große Ehre! Na und mein Meer, wie ich mir das gezogen hab' und meine Sonne — da! die verstehen sich auf rechtzeitige Knalleffecte!"

Glühendroth war die Sonne hinter dichten Wolken hervorgebrochen, die dunkelen blutroth bis zum zartesten Hellrosa überhauchend, und purpurn rauschte das Meer heran, Millionen leuchtende Rosen herantragend und an das Ufer streuend zu Füßen seines großen Malers und seiner Begleiter. Ein Meer wie ein Garten in Schiras oder ein blühendes Nelkenfeld, darüber sonnige Winde wehn, wie ein Flammenocean, weinroth und rubinfarben durchfluthet, ein großes, starkes, ewiges, purpurnes Meer, in das die Sonne sich purpurn stürzte.

Franz Stuck.

Von

F. Freiherrn von Ostini.

— München. —

Es war im Jahre 1889. Damals wurde im Münchener Glaspalast die erste Jahres-Ausstellung abgehalten, und aus allen Ecken wie von allen Wänden sprach in den vielen Bildersälen Etwas von Ahnung eines neuen Kunstfrühlings. Ueberall Aeußerungen frischer Kraft, die neue Wege vor sich aufgethan sah, die trunken war an Hoffen und Erwartung, die sich und der Welt alles Erdenkliche versprach. Vom Ausland war gar Schönes da, was Anregung bot, zum ersten Male aber auch bestand die deutsche Malerei in Ehren neben der fremden Kunst, Allen voran Jung-München, so weit es sich frei gemacht hatte von den Ueberlieferungen akademischer Langweile. Es war ein Vergnügen, durch die Säle zu gehen, wie es ein Vergnügen ist, mit sehenden Augen im Frühling durch einen Wald zu schlendern und die Knospen zu beobachten, die allenthalben hervorbrechen. Manche Extravaganz und manches Mißverständniß lief mitunter. Aber es war so viel schönes Wollen und so viel Schaffenslust zu spüren, daß es eine Freude war. Gott, was schimpften die Philister! Sie schimpften in allen Tonarten und mit einer Kraft der Ueberzeugung, als wenn es auf immerdar um Sitte und Geschmack in Kunstdingen bei uns geschehen wäre und alle neun Musen unserm Vaterland unwiderruflich den Rücken gekehrt hätten. Sie schimpften, wie der Philister immer schimpft, wenn man ihm ein Ding vor die Nase hält, das er nicht versteht. Wie miserabel, wie unfein muß auch so ein Ding sein. Sie schrieen Zeter um die Ideale, und Männer mit Plüschcalabresern und

langherabwallendem Haupthaar, Männer, denen man die Autorität in künstlerischen Fragen an der Nase ansah, rümpften selbige Nase mit dem Ausdruck vernichtenden Mitleids und schimpften auch. Sie schimpften mit wohlklingenden und imponirenden Fachausdrücken und noch viel nachdrücklicher als die empörten Kunstvereinsmäcene, sie riefen die alten Meister als Eideshelfer an, und ihre Wuth ward nicht unwesentlich erhöht durch die Ueberzeugung, daß die Concurrenz dieser arroganten „jungen Spritzer" auch in materieller Beziehung ungemein bedrohlich werden könne und daß die alte schöne, ideale Zeit nunmehr dem Ende zugehe, die Zeit, in welcher der Besitz eines stilvollen Carbonarimantels und eines unbeschränkten Haarwuchses immerhin schon wohlbegründete Anwartschaft gewährte auf eine Professur an der königlichen Akademie der bildenden Künste.

Und am meisten und intensivsten schimpften sie über Franz Stuck und seinen „Wächter des Paradieses". Nein, so was! Das sollte ein Cherub sein! Hatte jemals Einer einen solchen Cherub gesehen? Diese Frisur! Und dieses Gewand! Und diese Flügel! Und diese Füße! Keine Spur von Pietät für bewährte Vorbilder und geheiligte Ueberlieferungen! Einfach und schlechtweg eine Blasphemie! Wer Etwas nur von Cherubim verstand, war in tiefster Seele empört! Schneidendes Hohngelächter war der gelindeste Ausdruck dieser Empfindung, und wären die Verbalinjurien, die sich damit verbanden, alle vor den Richter gekommen, unsere Amtsrichter hätten heute noch damit zu thun.

Und die Jury gab diesem Bilde noch dazu eine goldene Medaille! Es war himmelschreiend. Und sie schrieen zum Himmel. Ich glaube, sie schrieen sogar nach der Polizei in ihrer Empörung und ihrem Neide.

Nun sprach man von Franz Stuck in beiden Lagern. Die Jungen und ihre Freunde freuten sich der starken Eigenart, der kühnen Phantasie und der robusten Kraft, die aus seinen Erstlingsbildern sprach — er hatte außer seinem Cherub noch eine drollige Kampfscene von Faunen und eine Innocentia von herb edler Keuschheit ausgestellt —, die Alten expectorirten sich in schon angedeuteter Weise. Jedenfalls war das Interesse für den jungen Künstler in hohem Maße rege geworden. Gekannt hatte man ihn schon längst als Zeichner. Der „Wächter des Paradieses" war sein erstes Oelbild. „Pleinair" nach der Mode des Tages und, nebenbei gesagt, das erste und letzte Opfer, das Stuck der Mode des Tages darbrachte, denn er fand bald seine eigene Ausdrucksweise. Für eine Erstlingsarbeit aber war die Mache jenes Bildes allerdings verblüffend, denn es waren ihr die denkbar schwersten Probleme gestellt gewesen: Alles hell in hell und im Hintergrund ein wahres Feuerwerk voll phantastischer Paradiesesblüthen und geheimnißvoll reizenden Lichtern und Farben. Schon darin offenbarte sich Franz Stucks ganz ungewöhnliche Begabung und Geschicklichkeit für das Technische. Er scheint Schwierigkeiten in dieser Art garnicht zu empfinden. Seine erste plastische Arbeit — ein Erfolg! Seine ersten graphischen Versuche fielen brillant aus;

er radirte und handhabte auch die „kalte Nadel“ wie Einer, der ein Menschenalter schon beim Handwerk ist. Und in der Malerei ist ihm jedes Genre gerecht. Das Figürliche beherrscht er als reichbegabter Plastiker und unübertroffener Zeichner selbstverständlich; aber auch seine ersten Versuche im Malen von weichen landschaftlichen Stimmungen gelangen überraschend. Er trat an seine ersten großen malerischen Aufgaben mit einem Fond von Können heran, das auch seine Gegner verblüffen mußte — d. h. die Ehrlichen davon. Die Andern ließen es mit einem Achselzucken einstweilen genügen und sagten, der junge Himmelstürmer werde sich die Hörner schon noch ablaufen.

Das aber, was die Biederen „die Hörner ablaufen“ nannten, das war Etwas, was der Franz Stuck aus angeborener Bosheit und unverbesserlichem Eigensinn nicht that. Er blieb seiner ersten Art — seine malerische Ausdrucksweise hatte sich logisch und ohne jedes Suchen und Experimentiren aus seiner Zeichenmanier entwickelt, deren erster Grundsatz lautete: sichere Linien und feste Form! — er blieb seiner ersten Art unverändert, wenn auch nicht unverbessert, treu. Auch die Geheimnisse des Farbenzaubers erschlossen sich ihm bald, und wie in allen Zweigen seiner Kunst erlernte er auch hier das Technische spielend und ohne anderen Meister als seinen unvergleichlichen künstlerischen Instinct. Stuck hat sich nie mit den wechselvollen Doctrinen abgegeben, mit welchen sich so viele Maler von heute das Leben sauer machen. Er ist weder Vibrist, noch Pointillist gewesen, noch einer von den „Violetten“, noch einer von den übernervösen Valeurschwärmern, für welche der letzte und höchste Reiz der Kunst im Abwägen der subtilsten Tonwerthunterschiede liegt, er hat auch nie zu der Farbe allein um der Farbe willen geschworen, denn dazu ist er zu sehr Meister der Form. Das ist das Beste und ist das Gute an Franz Stuck: daß er sich mit den Kleinigkeiten in der Kunst, an die so Viele ihr ganzes Wesen verschwenden, nicht abgiebt und ruhig, in souveränem Kraftgefühl dem Großen nachgeht. Ein Zug in's Große, ins Monumentale wohnt auch seinen harmlosesten leichtgeschaffenen Bildchen inne, eine kerngesunde Freude am Schaffen und am Können. Stuck scheint das unschätzbare Talent zu haben, daß er das Ueberflüssige überhaupt gar nicht sieht. Man hat ihm schon alles Mögliche vorgeworfen, aber gewiß noch nie, daß er sich in Nebensachen verloren hätte. Und doch ist Alles fertig, was er herausbringt. „Geschlossenheit“ ist vielleicht die feinste Signatur für ein Kunstwerk, und seinen Arbeiten ist sie fast durchgehends in hohem Maße verliehen. Da ist Alles rund wie ein schön gerathenes Lied, das eine Welt von harmonischen Empfindungen in zwölf Zeilen umfaßt.

Die Ruhe und Stetigkeit, mit der Stuck begann und weiter schritt, das Verschontwerden von dem mörderischen Zweifeln und Tasten, das heute so viele Talente brachlegt, das Alles ist doppelt wundersam, wenn man das Milieu bedenkt, in dem sich der junge Maler entwickelte. Wer

näher zuschaute in den letzten sechs Jahren des Münchener Kunstlebens, der sah, wie sich in wahnwitziger Hast Richtungen und Doctrinen einholten und überstürzten, wie Kleine groß wurden, Große klein, wie Meteore aufflammten in vielbestaunter Pracht und wie es dann wieder Nichts war als ein Zischen und ein Knall, wie sich die besten Freunde um künstlerischer Theorien willen auf Tod und Leben in die Haare geriethen, wie fremde Einflüsse sich geltend machten, den Leuten die Köpfe verdrehten und wieder verschwanden. Wer da näher zuschaute, der sah auch, wie viel wackere Leute da auf immer und ewig die Richtung verloren und wie viele zum Schlusse in des Wortes böseſtem Sinn auf der Strecke blieben. So stürmisch und so schnell hat sich wohl noch kein Wechsel vollzogen, als der, welcher uns von der guten alten Bildchenmalerei in München zur Kunst von heute geführt hat. Die Leute schrien wie besessen um ihre Ideale und um die verlorene Schönheit — und nach drei Jahren fanden sie das schön und selbstverständlich, was ihnen zuerst den Angstschweiß aus den Poren preßte. Heute ist der Sieg der Jungen unbestritten, die Tollheiten und Extravaganzen sind so weit überwunden, daß man sie nicht mehr als wesentlichen Bestandtheil der neuen Kunst ansieht, wir steuern wirklich und wahrhaftig einer nationalen Kunst zu, in der Gedanke und Phantasie und auch ein Bischen Romantik wieder ihr Heimatrecht haben, einer Kunst, ganz wie sie Franz Stuck übt.

Das ist doch ein seltsam Ding! In dem ganzen geräuschvollen Wirrwarr und Tohuwabohu ist er gemüthlich und mit dem Phlegma, das ihn neben aller Energie auszeichnet, immer gerade weiter seinen Weg gegangen, um den sich der Kampf der andere „Jungen" in Schlangenwindungen bewegte. Und wie der wildeste Kampf zu Ende ist, und wie die athemlosen Streiter endlich eine Straße vor sich sehen, ist es die, welche Stuck mit keinem Schritt verlassen hat. Ignoranten und Böswillige haben seinen Namen ja oft als typisch ausgeschrien für das Ueberdieschnurhauen der „Modernen" von gewisser Observanz. Läppisch! Seine Kunst fußt wie nur irgend eine auf einer verständniß- und pietätvollen Schätzung der Alten. Vielleicht beruht gerade in der Art und Weise, wie sich Stuck von den großen Vorbildern der Vergangenheit meistern läßt, seine Verwandtschaft mit Böcklin, welche die Oberflächlichen im Grunde lediglich darin sehen, daß auch er Kentauren und Nymphen malt. Auf die Beiden hat die Romantik der Antike und die üppigere und mehrseitige Gestaltungskraft und Farbenpracht der Renaissance zu gleicher Zeit eingewirkt, und den Beiden ward die Erkenntniß für das erschlossen, dessen Verkennen so manchen anderen fanatischen Apostel der „alten Meister" zur Einseitigkeit geführt hat: daß hinter jeder Kunstoffenbarung immer wieder als Letztes und Höchstes die Natur steht. Wer den Weg über die Meister des Cinquecento, über die hellenische Antike zurück zur Natur nicht verfolgen kann, dem kann kein Titian und kein Michelangelo was lehren! Es ist

einfach das stumpfsinnige Ergebniß einer recht kläglichen Halbbildung, daß sie uns die Ueberlieferungen der Renaissance für sich allein als Evangelium hinstellen und verlangen, daß man den verräucherten Museumsbildern nachmale und pietätvoll dreihundertjährigen Schmutz auf der frischen Leinwand nachmache, daß man die Geberden und das Pathos einer längst vergangenen Zeit zum Muster nehme und daß sich der Künstler in Wahrheit schamhaft herumdrücke um die Zeit, in der er lebt. Pfui Teufel! Es ist gerade, als schäme sich Einer seines Namens oder seiner Familie! In Böcklin und Stuck, in dem wundervollen Greise und dem frisch-kräftigen jungen Mann nun haben wir zwei Künstler, die ihrer Zeit gerecht sind und das werthvollste Erbe vergangener Kunstepochen in sich aufgesogen haben. Böcklin, der Große, den auch seine wärmsten Bewunderer nicht ausmessen, ist, als er noch in voller Schaffens-Blüthe stand, seiner Zeit weit vorausgeeilt, und erst heute holt sie den beinahe Siebzigjährigen ein und lernt ihn allgemach verstehen; Stuck, der in Allem ein Sonntagskind ist, hatte das selten und kaum hoch genug zu schätzende Glück, so recht zu seiner Stunde, zur guten Stunde zu kommen. Sein erster Schritt führt ihn in die rechte Richtung, die erste Thüre, auf deren Klinke er drückt, thut sich auf, und es ist die rechte! Was er versucht, gelingt, was gelingt, findet auch den äußeren Erfolg. Der junge Münchener Professor wird gut daran thun, in Bälde einmal einen Ring in's Meer zu werfen, wenn er anders jenen gewissen Respect vor der Götter Neide hat, der Andern manchmal einen Schatten über den hellen Sonnenschein des Erfolges huschen läßt. Aber vielleicht hat er auch noch das Glück, solche Furcht nicht zu kennen.

Die Lebensgeschichte Franz Stucks ist in recht knappem Raume erzählt, und die Geschichte seiner künstlerischen Entwicklung braucht auch keinen sehr großen Rahmen. Er hatte den großen und seltenen Vortheil, sich selbst sehr früh zu finden, und da war der Kampf nach außen verhältnißmäßig leicht. Am 23. Februar 1863 wurde Stuck zu Tettenweis in Niederbayern geboren als das Kind von einfachen Müllersleuten. Seine Mutter hat er uns selbst einmal in einem radirten Blatte vorgeführt, — ich glaube, es war sein erster Versuch als Aquafortist; er hat sie als schlichte Bauersfrau geschildert, im heimatlichen Kopftuch. Und bei aller bäuerlichen Einfachheit war's doch, wie bei so vielen Künstlern und Poeten, die Mutter, welche den ersten Keim künstlerischen Sinnes in des Knaben Seele weckte. Sie war die einzige Frau im Dorfe, die sich illustrirte Zeitschriften hielt, und das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn zum ersten primitiven bildnerischen Schaffen anzuregen. Als er kaum auf den Beinen stand, fing er denn auch sofort an, Fußboden, Thüre und Wände mit Figuren zu bemalen, „in Kreidemanier", und im Dorfe hieß man ihn als Kind schon den „Maler". In Passau absolvirte Stuck dann die Realschule und kam hierauf an die Kunstgewerbeschule in München, wo er drei Jahre verblieb,

und später auf die Akademie. Von dieser hat er aber nur sehr wenig Gebrauch gemacht, was ein nicht zu unterschätzendes Moment in der Geschichte seines künstlerischen Werdens genannt werden muß. Denn auf unseren Akademien kommt eine Individualität nur selten zu voller und reiner Entfaltung, die Herren Professoren ziehen ja gerade die besten Schüler in der besten Absicht mit Vorliebe in den meist engen Kreis ihrer Anschauungen hinein, und es ist recht kläglich, anzusehen, wie aus einem frisch und kräftig ansetzenden Talente Nichts weiter wird, als ein Abklatsch des betreffenden Meisters. Da hilft nur das „Schule schwänzen", und das bringt wiederum die große Gefahr des Verbummelns mit sich. Franz Stuck hatte eine große und gute Helferin, die ihn davor bewahrte: Frau Sorge. Mit siebzehn Jahren war er darauf angewiesen, sich selbst sein Brot zu suchen, — die große Mehrzahl normal situirter Jünglinge streckt noch um zehn Jahre länger die Füße unter des Vaters Tisch. Unser Kunstjünger suchte nun auf alle erdenkliche Weise Geld zu verdienen, er zeichnete zunächst Caricaturen für die obscursten Witzblätter, entwarf Bierkrüge, die in Zinn ausgeführt wurden, bemalte Teller und trieb so ziemlich Alles, womit sich ein armer Teufel von Akademiker sonst durch die Welt schlägt. Diese Brotarbeiten hatten den Vortheil, seinen starken Sinn für den Stil und für's Decorative zu fördern, der schon an der Kunstgewerbeschule Nahrung erhalten hatte, und der heute noch einen wichtigen Theil seines Wesens ausmacht. Der Kunstverleger Martin Gerlach in Wien wurde auf den jungen Künstler aufmerksam und versah ihn bald mit reichlichen Aufträgen, er gab ihm zu verdienen und sorgte dafür, daß er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Für das schöne Werk „Allegorien und Embleme" in Gerlachs Verlag hat Stuck eine große Zahl eben so sinnig erfundener, als originell und flott gezeichneter Entwürfe gefertigt, die ihn durchaus schon genau so charakterisiren, wie wir ihn heute aus der Bewältigung großer Aufgaben kennen. In seiner Ornamentik ist, obwohl er sich durchaus nicht sklavisch an die derbkräftige Linienführung der alten deutschen Meister anhält, ein Schwung und eine Wucht der Bewegung, wie wir sie an geistig verwandten Zeichnungen Jost Amans kennen, und oft ist seine decorative Wirkung von überraschender Größe. Mit wahrer Freude wird namentlich Jeder, der sich darauf versteht, die zahlreichen Wappen und heraldischen Embleme betrachten, die Stuck für die genannten Werke gezeichnet hat. Die beiden Sammelmappen wurden denn auch und werden auch gar reichlich geplündert, und in allen Winkeln des deutschen Kunstgewerbes finden wir Reminiscenzen an das, was der blutjunge Akademiker damals erfunden hat. Recht wenig bekamen ihn, wie schon angedeutet, seine Professoren zu Gesicht, und sein Lehrer Lindenschmit hatte wenig Freude an ihm. Stuck verdiente bei Gerlach ein schönes Honorar und fühlte wohl auch, daß ihm in künstlerischer Beziehung die Schule nicht viel zu bieten habe. Das Beste, was sie bieten kann, ist ja für ein wirkliches Talent doch nur rein pädagogische Zucht,

und eine energische Natur wie Stuck, die überdies noch durch den Segen von Frau Sorge, durch frühe Kenntniß von des Lebens Noth gefeit ist, braucht der schulmeisterlichen Fuchtel gar wenig.

Als Zeichner gewandter und bekannter geworden, trat Stuck auch unter die Schaar der Künstler der „Fliegenden Blätter" ein, einen Heerbann, unter dessen Fahnen die große Mehrzahl aller tüchtigen Zeichner Münchens gestanden hat. Es ist der Zahl nach nicht sehr viel, was Stuck für diesen Zweck geschaffen hat, aber es ist sehr gut, und namentlich sind die Zeichnungen heiteren Genres meist unsäglich komisch. Es wirkt ganz eigenthümlich, Stucks monumental-plastischen Sinn auch auf die Caricatur angewandt zu sehen, ein Gebiet, für das die Meisten leichte und unbestimmtere Strichführung lieben. Aber gerade durch ihre Drastik und Bestimmtheit wirken Stucks komische Gestalten ergötzlich: der Bauer, der in die Kunstausstellung geräth und dort in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise, sich mit dem Gebotenen abfindet, der Sänger, der mit seines Basses Grundgewalt den Impresario zu Boden schmettert u. s. w. Ein Cyclus allegorischer Bildchen „Amors Mission in den zwölf Monaten des Jahres" ist wohl dem künstlerischen Ausdruck nach durchaus schön und wirksam, aber etwas ungleichwerthig in der Erfindung. Die Aufgabe war nicht recht glücklich. Zwölf verschiedene Aufgaben hat der Liebesgott nicht im Jahre, wenigstens hängen die verschiedenen Aufgaben, die er hat, nicht mit der Verschiedenartigkeit der Monate zusammen. Ganz prächtige Caricaturen Stucks weist auch die Kneipzeitung der Münchener „Allotria" auf; sie sind mindestens gleichwerthig mit den berühmten Zeichnungen Fritz August von Kaulbachs in diesen Blättern, und ein feuchtfroher, übermüthiger Humor spricht aus ihnen. Und Stil, Stil im besten Sinne, ist in Allem!

Erst in jener Zeit, da Stuck für die „Fliegenden Blätter" arbeitete, begann er auch, sich an's Malen zu wagen, und machte sich durch etliche Pastelle — damals kam gerade hauptsächlich durch Piglheins große Erfolge auf diesem Gebiet in München die Pastelltechnik mächtig in Aufschwung — mit der Farbe vertraut. Dann versuchte sich der junge Maler mit einer decorativen Arbeit, einem mehrtheiligen Paravent, in der Oeltechnik, und sein erstes richtiges Oelbild war dann jener Wächter des Paradieses, der ihm 1889 die II. goldene Medaille auf der Münchener Ausstellung eintrug. Wie gesagt, war Stuck damals noch durch mehrere andere Arbeiten vertreten: eine „Innocentia" und ein Bild „Kämpfende Faune". Die Allegorie der Unschuld stellt ein junges, kaum erblühtes Mädchen dar, das einen Lilienstengel in Händen trägt. Unendlich hold und mädchenhaft ist das Gesicht, und doch liegt etwas Fragendes und Verlangendes, etwas Ahnungsvolles in dem Blick dieser großen dunklen Augen, etwas wie der Durst nach fremdem Glück auf diesem schwellenden Mund. In den „Kämpfenden Faunen" offenbart sich schon stark die derbe Lebensluft, die gesunde kraft-

bewußte Sinnlichkeit, die dann in vielen späteren mythologischen Darstellungen des Malers noch stärkeren Ausdruck fand. Vor einer Corona von Nymphen und Bockfüßlern halten zwei junge Faune ein seltsames Duell. Sie rennen mit den Schädeln gegen einander mit voller Wucht. Das dichte Kraushaar auf ihren Köpfen mag den Stoß etwas mildern. Ein allerliebstes nacktes Nymphlein schien die Hauptinteressentin am Ausgang des edlen Wettstreites zu sein — sie schien, denn heute ist sie in dieser Gestalt auf dem Bilde nicht mehr zu finden. Es hängt nämlich in der Galerie des Münchener Kunstvereins, und für diese war die fidele kleine Naturgöttin wahrscheinlich „zu barfuß".

Nicht sehr lange nach seinem erfolgreichen Debut im Glaspalast überraschte Stuck die Münchener durch eine Ausstellung zahlreicher verschiedenartiger Arbeiten im Kunstverein, eine Ausstellung, die seine ganze Vielseitigkeit enthüllte, den Verständigen die volle Ueberzeugung beibrachte, daß man es hier mit einem ungewöhnlich phantasiereichen und kraftvollen Talente zu thun habe, aber auch von Seite der Andern, derer, die immer und überall auf der Welt die „verfluchte compacte Majorität" ausmachen werden, Widersprüche und Hohngelächter erntete. Das waren Sphinxbilder und Bilder vom Paradiese, Stimmungslandschaften, Stillleben, Portraits, die „wilde Jagd", Kentauren und andere Fabelwesen, auch Plastik und Handzeichnungen gab es zu sehen. So lebhaft war in den ehrwürdigen Hallen noch nie discutirt worden, wie damals, und es gab ihrer genug, die den fröhlichen Phantasiemenschen Stuck damals für einen grundverdorbenen Naturalisten erklärten, denn das ist der stärkste Schimpf, den der Kunstphilister einem Maler anzuthun weiß. Und je gröber der Tadel auf der einen Seite fiel, je lauter klang auf der andern das Lob — wie's bei jedem richtigen Kunsterfolge geht. Wer nie mit Koth und mit Steinen geschmissen worden ist vom Pöbel, hat etwas Großes auch nie erreicht. Und das Allerunerhörteste kam: Franz Stuck verkaufte seine Bilder! Und diese Gewohnheit, die ihm die ganz besondere Ungnade vieler Collegen und Mißgönner eingetragen hat, legte er bis heute nicht ab. Er gehört mit seinen 32 Jahren zu den glücklichen und wenigen deutschen Künstlern, die wissen, daß so ziemlich jede Arbeit ihnen auch materiellen Erfolg bringt. Arnold Böcklin, der Große und Unerreichte, ist ein Greis geworden, bis er so weit kam, ja es ist noch nicht zwei Jahre her, daß er endlich so weit ist, die volle Frucht seiner Arbeit zu ernten.

Es war viel Schönes in jener ersten Sammelausstellung Stucks, und am allerstärksten ist mir heute noch der Eindruck einer „Sphinx" vor Augen. Das Figürchen war fast winzig im Verhältniß zur umgebenden Landschaft. Hochoben über einem schwarzen Abgrund, dessen feuchte Kühle man ordentlich fühlte, lag das unheimliche Thierweib im fahlen Licht. Eine dunkle Haarmähne quoll über die vollen weißen Brüste herab, die eine Tatze war über den Rand des Abgrunds gelegt, in dessen unbestimmtem Düster man sich

die Leichen ihrer herabgestürzten Opfer vorstellen konnte. Ich habe das Grauen wirklich nicht leicht besser gemalt gesehen, als in dieser Sphinx mit ihrem zollangen Figürchen. Sie muthete freilich mehr wie ein nordisches Phantom an, denn wie ein Phantasiegebilde des sonnigen Südens, und der Ort, wo sie lag, hätte wohl ein besonders gesegneter Winkel aus Niflheim sein können. Ganz anders aufgefaßt war die Dame mit dem Löwenleib in einem größeren Bilde „Oedipus, das Räthsel der Sphinx lösend". Da war sie nicht mehr das bewegungslos lauernde Verderben, da war sie der sprungbereite Haß mit durchbohrendem Blick, mit gespannten Fibern. Ruhig, mit stilisirten Conturen, fast steif steht der Sohn des Laios vor ihr, mit der linken Hand eine Bewegung machend, wie Einer, der Jemandem an den Fingern vorrechnet: Wie heißt das Thier, das Morgens auf vier, Mittags auf zwei, Abends auf drei Füßen geht?" Dann war da ein Kentaur, der einem holden Kentaurenweibchen in toller Liebesbrunst nachjagt, ein Kentaur, der einem Hirschmenschen von der Seite heranstürmend den Pfeil in die Brust sendet, ein Kentaurenpaar, das schwärmend in den sinkenden Schatten des Abends steht und der untergegangenen Sonne nachblickt. Hier wie in einem „Abend am Weiher" voll Duft und Weichheit und einem entzückenden „Forellenweiher", den er später auch mit vielbewundertem Geschick radirt hat, offenbarte sich Stuck zum ersten Male auch als Talent für die Stimmungslandschaft, als Eindrucksmaler, der, ohne je irgend einer coloristischen oder impressionistischen Secte zugeschworen zu haben, an die Aufgaben der Naturschilderungen mit den Waffen der ganzen modernen Errungenschaften der Farbentechnik herangeht.

Mit jedem Ausstellungsjahr nun überraschte Stuck dadurch, daß er eine neue Seite seiner Begabung entpuppte, seine Freunde, erwarb neue dazu und gab seinen Feinden neue Schlagwörter in die Hand. Er schickte ein plastisches Werk in die Ausstellung des Glaspalastes, einen Athleten, der mit Aufbietung aller Kräfte eine schwere Kugel langsam empor „stemmt". Alles war überrascht, wie vollkommen der junge Maler auch die bildhauerische Technik bewältigte, wie wundersam die Statuette die Anspannung der Muskel- und Willenskraft zum Ausdruck brachte. Von diesem Athleten sind ungezählte Abgüsse verkauft; in Bronze besitzt ihn u. A. die Berliner Nationalgalerie, die Hamburger Kunsthalle, das Nationalmuseum in Pest. Stuck hatte schon vorher einen reizenden Nautiluspocal modellirt — ein köcherumgürteter Amor, der auf einer Schildkröte steht, trägt die Muschel — dann die Statuette eines verwundeten Kentauren, ein paar zierliche Reliefs. Später entstand ein Relief des ersten Menschenpaares, mit zwei prächtigen nackten Leibern, und zur Zeit, da ich dies schreibe, ist Stuck eben daran, ein Relief zu vollenden, das zwei Serpentintänzerinnen in etwas antikisirender Gestalt schildert. Soweit der Plastiker Stuck bis heute; es giebt Leute genug, die behaupten, seine Begabung gravitire überhaupt nach dieser Seite — jedenfalls steht das, was er hierin schuf, weit

über dem, was sonst ein gelegentlich in einer anderen Sparte sich versuchender Künstler zu leisten pflegt, und etwas Bildhauerisches ist ja in vielen, ja in den meisten seiner Bilder; die fest umrissene, concise Form aller seiner Gestalten, die kraftvolle plastische Herausarbeitung, sogar die Art, wie er durch starke coloristische Mittel, durch kühne Anwendung complementärer Gegensätze, durch die Zusammenstellung der tiefsten Tiefen und des hellsten Lichtes seine Bildwirkung erreicht, zeugen davon. Die Form ist auch dem Maler Stuck das Höchste, und darum ist seine Kunst auf so gesunder Basis gegründet. Darum hatte er nie Zeit und Lust, sich in Versuchen nach jenen zahllosen malerischen Theorien auszugeben, die uns der Westwind immer wieder von der Seine herüberwehte, darum hat seine Kraft auch nie unter den gefährlichen Doctrinen gelitten, die Alles bald wie mit halbzugekniffenen Augen, bald wie durch farbige Gläser gesehen haben wollen, bald auch ihre Farbenregeln einfach aus optischen Gesetzen construiren. Das war ja Alles recht interessant und hatte seinen Grund und seinen Zweck in der kunstgeschichtlichen Entwickelung unserer Zeit. Die Masern und der Scharlach haben auch ihren Zweck in der Entwicklung eines Menschenleibes, aber sie dauern nicht, Gott sei Dank! und das Andere dauerte auch nicht. Und am gesundesten gingen aus der ganzen Entwicklungsperiode doch diejenigen hervor, welche, wie Franz Stuck, die beredeten Kinderkrankheiten eben gar nicht gehabt haben. Darum blieb Jener doch ein durch und durch moderner Maler und trat genau an den richtigen Platz, als er sich der Münchener „Secession“ anschloß, in der er heute eine führende Rolle spielt, für die er neben Uhde künstlerisch am meisten bedeutet.

Eine seiner meist umstrittenen Arbeiten war der „Lucifer“, den er, wenn ich nicht irre, ein Jahr nach dem „Wächter des Paradieses“ im Münchener Glaspalast ausstellte. Das Bild ist bekannt. Der Fürst der Finsterniß sitzt unheilvoll brütend im Dunkel seines Orkus, kraftvoll, nackt, wuchtige Rabenflügel an den Schultern, das Kinn auf die linke Hand gestützt. Ein scharfer Lichtstrahl von oben malt neben ihm ein Lichtkringel auf den Stein — ein qualvolles Memento an vergangenes Wandeln in der Helle. Wie Pantheraugen leuchtet's unter den Brauen des Dämons hervor. Das Bild hat einen weiten Weg gemacht — es ist heute im Besitz des Fürsten Ferdinand von Bulgarien. Der Coburger hat Stuck bei einem Besuch in dessen Atelier selbst erzählt, daß die bulgarischen Minister sich in hellem Schrecken bekreuzten, als sie das Conterfei Sr. höllischen Majestät zu Gesicht bekamen.

Eine Reihe größerer Bilder ist von nun ab mit jedem Jahre entstanden und hat den Weg über die deutschen Ausstellungsstädte gemacht. Zuerst in München und dann in Berlin wurde die „Pietà“ gesehen, ein eindrucksvolles Werk, dessen Composition so recht Stucks persönlichster Eigenart entspricht. Der Leichnam des Heilands liegt wagerecht ausgestreckt, in scharfem Profil gesehen, auf einem Marmorsockel. Vor der Leiche steht

die Madonna hochaufgerichtet, die Hände in wildem Schmerze vor's Gesicht gepreßt. Ihre Gestalt schneidet den — wunderschön gemalten — Körper ihres Sohnes im rechten Winkel; eine Laune des Künstlers, die alle bisher gepredigten, probaten Sätze der Compositionslehre auf den Kopf stellte und doch hier zu einer eigenartig starken Wirkung verhalf. Es macht einen Eindruck wie irgend eine absichtliche starke Dissonanz in einem Musikwerk. Der Schmerz einer Mutter, die an dem zerfleischten Leichnam ihres Kindes weint, kennt keine Rücksicht auf die ästhetischen Lehren vom pyramidalen Aufbau.

Uebrigens ist die Vorliebe für rechte Winkel eine bekannte Eigenart Stucks und durch viele seiner Bilder und Zeichnungen zu verfolgen. Sie hat ihren Grund wohl in seiner specifischen Veranlagung für Plastik, Größe und Ruhe sind ihm untrennbare Begriffe, er liebt es, die Körper fest und schwer auf ihre Basis zu stellen, wie er eben Sicherheit und Bestimmtheit zeigt in Allem. Ganz besonders bei decorativen Entwürfen hat Stuck mit seinen rechten Winkeln und symmetrischen Compositionen stets eine große Würde und Feierlichkeit erreicht, die immer auch recht deutlich zeigte, wie gut er in den Geist der Antike eingedrungen ist.

Die stärkste Probe von der unbändigen Kraft, welche in diesem jungen Talente steckt, gab wohl bisher die im Jahre 1892 entstandene Kreuzigung Christi. Das war einfach groß, von einer Wucht, die in Manchem fast bis an die Grenzen der Derbheit ging, und geeignet, Jeden in tiefster Seele zu packen, der nicht ein deutscher Durchschnittsbildungsphilister war. Die schrieen freilich wieder Zeter und Mord, die zu dieser Gattung zählten, und namentlich eine von den anerkannten Größen der Wiener Kritik, welche das Kunstleben der vergnügten Donaustadt seit Jahrzehnten so nachdrücklich niederzuhalten wissen, fand der Grobheiten gar nicht genug für die Brutalität des jungen Malers. Und doch war das Bild so schön und brachte die erschütternde Macht der Erlösungstragödie tausendmal überzeugender zum Ausdruck, als es auf irgend einem bewunderten Professorenbild neuer deutscher Schule zum Ausdruck kommt. Gegenüber der Stuck'schen Kreuzigung hing damals im Glaspalast eine Pietà dieser Art, die sich der bayerische Staat schleunigst für seine Galerie sicherte. Daran war freilich Nichts zu entrüsten, und das Meiste, was darauf war, hatte irgend ein alter Meister schon vorgedacht — die Kapellmeistermusik eines Akademieprofessors. Am stärksten ärgerten sich die Leute über den schwarzen Mantel des Johannes auf Stucks Bild, ein riesiges Stück tiefster Dunkelheit, das ein Fünftel des gesammten Bildes einnahm, und dann über die ganz in den Vordergrund gerückte herkulische Gestalt des im Todeskampfe verzweifelnden linken Schächers. Und doch trugen gerade diese beiden Momente so viel dazu bei, das Ganze groß und mächtig wirken zu lassen. Die rohe Kraft der Glieder des Verbrechers ließ das Dulderthum des sterbenden Erlösers, der so matt und widerstandslos am Marterholze hing, wundersam hervortreten, und durch die tiefe Dunkelheit

jenes Mantels leuchteten die nackten Glieder der gekreuzigten Männer wie in magischem Lichte aus dem Bilde heraus. Aber mehr noch als sonstwo in der Kunst gilt in der religiösen Malerei des Abweichen von der Schablone als Verbrechen, und mit wahrem Fanatismus hüten seine Berufenen diese Auffassung. Ein Berliner Kunstfreund war geistvoll genug, zu erkennen, daß dieses Bild erst ganz zur Geltung käme, wenn es auf seinen rechten Platz gelangte, in die dämmerige Einsamkeit und feierliche Stille einer Kirche. Er wollte das Bild kaufen und einer Berliner Kirche schenken, aber er hatte seine Rechnung ohne ein hohes Consistorium oder Oberconsistorium — ich bin nicht genau informirt — gemacht. Man wies das Geschenk äußerst höflich, aber kalt zurück, und der Berliner Kunstfreund kaufte nun natürlich das Bild nicht. Wunderbarer Wandel der Zeiten! Wie hat einst die Religion die Kunst emporgehoben, wie hat diese jener die höchsten Förderungen und Anregungen verdankt! Und heute — wenn jetzt ein Michelangelo käme, er dürfte seine Deckenbilder, wie er sie für die Sixtinische Capelle gemalt, wie saures Bier ausbieten, die maßgebenden Persönlichkeiten lehnten dankend ab und bestellten lieber für ihr gutes Geld miserablen Schund in Kunstanstalten.

Gut, daß der Schaupöbel nicht Recht behält, wenigstens nicht Recht behält für die Kunstgeschichte. Die geht ihren Gang, wie die Andern, und in ihre Tafeln wird schließlich doch nur eingegraben, was von Anfang die Meinung der Verständigen war. So viel wie bei jedem einzelnen Werke Franz Stucks von Anfeindung und Mißverstehen zu berichten war, im Großen und Ganzen hat er sich wahrhaftig nicht über Mangel an Erfolg und Anerkennung zu beklagen. Er ist im Gegentheil der Erfolgreichste unserer jüngeren deutschen Malergeneration und ebenso viel gerühmt als bestritten, und in diesem Falle wäre ein unbestrittener Erfolg nur ein halber.

Das letzte größere Werk Franz Stucks, der sich als einer der Ersten bei Spaltung der Münchener Künstlerschaft den Secessionisten angeschlossen, war die 1894 in der Ausstellung dieses Vereins viel beachtete und vom bayerischen Staat für die Pinakothek angekaufte Allegorie „Der Krieg". Auf schwarzem Pferde reitet der Dämon der Vernichtung über das Gewirr von nackten Leichen hin und mustert seine Arbeit. Ein grausames, kaltes Gesicht trägt der Furchtbare zur Schau, ein Antlitz, in dem sich der finstere Hochmuth eines Napoleon I. und die Bestialität eines römischen Cäsaren unheilvoll vereinen. Im Todeskampfe zucken die Gefallenen unter ihm, und sein Roß zögert, den Huf zwischen die Menschenleiber zu setzen, das Thier schaudert, nicht aber der Reiter. Am Horizont flammt ein Streifen düsterrother Gluth auf, verwüstete Dörfer und Städte. Eine wirklich machtvolle Versinnlichung der Gräuel des Krieges, die eindringlicher gegen diese unsterbliche Geißel der Menschheit predigt als die schönste Versammlung vom Friedensvereine mit Originalvorträgen von Bertha von Suttner und andern Auserwählten! Das Bild schlug gewaltig durch und machte gar

Manchen von des Künstlers bisherigen Gegnern zu seinem Anerkenner. Hier sah doch schließlich auch Jeder, der sich mit des Malers Ausdrucksweise nicht befreunden konnte, den reichen Gehalt an wahrem Künstlerthum.

Zahlloser kleiner Bilder können wir hier nur sehr cursorisch gedenken. Stuck hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Faun- und Kentauren-geschichten, Medusen und Furien und Amoretten in kleinerem Formate gemalt, in jedem Bilde irgend ein interessantes Farbenproblem spielend lösend und oft einen unbändigen, hinreißenden Lebensübermuth verrathend, wie er nur gesunder, selbstbewußter Kraft entspringt. In seinen Landschaften weiß er durch große, poetische Stimmung zu packen, in seinen Portraits zieht die verblüffende Sicherheit der Form an, mit der er jedem Menschen-antlitz eine fast monumentale Bedeutung zu leihen weiß, dabei der höchsten Einfachheit huldigend und selten mehr als Kopf und Hals in den Rahmen bringend. Eine seiner besten Arbeiten stellt einen in's Antike übersetzten Serpentintanz zweier duftig gewandeter Schönen dar; mit großem Geschick ist der Eindruck wirklicher Bewegung dadurch erreicht, daß zwei in entgegen-gesetztem Sinne sich bewegende Tänzerinnen einander gegenüber gestellt sind. In der diesjährigen Sommerausstellung der Secession wird hier wohl das neue Sphinxbild zu sehen sein, das bereits fertig im Atelier steht. Es schildert eine lebensgroße Sphinx und einen Jüngling, welcher minder klug als Oedipus, die Antwort auf die Räthselfragen schuldig bleibt und dafür von der gefährlichen Dame zu Tode umarmt wird. Eine elementare Macht der Leidenschaft beseelt die Scene; als Colorist greift Stuck zu immer stärkeren und einfacheren Mitteln. Er malt jetzt fast Alles mit Syntonosfarben, Wasserfarben, die sich wie Oelmalerei behandeln lassen und überraschende Leuchtkraft erzielen. Auch der „Krieg" ist mit diesen Mitteln geschaffen.

Stucks Atelier ist vornehm-schön und für den Künstler ungemein charakteristisch eingerichtet. Kein bunter Wirrwarr von Curiositäten und Alterthümern, Alles einfach, nobel und wunderschön in der Farbe. An den Wänden hängen werthvolle Gobelins, und allenthalben sind Abgüsse nach besonders schönen Antiken angebracht, deren Bemalung Stuck so virtuos ausführte, daß man recht alte Stücke aus werthvollem Stoff vor sich zu sehen glaubt. Auch etliche seiner Büsten aus der italienischen Renaissance stehen auf Schränken und Truhen.

Das Alles mag wundersam anregen zum Schaffen, und in dem vornehmen und behaglichen Milieu wird sich das Talent des Künstlers, der den Sorgen freudloser Brodarbeit sich da so weit entrückt sieht, wohl schön und stetig weiter bilden. Die Art, wie es sich bisher entwickelt hat, leistet Bürgschaft dafür, daß seine Kraft sich nicht verflacht unter dem Eindruck der andauernden Erfolge. Dafür ist sie zu stark und zu gesund und wurzelt zu tief in echter deutscher Volkskraft.

Aus alten Briefen.

Die Familie La Roche und ihr Freundeskreis in den Jahren 1760—1780.

Von

R. Hassencamp.

— Düsseldorf. —

Unstreitig zu den interessantesten Frauengestalten Deutschlands im vorigen Jahrhundert gehört Sophie von La Roche, geb. von Gutermann (geb. 1731, gest. 1807), die Jugendgeliebte und langjährige Vertraute Wielands, die mütterliche Freundin Goethes, der sich zu ihrer Tochter Maximiliane schwärmerisch hingezogen fühlte, die Großmutter des Dichterpaares Clemens und Bettina Brentano. Ihre eigenen poetischen Werke sind freilich jetzt vergessen und verschollen, unter den Zeitgenossen aber hatte sie ein bedeutendes Aufsehen erregt; sie hatte den empfindsamen Roman in der Manier Richardsons nach Deutschland verpflanzt und so wesentlich dazu beigetragen, jene eigenthümliche sentimentale Weltanschauung groß zu ziehen, die erst mit dem Ausbruch der Revolution ihr Ende gefunden hat. Selbst vielseitig gebildet und dichterisch veranlagt, verrieth sie für alle Gebiete der Litteratur ein reges Interesse und suchte namentlich mit litterarisch bedeutenden Menschen in Verbindung zu treten; begünstigt und gefördert wurden diese Bestrebungen durch die häuslichen Verhältnisse; denn ihr Gatte Michael Frank von La Roche, der schon als gesetzterer Mann dem 23jährigen Mädchen die Hand gereicht hatte, war selbst ein begeisterter Verehrer von Rousseau und Voltaire und hatte namentlich von Biberach aus, wo er seit 1761 die Güter seines Freundes, des Grafen Friedrich Stadion, verwaltete, mit bedeutenden Männern Süddeutschlands und der Schweiz Beziehungen angeknüpft, und als er 1771 als kurtrierscher Kanzler an den Hof des Kurfürsten Clemens Wenceslaus berufen wurde, bildete sein schön gelegenes Haus in Ehrenbreitstein, wie wir vor Allem

aus der bezaubernden Schilderung Goethes in „Wahrheit und Dichtung" wissen, den Sammelpunkt für alle bedeutenden Männer, die jene Gegend besuchten. Aus diesen vielfachen Beziehungen entwickelte sich wieder ein reger Briefwechsel der Familie mit hervorragenden Zeitgenossen. Vieles von dieser Correspondenz ist im Laufe der Jahre untergegangen, gar Manches mag auch noch vergessen in alten Familienpapieren ruhen, aber auch derjenige Theil des Briefwechsels, zu welchem dem Schreiber dieser Zeilen der Zutritt verstattet wurde — es sind dies die Briefe, die in die Hände von Sophiens zweitem Sohne übergingen — ist noch außerordentlich vielseitig und umfangreich. Einiges davon ist schon veröffentlicht: so hat 1879 von Loeper 44 Briefe Goethes an Sophie aus den Jahren 1774—1780 abgedruckt, und ebenso hat der Unterzeichnete 100 Briefe Wielands im vorigen Jahre der Oeffentlichkeit übergeben; alles Andere ist noch ungedruckt. Eigenthümlich muthen uns in der Gegenwart, wo ein eleganter Briefstil überhaupt in Vergessenheit gerathen ist, jene formgewandten Gefühlsergüsse aus dem vorigen Jahrhundert an: ein Jeder giebt hier seine ganze Persönlichkeit, und zum Theil sind es höchst interessante Charakterköpfe, die uns aus diesem Briefwechsel entgegentreten: da lernen wir Julie von Bondeli kennen, Wielands Schweizer Braut und Rousseaus geistreiche Freundin, ferner J. G. Zimmermann, den berühmten Arzt und Vertreter der Popularphilosophie, J. Iselin, den Baseler Professor und philosophischen Geschichtsschreiber, Carl von Dalberg, den späteren Fürstprimas des Rheinbundes, eben so begegnet uns J. R. Lenz, der geniale Freund und spätere Nebenbuhler Goethes, eine der interessantesten Erscheinungen der Sturm- und Drangperiode, der gleichfalls von Goethes Straßburger Zeit her bekannte Jung-Stilling, ferner das Dichterpaar der Gebrüder Stolberg mit ihrem ganzen Verwandtenkreise, Boie, der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs und eigentliche Begründer des Hainbundes, Heinse, der geniale, aber sinnlich veranlagte Verfasser des Ardinghello, der Mainzer Forster, der spätere Anhänger der Revolution, und viele Andere. Wenn wir es daher wagen, die einzelnen Freunde der Familie etwas zu zeichnen und aus ihren ungedruckten Briefen eine kleine Blumenlese vorzuführen, so hoffen wir, daß diese Darstellung, bei der wir uns nur auf die Zeit des Biberacher und Coblenzer Aufenthaltes der Familie La Roche, also auf die Jahre 1761—1780 beschränken wollen, ein Spiegelbild der geistigen Bestrebungen dieser Periode darbieten und daher auch des allgemeinen Interesses nicht ermangeln wird.

I.

Von vereinzelten Schreiben Wielands abgesehen, hebt unser Briefwechsel erst mit dem Anfange der sechziger Jahre an. Damals war La Roche seinem Freunde, dem Grafen Stadion, nach Schwaben gefolgt und hatte in Biberach die Direction der gräflichen Güter übernommen, Sophie

aber hatte daselbst ihren Jugendfreund und früheren Geliebten, den Dichter Wieland, als Senator wiedergefunden. Durch Wieland wurde La Roche, der seither eine wesentlich französische Geschmacksrichtung besessen hatte, in die deutsche Litteratur eingeführt; durch ihn wurde der Verkehr der Familie mit seinen Schweizer Freunden angebahnt. Direct läßt sich dies von Wielands geistreicher Freundin Julie von Bondeli aus Bern (geb. 1731, gest. 1778) nachweisen. Solange der Dichter selbst in Bern weilte, hatte er in den Banden dieses Mädchens geschmachtet, das sich nicht durch Schönheit, aber durch klaren Verstand, hohe Bildung und eine unvergleichliche Anmuth des geselligen Verkehrs auszeichnete; als er aber nach Schwaben gekommen war, da hatte er zwar anfangs noch öfters an Julie geschrieben; bald aber hatten es ihm der anregende Verkehr in der Familie La Roche und die schönen Augen der Frau von Hillern, einer Schwester Sophiens, derart angethan, daß Julie in Kurzem in Vergessenheit gerieth. Diese hielt ihren Freund für leidend und wandte sich daher am 3. Juli 1762 an Sophie von La Roche, deren Name in Wielands Briefwechsel oft genannt sein mochte, um sich Nachrichten über den gemeinschaftlichen Freund zu erbitten. So treten die beiden Frauen in einen regen Briefwechsel, der bis zu Juliens Tode fortdauerte.

Ein vorzügliches Unterhaltungsthema in Juliens Correspondenz bilden Nachrichten über jenen großen Franzosen, der durch seine Schriften in den Ideen und Anschauungen der gebildeten Welt eine völlige Umwälzung hervorrief; wir meinen Jean Jacques Rousseau. Julie von Bondeli hatte Rousseaus Hauptwerke, die neue Heloise und Emil, im Anfange der sechziger Jahre studirt, und unter dem Zauber dieser Werke hatte sie in Briefen an Freunde ihrer mächtigen Erregung und ihrer Verehrung für den Autor offen Ausdruck gegeben. Rousseau war von ihren Anschauungen in Kenntniß gesetzt worden und hatte daraufhin mit der Berner Dame selbst eine Correspondenz eröffnet, auf Grund deren der französische Philosoph schon am 12. October 1763 schrieb: Mademoiselle Bondeli vereinigt in sich, was sich selten findet: Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, Richtigkeit und Anmuth, den Verstand eines Mannes und den Geist einer Frau, die Feder Voltaires und den Kopf Leibnizens." Da Rousseau 1762 in Motiers bei Neufchâtel Unterkunft fand, so bot sich für Julie auch die Gelegenheit, bald näher mit dem hervorragenden Talente bekannt zu werden. Jedoch kam die schon 1762 geplante Zusammenkunft damals noch nicht zu Stande, und erst 1765 sollte Julie von Bondeli das Glück haben, persönlich mit dem Dichter zusammenzutreffen. Ihre Briefe an Sophie von La Roche aber nehmen fast auf jeder Seite Bezug auf den Genfer Philosophen. Sie sammelt Nachrichten über diesen Mann und setzt ihre Freundin davon in Kenntniß: so schreibt*) sie ihr am

*) Sophie von La Roche hat selbst die Nachrichten ihrer Freundin über Rousseau für so werthvoll erachtet, daß sie einen Theil in ihrem Werke „Mein Schreibtisch",

14. Januar 1763, daß er an seiner Lebensgeschichte arbeite, die aber erst nach seinem Tode herauskommen solle; jetzt verkürze er sich die Zeit damit, daß er Schnürbänder anfertige und unter Clavierbegleitung die Lieder der Savoyarden singe. Sie berichtet Sophien von dem Besuche des befreundeten Schweizers Kirchberger bei Rousseau, dem der Genfer Philosoph die Fortsetzung des Emil vorgelesen habe. Mit der Entwicklung dieses Werkes kann sie sich übrigens nicht einverstanden erklären; namentlich mißbilligt sie es, daß die Heldin dieses Romanes ihrem Gatten in Paris einen geschlechtlichen Fehltritt gestehe; sie wolle lieber auf die Fortsetzung des Emil verzichten, als Antheil an dem Skandal nehmen, den diese Darstellung veranlassen werde. In einem zweiten Briefe vom 21. September 1765 beurtheilt sie den berühmten Theil des Emil, den man als das „Glaubensbekenntniß des Vicars" zu bezeichnen pflegt; sie betrachtet diesen Theil als den Nothschrei eines nach Religiosität dürstenden Herzens und bricht eine Lanze für den Verfasser in seinem Kampfe gegen die frivolen Spöttereien der Atheisten, als deren Häupter ihr Diderot und d'Alembert erscheinen. Vor Allem dünkt es ihr lächerlich, daß auch hübsche Pariser Weiber den Philosophen in's Handwerk pfuschen; namentlich das Frauenzimmer sei auf den Gottesglauben angewiesen. Einen Monat später berichtet Julie wieder über Rousseaus Befinden an Sophie; sie schreibt, er leide fürchterlich und sei gezwungen, am Tage Holz zu hacken, wenn er erträgliche Nächte haben wolle. Einmal durch die Aerzte betrogen, enthalte er sich aller Arzeneien. Seinem letzten Briefe habe er einen Aufsatz über theatralische Nachahmung beigelegt, der einen Theil seines Schreibens an d'Alembert ausmachen sollte, und in dem er den Standpunkt Platos gegen Dichter und Maler einnehme. Sodann betont sie, das Vergnügen ihres Briefverkehrs mit Rousseau werde dadurch gestört, daß er darauf bestehe, ihr Schmeicheleien zu sagen; dieses philosophische Zuckerwerk eines Rousseau sei ihr äußerst unbehaglich. In einem Schreiben vom 27. März 1766 berührt Julie Rousseaus Reise nach England und entwirft den Plan des zweiten Theiles des Emil, ein halbes Jahr später behandelt sie in ihrem Briefe die Differenzen zwischen Rousseau und dem englischen Geschichtsschreiber Hume, der mit ihm die Reise nach England angetreten, sich aber bald mit dem reizbaren Genfer Philosophen entzweit habe. Rousseau beschwere sich darüber, daß Hume ihn auf die Schulter geschlagen habe, namentlich aber auch über einen seiner Person nachtheiligen Brief, den man dem König von Preußen zuschreibe und den Humes Freunde zuerst gezeigt haben sollten. Julie selbst aber stimmt dem Urtheile derjenigen bei, welche beide Männer für rechtschaffene Charaktere ansehen: Rousseau besitze ein höchst reizbares, durch traurige Erfahrungen unruhig

---

Leipzig 1799 II. S. 144—165, 178—180, 189—192, 214—222 angeführt hat. Wir beschränken uns auf diejenigen Stellen, die noch nicht gedruckt sind.

gemachtes Herz und eine glühende durch Einsamkeit und zerrüttete Gesundheit oft krank gewordene Einbildungskraft; Humes kaltes Herz und stoischer Geist habe von Rousseaus verfeinerter Empfindung gar keinen Begriff, und beide könnten daher zu einander möglichst wenig passen. In einem Briefe vom 26. October 1768 spricht sich endlich Julie der Freundin gegenüber über Rousseaus Ehe mit seiner Haushälterin aus: „Daß Rousseau," heißt es hier, „seine Haushälterin Le Vasseur geheirathet hat, darüber werden Sie sich in Schwaben ebenso sehr gewundert haben, als wir uns hier in der Schweiz. So hat sich die Sage erneuert, daß er schon längst Kinder habe, aber Rousseau betheuert das Gegentheil ... Er schreibt darüber an einen Freund, seine Schwäche vermehre sich mit jedem Tage, und er könne nur von einer Hebamme oder von einer Gattin gepflegt werden. Das Wahre von der Geschichte ist, daß seine Frau die Herrschaft über ihn gewonnen hatte, und sie allein an all den Verdrießlichkeiten Schuld war, die er überall gehabt. Sie ist ein wahres Waschweib, das immer klatscht, immer unzufrieden ist." So ist Rousseau und die französische Litteratur der Grundaccord, der in allen Briefen Juliens angeschlagen wird; erst in denjenigen Schreiben, die einer späteren Zeit angehören und daher auch an anderer Stelle besprochen werden sollen, werden andere Unterhaltungsstoffe berührt.

Durch Wieland wurde Sophie von La Roche auch noch mit einem andern Freunde in Verbindung gebracht, mit J. G. Zimmermann (geb. 1728, gest. 1795), der von 1754 bis 1768 als Kreisphysikus in Brugg in der Schweiz thätig war, dann als königlich großbritannischer Leibarzt nach Hannover übersiedelte und in dieser Eigenschaft auch 1786 an das Krankenbett Friedrichs des Großen berufen wurde. Mit diesem Arzte, der auch durch seine popularphilosophischen Werke „Ueber den Nationalstolz" und „Ueber die Einsamkeit" einen wohlbegründeten schriftstellerischen Ruf genoß, hatte Wieland schon seit seinem Aufenthalte in der Schweiz enge Freundschaft geschlossen; im Jahre 1762 suchte er seinen Freund für die Stelle eines Hausarztes bei dem Grafen Stadion zu gewinnen, und als im Jahre 1768 der Hofrath La Roche schwer erkrankt war, versuchte Wieland den berühmten Arzt gleichfalls zu einer Reise nach Schwaben zu bestimmen. Auf diese Weise wurden auch Beziehungen zwischen Zimmermann und der Familie La Roche angeknüpft und der erste Brief des berühmten Arztes versetzt uns in den Juli des Jahres 1766, also in eine Zeit, als aus einem amtlichen Anlasse ein heftiges Zerwürfniß zwischen dem Dichter und der Familie des Hofraths ausgebrochen war; so eng auch Zimmermann mit Wieland befreundet war, in dem Briefe spricht er sich offen und rücksichtslos über den Freund aus, der ihm kein Wort über die zwischen beiden Familien herrschende Verstimmung geäußert, sondern sich nach wie vor als Vertrauten der Sophie von La Roche ausgegeben hatte. „Wenn das Vorgehen des Herrn Kanzleidirectors,"

schreibt er hier, „nicht so beleidigend für den Herrn von La Roche, für Sie und den Herrn Grafen Stadion wäre, so würde man darüber lachen müssen; aber so ist, so war und so wird Herr Wieland immer sein, unconsequent, unüberlegt, unbesonnen, aber immer bereit, seinen Fehler einzusehen, und im Grunde des Herzens gutmüthig."

In die Zeit des Biberacher Aufenthalts der Familie von La Roche fällt namentlich auch der Briefwechsel mit zwei schwäbischen Pastoren, dem Diakonus Brechter aus Schwaigern und dem Pfarrer Merck von Ravensburg. Brechter hatte ursprünglich ein geistliches Amt in Biberach innegehabt, seine Berufung hatte in jener Zeit einen Sturm im Glase Wasser hervorgerufen, weil ein großer Theil der evangelischen Bevölkerung daran Anstoß nahm, daß — Brechter in seiner Jugend Hanswurst bei einem Quacksalber gewesen war. Sophiens Schwager, der Bürgermeister von Hillern, hatte damals trotz dieses kleinstädtischen Tumultes, der Wieland manchen Stoff zu seinen Abderiten gegeben haben mag, diese Berufung durchgesetzt; so kam Brechter bald in nähere Beziehungen zu den Familien v. Hillern und La Roche, die auch mit dem Wechsel des Wohnorts nicht aufgegeben wurden. In dem frühsten der erhaltenen Briefe an Sophie läßt sich Brechter 1763 mit Offenheit über Wieland, speciell über seine Liebesverirrungen aus, die wir schon 1892 zum Gegenstand einer Besprechung in dieser Zeitschrift gemacht haben*). So schreibt er denn am 12. Februar 1763, Wieland wolle jetzt seine kleine Sängerin (Christine Hagel) heirathen, und erklärt, nicht einfältig genug zu sein, zu glauben, daß der Verstand bei einem Menschen eine so abscheuliche Verrätherei begehen könne. Wieland sei eben ein Schönheitsphilosoph, und derlei Leute bemühten sich nur, das Schöne in einer Sache aufzusuchen, und das werde ihnen so natürlich, daß sie um ihrer selbst willen auch an ihren Fehlern Schönheiten fänden. So verurtheilt Brechter das Auftreten des Dichters in dem Verhältnisse zu Christine Hagel auf das schroffste und erklärt, eine gleich schlechte Rolle habe er in dem Auftritt mit einer anderen jungen Dame, einem Fräulein Behringer, gespielt. Diese sei ein junges Mädchen voll jugendlichen Feuers gewesen, mit gesundem Verstande und nicht ohne einigen Geschmack, freilich aber unbekannt mit den Gewohnheiten der Welt. Wenn ihr Wieland etwas Artiges gesagt habe, so habe es ihr gefallen müssen, und nach und nach sei sie soweit gebracht worden, daß sie schon mit dem Beifall fertig gewesen wäre, noch ehe er den Mund geöffnet. Dieses von Wieland unterhaltene Wohlwollen sei endlich Zärtlichkeit und Liebe geworden. Kurz, Wieland hätte sich hier sittlicher betragen sollen.

Eine Reihe von Briefen Brechters aus den Jahren 1769 und 1770 beschäftigt sich mit theologischen Fragen und zeigt, daß Sophie auch diesen Gegenständen Interesse und Verständniß entgegenbringt; ebenso versieht sie

---

*) „Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland", Heft 181.

den Freund mit neuer Litteratur, sie verschafft ihm den Tristram Shandy des berühmten englischen Humoristen Sterne, und er hofft, von ihr auch Yoriks Empfindsame Reise sowie den neuesten Roman der französischen Schriftstellerin Riccoboni zu erhalten; ebenso unterhält sich Brechter mit Sophie von La Roche über den Charakter ihrer Kinder und bespricht namentlich die Erziehung ihres ältesten Sohnes Fritz, der von 1769 bis 1771 in Erfurt bei dem Hausfreunde Wieland in Pension war; er ertheilt der Mutter mehrfache pädagogische Winke und spricht speciell die Besorgniß aus, Wieland möchte es unterlassen, den Knaben zur Arbeitsamkeit anzuhalten.

Auch ein zweiter evangelischer Geistlicher, der Pfarrer Merck in Ravensburg, unterhielt mit Sophie von La Roche in den Jahren 1769—1771 eine eifrige Correspondenz, die sich namentlich auf litterarische Fragen erstreckt. Ueberraschend ist das gesunde Urtheil eines Mannes über Werke, die bei ihrem Erscheinen ein großes Aufsehen erregten. So meint er von den 1769 erschienenen „Aussichten in die Ewigkeit“ des Mystikers Lavater, die damals in der Sturm- und Drangperiode viel gelesen und besprochen wurden, ein Kopf, wie Lavater, solle seine Kräfte, seine Zeit und Mühe lieber auf etwas Reelleres und Nützlicheres verwenden, als auf derartige Malereien, die doch auch Nichts weiter seien, als ein angenehmer Roman. Als im folgenden Jahre Sophie dem Freunde die damals neu erschienene und viel gelesene „Sommerreise“ von J. G. Jacobi sandte, da spricht sich Merck über dessen tändelnde Poesie hart, aber nicht unwahr aus. Allerdings könnten diese Tändeleien die jungen Leute wohl ergötzen, aber doch wünsche er zum Besten der jungen Leute, daß die munteren Schriftsteller nicht zu freigebig damit wären. Im demselben Briefe vom 21. April 1770 beurtheilt Merck auch Wielands neueste Schriften, z. B. den Diogenes, mit scharfen Worten. Freilich enthalte er, wie alle Wielandischen Schriften viel Gutes, viele munter vorgetragene Wahrheiten, aber müßten denn wollüstige Auftritte auf das Lebhafteste geschildert, müßten sie bis zu Ende durchgeführt werden! In ähnlicher Weise läßt er sich im October 1770 über dessen „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens und Verstandes“ aus; hierüber behauptet er, Wieland habe es sich vorgesetzt, alle Leser, möchten sie wollen oder nicht, zu cynischen Philosophen zu machen. Und da er die Weiberader im Wesen Wielands, auf die auch Goethe hinwies, richtig erkannt hat, so meinte er, daß, wenn eine Gräfin Wartensleben oder eine La Roche ihm hierüber Vorstellungen mache, dies mehr wirken würde als die Kritik aller Kunstrichter.

Eine enge Freundschaft, die sich bis in die neunziger Jahre fortpflanzte, verknüpfte Sophien mit einem Hofbeamten des Stuttgarter Hofes, einem Herrn von Tux, der sich in seinen Briefen als ein hochgebildeter, kenntnißreicher Mann erwies. Ihm sandte Sophie nach der Sitte der damaligen Zeit namentlich die Briefe der Julie von Bondeli, und so sehr ihn auch das Feuer und die Lebhaftigkeit dieser Correspondenz erfreute, so wurde er

doch tief bestürzt, als er aus ihnen die Wahrnehmung heraus las, daß Frau von La Roche Willens war, ihren Aufenthalt dauernd in der Schweiz zu nehmen, und daß ihr Julie zu diesem Zwecke Morat auserſehen hatte. „Ist es denn nicht genug," ruft er aus, „daß in der Schweiz eine Julie wohnt, warum will man denn Schwaben seine Sophie entziehen! Ich hielte davor, man sollte jedem Land sein vorzügliches Frauenzimmer lassen." In demselben Briefe des Jahres 1768 finden sich auch interessante Notizen über ein Zusammentreffen, das Herr von Tux mit der bekannten schlesischen Naturdichterin, Anna Louise Karsch, 1764 zu Berlin gehabt hatte.

Auch mit der Tochter des Grafen Friedrich Stadion, mit der Gräfin Maximiliane (geboren 1737), stand Frau von La Roche seit den sechziger Jahren in Briefwechsel. Wiewohl Wieland selbst diese Dame, die zuerst Stiftsdame, dann Aebtissin des freiweltlichen Reichsstiftes von Buchau geworden war, im „Neuen Amadis" wegen ihrer Anmuth und ihrer Begabung verherrlicht hatte, so verräth ihre Correspondenz doch nicht besonderen Geist; jedoch zeigt auch sie, daß sie den litterarischen Bestrebungen ihrer Zeit huldigt. Sie hat von der Freundin Gedichte von J. G. Jacobi entliehen und erklärt, daß sie auch Wielands „Idris und Zenide" mit großem Interesse gelesen habe; freilich sei sie keine tonangebende Richterin, doch werde sich der Dichter wohl nicht darüber ärgern, daß sein Buch ihr gefallen und ihr unsäglichen Genuß bereitet habe. Auch spricht sie in diesem aus dem Jahre 1768 stammenden Briefe die Hoffnung aus, daß alle Stiftsdamen zu der gleichen Anschauung kämen, ein Beweis, daß der Dichter des neuen Amadis auch in den adeligen Nonnenklöstern keine unbekannte Lektüre darstellt.

In das Ende der Biberacher Periode, wahrscheinlich in die ersten Monate des Jahres 1771, fällt noch ein Brief, den Herr C. von Dalberg an Sophiens Gatten gerichtet hat. Der Schreiber, der damals noch ein simpler Capitularherr war, später aber als Statthalter von Erfurt, Kurfürst von Mainz und Fürst-Primas des Rheinbundes eine der hervorragendsten Stellen in Deutschland einnehmen sollte, zeigt sich in diesem Schreiben als ein toleranter, hochgebildeter und von der Aufklärungsphilosophie nicht unberührter Monseigneur. Er beglückwünscht Herrn von La Roche zu seiner Ernennung als kurtrierischer Kanzler und fügt hinzu, daß in dieser Zeit, wo die geistlichen Fürsten so manche Dummheit begingen, es tröstlich sei, sie auch eine gute und schöne Handlung ausführen zu sehen, und diese bestehe darin, einen Mann von so hervorragenden Fähigkeiten an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Sodann kommt er auf seine eigene Thätigkeit zu sprechen und betont, daß er zwar viel gearbeitet, aber Nichts zu Wege gebracht habe! so gelte auch für ihn der Satz „tota die laborantes nihil cepimus". Endlich erwähnt er, daß Wieland, der ungefähr zwei Jahre früher nach Erfurt verzogen war, in eine Intrigue ver-

wickelt worden sei; hierbei habe er gezeigt, daß er weder Höfling, noch Philosoph, sondern nur Dichter sei*).

II.

Das Jahr 1771 ist aus mehr als einem Grunde für die Familie La Roche bedeutungsvoll. Im Frühlinge dieses Jahres siedelte nämlich der Hofrath als kurtrierischer Kanzler nach Ehrenbreitstein über und schloß sich damit jenem Kreise gebildeter Männer an, der sich um den pracht- und kunstliebenden Kurfürsten Clemens Wenceslaus, „den Sohn und Enkel der sächsischen Auguste", geschaart hatte. In demselben Jahre wurde aber auch der Erstlingsroman der Sophie von La Roche, die Geschichte des Fräuleins von Sternheim, mit einer Vorrede Wielands herausgegeben, und Sophie trat damit in die Reihe der deutschen Schriftsteller ein; endlich veröffentlichte 1771 ihr Gatte anonym die Briefe über das Mönchwesen, die in Deutschland vielseitiges Aufsehen erregten und schließlich auch die Ursache zu seinem Sturze werden sollten. Seitdem Sophie in den Bund der Schriftstellerinnen aufgenommen war, wurde sie von den verschiedensten Seiten durch den Beifall gleichgestimmter Seelen freudig überrascht: eine Reihe litterarischer Größen trat zur ihr in Beziehung, und die Beurtheilung ihres Werkes bildet den Grundstoff der brieflichen Unterhaltung. So gibt Sophiens alte Schweizer Freundin Julie von Bondeli über den ersten und zweiten Theil der Sternheim ein Urtheil ab, das die Adressatin selbst später in ihrem Buche „Mein Schreibtisch"**) abgedruckt hat. Interessant sind diese späteren Briefe der Bondeli auch durch die Beurtheilung eines Mannes, der im Leben Goethes ebenfalls eine Rolle gespielt hat; wir meinen Leuchsenring, jenen eigenthümlichen aus Sentimentalität und Aufklärung, aus Frömmigkeit und Scheinheiligkeit gemischten Charakter, den Goethe in Pater Brey verspottet hatte. Leuchsenring, der damals hessendarmstädtischer Hofrath war, hatte 1771 die Familie von La Roche in Ehrenbreitstein aufgesucht und weilte gerade damals im gastlichen Hause, als auch Wieland dort zu Besuch war. Da Leuchsenring gerade damals eine Reise nach der Schweiz geplant hatte, hatte er sich zu dem Zwecke Empfehlungsschreiben an Julie von Bondeli geben lassen und die geistreiche Dame in Bern aufgesucht, die aber sein Wesen mit dem Instincte eines begabten Weibes durchschaut hatte. Selbst Goethe rühmt in „Wahrheit und Dichtung", daß Leuchsenring einige Schatullen inter-

---

*) Auf welche Intrigue hier Dalberg anspielt, ist nicht sicher; wahrscheinlich ist die Indiscretion gegen die mit Dalberg befreundete Gräfin von Wartensleben gemeint, auf die auch ein Brief Wielands an Sophie von La Roche vom 2. April 1771 anspielt. S. den von mir herausgegebnen Briefwechsel Wielands (Stuttgart 1894, S. 236).

**) „Mein Schreibtisch". Lpz. 1799, S. 286—292 u. 293—303.

essanter Briefe bei sich getragen und vorgelesen habe; namentlich habe er Briefe der Bondeli als besonderen Schatz bei sich geführt. Aus einem Schreiben des Jahres 1775, das Julie an ihre Freundin Sophie gerichtet hat, erfahren wir Genaueres über die eigenthümliche Art, wie sich Leuchsenring in den Besitz dieser Briefschätze zu setzen wußte. Hier sprach sie offen ihre Meinung dahin aus, daß der genannte Herr ihr endlich einmal die Briefe zurückgebe, die sie schon oft und immer vergeblich verlangt habe; immer habe er Ausflüchte gemacht und die Schriftstücke (es waren vornehmlich Briefe von Sophie von La Roche und von Rousseau) nicht zurückgesandt. In einem Schreiben desselben Jahres schreibt Julie auch ein interessantes Urtheil über Goethes Götz und Goethes Werther. „Bei diesem Drama" — so äußert sie sich über den Götz — „glaubte ich Shakespeare wieder auferstanden. Welche Stärke und Simplicität im Ausdrucke! Welche Bestimmtheit in der Darstellung eines Charakters, der uns so fremd und zugleich in einem Schauspiele so schwer zu zeichnen ist! In dem Roman — so urtheilt sie über den Werther — fand ich einen zweiten Rousseau, mit einem stärkeren, ein wenig harten Colorit, mag dies nun vom Verfasser, von der Sprache oder vom Nationalcharakter herrühren. Aber es ist doch immer das Werk des Genies, daher ich es noch oft lesen, aber jedes Mal neue Schönheiten bemerken werde, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. . . . Aber den Selbstmord predigen, ist gefährlich, wenigstens eine Unschicklichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, zu der man Niemand Veranlassung geben sollte." Der letzte erhaltene Brief Juliens an Sophie fällt in's Jahr 1777, also in das letzte Jahr ihres Lebens; auch dieser ist sehr interessant, weil er eine Reihe von ansprechenden Einzelheiten über eine Reise des Kaisers Joseph II. in die Schweiz darbietet.

Eine langjährige Freundschaft verband auch die Familie La Roche mit dem Baseler Professor Isaak Iselin (geb. 1728), dem berühmten Verfasser der Philosophie der Geschichte der Menschheit, und drei seiner an Hofrath La Roche gerichteten Briefe sind noch erhalten. Im ersten verwendet sich Iselin für ein Opfer des Fanatismus und des Parteigeistes, einen Schweizer Rathsherrn, der zum Verlassen der Heimat gezwungen war; bei dieser Gelegenheit zieht der Baseler Professor eine eigenthümliche Parallele zwischen den katholischen Ländern am Rheine, wo sich, namentlich dank La Roches wohlthätigem Einflusse, ein glückliches Licht der Aufklärung verbreite, und der Schweiz, wo die Finsterniß immer dichter werde. In einem zweiten hochinteressanten Briefe vom 12. Januar 1772 verherrlicht er den Hofrath als einen Mann, der alles Gute zu umfassen, aber nur dasjenige auszuführen suche, was wirklich durchführbar sei: für ihn gelte das Wort: „Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit! Namentlich aber verräth ein Urtheil, das Iselin über die Zukunft der Culturländer 17 Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution gefällt hat, eine förmliche Divinationsgabe. „Ich habe," heißt es hier, „gegründete Ursachen, zu glauben,

daß uns erstaunliche wirthschaftliche Erschütterungen und Revolutionen bevorstehen, und daß nur durch diese Revolutionen das zu der allgemeinen Wohlfahrt so nöthige Gleichgewicht der Stände und Berufe wieder hergestellt werden wird. Ich glaube deshalb, daß das Finanzsystem von Frankreich, England und Holland in weniger als dreißig Jahren gänzlich zu Grunde gehen muß, und daß erst nach einer gänzlichen Wiedergeburt diese Staaten und mit ihnen auch alle anderen in eine Hoffnung gerathen werden, die sie einer wahren Glückseligkeit fähig machen wird. Das Uebergewicht der Handelschaft ist so sehr angestiegen, daß Alles in Unordnung gerathen muß. Aus dieser Unordnung muß täglich mehr Elend entstehen, und endlich muß Alles über den Haufen fallen, weil die Pyramide unmöglich wird auf der Spitze stehen können." Wer kann diese Darstellung lesen, ohne sich nicht an das ähnliche Bild des Abbé Siéyes vom dritten Stande zu erinnern! Zwei Jahre später sendet Iselin dem Hofrath La Roche das für die Geschichte der Pädagogik bedeutsame Elementarwerk Basedows, das auch das Interesse des Schweizer Pädagogen mächtig erregt hat, und das er gern in seiner Vaterstadt zur Ausführung bringen möchte. In demselben Briefe bringt Iselin, der im vorigen Briefe noch den Diaconus Brechter für den Autor der Mönchbriefe gehalten hatte, dem Hofrathe als dem Verfasser und dem muthigen Verfechter von Wahrheit und Tugend seine Huldigung dar.

Diese Mönchbriefe spielen auch in dem letzten Schreiben eine Rolle, das der alte Biberacher Freund, der Diaconus Brechter, kurz vor seinem 1772 erfolgten Tode an Sophie von La Roche gerichtet hat. Brechter hatte nämlich das Manuscript dieser Briefe von dem Hofrath erhalten und es einer Durchsicht nach der formellen Seite unterworfen; von ihm war es sodann dem Buchhändler zugestellt und ohne Namen des Verfassers veröffentlicht worden. In Folge dessen war Brechter allgemein für den Verfasser der Briefe gehalten und deshalb bei seinem Patronatsherrn verdächtigt worden. Ueber die damals angestellte Intrigue spricht er sich in diesem Schreiben ausführlich aus.

Selbst der Verleger der Mönchbriefe, der als Buchhändler, Maler und Idyllendichter bekannte Salomon Geßner (geb. 1730, gest. 1788), kannte nicht den wahren Verfasser, er wandte sich deshalb im October 1772 an La Roche und bat ihn, da er der vertraute Freund des verstorbenen Brechter gewesen sei, ihm bei der Auffindung des Mannes behilflich zu sein, dem die Fortführung der Mönchbriefe anvertraut worden sei. So sorgfältig hatte La Roche sein Incognito zu wahren gewußt.

Die Veröffentlichung der Sternheimbriefe brachte Sophie von La Roche mit einem der bedeutendsten Dichter der Sturm- und Drangperiode, mit dem Freunde und Nebenbuhler Goethes, Jac. Reinh. Lenz (geb. 1751, gest. 1792), zusammen, und es bilden daher Sophiens schriftstellerische Productionen ein häufiges Unterhaltungsthema in dem die Jahre 1775 und 1776

umfassenden Briefwechsel. „So lange," schreibt er gleich im ersten Briefe, „konnten Sie zusehen, daß Ihre Sternheim unter fremdem Namen, möchte ich beinahe sagen, vor der Welt aufgeführt wurde und mit halb so vielem Glück, als wenn Jedermann gewußt hätte, aus welchen Händen dieses herrliche Geschöpf entschlüpfte! O wahrhaft starke Seele! Müssen doch Männer vor Ihnen erröthen und erzittern!" In demselben Briefe weist Lenz darauf hin, daß der Verfasser der „Komischen Erzählungen", nämlich Wieland, der die Sternheimbriefe herausgab, keine Empfehlung für einen Engel des Himmels gewesen sei, der auf Rosengewölben hinabsank, um die menschliche Gesellschaft in die Tugend verliebt zu machen. Richtig habe er geahnt, daß Wieland nur die Noten und die Vorrede gemacht habe; diese seien seiner würdig. In einem zweiten Briefe bedankt er sich für die Charakteristik des Haupthelden in einer ihrer Erzählungen, die Erdbeben in seinen Empfindungen erregt habe. Von einer zweiten Erzählung der Schriftstellerin, „Die Gouvernante" betitelt, erbittet er sich die deutsche Ausgabe, da ihr deutscher Stil so viel Grazie habe, was auch der verhaßte Wieland in seinen Vorreden darüber zu erinnern habe. Auch von einem dritten Werke, das erst 1779 unter dem Namen „Rosaliens Briefe" im Drucke erschien, hatte sie ihm einzelne Abschnitte übersandt; er bittet sie daher, gütigst mit den Sendungen fortzufahren; denn welchen Tag, welche Sonne breite sie in seinem Herzen damit aus!

Im Mai 1765 sollte Goethe mit Sophien zusammentreffen, und im Hinblick auf die erwartete Begegnung spricht sich Lenz in folgender Weise aus: „Wenn Goethe bei Ihnen ist, so möchte ich ein Viertelstündchen zuhorchen. Warum lassen Sie ihn denn so viele Operetten machen? Freilich kann mein kaltes Vaterland großen Antheil daran haben, daß ich mehr für das Bildende, als das Tönende der Dichtkunst bin. Doch kann ich auch weinen bei gewissen Arien, die mir an's Herz greifen, und verloren bin ich, wenigstens in jeder Gesellschaft von gutem Ton, wenn sie gerade die Stimmung meiner Situation treffen. Wenn Sie denn doch seine Muse sein wollen, so verführen Sie ihn in ein g r o ß e s Opernhaus, wo er wenigstens Platz für seine Talente finden könnte, wenn man es erst von Metastasios Spinnweben rein ausgefegt hätte." Im Juli des gleichen Jahres traf Lenz wiederum mit Goethe, als dieser sich auf der Schweizerreise befand, zusammen und schrieb über das Zusammentreffen: Ich habe mit Goethe Göttertage genossen, von denen sich Nichts erzählen läßt. Sie werden ihn, meine ich, nun bald selbst sprechen."

Daß Lenz in diesen Briefen ungünstig über Wieland urtheilt, geht schon aus den angeführten Stellen hervor. Sophie scheint in ihren Antworten den Jugendfreund einigermaßen in Schutz genommen zu haben und weiß auch das Herz des jungen Stürmers und Drängers zu rühren. „Um Wielands willen," schreibt er, „bitte ich Sie auf meinen Knieen, sagen Sie mir Alles, was zwischen ihm und Ihnen jemals vorgefallen ist. Ich

möchte dem Mann nicht Unrecht thun, und, wenn ich ihn gar zu hart gestoßen habe, und er eher Mitleid verdient, ihm gern wieder Genugthuung geben." In einem späteren Briefe spricht er dann noch einmal die Hoffnung aus, Wieland genauer kennen zu lernen und so zu seinem Vortheile ausgesöhnt zu werden.

Auch über seine eigene Schriftstellerthätigkeit macht Lenz mehrfache interessante Angaben. So schreibt er, daß er an einer Schulmeisterchrie in Knittelversen arbeite, die in der neuen Göttinger Zeitschrift Boies — gemeint ist sein „Deutsches Museum" — veröffentlicht werden sollte. Von seiner Komödie „Die Soldaten" bemerkt er, daß sie jetzt in Herders Händen ruhe, und erklärt, daß hier eine Gräfin La Roche vorkomme, der er Etwas von dem Charakter der Adressatin zu geben versucht habe. Auch in einem späteren Schreiben empfiehlt er der Freundin, die „Soldaten" zu lesen und betont sein Bestreben, die Stände so darzustellen, wie sie sind, nicht wie Personen aus einer höheren Sphäre sie sich vorstellen. Dagegen bezeichnet er seinen Menoza als ein übereiltes Stück, an dem Nichts als die Idee schätzbar sei.

Auch beschäftigt sich Lenz in den Briefen an seine Freundin mit Vorliebe mit seinem eigenen „Ich". Er weiß wohl, daß die Natur es für gut befunden hat, eine tüchtige Dosis Leichtsinn für ihn aufzuheben, und erklärt, diese Unbesonnenheit sei ihm oft eine unentbehrliche Wohlthat gewesen. Anderseits rühmt er seine Verschwiegenheit; er habe keine Maitresse, vor der er plaudern könne, und er kenne keine Ergießungen des Herzens, als vor Gott, bisweilen auch an dem Busen seines Goethe, der freilich viel von ihm wisse. So liefern die Briefe von Lenz eine wichtige Ausbeute für die Sturm- und Drangperiode.

Dagegen läßt uns der Briefwechsel mit der Gräfin Maximiliane Stadion, der auch in die Coblenzer Zeit hinüberspielt, und mit ihrer älteren Schwester, Marie Anna Gräfin v. Schall, einen tiefen Blick in die theilweise recht wurmstichigen Verhältnisse des süddeutschen hohen Adels thun. Gräfin Maximiliane Stadion, die 1775 zur Aebtissin von Buchau gemacht worden war, hatte für diese Standeserhöhung in der Wiener Hofkanzlei 380 fl. bezahlt und sich bei dieser Gelegenheit in ihrer neuen Würde dem Kaiser vorgestellt; von da schrieb sie im September an ihre Freundin Sophie: „Es ist wahr, Groß und Klein liebt mich, beachtet mich, fetirt mich," aber sie fügt auch hinzu, Wien wirke schrecklich verheerend auf ihre Börse und ihre Gesundheit. Dann entwirft sie ein Programm von der anstrengenden Thätigkeit der letzten Tage, in denen Theater, Diners, Bälle sich in ödem Einerlei jagen. Sie bemerkt, daß sie als Begünstigte des Herzogs Albert gelte; auch bei der Kaiserin sei sie warm empfohlen, doch fürchte sie ein Schwinden ihres Einflusses, weil sie nicht bigott sei, und die Bigotterie im Lande zunehme.

Ihre Schwester, Maria Anna, Gräfin Schall (geb. 1727), hatte sich von ihrem Gatten getrennt und war daher von ihren Verwandten gezwungen worden, in einem Kloster in Parma ihre Zuflucht zu suchen; von hier aus richtete sie 1779 an Sophie mehrere Briefe, in denen sie die Freundin mit dem Auftrage betraute, bei dem Gatten und dem Sohne darauf hinzuwirken, daß diese die Bezahlung ihrer Schulden übernähmen. Sophie scheint sich mit Tact und Geschick der unangenehmen Mission entledigt zu haben, wenigstens versichert ihr die Gräfin den aufrichtigsten Dank und die stete Ergebenheit.

Bald nach der Veröffentlichung ihres Sternheim-Romanes war Sophie auch zu jenem mystisch-religiösen Volksschriftsteller Joh. Heinr. Jung-Stilling (geb. 1740, gest. 1817) in Beziehung getreten, dessen Lebensbeschreibung bald das Lieblingsbuch der Stillen im Lande werden sollte. Der erste der vorhandenen Briefe fällt allerdings erst in's Jahr 1779; derselbe hat eine besondere Wichtigkeit durch die scharfe, aber nicht ungerechte Kritik der Sturm- und Drangperiode. Nachdem sich der Schreiber nach Goethe erkundigt, den er in Straßburg kennen gelernt hatte, schließt er die allgemeine Bemerkung an: „Ach, möchten doch unsere großen Geister weniger Genies und mehr edle deutsche Männer sein, die ihre Riesenschultern, ein jeder in seinem Theil, dem schwankenden Vaterland unterstützen möchten. Ich kann des Klagens nicht satt werden, wenn ich so überschaue, wieviel die Schriften vieler unserer Modeschriftsteller verdorben haben; eine grenzenlose Empfindelei ohne Empfindsamkeit gegen das Wahre, Gute und Schöne, ohne Ueberwindungskraft gegen das Falsche, hat sich der Herzen der Jünglinge durchgehends bemächtigt. Einer geht hin mit warmem Enthusiasmus und bewegt den Fürsten zu einem empfindelten Plan verbesserter Oekonomie; kaum beginnt er die Ausführung, so schwankt's schon in der Praxis, ihn rührt ein adliges Mädchen, er vermag nicht gegen die Leidenschaften zu kämpfen, er entführt sie. Ein Anderer zerdenkt sich im Reich der Phantasie, schafft sich fruchtbare Ideale von Schönheit, tragisches Licht durchglänzt seine empfindsame Seele, er erhitzt immer mehr und mehr seine Schöpferin, wird endlich rasend und sucht den Tod; Andere toben in philanthropinischer Raserei. Gott weiß, was am Ende aus dem allem wird, lauter Seifenblasenhascherei. Sehen Sie, hochgeschätzte Frau! So wollt's mir durch den Kopf, wenn ich mir Goethe und Compagnie denke, wie lieb ich ihn habe und ein wie großer Kopf er ist."

Am Ende der siebziger Jahre knüpft sich auch der Briefwechsel zwischen Sophien und einzelnen bedeutenden Mitgliedern des Göttinger Hainbundes, den Grafen Friedrich Leopold und Christian v. Stolberg, an. Zunächst sandte Sophie ein Schreiben an den jüngeren der beiden Dichterjünglinge, das Graf Fritz Stolberg (geb. 1750, gest. 1819) am 8. September 1778 mit überschwänglichen Worten beantwortet. Sophiens

Brief muthet ihn an, wie die Erscheinung eines guten Geistes einer anderen Welt, und doch erscheint er ihr wieder so freundlich und so traulich, wie ein Freund, der in seine Hütte trete. Das habe er nicht gedacht, daß, als er mit Rührung die Geschichte des Fräulein v. Sternheim gelesen, die Verfasserin dieses Buches ihm auf Flügeln eines lieben Briefes einen Besuch von dem Rheine nach der Ostsee machen werde. Zur Erinnerung an seine seeländische Heimath verspricht er ihr, ein Grashälmchen von Odins Hügel zu senden, und hofft, mit ihr noch ein Rebenblatt an den Gestaden des Rheins zu pflücken und aus voller Seele sich des Wonnebechers zu freuen, den Gott an den Ufern dieses Stromes seinen Lieblingen bereitet habe. Zugleich aber richtet er auch an sie die Aufforderung, das wogenumrauschte Seeland zu besuchen. „Fürwahr," fügt er hinzu, „es ist der Mühe werth, eine Wallfahrt zu thun, um das Meer zu sehen und seinen Gesang zu hören."

Durch F. L. Stolberg wurde auch Sophie von La Roche mit seiner Schwester, der schönen Gräfin Emilie Schimmelmann, der Gattin des mit Schiller befreundeten Grafen Schimmelmann, vertraut. Diese bietet in einem Briefe vom März 1779 unserer Schriftstellerin direct die Freundschaft an und will dazu beitragen, den Verlust der Julie von Bondeli zu ersetzen; sie unterhält sich mit ihr über die Bücher, die sie gelesen hat oder weiter lesen will; sie bittet den Hofrath, trotz seiner zahlreichen Geschäfte, an die Fortsetzung der Mönchsbriefe zu denken; bei aller Arbeit finde sich doch vielleicht die Möglichkeit, ein Stündchen dem Nutzen seiner Mitbürger zu opfern. Als Sophie dieses Schreiben beantwortete, erschien der Gräfin Emilie die Antwort so willkommen, wie „ein frischer Trunk Wasser nach einer langen Reise durch eine dürre Sandwüste". Sophie hatte ihr den Vorsatz ausgesprochen, demnächst nach Hamburg zu reisen. Emilie hofft, die Freundin werde den Plan erweitern und von da über Lübeck auf Oceans Fluthen zu ihnen nach Seeland eilen; hier würde sie Personen finden, welche ihre Bekanntschaft und Freundschaft zu den größten Glückseligkeiten zählen würden; namentlich würde F. L. Stolberg, der augenblicklich sich in der Nähe von Hannover befände, ihre Bekanntschaft anstreben. Nur kurze Zeit sollte Sophie diese Freundschaft genießen, denn schon im Winter des Jahres 1779 erkrankte die junge Gräfin Schimmelmann an einem Lungenleiden, dem sie im Jahre 1780 erlag.

Wesentlich mit dem Ableben dieser Schwester beschäftigt sich ein Brief des anderen Bruders, des Grafen Christian zu Stolberg (geb. 1748, gest. 1821). „Ach, unsere Emilie," so schreibt er am 11. Januar 1780, „ist krank, sehr krank; zwar haben die Aerzte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, aber nur noch ein glimmender Docht der Hoffnung ist übrig geblieben." Und er schickt Sophien gleichzeitig mit dem Briefe eine Hymne, die er für Emilien an die Göttin der Genesung gemacht habe. In einem zweiten undatirten Schreiben schildert er ihr Ende. „Ich habe sie sterben

sehen, die Gerechte, habe sie langsam sterben sehen, keinen Augenblick ist sie ungeduldig gewesen, immer den Himmel in ihren Augen.

Auch eine andere Schwester der beiden Dichter, Gräfin Auguste Stolberg, die als Seelenfreundin Goethes eine große Rolle gespielt hat, läßt sich bei dem die Familie betreffenden Unglücksfalle hören: in einem allerdings nur fragmentarisch erhaltenen Briefe schildert sie gleichfalls die letzten Lebensstunden der Schwester. Zugleich richtet August Stolberg im Namen Klopstocks an Frau von La Roche die Anfrage, ob sie gewisse Correspondenzen von F. H. Jacobi über Goethe und Woldemar besäße; von diesen wünsche er gern Einsicht zu nehmen. Gerade damals war nämlich Goethe in Ettersburg über den Woldemar von Fritz Jacobi hergefallen, und auf die nunmehr entstandene Fehde bezieht sich die Anfrage der Gräfin Auguste.

Der Streit zwischen F. H. Jacobi und Goethe wird auch in dem Briefwechsel mit Heinr. Christ. Boie (geb. 1744, gest. 1806), dem bekannten Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, berührt, der seit 1779 mit Sophien in Correspondenz tritt. „Jacobi," schreibt er hier, „weiß die ärgerliche Anekdote aus Weimar über Woldemar; er will ihr auf den Grund kommen, und wenn sie wahr ist, dann kann ein Bruch zwischen ihm und Goethe nicht fehlen; mir thut es leid, daß Goethe nicht ist und nicht sein will, wie er sein könnte . . . Bewundern kann ich ihn, aber lieben nicht mehr." Dagegen ist Boie stolz darauf, zwei Edle mehr in der Welt zusammengebracht, Fritz Stolberg und Fritz Jacobi zu Freunden gemacht zu haben; da Jacobi seine Kinder in Wandsbeck besuchen wolle, so werde sich demnächst das Zusammentreffen erneuen.

Damals hatte gerade Sophie ihren neuen Roman, „Rosaliens Briefe" in die Welt geschickt, und auch darüber spricht Boie sein Urtheil aus: „Ich bin," bemerkt er, „kein Kunstrichter, aber Sie wollen auch kein Urtheil der Kunst, sondern nur den Eindruck wissen, den Rosaliens Briefe auf mein Herz gemacht haben, und da kann ich Ihnen sagen, daß ich seit lange Nichts gelesen habe, was mein Herz so tief bewegt und angezogen hat. Im November des Jahres 1779 sendet er drei Exemplare von Stolbergs Gedichten für die Schriftstellerin, ihren Gatten und den Conferenzminister von Hompesch, er meldete ihr den Tod von J. H. Sturz in Bremen, seinem treuen Mitarbeiter am „Deutschen Museum", auch berichtet er hier über einen Brief Wielands und kritisirt ein Gedicht Christian Stolbergs. Ein späterer Brief Boies ist zu Seelust, auf dem Gute des Grafen Schimmelmann abgefaßt; er malt hier der Freundin sein bewegtes Leben, seine vielfältigen Reisen im Frühjahre; unter Anderem habe er den Uebersetzer Homers, seinen Schwager Voß in Otterndorf, besucht; Sophie kenne bedauerlicher Weise diesen Schriftsteller nicht von der glänzendsten Seite, da seine Odyssee leider nicht erscheine; Boie aber erklärt, sie ganz gelesen und den Homer nie so verstanden zu haben, wie in diesem deutschen Gewande. Im nächsten

Musenalmanach würden neue Idyllen von Voß erscheinen, die auch ihren Beifall finden würden.

Sodann entwirft er ein bezauberndes Bild von dem Verkehr in der Stolberg'schen Familie; auch Sophie müsse einmal dorthin reisen. Seeland sei eins der schönsten Länder Europas, und die Nachbarschaft des Meeres gebe Scenen, wie man sie sonst nirgends habe.

Mit dem September des Jahres 1780 war in der Familie La Roche eine wichtige Veränderung vor sich gegangen. La Roche war seiner Stellung als kurtrierischer Kanzler enthoben worden, und zwar nahm man aus der Abfassung der doch schon vor neun Jahren erschienenen Mönchsbriefe den Anlaß zu dieser Maßregelung. Doch war diese Absetzung nicht blos eine persönliche Rancüne, sondern zugleich ein Systemwechsel; denn gleichzeitig mit ihm hatte auch der Conferenzminister Freiherr von Hohenfeld sein Amt niedergelegt. Der schon alternde Kanzler mußte jetzt das Brot der Verbannung essen, Hohenfeld stellte ihm daher seine Wohnung in Speier und seine Einkünfte zur Verfügung. Boie, der diesen Schlag zuerst von Zimmermann aus Hannover erfuhr, schrieb der Freundin am 17. October 1780, er habe nicht Worte genug, seinen Schmerz zu bezeugen, aber er bewundert doch Sophiens Heiterkeit und La Roches Muth. Trotzdem fühlt er, was sie verloren hätten, ihr Haus, mit aller Freude und allem Frieden darin und der unbeschreiblich schönen Gegend umher, stehe ihm noch deutlich vor Augen. J. G. Zimmermann veranlaßte dagegen den russischen Fürsten Orlow in Paris, sich bei der Kaiserin Catharina zu Gunsten der Familie La Roche zu verwenden, und gab der Freundin über seine Bemühung Nachricht. „Ich habe" — schreibt er hier — „Ihren Fall, so wie er liegt, geschildert; ich habe nach Kräften den Fürsten gegen die Fanatiker und Schwachköpfe aufzureizen gesucht, welche Ihr Unglück gesucht, aber (Gott sei Dank) nicht erreicht haben. Ich fragte ihn, ob er nicht ein Mittel hätte, die russische Kaiserin zu Ihren Gunsten zu interessiren. Ich sagte ihm, daß es einer so berühmten Frau würdig wäre, eine ebenso berühmte Frau zu beschützen und zu rächen. . . Eine Gabe, die zu Petersburg geringfügig wäre, könnte Ihr Glück auf immer machen." Wir wissen nicht, von welchem Erfolg diese Bemühung begleitet war.

* * *

Bald nach der Uebersiedlung nach Speier wurde der Hofrath von La Roche von apoplektischen Leiden heimgesucht, die bis zu seinem Ende fortdauerten und ihn völlig arbeitsunfähig machten. So ruhte jetzt die Last der Unterhaltung der Familie wesentlich auf den Schultern der Gattin, und während sie früher aus Vergnügen Schriftstellerei getrieben hatte, wurde jetzt die Schriftstellerei bei ihr Broterwerb, doch mit der nunmehr zu Tage tretenden Vielschreiberei wuchs nicht der innere Werth der Schriften,

Auch jetzt pflegte sie eifrig die Beziehungen mit anderen Schriftstellern, aber die Correspondenz bekommt einen anderen Charakter: früher war sie die spendende, gefeierte, jetzt erscheint sie mehr als die bittende, und mancher der litterarischen Freunde, der früher ihre Gastfreundschaft in reichlichem Maße in Ehrenbreitstein ausgenutzt hatte, trug jetzt in seinen Briefen einen gönnerhaften Protectionston zur Schau, der dieser hartgeprüften Frau gegenüber sicher nicht am Platze war.

Das Zeitungswesen im alten Rom.

Von

Karl Mayhoff.

— Dresden. —

Zeitungen im alten Rom? Welch' unglaublicher Anachronismus! Zeitungen ohne Buchdruckerpresse? Das kann doch nur eine gesuchte Redefigur sein, eine unstatthafte Uebertreibung einer an sich nur wenig berechtigten Analogie, eine jener Modernisirungen, die darum so beliebt geworden sind, weil sie den blendenden Schein einer neuen Auffassung bei längst bekannten Dingen hervorrufen!

Diesen und ähnlichen Einwendungen wird vielleicht schon unsere Ueberschrift bei Manchem begegnen, der achtlos an dem etwas versteckten Winkel der römischen Alterthumskunde vorübergegangen ist, mit dem die folgenden Zeilen sich beschäftigen*).

Und doch will jene Bezeichnung ganz buchstäblich verstanden sein. Wir haben es mit einer antiken Einrichtung zu thun, die den modernen Namen mit vollem Rechte verdient und, ohne daß ihr Gewalt angethan wird, mit den verwandten Erscheinungen der neueren Zeit in Vergleich gebracht werden kann.

---

*) Den vollständigen Nachweis des litterarischen Quellenmaterials, das diesem Aufsatze zu Grunde liegt, findet man bei Emil Hübner De senatus populique Romani actis in den Jahrbb. f. class. Philol. Supplementband III 557—632; ebendaselbst auch die frühere Litteratur, aus der die Abhandlungen von Adolf Schmidt in dessen Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft (Berlin 1844) Bd. I 303—355 und von Karl Zell in dessen Ferienschriften (Neue Folge 1857) Bd. I 1—248 hervorzuheben sind.

Zeitungen und Tageblätter sind nicht eine Erfindung des modernen Europa; seit mehr denn tausend Jahren bestehen sie bei dem größten und ältesten Culturvolke Asiens. Sie sind auch nicht ausschließlich eine Folge der Buchdruckerkunst; sie entstanden und blühten Jahrhunderte hindurch, ehe man Lettern und Druckerschwärze kannte; Redacteure, Abonnenten und Leser haben einen älteren Stammbaum als Schriftsetzer und Drucker. Die erste gedruckte Zeitung erschien in der Residenz des chinesischen Kaisers, die erste geschriebene in dem Rom Julius Cäsars, und vielleicht ist die Weltstadt an der Tiber überhaupt die Stätte, wo der Gedanke der Abfassung geschriebener Tagesberichte zuerst gefaßt und verwirklicht wurde.

Zeitungen entstehen überall, wo das geistige Bedürfniß und die Möglichkeit der technischen Herstellung vorhanden ist. Heutzutage, wo in allen civilisirten Ländern das Bedürfniß einmal geweckt ist, schießen sie inmitten einer großen Bevölkerung in kaum übersehbarer Masse gleichsam aus dem Boden empor; wo immer Angehörige gebildeter Nationen von einigermaßen gleichartigen Interessen sich zusammen finden, da entsteht selbst in kleinen, ja in den kleinsten Kreisen eine Zeitung, um als Organ und als Anwalt der Gemeinschaft zu dienen. Wenn hinten im Westen Nordamerikas eine Handvoll unternehmender Männer in unwirthlicher Wildniß sich niederläßt, dann pflegt nicht lange, nachdem der Boden urbar gemacht, die Häuser gebaut und die dringendsten Culturbedürfnisse der neuen Ansiedelung befriedigt sind, neben der Schule auch die Buchdruckerpresse ihren Platz zu finden, und alsbald erscheint eine Zeitung, um die innere Verschmelzung der zusammengewürfelten Bewohner zu fördern, für deren Unterhaltung zu sorgen und den geistigen Verkehr mit der räumlich weit entrückten Kultur der alten Heimat zu vermitteln. Ja, es wurde einmal berichtet, daß an Bord eines amerikanischen Dampfers, der eine Fahrt um die Erde machte, für die Passagiere eine Zeitung redigirt und gedruckt worden sei, die tagebuchähnlich die Erlebnisse der Fahrt erzählte und außerdem das journalistische Material verarbeitete, das an jedem Landungsplatz in der Eile sich aufraffen ließ, und auf der letzten Mittelmeerfahrt unserer Victoria Augusta ist man diesem Beispiele gefolgt. Als im Winter 1870 einige Tausend französischer Gefangener im Barackenlager zu Uebigau bei Dresden vereinigt waren, spielten sie nicht nur Theater, um sich zu unterhalten, sie schufen auch, weil das Bedürfniß da war, eine Zeitung mit dem stolzen Titel Le Prométhée, die geschrieben und autographisch vervielfältigt wurde, und es fanden sich auch Talente, die sie mit heiteren und ernsten Zeichnungen zu illustriren verstanden.

So kleine Gesellschaftskreise konnten es im Alterthum nicht sein, in denen das Bedürfniß nach Tageblättern zuerst empfunden wurde. Dazu gehörte die bürgerliche Gesellschaft einer volkreichen Großstadt mit einem vielgestaltigen öffentlichen Leben und einer Volksbildung, die nicht blos auf die obersten Schichten beschränkt war; dazu gehörte vor Allem das reich

entwickelte und mächtig bewegte politische Treiben innerhalb eines großartigen Staates mit freien Institutionen, welche die Theilnahme aller Bürger herausforderten, und gleichzeitig eine weit gediehene Ausbildung des Schreibwesens und der Technik des buchhändlerischen Betriebes.

Diese verschiedenen Momente waren selten alle vereinigt. In Aegypten und den Weltreichen des Ostens gab es wohl große Städte als Mittelpunkte eines lebhaften Geschäftsverkehrs und einer weitverzweigten Verwaltung, die viele Provinzen umfaßte. Aber es waren Despotien mit rechtlosen Unterthanen und ohne wirkliche Volksbildung. Mit der bürgerlichen Freiheit fehlte auch das politische Interesse, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die wichtigen Vorgänge am Sitze der Regierung; mit der Volksbildung fehlte auch die allgemeine Empfänglichkeit für schriftliche Mittheilungen und die Nothwendigkeit einer raschen Vervielfältigung und Verbreitung des Geschriebenen. Was in den Hauptstädten und in den Provinzen sich Wichtiges ereignete, das brauchten nur die Behörden und aus deren Berichten die Herrscher zu erfahren; diese würden die schriftliche Veröffentlichung unter Umständen nicht einmal erlaubt, sondern die Geheimhaltung anbefohlen haben. Für das Andenken des Geschehenen bei der Nachwelt sorgten kurzgefaßte Chroniken, wesentlich auch nur für die Regierenden oder für den Priesterstand bestimmt, der den Regierenden eng verbunden war.

Das Umgekehrte war in den Republiken Griechenlands der Fall. Hier waren, zumal in dem demokratischen Athen, die Angelegenheiten des Staates zugleich die persönlichen Angelegenheiten aller Einzelnen, und es herrschte ein allgemeines, zu Zeiten viel zu heftig erregtes politisches Interesse, das im Vereine mit der verhältnißmäßig guten Schulbildung der Bürger zeitungsähnlichen Erzeugnissen wohl ein empfängliches Publicum hätte zuführen können, und bei der Entwickelung, welche zugleich mit dem Aufblühen der Litteratur der Buchhandel genommen hatte, würde man die technischen Schwierigkeiten, die der schnellen Verbreitung solcher Tagesschriftstellerei im Wege standen, wohl überwunden haben. Aber bei der räumlichen Kleinheit dieser städtischen Gemeinwesen hatte man gar nicht nöthig, durch schriftliche Aufzeichnungen über die Ereignisse des Tages sich unterrichten zu lassen. Die tägliche gesellige Berührung, das beständige Leben in der Oeffentlichkeit gestattete eine weit schnellere, wohlfeilere und ausgiebigere Art der Mittheilung. Der wohlsituirte Athener, der die öffentlichen Dinge mit lebhafter Theilnahme verfolgte, war meist in Gesellschaft von Seinesgleichen. Er verlebte den Tag mehr auf der Straße als innerhalb der Wände seines Hauses. Zu allen wichtigen Verhandlungen in der Agora, im Rathe und in den Gerichtssälen, zu den religiösen Feierlichkeiten, zu den Aufführungen in den Theatern und im Odeum war den Bürgern der Zutritt gestattet, wenn nicht pflichtmäßig geboten. Ueberdies gab es mancherlei Vereine, staatlich autorisirt oder zu privaten Zwecken ge-

gründet, in denen Freunde und Bekannte einander häufig sahen, und sonst fanden sie sich zusammen in den Säulenhallen der Gymnasien und Tempel, am Hafen, wo stets ein buntes Menschengewimmel zu Beobachtungen Stoff bot und die Nachrichten aus der Fremde am frühesten zu haben waren, auf dem Markte, wo die Erzeugnisse des In- und Auslandes feilgeboten wurden und die Männer persönlich ihre Einkäufe zu besorgen pflegten, in den Werkstätten der Künstler, in den Läden der Buchhändler, der Salbenverkäufer und Barbiere, der Schuhmacher und anderer Handwerker am Markte oder vorspringenden Straßenecken, und die Leute vom Lande oder aus den kleineren Städten, die zu den regelmäßigen Wochenmärkten in die Hauptstadt kamen, hatten bestimmte Quartiere, die sie aufsuchten und wo man sicher sein konnte, sie zu treffen. An solchen Orten erfuhr man in munterem Gespräch Alles, was das Leben der Stadt in Bewegung brachte. Da wurde nicht blos über die Beschlüsse des Rathes und die Reden in der Volksversammlung eifrig verhandelt — die hatten ohnehin die meisten selbst gehört, und die bedeutendsten darunter wurden in der Regel nachträglich als politische Flugschriften herausgegeben —, auch Aufsehen erregende Processe wurden mit leidenschaftlicher Parteinahme discutirt und das Für und Wider einer scharfen Kritik unterzogen, Gegenstände der Kunst und Wissenschaft wurden besprochen, Tagesvorfälle und Anekdoten erzählt und die neuesten Bonmots berühmter Spaßmacher mit fröhlichem Behagen in Umlauf gesetzt. Alles, was die Neugier reizen konnte, was zu wissen nöthig und nicht nöthig war, wußte in kurzer Zeit „ganz Athen“, und ganz Athen war, räumlich gemessen, nur von geringer Ausdehnung. Unter diesen Umständen erwachte dort gar nicht das Bedürfniß nach einer schriftlichen Bekanntmachung der tagesgeschichtlichen interessanten Gegenstände.

In Rom zeigte das politische und sociale Leben, abgesehen von dem verschiedenen Temperament der Bevölkerung, äußerlich mannigfach ähnliche Erscheinungen wie in Athen, namentlich gegen Ende der Republik. Doch treten einige charakteristische Unterschiede sehr bemerkbar hervor, und diese sind es, die uns das klar machen, worauf es hier ankommt. Sie liegen in den großartigen Dimensionen des städtischen und staatlichen Lebens und in dem nie ganz beseitigten aristokratischen Zuschnitt der republikanischen Staatsverfassung.

Je mehr die Stadt Rom in schnellem Wachsthum aus einer mittleren sich zu einer Weltstadt entwickelte, um so mehr lockerte sich der persönliche Zusammenhang zwischen den politisch berechtigten Einwohnern, bis er zuletzt so gut wie unmöglich wurde. Es kannten sich wohl, die zu derselben Centurie gehörten, in demselben Bezirke wohnten, aber die Gesammtheit war zu groß geworden und hatte über einen Raum sich ausgedehnt, der einen Ueberblick über das Ganze, und nähere Berührungen zwischen den entfernt Wohnenden fast aufhob. Nicht einmal Tagesneuigkeiten, aufregende Gerüchte und dergleichen Dinge, die am schnellsten weitererzählt zu werden

pflegen, werden eine solche Verbreitung gefunden haben, daß sie bald zu Aller Ohren drangen. Mancher civis Romanus mag oft erst lange nachher erfahren haben, was in einem entfernten Stadttheile sich zugetragen hatte. Dazu wohnten nicht Wenige auf dem Lande und kamen nur aus bestimmten Veranlassungen in die Stadt. So konnte man, was für den Bürger von politischer Wichtigkeit war, nicht dem Zufall der mündlichen Ueberlieferung überlassen: die Verwaltungsbehörden waren genöthigt, um der raschen und zuverlässigen Ausführung ihrer Maßregeln willen ein im Laufe der Zeit sich immer vergrößerndes Heer von Schreibern in Dienst zu nehmen, und der praktische Sinn der Römer führte schon frühzeitig darauf, obrigkeitliche Bekanntmachungen auf großen weißen Tafeln — album genannt — schriftlich aufzeichnen und öffentlich ausstellen zu lassen. Und als das Reich seine Grenzen immer weiter hinausschob und schließlich rings um die Küsten des mittelländischen Meeres weit über ein Dutzend der reichsten und größten Länder seine Provinzen nannte, da strömte alljährlich eine große Zahl von Römern gerade aus den vornehmen und politisch einflußreichen Klassen hinaus, um ihr Glück zu machen — die Einen im Gefolge eines Heerführers, um kriegerische Lorbeern und Erfahrungen zu sammeln, Andere als Unterbeamte oder im Hofstaate eines Proconsuls, um zu lernen, wie man die Unterworfenen zum Besten der Staats- und noch mehr der eigenen Kasse zu regieren habe, noch Andere als Touristen, die zum Vergnügen oder zu Studienzwecken die klassischen Stätten von Hellas und die Sitze der Wissenschaft, der Kunst und des Luxus in Asien aufsuchten, die meisten endlich als Steuerpächter, als Bankiers und Kaufleute, um in den Provinzen Reichthümer zu erwerben. Alle diese, die sich auf längere Zeit in entfernte Länder begaben oder auch nur zur Sommerfrische auf ihre Landgüter und in die Bäder gingen, verließen die Hauptstadt mit dem Gefühl, auf eine der werthvollsten Bedingungen ihrer gewohnten Existenz Verzicht zu leisten. Was sie sich auch einreden mochten, sie hingen an ihrem Rom, wie nur je ein Pariser an seinem Paris. Ihr Ohr war an das lärmende Geräusch des weltstädtischen Treibens gewöhnt, und es fehlte ihnen Etwas, wenn sie in entlegenen Gegenden weilten, wo es nicht zu ihnen drang. Standen sie mitten darin, so überkam sie wohl eine Anwandlung von Ueberdruß, eine Stimmung der Blasirtheit; sie wußten die friedliche Ruhe des Landlebens, die Annehmlichkeiten des Reisens mit beredten Worten zu preisen, und wünschten um jeden Preis der Stadt zu entfliehen; aber waren sie draußen, so sehnten sie sich nach der städtischen Aufregung zurück, die sie doch nicht entbehren konnten. Sie kamen sich weltverlassen vor, wenn sie nicht wußten, was der Senat, was das Volk beschlossen hatte, welche Intriguen in den vielbesuchten Salons geistreicher Modedamen, wie Clodia oder Sempronia, angezettelt wurden, was auf dem Forum und der via sacra passirt war und welche Abenteuer die chronique scandaleuse aus den Kreisen der eleganten Jugend zu erzählen wußte. Nirgends tritt uns

dieses Gefühl eines römischen Großen, mit dem Abschied von Rom gleichsam einen Theil seines Selbst verloren zu haben, deutlicher und bezeichender entgegen, als in den Briefen, die Cicero während seines Exils und während der Zeit schrieb, da seine Statthalterschaft in Cilicien ihn wider seinen Willen von dem Mittelpunkte der Weltgeschäfte fernhielt.

Um mit diesem in steter Verbindung zu bleiben, unterhielten die hervorragenden Persönlichkeiten einen regelmäßigen und sehr ausführlichen, inhaltreichen Briefwechsel mit ihren in Rom zurückgebliebenen Freunden. Deren Gefälligkeit und Schreiblust verdankten sie es, wenn sie beständig im Fluß der Ereignisse blieben und von der Stimmung der Bevölkerung wie von den Absichten der Parteihäupter und Machthaber und von dem, was in der Stille sich vorbereitete, genügende Kenntniß erhielten. Ein Bote nach dem anderen ging ab; jede zufällige Gelegenheit zu einem Briefe wurde eilig benutzt; mehr als einmal schrieb Cicero drei Briefe an einem Tage an denselben dienstwilligen Freund. Außerdem benutzte man Lohnschreiber, bezahlte Correspondenten, gewöhnlich Freigelassene, schreibfertige Griechen, die Geld verdienen mußten und darum ein Geschäft daraus machten, für die Wißbegierigen in der Provinz alle Tagesneuigkeiten zusammenzustellen und solche Berichte in mehreren Exemplaren je nach der Zahl ihrer Abnehmer zu versenden. Diese Leute waren bloße Reporter von der Straße; sie kamen nicht in die Lage, hinter die Coulissen der Schaubühne zu sehen; ihre Berichte konnten nur das große Publicum, aber nicht den Staatsmann befriedigen, der mehr noch als die Außenseite der Dinge auch die verborgenen Fäden kennen zu lernen wünscht. Darum schreibt Cicero von Athen aus einmal höchst unmuthig an seinen jüngeren Freund Cälius, der, statt selbst eingehend zu berichten, die Hilfe eines solchen Reporters, eines Tagelöhners, wie er sagt, in Anspruch genommen und dessen überaus reichhaltiges Volumen nur mit einem kurzen Begleitbriefe versehen hatte: „Wie? Damit meinst Du, hätte ich Dich beauftragt, mir die Programme der Fechterspiele, die Vertagungen der Gerichtstermine, die Schreibereien eines Chrestus und überhaupt solche Dinge mitzutheilen, die mir, wenn ich in Rom bin, Niemand zu erzählen wagt? Du weißt, wie viel ich auf Dein Urtheil gebe, und nicht mit Unrecht, denn ich kenne keinen staatsmännischeren Kopf als Dich. Auch das schreibe mir nicht, was jetzt in den wichtigsten Angelegenheiten des Staates vorgeht, außer was meine eigene Person betrifft. Das werden Andere schreiben; Nachrichten werden Viele schicken; Einiges erfahre ich auch durch Hörensagen. Aber von Dir erwarte ich weder Vergangenes noch Gegenwärtiges, sondern das Zukünftige als von einem in die Ferne Vorausblickendeu besprochen zu sehen; aus Deinen Briefen möchte ich, indem ich die Lage des Staates darin erkenne, zugleich entnehmen können, in welcher Art dessen Bau sich gestalten werde“. . . Und doch hatte Cälius im Voraus sich mit Mangel an Zeit entschuldigt und gehofft, Cicero durch die Fülle des Gebotenen

zufrieden zu stellen; er hatte den besten Berichterstatter herausgesucht, und dessen Bericht enthielt alle Senatsbeschlüsse, Alles, was in der Gesellschaft erzählt wurde, alle Gerüchte — soviel, daß kein Anderer die Zeit gehabt hätte, Alles so genau aufzuschreiben, ja auch nur zu bemerken.

Diese Art von gewerbsmäßiger Tagesschriftstellerei, die wir hier kennen lernen, beweist, daß ein Bedürfniß nach Zeitungen im römischen Reiche ausgesprochenermaßen vorhanden war, und in ihr liegen die Anfänge der römischen Journalistik. Es fehlte nur noch, daß die Tagesberichte, statt blos einzelnen Privatpersonen je nach Bedarf zugesandt zu werden, regelmäßig veröffentlicht und in geeigneter Weise Allen zugänglich gemacht wurden und daß etwas mehr Ordnung und System in die Sache hineinkam — so war die erste Zeitung fertig, und sobald die Regierung damit voranging, besaß Rom seine Staatszeitung.

Diesen Schritt that Julius Cäsar. Er entsprach damit gleichzeitig einem populären Bedürfniß und den Zwecken seines politischen Ehrgeizes. Denn er dachte dabei weniger an die eigentlichen Politiker, als an die große Menge der Bürger, auf deren Sympathien seine Macht sich gründete. Es war eine wesentlich demokratische Maßregel.

Das römische Staatswesen trug, wie oben bemerkt, ursprünglich einen durchaus aristokratischen Charakter und hatte denselben weder durch die allmählich erfolgte Gleichstellung der Stände noch durch die bleibenden Ergebnisse der gracchischen Revolution völlig eingebüßt. Die Richtung der Staatspolitik wurde in gewöhnlichen Zeiten factisch bestimmt durch den Senat. Er war zwar rechtlich nur ein Staatsrath, nur befugt, Gutachten abzugeben, nicht Befehle mit verbindlicher Kraft zu erlassen, aber die große Autorität, die er besaß, genügte, um die Executivbeamten in moralischer Abhängigkeit zu erhalten. Zu ihm gehörten die fungirenden höheren Beamten vom Quästor aufwärts und alle die, welche früher dieselben Aemter bekleidet hatten. Und alle diese Beamten und hohen Würdenträger waren Mitglieder einer nicht gerade großen Anzahl aristokratischer Familien; gelang es wirklich einmal einem homo novus, in diese Oligarchie einzudringen, so war die Macht der bestehenden Verhältnisse und der gemeinsamen Interessen stark genug, um ihn zu zwingen, den Anschauungen und Forderungen des Standes, dem er nunmehr angehörte, sich anzubequemen und in ihm aufzugehen.

Bei diesem obersten und politisch leitenden Stande der römischen Gesellschaft war infolge der langen Erfahrung und der ununterbrochenen Tradition fast ausschließlich die Kenntniß der Verwaltung, des bürgerlichen und socialen Rechtes, der ganzen inneren und äußeren Politik, und die Verhandlungen des Senats fanden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt und wurden bis auf Cäsar geheimgehalten.

Zwar war nach und nach eine gewisse Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse auch den mittleren und niederen Ständen der Bürgerschaft zugänglich

geworden. Die Verhandlungen in den Comiteen, die Reden der Tribunen in den Volksversammlungen, die Plaidoyers der Ankläger und Vertheidiger in den öffentlichen Gerichtssitzungen auf dem Forum trugen dazu bei, derartige Kenntnisse zu verbreiten und das politische Urtheil zu bilden. Die Zwölftafelgesetze, welche die Grundlage des bürgerlichen Rechtes bildeten, waren schriftlich abgefaßt, die juristischen Formeln, mit denen die Klagen vor Gericht vorgeschriebenermaßen anzubringen waren, und der Kalender mit allen seinen für das Rechts- und Staatsleben wichtigen Bestimmungen waren veröffentlicht worden; die Prätoren endlich machten alljährlich in ihrem Edicte die Grundsätze bekannt, nach denen sie bei ihrer Rechtsprechung verfahren wollten. Auch eine juristische Litteratur war im Laufe der Zeit entstanden. Außerdem hatte in früherer Zeit der Pontifex Maximus die Verpflichtung gehabt, innerhalb jedes Jahres die denkwürdigen Ereignisse, nach Tagen geordnet, auf einer Tafel zu verzeichnen und dieses Album im Pontificalarchiv öffentlich auszustellen. Es waren die sogenannten annales maximi, jährliche Staatsberichte oder eine amtliche Stadtchronik, von der Jedermann Abschrift nehmen durfte und deren Ausgabe in Buchform, auf gewöhnlichem Schreibmaterial, in späterer Zeit achtzig Bände betrug. Seit der Zeit der Gracchen hatte sie aufgehört; sie war entbehrlich geworden, weil ähnliche und noch vollständigere Aufzeichnungen und Veröffentlichungen dieser Art durch Schriftsteller immer häufiger wurden. Endlich war es auch bei besonders wichtigen Veranlassungen vorgekommen, daß das Geheimniß, in das der Senat sich hüllte, gelüftet wurde. In Volksversammlungen war über seine Verhandlungen Bericht erstattet worden; einzelne Mitglieder hatten ihre Reden veröffentlicht, und bei Gelegenheit der catilinarischen Verschwörung hatte der Consul Cicero durch befreundete Senatoren über die Sitzung, in der die Häupter der Verschworenen durch Zeugenbeweis ihrer Schuld überführt wurden, ein ausführliches Protocoll aufnehmen und in vielen Abschriften sofort nach allen Richtungen hin verbreiten lassen. Aber es gab keine regelmäßigen, sondern nur außerordentliche und vor Allem keine öffentlichen Senatsprotocolle. Der genauere und der beständige Einblick in die Entstehung und den Gang der Politik, deren Folgen sie zu tragen und unter Umständen mit ihrem Blute zu bezahlen hatte, blieb der großen Menge der Bürger verschlossen, und er konnte am wenigsten gewonnen werden durch gewaltsame Einbrüche des tobenden Pöbels in die Curie, wie sie gelegentlich in stürmischer Zeiten vorkamen.

Das sollte durch Cäsar anders werden. Er wollte die Thätigkeit des Senats unter die Controlle der Oeffentlichkeit stellen. Die Senatoren sollten für ihre Reden und Abstimmungen nicht blos dem eigenen Gewissen und ihren Standesgenossen, sondern der Gesammtheit des römischen Volkes verantwortlich werden. Das Volk sollte seine Freunde und seine Feinde deutlich unterscheiden lernen, und Cäsar war es sicher gleichmäßig erwünscht, wenn seine Gegner aus Scheu vor der Oeffentlichkeit ihre Opposition gegen ihn auf-

gaben oder wenn sie im anderen Falle in den Augen des Volkes sich compromittirten, während er selbst und seine Freunde als die treuen Anwälte und Verfechter der Volksinteressen erschienen.

Deshalb verordnete er in seinem Consulat des Jahres 59, wo er im Besitz der höchsten Executivgewalt zur Senatspartei in den schärfsten Gegensatz trat, daß von jeder Senatssitzung ausführlich Bericht erstattet und dieser schriftliche Bericht zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurde. Es waren die Acta senatus. Gleichzeitig bestimmte er, daß täglich von allen wichtigen oder auch nur interessanten Ereignissen und Vorfällen in der Stadt eine zusammenfassende Uebersicht schriftlich abgefaßt und veröffentlicht wurde. Es waren die Acta diurna populi Romani oder, wie sie außerhalb der Hauptstadt mit freier Bezeichnung öfter genannt wurden, die Acta urbis oder urbana. So besaß Rom seit dem Jahre 59 zwei amtliche Zeitungen: den Senatsanzeiger und das Tageblatt des römischen Volkes.

Wer die Redaction zu führen hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls hat der Consul diese Function in dem einen Falle einem oder mehreren Senatoren, in dem anderen einem bestimmten Beamten übertragen, auf dessen Gesinnung er sich verlassen konnte. Die Art der Publication war die von Alters her übliche in albo: mit schwarzer Farbe wurden die Buchstaben auf eine weiße Tafel aufgetragen und diese an einem bestimmten Orte öffentlich ausgestellt. Nach Verfluß einiger Zeit kamen diese Tafeln in das Staatsarchiv und standen dort behufs geschichtlicher Studien oder sonstiger schriftstellerischer Arbeiten zur öffentlichen Benutzung frei. Auch Auszüge aus ganzen Jahrgängen wurden gemacht, um in Buchform öffentlichen und Privatbibliotheken einverleibt zu werden. Schon ehe die Tafeln in's Archiv kamen, durften Abschriften davon genommen werden, und von dieser Erlaubniß wurde der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Ob auch die Regierung amtlich die Originale abschreiben und in handlichem Format, in Columnen oder Spalten, auf Schreibpapier vervielfältigen und verbreiten ließ, ist zweifelhaft. Möglich, daß solche Exemplare den Beamten in und außerhalb Roms officiell zugestellt wurden. Gewiß aber ist, daß von zahlreichen Privatschreibern Tausende von Abschriften in dieser Weise gefertigt und an die Abonnenten, namentlich in den Provinzen, versandt wurden. Die oben erwähnten bezahlten Correspondenten — denn deren Gewerbe hörte darum nicht auf — legten gewöhnlich die Acta diurna ihren Tagesberichten zu Grunde und fügten aus eigener Kenntniß und je nach dem Geschmack und dem Bedürfniß ihrer Adressaten das Nöthige hinzu. Auch jene Compilation, durch deren Zusendung Cälius den Unwillen Ciceros erregte, hatte den Inhalt der Acta verarbeitet, und ein weiterer commentarius rerum urbanarum, den er ein ander Mal wieder seinem eigenen Schreiben beilegte, enthielt außer allerhand Notizen über ausgezischte Schauspieler, Leichenbegängnisse und anderen unwichtigen Tagesneuigkeiten, die er Cicero

zu übergehen bittet, vielerlei nützliche Nachrichten und den sicherlich aus den Acta senatus stammenden vollständigen Bericht von der letzten Sitzung mit der Inhaltsangabe der einzelnen Reden. Im Uebrigen ließ sich Cicero, neben den vielen Briefen, die er empfing, doch auch die Zeitungen gern nachschicken, wenn er von Rom abwesend war. Anfang Mai des Jahres 50 schrieb er aus Laodicea in Kleinasien an seinen Atticus: „Ich habe die städtischen Zeitungen (acta arbana) bis zum 7. März empfangen." Und ebenso sehen wir aus seinen Briefen, daß seinen verreisten Freunden ziemlich regelmäßig die Zeitungen zugegangen sein müssen.

Die technische Möglichkeit einer massenhaften und raschen Vervielfältigung, die uns heute so leicht auffällig erscheint, erklärt sich sehr einfach, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Römer in einer großen Zahl schreibfertiger Sklaven und Freigelassenen ein geeignetes Mittel besaßen, den Mangel der Buchdruckerpresse zu ersetzen. Der Haushalt eines vornehmen Römers verfügte stets über mehrere unterrichtete Sklaven, die als Secretäre, Vorleser, Bibliothekare oder zu anderen litterarischen Handreichungen verwendet wurden. Durch sie ließ man auch die Bücher abschreiben, die man herausgeben oder die man für seine Bibliothek sich anschaffen wollte. Cicero besaß solcher Schreiber so viele, daß er zuweilen außer eigenen Schriften auch fremde veröffentlichen konnte, wie die Annalen seines Bruders Quintus. Das Großartigste aber leistete in dieser Beziehung sein Freund, der reiche und ebenso geschäftskundige wie gelehrte Atticus, dessen Verfahren zu dem überraschend schnellen Aufschwung des römischen Buchhandels in dieser Zeit den Anstoß gegeben hat. Ja, man hat ihn neuerdings den „größten buchhändlerischen Unternehmer des Alterthums" genannt, der „mit dem Alexandrinischen Buchhandel auf dessen eigenstem Absatzgebiet den Wettkampf aufnahm und Commanditgeschäfte in Athen und anderen Orten Griechenlands besaß," der sich nicht nur mit den neuesten Erzeugnissen der Beredsamkeit und Wissenschaft befaßte, sondern in weitem Umfange auch griechische und lateinische Classikerausgaben veranstaltete, die, auf die besten Texte begründet und „mit vollendeter Sorgfalt geschrieben", noch zu Lucians Zeiten in Gelehrtenkreisen hochgeschätzt wurden*). Er beschäftigte sein gesammtes Hausgesinde, dessen Zusammensetzung allein durch diesen Gesichtspunkt bestimmt war, und wohl auch noch manche arme Freigelassene, die für geringen Lohn gewerbsmäßig arbeiteten, in den zahlreichen Schreibstuben, die er eingerichtet hatte. Dort gab es Arbeiter von jeder Gattung: einige setzten das Papier und die übrigen Materialien und Werkzeuge in Stand; die Hauptmasse betrieb die Vervielfältigung der Abschriften und die Correcturen; wieder andere rollten die vollendeten Bücher kunstgerecht auf und versahen sie mit Einband, Titel und sonstigem Schmuck. Bei ihm ließ auch Cicero die meisten seiner Werke

*) S. Herm. Usener in d. Nachr. d. Gött. Gesellsch. 1892 S. 197.

erscheinen; einige, wie die Rede für den Ligarius, verkauften sich nach seinem eigenen Ausdruck im Verlage des Atticus so ausgezeichnet, daß er dem Freunde seinen Entschluß mittheilte, fortan Alles, was er noch schreiben werde, nur bei ihm in Verlag zu geben. Und was die Höhe des Absatzes betrifft, so haben wir bestimmte Anhaltspunkte zu der Berechnung, daß die Auflage sich mitunter auf Tausende von Exemplaren belief.

Die rasche Vervielfältigung erzielte man durch gleichzeitiges Dictiren an eine Mehrheit von Schreibern. Je größer die Zahl der benöthigten Exemplare, um so größer die Zahl der gleichzeitig nach einem Dictat in Bewegung gesetzten Federn. Die Menge der arbeitenden Menschenhände ersetzte den Mechanismus der Presse, und da die gerade damals in Aufnahme gekommene Stenographie der Tironischen Noten außerordentliche Schnelligkeit bei vollkommener Deutlichkeit gestattete, so ist es wohl glaublich, daß die Leistungen jener alten Schreiber bei einer nicht allzu umfangreichen Auflage denjenigen unserer Buchdrucker gleichkamen, wenn nicht sie übertrafen. Auf diese Weise war es möglich, daß Cicero nach der Verhaftung der Genossen Catilinas das schon erwähnte Senatsprotokoll mit Hilfe der ihm als Consul verfügbaren Schreiber alsbald in so vielen Exemplaren vervielfältigen und verbreiten ließ, daß er versichert, es sei kein Ort auf der Welt, soweit der Name des römischen Volkes reiche, wohin nicht eine Abschrift desselben gelangt sei — eine jedenfalls höchst stattliche Ziffer, auch wenn wir der rhetorischen Uebertreibung etwas zu Gute halten. Nach demselben Verfahren wurden auch die Acta diurna in zahlreichen Abschriften vervielfältigt, und es mag wohl Unternehmer oder Verleger gegeben haben, die zu diesem Zweck eine ganze Schaar von schreibgewandten Arbeitern beschäftigten, ähnlich den heutigen Herausgebern von Kammerberichten und Massencorrespondenzen, die gleichfalls mit einem Bureau von Stenographen und Schreibern arbeiten.

Schon nach den vorangegangenen Bemerkungen kann man von dem gewöhnlichen Inhalt des römischen Tageblattes sich ein Bild machen. Die erhaltenen Citate indeß und sonstige Andeutungen gestatten uns, dieses Bild durch einiges Detail noch zu beleben und zu vervollständigen. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar, als er diese journalistische Einrichtung begründete, nicht die Absicht hatte, blos die Neugier der hauptstädtischen Gesellschaft zu befriedigen. Er wollte die Zeitung als ein politisches Mittel für seine Zwecke benutzen. Daher ist von vornherein anzunehmen, daß ihr politischer Theil die anderen an Interesse und Ausdehnung übertraf, und diese Annahme wird durch eine Reihe von Anführungen in den Briefen Ciceros wie durch andere Belege vollauf bestätigt. Man las dort die Consulte und Edicte des Senats, die Beschlüsse der Volksversammlung, die politischen Debatten und Reden, die wichtigsten Gerichtsverhandlungen und so ziemlich alle Vorfälle von politischer Bedeutung, die innerhalb der Stadt Rom sich ereignet hatten. Wie eingehend diese tages-

politische Berichterstattung war, beweist am besten der Umstand, daß die Jahrgänge der Staatszeitung später die Hauptquelle bildeten für den gelehrten Juristen Asconius, der unter Claudius und Nero zu den gerichtlichen Reden Ciceros sachlich erläuternde Commentare geschrieben hat. Fast das ganze reichhaltige Material, das er zum Verständniß des Processes gegen Milo — der seinen Gegner Clodius hatte ermorden lassen — beigebracht hat, verdankte er den gleichzeitigen Nummern der Staatszeitung vom Jahre 52. „Ich habe," schreibt er, „die Tageblätter dieser ganzen Zeit durchgelesen," und auf sie beruft er sich ausdrücklich, wenn er von den kaum glaublichen Vorgängen dieses Jahres, von den Volksaufläufen, den Straßenkämpfen und den Agitationsreden der Volkstribunen Sallustius und Qu. Pompejus berichtet, unter denen die des Letzteren einen besonders aufrührerischen Charakter trugen. Diese Reden waren in der Zeitung sehr ausführlich wiedergegeben; aus einigen theilt Asconius längere Stellen in wörtlicher Anführung mit. An sie mußte sich halten, wer politische Raisonnements zu lesen wünschte, oder er mußte sich die Reden oder die offenen Briefe kaufen, welche einzelne Staatsmänner zuweilen als politische Broschüren herausgaben. Die Zeitung brachte derartige Erörterungen und Meinungsäußerungen nicht; den Leitartikel kannte sie nicht. Die Redaction beschränkte sich im Wesentlichen darauf, die Thatsachen zusammenzustellen, und ließ das eigene Urtheil über die Lage der Dinge und die Motive der Handelnden unausgesprochen. Trotzdem scheint die Darstellung in diesen thatsächlichen Berichten durch die Parteistellung der Persönlichkeiten, die an der Regierung waren, mit beeinflußt und nicht immer so ganz objectiv und von so langweiliger Farblosigkeit gewesen zu sein, wie es in neuerer Zeit bei amtlichen Blättern häufig der Fall ist. Als im Jahre 43 Lepidus sich wider Erwarten mit dem geschlagenen Antonius verbunden hatte, schrieb Cicero an den Cassius: „Das Verbrechen Deines Verwandten Lepidus, seine außerordentliche Leichtfertigkeit und Charakterlosigkeit wirst Du wohl aus der Zeitung erfahren haben, die Dir, wie ich gewiß weiß, zugesandt wird." Hiernach zu schließen, wird die Entrüstung der republikanischen Staatsmänner, die damals in Rom die Herren waren, über diesen Abfall von ihrer Sache auch in der Sprache des Zeitungsberichtes sich nicht verleugnet haben. Auch durch die größere oder geringere Ausführlichkeit, mit der man eine Sache behandelt, kann man sein Urtheil zu erkennen geben und in bestimmter Richtung zu wirken suchen. Es war nur ein kurzes Entrefilet, das Cäsar — scheinbar so nahe dem Ziel seines Ehrgeizes — unterm 15. Februar 44 in die Zeitung einrücken ließ: „es sei ihm vom Volke durch Vermittelung des Consuls die Königswürde angeboten worden, doch habe er dieselbe nicht anzunehmen geruht." Aber es war eine vielsagende Notiz für den, der sie zu lesen verstand, ein ausgestreckter Fühler, wie man heute sagt, ein ballon d'essai, der den ersehnten Erfolg mit vorbereiten sollte. Freilich eine schreckliche Täuschung! Vier Wochen

später trafen den Dictator die Dolche der Verschworenen. Ebenso verrathen Auslassungen und Verschweigungen eine gewisse Tendenz. Im Jahre 52 hatte bei den Verhandlungen über den Proceß des Milo eine sehr stürmische Senatssitzung stattgefunden. Ein demokratisch gesinntes Mitglied hatte durch ein geschicktes parlamentarisches Manöver die Mehrheit überrumpelt und es dahin gebracht, daß der gefaßte Beschluß eine Niederlage der Senatspartei bedeutete. Da war die Staatszeitung — Pompejus war damals alleiniger Consul — zunächst sehr einsilbig und verschwieg das Nähere dieses Sachverhalts. Erst als ein Volkstribun in einer Rede vor dem Volke die Sache triumphirend aufgedeckt hatte und das Vertuschen sich nunmehr als nutzlos erwies, bequemte sie sich dazu, indem sie den Bericht über die Rede des Tribunen brachte, zugleich auch jene Thatsache mittelbar einzugestehen. Zwei Jahre später passirte mit einem gewissen Servius Ocella eine Skandalgeschichte. Cälius hielt sie für interessant genug, um in einem Briefe nach Cilicien an Cicero einige Andeutungen darüber zu machen. Aber dieser verstand sie nicht ganz. Er antwortete: „Ueber den Ocella hast Du Dich nicht deutlich genug geäußert, und in den Zeitungen steht Nichts davon.“ Und doch scheute sich sonst die Staatszeitung vor solchen pikanten Geschichten nicht, wenn ihre Veröffentlichung den leitenden Persönlichkeiten genehm war.

Von einer Erwähnung auswärtiger Angelegenheiten und kriegerischer Ereignisse finden wir gar keine Spur. Das mag Zufall sein, doch ist es auch möglich, daß vorkommenden Falles besondere Kriegsbulletins ausgegeben wurden und die Acta diurna ausschließlich den inneren Angelegenheiten der Hauptstadt selbst vorbehalten waren.

Die nichtpolitischen Rubriken der Zeitung waren für die Mittheilung alltäglicher Vorfälle, wie Feuersbrünste, Häusereinstürze und dergleichen, und für merkwürdige oder auch seltsame, nur auf die Unterhaltnng neugieriger Leser berechnete Geschichten bestimmt und etwa in dem Stile unserer heutigen Polizeiberichte abgefaßt. Eine besonders wichtige Rolle spielten die vielfachen Prodigien oder Vorzeichen und Wunder, die dem religiösen Aberglauben zusagten und die bei keinem bedeutenden Ereigniß fehlen durften. Da wurde erzählt, wie es bei der Vertheidigung des Milo im April 52 Ziegelsteine geregnet hatte; anderwärts hatte es einmal Milch und Blut geregnet; auf der Villa des Galerius zu Ariminum hatte ein Hahn gesprochen, während sonst die Ochsen durch plötzliches Sprechen die gläubigen Gemüther zu schrecken liebten, und manche andere Geschichte dieser Art, wie sie dutzendweise in fast jedem Jahrgange der alten Annales maximi verzeichnet standen.

Andere kleine Artikel brachten Mittheilungen über Thierhetzen in der Arena, über das Theater und den Circus, Anekdoten über Gladiatoren, Schauspieler, Wagenlenker und andere Künstler, die schon damals interessante öffentliche Persönlichkeiten, Lieblinge des Publicums wie der Journalistik waren. Bei der Bestattung des Felix, eines Wagenlenkers von der Partei

der Rothen, hatte einer seiner Anhänger aus Gram sich in den Scheiterhaufen gestürzt; die Gegenpartei aber hatte, um den Ruhm des Künstlers zu verkleinern, behauptet, er sei durch die Menge der Wohlgerüche betäubt ohnmächtig hingesunken. Solche Geschichten wurden in Menge berichtet zur Freude des schaulustigen Volkes, und diejenigen, die uns zufällig erhalten sind, stammen meist aus einer und derselben Quelle, aus den Acta diurna, dem amtlichen Tageblatt der Stadt Rom.

Auch nach Cäsars Tode bestanden die beiden Zeitungen noch fort, doch trat in nicht zu langer Zeit eine Aenderung ein, welche die große Wandelung, die mit der Begründung der Monarchie das öffentliche Leben in Rom ergriffen hatte, auch auf dem Gebiete der Tageslitteratur zur Erscheinung brachte. Der Herrscher, der sich die Aufgabe stellte, mit sanfter Hand die Römer unmerklich der republikanischen Gedanken zu entwöhnen und zu loyalen Unterthanen zu erziehen, der das Confisciren und Verbrennen der Bücher erfand und durch Mäcenas dafür sorgen ließ, daß die Litteratur auf die Versöhnung der Gemüther mit den neuen Zuständen hinwirkte oder wenigstens einen ungefährlichen Charakter annahm — Augustus konnte nicht wünschen, daß die Zeitungen mit der unmittelbaren Wirkung, die sie auf die Leser ausüben mußten, ihm seine Erziehungsarbeit erschwerten, indem sie von den noch vorhandenen oppositionellen Regungen Kunde gaben und die Erinnerung an die verschwundene Freiheit wach erhielten.

Volksversammlungen gab es nicht mehr; als Mandatar des souveränen Volkswillens betrachtete sich der Kaiser. Die einzige politische Körperschaft, die noch einen Schein von Selbstständigkeit besaß, war der Senat, und hierhier flüchtete sich die Opposition der Wenigen, welche die alte Zeit nicht vergessen konnten und den Muth hatten, dies zu bekennen. In der Curie selbst, wo dem Kaiser dank der wohlberechneten Zusammensetzung eine Mehrheit sicher war, fiel es nicht schwer, die Reden der Opposition unschädlich zu machen, aber draußen im Publicum konnten sie höchst unbequem werden. Daher ließ Augustus den Senatsanzeiger eingehen. Er verbot die Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle. Sie mußten zwar regelmäßig, aber vorsichtig abgefaßt werden, und diese heikle Aufgabe wurde einem der jüngeren Männer im Senate übertragen, der dem Kaiser besonders vertrauenswürdig erschien. Waren sie dann von diesem genehmigt worden, so kamen die Berichte in das Reichsarchiv, wo sie zu besonderen Zwecken den Senatsmitgliedern, oder abschriftlich in eigene Abtheilungen der öffentlichen Bibliotheken, wo sie im Falle ausdrücklicher Erlaubniß des Polizeipräfecten auch anderen Personen zugänglich waren. Nur wenn die Veröffentlichung eine vortreffliche Wirkung versprach, wurde der Sitzungsbericht ausnahmsweise im Ganzen, für gewöhnlich auch nur in einem wohlgesichteten Auszuge in das Tageblatt eingerückt.

Denn dieses theilte das Schicksal des Senatsanzeigers nicht. Seine Acta diurna behielt Rom, und sie bestanden noch mehrere Jahrhunderte

hindurch — ein Beweis, nicht nur wie sehr diese Einrichtung sich eingebürgert hatte und einem wirklichen Bedürfnisse des römischen Lebens entsprach, sondern auch dafür, daß selbst die gewaltthätigsten Kaiser sie als bequemes Werkzeug politischer Beeinflussung benutzen zu müssen glaubten.

Dazu gehörte natürlich, daß die Redaction ihre Unabhängigkeit, soweit sie früher überhaupt vorhanden gewesen, nun vollständig verlor. Das Blatt wurde vom Hofe sorgfältig überwacht, unter eine Art von Censur gestellt. Gewisse Dinge mußten aufgenommen, andere verschwiegen werden. Livia sorgte dafür, daß Rom jedesmal am nächsten Tage schwarz auf weiß erfuhr, wer die Ehre gehabt hatte, von ihr in Audienz empfangen zu werden; Augustus verhinderte, daß von den öffentlichen Skandalen, durch welche die Töchter seines Hauses sich prostituirten, im Tageblatt etwas verlautete; er konnte freilich nicht verhindern, daß sie auf anderem Wege stadtkundig wurden. Als im Jahre 12 n. Chr. Germanicus, dessen plötzlichen Tod man der Eifersucht des Tiberius zuschrieb, feierlich bestattet wurde, erschien im Tageblatt ein ausführlicher Bericht mit genauer Angabe der Functionen, welche die einzelnen Mitglieder des fürstlichen Hauses bei dem Traueracte übernommen hatten; nur die eigene Mutter des Verstorbenen, Antonia, war mit keiner Silbe erwähnt. Nach Tacitus' Vermuthung hätte sie auf einen Wink des Kaisers und der Livia bei der Feier sich nicht zeigen dürfen, um durch ihre Abwesenheit das absichtliche Fernbleiben jener Beiden zu rechtfertigen. Die Mißgunst desselben Kaisers brachte einen Baumeister um den wohlverdienten Ruhm. Im Jahre 22 wurde der größte Säulengang der Stadt, der sich nach der einen Seite gesenkt hatte, auf kunstvolle Weise wieder gerade gerichtet. Ganz Rom staunte über den Erfolg des erfindungsreichen Meisters. Da soll Tiberius verboten haben, dessen Namen in der Zeitung zu erwähnen, damit er nicht auf die Nachwelt käme, — wenn die Geschichte mehr ist als eine der vielen nicht sehr glaubwürdigen Künstleranekdoten. Jedenfalls ist jene Absicht leider erreicht worden. Denn Dio Cassius, der dies ausdrücklich angiebt, fand den Namen des Künstlers nicht, nur eine Beschreibung seines Verfahrens. „Er befestigte," heißt es, „die Grundsteine des Säulenganges so, daß sie sich nicht verschieben konnten, ließ den übrigen Theil des Baues ganz mit wollenen und leinenen Decken umwickeln, das Ganze aber überall mit Seilen umspannen, und hob es dann durch das gleichzeitige Anziehen vieler Menschen und Maschinen wieder in die alte Lage." Noch schlimmer in seiner Wirkung als das, was die Zeitung verschwieg, war zuweilen das, was sie erzählte. Durch seine geheime Polizei ließ Tiberius allen Männern nachspüren, die ihm als Gegner bekannt oder verdächtig waren. Waren ihm auf diese Weise freimüthige oder unvorsichtige Aeußerungen zu Ohren gekommen, so ließ er diese — oder im Nothfall auch erdichtete — in die Zeitung setzen, nicht um die Unglücklichen zu warnen, sondern um gleichsam im Voraus die Rache zu rechtfertigen, mit der er sie treffen wollte. Umgekehrt machte

es Domitian. Er ließ die Opfer seiner heimlichen Cabinetsjustiz ohne Ankündigung hinrichten und verbot bei der Erwähnung der Thatsache jede Nennung eines Namens. Commodus hingegen befahl, alle seine Handlungen der Rohheit, Grausamkeit und gemeinster Wollust, die alle anständigen Leute verabscheuen mußten und die Redaction wahrscheinlich schamhaft verschwiegen haben würde, zum Vergnügen des Pöbels, dem er sich gleichstellte, in der Zeitung bekannt zu machen. Am harmlosesten war der Einfluß, den der gelehrte Sonderling Claudius auf die Redaction ausübte. Er zwang sie, die von ihm erfundenen drei neuen Buchstaben anzuwenden, um sie beim Publicum in Aufnahme zu bringen — eine Maßregel, die ganz erfolglos blieb, denn sie sind so vollständig aus der Litteratur verschwunden, daß sie ebenso, wie die Titel seiner bändereichen Geschichtswerke, nur durch kurze Citate bei den Grammatikern der Nachwelt bekannt geworden sind.

Bei dieser vollkommenen Abhängigkeit der Acta diurna von den Launen des jeweiligen Herrschers und bei dem durchgängigen Bestreben, die Masse des Volkes für panem et circenses zu erziehen, ist es erklärlich, daß das, was zur Zeit der Republik mehr als Nebensache in der Zeitung behandelt worden war, in der Kaiserzeit ihren Hauptinhalt ausmachte. Die Politik verschwand daraus fast ganz. Sie stellte sich dar in der Person des Kaisers und in dem, was den Hof anging; so trat an die Stelle des politischen Tagesberichtes das Hofjournal, und dieses nahm den breitesten Raum für sich in Anspruch. Das Uebrige läßt sich als Local- und „Vermischte Nachrichten" bezeichnen, und es behandelte alltägliche Vorfälle in der Stadt, Familien- und Privat-Angelegenheiten sowie allerlei Anekdoten und Curiosa.

Officielle Acte also, pomphafte Begrüßungsansprachen des Senats an die Kaiser und deren Antworten, Reden der Kaiser an die Soldaten, das Volk oder fremde Gesandte, Ernennungen von Beamten, Auszeichnungen und Gnadenerweisungen, Züge von kaiserlichem Edelmuth, von Herablassung gegen niedere, von Wohlthätigkeit gegen arme Leute; demnächst weitschweifige Schilderungen von Hoffestlichkeiten, von Aufführungen im Theater und im Circus, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrt hatte, Beschreibungen kaiserlicher Prachtbauten oder, wie Tacitus sie einmal nennt: „Lobpreisungen der Steinmassen und Gebälke", wodurch Nero den hölzernen Koloß von Amphitheater am Marsfelde zu Stande brachte; sodann Edicte der Kaiser, Verordnungen der Localbehörden, Mittheilungen über Testamente, durch welche die Kaiser zu Erben eingesetzt oder mit Legaten bedacht waren, über Processe und Hinrichtungen, summarische Angaben über Geburts- und Todesfälle, die Eheschließungen und Scheidungen, jedoch mit Beschränkung auf die höheren Stände und mit namentlicher Hervorhebung hochstehender Personen, theils amtlich mitgetheilt, theils von den Familien selbst eingesandt — Caligula machte sich manchmal das Vergnügen, vornehmen Frauen im Namen ihrer abwesenden Gatten den Scheidebrief zuzustellen, und ließ

dann eine betreffende Notiz in die Acta einrücken —; endlich Nachrichten von Naturereignissen und Wundern, wie von Mißgeburten oder vom Vogel Phönix, dessen Erscheinen fast so oft gemeldet wurde, wie bei uns früher das der Seeschlange, und der unter Claudius leibhaftig nach Rom gebracht und auf seinen Befehl öffentlich ausgestellt wurde, aber natürlich unecht, wie Plinius trocken hinzusetzt; Beispiele von ungewöhnlich reichem Kindersegen, wofür Augustus als Beförderer des Familienlebens sich besonders interessirte, von rührender Hundetreue und Anderes dergleichen — das war durchschnittlich der Inhalt der kaiserlich römischen Zeitung. Sicherlich eine nicht sonderlich geistreiche, wenn auch unterhaltende und vor Allem — worauf es ankam — politisch unschädliche Lectüre, noch dazu in einem Latein, das sich nicht über die gewöhnliche Geschäftsprosa erhob und zum Kummer wählerischer Stilisten, wie Quintilian, durch das Eindringen der nachlässigen Vulgärsprache und griechischer Eigenthümlichkeiten sich bedenklich verschlechterte.

Trotzdem war es eine vielbegehrte Lectüre. Die Acta erfreuten sich der weitesten Verbreitung. Als unter Nero der stoische Philosoph Pätus Thrasea, müde des ohnmächtigen Widerstandes gegen den Sklavensinn des Senats, von den Sitzungen sich fern hielt, da las man — sagt Tacitus — in den Provinzen und in den Standquartieren der Legionen die römischen Tageblätter nur um so eifriger, um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan habe.

Doch es würde zu weit führen, die charakteristischen Grundzüge mit noch weiterem Detail auszustatten. Die geistlosen Chronisten der späteren Kaiserzeit, die man unter dem Namen Scriptores historiae Augustae zusammenfaßt, haben die alten Jahrgänge der Staatszeitung, aus der sie fast ihr ganzes geschichtliches Wissen holten, gründlich ausgeplündert und vielfach seitenlange Stellen daraus abgeschrieben, namentlich wenn es sich um die sogenannten Acclamationen handelte, d. h. um langathmige und feierlich steife Anreden, mit denen der unterwürfige Senat den Kaiser begrüßte und in denen litaneiartig beständig ein formelhafter Zuruf von dem gesammten Chore wiederholt wurde. Da kann man, wenn man Lust hat, in sorgfältigster authentischer Wiedergabe lesen, wie oft jeder einzelne huldigende Zuruf des Senats wiederholt ward, ob man fünf oder zehn oder zwanzig bis achtzig Mal ausrief: „Dich mögen uns die Götter erhalten" oder „Dich haben wir stets gewünscht" oder „In Dir und durch Dich besitzen wir Alles, o Antoninus!"

Indeß diese Dinge interessiren uns hier nur, weil wir daraus sehen, bis zu welcher Höhe der Genauigkeit und Vollständigkeit die journalistische Berichterstattung damals gediehen war und wie stattlich der Umfang einzelner Zeitungsnummern gewesen sein muß. Im Uebrigen, was die Geschmacklosigkeit und die Selbsterniedrigung der höchsten Gesellschaftsklasse im kaiserlichen Rom betrifft, gehören sie in das Gebiet der Cultur- und der allgemeinen politischen Geschichte. Hier stehe noch die Bemerkung, daß der für die heutigen Zeitungen charakteristische und finanziell wichtigste Theil, der

Inseratentheil, den Acta jedenfalls gefehlt hat. Privatbekanntmachungen, wie Programme von Theateraufführungen und Vorlesungen, Gladiatorenspielen, Thierkämpfen und anderen Festlichkeiten, Anzeigen über verlorene Sachen, Wahlaufrufe an die Mitbürger und dergleichen fand man auf dem Forum, wo die Mauerflächen und Säulen sich täglich mit Inschriften und Anschlägen bedeckten, wie das anschauliche Beispiel von Pompeji uns noch heute beweist.

Und zum Schluß möge die witzige Parodie Platz finden, welche Petronius in seinem Sittenroman aus der Zeit Neros von der Zeitung geliefert hat. Der protzenhafte Trimalchio läßt sich bei der Tafel von seinem Secretär (actuarius) einen Bericht über die Ereignisse auf seinen Gütern vorlesen, der, wie es ausdrücklich heißt, tamquam urbis acta, in der Art des hauptstädtischen Tageblattes, mit Angabe des täglichen Datums abgefaßt ist.

„Den 26. Juli. Auf dem Landgute bei Cumä, das Trimalchio gehört, wurden geboren 30 Knaben, 40 Mädchen. Eingebracht von der Tenne in den Speicher wurden 500000 Scheffel Weizen. Ochsen wurden gezähmt 500. Am selben Tage. Der Sklave Mithridates wurde an's Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn gelästert hatte. Am selben Tage. In die Kasse wurde abgeführt, was nicht angelegt werden konnte, 10 Millionen Sesterzen. Am selben Tage. In dem Pompejanischen Park fand eine Feuersbrunst statt; ausgebrochen war sie in der Wohnung des Verwalters Nasta." — „Wie?" unterbrach ihn Trimalchio. „Seit wann ist der Pompejanische Park für mich angekauft?" — „Im vorigen Jahre," sagte der Secretär, „deshalb ist er noch nicht gebucht worden." Da brauste Trimalchio auf und rief: „Wenn ein Grundstück für mich gekauft ist, es sei, welches es wolle, und ich es nicht innerhalb sechs Monaten erfahren habe, so verbiete ich, daß es in meine Bücher eingetragen werde." — Hierauf wurden auch Erlasse von Gutspolizeibeamten verlesen und Testamente von Waldhütern, in denen Trimalchio unter Angabe des Grundes von der Erbschaft ausgeschlossen war, dann die Listen der Gutsverwalter und die Scheidung einer Freigelassenen von einem Nachtwächter, weil es herausgekommen war, daß sie mit einem Badediener zusammengelebt hatte, und die Verweisung eines Haushofmeisters nach Bajä; ferner die Versetzung eines Cassirers in Anklagezustand und eine Gerichtsverhandlung unter den Kammerdienern."

Diese Parodie ist wenigstens echt und giebt uns ein besser beglaubigtes Bild von Inhalt und Form der Acta diurna, als die sog. Dodwell'schen elf Fragmente — angeblich Bruchstücke aus drei verschiedenen Jahrgängen vor Cäsars Consulat —, die in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Fälschung erwiesen sind, nachdem sie lange Zeit selbst scharfsinnige Gelehrte getäuscht hatten. Von den wirklichen Acta hat sich keine einzige Nummer in Originalform erhalten.

Daß auch in anderen großen Städten des Reiches solche Tageblätter herausgegeben worden, ist nicht unwahrscheinlich, da es sogar von der Landstadt Caere inschriftlich bezeugt ist. Aber Sicheres wissen wir nicht, ebenso wenig, wann das römische aufgehört hat, zu erscheinen. Vermuthlich ist es eingegangen, als Hof und Regierung nach Constantinopel übersiedelten.

Seitdem verflossen mehr als tausend Jahre, ehe in Europa wieder die ersten Anfänge von Zeitungen hervortraten. Es geschah abermals jenseits der Alpen und in einer herrschgewaltigen Republik, in Venedig, und es ist, obwohl unbeeinflußt von dem antiken Vorbild, im Wesentlichen fast dieselbe Entwickelung, die wir hier wahrnehmen. Auch nach der Anwendung des Buchdrucks befanden sich diese modernen Neuschöpfungen lange Zeit auf einer nicht viel höheren Stufe, als das längst verschollene Tageblatt der Stadt Rom, bis in unserem Jahrhundert der auf's Höchste gesteigerten Technik ein Aufschwung erfolgte, der die heutigen Zeitungen weit entfernt hat von allen ihren Vorgängerinnen.

Nationale Erziehung.*)

Von

John Lubbock.

— London. —

Seit den ältesten Zeiten, von denen wir irgend Kunde haben, ist von den weisesten der Menschen die Wichtigkeit der Erziehung betont worden**).

„Von allen Schätzen," sagt der Hitopadesa, „ist Wissen der kostbarste, denn es kann weder gestohlen, noch weggegeben, noch verbraucht werden." „Erziehung," sagt Plato, „ist das Schönste was die besten der Menschen je haben können."

Montaigne legte weitläufig dar, daß Unwissenheit „die Mutter des Uebels" sei. „Wissenschaft," sagte Fuller, „ist das größte Almosen das gegeben werden kann."***) „Macht ohne Wissen," sagt ein französischer Moralist, „ist sehr gefährlich." Ein Leben in Unwissenheit muß immer verhältnißmäßig schaal sein. Treffend ist gesagt worden, der Mensch brauche das Wissen nicht blos als Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sondern es sei Lebensbedingung für ihn.

Petrarca äußerte: Studiren sei dasjenige, was ihm zumeist am Herzen liege, und Shakespeare gab wahrscheinlich seine eigene Ansicht kund in den Worten, die er dem Lord Say in den Mund legte:

„Unwissenheit
Ist Fluch von Gott, und Wissenschaft der Fittich,
Womit wir in den Himmel uns erheben."

---

*) Autorisirte Uebersetzung von O. Dammann, Görlitz.

**) Ziemlich bemerkenswerth ist indessen, daß, soweit mir bekannt, bis auf die neueste Zeit kein Buch ausdrücklich für Kinder geschrieben worden ist.

***) Fullers Worthies.

Salomo sagt uns in einer schönen Stelle: „Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, und dem Menschen, der Verstand bekommt! Denn es ist besser um sie hantiren, denn um Silber; und ihr Einkommen ist besser, denn Gold. Sie ist edler, denn Perlen; und Alles, was Du wünschen magst, ist ihr nicht zu gleichen. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede.“*)

Und ferner: „Weisheit ist das vornehmste Ding; deshalb erwirb Weisheit: Und mit allen Deinen Kräften erwirb Verstand.“

Und doch neigte sich die vorherrschende Meinung lange zum Gegentheil, besonders was Mädchen betrifft. Es gab einen deutschen Ausspruch: die Bibliothek der Frauen sei ihre Garderobe, und ein französisches Sprichwort: Mädchen sollten entweder innerhalb der vier Evangelisten oder innerhalb der vier Pfähle gehalten werden. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man dachte, weder arme Leute einerseits noch Edelleute andererseits hätten irgend Etwas mit Bildung zu thun. Man nahm an, das sei lediglich eine Sache der Priester und Mönche. Das Wort „clerk“ vermittelt uns diesen Gedanken.**)

Selbst ein so weiser und guter Mensch wie der Dr. Johnson stellte es beinahe als selbstverständliches Axiom hin, daß, wenn Jedermann lesen lernte, man unmöglich noch Jemand finden würde, der die Handarbeit in der Welt besorgte. Dr. Johnson war eine große litterarische Autorität und hatte doch keine richtige Vorstellung von der Würde der Arbeit.

Das war eine Stufe. Eine zweite war: die Erziehung müsse speciell auf das praktische Leben Rücksicht nehmen; man müsse nothwendig darauf bedacht sein, daß Kinder nicht über ihren Stand hinaus erzogen würden. Nur Lesen, Schreiben und Rechnen seien für arme Kinder nothwendig — Lesen und Schreiben für die Einzelheiten des Geschäfts, und Rechnen, um Bücher zu führen.

Diese Anschauung erstreckte sich auf alle Geschäftsgebiete. Von Lord Eldon wird berichtet, er habe seine Bankiers (die von den gegenwärtigen Mitgliedern der Firma sehr verschieden gewesen sein müssen) deshalb gewählt, weil, wie er sagte, sie die stupidesten Bankiers in London wären, und könnte er irgend einen noch dümmeren finden, so würde er zu ihm sein Conto verlegen. Hazlitt behauptete, Knaben, die zu Geschäftsleuten bestimmt seien, dürften in nichts Anderem unterrichtet werden. „Jeder,“ sagte er, „wird es zu Gelde bringen, wenn er keinen anderen Gedanken im Kopfe hat.“

---

*) Sprüche Salomos.

**) clerk, vom latein. clericus: der Kleriker, Geistliche; hieraus: der des Lesens Kundige (da dies ursprünglich meist nur Geistliche waren), der Gelehrte, Gebildete 2c.

Der Uebersetzer.

Das ist die zweite Stufe.

Jetzt reden wir der Erziehung das Wort, nicht um aus dem Menschen lediglich einen besseren Arbeiter, sondern aus dem Arbeiter einen besseren Menschen zu machen. Victor Hugo sagte treffend: „Wer eine Schule eröffnet, schließt ein Gefängniß."

„Die Mehrzahl unserer Kinder," so äußerte sich ein schweizerischer Staatsmann, „ist zur Armuth geboren, aber wir tragen Sorge, daß sie nicht unwissend heranwachsen." Auch wir in England fangen nachgerade an, die Wichtigkeit der Erziehung zu würdigen. Gray würde jetzt von unserer ländlichen Bevölkerung nicht mehr sagen können:

„. . . Wissen nie wollt' ihrem Aug' entfalten
Sein Blatt, darauf der Zeiten Spolien prangen;
Die Armuth ließ ihr edles Feu'r erkalten,
Der Seele Lebensstrom vom Frost umfangen."

Matthew Arnold erzählt uns in „Cultur und Anarchie", daß es noch immer Viele giebt, welche denken: Bildung, Verfeinerung der Sitten, Aufklärung — all' das sei Unsinn. Doch es war im Jahre 1869, als dies geschrieben wurde.

Das Jahr 1870, in welchem die Erziehungs-Acte durchging, war eine höchst wichtige Epoche in der sozialen Geschichte unseres Landes. Zu dieser Zeit betrug die Zahl der Kinder in unseren Elementarschulen 1400000. Jetzt beträgt sie über 5000000. Und das Resultat hiervon? Nehmen wir zunächst die Criminal-Statistik. Bis 1887 zeigte die Zahl der im Gefängniß befindlichen Personen eine steigende Tendenz. In jenem Jahre betrug die Durchschnittsziffer 20800. Seitdem hat sie stetig abgenommen und beträgt jetzt nur 13000. Sie hat sich also um rund ein Drittel vermindert. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Bevölkerung beständig zugenommen hat. Seit 1870 hat sie sich um ein Drittel vermehrt. Wenn die Zahl unserer Verbrecher in demselben Verhältniß zugenommen hätte, so würde sie 28000 anstatt 13000 betragen haben, oder mehr als das Doppelte. In diesem Falle also würde unsere Ausgabe für Polizei und Gefängnisse mindestens £ 8000000 anstatt £ 4000000 betragen haben. Bei jugendlichen Verbrechen ist die Abnahme sogar noch zufriedenstellender. 1856 war die Zahl jugendlicher Personen, die wegen Criminalvergehen verhaftet wurden, 14000. Im Jahre 1866 war sie auf 10000 gesunken, 1876 auf 7000, 1881 auf 6000; und nach den letzten Zusammenstellungen, die ich erlangen konnte, auf 5100. Wenden wir uns nun zur Armensteuer-Statistik. 1870 betrug die Zahl der Armen auf jedes Tausend der Bevölkerung mehr als 47. Sie war bis 52 hoch gewesen. Seitdem ist sie auf 22 gesunken, und nebenher möchte ich bemerken: ich bin stolz darauf, zu finden, daß wir in der Hauptstadt wesentlich unter dem Durchschnitt bleiben. Das ist also weniger als die Hälfte des bisherigen Verhältnisses. Unsere jährliche von Steuern bestrittene Ausgabe für die

Armen beträgt £ 8000000; angenommen, sie wäre im früheren Verhältniß geblieben, so würde sie über £ 16000000 betragen haben, oder £ 8000000 mehr, als sie gegenwärtig beträgt. Wenn wir also jetzt in demselben Verhältniß wie zwanzig Jahre früher bezahlten, so würden sich die Kosten für unsere Verbrecher auf £ 4000000 mehr belaufen haben, als es der Fall ist, und unsere Armensteuer würde um £ 8000000 höher sein.

Ich kann hinzufügen, daß die Statistik der schwersten Verbrechen sogar noch bemerkenswerther und zufriedenstellender ist. Der jährliche Durchschnitt der zu Zuchthausstrafe Verurtheilten betrug 2800 in dem 5jährigen Zeitabschnitt, der mit 1864 endigt, und diese Zahl ist beständig gefallen, für vergangenes Jahr (1893) betrug sie nur 729, also nur den vierten Theil davon, ungeachtet des Zunehmens der Bevölkerung. Thatsächlich sind acht von unseren Strafgefängnissen (convict prisons) überflüssig geworden und zu anderen Zwecken verwendet worden.

Ich darf wohl auch bemerken — da sich hierin der enge Zusammenhang zwischen Verbrechen und Unwissenheit zeigt — daß nach den letzten Angaben, die ich erlangen konnte, unter 157000 Personen, die in's Gefängniß eingeliefert wurden, nur 5000 waren, die richtig lesen und schreiben konnten, und nur 250, die man als gebildet bezeichnen konnte.

Die folgende Tabelle*) veranschaulicht deutlich die große und fortschreitende Abnahme in der Zahl der Verurtheilungen wegen schwerer Verbrechen. Die Zusammenstellungen sind um so frappanter, als, während die Zahl der Verbrecher gefallen ist, die Bevölkerung sich rapide vermehrt hat.

Jährliche Durchschnittsziffer der laut Anklage vor der großen Jury zu Zuchthausstrafe Verurtheilten in England und Wales.		Veranschlagte Durchschnittsbevölkerung von England und Wales.
Während 5jähriger Zeiträume, abschließend mit dem 31. December 1859	2589	19 257 000
" " 1864	2800	20 370 000
" " 1869	1978	21 681 000
" " 1874	1622	23 088 000
" " 1879	1633	24 700 000
" " 1884	1427	26 313 251
" " 1889	945	27 830 179
" " 1892	791	29 055 550

Man wird hoffentlich nicht annehmen, daß ich die Frage lediglich für eine Geldfrage halte. Ich habe diese Betrachtung nur angestellt, um denen zu antworten, die auf dem Kostenpunkt fußen, um Einwendungen zu erheben.

*) Bericht der Direction der Strafgefängnisse (Convict Prisons), 1893.

Natürlich weiß ich sehr wohl, daß noch verschiedene Einräumungen gemacht und noch andere Umstände berücksichtigt werden müßten und daß diese Zusammenstellungen nicht auf irgend welche wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch machen dürfen; aber sie sind doch zugleich interessant und recht genugthuend.

Thatsache ist, daß nur ein Bruchtheil der Verbrechen des Landes von wohl überlegender Schlechtigkeit oder unwiderstehlicher Versuchung herrührt; die großen Quellen der Verbrechen sind Trunksucht und Unwissenheit. Die günstigen Resultate, die erzielt worden sind, hat man nicht nur dem Umstande zu verdanken, daß die Kinder in der Schule Gutes lernen, daß sie sich an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen, sondern auch der Thatsache, daß sie nicht die schlechten Lehren der Straße lernen, vielmehr vor der verderblichen Lehre und dem verderblichen Beispiel der Verbrecher und der Bummler geschützt sind.

Wir fangen denn auch an, den Vortheil der Erziehung in der Verminderung der Armensteuer*) und dem Leerer-Werden unserer Gefängnisse zu spüren, was eine Abnahme an Armen und Verbrechern und in Sonderheit, wie ich hinzufügen darf, eine Abnahme des jugendlichen Verbrechens zeigt.

Es darf indessen wohl bezweifelt werden, ob wir schon das beste Erziehungssystem besitzen. Drei große Fragen sind es, die wir im Leben immer und immer wieder zu beantworten haben: Recht oder Unrecht? Wahr oder Falsch? Schön oder Häßlich? Unsere Erziehung sollte uns helfen, diese Fragen zu beantworten.

Vor fast zwei Jahrhunderten sprach Bacon von denen, welche „die Menschen auffordern, ihre Bücher zu verkaufen und Schmelzöfen zu kaufen, so der Minerva und den Musen als unfruchtbaren Jungfrauen zu entsagen und sich ganz auf Vulkan zu verlassen.“ Wir sollen der Minerva und den Musen nicht entsagen, aber gleichwohl haben wir noch immer unsere Erziehung nicht genügend auf das Buch der Natur gegründet.

Lesen und Schreiben, Rechnen und Grammatik machen keine Erziehung aus, ebenso wenig wie Messer, Gabel und Löffel ein Mittagmahl. Abraham, Isaak und Jakob konnten weder lesen noch schreiben und waren wahrscheinlich der Regeldetri ganz unkundig.

Man hat mich oft beschuldigt, daß ich die klassische Bildung angreife. Das habe ich indessen nie gethan. Die Klassiker sind ein höchst wichtiger Theil der Bildung, den zu unterschätzen oder zu vernachlässigen absurd wäre, aber sie sind nicht Alles, und unsere Bildung besteht, wie Charles Buxton bemerkte, „zu oft im bloßen Erlernen der Worte, wie sie Biedermänner, die seit 2000 Jahren todt sind, gebraucht haben dürften“. Andere Gegenstände vernachlässigen wäre, um Ciceros Metapher zu ge-

*) Natürlich spreche ich hier von der Steuer für die Unterhaltung der Armen; viele andere Ausgaben sind in dem, was man technisch „Armensteuer“ nennt, inbegriffen.

brauchen, wie wenn Jemand nur für seine rechte Seite Sorge tragen wollte und die linke vernachlässigte. Viel von unserer sogenannten klassischen Bildung ist indessen nicht einmal klassisch. So viel Aufmerksamkeit und Zeit werden der Grammatik gewidmet, daß sich der Sinn für die klassischen Schriftsteller verliert. Grammatik ist allerdings ein Zweig der Wissenschaft, aber sie wird nicht immer wissenschaftlich oder in der interessantesten Weise gelehrt. Ueberdies werden nach unserem gegenwärtigen System unsere Knaben gar nicht gelehrt, lateinisch oder griechisch zu sprechen; vielmehr — ein Gipfel der Absurdität, eine letzte Vorsichtsmaßregel, den Unterricht so nutzlos als möglich zu machen — werden sie angehalten, die Worte wesentlich anders auszusprechen, als die Römer oder Griechen selbst sie aussprachen, angehalten, überhaupt irgend eine fremde Sprache, ja sogar das Schottische, wesentlich anders auszusprechen, als man in den betreffenden Ländern selbst spricht.

Das System versagt, irgendwie Liebe zur klassischen Litteratur zu erwecken. Thackeray läßt in seinen Aufzeichnungen über eine Reise von Cornhill nach Kairo die griechische Muse erscheinen. Sie fragt ihn, ob er nicht entzückt sei, auf athenischem Boden zu weilen, worauf er mit mehr Wahrheit als Höflichkeit entgegnet: „Dame! Eure Gesellschaft ist mir in der Jugend mit solch' heißem Bemüh'n verleidet worden, daß ich mich gegenwärtig im Mannesalter nicht mit Euch aussöhnen kann."

Aber, wie wichtig sie auch sind, die Klassiker bilden doch nur eine Seite der Erziehung. Schon der Ausdruck „Literae humaniores" zeigt, wie innig nach der alten Anschauung Erziehung mit Humanität gepaart sein sollte — mit jener weiteren Verwandtschaft, welche die Menschheit eint. Shakespeare verstand, wie uns berichtet wird, „wenig Latein und noch weniger Griechisch". Bücher können, selbst wenn Nachdenken und Discurs der Lectüre bestens zu Hülfe kommen, doch immer nur einen Theil der Erziehung ausmachen. Der Knabe der nur Bücher studirt hat, der Nichts von der Natur, Nichts von der Welt weiß, in der wir leben, kann kein ganzer Mann werden; nie kann er mehr sein, als eines Mannes Bruchtheil.

Mit Recht ist ferner bemerkt worden, Vieles bei unserer sogenannten Erziehung sei, „wie wenn man einem Blumenbeete eine botanische Abhandlung vorlesen wollte, um die Pflanzen zum Wachsen zu bringen."*)

Wir haben nicht nur Vieles zu lernen, sondern auch Vieles zu verlernen. Indem ich diese Bemerkungen mache, bin ich wirklich weit entfernt, undankbar gegen die Schulmeister zu sein. Sie haben einen sehr mühevollen, aufreibenden und verantwortlichen Beruf. Nichts ist erfreulicher, als mit Kindern zu spielen. Sie zu lehren ist etwas ganz Anderes.

---

*) Guesses at Truth.

Unterricht in Grammatik und Arithmetik zu geben ist vielleicht hübsch leicht. „Ja, das ist leicht; aber der jungen Seele beistehen, die Energie stärken, Hoffnung einflößen und die Kohlengluth zu einer nützlichen Flamme anfachen, Entmuthigung durch neues Denken, durch sicheres Handeln überwinden: das ist nicht leicht, das ist das Werk göttlicher Menschen." *)

Die Erziehung soll nicht darauf ausgehen, Rechtsgelehrte oder Geistliche, Soldaten oder Schulmeister, Landwirthe oder Künstler heranzubilden, sondern Menschen. „Ich nenne eine vollendete und vortreffliche Erziehung," so sagte Milton, „die, welche den Menschen befähigt, alle Aemter, private und öffentliche, des Friedens und des Krieges, gerecht, geschickt und hochsinnig zu versehen."

Philosophen sind stets zu schnell mit der Annahme bei der Hand gewesen: praktische Fragen ließen sich durch akademische Erörterungen lösen. Plutarch hat eine amüsante Discussion über die Frage: was war zuerst? die Henne oder das Ei? Und eine Betrachtung, die vorgebracht wird, ist die, daß die Henne zuerst war; weil Jeder vom Ei der Henne und Niemand von einer Henne des Eies spricht.

Es kann nicht Recht sein, wenn wir unsere Kinder so aufwachsen lassen, daß

„Versagt bleibt ihnen holde Gabe:
In Fels und Baum, in Berg und See'n,
Wie es für Künstleraug' ist Labe,
Göttlichster Gnade Spur zu seh'n." **)

„Wenn irgend Jemand wähnt," sagt Jefferies, „er werde in vielen Büchern Gedanken finden, so wird er sich enttäuscht sehen. Gedanken hausen am Strom und an der See, im Berg- und Waldrevier, im Sonnenschein und im freien Windeswehen." Unglücklicherweise jedoch sind Ströme und die See, Wälder und Sonnenschein und frische Luft weniger zugänglich für uns, als wir nur wünschen können. Uebrigens hausen Gedanken unzweifelhaft auch in Büchern. Aber diese müssen mit Urtheil gelesen werden. Die Sprache ist ein sehr unvollkommenes Mittel des Ausdrucks. Nicht jeder Knabe wird ein Mann. Selbst die Wahrheiten der Arithmetik müssen mit Vorsicht angewandt werden.

Wahrscheinlich von den Mängeln unseres Systems, auf die ich soeben angespielt habe, rührt es her, daß so Viele, nachdem sie die Schule verlassen haben, aufhören, irgend welche systematische Selbst-Erziehung zu betreiben. Unzweifelhaft lernen wir, so lange wir leben: „Lebe und lerne," sagt das alte Sprichwort; die Frage ist nur, ob wir auf's Gerathewohl aus einer Zeitung oder aus einem Roman Brocken von Belehrung auflesen, oder ob wir irgend Etwas betreiben, was billigerweise Selbstschulung und Erziehung genannt werden kann.

---

*) Emerson.
**) Whittier.

Ich habe anderswo*) die Ansichten einer hohen Autorität in Bezug auf das, was man vernünftigerweise erwarten könnte, wiedergegeben und will hier die ganz ähnliche Meinung von Professor Huxley anführen: „Eine solche Erziehung sollte einen Durchschnittsknaben von 15 oder 16 Jahren befähigen, seine Muttersprache mit Leichtigkeit und Correctheit zu lesen und zu schreiben, sowie mit Gefühl für litterarische Vortrefflichkeit, das er vom Studium unserer klassischen Schriftsteller her gewonnen hat, ferner: eine allgemeine Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes und der Haupt-Gesetze socialen Lebens zu besitzen, sich die Elemente der Physik und Psychologie, sowie eine gute Kenntniß der einfachen Arithmetik und Geometrie angeeignet zu haben. Er sollte mit der Logik mehr durch Beispiele, als durch Lehre Bekanntschaft gemacht haben, die Aneignung der Elemente der Musik und des Zeichnens sollte ihm eher ein Vergnügen, als eine Arbeit gewesen sein."

Solche Unterweisung ist höchst interessant. Viele von uns haben wie John Hunter, der große Anatom, gefühlt und könnten wie er sagen: „Als Knabe hätte ich gern Etwas erfahren über die Wolken und die Gräser, und warum die Blätter im Herbst ihre Farbe ändern. Ich beobachtete die Ameisen, Bienen, Vögel, Kaulquappen und Strohwürmer; ich quälte die Leute mit Fragen, worüber Niemand Etwas wußte oder gar sich den Kopf zerbrechen mochte."

Locke bemerkt in seiner Abhandlung über Erziehung: „Ich will nur das Eine in Bezug auf Bücher sagen, daß Umgang mit Büchern, so sehr er auch in dem Rufe steht, doch nach meiner Ansicht nicht der hauptsächlichste Theil des Studiums ist; zwei andere Theile sollten mit ihm verbunden sein, von denen jeder zu unserem Fortschreiten in der Erkenntniß das Seinige beiträgt: das sind Nachdenken und Gedankenaustausch im Gespräch. Lesen, dünkt mich, ist nur ein Sammeln des rohen Materials, wovon ein großer Theil als nutzlos bei Seite gelegt werden muß. Nachdenken ist gleichsam ein Auswählen und Herrichten des Materials, ein Zimmern des Gebälks, ein Behauen und Legen der Steine und Aufrichten der Gebäude; und Gedankenaustausch mit einem Freunde (ein streitbares Disputiren hat wenig Werth) ist gleichsam ein prüfendes Besichtigen des Baues, ein Wandeln durch die Zimmer, ein Beobachten der Symmetrie und Harmonie der Theile, ein Merken auf die Solidität oder die Mängel der Arbeiten, und das beste Mittel, das, was fehlerhaft ist, herauszufinden und zu verbessern; außerdem hilft er, Wahrheiten entdecken und sie in unserem Geiste befestigen, ebenso wie jeder der beiden anderen Theile."

*) „Die Freuden des Lebens."

Der jüngste und Hauptangriff auf Shakespeares Dichterexistenz.

Von

Ludwig Fränkel.

— München. —

Jede Periode mit erhöhter geistiger Thätigkeit zeitigt neben vollsaftigen Früchten viele saure Beeren, und ein Erfahrungssatz lehrt: da, wo die sieghaften Errungenschaften des Culturfortschritts gedeihen, sprießt auch Krauses und Wirres in buntem Durcheinander. Insbesondere macht sich fast allemal, wenn das, was die Heroen unseres Geschlechts geleistet, richtig erkannt und nach seinem fortwirkenden Werthe bestimmt worden ist, der Unsinn in dem Niederschlage des kindischen Zweifels, des niedrigen Hasses breit. Steht eine Persönlichkeit durch äußere und innere Stützen in den Annalen der Geschichte unrüttelbar fest, so wird einfach geschmäht und verkleinert; wankt dagegen die Thatsache ihres Seins oder Schaffens auch nur leise und scheinbar, so beginnt der Ansturm auf die Existenz überhaupt. Gemeine Seelen, unten im Staube daheim und des Schmutzes froh, in dem sie wühlen, betreiben gewöhnlich dies verächtliche Handwerk.

Der große Haufe nimmt zumeist frappirende Aussagen, zumal wenn sie ihm dauernd uncontrolirbar sind, unbesehen in sein Glaubensbekenntniß auf und schwört auf sie, unbekümmert darum, ob nicht etwa die ganze Fragestellung, in der jene wurzeln, falsch oder unmöglich ist. Dies schiebt dann ernsten Leuten den Zwang zu, sich über die Faseleien auszusprechen und zu erklären, selten mit lautem, nachhaltigem Erfolge. So sind auch dem Bacon-Wahn, der den Ursprung der unter dem Namen William Shakespeare auf uns gekommenen Litteraturdenkmale obersten Ranges betrifft, Tausende von Anhängern zugefallen, die warnenden, mitunter persiflirenden

den Stimmen der wenigen Berufenen verhallten in der Wüste. Und doch entschwindet eigentlich schon vor der erdrückenden Macht der Daten selbst der schwächste Anlaß, den „Schwan vom Avon" urplötzlich der verliehenen Ruhmeskrone zu berauben und dafür Bacon, den Silbe um Silbe kalt berechnenden, wohl in Logik und Erkenntnißtheorie höchst einsichtsvollen, aber gänzlich phantasielosen Verfasser des „Novum Organum" mit Gewalt zum führenden Dramatiker der Neuzeit zu stempeln, desselben „Neuen Systems" (das etwa heißt „Novum Organum"), dessen feingedrechselte Gedankenreihen er nach E. Reichel („Shakespeare-Litteratur", 1886) ebenso gestohlen haben soll wie geistreiche Aphorismen der „Essays" gemäß der Beweisführung Anderer von Montaigne, dem ältesten Vertreter des modernen esprit. Zur sogenannten „Bacon-Frage" klipp und klar Stellung nehmen muß heute leider jeder Shakespeareaner, wobei unter letztere Kategorie nicht etwa nur die Specialforscher, sondern alle Verehrer, alle die Verehrer des ewigen Genius jener Werke rechnen, die nicht über deren Oberfläche hinwegzuhuschen oder darin fetten Fischzug als Citatenjäger zu halten gewohnt sind: schön wäre es, man könnte sagen, jeder Gebildete.

Der ganzen Streitfrage — ist's denn eine? — wird seitens sämmtlicher philologischen sowie aller unvoreingenommenen litterarhistorischen Kenner der Sache, überhaupt von jedem Bewunderer der Shakespeare'schen Größe als einer zweifellosen Thatsache blos der Rang einer sportmäßigen Extravaganz unseres nervös-hyperkritischen Zeitalters eingeräumt. Viele belächeln sie so sehr, daß sie den Titel Bacon-Hypothese für zu anmaßend und das ganze Beginnen als einer Manie entsprungen, als die Marotte einiger mit argem Spleen behafteten Köpfe ansehen. Man durfte nun neuerdings hoffen, diesen Angriff auf eins der festesten Bollwerke der litterarischen Tradition endgiltig abgeschlagen zu haben, obwohl den Unsinn im Wesentlichen auszurotten, bis heute eigentlich nur in Deutschland gelang, wo Männer wie Heußler, Schipper, Wülker, A. Schröer vorn auf die Schanze stiegen. Und doch trat das jüngste, wenn man will, das reiffste Kind des „Bacon-craze" in deutschen Landen neuestens an's Licht! In den mittleren Maitagen 1893 leuchtete aus den Schaufenstern der Buchläden ein karminrother Großoctavband in vornehmstem Gewande uns entgegen, dessen Aufschrift „Das Shakespeare-Geheimniß" den ersehnten Schlüssel zu so manchen Dunkelheiten im Wissen von des Meisters Wirken und Wesen erwarten lassen durfte. Edwin Bormann, der reichbegabte Poet, besonders als Leipziger Dialectdichter launigen Anstrichs rühmlichst bekannt, bot das ernstgemeinte Buch dar, das schon mit dem Motto „Viventibus et posteris salutem" sammt der Fülle illustrativer Beigaben aller Art beim ersten Einblick fesseln mußte. Und in der That, Bormann hat sich mit außerordentlichem Eifer, mit unerschrockenem Fleiße des Problems zu bemächtigen versucht, und soweit ihn nicht ein gewisses Verranntsein in die einmal positiv verfochtenen Behauptungen naheliegende Einwürfe übersehen läßt, auch mit wirklicher

Gründlichkeit. Sogar eine gute Dosis philologischen Spürsinns, dazu ein ziemlich geschicktes Handhaben der Waffen des Quellen siebenden und Facten sichtenden Historikers besitzt er. Aber sobald die nüchterne Combination in ihre Rechte treten soll, verläßt ihn meist die Ruhe des Forschers, die dichterische Einbildungskraft spielt ihm hinterrücks einen Streich auf den andern, und trotz aller naturwissenschaftlichen Parallelen, die am Ende immer als algebraische Gleichungen in Linie uns auf den Leib rücken, schwimmen wir im schönsten Romanfahrwasser — ein kleiner Sprung, und wir ständen mitten auf der Insel der Phantasie, wo Karl Schultes' ‚Originalroman‘ „Williams Sturmjahre" (1891) fußt. Diese grundsätzlichen Mängel sofort zu betonen, halte ich für Pflicht, umsomehr, als ich die Summe reellen Gewinns aus Bormanns langwierigen und verschlungenen Untersuchungen hoch und wesentlich anschlage, freilich keineswegs in der von ihm hauptsächlich in's Auge gefaßten Richtung. Und will man ausnahmeweise den Gebrauch des Ausdrucks „Eigenart", mit dem die moderne Kritik genug Unfug treibt, zulassen, so kommt er Bormanns Auffassungs- und Behandlungsweise des Themas sicherlich zu. Das erkennen auch die gegnerischen Referenten seines Buches an, wenn sie gestehen, über sein Elaborat könne man nicht ohne Weiteres den Stab brechen.

Während wir nun gegenüber allen früheren Vorkämpfern der Baconschen Autorschaft gar leichtes Spiel hatten, um ihren abrupten Behauptungen den Garaus zu machen, zwingt Bormann nicht nur zu einer sauberen Nachprüfung seiner Argumente, sondern er verdient es auch, vermöge der überall eindringlichen Weise seines Verfahrens. Eben deshalb muthet vielleicht die große Mehrzahl seiner Beweise und Deutungen, zumal aus dem Munde eines selbst dichterisch beanlagten und wirkenden Mannes, entsetzlich trocken, alltäglich an und athmet einen „Erdgeruch", wie ihn der ultrarealistische Litteraturkritiker unserer Tage nicht intensiver wünschen kann. Und gerade daraus erwächst Bormanns „Shakespeare-Geheimniß": wollen wir wissen, wer der Urheber von „Mr. William Shakespeares Comedies, Histories, and Tragedies" war, wie sie 1623 „published according to the True Originall Copies" sich vorstellten, so müssen wir jegliche Rücksicht auf die geltende Ueberlieferung fallen lassen, wollen wir ergründen, was der sachliche Inhalt dieser Bühnenstücke wiederspiegeln, was der Tiefsinn ihrer Reflexionen besagen soll, so ist vorerst alles auf der Hand Liegende, was irgend an's Poetische streift, abzuweisen; denn, meint Bormann, die unter dem Verfassernamen Shakespeare laufenden Dramen, deren herrliche poetische Pracht und einzige Ideenfülle die gebildete Welt seit drei Jahrhunderten entzücken und erheben darf, bergen nicht nur eine Unzahl erstaunlich reifer naturwissenschaftlicher und philosophischer Aussprüche, — was ja längst offen am Tage ist — sondern sind von dem Universal-Gelehrten Lord Francis Bacon, ihrem echten Vater, bestimmt, als Schrein zu dienen, in dem er seine anderwärts in etlichen umfänglichen gelehrten Folianten

nicht unterzubringenden (weshalb?) fachmäßigen Erwägungen aufhob, ja geradezu die Ergänzung zu der polyhistorischen Encyklopädie zu sein, durch die seine einschlägige Schriftstellerei gekrönt wurde. Auf S. 331 bietet Bormann selbst folgendes, in der darin enthaltenen These in verdoppelter Letternhöhe hervorgehobene Resultat: „Das Gesammtergebniß dieses Buches, auf's Kürzeste zusammengefaßt, lautet demnach: Francis Bacons ‚Große Erneuerung der Wissenschaften' besteht aus zwei Hälften; die eine schrieb er in der Form von wissenschaftlicher Prosa unter seinem eigenen Namen, die andere, die parabolische, für die Zukunft der Menschheit bestimmte [jene war also vom Verfasser selbst dem baldigen Verfall geweiht?!], in Form von Dramen unter dem Pseudonym William Shakespeare.' Das ist die Lösung des Shakespeare-Geheimnisses."

Die Wege, die Bormann einschlägt, um im Einzelnen die ja nichts weniger als neue These zu vertheidigen, besitzen als Hauptkennzeichen, daß er einen bisherigen allgemeinen Mangel der Bacon-Partei aufhob, indem er seinem von ihm erkorenen Universalgenie ein höchst gründliches Studium widmete und so jene Fundamente herbeischaffte, die man bislang bei den Baconianern vermißte, die Zeugnisse eigener, in den Werken ihres Halbgotts genau bewanderter Lectüre. Er verlegte aber, seinem früheren Studiengange gemäß, das ganze Schwergewicht auf die naturwissenschaftliche Seite und durchforschte die mächtigen Folianten aus der Feder seines Helden, den man bisher mehr als geistreichen Compilator, höchstens Combinator der Vorarbeiter, denn als Regenerator und Pfadweiser angesehen hatte, in allen Winkeln auf Shakespeare'sche Anklänge. Neben diesem großen Fortschritte rühmt er sich wieder und wieder mit Recht des weiteren principiellen, daß er ganze Werke mit ganzen Werken in Parallele setzte. Während wir aber nun ihm über die trotz absichtlicher Weglassungen ausgedehnte Nebeneinanderstellung von Bacon- und Shakespeare-Sentenzen mit aufrichtigem Danke quittiren, müssen wir seine darauf basirenden Folgerungen sammt und sonders ablehnen, sodann die Brücken, die er zwischen bestimmten Schriften des gelehrten Lordkanzlers und bestimmten Ergüssen des dichtenden Schauspielers schlägt, zerstören, sobald er damit die Behauptung eines allgemeinen und unlöslichen Zusammenhangs" (S. XII) anbahnen will. Denn in dem Augenblicke, da man in einem Gedichte wissenschaftliche Aeußerungen irgendwie dogmatischer Art nicht nur eingewoben, sondern zum Selbst- und Endzwecke erhoben erkennt, wird zunächst der Genuß an der poetischen Welt wesentlich beeinträchtigt, fernerhin aber der litterarische Rang arg herabgedrückt. Darum darf man niemals Schöpfungen wie „Hamlet" oder „Faust" als ‚Incarnation' einer formelhaften Doctrin betrachten; das Tendenzpoem schlechthin ist stets von minderem ästhetischem Werthe. Bormann jedoch erniedrigt die dramatischen Erzeugnisse der Shakespeare'schen Muse zu Abhandlungen über verschiedene Capitel der theoretischen und der angewandten Naturlehre, die sich lediglich durch die anmuthigere Hülle von ihren akademisch

eingekleideten Geschwistern in den „Francisci Baconi opera omnia" unterscheiden. Wundersam, dies begreift er nicht, sondern er leitet vielmehr durch den Trugschluß, die nunmehr für Bacon beanspruchten Dichtungen bekämen unter den Fittichen dieser Wissenskoryphäe eine noch größere Bedeutung, auf das fesselnde Ausgangsdictum hin: „Nun, da wir wissen, dieser von uns ‚Shakespeare' genannte Geist ersann und schrieb auch Alles, was den Namen Francis Bacon trägt, müssen wir lernen, in ihm einen Genius zu verehren, wie die Erde vor und nach ihm keinen zweiten kennt" (S. 339)!

Um Bormann von den mannigfaltigen Irrthümern in den Schlüssen zu bekehren, bedürfte es drastischer Mittel, da die Thatsache, daß in seiner Person Dichter und Naturforscher „ins Eins fließen" — so nennt er den Proceß des Ineinanderaufgehens der beiden Elisabethanischen Persönlichkeiten — einen wichtigen, wenn auch mehr unbewußten Einfluß zu üben scheint. Derart gediegene Congruenzen, wie er sie in großer Menge ergattert, sind allerdings bei einem Manne ohne jenen geistigen Januskopf kaum möglich; um so weniger durfte Bormann der Grundfehler der ganzen Sache entgehen. Es ist doch die Hypothese, Bacon sei der Urheber dessen, was allen Nachlebenden als Shakespearisch galt, an sich eine völlig in der Luft schwebende Fiction, der einen Boden zu bereiten, der zuschwörende Dilettantenschwarm sich, ohne jeden Erfolg, erst nachträglich krampfhaft bemüht hat. So jammert's einen der verschwendeten kostbaren Zeit- und sonstigen Opfer Bormanns im Dienste einer barocken Lehre, auf die er selbst nie gestoßen wäre. Gottlob ist seine ganz erhebliche Mühewaltung bei alledem nicht umsonst gewesen. Bacons, des bewunderungswürdigen Doctor Allwissend, Gestalt tritt weit greifbarer vor uns hin, wobei freilich der Panegyriker manchen bösen Zug des Menschen unter den Tisch fallen läßt. Was S. 250 ff. aus seinem Leben erzählt wird, schillert bedenklich nach „Rettung", noch mehr in dem Ueberschlagenen als in den behufs Weißwaschung verwendeten Motiven. Ja, es schmeckt nach bewußter Umstülpung der Thatsachen, wenn Bacon sowohl bei Anlaß der unvermittelten Abkehr von seinem in Ungnade gefallenen Patron Graf Essex, gegen den gerade er die Hochverrathsanklage vertritt, wie auch bei seinem, unter harten Nachreden, wie hochgradiger Bestechung, erfolgenden Sturze, als Unschuldslamm, gleichsam als Strohmann der eigentlich haftbaren Monarchin erscheint. Andererseits wird die Bildungsstufe des „Schauspielers" Shakespeare auf alle nur mögliche Weise herabgesetzt, jedes nicht urkundlich festzulegende Ereigniß seines Lebens unerwähnt gelassen und die beliebte Manier innegehalten, unsere Kenntniß von seiner Persönlichkeit als auffällig dürftig hinzustellen, obschon wir doch weit mehr davon wissen, als von Marlowe und anderen gleichzeitigen Collegen, ja, als von Dichtergenossen des 17. Jahrhunderts. Durch solches Verschieben des Thatbestandes schädigt Bormann bei dem Unparteiischen seine Sache sehr. Den wohlgemeinten Rath, Wülkers

vollständige Sammlung aller Facten („Berichte der kgl. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften", 1890) oder Schippers klaren Umriß „Zur Kritik der Shakspere-Bacon-Frage" (1889) sorgsam zu studiren, verschmäht er gewiß und wird wohl mit der allen Leuten seiner Fraction angeborenen Willkür ruhig bei jenen haltlosen Experimenten verharren.

Wahrscheinlich wird Bormann mir einwerfen, diese Personalien spielen in seiner Indicienreihe die zweite Geige, der Nachdruck ruhe auf den eröffnenden Abschnitten über die inneren Wechselbeziehungen. Wir wollen drum darin einen Besuch abstatten, weil sie für den Laien viel Bestechendes und überhaupt allerlei Beachtliches darbieten. Die Einleitung mit ihren allgemeinen Scheingründen aus Bacons angeblicher Pflege der „höchsten Poesie", nämlich der hier „dramatisch-parabolisch" genannten Gattung, ist ohne die Basis der Einzelvergleichung nicht zugkräftig. Bacon habe ganze Paragraphen, ja volle Unterdisciplinen seines philosophisch-naturwissenschaftlichen Denkens, in mehrere Shakespeare-Stücke hineingeheimnißt, die sonach seine gleichzielenden Prosaschriften zu einem geschlossenen System vervollständigten, ferner lägen in zahllosen Stellen der prosaischen und der poetischen Werke die nämlichen Anschauungen in kaum abweichender Diction vor. Sogar eine regelmäßige Reihenfolge der Prosatheile, die Unterlagen der dramatischen Gestaltung gewesen sein sollen, sei anzunehmen, und zwar sondirt er die Erzeugnisse, die als Einzelbände der „Magna Instauratio Scientiarum", des Bacon'schen Haupt- und Lebenswerks, gedacht waren, nicht des bisher fast allein berücksichtigten formalistischen „Novum Organum". Bis auf Haarkleines versucht Bormann seine Nachweise an: „Der Sturm," „Hamlet", „König Lear", „Verlorene Liebesmüh". Im ersten sollen die ‚monstra' Caliban, Ariel u. s. w. die von Bacon vermißten „Errores Naturae", die „Zwischenformen", verkörpern und Bacons „Geschichte der Winde" (1622) in die Praxis übertreten. Aber „der Sturm" entstand vor 1612 und wurde in Ben Jonsons 1614 aufgeführtem Lustspiele „Bruder Bartholomäus" deutlich angegriffen, also von einem mit Bacon und seinem Thun vertrauten Manne. Das sinnige Gedicht solle nur die von Bacon als Muster jener symbolischen Gattung ausgearbeitete Parabel von Pan, die meist nur Aeußerlichkeiten gemein hat, in Versen aufwärmen: könnte aber wirklich die in Prospero-Pan Fleisch gewordene Allnatur nur ein Kind haben?! Auch sind Einzelheiten, die Bacon erfunden haben soll, erweislich älter; so ist z. B. Ariel in der stoffverwandten „Comedia von der schönen Sidea" Jakob Ayrers († 1605!) im Teufel Runceval vorhanden.

Am stärksten mit allerhand Anklängen, Anlehnungen, Umwandlungen von Gedanken belastet soll „Hamlet" sein, indem zum Ideenausbau hier sämmtliche naturphilosophische Abhandlungen Bacons beisteuerten. Auf dessen Spirit-Theorie gingen die Geisterscenen, auf seine vier Unterabtheilungen der Wissenschaft vom menschlichen Körper — eigentliche Medicin, (wahre und unechte) Kosmetik, Athletik, Vergnügungslehre — die Haupt-

personen, auf eine geplante Reform der „Mängel der Medicin" Hamlets Gestalt und Wirksamkeit zurück. Ein Foliozettel eines Bacon zugeschriebenen Notizblätter-Bündels auf dem British Museum, des sogenannten „Promus (of Formularies and Elegancies)", wird als ein Summarium des „Hamlet"-Inhalts nach seinen Stufen betrachtet, ohne jegliches auffällige Zusammentreffen, zumal eine geniale Natur wie der Schöpfer von „Hamlet" und „Romeo und Julia" — auch da leitet Bormann alltägliche Wendungen aus jenem schulbubenmäßigen Heft her — sich keinesfalls ein solches Schema angelegt haben wird. Im Vordergrunde der weiteren Parallelisirung, der für das „Hamlet"-Verständniß gleichwohl vielerlei Ersprießliches entspringt, stehen Namendeutungen, die theils ebenso einleuchtende, wie Nichts besagende, theils furchtbar ergrübelte, theils scherzhaft wirkende Etymologien voraussetzen. Demgemäß wäre Hamlet ein Abbild des Severinus Danus, des „schwermüthigen Dänen", eines dänischen Arztes im 16. Jahrhundert, Ophelia „ἡ ὠφέλ(ε)ια ἰατρική (Plato), das ‚Heilmittel', die Geliebte des Arztes Hamlet," Laertes Buchstabenumstellung des Wortes ‚alert' (behend) mit der griechischen Endung ‚es'. Auch [!] in Buchstaben und dem Klange nach fast gleichwerthig dem griechischen ἀθλητής", Voltimand „der mit der Miene Etwas verlangt", Polonius „scheint nach dem Philosophennamen Apollonius von Tyana gebildet", Marcellus „Umlaut [!] des Wortes Paracelsus", Francisco=Francis (Ba)co(n), Horatio, der gefragt, ob er da sei, sagt: „ein Stück von ihm," das ist ratio, die Vernunft, bestehe aus ho, dem Hollaruf und ratio, die Namen von Rosenkranz und Gildenstern, zwei nachweisbaren Persönlichkeiten in der Zeit der Königin Elisabeth, „sind heiteren, strahlenden Dingen entlehnt". Auch im „Sturm", „Lear" und in anderen Stücken schürft Bormann derartige Lautähnlichkeiten auf, um daraufhin alles Mögliche unterschiebend auszulegen, wobei öfters ihm selbst erst zwei Alternativen genügen, um die Sinn-Erklärung zu festigen. Bei dieser Gelegenheit sieht er in Marcade („Verlorene Liebesmüh") den „der den Wohlklang, die Lustbarkeit vernichtet" (von to mar und cade[nce]), indem er „gleich dem Dichternamen ‚Marlowe' (der das Gemeine vernichtet) — vermuthlich auch einem Pseudonym" — zusammengesetzt sei. Mit letzterer leisen Anzweiflung der Existenz des ältesten Faust-Dichters Marlowe nähert sich Bormann dem Grafen Vitzthum von Eckstädt (1888), dessen Consequenz, auch Marlowes Dramen mit aus Bacons Schublade hervorzuholen, sich für sein Vorgehen natürlich nicht eignet. Dafür hat er aber von diesem die aus dem Blauen gegriffene Spaltung in den Angelsachsen Shakespeare=Speerschüttler und den Normannen Shakspere=Jacques' Sohn Peter entlehnt. Er krönt dann, wiederum mit einer Möglichkeit nicht zufrieden, seine etymologische Deutesucht, die aller sprachwissenschaftlichen Methode schroff in's Gesicht schlägt, indem er den Namen des von ihm unerbittlich verfolgten Meisters auf sogenannten Gleichklang hin nochmals zerlegt:

Shakespeares Dramen sollen mit Einschub eines Mittelgliedes Shaxberd, wie Aufzeichnungen der Londoner Hoffestlichkeiten mehrfach schreiben, an die Sexpart(es) der Bacon'schen Encyklopädie erinnern! Und wie er dem gewaltigsten Meister der Bühnen- und Dichtkunst Genie und Ruhm streitig macht, wie er an seinem Namen zwickt und zwackt, so entreißt Bormann ihm auch den Anspruch auf die überlieferten Portraits, die zu Bacon'schen gestempelt werden.

Von den sonst von Bormann nachdrücklicher und ausführlicher behandelten Momenten für Bacons Verfasserschaft ist der auf Uebereinstimmungen in Sentenzen aufgebauten Annahme, „König Lear" nehme das Capitel „doctrina de negotiis" in Buch VIII der Bacon'schen Encyklopädie auf, und der mit viel Applomb unternommenen Aneinanderkoppelung der graciösen Renaissance-Komödie „Verlorene Liebesmüh" mit Bacon's „Topica Inquisitionis de Luce et Lumine", die erst 1653, 27 Jahre nach seinem, 37 nach Shakespeares Tode, an die Oeffentlichkeit traten, in Folge der dabei lediglich in Betracht kommenden Aeußerlichkeiten und Zufälle nicht das geringste Gewicht zu legen. Die „Bacon-Parabolik der übrigen Shakespeare-Dramen" wird sehr gedrängt gegeben, offenbar weil sie völlig auf thönernen Füßen ruht. Trotzdem sind einige Belege für den, auch hier auf naturwissenschaftlichem Boden gesuchten Zusammenhang recht lehrreich, besonders für „Das Wintermärchen". Aber wer wird im Ernste glauben, daß die Erinnerung an den Tractat „Ueber Gärten" (in den „Essays", 1625) nöthig war, damit die liebliche Belehrung der pflanzenkundigen Jungfrau Perdita an König Polyxenes entstand? Ein eigenes Capitel widmet Bormann, der schon 1891 von Wigston verfochtenen — er erwähnt das nicht — Theorie, Bacons „Geschichte der Regierung des Königs Heinrich VII." sei „eine Ergänzung der Shakespeare-Historien", deren metrisches Kleid jenes einzige große mit Namen gezeichnete Geschichtswerk Bacons „zum großen Theile", d. h. „auf 219 Seiten mindestens 1500 Verszeilen" trage, wie auch bis auf jenen alle englischen Könige von 1377—1547 in dem imposanten Cyklus vertreten seien. Dem erwidern wir: es fehlt in letzterem Eduard IV. (und V.); „König Johann", vor 1217 spielend, ist von Bormann übersehen; „Heinrich VIII." gehört nicht in die Kette der sogenannten „Königsdramen", sondern ist ein später gearbeitetes Hofstück, das die Echtheit der protestantischen Siegeskönigin Elisabeth verklären soll; die gesammelten „Theateranspielungen" sind nicht zahlreicher, als man sie bei allen Historikern von lebendiger Einbildungskraft, insbesondere englischen antrifft; weshalb sollte dieser Stoff allein die bühnenmäßige Gestaltung verschmäht haben? warum überhaupt sollte Bacon so lange nach dem Abschlusse der Serie eine Historie nachgeholt haben, und zwar in Prosa, der er dann andererseits — wozu? — eine größere Menge „heimlicher Verse" (so sagt Bormann) einfügte? Die ausgehobenen rhythmisch abgedruckten Stellen sind zum Theil höchst prosaisch, die ‚Verse'

selbst oft überaus ungelenk, manche nur ganz gezwungen oder überhaupt nicht lesbar.

Nun befehdet Bormann von vornherein und bei mehreren Einzelanlässen den Standpunkt der philologisch-litterarhistorischen Fachmänner, zu einem gediegenen Verständnisse Shakespeares zu kommen. Darauf will ich mich hier gar nicht näher einlassen, obwohl doch jeder unvoreingenommene „Laie" Angesichts einer Dichtergestalt den Vorrang eines litterarhistorischen Erläuterers vor einem naturwissenschaftlichen wie Bormann ohne Weiteres einräumen muß und Letzterer als Commentator doch ebensowenig „Dilettant" bleibt, trotz seiner schier bodenlosen Sudeleien auf sprachgeschichtlichen Felde. Auch dafür sparen wir uns hier die Beweise*) und bemerken nur, daß an sicheren positiven poetischen Leistungen des Mannes, des rastlosen Politikers und Gelehrten, dem Bormann die gesammte Ausbeute eines äußerst fruchtbaren Dichterdaseins aufbürden will, nichts außer einer geläufigen Uebersetzung der Psalmen bezeugt und erhalten ist. Beide Geister als große Vertreter zweier völlig verschiedenen Richtungen ihrer Zeit Seite an Seite vorzuführen, dagegen läßt sich keine Silbe einwenden; etwa so wie Georg Brandes, ohne an unsere Streitfrage zu denken, in seiner Recension des vielbesprochenen Buches (Dr. Julius Langbehns) „Rembrandt als Erzieher" — S. 163, 234 f., auch 238 kommen daselbst für Shakespeare in Betracht — die Sätze „Shakespeare war ein Niederdeutscher. Gründlichkeit sowie Weitblick des Niederdeutschen feiern in Baco ihren Triumph" unvermittelt neben einander stellt („Freie Bühne I 391). Der grundgelehrte und geistvolle Richard Grand White lehnte es ab, den für das Januarheft von „Putnams Magazin" bestimmten Alarmartikel der Miß Delia Bacon, der die Frage zuerst aufs Tapet gebracht haben soll — thatsächlich war der deutsche klerikale Historiker Aug. Fr. Gfrörer, damals Bibliothekar in Stuttgart, um 1850 der Erste, der Shakespeares Autorrecht anzweifelte — zu bevorworten, und erklärte die Verfasserin, da sie keine Ignorantin sei, für verrückt: „und so war es auch, sie starb wahnsinnig". Im Eingang des dritten Abschnittes seiner „Studies in Shakespeare" (Boston 1885) vernichtet er die Shakespeare-Bacon-Schrulle — craze im Englischen und von White bezeichnend unter „Vermischtes" gereiht — wie folgt: „Unter allen Männern jener glänzenden Epoche sind nicht zwei, die so elementar verschieden waren, wie Shakespeare und Bacon, sowohl in ihren geistigen und moralischen Eigenheiten, wie auch in ihren litterarischen Gepflogenheiten; und jeder drückte seinen Werken den Stempel seines Genius unverkennbar auf", und: „Annehmen, daß der eine von diesen beiden Männern sein eigenes Werk und auch das des Anderen verrichtete, heißt zwei Wunder annehmen, um eine Absurdität zu beweisen."

*) Ausführlich behandle ich den Gegenstand in Kölbings „Englischen Studien" XX 419—436; vergleiche jetzt noch J. Schipper, „Der Bacon-Bacillus", Neue Freie Presse 11008 u. 11020, und Kuno Fischer, „Shakespeare und die Bacon-Mythen", 105. bis 107. Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung 1895.

Obzwar sich noch viel auf Vormanns Ansätze entgegnen ließe, breche ich hier ab; ich habe manche Punkte bewußt übergangen, weil sie mir durch Prof. R. Wülker — auch 1894 in eingehenden Widerlegungen des Vormannschen Buches — und die anderen genannten gelehrten Anti-Baconianer genügend beleuchtet zu sein schienen. Bereitwillig räume ich ein, an Vormanns Werk, so fortgesetzt es auch zum Widerspruche reizt, infolge seiner Mannigfaltigkeit und des Reichthums an neuen Materialien gelernt zu haben, Positives sowohl wie Methodologisches, nach letzterer Hinsicht allerdings nur in negativem Sinne. Gern hebe ich hervor, daß eine schöne Summe von Arbeit, in ihrem Endzweck leider erfolglos, in diesem prächtig ausstaffirten Bande steckt, dem schon der starke Anhang von authentischen Abbildungen, Facsimiles von Handschriften, Titelblättern, Einzelseiten u. a. topographischen Plänen und Ansichten eine dauernde Achtsamkeit garantirt. Eine nirgends vorbeifliegende Sorgfalt habe ich ihm zugewendet und trotz des allgemeinen Fluchs der Lächerlichkeit, in dem die Sache in Fachkreisen steht, unparteiisch zu richten versucht. Aber Shakespeares geistiger Nachlaß ist längst ein Erbe der gesammten gebildeten Welt geworden, und Gottlob haben wir Deutsche insbesondere ihn für unseren idealen Besitz erobert. Drum hat Vormann Recht, wenn er sich an das große Publicum wendet, drum jedoch auch müssen seine Gegner dieses über die Unbegründetheit des fanatischen Feldzuges aufklären. Erst vor dem Forum der breitesten Oeffentlichkeit, die in William Shakespeare mehr und mehr den edelsten Freudenspender, einen weisen Berather, Freund und Führer erwerben wird, erkennt man die volle Tragweite unseres Themas. Jetzt nun, meine ich, muß die Schaar der Bacon-Diener Halt machen; denn wenn es diesem mühsam erarbeiteten Compendium alles für ihre Confession Anführbaren nicht gelang, die berufenen Jury-Männer zu überzeugen, bleibt jede Hoffnung dazu für künftig ausgeschlossen.

* * *

Seit der Niederschrift obiger Auslassungen sind nun etliche Monde ins Land gegangen, und mittlerweile haben die Vormann'schen Thesen und Hypothesen nicht nur die Ablehnung aller Sachkenner und den Beifall gar mancher naiven Laiengemüther erfahren, sondern auch eine doppelte — Stütze, die wir unsern Lesern vorzuenthalten uns nicht berechtigt glauben. Einmal hat Edwin Vormann selbst, dessen Arsenal man fürwahr erschöpft gemeint hätte, für demnächst ein neues Buch angekündigt, das des Verfassers gewundener Vornotiz zufolge*) „einen bestimmten, kleinen, bisher vernachlässigten, aber höchst interessanten und amüsanten [!] Theil der

*) In einer Anmerkung der Redaction in der 86. Beilage der (Münchener) Allgemeinen Zeitung (19. April 1895), S. 2.

belletristischen [?] Schriften Bacons in lebhafter und inniger Verbindung an einer ganzen Reihe von Scenen, Figuren, Eigennamen, Charakterzügen und Aussprüchen der Shakespeare-Dramen zeigen und zugleich deutliche Hinweise Bacons auf sein Dichter-Pseudonym ‚Shakespeare' an's Tageslicht bringen" soll. Indem wir Bormanns mittelbares Eingeständniß, die bisherigen Belege seien nicht „deutlich" gewesen, mit Genugthuung begrüßen, sehen wir seinen ferneren Enthüllungen in Ruhe entgegen. Dasselbe gilt für die andere Nachricht, mit der wir anhangsweise aufzuwarten haben: „Aus London wird berichtet: In der Bibliothek des Trinity College in Dublin wurde kürzlich eine 500 Folioseiten umfassende Handschrift entdeckt, welche viele, bisher ungedruckte Gedichte von Bacon, Massinger und anderen Dichtern enthält. Das Gedicht, welches Bacon nach seinem Sturze verfaßte, trägt die Ueberschrift: »Farewell to Fortune« (Dem Glücke Lebewohl)*). Diese registriren wir lediglich, da wir vor der Hand hierin noch keine Bereicherung beziehentlich Berichtigung unserer Kenntnisse erblicken können, sondern der famosen „Bacon-Theorie" gegenüber auch weiterhin aus vollster Ueberzeugung den ungläubigen Thomas spielen. Jedem ehrlichen und begeisterten Shakespeare-Verehrer rathen wir infolgedessen auch jetzt auf's Dringendste, die gesammte Bekämpfung der Dichterexistenz des großen William glattweg in's Capitel der menschlichen Verirrungen und Narrheiten zu verweisen, sich dafür mit inniger Liebe in seine Werke zu versenken und edelste Erbauung daraus zu schöpfen.

*) Frankfurter Zeitung v. 2. April 1895, Abendblatt.

Die erste „Tannhäuser"-Aufführung in Paris.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Am 13. März 1861 ist Richard Wagners „Tannhäuser" vom Publicum der Pariser Großen Oper blutig verhöhnt, ausgelacht und ausgepfiffen worden. Nach der dritten Aufführung hat Richard Wagner in einem vom 25. März 1861 datirten Briefe an den Director der Pariser Großen Oper, Herrn Alphonse Royer, mit der entmuthigten Motivirung: „Mir bleibt anständiger Weise nichts Anderes übrig," die Oper zurückgezogen. Am 13. Mai d. J. hat derselbe „Tannhäuser" in derselben Großen Oper zu Paris die begeistertste Aufnahme gefunden. Alle Blätter Frankreichs und Deutschlands stellen nun mehr oder weniger tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wie es denn möglich sei, daß ein Kunstwerk, dessen Schönheiten heute völlig begriffen werden und wahren Jubel hervorrufen, vor 34 Jahren so schmählich habe abfallen können, und um für das schwer Begreifliche eine Erklärung zu finden, werden alle Erinnerungen an jene sonderbare erste Aufführung im Jahre 1861 wieder aufgefrischt. Die damaligen Richter, die so lieblos und ungerecht geurtheilt hatten, werden nicht nur der Frivolität, der bedauernswerthesten Ignoranz, sondern auch der blinden Gehässigkeit und äußersten Voreingenommenheit bezichtigt. Man spricht von dieser ersten Aufführung wie von einem Ereignisse, das von der Gegenwart kaum noch controlirt werden könne, und greift zu spitzfindigen Deductionen, als ob die nüchterne Feststellung des Thatsächlichen gar nicht mehr möglich sei. Der Pariser Berichterstatter der „Neuen Freien Presse", Theodor Herzl, sagt: „Es sind freilich 34 Jahre vergangen, und wer da weiß, wieviel in einem einzigen Jahre in Paris stirbt und verdirbt und vergeht, der wird meinen, daß

kein Theilnehmer der Tannhäuser-Schlacht mehr lebe. Nein, es giebt Leute, welche damals dabei waren und heute noch da sind."

Allerdings giebt es noch einige Leute, die der ersten Aufführung des „Tannhäuser" beigewohnt haben, noch heute unter den Lebenden wandeln und sogar das Recht in Anspruch nehmen, über Selbsterlebtes ein bescheidenes Wörtlein mitzusprechen; und da das Alter an und für sich ja noch kein erhebliches Verdienst darstellt, wird es wohl keine Vermessenheit sein, wenn ich mich zu diesen rechne. Ich habe den ersten zwei Vorstellungen des „Tannhäuser" in Paris beigewohnt, zur dritten und letzten fand ich leider keinen Platz. Ich habe darüber einen langen Aufsatz im „Deutschen Museum", April 1861, in Form eines Briefes an den Herausgeber Robert Prutz veröffentlicht, und diese Aufzeichnungen, die eigentlich meinen ersten schriftstellerischen Versuch darstellten, haben jetzt meine Erinnerung da, wo mich mein Gedächtniß im Stich zu lassen drohte, wieder aufgefrischt. Die Aufführungen mit allen ihren Einzelheiten stehen heute so lebendig vor meinem Geiste, als hätte ich sie vor ein paar Wochen miterlebt. Diese Vergegenwärtigung des Thatsächlichen zeigt mir auf's Neue, wie schnell vergessen wird, und wie schnell es der Legende glückt, die einfachsten Dinge umzugestalten.

Zunächst will ich erzählen, wie ich es, als junger unbekannter Mensch, der auf irgendwelche Bevorzugung nicht den geringsten Anspruch hatte, fertig gebracht habe, zum einfachen Kassenpreise von fünf Franken baar für die beiden Vorstellungen einen Parterreplatz zu erschwingen. Ich hatte an alle möglichen Leute, die irgendwelchen Einfluß haben, geschrieben und sie inständig gebeten, mir wenn irgend möglich irgendwo einen Platz zu verschaffen. Von Allen erhielt ich Absagen. Der Andrang zur ersten Vorstellung war ungeheuer. Die Preise für die schlechtesten Plätze waren für eine bescheidene Börse ganz unerschwinglich. Am Mittwoch 13. März Nachmittags hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, der Entscheidungsschlacht beiwohnen zu können. Als ich übelgelaunt den Boulevard entlang schlenderte, begegnete ich an der Ecke der Rue Lafitte zufällig dem einzigen einflußreichen Bekannten, an den ich nicht gedacht und folglich auch nicht geschrieben hatte, nämlich dem chef de claque Herrn David, dessen werthvolle Bekanntschaft ich vor Kurzem auf einem Künstlerball gemacht hatte. Herr David hatte mir damals sogar seine Visitenkarte gegeben, die wörtlich also lautete:

Monsieur dit „père" David
Entrepreneur de succès lyriques, dramatiques et chorégraphiques
à l'Académie Impériale de musique et de danse.

An jedem andern Tage würde ich, ehrlich gestanden, wenigstens auf dem Boulevard und um fünf Uhr Nachmittags, der sehr bekannten Persönlichkeit mit einer Curve ausgewichen sein; jetzt aber grüßte ich höflich, bot dem kleinen Herrn eine Cigarre an, sprach von dem lustigen Abend, den wir bei

unserem gemeinsamen Freunde verbracht hatten, erkundigte mich nach seiner verehrten Familie und wagte endlich die bescheidene Anfrage:

„Was halten Sie, kunstverständiger Herr und Freund, von der neuen Oper?"

„Wir haben nur der Generalprobe beigewohnt," antwortete er. „Da lobe ich mir Meyerbeer, bei dem machen wir alle Proben mit."

„Wäre es denn gar nicht möglich," fragte ich weiter, „durch Ihre freundliche Vermittlung, für wenig Geld und viel gute Worte, einen Parterreplatz zu erschwingen?"

„Wenn Sie sich ruhig verhalten und fünf Franken bezahlen wollen, ja! Kommen Sie mit mir in's Café, ich will Sie einschreiben."

Wir gingen in das Café Favart gegenüber der Komischen Oper. Ich hielt mich für den Erfinder dieser in der Noth erlaubten Schmuggelei, belehrte mich aber bald eines Besseren: denn das Local war voll von Notabilitäten aller Branchen, die Amerika schon vor Columbus entdeckt hatten, und unter ihnen bemerkte ich auch mehrere meiner einflußreichen Bekannten, die gleichfalls von Davids Gnaden ihr Tannhäuser-Privileg erkauften.

Außer dieser bezahlenden Claque fand ich im Café Favart auch die bezahlte: die schrecklichen „Römer", wie man sie in Paris nennt, mit ihren dummen, niedrigen, eingedrückten Stirnen, abrütirten Augen und schmutzigen Fäusten. Die Römer rochen nach Knoblauch und waren nichts weniger als appetitlich.

Nachdem ich in dieser klassischen Gesellschaft mit meinen einflußreichen Bekannten und leerem Magen ungefähr eine Stunde gewartet hatte, wurde ich mit den anderen Herren vom Père David beschieden, einem Individuum zu folgen, das von den Römern „Offizier" angeredet wurde. Wie ich später erfuhr, war dieser Offizier, den übrigens Niemand für einen Vertreter der Firma Jean Maria Farina halten konnte, einer der Claquehauptleute, die direct unter dem Oberbefehl des Generals David standen. Die Claque war nämlich ganz nach militärischem System organisirt: in der Mitte, gerade unter dem Kronleuchter, der Generalstab; um ihn schaarten sich in regelmäßigen Abständen 20 bis 30 Hauptleute, deren jeder über eine Compagnie von 10 bis 12 Gemeinen commandirt, so daß das Chor der Rache an jenen beiden Abenden sich ungefähr auf 300 Mann belaufen mochte. Von den Hauptleuten wurde mir gesagt, daß sie sehr intelligent und geschult sein müßten, um die „Intentionen" ihres Chefs richtig zu verstehen und die verschiedenen Schattirungen der Beifallsbezeugungen beobachten zu können; die unter ihnen arbeitenden Gemeinen äffen ihren Offizieren blindlings nach. Nach der Bettelarie im „Prophet" klatschte die Claque nur sehr wenig, man schluchzte und weinte, auf den Krönungsmarsch folgten hingegen immer drei oder vier Applaussalven mit Freudengeschrei und Hallelujah!

Das Café Favart liegt, wie gesagt, der Komischen Oper gegenüber, folglich auf der der Großen Oper entgegengesetzten Seite der Boulevards. Es war gegen sechs Uhr. Der Boulevard war sehr belebt, als meine drei Leidensgenossen und ich, vom Offizier geleitet, der Passage de l'Opéra zumarschirten. Natürlich begegnete ich auf dieser Uebersiedlung allen Leuten, von denen ich nicht gesehen zu werden wünschte.

Nachdem wir die Passage durchschritten hatten, traten wir in einen langen, engen, schmutzigen dunkeln Gang, der direct mit dem Operngebäude communicirte. Dort machten wir Halt. Einige wenige Häuflein, je 4 bis 6 Mann stark, waren schon vor uns angekommen, die Anderen ließen nicht lange auf sich warten, und nach einem Aufenthalt von einer Viertelstunde, in der ich Zeit gefunden hatte, mir einen gehörigen Schnupfen zu holen, brachen wir auf und folgten unseren Führern in die labyrinthischen Gänge und Flure der großen Oper. Es ging treppauf, treppab, rechts, links, geradeaus, und ich fing an die Nothwendigkeit der Hauptleute zu begreifen. Plötzlich befanden wir uns auf den Brettern selbst, kletterten eine Art Leiter herunter, langten im Orchester an und stiegen endlich, nachdem wir einige Contrabässe umgerannt, in den Corridor des Parquets, der uns ohne weitere Gefahren nach dem gelobten Lande des Parterre führte.

Der Opernsaal war noch wüste und leer. Ich setzte mich in größtmöglicher Entfernung vom Kronleuchter, dicht neben einen vorbestellten Platz. Der andere Platz neben mir war von einem meiner einflußreichen Bekannten eingenommen.

Ich sah nach der Uhr und bemerkte mit Schrecken, daß es erst halb sieben war; außerdem erinnerte mich mein Magen daran, daß die Dinerstunde ungenützt vorübergegangen sei.

So saß ich dreiviertel Stunde mit hungrigem Magen, einem angehenden Schnupfen und 300 Claqueurs in dem noch spärlich erleuchteten Opernsaale ohne Cigarre, ohne Buch, in unbehaglichster Stimmung.

Endlich um 7¼ Uhr wurden die Pforten dem harrenden Publicum geöffnet. Die oberen, billigen Plätze waren im Nu von der hereinstürmenden Masse besetzt, und allmählich füllten sich auch die aristokratischen Regionen mit dem feinen und ausgewählten Publicum, das bei allen Pariser Premièren den Ausschlag giebt. Man unterhielt sich lebhaft, begrüßte sich, der Kaiser trat ein, die Alles belebende Fee, Frau Fürstin von Metternich, erschien in ihrer Loge, es war 7¾ Uhr. Der Kapellmeister Herr Dietsch räusperte sich, klopfte auf das Pult, Alles schwieg, und die Ouvertüre begann mit den herrlichen Accorden des Pilgerchors.

* * *

Ueber den Verlauf der ersten Aufführung folge ich nun meinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1861, an denen ich nur Kürzungen und formale Veränderungen vornehme.

Die Ouvertüre, die von der Hofkapelle ausgezeichnet gespielt wurde, lockte ein einstimmiges, ungetheiltes Bravo hervor, und erst nach dem zu heftigen und zu anhaltenden Applaus einiger ungeschickten Freunde erhob sich eine sehr gemäßigte, bald unterdrückte Opposition dagegen.

Der Vorhang ging auf. Die Claque beklatschte von Neuem eine prachtvolle Decoration, den Venusberg, in dem linker Hand auf einem Moos- und Muscheldivan Venus gebettet ist, zu ihren Füßen der von Glocken träumende Tannhäuser. Bacchantinnen, Liebesgötter und Liebesgöttinnen, Grazien, alle Gebilde der Liebeslust und Wollust sind in dieser bezaubernd schönen Grotte, rechts und links, im Vorder- und Hintergrunde, in einem süßen, von lasciven Harmonien gewiegten Halbtraum gelagert. Sie ermuntern sich nach und nach, die Musik schwillt in ewigem crescendo zum forte, zum fortissimo an. Die Liebesteufel ereifern, verfolgen, erhaschen sich und machen dabei alle möglichen, graziösen Stellungen, die ich durchaus nicht verstanden habe.

„Die Balletmusik, die Wagner eigens für Paris geschrieben hat," so schrieb ich damals wörtlich, und ich will mein jugendliches Urtheil jetzt nicht corrigiren, „übertrifft an Gewagtheit, an Delirium möchte ich sagen, alles Dagewesene. Ich habe vor dem Musiker Wagner den größten Respect und verbeuge mich respectvoll vor der großen Idee, die er in seinem Ballet auszudrücken versuchte; daß es ihm aber nicht gelungen ist, diese Idee für das große Publicum faßlich, natürlich und anschaulich zu gestalten, das darf ich mit Bestimmtheit aussprechen. Wenn er in diesem Ballet seinem „Systeme von der fortlaufenden, ununterbrochenen Melodie" getreu geblieben ist, so kann er sich rühmen, seinen Reichthum wie ein Geizhals sorgsam an einem entlegenen Orte verscharrt zu haben. Man hat mit dem besten Willen keine Spur davon entdecken können. Unmögliche chromatische Figuren, ohne Farbe, ohne Charakter, ohne Rhythmus, die in schroffsten Contrasten mit furchtbaren, nie aufgelösten Dissonanzen, bald im Streichquartett, bald bei den Bläsern wiederkehren, scheinen in ihrem Innern jene „fortlaufende, ununterbrochene Melodie" zu verbergen, nach der wir uns vergeblich umgeschaut haben. Man wird diesem Tanzwirrwarr eine gewisse leidenschaftliche Stimmung nicht absprechen, wohl aber aus voller Ueberzeugung die leiseste Idee von wohlthätiger Kunstschönheit versagen dürfen. Mit dem Unschönen und Widernatürlichen erreicht man aber nie die Höhen der schönen Natur. Dies Geheul und Geschrei, Gekreisch und Gestöhn versetzt den Geist allerdings in die diabolischen Reigen einer Brockennacht, giebt ihm aber einen zu wahren Vorgeschmack von den Qualen der Ewigverdammten, als daß er sich nach solchen Erfahrungen sehnen könne. In dem furchtbaren Getöse wittert das Ohr plötzlich das Nahen eines herzerfreuenden musikalischen Gedankens, — eine Oase in der Wüste, — es horcht auf, es schmachtet und gelüstet nach dieser Labung, — in demselben Augenblicke aber verliert sich die Spur in dem lärmenden, unmusikalischen

Geräusche, und die frohe Hoffnung wird zu nichte. Niemals habe ich mir von den Qualen des hungernden Tantalus eine deutlichere Vorstellung machen können, als beim Anhören des Tannhäuser-Ballets. Ich begreife schon, daß sich Tannhäuser nach der „Glocken lieblichem Geläute" auf der schönen Erde sehnt, wenn man ihn mit solcher Musik im Venusberge regalirt.

„Nach dem ohrenzerreißenden fortissimo geht die Musik im decrescendo zum piano, pp, ppp. über und verstummt. Mit ihr verschwindet auch Frau Venus' leidenschaftliche Umgebung, die Springer und Tänzer ziehen sich in ihre Gemächer zurück — und als Alles wieder ruhig, still und friedlich geworden ist, erwacht Tannhäuser aus seinem süßen Traum. In dem Mordscandale hat er sanft geschlafen und von Glocken geträumt, die wiedereingetretene Ruhe schreckt ihn aus der Ruhe auf. So ändert man sein Temperament, wenn man zuviel mit Frau Venus umgeht."

Das schon schlecht gestimmte Publicum machte dem unverzeihlich ungeschickten Applaus der Claque eine noch immer sehr gelinde Opposition, aber die Länge des folgenden Duetts zwischen Venus und Tannhäuser fing an es herzlich zu langweilen. Man bemerkte überdies einige Knittelverse, die man eher in einem Neujahrsbonbon als in dem lyrischen Drama erwartet hätte, z. B.:

Si les dieux aiment constamment,
Le cœur de l'homme est plus changeant.

Doch gerade in dem ungeheuren Mangel an „constance", von dem Tannhäuser in Zeit von zwanzig Minuten so reichliche Beweise ablegt, fand das Publicum eine Entschädigung, eine schreckliche Entschädigung für die Langweile, die es ausgestanden hatte. Es lächelte über die weibische Wankelmüthigkeit des großen Niemann, der, nachdem er seinen festen Wunsch, die Erde wiederzusehen, kundgegeben, die Leyer ergreift, ein Lied zu Ehren der Göttin singt, dann mit schmerzlichen Reflexionen von Neuem die Königin ersucht, ihn ziehen zu lassen, von Frau Venus besänftigt von Neuem zur Leyer greift, abermals der Liebesgöttin sein Lied erschallen läßt, wiederum von irdischem Heimweh erfaßt, nochmals von Liebesbalsam geheilt eine dritte Hymne anstimmt, u. s. w., bis er sich endlich mit einem Knalleffect der Liebesfesseln entledigt.

Man lächelte, sage ich, und dieses wohlgefällige Lächeln war in der so ernsten Situation schlimmer als Pfeifen und Zischen.

Die Abschiedsscene des Ritters hatte das Publicum durchaus nicht ergriffen, und deshalb war auch die Wirkung, welche die zweite Scene hervorbringen sollte und in Deutschland hervorbringt, gänzlich verpufft.

Denn der Gegensatz zwischen der schmerzlichen Verzweiflung im Venusberge und der ruhigen, stillen Natur, die Wagner in der zweiten Scene vorführt, der ungetrübt blaue Himmel, das junge Grün des Thüringer Waldes, der schöne Frühlingsmorgen, der Friede und Freude athmet, Alles das hatte dadurch, daß die erste Scene nicht begriffen werden konnte, keine

raison d'être mehr, und als nun gar der Hirtenknabe sein primitiv unschuldiges Liedchen von „Frau Holda" anstimmte und ohne alle Orchesterbegleitung die Schalmeiritornelle dazu blies, da artete das Lächeln zu einem offenen, freien Gelächter aus. Man entdeckte sogar, daß das von der Oboe geblasene Nachspiel der Sontagspolka (!) nachgebildet sei. Das Schellengeläute der blökenden Heerde wirkte nur komisch, und in dieser heiteren Laune konnte das Publicum natürlich die großartige Schönheit des Pilgerchors nicht würdigen. Das Septett, das den ersten Act beschließt, brachte hingegen eine außerordentliche Wirkung hervor; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es da capo verlangt. Aber die verwünschte Hundemeute, die am Koppelriemen von den Rüdenknechten herbeigeführt wurde, machte den günstigen Eindruck, den die Musik hervorgebracht hatte, wieder zu nichte und gab zu neuem Gelächter Anlaß. Dennoch war das Fiasco nach dem ersten Acte noch sehr zweifelhaft.

Der zweite Act ließ das Auditorium eiskalt bis zum Marsch, den das Orchester sehr gut spielte, und der ohne die geringste Opposition allerseits auf das Lebhafteste applaudirt wurde.

Der Sängerwettstreit erschien dem Pariser Publicum, das sich an Worten wenig erbaut und Thaten sehen will, viel zu lang. Mit deutschen Ohren kann man sich freilich an den deutschen Worten, die deutsche Künstler vortragen, interessiren. Wenn aber die französischen Librettisten dem armen Biterolf folgende Liebeshymne in den Mund legen, so frage ich, woran sich ein Publicum ergötzen soll, das auf italienische Liebesarien gehofft und nun mit einfacher musikalischer Declamation reinsten Wassers abgespeist wird? Biterolf singt nämlich im Französischen folgendermaßen seine alte Kriegerliebe:

Amour! . . . pour t'épargner un outrage,
Je verserai joyeux mon sang.
Pour la vertu, l'honneur des dames
Ce fer *se croise avec* bonheur!

Also „kreuzte sich" im Mittelalter „das Schwert mit dem Glücke". Man bemerke gefälligst die Euphonie in Wolframs keuscher Liebeshymne:

L'éclat est éternel! (sprich: Lehklathetehternell).

Die auf Tannhäuser einstürmenden Minnesänger sangen, um ihre Entrüstung anzudeuten, wüthend falsch; das Publicum lachte nach Herzenslust, und als endlich im Schlußtacte des unglücklichen zweiten Actes, nach dem getragenen, in kirchlicher Strenge gehaltenen Ensemble „Nach Rom!" die Violinen unerwartet einsetzten und die Geiger, mit furchtbarer Leidenschaft, mit Windeseile, in grellstem Contraste zum Vorhergehenden einen Fortissimolauf über die vier Saiten ihres Instruments erschallen ließen, da brach ein homerisches Gelächter aus, der Vorhang fiel, und das Schicksal der Wagner'schen Oper war nun entschieden!

Im dritten Acte wurde dennoch der „Pilgerchor" und der „Abendstern" ruhig und mit mäßigem Beifall angehört. Jedoch gestattete das Publicum dem keuschen Wolfram nicht, seine Romanze mit der schon oft gehandhabten Harfe zu begleiten, er sang den „Abendstern" ohne Harfe, und Tannhäuser, der mit den Worten: „C'est le son d'une harpe!" eintritt, mußte Lalalalala singen, um nicht von Neuem lächerlich zu werden. Alles Uebrige wurde ausgelacht. Das Gebet Elisabeths erschien unerträglich lang und langweilig, die Pilger wurden mehrfach durch lebhafte Ungeduldsbezeugungen unterbrochen, Frau Venus wurde mit Gelächter begrüßt, und man fand das tragische Ende des verdammten, durch den Tod erlösten Sünders außerordentlich komisch.

Das ist in allen seinen Einzelheiten der Verlauf dieser ersten Aufführung, und bei der zweiten war das Ergebniß nicht erfreulicher, obwohl Wagner an der Partitur bedeutende Veränderungen vorgenommen und namentlich alle Stellen, welche die unerwünschte Heiterkeit des Publicums hervorgerufen hatten, zu beseitigen gesucht hatte.

Das erste Duett, die Recitative des Landgrafen, der Wettstreit der Sänger und einige andere Längen waren gekürzt, die Schalmeiritornelle und die ganze Venus-Scene im dritten Acte gestrichen, die Violinfigur in den Schlußtacten des zweiten Actes verändert, die Hundemeute erschien nicht mehr, Wolfram trat im dritten Acte ohne Harfe auf, und Tannhäuser fiel nicht mehr so oft zu Boden, worüber man jedesmal gelacht hatte. Deshalb wurde auch weniger gelacht, aber desto mehr gepfiffen, und in der dritten und letzten Vorstellung soll der Scandal noch viel ärger gewesen sein. Man pfiff in den dramatischsten Stellen Gassenhauer, welche Gassenbuben sehr ergötzten.

* * *

Unmittelbar nach den so kläglichen Abenden, die in den Annalen der Pariser Großen Oper schwarz angestrichen werden müssen, war in den Berichten der deutschen Blätter zu lesen, daß die niedrigsten Kabalen und Intriguen den „Tannhäuser" in Paris zu Fall gebracht hätten. Wagner selbst neigte dieser Auffassung zu, und die Stimme des Meisters entschied. Vor Allem wurde einigen überaus geräuschvollen jungen Aristokraten und Mitgliedern des Jockey-Clubs die Schuld in die Schuhe geschoben, durch ihr ungeberdiges Treiben die Niederlage des „Tannhäuser" hauptsächlich herbeigeführt zu haben, und jetzt wird die schon damals verbreitete Fabel wieder aufgefrischt, daß die Mitglieder des Jockey-Clubs silberne Pfeifen mit der Eingravirung „Für Tannhäuser" vertheilt hätten.

Da hat wieder einmal die Legende das Ihrige gethan und das Thatsächliche in stärkster Weise übertrieben. Wahr ist allerdings, daß die jungen Herren vom Jockey-Club, die gewöhnlich erst gegen neun in der Oper erscheinen und sich vor allen Dingen das Ballet ansehen, wüthend darüber

waren, daß in der neuen Oper zur gewohnten Stunde, etwa um halb zehn, das übliche Tanzdivertissement sich nicht einstellte. Die ganze Oper langweilte sie ohnehin. Sie gaben das in übermüthigster Weise zu erkennen, und namentlich der junge Herzog von Gramont, der damals in der Pariser Lebewelt eine Rolle spielte, — er wurde seiner sinnlosen Verschwendung wegen später unter Curatel gestellt, — benahm sich in höchst auffälliger und geschmackloser Weise. Er erhob sich in seiner Loge und pfiff auf seiner Jagdpfeife, die er sich mitgebracht hatte. Zur zweiten Vorstellung hatten mehrere junge Sportsmen ihre Jagdpfeifen mitgebracht, und in den Logen des Jockey-Clubs wurde noch mehr gepfiffen. Aber besondere silberne Tannhäuser-Pfeifen sind, wie ich glaube, niemals hergestellt worden.

An Zwischenfällen aller Art war dieser stürmische Abend zwar reich genug, aber die Sage hat zur Wahrheit noch mancherlei hinzugedichtet. Die Geschichte vom zerbrochenen Fächer der Fürstin Metternich ist von Wagners hoher Gönnerin selbst auf das Entschiedenste in Abrede gestellt worden. Man behauptete, die Fürstin habe während der Aufführung auf der Logenbrüstung ihren kostbaren Fächer zerschlagen. Die Einen sagten: in überwallendem Enthusiasmus, die Anderen: in heller Entrüstung über die unwürdige Mißhandlung ihres Lieblings. Thatsächlich hat die Fürstin, die natürlich von aller Welt angeglotzt wurde, während der ganzen Aufführung die ruhigste und unauffälligste Haltung zur Schau getragen.

Dagegen ist es richtig, daß zwischen der kaiserlichen Loge und der Loge der österreichischen Botschaft während der Aufführung ein allgemein bemerkter pantomimischer Austausch stattfand. Während des wüsten Tumultes wandte sich der Kaiser zur Fürstin hinüber. Das marmorkalte, völlig ausdruckslose Gesicht bewahrte zwar seine larvenhafte Unveränderlichkeit, aber er machte eine leichte Bewegung mit der Hand, die auszudrücken schien, daß zu seinem Bedauern der Liebe Müh umsonst gewesen sei.

Unweit der Fürstin Metternich saßen in einer Loge der später so verhängnißvoll gewordene Minister Emile Ollivier, damals noch Advocat und Führer der demokratischen Opposition im Gesetzgebenden Körper, und seine Frau Blandine, eine Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult, mit ihrer Schwester Cosima, der späteren Frau Richard Wagner, und deren damaligem Gemahl Hans von Bülow. Auch auf diese Loge richteten sich alle Operngläser, und auch die Insassen dieser Loge hatten sich die größte Zurückhaltung auferlegt. Das mag dem temperamentvollen und nervösen Hans von Bülow nicht leicht geworden sein.

Auch die jetzt wieder erzählte Geschichte, daß Niemann sich dazu habe hinreißen lassen, die johlenden Schreier von der Bühne herab mit der Faust zu bedrohen, ist ein einfaches Märchen. Niemann war während der stürmischen Vorgänge auch gerade in der Stimmung, noch obenein herausfordernd aufzutreten! Er bedurfte aller seiner Willenskraft, um nicht völlig fassungslos zu werden. Er bot dem unaufhörlich andauernden Scandal

mit bewundernswerther Tapferkeit die Stirn. Im letzten Aufzuge aber, als während des Berichts über die Pilgerfahrt der Lärm stellenweise so arg wurde, daß er das Orchester und die Stimme des Sängers deckte, schwieg Niemann einen Augenblick und wandte sich mit einer stummen Geberde an das Publicum, gleichsam um sich zu erkundigen, ob er aufhören oder fortfahren solle. Da ertönte von vielen Seiten der Ruf: „Continuez!“ und es wurde auch lebhaft geklatscht, gleichsam um dem Sänger zu zeigen, daß nicht ihm, sondern lediglich dem Tondichter die Pöbeleien der Radaubrüder gelten sollten.

Während des wüsten Lärms erhob sich auf einmal die Hünengestalt des hervorragenden realistischen Malers Courbet, der später als Minister der Commune die Vendômesäule umlegen ließ; er wandte sich mit glühendem Antlitz nach der Mitte des Parterres, wo die Claque ihr Lager aufgeschlagen hatte, und brüllte wüthend: „Die Claque zischt!“ Courbet war einer der wenigen französischen Künstler, die mit einer Art von Fanatismus für Richard Wagner Partei ergriffen hatten. Er tobte und lärmte auch am meisten während des Zwischenactes im Foyer, in dem ein wahrhaft lebensgefährliches Treiben herrschte, und bezeichnete mit weithin vernehmbarer Stimme die Opposition als „vertrottelte Bande“ (tas de crétins).

Ebenso wüthete der jetzt noch lebende greise Dichter Catulle Mendès, der Schwiegersohn Théophile Gautiers, gegen die blöden Barbaren. Wenn aber erzählt wird, daß Berlioz sich die Hände gerieben und schadenfroh über Wagners Niederlage gejubelt habe, so ist das absolut unrichtig. Berlioz war im Gegentheil von der unfläthigen Brutalität des Pariser Publicums ganz bestürzt. Ich habe ihn sehr genau beobachtet. Ich stand zufällig lange Zeit in seiner unmittelbarsten Nähe. Es machte auf mich im Gegentheil den Eindruck, als ob Berlioz sich innerliche Vorwürfe darüber machte, den deutschen musikalischen Mitkämpfer nicht genügend unterstützt zu haben. Er bereitete denn auch den Lesern des „Journal des Débats“ dadurch eine gewisse Enttäuschung, daß er tactvoll die Besprechung der ersten Aufführung und die Würdigung des „Tannhäuser“ für diesmal einem andern Musikschriftsteller überließ, Herrn d'Ortigue, vielleicht dem einzigen, der in vornehmer und würdiger Weise die Haltung des Publicums auf das Entschiedenste mißbilligte und vom Wagner'schen Kunstwerke mit ehrlichem Respecte sprach.

Dagegen ist es richtig, daß der Vertraute des Tuilerienhofes, Prosper Mérimée, seinen Unwillen über den „musikalischen Bilderstürmer“ Wagner in auffälliger Weise äußerte. Mérimée wurde auch als der Urheber verschiedener mehr oder minder gelungener Foyerwitze bezeichnet. So wurde ihm nachgesagt, er habe die Wagner'sche Oper unter Anspielung auf die Gönnerin des Dichtercomponisten, die österreichische Botschafterin, die „Revanche für Solferino“ genannt — „parce que la France, à Solférino, a assommé l'Autriche, tandis que l'Autriche assomme, au

Tannhauser, la France" — wobei das Verbum „assommer" im Vordersatze in seiner eigentlichen Bedeutung als „todtschlagen" und im Nachsatze in der übertragenen Bedeutung des Pariser Argots als „zu Tode langweilen" zu verstehen ist. Wenn dieser zweifelhafte Scherz wirklich auf das Conto Mérimées zu setzen ist, so muß man sagen, daß er recht viel bessere Witze und recht viel geistreichere Bemerkungen gemacht hat.

Die geringe Zahl der resoluten Schildhalter Wagners wurde im allgemeinen Ansturm der brüllenden und pfeifenden Opposition übrigens kaum bemerkt. Daß aber eine eigentliche Kabale dieses unanständige Toben entfesselt habe, habe ich nie recht glauben können, obwohl es unbestreitbar ist, daß Wagner in Paris nicht blos auf eine sachliche, sondern auch auf eine starke persönliche Gegnerschaft gestoßen war.

Einer außergewöhnlichen Protection hatte er die schnelle Aufführung des „Tannhäuser" zu verdanken gehabt. Auf einem Hofballe hatte Frau Fürstin Metternich, die damals in der Pariser Hofgesellschaft die erste Rolle spielte, den Kaiser dazu veranlaßt, Wagners „Tannhäuser" in Paris aufführen zu lassen. Der kaiserliche Befehl wurde sofort vollstreckt. Wer nun weiß, wie sich alle französischen Musiker ohne Ausnahme darum bemühen, ihre Werke in der Großen Oper zur Aufführung zu bringen, wie wenige von ihnen überhaupt berücksichtigt werden, und wie diese wenigen bei dem unsagbar schwerfällig arbeitenden Apparat Jahre und Jahre warten müssen, bevor sie das lang erstrebte Ziel erreichen, der wird sehr leicht begreifen, daß die Bevorzugung des damals noch gänzlich unbekannten Fremden unter den heimischen Künstlern eine starke Verstimmung hervorrufen mußte. Alle französischen Componisten und ihr ganzer Anhang waren empört darüber, daß durch Kaisers Gnade ein Frembling vorgedrängt wurde.

Wagners Verhalten während der Vorbereitungen zur Aufführung machte nun obenein noch viel böses Blut. Er verzichtete auf jeden Versuch, sich mit seinen französischen Collegen irgendwie auf guten Fuß zu stellen. Er betrachtete die Bevorzugung als eine seinem Genius einfach schuldige Huldigung. Er sprach sich in unvorsichtigster und abfälligster Weise im Privatgespräch und auch öffentlich über die Künstler aus, die damals in Paris wie Halbgötter verehrt wurden, vor Allem über Rossini, den er in einem an Berlioz gerichteten und im „Journal des Débats" veröffentlichten Schreiben von oben herab als einen frivolen musikalischen Lustigmacher in geringschätzigster Weise behandelte. Das erregte einen Sturm des Unwillens im gesammten Pariser Publicum; denn Richard Wagner kannte zu jener Zeit kein Mensch, und Rossini wurde nicht nur als der Componist von „Wilhelm Tell" und „Barbier von Sevilla", die beständig das Repertoire beherrschten, sondern auch als geistvoller, witziger, liebenswürdiger Mensch, dessen gastfreier Salon in der rue de la Chaussée d'Antin die besten Elemente der Pariser Gesellschaft regelmäßig vereinigte, geradezu vergöttert. Rossini lächelte über den Angriff und antwortete mit einigen Witzen, die bald in

Paris populär wurden. Bei einem Diner setzte er Théophile Gautier, den er als fanatischen Anhänger Richard Wagners kannte, einen Teller mit Sauce vor und ließ den Fisch an ihm vorübergehen, und als Gautier nach dem Fisch verlangte, sagte Rossini: „Was brauchen Sie denn Fisch! Sie haben ja an der Sauce genug! Sie lieben ja die Wagner'sche Musik!" Einem andern Freunde der Wagner'schen Musik, der ausrief: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, in der Wagner'schen Oper sind auch schöne Momente!" antwortete er: „Ja, schöne Momente, aber verwünscht langweilige Viertelstunden!" (de beaux moments, mais de fichus quarts d'heure.)

* * *

Wagner war im Jahre 1860 aus Zürich in Paris eingetroffen. Um das Pariser Publicum auf seine damals völlig unbekannte Musik vorzubereiten, hatte er im Saale der Italienischen Oper drei große Concerte veranstaltet. Das Programm enthielt bis auf die Einleitung des „Tristan", die merkwürdiger Weise schon damals völlig einschlug, eine Auswahl von Musikstücken, die sich an die Form der alten Oper am engsten anschlossen: Ouvertüre zu „Tannhäuser" und „Der fliegende Holländer", Einzugsmarsch aus dem „Tannhäuser", das Lied an den „Abendstern", Introduction und Brautzug aus „Lohengrin". Er erzielte mit diesen Concerten eine große und tiefe Wirkung. Das Publicum war enthusiasmirt. Die Presse verhielt sich zurückhaltend, aber anständig.

Aller Blicke waren auf Hector Berlioz gerichtet, der, wie schon erwähnt, die musikalischen Kritiken im angesehensten Blatte, im „Journal des Débats", schrieb. Berlioz, ein ebenso ausgezeichneter Musiker wie geistreicher Schriftsteller, stand auf der äußersten Linken des musikalischen Frankreichs und wurde deshalb ohne Weiteres zu den begeisterten Anhängern Wagners gezählt. Merkwürdiger Weise sprach sich Berlioz ganz anders aus, als man allgemein erwartet hatte. Er sagte, daß man nach den bis jetzt vorgeführten Musikstücken Richard Wagner als Musiker wohl kaum richtig beurtheilen könne; Wagner sei unzweifelhaft viel bedeutender, als er in diesen Compositionen erscheine. Berlioz ließ eigentlich nur das Vorspiel zu „Tristan" gelten; die Tannhäuser-Ouvertüre fand er geräuschvoll, auf plumpen Effect hin berechnet, in der melodischen Erfindung gewöhnlich, contrapunctistisch unbedeutend und sogar häßlich, namentlich die Violinfigur in Verbindung mit dem Pilgerchor. Am unbarmherzigsten zerzauste er den Brautchor in „Lohengrin". Er schrieb da: die Melodie erhebe sich kaum über das Niveau des Vaudevillecouplets. Im Uebrigen war der Aufsatz in der vornehmsten und höflichsten Form gehalten und bekundete vor dem Musiker Richard Wagner die größte Hochachtung; die scharfe Kritik galt nur der Auswahl der zur Aufführung gebrachten Musikstücke.

Die Leser hatten, wie gesagt, von Berlioz etwas ganz Anderes erwartet, am meisten überrascht aber war Richard Wagner selbst. Er beging die Ungeschicklichkeit, Berlioz im „Journal des Débats" zu antworten. Die Franzosen sind an Höflichkeit in der Polemik unter vornehmen Leuten gewöhnt. Wagner wurde grob, und aus jeder Zeile sprach ein Selbstgefühl, zu dem der Meister allerdings vollberechtigt war, dessen Berechtigung aber von den Franzosen damals in keiner Weise begriffen werden konnte. Er fand es ganz natürlich, daß die Pariser Große Oper es sich zur Ehre anrechne, sein Werk zur Aufführung zu bringen; denn, sagte er wörtlich, es langweile ihn nachgerade, „der einzige Deutsche zu sein, der seine Opern noch nicht gehört hat". Wagner lebte damals noch in der Verbannung und hatte in der That seine seit dem „Tannhäuser" vollendeten Opern, also auch „Lohengrin", noch nicht gehört. Der geistvolle Berlioz, dessen „Trojaner" schon seit Jahren vollendet, aber noch immer nicht aufgeführt waren, fand darauf die köstliche Antwort: „Mein Loos ist noch viel beklagenswerther, als das des Herrn Richard Wagner, denn ich bin der einzige Franzose, der meine Opern gehört hat."

Die wunderbare Bevorzugung Wagners vor allen französischen Componisten, sein zuversichtliches und schroffes Auftreten hatten also einen großen Theil des Publicums gegen den deutschen Meister eingenommen, bevor man noch über sein Werk im Zusammenhang urtheilen konnte. Er beging noch eine Reihe von Ungeschicklichkeiten. Er beleidigte ohne Grund einige der angesehensten französischen Journalisten und überwarf sich auf der Probe mit dem Director der Oper, Alphonse Royer, mit Dietsch, dem Kapellmeister, mit den Künstlern und dem Chor. Die Proben verliefen so schlecht, daß Wagner, dessen Dirigententalent kein Mensch kannte und würdigte, die letzten Proben und die Aufführung durchaus selbst leiten wollte. Das wurde ihm aber verweigert. Nahezu alle an der Aufführung Betheiligten klagten über die Nervosität, Unhöflichkeit und Unverträglichkeit des deutschen Musikers. Es versteht sich, daß die kleine Presse von diesen Vorgängen Notiz nahm und die öffentliche Meinung gegen Wagner immer mehr aufbrachte. Man machte Witzeleien über die Ausstattung, namentlich über die große Hundemeute, und unglücklicher Weise eignete sich der Titel „Tannhäuser", dessen Bedeutung Niemand verstand, zu einem gräßlichen Wortspiel. Man sagte: „L'opéra de Mr. Wagner *tanne aux airs*" (Tannhauser), was aus dem Pariser Argot in's Deutsche übersetzt heißen würde: „Die Oper des Herrn Wagner langweilt tödtlich mit ihren Arien."

So herrschte allerdings gegen Wagner eine unleugbare animose Stimmung, die am 13. März bei der ersten Aufführung des „Tannhäuser" ihren widerwärtigen Ausdruck fand. Aber an eine eigentliche Kabale braucht man darum nicht zu denken. Ich wiederhole, eine solche Kabale ist meiner Auffassung nach überhaupt nicht vorhanden gewesen. Wagner ist dem

Pariser Kunsttreiben feindlich entgegengetreten, als Fremder und lieblos, und Paris hat ihn wie einen Fremden lieblos behandelt.

Die eigentliche Ursache der geschmacklosen und rohen Ablehnung ist meiner Ansicht nach, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend im Sachlichen und nicht blos im Persönlichen zu suchen. Als Wagner den „Tannhäuser" zum ersten Mal in Paris zur Aufführung brachte, stand der Pariser Geschmack ganz und gar unter dem Zeichen Meyerbeers, Rossinis, Halévys, Aubers, Verdis. Die Pariser verstanden die Wagner'sche Musik einfach nicht. Sie hatten nicht die geringste Fühlung zu den Wagner'schen Kunstanschauungen. Die Schuld lag nicht am Vorurtheil des Publicums, sondern an seinem Geschmack, oder sagen wir, an seiner ungenügenden Vorschulung, nicht an der schlechten Laune und Kabale der Pariser, sondern an der Beschaffenheit des Wagner'schen Kunstwerks. Sie standen dem Zauber, den auf uns die deutsche Sage übt, vollständig kühl und unempfindlich gegenüber. Der Hörselberg, die Wartburg, der Sängerwettstreit — was war ihnen Hekuba! Die deutsche Dichtung war in der französischen Auflage gar nicht wiederzuerkennen. Ich habe schon vorher einige Proben aus der Uebersetzung mitgetheilt. Herr Nuitter hat unter Anderm auch „Wanderstab" mit „bâton du chemin" übersetzt, gerade wie Kladderadatsch-Müller und Schulze während ihres Aufenthaltes in Paris „Heil dir im Siegerkranz" mit „Salut à toi! dans la guirlande des victoires" im Französischen wiedergaben. Es war mit einem Worte ein ganz anderes Werk, das ich da sah, als der „Tannhäuser", wie ich ihn in Deutschland gesehen hatte.

Und wenn ich ehrlich sein soll, ich fand auch die Aufführung schlecht, trotz Niemann in der Titelrolle. Auch Niemann fühlte sich in dem ungewohnten französischen Kleide der Declamation beengt und gehemmt, und zum Unglück hatte man ihm eine Venus (Frau Tedesco) zur Seite gestellt, die ganz klein und corpulent war, und neben der der große, breitschultrige, reckenhafte Niemann fast komisch wirkte. Die Künstler, welche die Rollen der Elisabeth und des Wolfram darstellten, hatten zwar sehr schöne Stimmen, aber ihr Vortrag ließ nahezu Alles zu wünschen übrig. Die Chöre waren schlaff und unsicher. Mit einem Worte: ich habe auf bescheidenen deutschen Provinzialbühnen viel bessere Vorstellungen das „Tannhäuser" gesehen, als die mit unendlichen Kosten und übertriebenem Luxus ausgestattete in der Pariser Oper. Die erste Aufführung in Paris war kaum mittelmäßig zu nennen; das Werk wurde nicht verstanden; die Persönlichkeit des Componisten hatte zu großem Aergerniß Veranlassung gegeben — ich glaube, man braucht nicht an eine Kabale zu denken, um den Durchfall des „Tannhäuser" im Jahre 1861 zu verstehen.

* * *

Seit jenem wilden Märzabend sind nun über 34 Jahre vergangen. Tausende von kunstfreudigen und kunstverständigen Franzosen haben seitdem die Wagner'sche Hochschule in Bayreuth besucht, und nicht wenige unter ihnen mögen mit dem Zeugniß der Reife in die Heimat zurückgekehrt sein. Einige der hervorragendsten französischen Musiker, an der Spitze Lamoureux, haben es sich geradezu zur Lebensaufgabe gestellt, für Wagner'sche Kunst in Frankreich zu wirken; und sie haben trotz der ungünstigen Verhältnisse, die gegen Richard Wagner schon in seiner Eigenschaft als deutschen Künstler das mächtigste Vorurtheil aufrichteten, erstaunliche Resultate erzielt. Lamoureux hat den Muth gehabt, einige der dem Nichtdeutschen am allerschwersten zugänglichen Tondichtungen Richard Wagners: Bruchstücke aus den „Nibelungen“, aus „Tristan“, aus den „Meistersingern“, in Paris zur Aufführung zu bringen, und zwar mit einem Erfolge, der uns Deutsche vielleicht noch mehr überrascht hat als die Franzosen selbst. Das so vorbereitete Auditorium hat der „Walküre“ in Paris den bedeutendsten Erfolg der letzten Jahrzehnte bereitet. Da ist es denn allerdings durchaus nicht verwunderlich, daß dieses selbe Publicum jetzt dem so viel leichter faßlichen „Tannhäuser“ eine enthusiastische Aufnahme hat bereiten können. Es ist um so weniger verwunderlich, als das Pariser Opernpublicum, das am 13. Mai d. J. dem „Tannhäuser“ zujubelte, es gewissermaßen als Ehrenpflicht betrachtete, das wieder gut zu machen, was die Väter vor 34 Jahren gesündigt haben.

Das Räthsel, daß die Pariser zu Richard Wagner überhaupt in ein verständnißvolles Verhältniß haben treten können, bleibt aber darum doch noch immer ungelöst. Für deutsches Wesen, das im Wagner'schen Kunstwerk so entscheidend mitspricht, besitzen die Franzosen heutzutage wohl kaum mehr Verständniß als vor 34 Jahren. Der geheimnißvolle Zauber, den die nordische Sage auf unser Gemüth übt, der wundersame Reiz der alten deutschen Stadt mit den verwinkelten Straßen und den blühenden Fliederbüschen, des Minnesangs und der thüringischen Berge und Burgen kann doch wohl kaum vom Nichtdeutschen echt und recht empfunden werden. Die innigste Verbindung, die im Wagner'schen Kunstwerk zwischen Wort und Ton besteht, wird schon durch die Uebersetzung in die fremde Sprache aufgelöst. Die denkbar beste Uebersetzung der Wagner'schen Werke wird aber immer nur eine ungenügende sein können.

Aus allen diesen und vielen anderen Gründen muß uns die helle Begeisterung, die Wagners Werk in Frankreich, das wegen der unmöglichen Uebersetzungen weder Shakespeare noch Goethe je hat verstehen können, entfacht, in aufrichtiges Erstaunen versetzen. Und man wäre beinah geneigt, dem Urfranzosen Ambroise Thomas, der durch seine „Mignon“ und seinen „Hamlet“ am besten gezeigt hat, wie weit die Fähigkeit eines bedeutenden französischen Künstlers zum Mit- und Nachempfinden Goethes und Shakespeares reicht, oder wie weit ihn seine eigene Nationalität vom künstleri-

schen Erfassen des germanischen Genius zurückhält — man wäre geneigt, dem greisen Künstler zuzustimmen, wenn er den Wagner-Cultus in Frankreich als eine Mode bezeichnet, die vorübergehen werde, und wenn er als echter Franzose den Einfluß Richard Wagners auf die jungfranzösische Schule mit aufrichtiger Betrübniß beklagt. Wir aber haben keinen Grund, in die Klagen des französischen Künstlers einzustimmen. Wir haben uns nur zu freuen, daß sich ein hervorragendes deutsches Kunstwerk neues Gebiet erobert hat, und wollen uns die Freude nicht dadurch verderben, daß wir die Gönner in der Nähe besehen.

Lieschen*).

Novelle

von

Norman-Hansen.

— Kopenhagen. —

I.

„Otto müde, — Otto schlafen!"

Der kleine Otto lehnte den Kopf an das Knie der Mutter. Und Lieschen nahm ihn auf den Schooß, schlang den Arm um seinen Hals, schob ihm seine kleine Mütze über die Augen und lehnte sich zurück auf der Bank, auf der sie saß, während sie den Kleinen in den Schlaf lullte:

„Bye, bye, baby,
Bye, bye, mei Mäusle."

Sie saßen am Ufer des kleinen Sees im Humboldt-Park. Auf der andern Seite hinter den Bäumen schien die Sonne noch, und einzelne Strahlen fielen durch das Laubdach und spielten auf der leise gekräuselten Wasserfläche mitten auf dem See, dort, wo die Schwäne mit ihren Jungen schwammen. Auf der Bank neben Lieschen saß die kleine Kathinka mit bloßen Füßen und flocht Kränze aus wilden Blumen, die sie draußen auf der Prairie gepflückt hatte. Auf einem Busch hinter der Bank waren ihre Strümpfe und Schuhe zum Trocknen aufgehängt, denn sie war natürlich dichter an den See hinangegangen, als sie durfte.

Es war ein heißer Sommertag gewesen, und jetzt, wo die Luft sich ein wenig abgekühlt hatte, that es gut, ganz still auf der Bank zu sitzen und seinen Gedanken nachzuhängen. Der kleine Otto war heute zwei Jahre alt geworden. Es waren zwei Jahre vergangen, seit jener Zeit, da Lieschen meinte, ihr Unglück sei so groß, daß sie es nicht zu ertragen vermöge.

---

*) Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann-Altona.

Ganz allein stand sie da in der Welt, und krank und überanstrengt war sie. Alle Freunde hatte sie verloren, ihren Bruder und ihn, dem sie sich hingegeben, auf den sie sich verlassen hatte, — sie wagte es nicht einmal, an jene Zeit zu denken, wo sie so glücklich gewesen, denn sie schämte sich vor sich selbst darüber. Da hatte sie Katja gefunden, — die Mutter der kleinen Kathinka, — Katja, die sie zum ersten Mal gesehen, als sie ihren Bruder auf dem Hospital besuchte, und zu ihr nahm sie ihre Zuflucht in ihrem Unglück, weil sie die Einzige war, die sie kannte. Denn gemeinsamer Schmerz hatte sie zusammengeführt. Katja war Wittwe; ihr Mann, ihr Jaroslaw, war Schutzmann gewesen und hatte sich unter den Schwerverwundeten auf dem Haymarket befunden; und noch hatte er als Krüppel dagelegen, bis er endlich in demselben Frühling starb wie Lieschens Bruder. Und in dem Portal des County-Hospitals war die Freundschaft geschlossen, der Lieschen Alles zu verdanken meinte. Jetzt wohnten sie in demselben Hause. Katja hatte nach der Straße zu ihren kleinen Laden, Lieschen hatte zwei kleine Zimmer mit Eingang von dem engen Hof. Außer ihnen wohnte Niemand im Hause, denn es war eine jener kleinen hölzernen Hütten an dem Eisenbahnterrain, die da liegen und warten, daß der Grund an Werth steigen soll, so daß es sich verlohnt, sie niederzureißen. Inzwischen liegen sie ohne jegliche Aufsicht oder Reparatur da, — das Allernothwendigste müssen die zufälligen Miether auf eigne Hand besorgen.

„Tante Lizzie," sagte die kleine Kathinka, „jetzt kann ich sie wohl wieder anziehen? Nicht wahr, Tante Lizzie? Sie sind nun ganz trocken." Sie hatte sich auf den Zehen an den Busch geschlichen, um ihre Strümpfe zu befühlen.

„Ja, thu' das, kleine Kathinka, denn jetzt müssen wir auch nach Hause," erwiderte Lieschen. „Der kleine Otto schläft wohl den ganzen Heimweg."

„Ach!" sagte Kathinka, „ist das ein schöner Tag gewesen!"

Der kleine Otto schlief wirklich der ganzen Weg in der Pferdebahn vom Park bis nach Hause. Je weiter sie kamen, desto heißer, erstickender wurde die Luft. An einer Ecke, wo vier Kneipen zu einander hinüberschielten, machten sie Halt und gingen eine Seitengasse mit holperigem Pflaster und großen Weidenbäumen hinab, bis sie an eine kleine einstöckige Hütte gelangten. Das Fenster nach der Straße hinaus stand offen, und von drinnen schimmerte ihnen ein schwacher Lichtschein entgegen. Die kleine Kathinka ging voraus und öffnete die Thür zu dem Laden ihrer Mutter.

„Ach, Mutter! Wir haben einen so schönen Geburtstag gefeiert, und der kleine Otto ist so artig gewesen, — wir sind Beide so artig gewesen!" fügte sie hinzu, denn die Geschichte mit den Schuhen hatte sie ganz vergessen.

Erst als sie hineinkamen, und Katja sie in Empfang nahm, erwachte der kleine Otto und fing an zu weinen. Als er sich aber ordentlich um-

gesehen hatte und merkte, wo er war, wurde er wieder ruhig und vergnügt. Er fühlte sich heimisch an diesem sonderbaren Ort, und die Bilder mit den grellen Farben sowie die großen, geschnitzten, bunt angemalten Figuren waren alle seine guten Freunde, sowohl die hellblaue Jungfrau Maria als auch die rosenfarbenen, vergoldeten Heiligen, und er streckte die Händchen nach ihnen aus und plauderte mit ihnen, wie es seine Gewohnheit war.

Katja hatte nämlich einen Handel mit Heiligenbildern, von den einfachsten Bildern aus Pappe zu ein Paar Cents bis zu lebensgroßen Kirchenfiguren, die freilich hauptsächlich nur als Aushängeschilder dienten, denn Niemand in der Nachbarschaft war in den Verhältnissen, sich einen solchen Luxus zu erlauben. Hauptsächlich waren es kleine hölzerne Marienbilder, die in einer Nische im Zimmer aufgestellt werden konnten, oder die in Krankenzimmern über das Bett gehängt wurden, und Wachskerzen und Rosenkränze und dergleichen gangbare Waaren. Da war der heilige Ansgarius mit der Papstkrone, der Liebling aller Polacken, und da war St. Patrick mit den Schlangen, der Schutzpatron der Iren, und da waren große Christusfiguren mit karminrothen Wangen und starren Glasaugen, da waren Apostel mit aufgeschlagenen Büchern, diesem Symbol alles Hohen und Unbegreiflichen, — ein gedrucktes Buch! Und da waren vor allen Dingen Madonnen, bleich mit rothen Augenlidern, ein blutendes Herz in der rechten Hand, schön geschnitzt von geschickten sicilianischen Holzschnitzern, und Katja schmückte sie selber mit gestickten Gewändern und Ringen und Perlenkränzen, an denen sie und ihre kleine Kathinka so treulich in dem Stübchen hinter dem Laden arbeiteten.

Und Katja selber saß da in ihrer polnischen Wittwentracht, ein lebendes Madonnenbild, bleich und traurig, stets sanft und freundlich; mit ihren guten, nußbraunen Augen sah sie denjenigen, mit dem sie gerade sprach, so theilnahmsvoll an und hatte stets ein so herzliches Wort für ihre Kunden, denn die meisten kamen ja in den Stunden des Leides und der Bedrängniß zu ihr, wenn sie betrübt und verzweifelt waren und ein Heiligenbild oder eine Madonna suchten zum Anbeten oder zur Hülfe in der Noth. Und die Armen und die Kranken und die Betrübten kamen zu ihr, denn Katja wußte, was es heißt, zu leiden und zu trauern, und sie hatte weit besseren Trost für sie als ihre Priester, da war es denn auch kein Wunder, daß Katja's Heilige größere Kraft besaßen als die geweihten Bilder der Geistlichen. Und es geschah wohl, daß Menschen, die in ihrer Verzweiflung allen Glauben verhöhnten und Gottes spotteten, in Katjas kleinem Laden so still und demüthig wurden, und darum lächelte auch die Mutter Gottes aus ihrem Himmel auf sie herab und legte Segen in ihre Fußspuren.

In dies Haus war Lieschen vor zwei Jahren gekommen, Verzweiflung im Herzen, von Haß gegen die ganze Welt erfüllt, mit bitterem Kummer

und bitteren Erinnerungen an Alle die, die sie einst geliebt, zu denen sie einst Vertrauen gehabt hatte. Sie haßte ihr Kind, ehe es geboren war. Sie wollte sich und das Kind tödten, ehe es zu spät sei. Da aber hatte Katja, deren eigener Schmerz noch frisch war, mit ihr gesprochen, sie hatte ihr ihre kleine Kathinka gezeigt und von der heiligen Jungfrau, der guten, barmherzigen, erzählt. Lieschen aber war scheu gewesen. Sie betrachtete diese Heiligenbilderhändlerin mit Mißtrauen. Sie, die zu Haß und Verachtung allen Glaubens erzogen war! Wie oft hatten nicht ihr Vater und ihr Bruder Otto daheim gegen die Religion geeifert, die die Menschen schlecht und gehässig gegen einander mache! Und Otto war als Anarchist gestorben, und sie selber, Lieschen, war Anarchistin! Ja, Anarchistin, bis alles Unrecht aus der Welt getilgt war! denn das konnte die Religion nicht besorgen, die Religion war nur dazu da, um diejenigen zu verhöhnen, die litten, und was für eine Religion war denn dies, — die Jungfrau mit dem Kinde! und so Etwas sollte ihr helfen, ihr, Lieschen! — — Aber dann war sie krank geworden, sie erinnerte sich, daß sie da in der kleinen Kammer nach dem Hofe hinaus lag, und Katja kam zu ihr und pflegte sie, und die kleine Kathinka saß an ihrem Bette und zog Perlenringe für ihre Heiligen auf. Und als Lieschen wieder gesund war, hatte sie ihren kleinen Sohn, für den sie sorgen mußte.

Da wurde sie wieder das stille, demüthige Lieschen, mit den milden, grauen Augen, und dem alten, ruhigen Muth, mit dem sie dem Leben ruhig entgegensah. Und sie und Katja lernten einander verstehen. Fleißige Menschen waren sie Beide, und durch ihr Zusammenleben wurden sie gute Freundinnen. Lieschen saß mit ihrer eigenen Nähmaschine, die Katja ihr verschafft hatte, an der Wiege. Sie konnte nun nicht mehr im Schneidergeschäft arbeiten, wo sie früher gewesen war, bekam aber dieselbe Arbeit in's Haus. Der Tag verging mit Nähen vom Morgen bis zum Abend, und zwei Mal wöchentlich lief sie, während der Kleine schlief, nach dem Geschäft, den ganzen Arm voller Beinkleider und Westen. Aber sie war jetzt nicht mehr unglücklich, es war, als sei die ganze feindliche Welt, Alle die, die es besser hatten als sie und ihresgleichen, verschwunden, sie hatte ein Gefühl, als wollten ihr jetzt Alle wohl, — sie hatte ja ihren kleinen Sohn in der Wiege. Und sie dachte an die Zeit, wo er so groß sein würde, daß er die fertige Arbeit für sie austragen konnte, wenn er zur Schule ging. Denn er sollte ein fleißiger Junge werden und Etwas lernen, sollte Etwas von all' dem Wunderbaren in der Welt lernen, wovon Lieschen Nichts wußte.

„Du sollst Bruder Ottos Namen haben, aber Du sollst so erzogen werden, daß Du nicht mit Allen in Streit lebst, wie er es that, Du sollst nicht glauben, daß es nur Bosheit und Schlechtigkeit in der Welt giebt, und Du sollst fleißig und tüchtig werden und vorwärts kommen, damit es Dir im Leben gut geht."

Und nun war der kleine Otto schon zwei Jahre alt, und er war ein Prachtjunge, der fast Alles sagen konnte; ein wunderbares Kauderwälsch aus Polnisch und Deutsch war seine Sprache, so wie man es dort im Stadtviertel sprach. Und auch Lieschen arbeitete sich nicht mehr so ab wie früher: sie hatte die grobe Arbeit mit den Westen und Beinkleidern aufgegeben, denn bei Katja hatte sie das feine Sticken gelernt. Anfänglich hatte sie ihr bei ihrer Arbeit geholfen, hatte Altardecken und Gewänder für die Heiligen gestickt, später erhielt sie feinere Arbeit aus dem Geschäft, und nun hatte sie nur noch bestellte Stickarbeit, und die wurde ihr gebracht und wieder abgeholt, aber die Bezahlung war nur mäßig, nur mit Noth und Mühe brachte sie es fertig, stets anständig gekleidet zu sein und für das tägliche Brot zu sorgen. An ein Zurücklegen war vorläufig noch kein Gedanke. — —

Jetzt war der kleine Otto wieder ganz wach nach dem langen Schlaf in der Pferdebahn und wollte durchaus nicht zu Bett. Aber es war zu drückend im Laden, und so setzten sie sich denn Alle draußen auf die Treppe. Es ist ein stiller, warmer Sommerabend, mit Neumond. Die Gasse liegt dunkel da, aber von der Hauptstraße her schimmert ein elektrischer Lichtstreif. Katja und Lieschen sitzen in leichten Baumwollkleidern mit weißen Blousen da, zu ihren Füßen spielen die Kinder und essen Bananen, die von dem heutigen Ausflug übrig geblieben sind. Alles ist still, von der Bahnstation hinter dem Hause dringt das Geläute der Glocken zu ihnen hinüber. Vereinzelte Arbeiter gehen lautlos vorüber, auf den Treppen vor den anderen Häusern sitzen müde Leute mit ihren Familien. Vor dem Nachbarhause stehen ein paar Männer in Hemdsärmeln bei einer Tischlerarbeit, sie sind still und schweigsam, denn in diesem Lande singen die Vögel nicht in den Bäumen, pfeifen die Männer nicht bei der Arbeit. Weiter aufwärts in der Straße spielen eine Harfe und eine Mandoline zusammen, das dunkle, melancholische Instrument des Nordens und das lebensvolle des Südens, — es klingt schwermüthig, als wenn Jemand in der Ferne tanzte und dabei weinte. Und Lieschen ergriff Katjas Hand; war sie nicht glücklich? Saß sie hier nicht mit einem prächtigen Jungen? Hatte sie nicht alles Böse vergessen, was ihr widerfahren war? — Ja, sie hatte Hartwig vergessen, hatte allen Kummer und alles Leid vergessen und saß hier nun so glücklich mit ihrem Kinde wie die Jungfrau Maria selber.

II.

Der Hof war schmal, der Bretterzaun reichte bis dicht an Lieschens Fenster, und zwischen demselben und der Eisenbahn lag ein breiter Graben. Aus allen den kleinen Häusern wurde der Abfall in den Graben geworfen bis er voll Asche und allerhand Unreinlichkeit war; da lagen alte Knochen,

leere Blechbüchsen, todte Katzen. Den Sommer hindurch thürmt sich der Unrath auf, und eine trockene Schicht aus Staub und Asche bedeckt das Ganze. Wenn aber der Herbst kommt, wühlen die heftigen Regenschauer die Masse auf, und der Graben wird zu einem stinkenden Morast. Und wenn dann die warmen Herbsttage die wochenlangen Regenschauer ablösen und die Sonne auf den gährenden Pfuhl herabsengt, so steigen Fieber und ansteckende Krankheiten daraus empor und dringen durch die undichten Fenster und die feuchten Wände in die ärmlichen Wohnungen. Jeden Herbst wiederholt sich das: Typhus und Diphtheritis herrschen in den Hinterwohnungen und erobern von dort aus die große Stadt. Jedes Mal ergeht ein Aufruf, doch wenigstens ein Epidemiehospital zu errichten, und jedes Mal beruhigt man sich wieder bei der alten Methode, das Haus abzusperren, in dem der Kranke und seine Familie wohnt.

Und so geschah es denn auch eines Tages, daß an Lieschens kleine Hinterthür ein großer, grüner Zettel gekleistert wurde mit der Aufschrift:

Diphtheritis.

„Niemand darf dies Haus verlassen oder betreten,
bevor dies Placat wieder entfernt ist."

Dadrinnen saß Lieschen mit müden, verweinten Augen an dem Bette ihres kranken Söhnchens und lauschte auf seine Athemzüge. Es ging zu Ende mit dem Kleinen, und Lieschen wußte das. Der kleine Otto lag regungslos da, er röchelte schwer und kannte sie nicht, es war Nichts dabei zu machen, der Arzt war gegangen und würde nicht wiederkommen. Und es waren nur wenige Tage verstrichen, seit sie ihn zum ersten Mal in dies Bett gelegt, und er hatte sich so behaglich gereckt, der kleine Bursche, und über sein ganzes fröhliches kleines Gesicht gelacht. An der Erde in einer Ecke stand ein einfaches Spielzeug, das er zu seinem Geburtstag bekommen hatte; auf der Nähmaschine lag ein fein gesticktes Nachtkleidchen, wie es die Kinder reicher Leute tragen, daran hatte Lieschen diese ganze Zeit genäht, sie hatte jeden Stich mit der Hand genäht und gestickt, während sie an dem Lager ihres Kindes saß, denn sie konnte ja die Nähmaschine nicht benützen, sie machte zu viel Geräusch.

Draußen wurde es dunkel, und Lieschen zündete die Lampe an und setzte sich dann wieder an das kleine Bett. Der kleine Otto lag so bleich, so bleich da, und sie konnte ihm nicht helfen, sie konnte Nichts thun als ihm den kalten Schweiß von der Stirn trocknen. Schließlich rang sich ein röchelnder Laut aus seiner Brust, er schlug den Blick zu ihr auf, dann wurden die Pupillen plötzlich so groß, die Augen rollten hin und her, langsam und matt schlossen sich die Augenlider, und dann war Alles vorbei. — — —

Sie hatte das Kind die ganze Zeit hindurch allein gepflegt, denn Katja durfte der kleinen Kathinka wegen nicht hereinkommen, sie hatte alle Nächte gewacht und war schließlich ganz stumpf vor Müdigkeit, zu er-

schöpft, um schlafen zu können, zu stumpf um das Geschehene voll und ganz zu verstehen. Sie hatte ein Gefühl, als wenn noch Etwas zu thun sei, so nahm sie denn das kleine Nachtkleidchen, das auf der Nähmaschine lag, und setzte sich hin, um es fertig zu sticken, saß stundenlang da und sah es genau nach, eine Spitze nach der andern, allen Besatz und alle Knopflöcher, bis es die entzückendste Arbeit war, die sie jemals angefertigt hatte, — denn damit sollte ihr Kind im Sarge geschmückt werden. Die Lampe war im Erlöschen, mechanisch zündete sie ein Licht an und füllte den Behälter mit Petroleum, dann trat sie an das Bett, um ihrem Kinde das feine Gewand anzuziehen. Der kleine Otto war schon ganz steif, sie konnte seine kleinen Arme nicht in die Aermellöcher stecken, so zog sie ihm denn das Gewand über den Kopf, knüpfte es am Halse zu, glättete es und setzte sich dann auf ihr Bett, die kleine Leiche anstarrend, die dalag, als lächelte sie sie an, in dem hübschen langen Gewande mit der feinen Stickerei, und es war, als zöge bei diesem Anblick der Friede wieder in Lieschens Seele ein. Dann schlief sie auf dem Bett ein, auf dem sie saß. Sie erwachte am Morgen von einem lauten Klopfen an ihrer Thür. Es war heller Tag, aber die Lampe brannte noch und verbreitete ein röthliches Licht in dem Zimmer. Sie schaute sich ganz verwirrt um, dann fühlte sie ein Prickeln und Brennen in dem Finger der rechten Hand, mit dem sie genäht hatte, denn sie hatte, ohne es zu wissen, die ganze Nacht ohne Fingerhut genäht. Da hörte sie abermals ein Pochen an der Fensterscheibe; sie besann sich, wo sie war, strich das Haar aus der Stirn, ging hin, zog die Gardine zur Seite und öffnete das Fenster ein klein wenig. Es war der Bote aus dem Geschäft, der das Kinderkleidchen holen sollte. Lieschen schauerte zusammen in der rauhkalten Herbstluft, die in das Fenster drang, dann faßte sie sich und sagte zu dem Boten, er könne das Kleidchen nicht bekommen, er habe ja doch gesehen, daß Diphtheritis im Hause sei, da wisse er ja, daß sie keine Arbeit abliefern dürfe.

„Unsinn!" sagte der Bote, „was geht das uns an. Wir müssen es heute im Laden abliefern, sonst bekommen wir Unannehmlichkeiten — Geben Sie es nur her und lassen Sie mich hier nicht länger stehen und frieren."

„Nein, nein," erwiderte Lieschen mit thränenerstickter Stimme, „ich gebe es nicht fort." Damit schloß sie das Fenster wieder. Als sie sich umwandte und den Blick durch ihre kalte, ärmliche Stube schweifen ließ, wo der Schein der Lampe mit dem grauen Morgenlicht kämpfte, als sie sah, wie ihr kleiner Junge mit dem graubleichen Gesicht dalag, da war sie nicht mehr das stille, schwergeprüfte, ergebene Lieschen, da stieg all der Haß und Neid, all die Bitterkeit aus früheren Zeiten wieder in ihr auf, ihre grauen Augen flammten, und als sei nicht sie es selber, die es that, als treibe eine unwiderstehliche Macht sie, wandte sie sich plötzlich wieder um, trat an das Fenster und rief den Boten zurück.

„Kleiner Otto! Armer, kleiner Otto! Sie haben Dich mir entrissen, sie haben Dich in Noth und Armuth sterben lassen, jetzt aber wollen wir uns rächen!“

Und während der Bote draußen vor dem Fenster wartete, ging sie hin und entkleidete vorsichtig die kleine Leiche des feinen Nachtkleidchens. — Wie kalt die starren Glieder waren! Dann legte sie eine Decke über die Leiche, faltete das Kleidchen zierlich zusammen und wickelte es in eine Zeitung. Der Bote nahm das Packet in Empfang.

„Na, das ist doch vernünftig! Sie machen sich auch wirklich zu viel Skrupeln, — ich möchte wohl wissen, wer sich um so ein bischen Krankheit die fünf Dollars entgehen lassen würde!“

Lieschen trat in das Zimmer zurück, löschte die Lampe, nahm eines von den groben Hemdchen des kleinen Otto aus dem Schubfach und zog es ihm an. Es war, als könne sie seine Arme nun leichter biegen und ihn besser ankleiden.

„Ja, wir rächen uns, kleiner Otto, wir rächen uns!“

Dann ging sie in das anstoßende Stübchen, wusch sich, kleidete sich um und ging zu Katja hinein.

In dem Zimmer hinter dem Laden saß Kathinka und zog Perlen auf.

„Jetzt ist der kleine Otto todt,“ sagte Lieschen zu ihr, es klang so merkwürdig gleichgiltig. Kathinka sah sie an, sie verstand es ja kaum.

Katja verhandelte im Laden mit einer Frau, die einen Heiligen kaufen wollte, der gegen Zahnschmerz helfen könne. Aber weder sie noch Katja konnten sich entsinnen, was für ein Heiliger das war. „Aber mein Mann geht im Zimmer auf und nieder, und so ist er die ganze Nacht gegangen, Und er flucht und schimpft, daß es ganz entsetzlich ist. Wenn ich nur den richtigen Heiligen kriegen könnte, so würde er schon helfen!“ Und sie sah Katjas sämmtliche kleinen Heiligenbilder nach, ob da nicht einer mit einer Kneifzange sei, denn dann wäre es der rechte. Aber nein, da war keiner, den sie brauchen konnte, — — ja, ja, dann blieb wohl schließlich nichts Anderes übrig, als den Zahn ausziehen zu lassen.

Und dann ging die Frau, und Katja kam zu Lieschen herein. Sie brauchte nicht zu fragen, sie hatte oft genug den Kummer von Müttern gesehen. Aber wie hart war doch Lieschens Antlitz, es waren keine Thränen auf ihren Wangen, und ihre Augen starrten so sonderbar gehässig in die Luft, als wolle sie dem ihr widerfahrenen Unrecht nur Haß und Trotz entgegensetzen. Und Katja nahm ihre Hand so sanft und weich. Niemand sprach zu Lieschen davon, daß kein Sperling ohne Gottes Willen vom Dache fällt, und daß wir uns vor ihm beugen und Trost in Ergebung finden müssen. Niemand ermahnte sie, daß der Tod der Sünden Sold ist, und daß wir für unsere Fehler leiden müssen. Niemand tröstete sie damit, daß sie ihr Kind in einer schöneren, besseren Welt wiedersehen werde, — als ob man sich Etwas daraus machte, dergleichen in der

Stunde der Verzweiflung zu hören! — — Nur Katja trat an sie heran, nahm sie sanft und milde bei der Hand und führte sie still hin in die Ecke, wo ein kleines mit Kathinkas Ringen geschmücktes Madonnenbild in einer Nische stand.

Mit Katjas Religion war es nur sehr schwach bestellt; sie hatte sehr unklare Begriffe über die Dreieinigkeit, über die Sacramente und Sündenvergebung; sie wußte nur, daß die Mutter Gottes uns erhört, wenn wir zu ihr um Hilfe in der Noth, um Trost im Unglück flehen, — und bedarf wohl der Mensch mehr Religion, um hier auf Erden zu leben? Und Katja zog Lieschen vor dem Madonnenbild auf die Knie, und sie weinten und beteten zusammen, — nicht zu einer fernen Gottheit, hoch oben im Himmel, die sie nicht verstanden, nein, das kleine, geputzte, hölzerne Bild dort in der Wand war ja selber eine unglückliche, irdische Mutter, die ebenso wie Lizzie über ihr verlorenes Kind weinte und weinte.

III.

Der kleine Otto lag in einer Ecke auf einem Kirchhof, viele Meilen von der Stadt entfernt, es war eine lange Eisenbahnreise da hinaus, so daß Lizzie nur hin und wieder einmal des Sonntags dahin kommen konnte. Und die ganze Woche hindurch saß sie in ihrem verlassenen Zimmer und nähte und ging in die Küche und kochte dasselbe Essen wie früher, und jede Woche durchlebte sie für sich die Tage, wie sie in der Woche gewesen waren, als der kleine Otto ihr genommen war. Jede Woche dachte sie wieder dieselben Gedanken und wurde nicht müde, sie zu denken. Der Sonntag war hell gewesen und auch der Montag, an den Tagen hatte der kleine Otto wie gewöhnlich gespielt, Dienstag war die erste Besorgniß gekommen, am Mittwoch war er so krank gewesen, so krank, und Lieschen hatte so verzweiflungsvoll geweint, am Donnerstag war er ihr besser vorgekommen, er hatte sie gekannt und ein wenig Milch verlangt, und ihre Hoffnung war so licht gewesen, so licht; und dann war der Freitag gekommen, und die Freitag-Nacht mit dem Tode, und der Sonnabend, an dem sie die kleine Leiche geholt und fortgetragen hatten, — und dann war ihre Stube ausgeschwefelt worden, — hu! dieser Schwefelgeruch! sie roch ihn noch überall dadrinnen! — —

Und der Herbst schritt vor, wie er begonnen hatte, mit heftigen Regengüssen und darauffolgenden warmen, drückenden Tagen, und der Graben hinter den Häusern fuhr fort zu dampfen, und der Ansteckungsstoff verbreitete sich über die Stadt, von den Hinterhäusern drang er in die vorderen Wohnungen, von den Hütten in die Villen der Reichen. Und jeden Tag sah man kleine, weiße Särge, die ein einzelner Mann tragen konnte, hinaustragen, bald aus engen Hausthüren, bald aus in Stein gehauenen Portalen, bald aus entlegenen Gassen, bald aus den fashionablen

Avenues. Die Kinder der Armen wurden in Leichenwagen zu Dutzenden auf einmal zur Eisenbahn gefahren, zu dem Zug, der täglich nach dem Friedhof hinaus geht, und die Kinder der Reichen, deren Mittel es erlaubten, oder die Aufsehen erregen wollten, wurden am Sonntag beerdigt, mit großem Gepränge, einem florumwundenen Leichenwagen und vielen prächtigen Equipagen. Und an einem sonnigen Sonntag Morgen standen Lieschen und Katja an der Ecke der Hauptstraße und sahen sie vorüberfahren, Zug auf Zug, alle die kleinen, weißen Kindersärge mit vergoldeten Leisten und frischen Kränzen. Da wurde Lieschen plötzlich so bleich, und Katja brachte sie nach Hause, — sie verstand es ja so gut, daß es ihr wehe thun mußte, das zu sehen.

Und in jener Nacht träumte Lieschen, daß ihr kleiner Otto in seinem groben Hemdchen vor ihr stand und das feine Nachtkleidchen von ihr verlangte. Und in der nächsten Nacht träumte sie, daß Otto wieder in demselben Hemdchen vor ihr stand, das so kurz war, und an der Hand führte er ein anderes Kind, in dem feinen Nachtkleidchen, das Lieschen nur zu gut kannte. Und er zeigte auf das andere Kind und sagte: „Sieh, Mutter, nun habe ich den kleinen Jungen mitgebracht, der mein Nachtkleidchen bekommen hat."

Und so träumte Lieschen jede Nacht von kleinen todten Kindern. Sie sah sie mit bleichen Gesichtern in der Wiege liegen oder geschmückt in kleinen weißen Särgen, stets in feinen gestickten, spitzenbesetzten Kleidchen, und sie erwachte schweißgebadet und voller Angst, und schließlich mochte sie des Abends gar nicht mehr zu Bette gehen, so sehr fürchtete sie sich vor den Träumen; so saß sie denn oft die halben Nächte wach und nähte, bis ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen.

Kränklich und blaß sah Lieschen aus, scheu war sie auch geworden, selbst mit Katja konnte sie nicht über ihre Träume sprechen. Denn das, was sie gethan hatte, quälte sie. Ihre Gedanken waren stets nur von dem Einen erfüllt, — sie dachte an ihre Rache, — ach Gott, ihre Rache! Und in ihren Träumen kam der kleine Otto zu ihr und sagte: „Ach, Mutter, ich wollte mich ja gar nicht rächen, ich fühlte mich ja so wohl bei Dir! Weshalb sollten wir uns denn wohl rächen?" — — Ach, Gott, wie viele von den Kindern, die starben, wie viele von ihnen waren wohl das Opfer ihrer Rache, und in welche von den vielen Familien hatte sie, Lieschen, wohl Trauer und Leid gebracht?

Und wenn sie in der Dämmerungsstunde still und schweigend in Katjas Stübchen saß, um sich auszuruhen, da wagte sie es nicht, die Madonna anzusehen, die, das Kind im Arm, aus der Nische herabschaute; es war ihr, als sähe das kleine Bild sie vorwurfsvoll an: „Siehe, ich bin eine von den Müttern, die Du unglücklich gemacht hast!"

Es fiel Katja niemals ein, daß Lieschen hinter ihrer Schwermuth ein Geheimniß verbergen könne, sonst würde sie abermals ihre Hand sanft und

milde ergriffen und sie eines Tages mit sich zur Beichte genommen haben. Nein, etwas Anderes als ihre Trauer konnte sie nicht bei ihr entdecken, es fiel ihr auch nicht auf, daß Lieschen stundenlang vom Hause fern war und weite Spaziergänge in die Stadt machte. Katja konnte es ja verstehen, wie traurig ihr das Heim sein mußte, und die Spaziergänge würden ihr gut thun, aber Lieschens schwermüthiger Blick, der gleichsam viele Meilen weit fortschweifte, blieb stets derselbe. Dann schickte sie die kleine Kathinka mit ihr, und an den frühen Wintertagen, wo die Sonne hell schien, gingen sie zusammen, immer die Hauptstraße hinab, am liebsten in die Stadt, wo die großen Modemagazine waren. Und es pflegte dann stets damit zu enden, daß Lieschen vor den Schaufenstern stehen blieb, in denen Kinderzeug ausgestellt war, und wenn sie ein ganz fein gesticktes leinenes Kinderkleidchen gesehen hatte, so sagte sie stets zu Kathinka: „So eines sollte der kleine Otto an haben, in so eines sollte er eingekleidet werden," und sie konnte dann die Hand der kleinen Kathinka so heftig pressen und sie so tieftraurig ansehen, daß der kleinen Kathinka die Thränen in die Augen stiegen.

Es war an einem Tage kurz vor Weihnachten. Die großen Läden und Magazine strahlten in heller Beleuchtung in der Dämmerung des Nachmittags. Es war kalt und naß auf der Straße, die Männer hatten die Kragen bis an die Ohren in die Höhe gezogen und die Hände in die Taschen gesteckt und gingen vorgebeugt, als hätten sie große Eile, und die Damen gingen von der Straße in die großen, warmen, hellerleuchteten Läden. In eines der größten Geschäfte gelangte man durch eine hohe Vorhalle mit mosaikbelegtem Fußboden und polirten Granitsäulen; mitten in der Halle, der großen Treppe gegenüber, plätschert ein Springbrunnen in einem runden Bassin, in dem muntere Goldfische zwischen kleinen schimmernden Glühlampen herumschwimmen. Um dies Bassin herum sitzen die Chicagoer Damen, einige gepudert, andere geschminkt und einige mit frisch gerötheten Wangen, die sie sich da draußen in der kalten Luft geholt haben. Dort sitzen sie und unterhalten sich und trinken Chocolade und machen kleine Ausflüge in die Hallen ringsumher, um einzukaufen oder auch, um sich umzuschauen in dieser modernen Damenbörse.

Da trat ein blasses, zierlich gekleidetes Mädchen ein, blickte scheu um sich, wie Eine, die nicht an eine solche Pracht gewöhnt ist, wandte sich dann zaghaft an einen Diener und fragte in schlechtem Englisch mit ausgeprägt deutschem Accent nach der Abtheilung für Kinderzeug.

„Zweite Etage links."

Langsam stieg sie die Treppe hinan, als schwindele ihr bei dem Glanz der vielen Lichter und dem wunderlichen Summen der vielen Stimmen und dem zischenden Sausen der Aufzüge, die an ihr vorüber glitten. Oben in der zweiten Etage angelangt, ging sie so eigenthümlich scheu umher, fast wie Jemand, der stehlen will, so daß man auf sie aufmerksam wurde. Dann

blieb sie an einem Ladentisch stehen, auf dem feines Kinderzeug ausgestellt war, kostbare Wäsche mit Spitzen und Stickerei, eine entzückende Aussteuer für neugeborene Kinder und kleine Kleidchen für Kinder, die kriechen können, und für Kinder, die laufen können, ganze Stapel von Kinderkleidern in den feinsten Mustern. Und das junge Mädchen fuhr fort dazustehen und alle diese Schätze anzustarren, während die feingekleideten Damen vor dem Ladentisch einen Gegenstand nach dem anderen in die Hand nahmen, ihn drehten und wendeten und von rechts und von links besichtigten. Und dann war sie plötzlich mit einem Sprung mitten zwischen ihnen, sagte kein Wort, sondern riß plötzlich einer der Damen ein Kinderkleidchen aus den Händen, nahm es und zerriß es mit einem kräftigen Ruck von oben bis unten in zwei Stücke. Die fremde Dame sprang zurück und schrie auf, das junge Mädchen sah so wild aus, wie sie dastand und rief: „Kauft das nicht, kauft das nicht für Eure Kinder, es ist das Kleidchen des kleinen Otto, alle Kinder, denen Ihr es anzieht, müssen sterben!"

Aber es waren schon ein Paar Functionäre zur Hand, die ergriffen das junge Mädchen, ehe sie noch mehr von dem Kinderzeug an sich reißen konnte. Sie kämpfte wie eine Verzweifelte, sie wollte alles Kinderzeug zerstören, es wäre doch weit besser, es zu zerstören, als die unschuldigen Kinder sterben zu lassen, rief sie.

Als sie ihre Machtlosigkeit einsah, stieß sie einen gellen Schrei aus und fiel schluchzend zu Boden.

* * *

Es ist wieder Sommer geworden. Frisch und grün steht der Wald da, und auch in dem Garten, der die schöne, außerhalb Chicagos gelegene Irrenanstalt umgiebt, grünt und blüht es. An oberen Etagen sind große Balcons mit starkem eisernem Gitternetz angebracht, — sie gleichen geräumigen Vogelbauern, — und dort, in der frischen, warmen Luft sitzen die Patienten.

Dort sitzt Lieschen und strickt, sie ist still und ruhig, ein wenig stärker ist sie geworden, aber die grauen Augen sind matt, und ihre Finger sind nicht so geschwinde wie in alten Zeiten. Um den Hals trägt sie ein Amulet, das ihr Katja gegeben, — es ist ein Stück Rosenholz, in Rom geweiht, das ist gut gegen kranke Gedanken. Und Lieschen sitzt Tag aus, Tag ein da und näht und stickt Kinderzeug, zuweilen hat sie ein Stück beendet, dann legt sie es sorgfältig bei Seite. Sie duldet nicht, daß Jemand es berührt, und will man es ihr fortnehmen, so wird sie ganz wild und rasend:

„Laßt es liegen," ruft sie dann, „es ist des kleinen Otto Zeug, das steckt Eure Kinder an, hört Ihr, rührt es nicht an, es ist giftig, giftig, giftig!"

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage von Dr. Karl Peters. Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg.

Im Auftrage der Colonialabtheilung des auswärtigen Amtes hat es Dr. Karl Peters, einer der ersten Kenner des dunklen Erdtheiles, unternommen, das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, besonders nach der Seite seiner wirthschaftlichen Verwendungsmöglichkeit zu beschreiben. Welchen Werth eine solche Arbeit für die praktische Erschließung eines neuen Landes zu gewinnen vermag, liegt auf der Hand; durch sie allein kann eine objective Beurtheilung und Werthschätzung der neu erworbenen Gebiete gewonnen werden. Daher muß sich die Darstellung auch auf das streng Thatsächliche beschränken und Deutsch-Ostafrika so geschildert werden, wie es ist. Dem Verfasser ist das unzweifelhaft gelungen, und er hat es gar nicht nöthig, sich zu entschuldigen, daß die Tonart des Lehrbuches nicht ganz vermieden ist; die Schilderungen sind vielmehr lebendig und ansprechend genug und werden nicht blos den Kaufmann, den Landwirth und Verwaltungsbeamten, sondern auch den Politiker in der Heimat und Alle interessiren, die von fremden Ländern gern erzählen hören. Sehr angenehm ist die Beifügung eines übersichtlichen Registers, in dem Jeder sofort finden kann, worum es ihm zu thun ist.

Das Peters'sche Buch zerfällt zunächst in vier Hauptabschnitte und behandelt im ersten die wirthschaftliche Colonialpolitik, im zweiten eine allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Colonialgebiet, im dritten das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet in seinen landschaftlichen Einzeltheilen (Norden, Mitte und Süden) und im vierten die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika. Der Anhang giebt dann einen Abriß des Schutzgebietes an der Hand des Actenmaterials. Beigelegt sind endlich drei überaus werthvolle Karten, und zwar eine politische Uebersichtskarte von Aequatorial-Ostafrika, eine geologische Uebersichtskarte von Deutsch-Ostafrika und eine Werthschätzungskarte des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, alle drei im Maßstabe von 1: 3000000.

Im ersten Hauptabschnitte macht der Verfasser auf die betrübende Erscheinung aufmerksam, die der Reisende auf der ganzen Erde, ja in Deutschland selbst beobachten kann, daß sich der Deutsche in der Fremde gern als Engländer, Holländer, Franzose u. s. w. „aufspiele", weil er zugiebt, daß die Zugehörigkeit zur Fremde für etwas Vornehmeres, als die deutsche Volksangehörigkeit angesehen wird. Peters nennt diese Erscheinung zunächst völlig unverständlich; denn sie ist weder mit der Machtstellung des deutschen Reiches, noch in unserer geschichtlichen Vergangenheit, noch in unserer nationalen Befähigung irgendwie begründet. Die Meinung, daß dieses minderwerthige National-

Der Kilima-Ndjaro. Aus: Dr. Karl Peters: „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet.“ R. Oldenbourg, München und Leipzig.

bewußtsein seinen Grund in unserer Jahrhunderte langen politischen Zerrissenheit und Ohnmacht habe, muß wegfallen vor der Thatsache, daß sogar die kleinen Völkerschaften

Straße in Dar-es-Salam. Aus: Dr. Karl Peters: „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet." R. Oldenbourg, München und Leipzig.

der unteren Donau, welche seit Jahrhunderten Parias unter fremder Herrschaft waren, sich durch ihr nationales Selbstgefühl vor dem Durchschnittsdeutschen auszeichnen. Wir haben es hier sicherlich nicht mit politischen, sondern mit socialen Ursachen zu thun. Und

da glaubt Peters mit Recht, daß unserem Ansehen in der Fremde Nichts so schädlich ist wie die Thatsache, daß das deutsche Volk, neben tüchtigem Auswanderer-Material, in alle Länder das Hauptcontingent des Proletariats liefert. Ueberall hin strömen deutsche Proletarier, die theilweise sofort nach Ankunft der fremdländischen Armenverwaltung zur Last fallen. Die Noth zwingt sie alsdann, häufig ihren Lebensunterhalt auch mit unehrenhaften Mitteln zu verdienen. So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellensuchenden armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers. Gehoben kann dieser auch politisch schädliche Uebelstand nur dadurch werden, daß wir unsere verarmte Auswanderung in eigene Colonien ableiten, anstatt der Fremde damit zur Last zu fallen. — Aus dem Schlußurtheile des Verfassers über die allgemeine Werthschätzung des Landes hebe ich nur hervor, daß Deutsch-Ostafrika als Ganzes weder ein Ceylon, noch ein Indien oder auch nur ein Brasilien ist, daß es aber einzelne Landstriche in sich birgt, welche keinem der üppigsten Theile der angeführten, vielgepriesenen Colonialländer wesentlich nachstehen, und daß dankbar anzuerkennen ist, daß sein Werth auch da, wo er am niedrigsten ist, nirgends auf den Nullpunkt reiner Wüsten herabsinkt.

Das Buch ist voll von bemerkens- und beachtenswerthen Gedanken und Winken, die Abbildungen sind lehrreich und anschaulich. H. J.

Bibliographische Notizen.

Andalusien. Eine Winterreise durch Südspanien und ein Ausflug nach Tanger. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Es kam dem Verfasser darauf an, die vermittelnde Rolle, welche Andalusien zwischen dem Orient und dem fernsten Occident gespielt hat und gelegentlich des vierhundertjährigen Jubiläums der Entdeckung Amerikas wieder leuchtend in den Vordergrund getreten ist, aus eigener Anschauung zu studiren, indem er das schöne Land, einen der wenigen Erdstriche, die er noch nicht selbst aufgesucht hatte, in Begleitung seiner Frau, Minnie Hauk, bereiste. Diese übernahm auch die Aufgabe, der sich der Verfasser naturgemäß nicht unterziehen konnte, nämlich das Frauenleben Marokkos kennen zu lernen und in einem besonderen Capitel zu schildern. Als Schöpferin der Titelrolle in Bizet's herrlicher Oper „Carmen" besaß sie größeres Anrecht und wohl auch größererS Geschick, das Leben der Cigarreras und Zigeuner Sevillas darzustellen, und auch dieses Capitel stammt aus ihrer Feder. Das Buch der rühmlichst bekannten Eheleute bietet eine angenehme und lehrreiche Lektüre. hj.

Marokko. Materialien zur Kenntniß und Beurtheilung des Scherifsreiches und der Marokko-Frage. Von Dr. Gustav Diercks. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach.

Das Buch hat den Zweck, über die brennend gewordene Marokko-Frage, deren Aufrollung nicht minder gefährlich sein dürfte, als die der orientalischen Frage, durch Schilderung des Landes und Darlegung seiner Verhältnisse praktische Belehrung zu geben. Es sind demgemäß unter Verzicht auf allen feuilletonistischen und beschreibenden Aufputz nur solche Notizen zusammengestellt, die für jeden unentbehrlich sind, der sich ein annähernd richtiges Bild des früheren und des heutigen Marokko und der auf sie bezüglichen politischen Frage machen will, nämlich: die markirenden Züge des Charakters des Landes und seiner verschiedenen Bevölkerungselemente, ferner eine kurze geschichtliche Uebersicht des Maghreb, dann die eigenartigsten Erscheinungen der heutigen Cultur oder besser Uncultur, weiterhin die politischen und religiösen Zustände des Scherifreiches und endlich die wirthschaftlichen Verhältnisse desselben unter besonderer Berücksichtigung der reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes. Die Schrift ist recht lesenswerth. hj.

Karl Mauch, Lebensbild eines Afrikareisenden. Von E. Mager, mit Vorwort von Prof. A. Leuze, zwei Karten und Porträt. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer.

Das Buch bietet neben biographischen Nachrichten eine ziemlich erschöpfende Darstellung der Forschungsreisen Mauchs, deren Berichte bisher in verschiedenen Zeitschriften zerstreut waren: Mauch hat einen großen Theil Südafrikas bereist und in seinen Berichten z. B. über die Maschona und Matabele und über die Gold- und Diamantenfelder,

mit deren Entdeckung sein Name unzertrennlich verbunden ist, recht lebhafte und plastische Bilder geschaffen. Wer sich von dem Leben eines Afrikareisenden einen deutlichen Begriff machen will, dem sei das Buch warm empfohlen. hj.

Das Licht. Sechs Vorlesungen von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe, bearbeitet von Clara Wiedemann, mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 2. Aufl.

Im Vorwort zu der in geschickter, deutscher Bearbeitung erschienenen 2. Auflage des in 4. englischer Auflage vorliegenden Werkes des berühmten Physikers hebt G. Wiedemann mit Recht hervor, daß die relativ geringe Verwendung des naturwissenschaftlichen Unterrichts als geistiges Bildungsmaterial nicht allein von der Geringschätzung der Bedeutung jener Wissenschaften herrührt, sondern vielmehr in der großen Schwierigkeit begründet liegt, die Ableitung der Naturgesetze aus den einzelnen Erfahrungen in einem streng gegliederten System dem Schüler vorzuführen und so sein logisches Denken zu üben und zu fördern. Tyndall hat es nun vortrefflich verstanden, seinen in populärer Form gehaltenen Vorlesungen über Wärme, Schall und Licht durch streng logischen Aufbau eine in Wahrheit geistesbildende Bedeutung zu verleihen. Unser Zeitalter fordert unbedingt die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, und das von Tyndall hierfür vorgezeichnete Verfahren wird hoffentlich von bestem Erfolg begleitet sein.

In 6 Vorlesungen entwickelt Tyndall die fundamentalen Gesetze und Erscheinungen des Lichtes und ermittelt den Ursprung der theoretischen Begriffe. Er versteht es namentlich, an der Hand des Experiments die wissenschaftliche Erkenntniß zu fördern und von der Kenntniß des Lichtes im Alterthum bis auf die heutige Zeit, in logischem Aufbau dieses wichtige Capitel der Physik vorzuführen. Die 6. Vorlesung beschäftigt sich speciell mit der Spectral-Analyse und der Anwendung des Spectroskops. Ueber den Gang seiner Arbeit giebt der Verfasser am Schluß in geistreicher Weise einen Ueberblick, den wir empfehlen als „Einleitung" zu lesen. Ein kurzer Anhang enthält schließlich Notizen über die Spectra des polarisirten Lichtes sowie über Messungen der Wellenlängen des Lichtes. — Die ganze Sprache und Darstellung ist so anziehend, daß man mit wirklicher Befriedigung das Buch liest. Da dasselbe auch von der Verlagshandlung gut ausgestattet und, außer dem Portrait von Thomas Young als Titelbild, mit 57 in den Text eingedruckten guten Abbildungen versehen ist, kann es recht empfohlen werden. K.

Die Vorherbestimmung des Wetters. Wissenschaftlich sowie auf praktische Erfahrung begründet und allgemein verständlich dargestellt von Th. Kirsch, Oberst z. D., 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Breslau, Maruschke & Berendt.

Bei dem bedeutenden Einfluß, welchen die Witterungsverhältnisse anf das Leben und Treiben, das Wohl und Wehe der Gesammtheit sowohl wie des Einzelnen üben, und der für gewisse Berufe von besonders einschneidender Bedeutung ist, dürfte man für die Wissenschaft, welche sich mit den das Wetter erzeugenden Factoren beschäftigt, ein allgemeineres und regeres Interesse voraussetzen, als thatsächlich vorhanden ist. Freilich ist die Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit des großen Publicums gegenüber der Meteorologie durch die theils wirklichen, theils scheinbaren Mißerfolge erklärbar, welche die Versuche zu ihrer praktischen Nutzbarmachung hatten. So haben die bis zum Jahre 1884 erfolgten täglichen Witterungsberichte der deutschen Seewarte in Hamburg, da sie vielfach nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten, gerade dazu beigetragen, Zweifel und Mißtrauen und in Folge dessen Theilnahmlosigkeit gegen die Meteorologie zu erzeugen. Man vergaß eben, daß die von der Seewarte gegebenen Prognosen nicht allgemeine und absolute Giltigkeit haben konnten und beanspruchten, sondern daß dieselben überall durch die localen Verhältnisse corrigirt werden mußten. „Jeder muß sein eigener Wetterprophet sein," wie Prof. Börnstein gesagt hat, und das vorliegende Büchlein von Th. Kirsch giebt in der denkbar klarsten und anregendsten Weise die Anleitung dazu. Er behandelt zunächst die Wettervorherbestimmung auf Grund der barometrischen Depressionen und erörtert dann eingehend die locale Wetter-Vorherbestimmung; die für diese Aufgabe erforderlichen Instrumente: Barometer, Thermometer, Hygrometer, Psychrometer, Spectroskop werden nach Zusammensetzung, Zweck und Handhabung einfach, verständlich und anschaulich beschrieben, und auch die Hilfsmittel, welche die Wolkenformationen, das

Verhalten der Thiere und Pflanzen, das Aussehen des Himmels u. A. bieten, werden — unter Zurückweisung irriger Meinungen — entsprechend berücksichtigt.

Zum Schluß giebt der Verfasser eine Anweisung zur Aufstellung der Prognose und ein von ihm als zweckmäßig erprobtes Schema zum Wetterjournal.

Die Schrift, die, abgesehen von der vortrefflichen lichtvollen und allgemeinverständlichen Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen der Meteorologie, durch die Berücksichtigung eigener langjähriger praktischer Erfahrungen des Verfassers selbstständigen Werth besitzt, ist in vollem Maß geeignet, ihren Zweck zu erfüllen: der Meteorologie neue Freunde zu gewinnen, das große Publicum zum eigenen Beobachten und Forschen anzuregen und dadurch zugleich der Wissenschaft — die ja auf anderen Gebieten durch Mitarbeit der Laien nicht zu unterschätzende Förderung erfahren — einen Dienst zu leisten. — l —

Kunst und Zeichnen an der Mittelschule. I. Das erste Jahr des Zeichenunterrichts. Einführung in die Geschichte der Künste von Karl Reichhold, kgl. Reallehrer an der Ludwigschule zu München. Mit 10 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Georg Siemens.

Das Schriftchen enthält einen brauchbaren Gedanken: Der Ausgangspunkt des Zeichenunterrichts muß sich naturgemäß mit den Anfängen der Kunst decken, denn die Formen der letzteren sind nicht etwa von heut oder gestern, sondern gehen in der Entwicklung auf die Anfänge aller Cultur zurück. Der Verfasser will also, daß als Vorlagen für den ersten Zeichenunterricht jene einfachsten Formen von Ornamenten, Gefäßen und Werkzeugen dienen, welche in der Kunst der Naturvölker, der Steinzeit, in den mykenischen Funden, der Kunst der Aegypter, Assyrer, Griechen u. s. w. vorkommen. Er will ferner, wenn ich ihn recht verstanden habe, daß mit der Nachbildung dieser Formen eine kurze mündliche Erläuterung ihrer Herstellung im Vergleich mit solchen aus anderem Material und anderen Zeiten verbunden werde, sowie auch eine Anleitung zur klaren Formbeschreibung der vorgelegten Motive. Diese Gedanken wären einer weiteren Ausführung namentlich hinsichtlich ihrer praktischen Bethätigung werth gewesen. Der Verfasser spricht sich aber am Anfang und Ende seines Schriftchens klar über das aus, was er eigentlich will, und giebt im Uebrigen einen aus den bekannten Werken geschöpften Auszug aus der ältesten Geschichte des Ornaments und der Formmotive, den er sich wohl als Anleitung für den Zeichenlehrer denkt. Er protestirt ausdrücklich dagegen, daß ihm die Absicht einer Verleitung zu kunstgeschichtlichen Vorträgen, die für Schüler der unteren Abtheilungen in jeder Hinsicht zwecklos wären, untergeschoben werde. Aber es scheint mir, daß auch seine „Einführung" dem Lehrer des Zeichnens nicht viel nützen wird, da er ihm vollständig überläßt, daraus „in einer dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechenden Weise" am geeigneten Ort diesem das Nöthige mitzutheilen. Die größte Schwierigkeit, nämlich die Frage, wie die Verbindung von praktischer Uebung im Nachbilden der Formen und deren Erklärung zu finden sei, läßt er also vollkommen unberührt; ihre Lösung hätte nur durch Darlegung eines wirklich methodisch durchgearbeiteten Lehrgangs — den man in der That für ausführbar und erwägenswerth halten möchte — gefördert werden können, nicht aber durch bloße Aphorismen und billige Excerptenarbeit.

M. S.

Der neue Don Quixote. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson.

Einen neuen Don Quixote nennt Arthur Zapp einen jungen Schwärmer, der voller Mitleid für die Nothleidenden und in harter Arbeit Kämpfenden sich an den socialistischen Ideen berauscht und es versucht, als er unerwartet und unvorbereitet in den Besitz eines großen Fabrikbetriebes gelangt, im Bereiche seiner Machtsphäre die socialistischen Lehren in die Praxis zu übertragen. Die Wirkung, die er erzielt, nachdem er unter seinen Arbeitern einen socialistischen Zukunftsstaat errichtet hat, ist eine seinen Hoffnungen durchaus widersprechende; er selbst erntet nicht den erwarteten Dank, sondern Spott und Hohn, und statt zum Glücke seiner Arbeiter beizutragen, herrscht unter diesen nur Mißgunst, Unzufriedenheit und Verschwendungssucht. Durch traurige Erfahrungen belehrt, läßt sich der junge Fabrikherr überzeugen, daß man nur auf dem Wege langsamer Entwickelung zu so idealen Zuständen gelangen kann, und daß die Menschen zur Freiheit erst erzogen werden müssen.

Mit der, in den Tagen seiner Enttäuschungen gewonnenen Lebensgefährtin versucht er es, auf dem geordneten Wege

der gegenwärtigen Gesetzgebung die Lage seiner Arbeiter zu verbessern, diesmal mit dem besten Erfolg. mz.

Robespierre. Ein modernes Epos von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Bisher wurde als Beweis für die Inferiorität des Weibes auf geistigem Gebiete die Thatsache angeführt, daß noch keine Dichterin ein großes Epos geschrieben habe. Dieser Beweis wird von M. E. delle Grazie durch ihre umfang- und inhaltreiche Dichtung „Robespierre" glänzend widerlegt. Schon ihre in demselben Verlage erschienenen „Italischen Vignetten" zeugten von ungewöhnlicher Gestaltungskraft und eigenartig moderner Auffassung historischer Momente. Dieselben Vorzüge treten in dem vorliegenden Epos noch klarer zu Tage. Welch schwere Aufgabe stellt sich die Dichterin! Sie will nicht nur das Werden, Wachsen, Wüthen und Wirken der großen französischen Revolution in Thaten anschaulich schildern, sie will auch die geistige Atmosphäre jener Epoche treu wiedergeben. Selbst wenn die Ausführung weniger geglückt wäre, verdiente solch kühnes Wagniß Anerkennung. In zwei starken Bänden, die vierundzwanzig in fünffüßigen Jamben geschriebene Gesänge enthalten, führt sie ohne Ermüdung ihr Werk zu Ende, indem sie den gigantischen geschichtlichen Stoff ebenso geschickt eintheilt als künstlerisch bemeistert. Man weiß nicht, soll man das reiche historische und philosophische Wissen oder die lebendige Darstellungsgabe der Dichterin mehr bewundern. Wie trefflich charakterisirt sie ihre Helden und Heldinnen: Mirabeau, Lafayette, Danton, Robespierre, Saint Just, Marat, Camille Desmoulins, Fouchet, Bonaparte, Maria Antoinette, Charlotte Corday, Thervigne, Madame Roland u. a. Abgesehen von aller Naturalistik und Lebenswahrheit, beruht die tiefe Wirkung der Dichtung hauptsächlich auf der Idealisirung einzelner Ereignisse und Abschnitte. Die Geschichte muß erst wie eine einzelne Landschaft durch die dichterische Darstellung zur Klarheit der Idee erhoben werden. Idealisirung ist hier nicht nur eine zur Verschönerung des Gegenstandes beitragende Erhebung, sondern vielmehr eine Herausarbeitung und Potenzirung des im Stoffe lebenden Gedankens. Wer jene gewaltige Zeit verstehen will, lese dieses Buch. Er wird daraus mehr Belehrung schöpfen, als aus dem besten Geschichtswerk.

N.

Die Odyssee in deutschen Stanzen. Für das deutsche Volk bearbeitet von Theodor Dann. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Der Verfasser theilt mit, daß er die ihm durch Schwäche der Augen aufgenöthigten Mußestunden von 9 Jahren auf die vorliegende Uebersetzung verwandt habe. So lange es sich dabei nur um die private Beschäftigung eines Patienten handelte, konnte natürlich Niemand — außer etwa dem Augenarzte — Etwas dagegen haben. Wenn der Verfasser aber diese Uebersetzung drucken läßt und sie in einem bei aller scheinbaren Bescheidenheit doch recht anspruchsvollen Vorworte „für das deutsche Volk" bestimmt, so muß er sich auch Kritik gefallen lassen; und diese kann bei Jedem, der mit Homer und mit der deutschen Dichtersprache einigermaßen bekannt ist, nur eine ganz abfällige sein. Die Versform der Stanze, die der Uebersetzer gewählt hat, ist zwar in Deutschland bekanntlich viel später eingeführt als der Hexameter, und recht volksthümlich ist sie überhaupt nie geworden; doch fehlt es auch nicht an Dichtern, die sie musterhaft angewandt haben und an denen auch Herr Dann seinen Geschmack hätte bilden können. Er hat dies aber gar nicht versucht, oder wenigstens nicht mit Erfolg. Seine Stanzen sind voll von Flickworten, von fehlerhaften oder unbedeutenden Reimen, von verrenkten Wortstellungen und prosaischen Wendungen — kurz durchaus stümperhaft. Am allerwenigsten haben sie von der poetischen Würde Schiller's, auf dessen Aeneisbearbeitung sich Herr Dann zu berufen wagt. Es kann nicht anders sein, als daß eine Odyssee in diesem Gewande nur einen abstoßenden, für den kundigen Leser stellenweise komisch wirkenden Eindruck macht: Wenn der Uebersetzer selbst noch zu belehren wäre, so möchte man ihm für weitere Mußestunden die trefflichen Erörterungen zum Studium empfehlen, welche einst G. A. Bürger über seine verschiedenen Versuche der Homerübersetzung geschrieben hat. dr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, Lothar, Der gute Geschmack. Aesthetische Essays. Mit 129 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Alexander, P., Erdenglück. Märchendrama in 4 Acten. Hamburg, Jürgensen & Becker.

Bauer, M., Unter Rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim. Jubiläums-Erinnerungen an Kriegsfahrten 1870—71. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Beneke, Louis, Lawn Tennis. Anleitung u. Beschreibung. 3. verm. und verbesserte Aufl. Dresden, H. Henkler's Verlag.

Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks. Für Schule und Haus herausgeg. und bearb. von Dr. Otto Lyon. Mit e. Bildn. Bismarcks. Leipzig, B. G. Teubner.

Bormann, Edwin, Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstbekenntnisse des Dichter-Gelehrten. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.

— G., Bande des Bluts. Berlin, Gebr. Paetel.

Carus, Paul, The gospel of Buddha. According to old records. Second edition. Chicago, The Open Court Publishing Company.

Dumas, A., Die drei Musketiere. Mit Illustr. von M. Leloir. Lieferung 11—18. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Eckstein, E., Nora. Novelle. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Ensian, H. v., Clericale Umstürzler. Eine Studie zur Gesch. der ultramontanen „Volkspartei" in Ungarn. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ernst, Otto, Narrenfest. Satiren und Burlesken. Hamburg, C. Kloss.

— Die grösste Sünde. Drama in 5 Acten. Hamburg, C. Kloss.

Ewert, Ernst, Todes-Dämmerung. Danzig, Th. Bertling.

— Silberliebe. Danzig, Th. Bertling.

Fastenrath, Johannes, Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centennarfeier der Entdeckung Amerikas. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Gerhard, Hans Ferdinand, Medea. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. Neuhaldensleben, C. A. Eyrand.

Gerschmann, Hans, Russische Lyrik in den Versmassen der Originale übertragen. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Hartleben's, A., Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Königsbrunn-Schaup, Die Bogumilen. Roman aus Neu-Oesterreich. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Krafft-Ebing, R. Freiherr v., Der Contrarsexuale vor dem Strafrichter. Eine Denkschrift. Leipzig und Wien, Fr. Deuticke.

Krause, O., Rabbi Jesua. Historisches Trauerspiel. Zweite Auflage. Budapest, L. Kokai. Leipzig, Franz Wagner.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. v. Karl Schneidt. II. Jahrg. No. 27, 28, 29, 30. Berlin, H. Storm.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Aufl. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text u. auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Achter Band. Grosskreuz bis Hübbe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1895.

Napoleon I. in Bild und Wort. Von Armand Dayot. I. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein, mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen u. Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern u. Stechern. Lieferung 1. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Nationaldemokratie. Von einem Aristokraten. 1.—5. Tausend. Berlin, N. Kracht.

Nestori, Hermann, Wan-li-tschang-tschöng (Die chinesische Mauer), ein Beitrag zur Frauenfrage. Wolfenbüttel, Hesse & Becker.

Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein. Herausgeb. von H. Berniger. Commissions-Verlag, Deutscher Verlag (G. m. b. H.), Berlin.

Ohnet, Georges, La Dame en gris. Quatorzième édition. Paris, Paul Ollendorff.

Polenz, Wilhelm v., Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern. Berlin, F. Fontane & Co.

Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. No. 7, 8. Königsberg, Braun & Weber.

Riotor, Léon, Les Raisons de Pascalin. 9—11. Paris, Edition du Mercure de France.

Rody, Dr. H., Die moderne Litteratur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte. Randglossen zur Umsturzvorlage. Mainz, Fr. Kirchheim.

Schultz, Dr. Alwin, Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Mit Illustr. Lieferung 3. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh. Separat-Conto.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. 1. Lief. Wien, A. Hartleben.

Spielhagen, Friedrich, Susi. Eine Hofgeschichte. Zwei Bände. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. XI. Jahrg. Band 17, 18.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Wychgram, Dr. J., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. Mit Illustr. Liefrg. 9—12. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zange, Prof. Dr., Realgymnasium u. Gymnasium gegenüber den grossen Aufgaben der Gegenwart. Festrede. Gotha, G. Schloessmann.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre etc. Jahrg. III. Februar—März 1895. Berlin, H. Brieger.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte verm. Auflage. Gotha, Gustav Schloessmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und SÃ¼d.
(Lille deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul tindau.
Dreiundsiebzigster Vand.

Vr eFlau
schlesische Vuchdruckeiei, KunstÂ» und verlagS'Anstolt
v. 2. 3chottlaender.
v^

Inhalt des 73. Bandes.

April. - Mai. — Muni.

Inhalt de» ?5. Vandes,

Mit den Portrait? von:
Feldmarschall Graf von Vlumenthal, radirt von Johann lindner in
München; Heymann Zteinthal und Franz Ltuck, radirt von Wilhelm Rohr
in München,

MZU-

April <8Y5.

Inhalt.

,N«l» »n» S»l>' «schein! am Anfang jede» M»n»»» in heften mi! je »in», llunflbeilag»,
—— pi»i» pro az»«K»! ll Heft«) i Moel. ——
All« Vnchbandlnngen nnt» Pastanstalten n»hm«n i»d»iz»i! V»ß«llnng«n »».
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Ward und Süd" b«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens z,
richten an die
Redaction von „Bord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. 1.^, 1.3, ^5.

Aeilage zu diesem hefte
»tllag«-«nfiall »«« V»r«in« für sl«i«» «chrifithum in Serlin, (Süt» VeU»g»>

Mimen.

Moderne Zwiegespräche nach altgriechischer Art.

von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

I.

Frauenftreit.

Schauplatz: Athen, Hotel Grande Bretagne.

Hie Amerikanerin: Also?

Die Deutsche: Sie wollten sich hier diese Sachen ansehen.

Die Amerikanerin: Nein, das wollte ich nicht.

Die Deutsche: Aber Sie kamen doch deshalb mit mir?

Die Amerikanerin: Deshalb? Denken Sie wirklich, daß es mich interessiren konnte, welches Paar rother Inchtenpantoffeln mit schwarzem Wollball auf der Spitze Sie im Nazar in der Neolusstraße sich anschwatzen ließen?

Die Deutsche: Freilich, sie sehen sich alle recht ähnlich. Diese kleinen nur schienen mir so ganz besonders . . .

Die Amerikanerin: Wollen Sie für mich allein hier Komödie spielen?

Die Deutsche: Wie meinen Sie das?

Die Amerikanerin: Als Sie mib eben unten beim Kaffee,baten, mir Ihre Einkaufe auf Ihrem Zimmer zeigen zu dürfen, da sagte ich: Nein, lieber nicht. Sie aber sahen mich mit einem Vlick an, daß ich unwillwillkürlich aufstand und mit Ihnen hier heranfkam, ohne weiter zu fragen. Daß Sie etwas Anderes noch von mir begehrten, als mein Urtheil über die griechischen Schnurrpfeifereien da, die zuni größten Theil höchst wahrscheinlich in Paris oder in Berlin fabricirt sind, wie, leugnen Sie das?

Die Deutsche: Oh nein, es ist so.

Die Amerikanerin: ^V«I1, Sie gestehen es doch mindestens! Und
so frage ich abermals: Also? Was wollen Sie von mir?
Die Deutsche: Ich — nun — ich dachte —
Die Amerikanerin: Liebe junge Frau, ich bin ziemlich ungeduldig
von Natur. Ich kann nicht warten, bis Sie Ihre langsamen deutschen Ge-
danken in ebenso langsame höfliche Worte umgesetzt und Ihre Schüchternheit
so weit bemeistert haben, um sich mir verständlich zu machen. Meine
Sprache, obwohl sie gerade so gut deutsch klingt, wird von einem etwas
rascheren inneren Uhrwerk in Gang gebracht. Daher ist's besser, Sie lassen
mich das Nöthige fragen, dann wissen mir eher alle Beide, woran wir sind.
Oder hätten Sie vorhin gar nicht so dringend gewünscht, mir hier Etwas
mitzutheilen, nur mich dort — forthaben wollen?
Die Deutfche: Nein, nein, das nicht.
Die Amerikanerin: Sie wollten mich sprechen? Lassen Sie doch die
Schnur da an dem gelben Tabaksbeutel. Es macht Einen nervös, wenn
man Ernstes zu verhandeln hat, und dann der Andere mit solchen Kindereien
sich abgiebt. Uebrigens, ich vergesse es, Sie sind noch sehr jung. Und
ich bin wohl zu leicht geneigt. Anderen meine eigenen Gedanken unterzu-
schieben. Wenn Sie vielleicht einen Rath von mir wünschten, in Betreff
Ihrer morgigen Toilette zur deutschen Soiree bei Ihrem Gesandten? oder
handelt es sich um ein Geschenk für Ihren Mann?
Die Deutsche: Sie wissen ganz gut, daß es das nicht ist.
Die Amerikanerin: Das also nicht. Sehen Sie, wir kommen so
mit Fragen und Verneinungen wie bei einem Eurer ehrbaren Gesellschaftsspiele
dem Kern der Sache doch nach und nach näher. Könnten Sie mir nicht ohne
viele Umschweife jetzt gleich sagen, was es denn ist, was Sie von mir wollen?
Die Deutsche: Sie wissen auch das.
Die Amerikanerin: So? Meinen Sie? Es könnte schon sein.
Die Deutsche: Und ich hatte vielmehr erwartet, daß Sie mir . . .
Die Amerikanerin: Ich Ihnen Etwas zu sagen hätte? Was denn?
Liebe Kleine, wir Amerikanerinnen pflegen unser Thun und Lassen mit
unserem eigenen Gewissen recht gründlich vorher zu überlegen. Nachher,
wenn wir Etwas gethan oder — unterlassen haben, holen wir uns nicht
gern von Anderen Absolution. Und ich, obwohl ich meine Erziehung in
Deutschland erhielt und bis vor kaum 2 Jahren dort lebte, ich bin in
diesem Punkt durchaus meiner Nationalität treu geblieben. Ich werde mit
nur selbst ganz gut fertig.
Die Deutfche: Das merkt man.
Die Amerikanerin: Sie tadeln mich wohl deshalb?
Die Deutfche: Oh nein, ich wollte nicht . . .
Die Amerikanerin: Sie sollten lieber mir dafür danken, daß ich fo
bw, gerade Sie. Denn wenn ich damals vor zwei Jahren in Berlin ihm
nicht nein gefügt hätte . . .

Mimen, 2
Die Deutsche: Ja, hätten Sie nur das „Nein" auch geineint!
Die Amerikanerin: Das wäre viel einfacher gewesen, denken Sie?
Freilich. Wenn nur auch die Menschen so einfach wären! Sie, meine Verehrte,
Sie sind's vielleicht. Aber ich nicht und er nicht — er schon ganz gewiß
nicht. Warum begehrte er mich denn damals, als er Sie bereits kannte?
Er erzählte mir immer wieder von dem traulichen Heim Ihrer Eltern: so echt
deutsch — der Professor ein ernster Gelehrter, die Mutter eine so treffliche
Hausfrau und die Tochter fo bescheiden, so kindlich ergeben und so fleißig!
Und dann, als ich Sie sah, das eine Mal, da er mich zu Ihnen brachte,
Sie saßen am Fenster mit einem netten weißen Schürzchen, vor sich einen
Korb mit Leinenzeug, das Sie durchsahen oder stopften, glaube ich. So
genau weiß ich's nicht. Ich weih nur, daß es mir die Kehle zuschnürte.
So kann ich nie werden, sagte ich mir, wenn das sein höchstes Ideal ist,
das verwirkliche ich ihn: nimmer. Und als er dann doch, es war noch an
demselben Abend, mich abermals bat, da gab ich zur Antwort: Ich reise
morgen nach Haus, lieber Freund, überlegen Sie es sich auch. Ich glaube
kaum, daß ich für Sie tauge, so wie ich nun einmal bin, Amerikanerin und
gewohnt, mir lieber neue Wäsche zu kaufen, als mühsam alte auszuflicken.
Die Deutsche: Ja, so sprachen Sie.
Die Amerikanerin: Er hat es Ihnen erzählt?
Die Deutsche: Gewiß.
Die Amerikanerin: Wirklich? Es ist doch gut, daß ich das weiß.
Er hat es Ihnen erzählt. — Und wann denn?
Die Deutsche: Damals gleich, ein paar Tage später, als ich ihn fragte,
weshalb Sie nicht wiedergekommen wären, Sie wären nach Amerika zurück
für immer, sagte er. Mama schüttelte noch den Kopf dazu und meinte, für
immer wär's doch wohl schwerlich. Denn das sähe man Ihnen an, daß
Sie Beide einander — daß Sie ein Brautpaar werden würden.
Die Amerikanerin: So, Ihre würdige Frau Mama war also
auch dabei?
Die Deutsche: Ich bin nie allein mit ihm geblieben, bis ich seine
Frau ward.
Die Amerikanerin: Nichtig, Sie sind ja ein deutsches Mädchen.
Ich vergesse es immer, wie anders das ist.
Die Deutsche: Und er sprach mehr mit ihr, als mit mir. Ich hätte
gar nicht gewagt zu denken, daß er für mich ... Ich war doch solch' ein
Kind . . . Und er —
Die Amerikanerin: Und er — ist er! Ja, daß er sich mit solchem
Kinde begnügen könnte, das dachte Niemand.
Die Deutsche: Oh — Sie irren sich doch wohl.
Die Amerikanerin: Irren! worin?
Die Deutsche: Daß Sie meinen, er begnügt sich. Ich bin anders
als Sie, das ist gewiß. Nicht ball» so klug, nicht halb so gelehrt, auch nicht

so schön. Er freilich, er sagte oft . . . Aber ich weiß doch, wenn man
Sie sieht und mich daneben, so ist's, als wenn Sie eine Fürstin wären
und ich nur ein armes Bettelmädchen. —
Die Amerikanerin: Haben Sie den Vergleich auch von ihm?
Die Deutsche: Ja.
Die Amerikanerin: Er klang mir so. Früher . . . Aber das ist
jetzt einerlei. Also er findet, obgleich Sie wie ein Vettelkind schienen? . . .
Die Deutsche: Ja. Trotzdem wüßte er ganz genau, daß ich sein
Glück sei, weil ich mich besser in ihn zu schicken, mein Selbst zu vergessen,
besser ihn zu lieben verstehen würde, weit besser als Sie!
Die Amerikanerin: So, sagte er das?
Die Deutsche: Er sagte es bei unserer Verlobung.
Die Amerikanerin: Mich wundert trotz alldem, daß Ihre vorsichtigen,
edlen Eltern die Sache erlaubten. Denn wenn er auch eine recht gute
Partie ist und auf dem Weg, wie es scheint, zur Berühmtheit, daß er
notorisch ein paar Monate früher nahe daran war, mit einer Andern, mit
mir . . . Oder kümmert das deutsche Mütter nicht, wie vorher ihr künftiger
Schwiegersohn gesinnt war? kommt es ihnen einzig darauf an, die Tochter
an den Mann zu bringen?
Die Deutsche: Sie dürfen von meiner Mama nicht so reden. Sie
hätte mich Keinen heirathen lassen, zu dem sie nicht wirklich Zutrauen hatte.
Sie meinte aber, er wäre wie die meisten Männer, wie mein Papa, die
geistreiche, schone Damen bewundern, aber dann für sich, für ihr Haus eine
Hausfrau brauchten, um sich recht behaglich fühlen, sich ausruhen zu können.
Die Amerikanerin: Höchst praktischer Standpunkt. Und da nennt
man immer die Deutschen so ideal im Eontrast zu uns! Ihre vortreffliche
Mama fand alfo gerade Sie zur Hausfrau eines Schriftstellers so passend?
Die Deutsche: Sie hoffte wenigstens, daß ich ihn, daß er mich . ..
Ja, daß mir glücklich werden könnten. Und wir waren es auch. Bis vor
einer Woche. Noch als wir ankamen und er so tief Athen, holte: Griechische
Luft! und mit Dir, mein kleines Weib! — ich war so stolz, ich war so
froh! — Wer mir da gesagt hätte — nein, ich hätt's nicht geglaubt, daß
es anders werden könnte. Er gab mir den Ann, und wir gingen schlendernd
durch die Stadt. Er blieb immer wieder stehen: Das ist das, sieh Dir's
nur an, es ist berühmt. Du weißt davon schwerlich, aber das macht Nichts.
Du wirst es Alles noch bei mir lernen und ich mit Dir. Und dann stiegen
wir die Höhe zur Atrovolis hinauf. Unter dem Thor der Propyläen hielt
er mich zurück. Hier durch zu gehen, heiligt mehr als Priestersegen, sagte
er und küßte mich. Mir war so feierlich zu Muth drinnen auf den» stillen
Grasboden, auf dem die Tempel stehen. Wir gingen zum Parthenon,
langsam hindurch zwischen den hohen, stolzen Säulen. Er erklärte mir
Alles. Und ich suchte ihn zu verstehen, so gut ich's vermag. Aber da —
daß ich es selbst war, die ihn darauf aufmerksam machte, ich werde es

mir nie verzeihen, im Leben nicht! — da hörte ich lachen. Sieh doch,
drüben beim Erechtheion sind so viel Fremde, sagte ich. Ich glaube, sie
lassen sich photographiren zwischen den alten Tempeltrümmern. Wie lustig
das aussieht! Und die Eine im rothen Kleid mit den feuerrothen Haaren,
die Schlanke, die da ganz hoch oben auf der Brüstung an die Karyatide
gelehnt steht! Er hatte meinen Arm losgelassen, beim ersten Wort
gleich. — Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor, sprach ich achtlos weiter,
ich weiß gar nicht recht, sie sieht so aus wie ... Da war er schon von
mir fort und hastig über den Rasen hinübergeeilt. Wer hätte denn auch
denken können, daß Sie in Europa . . .
Die Amerikanerin: Aha, nun kommt's. Auf einem ziemlich weiten
Umweg, aber das fchadet Nichts, mir gelangen doch allmählich dahin, wo
ich Sie gleich anfangs haben wollte. Nämlich dahin, daß Sie mir sagen,
weshalb ich meine Cigarette fortlegen, den guten türkischen Kaffee, der zum
Trinken noch zu heiß war, unberührt stehen und das interessante Gespräch
der Herren unten verlassen mußte, um hier oben auf ihrem Zimmer die
atheniensischen Mitbringegeschenke für Ihre Schulfreundinnen zu sehen. Nuu
also, zum dritten und letzten Mal also: was wollen Sie von mir?
Die Deutsche: Sie wissen es ja.
Die Amerikanerin: Daß ich nie mehr nach Europa reisen sollte, be-
gehren Sie das? Ich mar nicht in Berlin die zwei Jahre, wollte erst etwas
Zeit verstreichen lassen. Gleichviel für wen. Genug, ich war nicht dort
und hatte bisher auch nicht die Absicht, hinzugehen. Aber weshalb mir nun
der ganze Eontinent gleicherweise wbou sein sollte, wie die Südseeinsulaner
sagen, das sehe ich nicht ein. Ich habe mir Nichts vorzuwerfen, noch
brauche ich ein Wiedersehen mit irgend Jemandem zu scheuen. Ich nicht.
— Als meine Freunde mich baten, auf ihrer Jacht die Reife nach Griechen-
land und Klein-Asien mitzumache», da schlug ich gleich ein. Und hätte ich
gewußt, was ich doch nicht wissen konnte . . .
Die Deutsche: Nein, da konnten Sie's noch nicht wissen. Aber dann,
hier? Die deutschen Gelehrten haben Ihnen Nichts davon erzählt, daß er,
daß mein Mann in Athen erwartet wurde?
Die Amerikanerin: Wohl, sie haben es mir berichtet. Aber was
folgt daraus?
Die Deutfche: Daß — Nun, ich dachte
Die Amerikanerin: Ich hätte meinen Reisegenossen erklären sollen,
den jungen Herrn mag ich nicht treffen, — ich will fort? Wozu? für
wen? Der Herr Doctor wählte Sie und nicht mich. Der ist also zufrieden
und glücklich, bedarf keiner Schonung. Und — ich? Liebe junge, deutfche
Frau Doctor, ich sagte es Ihnen, ich werde mit mir selber fertig.
Die Deutsche: O Sie, ich dachte gar nicht an Sie.
Die Amerikanerin: Sie sind wirklich rührend aufrichtig. Ich will
es auch sein. Sie wünschen mich also bei Seite zu schaffen, um Ihrer eigenen

Ruhe willen? Nun denn, mögen Sie es nur hören, an Ihnen, Kind,
an Ihrem Glück, ist mir — verzeihen Sie, daß ich es sage, — soviel nicht
gelegen, um darum alle Neisepläne, meine wie die meiner Freunde, umzu-
stoßen.
Die Deutsche: Das weih ich.
Die Amerikanerin: Nun gut, so wären wir fertig. Kommen
Sie, gehen wir wieder hinunter.
Die Deutsche: Miß Edith!
Die Amerikanerin: Was nun noch?
Die Deutsche: Miß Edith, es ist ja von mir nicht die Rede.
Die Amerikanerin: Von wem denn?
Die Deutsche: Von — von ihm! Wie hätte ich es wagen sollen, Sie
zu bitten, daß Sie für mich . . . Aber für ihn! Miß Edith, Sie haben
ihn doch geliebt.
Die Amerikanerin: Habe ich?
Die Deutsche: Und deshalb, und wenn Sie jetzt ihn auch hassen —
bei dem, was einst war . . .
Die Amerikanerin: Kind, Sie nehmen die ganze Sache viel zu
tragisch. Er ist Ihr Manu und damit basta. Behalten Sie ihn —
Die Deutsche: Ja, wenn Sie — das heißt . . .
Die Amerikanerin: Sie meinen, ihn nur sich erhalten zu können,
wenn ich — verdufte . . . Sagt man nicht so? Kölnische kleine Frau, und
das spricht sie mir so in's Gesicht aus, ganz ruhig, ohne Stolz. Wenn
er mein Mann war' und ich dächte, eine Andere wollte — ah bah! es war'
eben undenkbar. Aber beruhigen Sie sich. Ich will ihn gar nicht Ihnen
nehmen. Und wenn es Ihnen specielles Plaisir macht, so sage ich unten,
wir hätten uns gezankt, und ich zöge es vor, fortzureisen. Es geschieht
wohl, daß zwei Frauen in Streit gerachen, besonders über einen Mann.
Die Deutsche: Miß Edith!
Die Amerikanerin: Nun?
Die Deutsche: Sie sagten vorhin, ich solle nicht Komödie spielen.
Die Amerikanerin: Nun?
Die Deutsche: Thun Sie es auch nicht. Bitte, nicht!
Die Amerikanerin: Was soll ich denn? Wenn ich Ihnen nun im
Ernst mein Wort geben wollte, fortzugehen, — obwohl ich keinen Grund
dafür weiß, — genügt Ihnen das? Oder auch nicht?
Die Deutsche: Oh, wenn Sie so höhnisch kalt zu mir sprechen, dann
weiß ich Nichts mehr.
Die Amerikanerin: Soll ich Sie bitten — lieber Schatz, liebe
kleine, süße Freundin, schließ mir Dein Herz auf, fag', was Dil fürchtest. .
So mag er wohl reden!
Die Deutsche: Nein, er spricht nicht so, jetzt nicht mehr. Gestern
auf der Fahrt zum Phaleron, den ganzen Weg saß er neben mir im Wagen

und sagte kein Wort. Und draußen am Meer, da ging er über den
blendenden Strand so nah an's Wasser, so nah, daß die Wellen ihm die
Füße bespülten. Er stand und starrte in die Fluth, endlos lang. Dann
plötzlich wendete er den Kopf um nach allen Seiten, als wollte er spähen,
ob Niemand ihn bemerken konnte. Da sah er mich und meine Angst.
Komm, Kind, sagte er. Und das war Alles. Wir fuhren zurück in
demselben drückenden Schweigen. Bei Tisch, freilich, da war er der
Lustigste von Allen, so geistreich, so sprühend von Einfallen, ich sah es,
auch Sie ließen sich von ihm bezaubern. Aber doch, wenn Sie ihn kennen,
so wie ich, so müssen Sie's dennoch gesehen haben. Miß Edith, er leidet!
Er vergeht in Reue und Schmerzen. Er wird daran sterben, wenn Sie
ihn nicht retten vor sich selber.
Die Amerikanerin: Ich! Ist mir solche Macht denn gegeben? Und
wenn sie's auch wäre — ich habe ihn nicht unglücklich gemacht, ich nicht
ihn. Liebte er mich — er durfte nur sich auf's Dampfschiff sehen und
mir folgen, ja, nur nur schreiben, . . . aber er liebte mich nicht, wie sich's
zeigte, da er Sie zun: Weibe nahm. —
Die Deutsche: O, Sie sagten selbst es vorhin: er ist nicht einfach.
Es wird niir schwer. Alles zu begreifen, noch schwerer, viel, es laut zu sagen.
Aber, — da Sie es verlangen — ich will's versuchen. — Er liebte Sie,
und Sie schienen ihm kühl und wiesen ihn ab. Denn so verstand er's.
Er ist doch ein Deutscher und denkt, ein Mädchen . . .
Die Amerikanerin: Müßte so glücklich sein, wenn ein Mann, so ein
Herr der Schöpfung sich überhaupt nur zu ihr herabläßt, sie zu fragen, daß
sie von eigenen Bedenken garnichts mehr weiß, sondern angenblicks ihm an
den Hals fliegt?
Die Deutsche: Und weil er darum sich verschmäht glaubte und ab-
gewiesen mit seiner Liebe, so ... Er nahm mich —
Die Amerikanerin: Und Sie waren's zufrieden.
Die Deutsche: Nein, er that es uicht nur aus Trotz, nicht aus Gleich-
giltigkeit. Ein Mensch hat viele verschiedene Seiten, verschiedene Zeiten.
Die Amerikanerin: Das wissen Sie auch schon? Kind, Sie lernen
ja ersichtlich.
Die Deutsche: Ihr Spott trifft mich nicht. So jung ich war — wenn
das nicht ehrlich gewesen wäre, was er zu jener Zeit für mich fühlte,
ich . . . ich hätte es nicht fo empfunden. Aber ich wußte es, ich empfand es in
meinem Herzen, in all' ineinen Sinnen — es ist wahr — so bei ihm wie
bei mir. Ja, und da sind wir glücklich gewesen, ich und er auch. Auch er,
Sie dürfen es mir glauben, so glücklich, wie es nur immer zwei Menschen,
die sich lieb haben, fein können. Und er schrieb, und die Feder flog ihn»
über die Seiten, und was er dichtete, war schon, nnd was er dachte, war
gut und war sonnig. War — das ist es. Ein Jahr und kann, vier
Monate. Und jetzt ist es aus.

Die Amerikanerin: Was erzählen Sie mir das! So seien Sie
doch glücklich! Und wenn Sie eifersüchtig glauben, daß ich Ihnen im Wege
stünde — Sie täuschen sich, — aber ich werde gehen. Ich sagt' es schon.
Die Deutsche: Ich danke Ihnen, Miß Edith. Aber das wird Nichts
mebr helfen. Für mich — wenn ich ein Jahr und ein Viertel glücklich
war und uun sterben dürfte und könnte denken, ihm wird's zum Heil, ohne
mich findet er ein neues, besseres Glück, — oh, wie gern wollt' ich sterben,
in dieser Stunde. Aber — es nützt Nichts mehr. Seit ich ihn draußen
am Wasser stehen sah, gestern am Mittag, weiß ich Alles. Er liebt mich,
so jung und klein und unbedeutend ich auch bin. Und wenn ich todt wäV,
— er würde bitterlich mich entbehren. Und er liebt Sie, Ihre blendende
Schönheit, Ihren Geist, Ihr stolzes Wesen. Seit er Sie wiedersah, am
Erechtheion, dort hoch oben auf der Brüstung an die Karyatide sich
lehnend, seit Sie ihn begrüßend mit Ihren spöttisch lächelnden Augen und
doch halb zärtlich in alter Freundschaft ihn zu sich winkten, seitdem . . .
Wenn Sie gingen jetzt, ohne Grund, er würde sich zu Tode grämen.
Die Amerikanerin: Danke. Also soll ich wohl bleiben. Wollen wir
als zwei Gräsinnen Gleichen den Herrn Doctor fortan begleiten? Ich helfe
ihm bei seinen Arbeiten, darf die Correcturen lesen und allenfalls an seinen
Verleger und an Kritiker Geschäftsbriefe schreiben. Und Sie, Sie stopfen
ihm die Strümpfe und beforgen die Küche. Hübsches Dreileben. Er war's
wohl zufrieden. Und Sie — ich glaube wahrhaftig, Sie auch!
Die Deutsche: Nein. Das heißt — ich . . .
Die Amerikanerin: Nun denn, und wenn Sie es auch wären —
ich war' es nicht. So mögen Sie's hören, wie ich denke, da Sie's noch nicht
zu ahnen scheinen. Ich sagte ihm nein, weil ich ein Wanken in seiner
Liebe, ein Zögern verspürte, ein spießbürgerliches Ueberlegen. Ganz oder
Nichts, das war immer mein Wahlspruch. Und ich ging fort. Daß er
in der Trennung plötzlich und stark es wissen sollte, wie er mich liebte.
Ich kam nach Haus — und dachte, ein Telegramm vorzufinden, das mich
beschmor, zurückzukehren. Und als kein's da war, meinte ich, er selbst
würde kommen. Und als er dann nicht kam, — ich wartete auf einen
Brief. Wissen Sie, was das heißt, zu warten? Haben Sie's je probirt?
Wenn der Klopfer tönt im Hausflur und man meint, nun, nun muß es
sein. Aber Nichts, ein gleichgiltiges Schreiben von irgend Jemandem.
Er war es nicht. Wie ist es denn möglich! Er ließ mich doch gehen, nur
um mich desto fester zu halten. Er wollte mich doch. Und ich war's,
die um Frist bat. Und ich bin ich. Das schönste Mädchen, sagt man, in
New-Vork. Und eines der reichsten. Und er ein anner deutscher Herr
Doctor, der Bücher schreibt. So und so viele junge Millionäre aus der
Fifth Avenue werben um mich. Und ein englischer Lord und ein spanischer
Duque. Ich brauche den Finger nur auszustrecken, ich, Edith Gwinner,
sie würden einander die Hälse brechen mit Vergnügen, nur um in dem

Wettlauf zu siegen. Er aber verschmäht mich. Weil ich ihn» nicht häuslich
genug bin, nicht Strümpfe stopfe. Glauben Sie, daß ich ihn noch liebte,
wissen Sie es nicht, wie ich ihn hasse? Und so kam ich her. Und so
hört' ich, er käme.
Die Deutsche: Sie blieben. — Um sich an ihm zu rächen.
Die Amerikanerin: Sie dürften es errathen haben.
Die Deutsche: So ist denn Ihr Zweck erreicht, Sie sind gerächt.
Die Amerikanerin: Hm. Meinen Sie?
Die Deutsche: Was wollen Sie noch mehr? Ihn haben Sie wieder-
gewonnen, bezaubert, unglücklich gemacht. Und mich mit ihm. Muß er
sterben, daß Ihr Stolz ganz befriedigt werde? Oder soll er mich ver-
stoßen? verlangen Sie das?
Die Amerikanerin: Und wenn ich's verlangte? war' es zu viel? Mich
verließ er um Ihretwillen. Welches Vorrecht haben Sie an Glück und
Liebe mehr als ich? Daß Sie vor ihm wohl recht wenig Gelegenheit
hatten, von andern Männern sich sagen zu lassen, wie hübsch man Sie
findet? Daß Sie Ihr Haar glatt in Zöpfe stechten, anstatt es zu brennen
oder zu färben? Darin besteht ja, glaube ich. Eure deutfche, vielge-
priesene Tugend! Denn für das Andere, für die Fähigkeit, zu lieben,
einen Mann ganz einzunehmen, zu erfüllen, zu beglücken — darin gestehe
ich Ihnen kein Mehr zu und kein besseres Anrecht. Wie alfo dürfen Sie
es begehren, daß ich Ihnen den Platz räumen follte?
Die Deutsche: Ich — oh. Miß Edith, ich bin seine Frau!
Die Amerikanerin: Ist das ein Grund? Weil ein Herr Pastor den
Segen zufällig über Ihrem Haupt aussprach und nicht über meinem, des-
halb sollen in alle Zukunft wir alle Drei unselig werden, er, Sie und ich?
Und wenn er nun den sehr vernünftigen Entschluß fassen würde, feinem
Herzen zu folgen, und mit mir nach Amerika ginge? So wären zwei
glücklich. Ich bin frei und frage nach Keinem. Er könnte frei fein, —
sobald er's nur wollte. — Eine Scheidung ist von drüben so leicht be-
wirkt! Sie würden anfangs trauern. Aber nachher — man tröstet sich eben!
Die Deutsche: Miß Edith — haben Sie sich getröstet?
Die Amerikanerin: Wer — ich! Was fällt Ihnen ein. Sie denken ..
Die Deutfche: Ich weiß, Sie sind viel zu stolz, es zu sagen. Sie
haben behauptet, daß Sie ihn haßten. Und doch, — würden Sie Einen,
den Sie nicht mehr lieben, würden Sie den einer Anderen abspenstig
machen? Nur zum Zeitvertreib, aus Koketterie? O, ich weiß nicht, ich
kenne Sie wenig. Sie erscheinen mir so fremd, in Ihrer Schönheit,
Kleidung, Allein. Aber . . .
Die Amerikanerin: Nun — Aber? Weshalb zögern Sie? Sprechen
Sie's frei heraus, was Sie denken. Ich habe rothes Haar, dessen Farbe
in's — sagen wir — in's Fabelhafte hinüberspielt. Und ich rauche.
Und ich reise allein, ohne Eltern. — Sein Sie doch aufrichtig, kleine

Deutsche. Gestehen Sie's nur, wie Sie schon von der Schule an
lernten, einem solchen fremdländischen Wesen könne man alles Schlechte
zutrauen — Herzlosigkeit und Verführungskünste und was weiß ich noch.
Die Deutsche: So denke ich nicht.
Die Amerikanerin: Nicht? wirklich?
Die Deutsche: Denn ich weiß ja, Sie sind ganz anders. Er hat Sie
geliebt und liebt Sie jetzt wieder. Und er . . . Wenn Sie nichts
Besseres, Tieferes wären als eine elegante Weltdame, er könnte es nicht.
Weil er Sie fo hochstellt, traue ich Ihnen alles Edelste zu. Ich glaube,
daß Sie über Ihr Ich sich erheben können. Und wenn Sie das thun,
wen» Sie ganz selbstlos es bedenken, was war' für ihn gut, für ihn, den
Sie lieben, — vielleicht besser, als ich es vermag, — wenn Sie fo
nachdenken, werden Sie zu dem Schlüsse kommen: Gewissensruhe. Die
braucht er, um dichten, um leben zu können. Sie kennen ihn doch, wie
er ist: rafch heißentflammt und dann fo stetig, fo treu den Menschen, den
Wenigen, die er sich wählte, fo warm und feinfühlend für ihre Gefühle,
fo . . . Nun, Sie wissen's schon. Ginge ich heute hin und spränge in's
Wasser, dort am Phaleron, ihn frei zu machen, fo würde die Reue ihn
vermchten. Ahnte er, daß Sie litten, um feinetwillen, — er könnte mit mir
nie froh mehr werden. Deshalb, Miß Edith, ich weiß, was ich fordere.
Und ich — ich weiß auch, an Ihrer Stelle vielleicht könnte ich's nicht.
Aber — ich flehe Sie an. Miß Edith, gehen Sie aus seiner Nähe,
nehmen Sie ihn nicht von feiner Pflicht fort, reihen Sie ihm fein Herz
nicht in zwei Stücke. Und oh! Sie finden fchon Wege und Mittel, Sie sind
ja so klug, machen Sie's, daß er mich wieder lieb hat, mich allein, seine Frau.
Die Amerikanerin: So, weiter gar Nichts? Und wenn ich soviel
könnte, was ich noch bezweifele, begreifen Sie denn nicht, daß ich lieber
meine Macht anwenden würde für nieine Zwecke?
Die Deutfche: O Miß Edith!
Die Amerikanerin: Sie glauben wahrhaftig, Sie künnen's erreichen,
daß ich es thue, das, was Sie wünschen?
Die Deutsche: Wenn Sie ihn so lieb haben, wie ich es mir denke —
Die Amerikanerin: Nun, so mögen Sie es denn hören, was Sie mich
zwingen, auszusprechen, was ich fönst keiner Menfchenfeele, ihn: ganz gewiß
nicht, kaum je mir selber eingestanden, was Sie nicht freuen wird, zu
vernehmen. Ob ich ihn lieb habe, fragen Sie mich. Liebhaben! — Nein,
das ist das Wort nicht. Wozu sich verstecken, wozu noch leugnen. Hören
Sie's nur in aller Craßheit, ganz und laut und leidenschaftlich, fo wie
ich's empfinde, — ich . . .
Die Deutfche: Still, um Gotteswillen still!
Die Amerikanerin: Aha, Sie mögen es nicht hören. Aber nun Sie
mich dahin brachten, nun muß ich es einmal mir von der Seele . . .
Die Deutfche: Leiser, oh bitte.

Mimen. ^
Die Amerikanerin: Was haben Sie plötzlich?
Die Deutsche: Er . . . kommen Sie doch fort, von der Thür fort.
Die Amerikanerin: Er?
Die Deutsche: Nebenan. In unserem Schlafzimmer. Hörten Sie
seinen Schritt nicht auf der Treppe? Er kam wohl herauf, um nach uns
zu sehen, weil wir so lange hier oben blieben. Und da . . .
Die Amerikanerin: Und da denken Sie, wenn er mich hörte . . .
Die Deutsche: Er hört Sie. O, leiser! Er ist an der Thür jetzt,
gewiß ja, ich weiß es.
Die Amerikanerin: Mag er doch. Er und Sie und Alle, die's
hören wollen.
Die Deutsche: O, Miß Edith, haben Sie Mitleid!
Die Amerikanerin: Mit wem? Doch mit ihm nicht? Nein, wenn
er hier wäre, würde ich ebenso laut es ihm sagen, was ich Ihnen jetzt ein-
gestehe, daß ich ihm gut bin, sehr, Ihrem Manne. Aber um ihn heimthen
zu mögen — dazu war er mir schon damals zu — nun, zu deutsch. Wir
können Beide, scheint mir, recht froh sein, daß wir uns vorher die Sache
noch überlegten. Wir hätten doch so, wie wir einmal sind, nicht zusammen
getaugt. Und ich — ich war ja immer nur halbfrei. Jetzt bin ich's gar
nicht niehr. Morgen reise ich nach Mnkenae. Fred Lindsay — Sie kennen
ihn, 's ist der gute Junge, der auf der Akropolis uns neulich photographirt
hat — der nimmt die Mauern dort auf und die Stätten der Schliemann-
schen Funde. Nun, und ich muß ihm dabei helfen — wenn ich dem-
nächst . . . Sie müssen wissen, er quält mich längst schon, seit unserer
Kindheit. Sein Vater hat an Eisenbahnbauten ein Vermögen verdient.
Ein sehr nettes Vermögen, sage ich Ihnen, das zu dem meinen erstaunlich
gut paßt. Ich denke auch, wir beiden Menschen werden recht gut zusammen
passen. So, sind Sie zufrieden?
Die Deutsche: Oh, Miß Edith —
Die Amerikanerin: Sie können ganz ruhig jetzt, lauter reden. Die
Gefahr ist vorüber. Hörten Sie die Thür nicht gehen?
Die Deutsche: Ja, eben deshalb. Oh, wie Sie gut sind, daß Sie,
für mich das Alles thun wollen! Denn es ist doch wahr, was Sie sagten,
Sie werden ihn heirathen, gewiß?
Die Amerikanerin: Gewiß. Aber für Sie? Ihre Angst und Liebe
rührt mich. Aber für Sie zur Lügnerin werden an meinem Empfinden, für
Sie mein Leben in Fesseln schlagen auf alle Zukunft — nein, das wäre denn
doch zu viel! Ich sprach so, wie ich es that, weil mich der Gedanke em-
pörte, daß der da drinnen mit anhören sollte, wie Edith Gwinner sich nach
ihm sehnt, sich um ihn härmt — und wenn ich das wahr mache, was ich
gesprochen — und ich mache es wahr, mein Wort darauf — sonst würd'
er es wissen, daß ich jetzt eben gelogen habe — so geschieht es für mich
allein nur. Und nur aus Stolz.

Die Deutsche: Doch auch, weil Sie gut sind. O Miß Edith, wie
soll ich jemals genug Ihnen danken!
Die Amerikanerin: Ah bah, was danken! Wir haben in dieser Stunde
hier einen Kampf miteinander ausgefochten, in dem Sie Siegerin geblieben.
Freuen Sie sich dessen. Und, — was für ehrliche Augen Sie haben, kleine
Frau — mögen Sie die Früchte des Sieges denn genießen, daß Sie's nie
verlernen, so kindlich zu blicken, so furchtlos wie heute! Das wünsche ich
Ihnen. So, und nun basta. Wir müssen hinunter. Sonst denken die
Herren am Ende wirklich, wir seien uns in die Haare gerathen.
Die Deutsche: O Sie! Sie opfern mir Ihr ganzes Leben. Und ich —
Die Amerikanerin: Kein Wort weiter. Geschehenes bereden, schwächt
es ab. Und seine Thaten soll man vorher sich bedenken, nicht nachher be-
dauern. Ich sagte es Ihnen sckon, ich pflege mit mir selbst ganz gut
fertig zu werden. So, kommen Sie jetzt.

II.

Das UlsdeU.

Der Maler: Sie sind also einverstanden?
Das Modell: Ja, Herr.
Der Maler: Auch mit der Bezahlung, will ich hoffen? Eine Drachme,
sagte ich, die Stunde.
Das Modell: Ja, Herr.
Der Maler: Gut. Dann setzen Sie sich. Nein, nicht auf den Stuhl
da. Was fällt Ihnen ein, Mensch! Finden Sie, daß Ihre rothen Beine
und die weihe Fustanella in einen modernen Fauteuil gehören?
Das Modell: Nein, Herr.
Der Maler: Ach so, ich vergaß. Wirklich ... bei Ihrem guten
Deutsch und der würdigen Miene denkt man unwillkürlich mit Seines-
gleichen ... Na aber, nun vorwärts. Da, in der Ecke auf dem Balkon
ist das beste Licht. Ich bleibe hier innerhalb der Thür. So, die weiße
Hauswand giebt einen Hintergrund, der mir paßt. Nein, Sie wollen doch
nicht stehen? Niedergesetzt!
Das Modell: Ja, Herr.
Der Maler: Oder, wenn's zu unbeouem ist auf dem bloßen Stein,
da haben Sie ein Sovhakissen. Und da noch eins. So ein alter Palikare
wird doch nicht verwöhnt sein? Kreuzen Sie nur ruhig die Beine. Wie
ist es, meinen Sie nun, diese Stellung eine Weile bebalten zu können?
Das Modell: Wohl, Herr.
Der Maler: So ist's gut. Nein, ein bischen mehr hierher. So, bitte,
den Kopf geradeaus. So schön. Genirt Sie die Sonne in den Augen?
Das Modell: Nein, Herr.

Der Maler: Desto besser. Mir gefällt's so. Zu all'den bunten Farben
des Anzuges paßt die starke Beleuchtung. — Mir ist nämlich gerade daran
gelegen, die Skizze ganz rasch, ganz plmu »ir . . . ach so, das versteht
er wieder nicht. Na, Alter, seid Ihr so bequemer?
Das Modell: Ja, Herr.
Der Maler: Schon recht. Wissen Sie, Bester, mit der Zeit, wenn ich
mit der ersten Anlage fertig bin, konnten Sie auch gelegentlich mal was
Anderes sagen, als: ja, Herr, und nein, Herr. Es wird das monoton all-
mählich und — Kopf mehr nach rechts, fo — und konnte gar einschläfernd
wirken.
Das Modell: Zu Befehl, Herr, sobald Sie es wünschen.
Der Maler: Halt, halt, jetzt noch nicht, ich sagte ja später. Um's
Himmels willen, alter Klephte, jetzt nicht gemuckst! Was meint Ihr wohl,
daß ich so'ne Skizze, mir Nichts, Dir Nichts, nur aus dein Aermel schütteln
kann? Ja, wenn ich noch so schöne und lange gestickte Aermel hätte, wie
Sie. Was? — Stillgehalten, sag' ich. Wie viele Jacken tragen Sie
denn eigentlich da über dem gesteiften Hemde?
Das Modell: Drei, Herr.
Der Maler: Hm, muß etwas warm fein. Alfo eine mit Silber fo dicht
benäht, daß man nicht den Stoff sieht, eine von schwarzem Sammt mit
Goldknöpfen, und die oberste, die ist ja wohl von blauein Tuch mit Roth
ausgestickt. Famose Tracht eigentlich.
Das Modell: Die unterste, Herr, kostet 300 Francs.
Der Maler: So, und die oberen wohl im Verhältnis;? Etwas theuer.
Gut, daß ich uicht fo viel für »nein« Toilette . . . halt, Ihr habt die
Richtung verändert, so, mehr hierher. Nun ist's schon besser. Ja, das
Kostüm wäre sonst ganz hübsch, wenn nur nicht das Balletröckchen wäre,
die fatale Fustanella. Wie ich das richtig naturgetreu darstellen foll und
doch uicht lächerlich dabei werden . . . Na, ich bewundere wirklich, Alter,
daß Ihr mit Eurem martialifchen Aussehen das Ding tragen mögt.
Das Modell: Man ist's fo gewöhnt, Herr.
Der Maler: So? könnte ich mir von mir kaum denken. Aber ich fagte
ja schon, bei Euch macht sich die ganze Geschichte prächtig. Ueberhaupt,
wenn dies weiße Zeugbündel um die Hüften nur einigermaßen reinlich ist,
wie man's jetzt meistens sieht. Ich habe mir nämlich erzählen lassen, daß
um Ostern alle die braven Griechen ihre Fustanellen frisch waschen.
Das Modell: Ich uicht, Herr.
Der Maler: Thut mir leid für Euch.
Das Modell: So war's nicht gemeiut, Herr. Meiue muß immer flecken-
los fein. In meiner Stellung — wenn ich auch nur Portier au dem Neben-
eingang bin, für die Dienerschaft und für Griechen, uicht für die fremden
Herrschaften Ihresgleichen, so verlaugt Madame es doch. Sie hält sehr
auf Reinlichkeit.

<H Adalbert Meinhardt in Hamburg.
Der Maler: Glücklicherweise! Das merkt man an dem ganzen Hotel. Wenn ich vorher mir Griechenland dachte, so stellte ich mir das etwas anders vor. Elektrisches Licht und viel reine Wäsche habe ich in Athen nicht zu sehen erwartet. Sonst freilich . . . Wie die Kerle aussehen, wie sie auf der Erde kauern, am Spieß ihre Osterlämmer zu braten, wie sie betteln, wie sie lügen — das ist Alles noch echt homerisch. Ihr wißt doch, die Griechen hatten nie den besten Ruf in betreff der Wahrhaftigkeit.
Das Modell: Herr, im Alterthum.
Der Maler: Na, so Etwas bleibt. Hn Free heißt auf französisch ein Spieler.
Das Modell: Hieß so.
Der Maler: Weshalb, meint Ihr, es wäre jetzt anders?
Das Modell: Seit wir ein Staat sind, einen König haben, Minister, Parlament und Presse, darf das Niemand mehr sagen.
Der Maler: So? sollte Euer Nationalcharakter sich seitdem verbessert haben?
Das Modell: Jedenfalls wird kein Grieche heute in seiner Gegenwart von seinem Volk ungestraft so reden lassen.
Der Maler: Ihr seid ja ein gewaltig kampfbereiter und leicht verletzlicher Herr, mein lieber — ja, wie heißt Ihr eigentlich?
Das Modell: Kosma Tzoura, Herr, zu dienen.
Der Maler: Kosma Tzoura? Stilvoller Name das. Paßt zu dem Costüm und dem weißen Schnauzbart. Also, mein Bester, — halt, nicht gerührt — ebenso wenig wie alle die Fustanellenträger, die man hier auf den Straßen herumlaufen sieht, solch' ein ehrwürdiges Aeußere haben, ebensowenig, denke ich, werden sie Euren Patriotismus, noch auch den gleichen Bildungsgrad besitzen. Wo zum Beispiel habt Ihr denn Euer vortreffliches Deutsch Euch angeschafft?
Das Modell: Hier in Athen, wie alle Welt, Herr, von den Bayern. Die verstanden nämlich nichts Anderes.
Der Maler: So, noch unter König Otto? Und war't nie außerhalb Eures Landes?
Das Modell: Wohl, Herr, in Algier; ich diente in der Fremdenlegion.
Der Maler: Und wo wart Ihr sonst?
Das Modell: Ich kam bis Paris, Herr.
Der Maler: So laßt Euch doch nicht gar so viel fragen. Erzählt mir ein bischen. Ich höre das gern, indessen ich male.
Das Modell: Wie Sie befehlen, Herr.
Der Maler: Woher stammt Ihr?
Das Modell: Aus Ncmplin, Herr, das dazumal unsere erste Stadt und viel größer als Athen war.
Der Maler: Von idyllischen Hirten oder von Räubern?

Modell: Herr, mein Vater war von albanesischem Geschlecht, meine
Mutter von altem Adel.
Der Maler? So? von Adel? Na, da seid Ihr aber inzwischen ganz
bedenklich heruntergestiegen. Und wie alt seid Ihr denn eigentlich jetzt?
Das Modell: So genau, Herr, lassen Sie sehen . . .
Der Maler: Halt! was fällt Euch ein. Die Hand ruhig gehalten.
Könnt Ihr nicht zählen, ohne das Ding da, den unentbehrlichen Rosenkranz,
das ewige Spielzeug von Euch ruheliebenden Orientalen, dazu in Bewegung
zu setzen? So genau brauche ich's nicht zu wissen. Wann kamt Ihr
fort von dort?
Das Modell: Herr, ich denke, ich war sicherlich über zehn Jahre.
Der Maler: Und wohin denn?
Das Modell: Herr, mein Vater nahm mich mit sich nach Megara,
zur Panegyris, dem Kirchweihfest, wissen Sie, am Dienstag nach Ostern.
Der Maler: Freilich weiß ich's. Bin ich doch gestern auch draußen
gewesen. War das ein Getriebe! Die kleinen Mädel, immer eines hübscher
als das andere, tanzten wie toll. Und diese Trachten! Ist es wahr, daß
die Kappen aus Silbermünzen die Mitgift der jungen Schönen enthalten?
Und daß solch ein Kind, wenn es in Noth ist, heimlich, wo man's nicht
merken kann, recht hinten im Nacken unter dein Schleier, eine Drachme oder
auch zwei von dem Häubchen abtrennt und dafür sich Blechpfemnge annäht?
Das Modell: Sehr wahr, Herr, ich erlebte es fclber.
Der Maler: Wunderliche Sitten. Wir Deutscheu, wir können uns so
was gar nicht mehr denken. Na, und was machtet Ihr mit zehn fahren
denn da auf dem Fest? Noch nicht den Damen den Hof, will ich hoffen?
Das Modell: Herr, weshalb das nicht?
Der Maler: Ach, Unsinn. Erzählt mir von Eurem Leben. Es muß
romantisch-abenteuerlich genug gewesen sein.
Das Modell: Das ist's eben, Herr, dort fing es an. Ich war ein
hübscher Bursch, und sie nahmen mich zum Vortänzer. Der Neigen bestand
aus den reichsten Mädchen von Attika. Die neben mir ging, war wohl
nicht älter als ich selbst. Sie durfte mir die Hand nicht geben, sondern
wie's Sitte ist, faßte sie zierlich das Schnupftuch an, das ich ihr hinhielt.
So tanzten wir, ich voran, auf dem Platz. Und vom Platz durch den Ort.
Und den Nerghang hinauf. Die Fiedel und der Dudelfack klangen ganz
leise nur mehr aus der Ferne. Die Mädchen sangen, so viele noch waren.
Denn Eine nach der Anderen blieb ermattend zurück. Es waren nur Sechs
mehr, nur Vier, nur Drei. Zuletzt wir Zwei ganz allein, sie und ich. Da
blieb auch ich stehen. Willst Du umkehren? fragte ick, bist Dn müde?
Nein, gab sie zur Antwort, mit Dir weiter, wohin Du willst.
Der Maler: Mit zehn Jahren, Mensch!
Das Modell: Sagte ich zehn, Herr? Nun, wir sind ja auch keine
Nordländer, so wie Sie.

Der Maler: Also — und dann?
Das Modell: Wir tanzten und wanderten über die Höhen, tanzten
und wanderten immer weiter, bis wir an den Golf von Korinth hinunter-
stiegen. Tort lag ein Schiff bereit im Hafen.
Der Maler: Und Ihr schifftet Euch ein?
Das Modell: Wohl, Herr, alle Beide. Ich hatte ihr von meinen
Jacken eine gegeben. Sie hatte die Silberkappe, den Schleier, das Ueber-
tleid in ein Bündel gethan und ihren kurzen Rock aufgestreift. Dazu ging
sie barfuß. So sah sie nicht viel anders aus als ein Junge.
Der Maler: Und der Schiffspatron ließ sich täuschen?
Das Modell: Wohl Herr, er nahm uns Beide in Dienst. Unter-
wegs gab's viel schwere Arbeit.
Der Maler: Und sie?
Das Modell: Herr, sie war geschickter als ich, stink wie ein junges
Zicklein beim Klettern. Wenn sie oben saß im Mastkorb, so sang sie ihr
Tanzlied von Megam in's Meer hinaus, daß es prächtig schallte.
Der Maler: Und so kamt Ihr? wohin? Halt! Nicht den Kopf
wiegen, Ihr vergaßt, daß Ihr stillsitzen sollt. Wohin ging die Fahrt also?
Das Modell: Herr, die Fahrt sollte nach Marseille gehen. Unsere
Ladung bestand aus Korinthen.
Der Maler: Und sie ging wohin? Ohne Zweifel werdet Ihr jetzt
mir aufbinden wollen, daß Ihr von Piraten überfallen wnrdet. Das
kommt vor in allen alten Kindergeschichten. Wird aber in unseren« Jahr-
hundert nicht mehr geglaubt.
Das Modell: Nicht, Herr? Es thut mir leid. Riffpiraten gab es
damals fo gut wie heut noch.
Der Maler: Mir scheint, Ihr seid auch ein Zeitungsleser. Wißt Ihr
wohl gar von den Kämpfen der Spanier jetzt um Melilla?
Das Modell: Warum follt' ich nicht, Herr? Das steht im Ephimeris
fo gut, wie in den europäischen Tagesblättern, die ich immer in's Lese-
zimmer bringen muß.
Der Maler: Und Ihr wollt mich glauben machen . . .
Das Modell: Ich, Herr? Nein, gar Nichts. Warum wollt Ihr's
denn glauben?
Der Maler: Da habt Ihr Recht. Ich bmuch's nnr zu hören. Also
die Piraten kamen nnd stiegen an Bord?
Das Modell: Sie zog mich zur Seite. Als zwei Mädchen werden wir
weit besser behandelt — ich setze die Silberkappe auf, da nimm Du den
Schleier. So hatte sie in einer Minute den >iopf mir verhüllt und die
kurzen Haare. Ihren Ueberrock, der roth gesäumt war, -— wissen Sie, Herr,
Sie sahen gestern wohl solche aufgenestelte Röcke zu Megara? — den band
sie mir um meine Hüften, streifte ihr eignes Untcrrocklein bis auf die
nackten Knöchel nieder und nahm mich bei der Hand. Die beiden Kinder,

sagte der Führer jenes Schiffes, welches das unsere geentert hatte, die
nehme ich mir.
Der Maler: Und führte wirklich Euch zwei mit sich? In den Romanen
wärt Ihr entschieden von einem nahenden Freundesschiff im letzten Moment
noch gerettet worden. In Deinen: Roman, wie erging es Euch da?
Das Modell: Herr, wir wurden sobald nicht gerettet. Doch hielt
man uns gut.
Der Maler: Sie war wohl hübsch. Deine Megaräer Freundin?
Das Modell: Hübsch und auch klug, Herr. Sie verstand zu lachen,
im rechten Moment. Und das ist die Hauptsache im Leben. Es wurden
Alle ihr zugethan. Sie hatte ein Helles Stimmchen und trällerte den ganzen
Tag. Und wenn ihr Einer zu nah kommen wollte, den lachte sie aus,
schob mich vor, duckte sich hinter mich und guckte mit ihren schwarzen Augen
plötzlich hervor. Dann mußten die Männer auch mit ihr lachen. Sie ist
noch ein Kind, hieß es, und man lieh sie gewähren. Nachts weckte sie mich.
Es fiel ein Mondstrahl durch die Luke iu der Schiffswand. Ich wußte
nicht, was sie von mir wollte. Sie aber bedeutete mich, zu schweigen und
ihr nur ihren Schleier zu geben. Es war solch ein Schleier, wie sie ilm
auch in Eleusis tragen, seidenfein und mit bunten Vlumen bestickt, und sie
hatte ihn von ihrer Mutter, die ihn auch von Alters her von der ihren
ererbt, — von dem riß sie ein ganzes Stück ab, es sich um den Kopf
zu winden. Und dann warf sie mir den Rest wieder zu. Ich begriff noch
immer nicht, was sie wollte. Sie aber lachte, daß ihre Augen und ihre
Zähne in der Dunkelheit nur so blitzten. Und in der kleinen offnen Hand
hielt sie nur Geld hin, silberne Drachmen. Da erst begriff ich's.
Der Maler: Sie hatte sich wirklich von ihrer Kappe die Münzen
abgeschnitten?
Das Modell: Ja, Herr.
Der Maler: Um Jemanden an Vord damit zu bestechen?
Das Modell: Richtig, so war's Herr. Den nächsten Morgen sah sie
noch fröhlicher aus als gewöhnlich. Der Patrvn hatte ihr ein Stück buntes
Zeug geschenkt. Daraus nähte sie sich eine Schürze. Sie sang dazu. Ich
durfte nicht von ihrer Seite. Wir verstanden uns nicht mit den Leuten
von der Bemannung. Nur Einer, der am Steuer, sah aus, als ob er
nicht zu ihnen gehörte. Er hatte ein Gesicht wie ein Albanese. Meist
hielt er sich fern und that, als ob er uns gar nicht bemerkte. Sie blickte
auch nicht zu ihm hin. Sie nähte und fang dazu, immer das Tanzlied.
Aber die Worte, die setzte sie anders. Erst ging die Weise nur, wie schön
der 'Neigen sei. Und dann, wie die Zwei vom Tanz sich verirrten, zwei
arme, arme, kleine Mädchen. Und daß sich der, der ihnen helfen würde, Gottes-
lohn erwürbe, Gotteslohn nicht nnr, auch klingende Münze, kling, kling i kling,
kling. Und sie machte es nach, mit ihrer Zuuge, wie die Eilbermünzen klimpern.
Der Steuermann blickte mißtrauisch um sich. Schweig', sagte er rauh. Aber

er sagte es auf griechisch, so wie sie's reden zu Patras und am Golf von Korinth. Da lachte sie. Denn nun hatte sie gewonnenes Spiel, Und dann sang sie weiter, immer von Gold und von goldener Freiheit, den ganzen langen, langen Tag. Und dann zur Nacht . . .
Der Maler: Da kam der Mann, um Euch zu befreien?
Das Modell: Er kam zu dem Winkel hinter dem Tauwerk, wo wir zusammengekauert lagen. Er hielt ein paar grobe Matrosenjacken und Mützen in den Händen. Da, sagte er, zieht sie an und kommt. Wir waren im Augenblick fertig. Zwei Mann waren an Nord fchon beschäftigt, eines der Boote zu Wasser zu lassen. Ich griff mit an. Als ob Du ein Junge wärst, flüsterte mir nnser Retter, der Steuermann, zu. Ich gab mir Mühe, daß ich nicht lachte, denn es mußte Alles leise und lautlos geschehen. Dann hoben sie uns über Vord, erst mich, darauf sie und zuletzt ihr Bündel mit dem Geld und mit der Haube.
Der Maler: Und so war't Ihr gerettet?
Das Modell: Noch nicht so ganz, Herr. Wir fuhren drei Tage und drei Nächte. Aber der Wind war uns entgegen, und das Meer ging hoch, und am Ende hatten wir Nichts mehr zu essen, im offenen Boot. Die Männer fluchten, daß sie sich von den'. Albnnesen, dein Schurken, hatte» bereden lassen. Es werde gewiß nicht der Mühe werth sein, nicht soviel dabei herauskommen, wie ihnen versprochen. Wir hielten ihnen die Hand voll Geld hin. Da höhnten sie alle Drei, das sei garnichts. Der Albanese sprang hinzu, riß meiner Genossin das Bündel fort und knüpfte es auf und zeigte den Anderen die Kopfkappe, die so dicht mit Silberdrachmen benäht mar, so dicht, daß man den Stoff nicht sah. Und um all' das Silber ging am Ncmd eine einzelne Reihe von herunterhängenden goldenen Münzen. Und ein Kinnriemen war daran, den schweren Kopffchmuck fest-zuhalten, der bestand ganz aus goldenen Piastern, einer über den anderen genäht.
Der Maler: Die Männer stritten sich wohl um die Kappe?
Das Modell: Sie schrieen, daß Jeder zu gleichen Theilen bedacht weiden müsse. Ter Albanese trotzte dagegen, er wollte das Gold für sich allein. Es gab einen Kampf auf dem schmalen, schwankenden Boot. Wir Zwei hatten uns am Steuer zusammengeduckt. Jene achteten nicht ans uns mehr. Der Eine ward gleich über Nord gedrängt bei dem Ringen. Der Albanese und der Andere, ein Neger, zogen die Messer. Dieser bekam einen Stich in die Brust, schlug hin und lag schwer röchelnd in, Boot. Da sprang sie zu, wehrte den Steuermann von ihm ab und stillte sein Blut mit weichem Linnen, welches sie von ihrem Hemd riß, und verband ihn und bettete ihn auf ihren Knieen. Der Albanese war auch verwundet. Er fragte, warum sie für ihn nicht sorgte, er sei doch ihr Landsmann und unser Netter. Eben weil er ein Grieche und Christ sei, sagte sie. und doch zum Räuber an uns hätte werden wollen, zum Mörder an seinem armen Gefährten, darum nicht. Er saß in sich gesunken und stöhnte nur manchmal

leise i Du hast Recht, hast Recht, ich hab's verdient, nicht heute erst, es
geschieht mir nach Gebühr. — Sie aber weinte. Seit ich sie kannte, hatte
ich sie noch nicht weinen sehen, niemals um sich selbst. — So kam denn
die Nacht. — Als es wiederum tagte, war das Land nah. Im Grunde
unseres Bootes lag der Schwarze und schlief ganz sanft. Aber auf dem
Rand die Stelle, wo der Älbanese gesessen hatte, — die war leer.
Der Maler: Er hatte sich in's Meer gestürzt?
Das Modell: Wer kaun das wissen? Niemand als Gott, Herr. Er
war fort.
Der Maler: Und Ihr Zwei? Ihr seid mit dem Schwarzen gelandet?
Wo denn?
Das Modell: In Algier, Herr. Ich sagt's Euch schon, daß ich dort
unter Louis Philipp Dienste nahm. Wir hatten kein Geld, wir waren jung ...
'Der Maler: Süll, nicht gerührt jetzt. Augen mehr rechts. Ich halte
gerade bei dem Schatten unter den Augen . . . Gut so, gut, Ihr dürft
weiter sprechen. Also Ihr kamt wirklich nach Algier? Doch wieso war't
Ihr arm? Ihr besaßt ja die Münzenkappe.
Das Modell: Herr, die war mit in's Meer versunken, mit den Männern,
die um sie gestritten. Nur ein paar von den losen, durchlöcherten Drachmen,
von Blut bespritzt, las der Schwarze aus den: Grund des Bootes auf.
Die mußten uns Dreien nun Nahrung schaffen. Aber sie reichten nicht
lange. Unser Diener, denn aus Dankbarkeit für ihre Pflege machte er sich
freiwillig zun: Sklaven meines Weibes, dem ging es am besten. Wir
litten oft Hunger. Er aber fand immer Etwas zu essen, hatte auch bald
genug Seinesgleichen in der Stadt getroffen, die er verstand und von denen
er hörte, was vorging. Auch mit uns wußte er zu verkehren durch Zeichen
und durch einzelne Worte, die er deni Albanesen abgelernt. Eines Tags
kam er ganz eilig. Kosma Soldat, rief er mir zu, mit einer Miene, als
sei nun Alles gut. Ich begriff ihn nicht. Sie aber, nach Weiberart, viel
schneller, sie wußte im Augenblick, was er meinte, und wußte, daß es
Rettung bedeute. Ja, mein Kosma, sagte sie, das ist das Rechte, Soldat
sollst Du werden, kämpfen gegen die Wilden der Wüste, gegen die Feinde
unseres Glaubens, so wie daheim unsere Vater, die Palliaren, gegen die
Türken kämpften und kämpfen. Geh und sei tapfer, Kosma, mein Geliebter.
Der Maler: Ihr gingt — aber sie?
Das Modell: Sie blieb zu Hause, Herr. Ich brachte ihr von meinem
Sold, was ich konnte. Sie benähte aus Schaffellen lange Jacken mit
blauer Wolle, wie man es bei uns macht. Hassan trug ihre Arbeit zu
Markt, sie dort zu verkaufen. Wenn ich vom Dienst kam, so rief sie von
Weitem: Mir geht es gut, ich habe genug. Und sie trällerte neue
Liedchen, die sie erlauscht von den maurischen Weibern, und sie wurde
täglich schöner. Als wir fort mußten in den Krieg — das fiel mir fo
^-

schwer, ich tonnt' michl nicht trennen. Sie aber: Kosma, mein Vielgeliebter, darf ein Held um eines Weibes willen säumen? sagte sie und hieß mich nicht schwach sein. Tagelang marschirten wir im brennenden Sande, nächtigten unter dem Sternenhimmel in schwül brütender Nacht, wo nah um uns die Schakale heulten. Als wir auf die Feinde trafen, da war ei» Monat und mehr wohl vergangen, unsere Fremdenlegion bedenklich zusammengeschmolzen. Kinder, sagte der Oberst, ich hatte inzwischen schon so viel srauzösisch gelernt, daß ich ihn verstand, Kinder, heut gilt's. Wir kämpfen nicht für Frankreich nur. Wir kämpfen Jeder für die Ehre feines Volks und feines Landes, der Deutsche, der Brite oder der Grieche, laßt sehen, wer der Tapferste ist. Nun, wir gingen drauf, wie die Löwen. Aber die Maure» wehrten sich auch gut. Die Schlacht zog sich hin. Da auf einmal, im dichtesten Gewühl berührt mir eine Hand die Schulter: Sie stirbt! Hassan war's, der durch die Wüste, vou Algier unseren Spuren gefolgt war, athemlos, fchweißbedeckt, zerfetzt. Kommt, rief er und schüttelte mich am Arm und wollte mich zurückziehen, kommt, sie ruft nach Euch! — Rings um mich her wichen die Unseren. Seht nur, sie fliehen, Niemaud merkt es, wenn Ihr Kehrt macht, flüsterte er, so kommt zu ihr! Zu ihr? nein, der Weg zu ihr ist nicht Flucht, zu ihr geht's nur vorwärts. Drauf noch einmal, Kameraden nud —

Der Maler: Stillgehalten, keine Gesten. Der Ausdruck war gut fönst. So, nun weiter. Und, — sagtet Ihr?

Das Modell: Ja, Herr, wir siegten.

Der Maler: Und Ihr?

Das Modell: Ich ward zum Oberst gerufen. Du hieltst Dich am bravsten, hier nimm die Medaille. Was wünschest Du Dir sonst? — Herr, Nichts als ein Pferd, ein Pferd, um nach Algier zu reiten und die Nachricht hinzubringen. Sie gaben es nur. Wie ich ritt — das weiß ich heute nicht mehr. Hassan hatte mir gesagt, sie verhungert, weil sie cutdeckt hatte, daß er stehle, um sie zu erhalten, weil sie zu stolz war, um zn betteln, zu stolz, um zu klagen. Ich wußte, wenn ich nm eine Minute vielleicht später ankam, so war es zu spät schon. So reitet mau nicht nm sein eigenes Leben, wie ich da um ihr's ritt. Und ich kam au, ich sprang vom Pferd im Morgengrauen, ich hastete die hölzerne, wackelige Treppe hinauf zu ihr. Sie lebte. Ich hörte, wie sie leise das Tanzlied summte von Megara. In dem Sonnenstrahl, der blaß noch durch die Nihen der Bretterwand draug, leuchtete« ihre dunklen Augeu mir entgegen. Kosma, Kosma Tzoura, mein Held! flüsterte sie, und sie lag mir am Halse und küßte mich, weinte, lachte und — starb. —

Der Maler: Wahrlich, Mensch, Ihr versteht zu erzähle«!

Das Modell: Sie ruhte auf dem fchlechten Lager weiß und still, wie eiue Blume. Um ihre laugen, fchwarzen Zöpfe hatte sie jene» Schleier gewuuden, wie man ihn bei uns trägt und auch zu Eleusis. Beschmutzt,

zerfetzt, war er das einzige Stück aus der Heimath, das sie noch besessen.
Wir legten ihn mit ihr in's Grab, als wir sie an« nächsten Tag begruben,
Hassan und ich.
Der Maler: Und dann? Wie ist es Euch dann weiter ergangen?
Das Modell: Weiter? was begehren Sie denn nun noch mehr zu
wissen? Sie war todt. Und ich allein. Sie schickten mich nach Paris, dein
König schöne Schabracken, Waffen, Pferde, was weiß ich Alles, die man
den besiegten Stämmen abgenommen, zu überbringen. Da fragte mich Einer,
ob ich wieder zurück wollte nach Algier. Ich, rief ich, ich, und ohne sie!
Der Maler: Aber so sitzt doch still! Den Kops rechts. Ihr seid
bald erlöst. Die Arbeit gelingt mir. So gut. Sprecht nur weiter.
Das Modell: Herr, ich bin zu Ende. Nach Algier wollte ich nicht.
Nach Hause zog mich Alles. Hier waren wieder neue Kämpfe für die
griechische Freiheit entbrannt. Hier trat ich ein, sobald ich an's Land
stieg. Gegenüber von Patras, bei Missoluughi, lagen die Unseren. Dort
war auch der Lord, Ihr wißt wohl schon. Ich kann den Namen so recht
nie behalten.
Der Maler: Wer?
Das Modell: Nun, Herr, der englische Lord uud Dichter.
Der Maler: Wen meint Ihr, Lord Byron?
Das Modell: Wohl, Herr, so hieß er. Die jungen Damen, wenn
sie mich malen, fragen immer, ob icb ihn kannte.
Der Maler: Und Ihr, Ihr sagt Ihnen dann, daß Ihr ihn gesehen
habt?
Das Modell: Herr, oft. So wie Sie jetzt.
Der Maler: So? das erzählt Ihr den malenden Damen? Wann
faht Ihr ihn denn?
Das Modell: Herr, so genau ....
Der Maler: Wohl noch, bevor Ihr mit 10 Jahren aus Griechen-
land fortkamt?
Das Modell: Herr, ich fagte es gleich anfangs, — ohne die Rosen-
kranzperlen zu zählen, kann ich so genau nicht . . .
Der Maler: Aber ich will Dir ganz genau Etwas sagen. Nämlich Du
lügst. Ja wohl, Freund Kosma, lügst wie gedruckt. Lord Byron starb
in der Mitte der zwanziger Jahre. Und Du bist, wenn's hoch kommt, jetzt
etwa sechzig. Also' Du warst um die Zeit nicht geboren. Verstehst Du
das endlich? Ja? Wie der Kerl aussieht! Wie das Urbild gekränkter
Würde. Ja wohl, ich hatte Dir geglaubt. Deine ganze, höchst unwahr-
scheinliche Geschichte angehört und mich rühren lassen. Aber nun ....
Auch nicht ein Wort mehr. Da, die Skizze wäre fertig. Tu kannst
gehen. Und hier eine Drachme, wie wir bedungen.
Das Modell: Schönsten Dank, Herr, — doch ich bekomme drei
Drachmen.

Ter Maler: Was, willst Du mich nun noch betrügen? Eine Drachme
sagte ich ausdrücklich.
Das Modell: Wohl, Herr, für's Modellsein. Doch das Erzählen —,
und gar das Erfinden? . . .
Der Maler: Du gestehst es also. Du Hallunte?
Das Modell: Herr, man thut, was von Einem begehrt wird, Bei
Ihnen, den civilisirten Deutschen, scheint es gebräuchlich, Fremde bis auf's
Blut auszufragen, ihre Nation, ihre Sitten, Trachten, Gewohnheiten von
oben herab zu verspotten. Wir dagegen, arme, ungebildete Griechen . . .
Der Maler: Kosma Tzoura, Du bist ein Schelm. Ich danke Dir
für die gute Lehre. Und da hast Du Deine 3 Drachmen. Du hast sie
verdient.

Feldmarschall Graf von Vlumenthal.

von
Oberstlieutenant A. liogalla von Viebcrstein.
— Vrcslan, —

enn dereinst im Laufe der Geschichte die Heldengestalten Kaiser Wilhelms I. und seiner Heerführer in das Heroen eigene Licht gerückt sein werden, so wird unter den kaiserlichen Paladinen diejenige des Feldmarschalls Grafen von Blumenthal nächst der des Fürsten Vismarck, Moltkes und Noons in hellstem Schimmer erglänzen und besonders mit den Namen der ersten Feldherrn des wiedererstandenen deutschen Reichs, des ersten Kronprinzen desselben, des nachmaligen Kaiser Friedrich, und dem seines zweiten Heerführers, des Prinzen Friedrich Karl, für alle Zeiten verknüpft bleiben. Das hohe Alter- des im 85. Lebensjahr stehenden greisen Feldmarschalls und eine im Jahre 1893 glücklich überstandene schwere Krankheit desselben mahnen uns schmerzlich daran, das; das Reich heute, nachdem 24 Jahre seit seiner Gründung verflossen, nur noch sehr wenige jener großen und ausgezeichneten Männer besitzt, denen es seine glorreiche Wiedererstehung in erster Linie verdankt. Unter den Heerführern jener großen Epoche war Graf Blumeuthal einer der bedeutendsten, er ist hente der hervorragendste unter den wenigen noch lebenden derselben, und die Herzen der Nation stimmen überein in dem Wunsche, daß sein Rath und sein bewährtes militärisches Nrtheil dem Vaterlande noch recht lange erhalten bleiben mochten! Männer der Thal besitzt dasselbe genug, allein die Männer des gewiegten bewährten Nathes und der eigeuen kriegerischen und politischen Erfahrung, gesammelt in selbst durchlebten, schwierigen Ver-

Hältnissen einer bewegten großen Zeit, werden infolge des der Natnr gezahlten Tributs immer seltener und treten vor jenen mehr in den Hintergrund. Um so mehr aber erwächst dem lebenden Geschlecht die Pflicht, ihrer in Dankbarkeit und Verehrung und echt germanischer Treue zu gedenken und die heranwachsende neue Generation auf sie als leuchtende Vorbilder aller Mannestugenden und mustergiltige Diener ihres Herrschers und Vaterlandes hinzuweisen!

Wenn wir in den folgenden Zeilen den Versuch zum Umriß einer biographischen Skizze des Lebens des Feldmarschalls Grafen v. Vlumenthal unternehmen, fo sind wir uns der Schwierigkeit dieser Aufgabe in Anbetracht des Mangels einer jeglichen über die einfachsten Personalnotizen hinausgehenden zusammenhängenden Darstellung des Lebensganges des Feldmarschalls voll bewußt, und wir dürfen daher vom Leser freundliche Nachsicht erwarten nnd die Hoffnung aussprechen, daß es bald einer berufeneren Feder gelingen möge, ein inhalts- und formvollendetes Bild vom Lebensgange des Feldmarschalls zu liefern, welches zugleich auch der Charakteristik des Grafen als Mensch und Privatmann und als Haupt seiner Familie nicht entbehrt.

Leonhard von Blumenthal wurde am 30. Juli 1819 zu Schwedt a. d. O. als Sohu des gleichnamigen Rittmeisters nnd Escadronchefs im 2. Dragoner-Regiment, der im Jahre 1813 seinen in der Schlacht von Dennewitz erhaltenen Wunden erlag, und dessen Gattin, einer geborenen von Velow, geboren, v. Blumenthal erhielt vom Jahre 1820 ab im Cadettenhause zu Kulm, vom Jahre 1824 ab in der Hauptanstalt zu Berlin die einfache und strenge Erziehung, welche die Ausbildung der Zöglinge dieser Anstalt in ihrer damaligen Verfassung kennzeichnete. Das Niveau der wissenschaftlichen Ausbildung jener Zeit war nur gering, und die Erziehung des Eadettencorps enthielt nicht wie heute die Grundlage für eine vielfeitigere, allerdings an erster Stelle militär-wissenschaftlicher Weiterausbildung gewidmete Erziehung. In Sprachen und Naturwissenschaften wurde sehr wenig geboten und geleistet, und man gewinnt eine Vorstellung von dem frühzeitigen Drange des jungen von Blumenthal nach allgemeiner Weiterbildung und namentlich folcher für feinen Beruf, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Maß von Ergänzung derselbe seinen im damaligen Eadettencorps erworbenen Kenntnissen hinzuzufügen wußte, um in feinen mannigfaltigen und hervorragenden späteren Dienststellungen, während deren ihn besondere Aufträge häufig auch in's Ausland führten, allen Anforderungen, welche dieselben an ihn stellten, nicht nur in militärischer, sondern auch in allgemein wissenschaftlicher Hinsicht und Weltbildung gerecht zu werden. Schon nach 3 jährigein Offizierfein leistete der am 28. Juli des Jahres 1827 zum Offizier ernannte und in das damalige Garde-Reserve-, jetzige Garde-Füsilier-Negiment eingetretene Lieutenant von Vlumenthal diesen: Drange Folge und besuchte in den Jahren von 1830—33 die allgemeine Kriegsschule in Berlin, an welcher Clausewitz

eben über ein Jahrzehnt gewirkt hatte und wo von Nlumenthal ein Schüler
Ritters nnd anderer namhafter Autoritäten wurde.
Nachdem von Vlumenthal für die nächsten vier Jahre in den Front-
dienst zurückgekehrt war und während derselben seine zuvor gewonnenen
Anfangskenntnisse des praktischen Truppeildienstes befestigt und erweitert
hatte, und ihm im Jahre 1838 zum ersten Male Gelegenheit geboten wurde,
bei den Manövern von Kalisch ein starkes auswärtiges Truppencorps ver-
sammelt und üben zu sehen, wurde ihm nach wiederholten Dienstleistnngen
bei Uebungen der Garde-Landwehr, vom Jahre 1837—1845 das Commando
als Adjutant des Eoblenzer Garde-Landwehr-Vataillons zu Theil, während
dessen er am 14. Januar 1844 nach fast 17 jähriger Dienstzeit zuni
Premierlieutenant befördert wurde und sich ihm ein werthvoller Zeitraum
für feine militürifch-wifsenschaftliche Weiterbildung in einer Dauer und unter
dienstlich verhältnißmäßig wenig beanspruchten Verhältnissen bot, wie der-
selbe sich in der heutigen Armee für den jungen Offizier nirgends mehr
darbieten dürfte.
In diesen friedlichen Jahren einer ruhigen Dienststellung schloß
von Blumenthal am 8. August 1839 den Bund mit Telicia von Wnner,
einer jungen Engländerin aus Eathorp in der Grafschaft Warwick zu einer
überaus glücklichen Ehe, welcher 2 Söhne und 3 Töchter entsprossen, und
welche der Tod seiner ganz in der Fürsorge für ihren Gatten und ihre
Kinder aufgehenden Gemahlin erst nach gefeierter goldener Hochzeit im Jahre
1890 trennte.
Die Leistungen von Nlumenthals auf der allgemeinen Kriegsschule
waren derartige gewesen, das; sie im Jahre 1846 mit der Einberufung in
das topographifche Bureau die verdiente Anerkennung fanden, welches be-
reits damals in der Regel die Vorschule für den Eintritt in den General-
stab bildete. Hier und namentlich während seines Besuches der allgemeinen
Kriegsschule legte von Blumenthal den Grund zn den umfasseuden mili-
tärischen Kenntnissen, welche ihn später durch reiche, in der Praris der
mannigfaltigsten Dienststellungen gewonnene Erfahrungen in den Stand
setzen sollten, der Armee und dem Vaterlande in leitenden Stellen die alls-
gezeichneten Dienste zu leisten, welche die Geschichte Preußens und Teutsch-
lands mit unauslöschlichen Lettern in ihren Tafeln verzeichnet hat.
In den auf das Jahr 1846 folgenden Jahren trat von Nlumenthal
von Neuem in innige Berührung mit der Praris des Dienstes und erweiterte
seinen militärischen Gesichtskreis durch vierteljährliche Dienstleistungen bei
den Waffen der Artillerie und der Pioniere, über welche er fpäter auch,
ohne ihnen anders wie derart vorübergehend angehört zu haben, mustergiltig
zu disponiren mußte, und zwar waren es die Garde-Artillerie-Brigade und
die damalige Garde-Pionier-Abtheilung, zu welchen er commandirt wurde.
In einer dem Soldaten und Offizier wenigst sympathischen Zeit erhielt
von Vlumenthal in dein denkwürdigen tragischen Kampfe des 18. März

des Jahres 1848 beim Füsilierbataillon des Regiments 81 in den Straßen
Berlins die Feuertaufe, unter Verhältnissen, die ihm einprägen mußten,
daß Mannszucht, Treue, Disciplin und Gehorsam des Heeres die ersten
Grundpfeiler desselben und sonnt eins der Fundamente des Staates bilden.
Bald darauf wurde von Nlumenthal zur Dienstleistung beim großen General-
stabe commandirt und am 1. Januar 1848 al5 Hauptmann in den General-
stab der Armee versetzt. Hiermit war der zweite wichtige Schritt gethan,
der ihn über die Masse seiner Alters- und Chargen-Genossen erhob und
ihn sowohl zu außergewöhnlichem Avancement wie auch zu außergewöhnlichen
Verwendungen prädestinirte. Schon im Jahre darauf sollte sich ihm die
Gelegenheit zu Beidem bieten. In demselben Lebensalter, in welchem
von Moltte unter Ibrahim Pascha dem Feldzuge in Syrien und der
Schlacht bei Nisib beiwohnte, mit 89 Jahren folgte von Blnmenthal seinen,
militärischen Thatendrange und »nachte 1849 unter General von Bonin
den Feldzug in Schleswig und Jütland als Chef des Generalstabes der
schleswig-holsteinischen Armee mit. Der anfänglich siegreiche, später unglück-
liche Verlauf dieses Feldzuges für die deutschen Waffen ist bekannt, und
ebenso, daß es nicht dem Muth und der Tüchtigkeit der schleswig-holsteinischen
Truppen oder der Thätigkeit ihres Generalstabschefs beizumessen ist, daß
derselbe schließlich mit einem Mißerfolge endete. In diesem Feldzuge, in
welchem er an den Schlachten von Kolding und Friedericia nnd an der
Belagerung dieser Festung theilnahm, betrat der junge Generalstabschef den
Kriegsschauplatz zum ersten Male, ans welchem es ihm 15 Jahre fpäter
bestimmt war, als Chef des Stabes einer weit stärkeren und stets siegreichen
Armee unter Prinz Friedrich Karl die ersten hervorragenden Lorbeeren zu
ernten. War seine Thätigkeit im Straßenkampf von Berlin der Meder-
kämpfung der Ausschreitungen gewidmet gewesen, zu welchen der großdeutsche
Gedanke, beherrscht von der revolutionären Idee, die Menge hingerissen
hatte, so war er hier an legaler Stelle für dessen Vertheidigung gegen
dänische Fremdherrschaft mit Rath und That eingetreten und hatte dabei
in jenem anfangs glücklichen, schließlich jedoch erfolglosen Feldzuge vielleicht
reichere und werthuollere Crfahrungen gesammelt wie in eine»» durchweg
glücklichen. Hiermit war die Aera der Kriege eröffnet, an welchen
von Blumenthal während über zweier Tecennien den hervorragendsten
Antheil nehmen follte.
Nach der Beendigung des Krieges von 1849 trat von Blnmenthal
im Jahre 1859 in den großen Generalstab zurück und wurde im October
dieses Jahres der mobilen Division des Generals von Tietzen in Kurhessen
zugetheilt. Tiefe und unauslöschliche Eindrücke hinsichtlich der damaligen
beklagenswerthen Zerrissenheit des Vaterlandes, der Machtlosigkeit des deut-
schen Bundes, der Mißwirtschaft in einzelnen Ländern desselben, wie z. B.
in Kurhessen, und der Temttthigung Preußens durch Österreich mögen in
jenen bewegten Jahren dem gereiften Offizier geworden sein und den sehnlichen

Wunsch nach einer Umgestaltung der deutschen Zustände und einer Erhebung
Preußens zur Vornlacht Deutschlands auch in ihm wachgerufen haben. Im
Jahre 1851 auf 8 Mouate der 2. Division in Danzig zur Dienstleistung
überwiesen, wurde von Blmnenthal im Jahre 1858 als militärischer Begleiter
zum Prinzen Karl von Bayern für die Dauer der Herbstübungen in Thüringen
und bei Berlin commandirt, alsdann in den Jahren 1858, 56 und 58
niit militärischen Aufträgen nach England gesandt und im Juni 1853 zum
Major befördert und mit dein rothen Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern
decorirt. Im Mai 1853 als Generalstabsoffizier zur 8. Division nach
Erfurt versetzt, avancirte er in dieser Stellung im Mai 1858 zum Oberst-
lieutenant, wurde im October desselben Jahres zum persönlichen Adjutanten
des damals 39jährigen Prinzen Friedrich Karl ernannt, welcher vor Kurzem
das Eommando der zweiten Garde-Infanterie Division gehabt hatte und nach
einem einjährigen Urlaube das Eommando der dritten Division erhielt. In
dieser Stellung trug vou Blumenthal wesentlich zu der militärischen Weiter-
bildung des hochbegabten, zum Heerführer wie gefchaffenen Prinzen bei, und
daß derselbe der Feldherr wurde, als welcher er sich später erwies, dürfte
der Einwirkung von Blumenthals auf den Prinzen wesentlich mit zu ver-
danken sein. Nach Ablauf diefer Dienststellung trat von Vlumenthal abermals
in den für die militärische Weiterbildung in der Regel unerläßlichen Front-
dienst zurück, wurde im Jahre 1869 mit der Führung des combinirten
31. Infanterie-Regiments betraut und erhielt am 1. Juli desselben Jahres
das Eommando des 71. Infanterie-Regiments, welches er 3 Jahre hindurch
mit Auszeichnung führte. In dieser Stellung wurde er im Januar 1861
mit General von Bonin an den Hof von Windsor gesandt und im September
1861 bei den Herbstmanöoern am Rhein als Führer der bei denselben an-
wesenden fremden Offiziere und im October desselben Jahres bei der Krönung
in Königsberg als militärischer Begleiter zum Kronprinzen von Sachsen
commandirt. Die ihm inzwischen verbliebene Führung des 71. Regiments
bildete vielleicht für von Blumenthal eine um fo wichtigere Phafe in feinen»
militärischen Entwickelungsgange, als er sich nicht in den Dienststellungen eines
Eompagniechefs und Vataillonscommandeurs befunden hatte und der Praxis
des Truppendienstes auf eine Reihe von Jahren entrückt gewesen war.
Hierauf wurde von Vlumenthal im Februar 1863 zu der besonders wichtigen
und hervorragenden Stellung eines Ehefs des Generalstabes des dritten
Armeecorps ausersehen, welche er eiu Jahr lang bekleidete. In diesem Posten
riefen ihn die Ereignisse des deutsch-dänischen Krieges von 1864 bald auf
den ihm aus feinem ersten schleswig-holsteinischen Feldzuge bekannten Kriegs-
schauplatz nach Iütland. Am 15. December 1863 wurde von Vlumenthal
zum Ehef des Generalstabes des combinirten mobilen Armeecorps gegen
Dänemark ernannt und trat fomit wieder an die Seite seines Schülers,
des Prinzen Friedrich Karl, der dies Armeecorps befehligte. Nach dem
vergeblichen Versuch am 2. Februar zum Schleiübergang bei Missunde,

woselbst Prinz Friedrich Karl 72 Geschütze im Feuer hatte, wandte sich das
den rechten Flügel des verbündeten Heeres bildende Armeecorps nach Arms,
wo dasselbe am 6. Februar den Uebergang über den Meeresarm bewerkstelligte
und dadurch die Dänen veranlaßt«, die Dannewirke ohne Kampf zu räumen,
so daß mit dieser geschickt angelegten und durchgeführten Bewegung ein
voraussichtlich sehr verlustreicher Kampf um jene ausgedehnten stark befestigten
Stellungen vermieden wurde. Das nächste Ziel der vom Prinzen Friedrich
Karl und von Vlumenthal geleiteten Operation des Armeecorps bestand in
dem Vormarsch gegen den stark befestigten Brückenkopf des dänischen Insel-
reiches, die Stellung von Düppel. Ohne ihre Einnahme waren die Ope-
rationen gegen den Norden Iütlands und der ungestörte Besitz dieser Halb-
insel in stete Frage gestellt, es sei denn, daß eine zu keinem entscheidenden
und namentlich raschen Resultate führende und daher uumotivirte starke
Einschließung an ihre Stelle getreten wäre. Nach den Gefechten vom
17. und 28. März vor Düppel und dem Ablauf einer in ihren ersten
Stadien durchgeführten förmlichen Belagerung wurden cmf Grund der von
von Vlumenthal entworfenen, von Mottle genehmigten Angriffsdispositionen
die Düppeler Schanzen am 18, April 18l!4 siegreich erstürmt und der
eigentliche Brückenkopf von Sonderburg genommen. Nach diesem Erfolge
nahm Prinz Friedrich Karl, als Feldmarschall von Wrangel das Ober-
commando niederlegte, am 18. Mai provisorisch dessen Stelle ein und
erhielt nm 24. Juni mit von Vlumenthal als Generalstabschef den Oberbefehl
über das verbündete Heer. Auf Grund der von u, Vlumenthal entworfenen
mnstergilügen Dispositionen für den Uebergang nach Alsen, eine der
schwierigsten Kriegsoperationen über einen breiten, durch zahlreiche Natterien
und Infanterie, fowie ein Panzerschiff, den Nolfkrake, und Torpedos ver-
theidigten Meeresarin, fand derselbe am 29. Juni, nachdem man von
dem bereits weit früher geplanten Vallegaard-Project Abstand genommen
hatte, bei Kjär unweit Sonderburg statt und führte zu einem glänzenden
Erfolge, der nebst der Besetzung Iütlands die völlige Ueberwältigung des
dänischen Widerstands zur Folge hatte. Die Schwerter zum Kronenorden,
der Orden pour Iß m6riw, der rothe Adlerorden 2. blasse mit Schwertern,
das (iommandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens und das mecklen-
burgische Militäruerdiensttreuz belohnten die Thätigkeit nud Leistungen von
Vlumenthals. Im Monat Juni zum Generalmajor befördert, übernahm von
Nlumenthal nach Beendigung des Feldzuges im Ncwember das Eommando
der 7. und im April 1865 dasjenige der 30. ^nfnnteriebrigade. Auch in
dieser Stellung war ein längeres Verbleiben dein General nicht bestimmt: denn
schon im folgenden Jahre wurde er bei Ausbruch de? Krieges gegen Oesterreich
zum Ehof des Generalstabes der 2. Arm'e nnter dem Kronprinzen von Preußen
ernannt. Zuerst zur Deckung der bedrohten Provinz Schlesien an der
Neisselinie bestimmt, bewerkstelligte diese Armee unter ihren, Befehlshaber
und seinem Generalstabschef den schwierigen Nechtsabmarsch und Einbruch

über die Pässe des Riesengebirges in Böhmen, bis auf den Echec eines
ihrer Armeecorps bei Trcmtenau, in n,ustergiltiger und überall siegreicher
Weise und vollzog mit ihrer Vereinigung auf dem Schlachtfelde von König-
grätz und ihrem siegreichen Eingreifen in den Kampf des ersten Armeecorps
unter Prinz Friedrich Karl an der Bistritzlinie eine der denkwürdigsten und
erfolgreichsten Operationen der Kriegsgeschichte, welche ihr reiche Trophäen
in die Hände fallen ließ und die völlige Zertrümmerung und Auflösung
der kaiserlichen Nordarmee unter dem damaligen ersten Soldaten Österreichs,
Feldmarschall Benedek, zur Folge hatte. Schon das einfache Directions-
mittel der Heeresmassen mehrerer Armeecorps auf die beiden weithin sicht-
baren einzelnen hohen Bäume auf der Höhe von Chlum kennzeichnet die
geniale Leitung dieses Theiles des Feldzuges, die in gleicher Weise sich
bei der Anordnung der Verfolgungsmärsche und Operationen zwischen Olmütz
und Wien geltend machte. Mit dein geschickt angeordneten Abmarsch der
Brigade Vose auf Preßburg und dem Gefecht daselbst endete der ?wöchent-
liche glänzende Feldzug. Im August 1866 zum stellvertretenden General-
gouverneur von Mähren ernannt und mit den: Eichenlaub zum Orden
pour 1s möriw und dein Eomthurstern des hohenzollern'schen Hausordens
mit Schwertern decorirt, erhielt von Vlumenthal noch im October desselben
Jahres das Eommando der 14. Infanterie-Division in Düsseldorf, begleitete
den Kronprinzen im November nach Petersburg und wurde mit einem
Patent vom 8l). October 1866 zum Generallieutenant befördert. An der
Spitze der 14. Division verblieb der General bis zum deutsch-französischen
Kriege, bei dessen Ausbruch seine glänzend bewährte Tüchtigkeit ihn wiederum
zum Chef des Generalstabes der Armee des Kronprinzen auserseheu ließ.
Auch diese Armee führte von Blumenthal unter ihrem Oberfeldherrn von
Sieg zu Siege, unter denen besonders diejenigen von Würth und Weißen-
burg als völlig selbstständig errungene glänzende Erfolge hervorzuheben sind
und den Namen des Kronprinzen und von Blumenthals besonders auch in
Süddeutschland — ersteres ein nicht zu unterschätzender politischer Erfolg —
die allgemeine nnd höchste Beliebtheit verschafften. Wenn es der dritten Armee,
der des Kronprinzen, bei ihrem Vormarsch gegen Chülons auch nicht gelang,
das französische Eorps Vinoi, fest zu halten und zu schlagen, so traf die
Schuld dieses Mißlingens nicht die Oberleitung derselben; dagegen war es
ihr hierauf bestimmt, nach dem Gefecht von Stonne, bis auf das 6. Armee-
corps, im Süden und Südwesten den eisernen Ring zu bilden, welcher
die Armee Kaiser Napoleons III. umklammerte und zur Niederlage uud
Gefangengebung nöthigte; von Vlumenthal, am 2. August mit dem eisernen
Kreuz 1. und 2. Klasse decorirt, rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen
so glänzend, daß er in wichtigen Fragen auch von der oberen Heeresleitung
mit zur Verathung gezogen wurde. Dies geschah namentlich bereits bei
der Operation, die zu der Katastrophe von Sedan führte, sowie bei der
Vorbereitung' zur Einschließung von Paris und den später zur Deckung

der Belagerung gegen die Loire-Armee getroffenen Anordnungen. Nach der Schlacht von Sedan setzte die III. Armee den Vormarsch auf Paris fort, woselbst sie die Belagerung in ihrer ganzen Dauer mitmachte und nach den Anordnungen ihres Befehlshabers und Stabschefs die Cernirung vollzog. Während derselben nahm von Blumenthal an dein Gefecht bei Chatillon am 19. September, an dem Ausfallgefecht bei Malmaison am 21. October und am 29. Januar 1871 an der Schlacht am Mont Valerien in seiner Eigenschaft als Chef ihres Stabes Theil und half so das große Werk der dauernden festeren Wiedervereinigung der deutschen Stämme auf den Schlachtfeldern Frankreichs mit vollenden, an welchen« in hervorragendster Weife mitzuwirken, ihm zur ruhmvollen Lebensaufgabe geworden war, und welches in der Kaifer-Proclamation iu Versailles seinen ersten hochbedeutsamen äußeren Ausdruck fand. Ter rothe Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern und eine Dotation belohnte seine Kriegsuerdienste des Jahres 1870/71. Nach Beendigung des Krieges wurde der General unter Nelassung in der Stellung als Ehef des Stabes der III. Armee und in seinem Eommando zur Dienstleistung beim Kronprinzen von dem früheren Verhältniß als Lommcmdeur der 14. Division definitiv entbunden, am 16. Juni ä, I» suits des 3. thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 71 gestellt und am 27. Juni von dein Verhältniß als Ehef des Stabes des Obercommandos der III. Armee, fowie von dem Eommando zur Dienstleistung beim Kronprinzen enthoben und zu den Offizieren von der Armee versetzt. Im September des Jahres 1871 wurde der General zur Beiwohnung der Manöver nach England und zur Königin Victoria nach Schott? land gesandt und sah derart zum zweiten Male in dienstlicher Mission und unter den auszeichnendsten Verhältnissen dasjenige Land wieder, welchem er die Lebensgefährtin und einen neuen merthen Verwandtenkreis verdankte. Nach feiner Rückkehr von England wurde er am 2. October mit der höchsten selbstständigen Friedenscommandostellung der Armee, der eines commandirenden Generals des IV. Armeecorps, dem er von früheren Dienststellungen her nahe stand, betraut, in welchem Wirkungskreise er bis zun, Jahre 1888, sechzehn Jahre lang, zum Segen der Truppen wirkte. Am 22. März 1873 ernannte ihn Kaiser Wilhelm I. zum General der Infanterie und fandte ihn im Mai desselben Jahres als außerordentlichcu Botschafter zur Krönung König Oskars II. von Schweden nach Stockholm. Am 1. September ließ der Kaiser zur Feier des vor drei Jahren bei Sedan erfochtenen großen Sieges dem General die besondere Auszeichnung zu Theil werden, daß das Fort Nr. 12 bei Straßburg den Namen „Vlumenthal" erhielt, und ernannte ihn am Tage darauf zun, Ehef des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36. Im Jahre 1875 erhielt von Blumenthal das Großkreuz des österreichischen ^eovoldordens mit der Kriegsdecoration des Commandeurkreuzes und wurde im selben Jahre am 3. Juli in Begleitung des Kronprinzen zur Beiwohnung der feierlichen Beisetzung des Kaiser

Ferdinand nach Wien gesandt. Am 27. April 1876 wurde von Nlumenthal
bei Gelegenheit der Anwesenheit Kaiser Alexanders von Nuhland und
Kaiser Franz Josefs zu den Manövern und zur Dreikaiserparade bei Berlin>
zur Dienstleistung beim Kaiser von Rußland commandirt und erhielt den
Alerander-Rewsky-Orden. Die Reibe hoher Decorationsauszeichnungen und
Würden, die ihm zu Theil wurden, darunter auch diejenige eines Domherrn
von Brandenburg, war damit keineswegs erschöpft, und sein dankbarer Kriegs-
herr wußte immer auf neue Auszeichnungen für den hochverdienten General
zu sinnen. Am 13. September 1876 erhielt derselbe das Großkreuz des rothen
Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe, am 4. Juli 1877
das hohenzollersche Ehrenkreuz 1. Klasse mit Schwertern und am 21. Juli
desselben Jahres die höchste äußere Auszeichnung eines preußischen Generals
und Staatsdieners, den schwarzen Adlerorden, sowie am 24. Januar 1878
die Kette zu demselben. Im Jahre 1883 begleitete von Nlumenthal den
Kronprinzen von Preußen auf feiner Reise nach Spanien und wurde in
den erblichen Grafenstand erhoben. Am 30. Juli 1887 mar es dem im
77. Lebensjahre stehenden General vergönnt, sein 69jähriges Dienstjubiläum
im actiuen Dienste in ländlicher Zurückgezogenheit im Kreise seiner Familie
und Freunde auf feinem Rittergut Gottschalk bei Graudenz zu feiern. Eine
besonders gnädige Eabinetsordre Kaiser Wilhelms I. und dessen Portrait,
sowie die Vronzestatue des Kronprinzen und eine Büste vom Prinzen
Wilhelm, ein silberner Pocal des Gardefüsilier-Negiments :c. nahmen unter
den zahlreichen Aufmerksamkeiten, welche dein Jubilar zu diesem Tage er-
wiesen wurden, die erste Stelle ein, und das 4. Armeecorps und die Provinz
Sachsen ließen es sich nicht nehmen, in einer glänzenden Nachfeier des
Jubiläums am 6. August ihren Empfindungen der Liebe und Verehrung
für ihren Eorpscommandeur beredten Ausdruck zu verleihen. Am 12. März
des folgenden Jahres ernannte Kaiser Friedrich den General zum Feld-
marschall und bald darauf unter Entbindung von der Stellung als comman-
dirender General zum Inspecteur der 4. Armee-Inspection und zun: Chef
des reitenden Feldjägercorps mit dem Wohnsitz in Berlin. In der ersteren
Stellung war es den: Feldmarschall beschieden, die militärischen Beziehungen
zu den süddeutschen Truppen, zu denen er den Grund auf den Schlacht-
feldern des Jahres 1871 gelegt hatte, weiter zu pflegen und das Schwert
seines Kriegsherrn in dem ihm zugewiesenen Bereiche auch ferner fcharf
zu erhalten, eine Thätigkeit, die der Feldmarschall mit seiner späteren Ueber-
nahme der III. Armee-Inspection in Bezug auf diefe und das zugehörige
württembergische Armeecorps erfolgreich fortsetzte. Am 15. December 1894
wurde Graf v. Blumenthal durch eine Cabinetsordre Kaiser Wilhelms II.
auch « la snite des Garde-Füsilier-Regiments, in welchem er, deni damaligen
Garde-Rsserve-Regiment, seine militärische Laufbahn begonnen hatte, gestellt.
Der Pflege feiner dienstlichen Obliegenheiten, sowie der Verwaltung seiner
Güter Quellendorf, Gottschalk nnd Donastedt und seiner Familie gewidmet,

lebt der Feldmarschall seitdein mit seinen: jüngsten Sohn als Adjutanten in Verlin oder auf seinen Gütern. Ein blühender Familienkreis von, wie vorerwähnt, zwei Söhnen, die sich beide in activen Stellen der Armee, der älteste als Vrigadecommandeur, befinden, und drei mit ehemaligen, den alten Militärfamilien von Mollendorf und von Oettingen entstammenden Offizieren, nunmehr Grundbesitzern, uerheiratheten Töchtern bildet die ihm näherstehende Familie. Ein derart ausgezeichneter und erfolgreicher Lebens-gang wie der vorstehend von uns skizzirte legt im Hinblick auf den eminenten Heerführer den innigsten Wunsch nahe, der alle Freunde des Heeres und Vaterlandes mit Vezug auf den Feldmarschall Grafen u. Vlumenthal vereint: Möge es ihm vergönnt sein, nach einer von hingehendster Thätigkeit und misierordentlichen Erfolgen für sein Land so reichen Laufbahn des Schaffens und Wirkens noch recht lange Jahre mit stets bewährtem Nathe seinem Kriegsherrn zur Verfügung und, wenn der Kaiser und das Vaterland rufen, ihnen auch mit der That zur Seite stehen zu können.

Der Charakter des Arztes.

v<»,

Max Vessoir.

— Verlin. —

^nst ebenso sehr wie der Seelsorger hat der Arzt mit Impon-
derabilien zu rechnen. Die gegenwärtige mcdicinische Wissen-
schaft aber läßt in ihrem Drange, Alles eract zu gestalten,
diese unwägbaren Beziehungen aus dem Auge; und das Allereracteste wäre,
wenn der wirkliche Mensch ganz verschwinden und an seine Stelle eine
Summe von physikalischen Vorgängen treten wollte. Deshalb liegt der
modernen Betrachtungsweise ein Thema wie das unsere ganz fern. Es
scheint Vielen so, als ob man Nichts als eine Anzahl von Kenntnissen und
Fertigkeiten von dem angehenden Arzte zu verlangen hätte, als ob mit
ihrer verständigen Anwendung der Arzt bereits seine Pflicht gethan hätte.
Nun enthält zwar jede Pflichtuergessenheit eine Schuld, aber nicht jede
Pflichterfüllung schon ein Verdienst. Die erwähnte Art der Pflichterfüllung
hat keinen Anspruch auf Belobigung. Dieser Anspruch wird erst dann
berechtigt, sobald der ganze Mensch in die Berufsarbeit eingeht und per-
sönliche Beziehungen zwischen dein Kranken und seinein Helfer sich ein-
stellen. Und dazu gehören Charaktereigenschaften. Man kann sie freilich
dem Mediciner nicht einpauken, doch möglicherweise durch gelegentliche Be-
lehrungen oder sogar durch besondere Vorlesungen bilden und entwickeln.
Wem soeben der Wunsch nach Uniuersitätsvorlesungen über Pflichten
des Arztes geäußert wurde, so lag der Einwand nahe, daß dann das
Gleiche auch für die jungen Pädagogen und Juristen eingerichtet werden
müßte; was dem Einen recht ist, in dem Andern billig. Wer solches ein-
wenden wollte, übersieht jedoch, daß der Arzt im Leben eine ganz er-

.-'

ceptionelle Stellung einnimmt. Der Lehrer kann über das Fortkommen eines Knaben entscheiden, aber nur in Uebereinslimmung mit der Mehrheit der anderen Klassenlehrer und dein Director; der Richter urtheilt über die Ehre eines Menschen, nachdem öffentlicher Ankläger und Vertheidiger gehört, Schöffen und Geschworene befragt und alle Instanzen erschöpft sind. Dem Arzte indessen wird Leben und Gesundheit eines Menschen anvertraut, ohne daß eine Aussicht von anderer Seite stattzufinden braucht. Wie oft kommt es vor, daß er im Augenblicke eine lebensgefährliche Operation vornehmen oder einen Menschen in schmerz- und bewußtlosen Zustand versetzen muß! Daher sollte auf die Ausbildung des Charakters gerade bei den Medicinern besonderer Werth gelegt werden. Es schlüpft ja Mancher durch das Staatseramen, der über mäßige Kenntnisse und Fertigkeiten verfügt; wenn er dann wenigstens so viel moralischen Sinn besitzt, daß er in allen ihn« unsicheren und schwierigeren Fällen einen erfahrenen Eollegen oder ein gutes Buch zu Rathe zieht, so wird er weniger Unheil anrichten als mancher unter den Aerzten wandelnde Bücherschrank der Gelehrsamkeit.

Den Meisten wird ihre Verantwortlichkeit erst in der Praxis selber klar. Noch als poliklinische Praktikanten und Krankenhausassistenten verkennen sie oft den Ernst ihres Berufes, weil sie nicht ganz auf sich angewiesen sind. Aber später kommt die Zeit, wo sie zu jeder Tages- und Nachtstunde, bei körperlichem Unwohlsein oder seelischer Mißstimmung bereit sein sollen zu selbstständigem und verantwortungsvollem Handeln. Um unter diesen Umständen nicht leichtsinnig oder unlustig zu werden, dazu gehört ein starker und in den Lehrjahren wohl vorbereiteter Charakter. Denn die Verführung ist sehr groß, daß man die Kranken oberflächlich und nach einem allgemeinen Schema behandelt oder sich ihnen überhaupt entzieht, sobald eine Entschuldigung möglich ist. Den« Arzt kann man eben nicht so leicht nachrechnen wie anderen Menschen, und das ist bequem für einen Eharlatan, aber traurig für einen ehrlichen Kerl. „Schaffe Dir ein Gewissen an," ruft Sonderegger dem Arzte zu, „das sich von Niemandem besänftigen läßt nnd für Wissenschaft und Ehre und Barmherzigkeit gleichmäßig empfindlich ist." Erwirb es Dir aber schon auf der Universität, möchte ich hinzufügen.

Abstumpfung und Verfluchung hat vielleicht am ineisten der Landarzt zu befürchten, da er der kollegialen Unterstützung und den Fortschritten der Wissenschaft ferner steht als sein bevorzugter Bernfsgenosse in der Stadt. Es ist ihm versagt, einen Dheil seiner Last auf die Schultern von Specialis!,,'!! zu schieben und eine Arbeitstheilung durchzuführen. Andererseits wird er dadurch zu einer Eoncentration und moralischen Energie geuöthigt, die es wüuschenswcrth erscheinen läßt, daß möglichst viele Aerzte ein paar Jahre ihres Lebens auf dem Lande prakticiren. Doch gleichviel, ob in Millionencentren oder in kleinen Städten oder in Dürfern —-

jeder Arzt steht vor der Gefahr der Unempfindlichkeit, der kleine Bauern-
doctor so gut wie der berühmte Universitätsprofessor.
Der Werdeproceß ist deutlich. An fast jeder Leistung des praktischen
Arztes ist das Gemüth unmittelbar betheiligt; es wird daher durch diese
wiederholte Inanspruchnahme leicht stumpf werden. Abhärtung ist aber
noch nicht Verhärtung. Der Patient erwartet von seinem Helfer eine
gewisse Unempfindlichkeit, die allein ihn in manchen Fällen zur ruhigen
Untersuchung befähigt; deshalb braucht das Mitgefühl des Arztes nicht
erstorben zu sein. Alle Handlungen des echten Jüngers der Heilkunde sind
vielmehr von der innigsten Nächstenliebe getragen. Mit Recht spricht
Simpson*) dem wabren Arzte den Charakter des reinen Wohlwollens zu.
Und was er weiter aus einem auderen Munde anführt, überhebt mich der
Trefflichkeit des Gesagten wegen jedes eigenen Versuchs. „Geht," "führt er
an, „in die Behausungen der Kranken und Verlassenen, wo immer es
Krankheit oder Elend giebt, dort werdet Ihr einen Arzt in der Ausübung
seiner herrlichen Kunst finden, sich unverdrossen, willig und unerschrocken
jenen widmend, welche Armnth oder Laster oder Ansteckung jedes Freundes
beraubt habe». Oder folgt ihm zu den Kranken der höheren Klassen, und
Ihr werdet ihu dort als den Freund und redlichen Nathgeber von Personen
finden, welchen es nur selten gegönnt ist, die Wahrheit aus eines Anderen
Munde zu hören — wie er Trost und Hoffnung bringt dem Kranken, das
scheidende Leben weckt, den sinkenden Geist aufrichtet und ihn kräftigt gegen
die Rückwirkung von Krankheit, welche sonst den Philosophen des Muthes,
den Christen seines Trostes zu berauben vermag."
Nach allem Gesagten dürfen wir es als eine Anforderung an den
Charakter des Arztes bezeichnen, daß er die rechte Mitte halte zwischen
Hartherzigkeit und Empfindsamkeit. Auf der einen Seite ist Seelenstärke
nöthig, um trotz der Klagen der Kranken energisch handeln zu können, auf
der anderen Seite muh aus jedem Wort und jeder Bewegung das hervor-
strömen, was Shakespeare so nachdrücklich „die Milch der menschlichen
Güte" nennt. Allmählich vertieft sich das Humanitatsgefühl des Arztes
derart, daß er iu dieser Richtung erziehlich wirken kann. Die Kranken und
Elenden hält er aufrecht durch sein sittliches Vorbild, und in seinem ganzen
Kreise übt er den Einfluß sittlicher Bestimmtheit aus. „Alle seine Ideale
finden hier ihr Ziel und ihre Vollendung. In den: andauernden Kampfe
init Unglück und Leiden, in den erschütternden Bewegungen des Tages, in
der steten Sorge einer verantwortungsvollen Stellung erschließt sich ihm die
Tiefe des Gemüthes, und durch seine fortwährende Bereitschaft, alle seine
Kräfte einzusetzen, zu jeder Zeit uud unter allen Umständen, gewinnen seine
Lebensanschauungen an Ernst und Bedeutung. Dein entsprechend entwickeln
sich seine Vorstellungen zu einer sittlichen Stetigkeit, Keuschheit und inneren
') 8iinp6<m, ?K?«i<:iar!3 niul I'I^'Zi", IÄinK,!i<5l> 1857. S. 30.

Wahrheit, verbunden mit Milde, Duldung der Schwächen Anderer und
eigener Bescheidenheit." (Brinkmann)*).
Die Humanität des Arztes, die wir bisher als Hauptmerkmal seines
Charakters kennen gelernt haben, wird sich in vielen einzelnen Fällen zeigen.
Gesetzt, es sei ein neues und nicht ungefährliches Mittel gegen eine be-
stimmte Krankheit von hervorragender Seite empfohlen. Der besonnene
und moralisch feste Arzt wird es nur anwenden, wenn er sicher sein kann,
weder dem Kranken noch dessen Angehörigen noch der Gesellschaft im
Ganzen damit Schaden zuzufügen. Er wird sich von dein biblischen Grund-
satz leiten lassen: „Alles nun, was Ihr wollt, das Euch die Leute thun
sollen, das thut Ihr ihnen." (Evangl. Matth. 7, 12.) 52der um es im
Besonderen zu sagen: Kranke sind stets so zu behandeln, als ob man selber
an ihrer Stelle wäre. Denn der Arzt täusche sich darüber nicht: der
Patient versteht zwar meistens Nichts von dem wissenschaftlichen Werth der
Behandlung, aber er beurtheilt fehr genau den Eharatter feines Helfers.
Liebe weckt Liebe; wo Liebe ihn nmfängt, da ist der Leidende zugänglich
für alle Nachschlüge und von jener stärkenden Hoffnnng erfüllt, die einen
der wesentlichsten Heilfactoren abgiebt. An diesen Vortheil für den Arzt
knüpft sich eiu geradezu gefchäftlicher. Die Praris hebt sich bekanntlich
durch Empfehlungen. Je mehr nun der Kranke geneigt ist, alles Gute auf
Nechnnng des Arztes, alles Schlechte auf das Eonto der Krankheit zu setzen,
desto wärmer wird er „seinen Doctor" empfehlen, ohne daß diefer systematisch
den Kundenfang zu betreiben braucht. So kann der humane Ar,t manche
Freude in und an feiner Dhätigkeit haben: an der Geduld des Patienten
und an ihrer Leistungsfähigkeit, die indessen — Gott sei's geklagt — dann am
größten zu sein pflegt, wenn alle Hilfe zu fpät kommt. Tagtäglich erleben
wir es ja: alle Welt redet von vorbauender Medicin, aber Niemand honorirt sie!
Es giebt weiterhin Fälle, in denen der Arzt nicht durch seine Kunst,
soudern allein durch seine Persönlichkeit wirkt. Unter solchen Umständen
sind Menschenfreundlichkeit und Moralität nicht zu entbehren. Häufig
nehmen die Kranken ihre Zuflucht zum Geistlichen, weil sie in ihm jene
Ruhe uud Sittlichkeit finden, die dem religiösen, von der Güte der Vor-
sehung durchdrungenen Gefühle entspringt; würde der Arzt die Eharakter-
eigenschaften des Seelforgers zeigen — ganz abgesehen von der Grundlage
des Glaubens — so würde er ebenso willkommen sein am Lager des Todt-
kranken. Er könnte sich auch leichter das Zutrauen seiner Patienten
erwerben, als es wohl sonst geschieht. Und das Vertrauen des Kranken ist
Goldes werth. Der Arzt, der dies besitzt, braucht nicht allzu ängstlich jedes
einzelne Wort abzuwägen, kann mit Sicherheit die nöthigen Maßnahmen

*) Im Grunde genommen ist ja auch die Aufgabe des Arztes «in sittlich. El
hat das Leiden zu bekämpfen, das die Sprache mit dem Worte „Uebel" als etwas
Böses tennzeichnet. Ich möchte damit blos andeuten, wohin die philosophische Vertiefung
führen kann, ohne dah sie in den Fehler Heinioth'schci Lehren zu verfallen braucht.

vornehmen und befindet sich den Angehörigen gegenüber in der besten Stellung.

Unter den Charaktereigenschaften, die sonst noch zu erwähnen wären, stehen Geduld und Heiterkeit oben an. Es ist kein leichtes Werk, den oft so thörichten Klagen und Fragen des Patienten Stand zu halten. Man muß in gewissen Fällen über den Menschen stehen, um nicht aus der Haut zu fahren. Selbst ehrenrührige Anschuldigungen seitens der Patienten hat der Arzt manchmal herunterzuschlucken; er hat zu gewärtigen, daß der durch aufopfernde Mühe der Genesung zngeführte >iranke im letzten Augenblick zu einem Anderen läuft, der nun ohne Schwierigkeit die Garben einheimst. Solchen Widerwärtigkeiten gegenüber ist ein undurchdringlicher Panzer aus Geduld von Nöthen. Aber nicht jene mürrische Geduld wollen wir, der man das Erzwungene ansieht, sondern eine von Heiterkeit erfüllte Duldsamkeit. Der freundliche Glanz der Augen und die unbewölkte Stirn sind geradezu Erfordernisse des guten Arztes. Sie dürfen ihn nicht verlassen, auch wenn Unannehmlichkeiten ihm in den Weg kommen, z. B. Jemand aus der Umgebung des Kranken Vorschläge zur Behandlung macht.

Bereits oben sind zwei fernere Eharaktereigenfchaften des Arztes erwähnt worden, die eine eingehende Würdigung verdienen. Zunächst die Borsicht. Außer in der eigentlichen Behandlung sollte sie in allen Urtheilen des Arztes hervortreten. Er überlege es sich gehörig, ehe er eine aus der Mode gekommene oder eben modern werdende Art der Therapie verdammt, denn tausendfältige Erfahrung lehrt, daß in den meisten Verfahrungsweisen ein richtiger Kern enthalten ist. Gerade dadurch, daß er sich selber frei von Borurtheilen zeigt, kann er am wirksamsten die Vorurtheile feiner Elientel bekämpfen. Er fei sparsam mit Urtheilen über die Eollegen und lasse sich niemals einen harten Ausdruck zu Schulden kommen. Er bewahre endlich die Vorsicht in Diagnose und Prognose. Merkliche Irrthümer nämlich wecken das Mißtrauen des Kranken und haben dadurch zur Folge, daß häufig der wahre Zustcmd des Patienten dein Arzte verborgen bleibt, daß ihm — um ein vielfach humoristisch ausgemünztes Beispiel zu nehmen — gewisse Symptome als die Wirkungen von Arzneimitteln erscheinen, die gar nicht eingenommen waren.

Zuzweit sei der Selbstbeherrschung gedacht. Altrömische Weisheit lehrt, daß man Andere nur beherrschen kann, wenn man sich selbst zu beherrschen weiß, und sibi imperai-L maxiinuin est. Wer also Einfluß auf seine Patienten gewinnen will, halte vor Allem sich selbst im Zaum. Wie können Mahnungen zur Mäßigkeit fruchten, wenn der Arzt „immer noch Einen trinkt"! „Ertappt Sie," sagte Liehrsch^) seinen Hörern, „Ihr Kranker ans einer Unmüßigkeit, einer bösen Neigung, dann schwindet mit der Achtung

*) Liehisch, Bilder des ärztlichen Lebens oder die wahre Lebcnspolitil des Arztes. Berlin 1352. S. 5, 64, 162 ff,, 312.

der moralische Eindruck, den Sie auf seine Seele wie auf seinen Körper machen." Es ist ja so menschlich, zu denken: was der Arzt thut, kann mir auch Nichts schaden! Auf diese Weise aber geht das gegenseitige Vertrauen verloren, das auf sittliche Ansprüche begründet sein muß. Es wird dann jenes freie und stillschweigende Bündniß zerrüttet, wonach der Arzt sein Bestes thut und der Kranke in Treue es aufinmmt.

Daher haben auch die größten praktischen Erfolge Männer erzielt, die sich durch ihren Charakter auszeichneten. Es sei an Werlhof erinnert, für dessen Genesung Tausende in den Kirchen Hannovers beteten, und an Seile, dem Friedrich II. es bezeugt, daß er ihu, den König nicht anders behandelt habe als den Letzten und Aermsten im Volke. In Clausthal sprach man von Lentin noch fünfzig Jahre nach seinein Scheiden mit Ausdrücken schwärmerischer Verehrung; in Wien weiß man nicht genug von Peter Frank zu erzähle«, der im höchsten Alter unermüdlich an das Krankenlager der Armen eilte und ebenso wie mit wirklichem Beistände schon durch den Trost seines Anblicks erquickte. Vou Boerhaaue rühmt Haller: „Es werden Aerzte kommen, die an Geist, an Gelehrsamkeit, an Erfahrung ihm gleichen, — ein edleres Herz wird niemals gefunden werden." Solche Aerzte waren nicht Miethlinge, die um des Nutzens willen prakticirten, sondern sie erfüllten ihren Beruf im edelsten, das heißt sittlichen Sinne. Da die Heil-tuust in der Menschenliebe wurzelt und zu ihrer Ausübung Selbstverleugnung und Erhebung de3 Gemüthes verlangt, so kann nur ein rein moralischer Mensch Arzt im wahren Sinne des Wortes sein. Alsdann aber decken sich innerer Beruf und äußere Thätigkeit in seltener Weise. Diese Harmonie hat Hufeland (Enchiridion S. 727) fchön und deutlich bezeichnet, indem er von deni charaktervollen Arzte sagt: „Seinen Geist zu veredeln, seine Persönlichkeit dein Ganzen und einer höheren Welt aufzuopfern und Gutes um sich her zu verbreiten, so viel er kann, dies ist das Ziel seines Daseins; und wo kann er dies besser erreichen als in seinen: Berufe, der ihm jeden Aligenblick dazu Gelegenheit giebt, ja dazu zwingt, und der ohne Aufopferung des Egoismus uud aller Anhänglichkeit an das Scheinbare und Irdische ganz unmöglich ist?"

Kenner der Kantischen Philosophie werden gegen diese Ausführungen den Unterschied zwischen Legalität und Moralität in's Treffen bringen: sie werden sagen, daß alle die genannten Eigenschaften fehlen können und doch fo gehandelt werden könne, als seien sie vorhanden. Die humane und individualisirende Behandlung des Patienten braucht ja nicht aus dein Be-wußtsein einer innerlichen Pflicht zu entspringen, sondern nur aus nahe-liegende!» eigenen Interesse hervorzugehen: denn wenn der Doctor z. B. Nichts weiter thut, als dem Krauken ein Stückchen überflüssig gewordener gewucherter Schleimhaut in der Nase oder im Kehlkopf fortzuschneiden, „so bezahlt er natürlich dem Arzte kaum mehr dafür, als er Tags zuvor feinem Barbier gegeben, der ihm beim Haarschneiden den gleichen Dienst an

ver Charakter des Arztes. 2)
einer anderen Körperstelle erwiesen hat" *) Indessen auch eine solche egoistische Handlungsweise kann allmählich altruistische Bedeutung erlangen. Georg Simmel hat derartige Entwickelungsvorgänge im öffentlichen Geiste überzeugend nachgewiesen; Armensteuern und Findelhäuser sind aus dem Socialegoismus herausgewachsen, der lieber ein paar Opfer brachte, als das Proletarierelend überhand nehmen ließ; schließlich aber ist die Fürsorge für die Armen zum Selbstzweck geworden. So soll die anerzogene und anfänglich vielleicht egoistisch geübte Humanität des Arztes zum selbstständigen Mittelpunkt des Charakters sich gestalten. Von hier aus wird dann auch die erst kürzlich wiederentdeckte Wirkung ausgehen, die man „allgemeine Psychotherapie" nennen mag. Wenn nämlich unsere psychischen Tätigkeiten auf das körperliche Befinden einen entscheidenden Einfluß ausüben, wird die moralische Haltung des Arztes auf den» Umwege durch die Seele des Patienten dessen Gesundheitszustand fördern können.
Schon dem Gesunden gegenüber hat der Arzt Besonnenheit und Güte nöthig. Kerngesunde Menschen mit urwüchsiger Freude am Leben sind heutzutage selten; die Meisten neigen etwas zur Hypochondrie. Zeigt sich nun der Arzt selber verstimmt und bei jeder Kleinigkeit ängstlich, so wird die nervöse Furcht von ihm sich auf feine Umgebung übertragen. Ein solcher Arzt kann einem Scheinkranken unbewußt Krankheiten erst hinein- und dann wieder hercmseraminiren, darauf objectiv diognosticiren und behandeln. Deshalb 'wird jeder Mediciner auch sehr vorsichtig mit den im Verkehr so oft von ihm erbetenen Aufklärungen und mit der Veröffentlichung „populärer Darstellungen" fein. Es gehört zu feinen moralischen Pflichten, daß er überall vor Hypochondrie warnt und schützt, damit unser Geschlecht nicht noch mehr verweichliche und sich wirkliche Leiden künstlich anzüchte. In der That kann die Macht des Geistes Krankheiten erregen und heilen, tödten und lebendig machen; wie oft sind Leiden durch Angst und Furcht befördert, durch Freude und Erhebung gelindert worden! Das follte der Arzt nicht vergessen und darnach stets sein Verhalten einrichten. Die Natur selber bietet ihm Hilfsmittel dar, die er in keinem Lehrbuche verzeichnet findet und die ihm, dem wahren Naturarzte**), feine Aufgabe unendlich erleichtern. Noch bequemer ist's freilich mit der Neceptirkunde, dem goldenen Faulbette des gedankenlosen Arztes — aber wer etwas auf sich hält, wird nur im Nothfalle zu den Zaubermitteln greifen.
Jüngere Aerzte pflegen sich um eine solche Haltung zu bemühen, wie wir sie bisher als Grundlage für die eigentliche Psychotherapie geschildert haben. Aeltere Verufsgenossen dagegen, deren Ansehen schon völlig gegründet ist, verlieren häufig an Gefälligkeit und Leutseligkeit, weil sie derlei „ge-

*) Martin Mendelsohn, AerMchc Kunst und medicinische Wissenschaft. 2. Aufl. Wiesbaden, 1894, S. 35.

**) Der sogen. Natuiarzt ist der unnatürlichste von allen, weil er die ganze Welt auf eine kleine Specialitllt (Wasser oder deigl.) zuspitzt.

sellschaftliche" Tugenden nicht mehr uöthig zu haben wähnen. Freundlichkeit und unermüdete Aufmerksamkeit sind indessen für den Arzt mehr als angenehme Eigenschaften, sie sind Ingredienzien seiner Wirksamkeit und deshalb auch dein Berühmtesten unentbehrlich. Bei Manchen spricht wohl auch der Wunsch mit, eine unumschränkte Gewalt über ihre Patienten zu haben; deshalb zeigen sie durchweg Strenge und rühmen sich ihrer Autorität. Doch allzu scharf macht schartig. Wenn der Arzt eine kluge Mäßigung seiner so schwer zu befolgenden Vorschriften walten läht, kommt er weiter, als wem: er durch rigorose Mahnahmen das Zutrauen seiner Clienten verscherzt. In gewissen Fällen natürlich verlangt gerade das Temperament des Kranken die äußerste Strenge von Seiten des Arztes, und hier wie so oft muß die Entscheidung dem Tacte des Einzelnen überlassen bleiben. Nur auf zwei Punkte sei ausdrücklich hingewiesen: niemals treibe man den Stolz so weit, daß man Vorschläge des Kranken und seiner Angehörigen über die Behandlung «»gehört ablehne. Auch den geschicktesten und erfahrensten Praktiker kann ein solcher Vorschlag auf Etwas bringen, was ihm vielleicht noch nicht eingefallen war, und vor allen Dingen: Jedermann hat ein natürliches Recht zu sprechen, wenn sei» oder seines Freundes Leben in Gefabr ist.

Der zweite Punkt betrifft den ärztlichen Trost. Der Leidende will Hilfe oder wenigstens Trost haben. Villroth erzählte, er habe früher oft darüber gespöttelt, wenn Oppolzer in den verzweifeltsten Fällen dein Patienten gratulirte, wie gut er aussähe, und dann im Uebergang zum nächsten Bette sagte: NiLLi-iiinuz! mox morwtui-! Jetzt aber verstehe er sehr wohl, daß man nicht nur die medicinischeu Wissenschaften in ihrer oft entfetzlichen Nacktheit, sondern auch die Methodik der ärztlichen Kunst und der ärztlichen Humanität lehren solle. Der Arzt muß es eben verstehen, Trost zu spenden. Er kann es mittelbar thim, indem er das Gemüth des Kranken von seinen gegenwärtigen Leiden und von den traurigen Aussichten in die Zukunft ablenkt, indem er heitere Bilder emporzaubert oder auf das Schicksal noch Bemitleidenswertherer verweist. Unmittelbarer Trost ist nützlich, wenn die Krankheit langsam verläuft oder Gefahr droht. Man kann an den einzelnen Symptomen mich dem argwöhnischen Kranken die geringe Gefährlichkeit feines Leidens anschaulich machen oder man sagt ihm, die Krankheit fei erst dann bedeutend, wenn ein bestimmtes Symptom auftrete -^ nnr muß man gewiß sein, daß es thatsächlich nicht auftreten wird. Durch solche Täuschungen gelingt es, dem Dahinsiechenden das Labsal der Hoffnung zu bewahren. Vortrefflich wirkt der Hinweis auf Andere, die aus denselben Nöthen zu voller Gesundheit genesen sind, oder der Hinweis auf frühere Stadien der eigenen Krankheit, in denen die Beschwerden größer waren. Doch wozu noch Einzelnes aufzählen: ein jedes Wort aus dem Munde des Arztes soll ja ein Wort des Trostes sein! Vor ihm liegt die Seele des Menschen ebenso aufgeschlagen wie das große Buch der Natur!

An eineil solchen Arzt — und damit kehren wir an den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen überhaupt zurück — kann und wird der Kranke glauben. Der Glaube aber hilft, der Glaube nämlich an die Einsicht, Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit des Arztes. Wenn ein Kranker diesen unbedingten Glauben besitzt, dann hat er Trost und Ruhe, Kraft und Geduld in sich; er befindet sich in einer richtigen und günstigen inneren Stellung zur Krankheit selber. Jeder Arzt aber, der etwas schärfer beobachtet, weiß, was dies besagen will- er weiß, daß nunmehr die therapeutischen Einwirkungen gleichsam die rechten Stellen treffen und die günstigsten Bedinguugen zur Genesung vorliegen. Diese Stimmung des Patienten erzielt mau vielleicht am sichersten, wenn man sorgfältig individualisirt und auf alle Eigenheiten des betreffenden vsychophysischen Organismus Rücksicht nimmt. Die Hauptkunst bei der Behandlung besteht doch darin, die Krankheit möglichst zu generalisiren, den tranken möglichst zu individualisiren nnd jedenfalls Neides, die schattenhaft-geheimnißoolle Krankheit und den körperlich-wirklichen Kranken fein fäuberlich von einander zu scheiden.

Wem diese Anschauungen abergläubisch vorkommen, dein möchte ich einige Sätze Rudolf Virchows entgegenhalten als eines Mannes, der dem Verdacht des Mnsticismus am wenigsten ausgesetzt ist. Vor langen Jahren hat Virchow einmal von zwei damals modernen medicinischen Richtungen gesagt: „Beide haben sie dieses Gefühl der Unfehlbarkeit und Sicherheit, welche dem Empirismus in feinen roheren Formen fast überall anklebt und welche die Masse so leicht besticht; Beide erkennen sie neben ihrer Untersuchungsmethode Nichts mehr an. Der menschliche Leib verallgemeinert sich in ihren Zünden, und das Individuelle wird als ein Aberglauben abgestreift. Wie es das Wesen des Absolutismus überall ist, daß er den Resvect vor der Persönlichkeit verliert, weil unter seiner Behandlung Alles niedergedrückt wird, so wollen auch diese Neuerer Nichts mehr von den Eigenthümlichkeiten des Einzelnen wissen, auf welche sich die alten erfahrenen Aerzte so viel zu Gute thaten . . . Die erncte naturwisseuschaftliche Therapie möge es uns verzeihen, wenn wir uns nicht scheuen, die Schmähung über uns ergehen zu lassen, und wenn wir zugestehen, daß wir in diesen: Punkte den ‚MrMcismus' für das Resultat einer vorurtheilsfreien Naturforschung halten"").

*) Nutz« den erwähnten Schriften sind von uns benutzt worden: Virchows Arch, f. pllthol. Anat. VI, 27, Berlin, 1851; Oregon,, Vorlesungen über die Pflichten und Eigenschafteil des Arztcs S. 10 u. 27 ff., Leipzig, 1778; Sachs, lieber Wissen und Gewissen, Reden an Aerzte, S. 299 ff. Berlin, 1826; Rokitansky, Zur Oiienliruüg über Medicin und deren Praxis, S. 29 ff., Wien, 1858; Villroth, Aphorismen. S. 9, Wien, 1884: Sondercgger, Vorposten der Gesundheitspflege, S. 524, Berlin, 1892; Ottonmr Rosenbach, Grundlagen, Aufgaben und Grenzen der Therapie, Wien, 1891,

Die friedericianische Armee.

von

Aonrad WutKe.

— Vreslau, —

^ie Stürme des dreißigjährigen Krieges hatten die Unzulänglichkeit
des verrotteten Lehnssystems wieder auf's Grellste vor Augen
gestellt, und diejenigen Fürsten in Deutschland, welche ihres
Thrones und ihres Landes in diesen drangvollen Zeiten nicht verlustig
gehen wollten, gezwungen, anstatt der bisher üblichen Leibwache mehr oder
minder große stehende Truppenmassen zu ihrem und ihrer Unterthanen Schutz
zu halten. Auch in Brandenburg nahm der schwache Kurfürst Georg
Wilhelm einen Anlanf dazu; hausten doch in seinen rheinischen Besitzungen
Niederländer und Spanier, in den Knrlanden Schweden und Kaiserliche,
und waren doch auf das Herzogthum Preußen mit seinen werthuollen Häfen
Schweden und Polen gleich lüstern. Um die Zukunft des brandenburgisch-
preußischen Staates zu sicheru, war vor Allem nothwendig, daß der Träger
all' der brandenburgischen Rechte und Ansprüche auch Herr im eigenen
Hause sei, zunächst vornehmlich gegen außen hin. Deshalb ging Kurfürst
Friedrich Wilhelm unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1. Decbr. 164«^)
mit aller Energie daran, sich ein nnr ihm ergebenes, nur von ihm ab-
hängiges und dabei stets schlagfertiges Heer zu fchaffen. Seine Thatkraft,
verbunden mit weiser Sparsamkeit, verstand trotz aller Hemmnisse, welche
die Entvölkerung seiner Lande und der Widerstand seiner Stände einerseits,
wie die Mute äußerer Feinde andererseits bereiteten, aus den wenigen
von seinem Vater ihm hinterlassenen Eumuagnien, welche zudem neben
ihrem Kurfürsten auch dem Kaiser deu Eid der Treue geleistet hatten, all-
mählich eine Truppenmacht heranzubilden, mit welcher Frennd nnd Feind

wohl zu rechnen hatten. Die erste Probe bestand das neu in's Leben gerufene Heer in den schwedisch-polnischen Kämpfen; in der Schlacht bei Warschau vom 27. bis 30. Juli 1656 erhielt es seine Feuertaufe, die Souveränität Preußens 166» im Frieden zu Oliv« war das erste Ergebnis brandenburgischer Tapferkeit.

Nur den Erfolgen feiner Waffen hatte Friedrich Wilhelm diefen Gewinn zu danken, um fo mehr Grund für ihn, an dem Ausbau feiner Truppenmacht unermüdlich weiter zu arbeiten. Allerdings erforderte es viele Jahre rastloser Thätigkeit, ehe die entarteten Söldnerschaaren der Epoche des dreißigjährigen Krieges „zu einer nationalen, volksthümlichen und doch eine vielgestaltige Arbeitsteilung einschließenden Heeresuerfassung" emporgehoben werden konnten. Nur Schritt für Schritt hat sich dies erreichen lassen, und es bedurfte der unausgesetzten Wachsamkeit des scharfen Herrscherauges, um die tief eingewurzelten Nohheiten und Schlechtigkeiten der Soldateska aus den Zeiten der Verwilderung nicht wieder aufleben zu lassen. Nur die fchärfste Disciplin konnte hier durchgreifend wirken, damit der Söldling auf dein ihm zugewiesenen höheren Standpunkte seines Berufes sich zu erhalten vermöge; Furcht mußte feine fchlimmen Begierden zügeln, auf daß er ein brauchbarer Soldat werde. Aber in wachfendem Maße fanden sich unter Friedrich Wilhelms Fahnen auch Diejenigen ein, welche ein ideales Bewußtsein, ein höheres Gefühl für den Beruf des Soldaten in edlerem Sinne mitbrachten, immer zahlreicher strömten die Landestinder unter die Fittiche des kühn aufstrebenden Hohenzollernaars. In der Armee ihres großeil Kriegshelden fanden sich die waffentüchtigen und waffenliebenden Söhne der bisher nur durch Personalunion verbundenen heterogenen Bestandtheile des brandenburgischen Staatsgefüges zusammen, hier lernten sie die Idee eines einzigen preußischen Staates verstehen und würdigen: der Name der „preußischen" Truppen als Einheit kam in jenen Tagen auf. Ter Fürst, der „einzig und allein gut reichisch" seiu wollte und zuerst, aber auch fast allein sich der Uebermacht Ludwigs XIV. bei dessen Naubkriegeu ini Bewußtsein der guten Sache entgegenwarf, führte feine Schaaren zum Siege bei Fehrbellin über die verhaßten Schweden <1675) und brachte den Deutschen zum Bewußtsein, daß der Traum von des Reiches Macht und Herrlichkeit nur uuter brandenburgischer Führung zur Wahrheit werden könne. Sein tief religiöses Gemüth, sein weitblickender Geist, sein ausgeprägtes Herrschergefühl pflanzten den Soldaten weit mehr, als auch die härtesten Militärgesetze vermocht hätten. Scheu und Ehrerbietung vor dem Willen ihres Kriegsherrn ein, aber andererseits brachte des großen Kurfürsten Leutseligkeit, sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Milde sich auch die Herzen seiner Soldaten wieder näher. Der Wunsch des Deutschen, zu seinem Herrscher emporblicken zu können und doch ihm menschlich nahe sich fühlen zu dürfen, diese für ein monarchisches Staats» gebilde unentbehrlichen Imponderabilien gaben dem Organismus des

->

preußischen Heeres einen idealen Schwung nnd eine Lebensfähigkeit, welche
die Regierung auch eiues schwachen Herrschers wohl zu überdauern vermochte.
Friedrich Wilhelm hinterließ seinein Erben eine Armee von
27 00!» Mann. Des Kurfürsten Friedrichs Streben, der thatsächlich er-
worbenen Machtstellung auch das äußere Gepränge, die Künigskrone, hinzu-
zufügen, führte ihn dazu, feine Mittel und Kräfte über sein Vermögen in
den Dienst des Kaisers zu stellen, von welchen: allein nach der herrschenden
Ansicht die Verleihung dieser Würde ausgehen konnte. Friedrich selbst war
kein Krieger, seine Truppen lernten ihn nicht kennen, vor Allem nicht lieben.
Kein Wunder, wenn der ideale Schwung, welcher die Sieger von Fehrbellin
getragen hatte, allmählich wieder dahin schwand, die preußischen Truppen
das wurdeu, was die Soldschaaren der übrigen deutschen Fürsten lediglich
auch waren: Miethstruppen. König Friedrich I. fehlte es keineswegs an
Ideen, wollte er z. N. doch neben dem stehenden Heer ein geordnetes all-
gemeines Aufgebot in's Leben rufen, wie es fein großer Vater bereits ge-
plant hatte, alfo im Grunde genommen die allgemeine Wehrpflicht ein-
führen; aber es mangelte ihm an Macht und an Stetigkeit, dm Plan
auszuführen. Während die Truppen des mächtigsten Fürsten im Reich für
habsburgifche Hausinteressen fern von den Wurzeln ihrer Kraft auf welfchem
Boden bluteten, allerdings anch dank ihrer Disciplin und Tüchtigkeit den
Ruhm der preußischen Waffen weithin erstrahlen ließen, während der jüngst
gewordene König im Westen und Süden „Krieg ohne Politik" trieb, mußte
er dagegen im Osten „Politik ohne Krieg" treiben. Das Lebensinteresse des
preußischen Staates drängte zur Ostsee; im Ringen zwischen Schweden,
Dänen, Polen nnd Russen um die Vorherrschaft, um das dominium innriz
dnltioi, mußte das vom Großen Kurfürsten geschliffene, schneidige Schwert
den Ausschlag geben und die alte deutsche Obmacht der Hansa wieder her-
stellen. Die begehrlichen Augen des russischen Zaren Peter schauten auf
das in fchwedifchen Händen befindliche Stettin, für das der Große Kurfürst
gern alle feine Erwerbungen und Erbanfprücke dahin gegeben Hütte; russische
Brutalität heischte in Verlin ungestüm die erforderlichen Kanonen, um dieses
Vollwerk Pommerns zu Falle und in russischen Besitz zu bringen — und
die Armee, welche allein die richtige Antwort hätte geben können, focht
Hunderte von Meilen auf fremder Erde.

Da stieg König Friedrich Wilhelm auf den Thron (25. Februar 171A),
in Gesinnung und Thatkraft seinem Großvater ähnlich, der „deutscheste"
Mann seiner Zeit. Er rief feine Truppen zurück, und das allein schon
bewirkte, daß die nordischen kriegführenden Mächte Preußen in ihre
politische und militärische Erwägung zogen. Die nächste Folge war, daß
Stettin in preußischen Besitz kam. Dies waren aber anch für das nächste
Menschenalter die einzigen blutigen Lorbeer», die die preußischen Truppen
im Kampfe für Preußens Weiterentwicklung erringen durften. Abhold
jeder kriegerischen Verwickelung, widmete König Friedrich Wilhelm seine

ganze Thätigkeit in unennüdlicher Sorgfalt dein inneren Ausbau seines Staates. In der Erkenntnis;, daß Preußen einzig aus sich selbst die Mittel schöpfen müsse, um eine Armee zu gestalten, die des Staates Selbstständigkeit zu uertheidigen vermochte, schuf er, indem er gleichzeitig die Finanzen auf's Beste ordnete und die Bedürfnisse des Staates auf eigene Füße stellte, eine Achtung gebietende Militärmacht. Allein bevor ihm der Feind nicht auf dem Nacken saß, wollte er keinen Gebrauch davon machen; er mar zufrieden, daß er jetzt die Unverletzbarkeit der Grenzen feines Staates durch feine eigene Truppenmacht zu sichern vermochte. Die Folge war Mißachtung. Die Preußen ererciren, aber schießen nicht, spottete man. Die „Berliner Wachtparade" war bald in Aller Munde.
Dem König war es gelungen, eine schlagfertige Armee von 839M Mann zu schaffen; Preußen war damit die viert- ja vielleicht die drittgrüßte Militärmacht Europas geworden, während es auf Grund feiner Bevölkerungszahl erst die dreizehnte Stelle unter den Staaten einnahm. Die Rüstung aber war zu groß und schwer für diesen kleinen Körper. Das Interesse des Nationalwohlstandes, das System des Mercantilismus bestimmten Friedrich Wilhelm I. zeitweilig auf die Enrollirung von Inländern überhaupt zu verzichten, denn mit Recht glaubte er keinen einzigen steuerkräftigen Unterthan feiner Nahrung und seinem Gewerbe entziehen zu dürfen. Die erforderliche enorme Menge Soldaten ließ sich nun aber nicht so leicht aus nichtpreußischen Ländern zusammenbringen; die preußischen Werbeoffiziere mußten deshalb zu List und offener Gewalt greifen. An allen Ecken und Enden des deutschen Reiches erhoben sich denn auch bald die bittersten Klagen über diesen Menschenraub, und wiederholt sah sich der König gezwungen, seinen Werbern in scharfen Worten ihre Gewaltthätigkeiten zu verbieten. Die Offiziere wußten indessen recht gut, daß diese Verbote nicht ernst gemeint und nur politischen Erwägungen entsprossen waren. Allein diese Nekrutirung aus dem Auslande erwies sich bald als viel zu kostspielig und zugleich auch als ungenügend; es blieb nichts Anderes übrig, als wieder auf das Inland zurückzugreifen. Den einzelnen Regimentern wurden bestimmte Kreise zur Ergänzung ihres Bestandes angewiesen, die dienstfähige und dienstpflichtige junge Mannfchaft wurde enrollirt und das Eantonsnstem eingeführt, eine Einrichtung, die für die Geschicke Preußens von der größten Bedeutung war. Im Princip wurde der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht damit anerkannt, ließ auch die Praxis noch immer große Ausnahmen zu, welche dann unter Friedrich dem Großen immer weitere Ausdehnung gewonnen haben. Die ganze Wucht der Stellungspflicht siel allerdings auf das flache Land, aber zum Segen des Staates, denn die unbedingte Herrschast des Gutsherrn über feine Hintersassen wurde damit durchbrochen. Dem gemeinen Mann kam zum Vewußtsei», daß auch er ein Mitglied des Staates sei; der Dienst im Heere wurde damit ein mächtiger Hebel zur Volkserziehung, und des

Königs Nock gab de»! Stellungspflichtigen bald auch höheres Selbst-
bewußtsein. Ein zweiter, nicht minder wichtiger Schritt in der Umge-
staltung des preußischen Heeres geschah dadurch, daß der König seinen
noch vielfach frondirenden Landadel in einen ihm treu ergebenen Schwert-
adel umwandelte, dessen erster Offizier er selbst war; das Ehrgefühl feines
Offiziercorps zu heben, war seine vornehmliche Sorge, und das ist ihm
auch gelungen. Friedrich der Große trat das Erbe seines Vaters mit
allen seinen Consequenzen an. Der „Querpfeifer und Poet", wie Friedrich
Wilhelm anfänglich feinen Erstgeborenen gescholten, hat die Grundlagen der
Staatsverwaltung, der Behördengliederung, der Heeresverfassung unver-
ändert gelassen, sie aber vermöge seines mächtigen Genies bis zur vollsten
Entwickelung gebracht. Mit- und Nachwelt haben Friedrich dem Großen
unendlich viel zu danken; von ihm und seinem Wirken ist die geistige und
politische Wiedergeburt Deutschlands ausgegangen, und die Preußen müssen
in Liebe und Ehrerbietung zu diesen: unvergleichlichen Helden empor-
blicken. Aber das darf auch nicht abhalten, wenn nun einmal die Welt-
geschichte in Wirklichkeit die rückschauende Prophetin sein soll, auch den
Maßstab der Kritik an sein Wirken zu legen. Gerade in unfern Tagen
ist die Forschung über deu größten Mann des vorigen Jahrhunderts uner-
müdlich thätig gewesen, seine bewundernswürdige Vielseitigkeit, die tausend-
fältigen Aeußerungen feines genialen Geistes unserer Kenntniß zu erschließen,
so daß ein unbefangenes Urtheil, eine gerechte Würdigung der Persönlich-
keit des großen Friedrich jetzt wohl möglich ist. Sein nenester, begeisterter
Biograph, N. Koser, sieht sich doch zu der Aeußerung gezwungen: „Wo er
an den Einrichtungen seines Vaters änderte, handelte es sich immer nur
um einen Anbau, nicht um eine einheitliche Neuordnung." Demnach wäre
Friedrich nicht schöpferisch thätig gewesen und hätte trotz seiner genialen
Begabung dem preußischen Staate neue Bahnen nicht gewiesen. Der
Herrscher Friedrich ist Zeit seines Lebens ein viel zu ausgeprägter
Rationalist gewesen, als daß er dem Philosophen Friedrich Einfluß auf
seine Entschließungen und sein Handeln verstattet hätte. Der Enthusiasmus
des Denkens nnd des Handelns, beide gleich stark bei ihm ausgebildet,
haben vielfach entgegengesetzte Wege eingeschlagen, nnd dies ist besonders
auf militärischen! Gebiete für Preußen fpäter verhängnißvoll geworden.
Das von seinem Vater hinterlasse!« Heer, das er bald zu beispiel-
losen Siegen führen sollte, kennzeichnet Friedrich als Kronprinz in seinem
„Antimacchiauell" in herben Worten: „Wen nimmt man zum Soldaten?
Die Hefe des Volkes. Fanlenzer, die lieber müßig gehen, als arbeiten,
lüderliches Gesindel, das die Ungebundenheit im Soldatenrocke sucht, junge
Taugenichtse, die daheim nicht gut thun und sich au»? Leichtsinn anwerben
lassen. Diese Leute hegen eben so wenig Neigung und Anhänglichkeit für
ihre Herren als selbst Fremde. Bei allen unseren Heeren ist das Deser-
tiren gang und gebe." Solches Material konnte allerdings nur durch die

strengste Disciplin, durch die härtesten Kriegsartikel zu brauchbaren Sol-
daten umgeschweißt werden, wenn es überhaupt gelang. Wie ein rother
Faden durchzieht denn auch alle tmnglichen Erlasse das Gebot rücksichts-
loser Strenge bei der Handhabung der Strafen zur Wahrung der Dis-
ciplin, aber nicht minder bezeichnend sind die vielfachen Generalpardons
wegen Desertion. Zweifellos konnte bei dem größten Theil der Ge-
worbenen nur Furcht der Antrieb zur Pflichterfüllung sein. Aber, wird
man sich staunend fragen, wie hat mit folchen Truppen Friedrich der
Große sieben Jahre hindurch dem Ansturm von halb Europa Stand zu
halten vermocht? Nie hat sich sein Genie größer bewährt, als in den
trüben Tagen, wo er fast allein noch Vertrauen auf die Zukunft hegte,
während selbst seine Getreuesten zaghaft einzulenken riethen; Preußens Well-
bestimmung hat damals allein auf Friedrichs Felsenfestigkeit geruht. Er
eröffnete neue Quellen des Widerstandes, wenn schon Alles verloren schien,
und seine Energie riß auch die Muthlosesten fort. In jenen Tagen hatte
sich schon das feste Band zwischen dem großen königlichen Feldherrn und
seinen Truppen geschlossen, das zum endlichen Siege verhelfen sollte.
Ein tüchtig geschultes, zuverlässiges Offiziercorps war sein erster Rückhalt,
dann aber war auch im gemeinen Mann zum guten Theil ein tiefer sitt-
licher Kern vorhanden. Gewiß besitzen wir viele Zeugnisse, daß der Sol-
dat sich viel tüchtiger unter dein Commando seines Königs als unter
dem seiner Generale schlug; viele Beweise aber haben wir auch, daß der
Preuße, wenn auch den Augen seines unbesiegbaren Feldherrn weit ent-
rückt, sich doch lieber in Stücke hauen ließ, als daß er Pardon an-
genommen hätte; die mächtige Triebfeder soldatischer Ehre riß auch den
schlechten und widerwilligen Soldaten mit fort, die guten und tüchtigen
Elemente im Heere zwangen die böfen, ihnen nachzueifern.
Friedrich verstand es sehr wohl, auf die Denkart des gemeinen Mannes,
sei es auch durch ein derbes Scherzwort, einzugehen; die unzähligen Anek-
doten, welche noch in unfern Tagen so überaus zahlreich im Munde des
Volkes leben, beweisen am besten, in wie hohem Grade Friedrich die Gabe
der Popularität besessen hat. Alle Schroffheiten und Härten schob man
nicht ihm, sondern seinen Dienern zn. Das ist eben das beneidenswert!)«
Geschick eines volksthümlichen Herrschers. Auch der ärmste und elendeste
Mann sonnte sich in dem Ruhme seines großen Königs. Menschenwürde
im Kriegsdienste zu achten, vermochte trotz alledem Friedrich nicht; rücksichtslos
preßte er die bei Pirna kriegsgefcmgenen Sachsen unter seine Fahnen.
Der Rückschlag erfolgte bei Kollin, aber die Lehre, daß fremde, ihr Vater-
land und ihr Herrscherhaus liebende Soldaten nicht ohne Weiteres preußische
Truppen werden könnten, hat der König doch nicht gezogen. Auch zwang
ihn die bittere Nothwendigkeit, die Soldaten dort zu nehmen, wo er sie
fand. Nach der verlorenen Schlacht bei Breslau kamen von der in der
Festung befindlichen preußischen Besatzung in einer Stärke von mindestens

4009 Mann, der ein Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt worden war, nur 479 Mann mit 129 Offizieren im Lager Ziethens an; von dem ganzen Regiment „Schultze" z. N. sollen nur 10 Mann ausgezogen sein.
Nun rückte der Sieger von Roßbach heran, und seine Zuversicht theilte sich auch den eben erst Geschlagenen mit. Der herrliche Sieg bei Leuthen gegen eine dreifache Uebermacht stärkte von Neuem die schon gesunkene Zuversicht der Soldaten auf ihren König. Die Anstimmung des Chorals „Nun danket Alle Gott . . ." am Abend auf dem Schlachtfelde kennzeichnet die Stimmung des Heeres. Diese „Säulen" des preußischen Heeres verschlang aber der langmährende Krieg. Immer schlechter wurde das Material, das Friedrich zu seinen ferneren Kämpfen zur Verfügung hatte, immer blutiger gestalteten sich die Schlachten; es galt, immer neue Heere aus deni Voden zu stampfen und immer noch einen Grofchen mehr als der Feind in der Tasche zu haben, um demselben ein Paroli bieten zu können. Und Friedrich hielt es länger aus.
Zu Tode erschöpft war der Sieger, als müder Greis kehrte Friedrich in sein Sanssouci zurück. Der Gedanke an die Staatsraison aber gab ihm bald die Elasticität des Geistes und die alte Spannkraft wieder.
Noch unter den letzten verhallenden Gewehrfeuern seiner Pelotons ging der große König daran, auf die Wunden, die der lange, schreckliche Krieg seinen Landen geschlagen, die heilende Hand zu legen. Gleichzeitig aber trug er auch Sorge, durch eine neue furchtbare Armada seinen Feinden die Lust nach einer Wiederholung des Waffenganges zu benehmen. Der Tod hatte unter seinen Schnüren schrecklich aufgeräumt. Ueber 4000 Offiziere hatte er eingebüßt. Nur wenige geineine Soldaten, die mit Friedrich 1756 ausgezogen waren, brachte er aus den Feldlagern 1763 wieder heim; die Mehrzahl lag auf den blutigen Schlachtfeldern von Kollin, Zorndorf, Hochkirch, Kunersdorf, Torgau u. s. w. Der voni König aufgebrachte Ersatz stand zun, größten Theil an Tüchtigkeit weit hinter seinen alten Veteranen zurück.
Es waren ihrer nur noch vereinzelte, die, wie der Musketier Dominikus vom Regiment Nr. 9 in den Waffen ergraut, eine Zierde der friedericicmischen Armee bildeten. Dieser schlichte Soldat, dessen Tagebuch erst vor Kurzem bekannt geworden ist, erzählt in seinen Aufzeichnungen in eindringlicher Weise, wie auch gerade der gemeine Soldat trotz Allem einen tief sittlichen Kern in sich trug, daß nicht allein die Furcht vor der Fuchtel oder der Kugel des Pelotonführers die Preußen zum tactmästigen Anmarsch auf die Feinde vorwärts trieb, fondern daß auch andere ethische Momente im Heere bei Offizieren wie Gemeinen mächtig wirkten. Dieses gottesfürchtige westfälische Landeskind, mit Gewalt aus guten bürgerlichen Verhältnissen herausgerissen und zum Kriegsdienst in einen» Heere gezwungen, welches so Viele umfaßte, von denen sich dieser Mann des ehrenfesten, guten Mittelstandes von Anfang an abgestoßen fühlen mnßte, liält im Schlachtengewühl unter den größten Anstrengungen allen Verführungen der Werber gegenüber treu

und unentwegt zu der Fahne, der er geschworen, und ob auch viele semer Kriegskameraden abtrünnig werden, so will er den Eid nicht brechen, sondern Gott und dem König treu bleiben und die Last tragen, so lange als Gott will, denn eine Last war für ihn das Kriegshandwerk vom Ausmarsch bis zur späten Rückkehr. Ein Eapitän seines Regiments hat ihm folgenden Nachruf gewidmet: „Ruhe sanft, edler Dominikus, bis zum letzten großen Appell; alsdann empfange, was Deine tapferen und christlichen Thaten verdient haben. Heil dem König, Heil dem Lande, das lauter solche tapfere und christliche Soldaten hat, als Dominikus war; sein Andenken sei ein Vorbild und Rachfolge unfern Kindern!" Ehre auch dem Andenken eines solchen preußischen Offiziers, denn wer solcher Worte fähig war, der konnte auch nicht lediglich in dem Stocke den Antrieb für den preußischen Soldaten zur Pflichterfüllung erblicken. Und das preußische Heer durfte sich einer doch immerhin stattlichen Zahl solcher vornehm denkenden Offiziere rühmen, wie die Memoiren des Karl Wilhelm von Hülfen und vieler Anderer beweisen. Welch' anmuthenden Berichten über das gute Verhältniß zwischen dem Offizier und seiner Mannschaft begegnen mir in diesen Aufzeichnungen Hülsens, dessen Stolz es war, „eine außerordentliche Liebe" von seinen Untergebenen zu genießen. Daher dürfen wir auch dein Tagebuch des Capitäns Varsewisch vollen Glauben schenken, wenn dieser sich rühmt, daß ihm bei seinen „beschwerlichen Commandos auf den Vorposten, Wachten, während der Führung der Eompagnie, überhaupt wahrend des ganzen so äußerst beschwerlichen siebenjährigen Krieges" nie ein Mann weder von Inländern noch von Ausländem desertirt sei. „Ich heiße es Glück, aber zugleich kommt auch viel darauf an, daß der Offizier sich bei seinen Untergebenen Liebe erwirbt und ihnen alle mögliche Vorsorge zuwendet, zumal der gemeine Soldat einen so beschwerlichen Dienst hat, indem er oft von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens entblößt ist und zu Riemand als zu seinem Offizier mit seinen kleinen Bedürfnissen und Anliegen Zuflucht nehmen kann." Solchen Stimmen aus dem unmittelbaren Leben muß man lauschen, will man ein richtiges Bild vom Heere Friedrichs des Großen gewinnen. Stockschläge, Spießruthenlaufen, Krummschließen und andere harte, auch grausame Disciplinarstrafen spielten allerdings eine große Rolle, aber sie waren nicht ausschlaggebend im Heere. Mit solchen Mitteln allein hätten die Sieger von Noßbach und Leuthen nicht gezeugt werden, noch hätte Friedrich der Große das siebenjährige furchtbare Ringen gegen eine zehnfache Uebermacht siegreich zun» Austrag bringen können. Wohlbegründet sind daher die vom früheren Reichskanzler Grafen von Cnpriui f. I. im Reichstage gethanen Aeußerungen: „Ich habe gesagt, daß die Leistungen der Armee Friedrichs des Großen nicht sowohl dem Stock zu verdanken gewesen wären, als vielmehr dein innern Verhältnis; der Truppen zum großen Konig, der Verehrung der Liebe zu ihm. Die Gloria, die er hatte, unter der prosperirte der Soldat. Die Disciplin blieb dieselbe, der große

König mar aber nicht mehr da, dieses Verhältnis der Liebe zwischen Feld-
herrn und Truppe war nicht mehr da, und damit kam Jena. Dieses
Verhältniß der Offiziere aber zur Truppe zu erhalten, ist die erste Pflicht
der Militärverwaltung bei jeder Vorlage, die sich auf die Disciplin der
Truppe bezieht, und die Militärverwaltung kann und wird diefe Pflicht
nicht aus den Augen lassen."
Hier drängt sich uns die Frage auf: hat denn Friedrich der Große
nichts von der Stimmung in seinem Heere vernommen, hat dieser geniale
Feldherr denn nun nicht in der langen Friedenszeit nach den: Huberts-
burger Frieden auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen fein Heer
organisatorisch neu gestaltet? Wir müssen das leider verneinen. Die
Ziffer seiner Armee hob er wohl, nicht aber ihr sittliches Niveau. Die
vielen schlechten Elemente, welche schon vor dem großen Kriege unter den
preußischen Reihen sich befunden und während des Verzweiflungskampfes in«
Uebermaß eingereiht wurden, verblieben beim Friedensschluß in Friedrichs
Heer. Aber ihre Zahl fand nun auch während der langen Friedenszeit
keine Verminderung. Im Princip hatte ja allerdings Preußen die all-
gemeine Wehrpflicht, und jedem Regiment war ein besonderer Eantonnement-
bezirk zur Ergänzung seiner Bestände an Mannschaften zugewiesen. Dieses
Grundprincip der allgemeinen Wehrpflicht war indessen schon vordem viel-
fach durchbrochen worden, und nach dem Hubertsburger Frieden dehnte der
König aus Rücksicht auf Handel und Wandel, um seinen producirenden
steuerkräftigen Ständen die nothwendigen Arme nicht zu nehmen, die Exem-
tionen immer weiter aus. Befreit vom Waffendienst war der gefammte
Adel, welcher dafür aber den weitaus größten Theil seiner Söhne als
Offiziere an die Armee zurückgab; die Söhne zahlreicher Veamtenklassen;
ja ganze Landschaften, wie Ostfriesland, Meurs u. f. w.; das fchlesifche
Gebirge wegen des blühenden Leimvandhandels; ferner die Städte Berlin,
Potsdam, Brandenburg, Altstadt, Magdeburg, Breslau, später auch Danzig
und Thorn; endlich die zahlreichen Colonisten, welche Friedrich der Große
in seine Lande zu ziehen wußte, und denen er bisweilen für mehrere
Generationen volle Freiheit von der Dienstpflicht zusicherte. Damit schmolz
die Zahl der Eantonpflichtigen erheblich zusammen und lastete fast aus-
schließlich auf der Landbevölkerung. Diefe reichte nun bei Weitem nicht
aus, und der Ersatz muhte durch Werbung im Auslande, wo auch ein mehr
oder minder gewaltsamer Zwang unausbleiblich im Gefolge war, beschafft
werden. Dies geschah durch die sogenannte Eomuagniewirthschaft. Während
heute das Regiment eine Einheit bildet und im Oberst seine militärische
und ökonomische Spitze hat, von dem allein aus Alles seine Leitung findet,
bildete im preußischen Heere des vorigen Jahrhunderts die Eompagnie,
resp. Escadron die Einheit, und das Regiment war eine lose Verbindung
von Compagnien resp. Escadronen. Der Capitän resp. Rittmeister hatte
selbstständig die wirthschaftliche Oeconomie seines Truppentheils, und da

hiermit materielle Vortheile verbunden waren, so hatten auch die Bataillons- wie auch die Negimentschefs beinahe durchgängig um eben dieser Vortheile willen noch ihre besondere Eomvagnie. Da also die erforderlichen Bestände aus den Cantonnements nicht gedeckt werden tonnten, so mußte zum Werbe- system gegriffen werden; die hierzu erforderlichen Gelder wurden dadurch gewonnen, daß den Compagniechefs gestattet wurde, außerhalb der Erercier- zeit die Hälfte ihrer Mannschaft mit Einbehalt der für dieselben aus- geworfenen Gebührnifse zu beurlauben. (5s ist erklärlich, daß der Chef, um größere Ersparnisse zu erzielen, die festgesetzte Zahl der Urlanber zu über- schreiten, nicht selten eine verhängnißvolle Neigung zeigte, denn sein Gehalt an sich war gering bemessen, und bei den ihm auferlegten mannigfachen Verpflichtungen für Zulagen an Unteroffiziere und Gewährung von Freitisch an seine Lieutenants u. s. w. war der Eompagnieinhaber auf seine bei der Beurlaubung und auch bei der Werbung gemachten Ersparnisse angewiesen. Während des Krieges hatte der König selbst die Werbung in die Hand genommen, und auch sonst war der Verdienst, welchen die Ehefs aus der Beschaffung der für ihre Truppe erforderlichen Bedürfnisse erzielten, vielfach in Wegfall gekommen. Aus edlem Pflichtgefühl, wofür uns der Major Tellheim in Lessinas Minna von Barnhelm ein klassisches Beispiel giebt, oder in der Hoffnung, daß die folgende Friedenszeit Alles wieder gut machen werde, hatten viele Compagniechefs über Gebühr sich angestrengt und ihr eigenes Vermögen zugesetzt. Ihre Erwartung wurde getäuscht. Die viel- fachen Mängel, welche die Compagniewirthschaft zeigte, waren selbst- verständlich dem Könige nicht verborgen geblieben, und er wollte dem nach dem Kriege abhelfen, von setzt an erhielten die Compagniechefs nur die Löhnung für zehn, bei manchen Regimentern allerdings für erheblich mehr Urlauber zurück. Eins vergaß aber der König, seine Capitäns für den er- littenen Ausfall ihrer Einkünfte durch Erhühuug des Gehalts zu entschädigen. War dies schon Grund genug, die Mißstimmung der Offiziere zu erregen, so war die ungleiche Vertheilung der Revenuen bei den verschiedenen Regimentern nicht geeignet, wie Courbiöre in seiner Geschichte der Branden» burg-Preußische» Heeresverfassuug mit Recht urtheilt, den ungünstigen Eindruck zu verwischen. „Die Armee begann mit ihrem König und Kriegs- herrn zu grollen. Man hielt sich für berechtigt, die gesetzlich entzogenen Einkünfte auf ungesetzliche Weise wieder zu gewinnen, nnd sehr bald fand eine Praxis in der Armee Eingang, welche den Sinn der Ehre nothwendig untergraben mußte. Die Fälfchung von Rapporten und Listen wurde völlig methodisch getrieben." Der gemeiue Mann hatte dafür zu büßen; bei der Beschaffung der Bedürfnisse für feine Truppen suchte der Compagniechef durch minderwerthige Lieferung sich nun schadlos zn halten. Daß dieses Uebel so weit beim preußischen Offiziercorps einreißen konnte, daß ein preußischer Truppenführer zu Betrug und Unterschlagung herabzusteigen wagte, das war zum guten Theil durch die große Zahl ausländischer

Offiziere entstanden, welche nach dem Kriege und selbst noch nach 1773 bei Errichtung der neuen Regimenter zur Deckung in der Armee Aufnahme gefunden hatten. Es befanden sich viele Abenteurer darunter, unlautere Elemente, und diese nahmen dein Offiziercorps den von König Friedrich Wilhelm I. anscheinend unaustilgbar aufgeprägten Stempel des einheitlich-vaterländischen Charakters. „Sicher wäre es besser gewesen," urtheilt Lettow-Vorbeck in seinem glänzend geschriebenen, ausgezeichneten Werke „Der Krieg von 1806 und 1807", „den Söhnen einheimischer bürgerlicher Familien die Ofsizierstellen in der Infanterie und schweren Cavallerie nicht zu verschließen, wie es zur Regel geworden war." Während des Krieges war es allerdings verschiedenen Bürgerlichen gelungen, durch ihre Begabung und Tapferkeit sich das Offizierspatent zu erringen, nach dem Kriege ging der König daran, diefe tüchtigen Elemente wieder zu entfernen. Den Widerwillen gegen die Notüre hatte Friedrich schon als Kronprinz unverhohlen zur Schau getragen, auch der gereifte Mann hat von diesem geringschätzigen Vorurtheil sich nicht zu befreie» gewußt, er vermochte auch jetzt noch dem Bürgerlichen das für einen Offizier unbedingt erforderliche Ehrgefühl abzusprechen. Diese Mißachtung, diese einseitige Bevorzugung der adlig Geborenen, auch in der Eivilverwaltung, hat denn auch der gesammte preußische Staat furchtbar zu büßen gehabt.

Es ist überhaupt wunderbar, daß Friedrich der Große, während wir seinem vielfachen Thatendmng, den unermüdlichen Schöpfungen seines großartigen Genies, selbst wenn wir von seinen unvergänglichen Thaten als Kriegsheld absehen, die unbedingteste Anerkennung und Newundernng zollen müssen, während wir mit Dankbarkeit zu ihm aufschauen, wie herrlich und groß er Preußen in politischer und wirthschaftlicher Beziehung gestaltet und wie unendlich viel Keime er gelegt hat, welche das Dasein Preußens für eine Ewigkeit zu verbürgen verhießen und gerade nach der Katastrophe von 1806/7 ihre unversiegbare Kraft bewiesen haben, daß Friedrich der Große andererseits Maßnahmen und einschneidende getroffen hat, deren Kurzlebigkeit und directe Schädlichkeit seinem großen Geist eigentlich nicht hätte verborgen sein können, und gerade bei seiner ureigensten Schöpfung, dem preußischen Heer. Dem „alten Fritz" war die grüßte Gabe des Herrschers im Laufe der Zeit verloren gegangen, feiner Zeit den Puls zu fühlen, ihren geistigen Strömungen zu laufchen, den neuen Bedürfnissen der Zeit das Getriebe der Regierung anzupassen und im Einklang mit ihnen umzugestalten. Nur zu gut wußte er, daß mit der Erbfchaft der Krone und ihrer Machtfülle auch seine eigene große geistige Begabung und Herrschbefähigung an seinen unebenbürtigen Nachfolger nicht übergehen konnte. Was bei ihm die Gabe des Genies war, das durfte doch unmöglich auch dem Nachfolger als in der Wiege gleichsam mitgegeben erachtet werden. Warum hat aber Friedrich der Große das Gebilde seiner langjährigen, so überaus fruchtbaren Regierung, den preußischen Staat nicht auf eigene Füße zu stellen, den tausendfach

gelegten Trieben und Keimen nicht eigenes Licht und eigene Luft, nicht
eigene Lebenskraft zu geben, über sich gewonnen? Wo sein Genie noch die
von ihm erweckten Kräfte ohne Schaden für das augenblickliche Gemeinwohl
zu binden und sie in die von ihm gewollte Richtung zu lenken wohl befähigt
war, warum gab er ihnen leine Gewähr zu freier fröhlicher Entfaltung
für die Zukunft, wenn fein fcharfes Auge für immer geschlossen mar, er,
der doch sein Vaterland so überaus liebte und der, ob er auch als Philosoph
über die Unzulänglichkeit der Beweise vom Dasein Gottes nicht wegkommen
konnte, für den Bestand desselben in alle Zukunft in seinem politischen
Testament von 1776 die heißesten Segenswünsche vom Himmel herabflehte?
Wie die größte Mehrzahl der Menschen hat auch Friedrich der Große von
den Anschauungen der Jugend endgiltig sich nicht lossagen können und hat,
als er von seinem Vater den preußischen Staat als „einen roL^si- ck«
dronce ktabitiret" übernommen hatte, ihn in gleichem Sinne weiter
kraftvoll geleitet, ihn nach jeder Züchtung hin mit gleichem Geist erfüllt,
dann aber, obgleich das Wehen einer neuen Zeit vernehmbar an dem
Gefüge rüttelte und Berücksichtigung heischte, die Zukunft^ seines Staates
trotzdem ausschließlich auf den Willen des Alleinherrfchers gegründet. Es
follen damit keine wohlfeilen, nichtssagenden Beschuldigungen gegen den
großen König erhoben werden, aber wir Nachkommen haben bei aller Tank-
barkeit auch die Pflicht und das Recht, zu erwägen, was er der Zukunft
seiner Nachwelt vorenthalten hat, uns vor die Seele zu führen, worin
Friedrich der Einzige als Monarch den« menschlichen Gebrechen, zu irren,
für Preußen allerdings verhängnihvoll, auch seine Schuld gezahlt hat.
Während in unseren Tagen die Erfahrungen der letzten Kriege zu emsiger
Arbeit an der weiteren Ausbildung und Vervollkommnung unserer Wehr-
Verfassung unablässig benutzt werden, während jetzt immer eifriger auf die
intellectuelle Ausbildung des Einzelnen, des Offiziers wie des Soldaten,
hingewirkt wird, dem die oberste Leitung dann die geeignete Stelle zur
freien Entfaltung seiner Kräfte uud Fähigkeiten anzuweisen haben wird,
um darauf diefe EinzelwirtUugen, die jedoch nie ohne Zusammenhang bleiben
dürfen, zu einer Gefammtwirtung zusammen zu fassen, hat Friedrich der
Große seine Generale wie seine Offiziere nie zu felbstständigem Handeln
erzogen. Sein gewaltiges Genie konnte allerdings die große Maschine
leiten und lenken, seine Nachfolger im militärifchen Oberbefehl nicht mehr.
Verhängnihvoll wurde es für den preußischen Staat, daß der alte Fritz
der veralteten Strategie aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, je älter
er wurde, um so mehr anhing, daß er, der im siebenjährigen Kriege als
echtes Genie nur die real gegebene Lage in's Auge gefaßt und zum Heil
Preußens benutzt hatte, nun um so lieber zu seinen „unerreichbaren Vor-
bildern" Turenne und Cond6 zurückkehrte. Wie er dem durch seine über-
wältigende Persönlichkeit veranlaßten und beeinflußten Aufschwung der
deutsche» Dichtkunst kein Verständnis) mehr entgegen zu bringen vermochte.

so hat er, der größte Feldherr seiner Zeit, auch seiner eigensten Schöpfung, dein preußischen Heere, nicht mehr gerecht werden können. Wohl stand dasselbe nach außen hin blendend schön und scheinbar gewaltig da; von Nah und Fern eilte Alles zu den berühmten Revuen. Der große König selbst wurde indessen immer übellauniger, immer bitterer und schonungsloser in seinen, Urtheil auch gegen seine verdientesten Offiziere. Man denke nur an die Kritik des Königs vom 2. September 1784, in welcher er einem seiner besten Generale, dem um die Verteidigung Breslaus hochverdienten Tauentzien, den schlimmen Vorwurf inachte, daß er sich zu wenig um das Heer kümmere. Er habe keine Lust, wegen der Sottisen seiner Generale geschlagen zu werden, dann könne er ja Schuster und Schneider zu Generalen inachen. Er (der König) habe auch den gemeinen Mann wenig ausgebildet gefunden, was Alles von der Faulheit der Offiziere herkäme, die kein Attachement an ihr Handwerk hätten. Nächstes Jahr sollten die Regimenter vier Tage (!) vor seinem Eintreffen gehörig eingeübt werden, damit Alles besser in Ordnung käme. Und das Offiziercorps Friedrichs des Großen? Ein Uneingeweihter wie Goethe durfte allerdings wohl 1778 bei feinem Besuche in Berlin sein Befremden darüber äußern, daß „über den großen Mensche» seine eigenen Lumpenhunde raisonniren". Mochte Goethes Aeußernng zunächst auch auf andere Kreise sich beziehen, eine Miß-stimmung herrschte doch gerade unter den besten Offizieren allgemein und wuchs von Jahr zu Jahr.

Nach fünfzehnjähriger Friedensarbeit rief der bäuerische Erbfolgekrieg 1778 das preußische Heer wieder in's Feld. Nun sollten die Träger der Lorbeern des siebenjährigen Krieges zeigen, was sie gelernt hatten. „Die Prüfung," fagt Mar Jahns in feiner Geschichte der Kriegswissenschaften, „fiel keineswegs gut aus. Ganz abgesehen von vielen anderen, mehr personellen oder technischen Schäden, offenbarte sich eine ganz ungeheure Unzuverlassig-keit des Ersatzes. Unwidersprochen von ihrem sonst sehr kritischen deutschen Bearbeiter berichten Mirabeau und Mauuillon, daß das preußische Heer in dem einen Jahre des bayrischen Erbfolgekrieges mehr Mannschaft durch Dersertion verloren habe, als während des ganzen siebenjährigen Krieges. Man sollte denken, daß derartige Zustände dringend hätten zu Reformen auffordern müssen, in ähnlicher Weise etwa, wie die Erfahrungen der Mobil-machung von 1859 den Prinz-Regenten Wilhelm zu schleuniger Inangriff-nahme seiner großen Heeresreorganisation veranlaßten." Im „Kartoffel-krieg", wie dieser Feldzug wegen lseiner Thatenlosigkeit vom Volkswitz ge-tauft wurde, hat das „System" Friedrichs des Großen sein eigenes Urtheil gefällt. Das Offtziercorps und die Mannfchaft, beide nur blinde Werkzeuge in der Hand des Feldherrn, kommen trotz aller Einwände erst zu zweit in Frage. Und gerade aus dem preußischen Offiziercorps erschallen, wie schon erwähnt, in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen immer lebhafter die Klagen, wie wenig die Menschenrechte im Heere noch gälten, wie gering

der Subalternoffizier und der geineine Mann geachtet würden, welch' schreck-
liche Zustände in der Armee herrschten. Ziehen wir auch das ab, was
getränktes Ehrgefühl der Einzelnen, vielleicht auch Schmähsucht mit allzu
starten Farben aufgetragen hat, das Facit bleibt doch erschreckend. Selbst
die eifrigsten zeitgenössischen Bewunderer Friedrichs des Großen verschlossen
sich der Einsicht nicht — wie die Werte und Aufsätze beweisen, die in
wachsender Zahl in die Oeffentlichteit traten — daß trotz des glänzenden
Aeußeren in der preußischen Armee doch Vieles morsch sei. Die jährlichen
Neunen des Königs lockten stets eine gewaltige Menge von Zuschauern
herbei. Es wurden hierzu mehrere Regimenter bis zu 30 Bataillonen und
25 Schwadronen zusammengezogen, welche nun nach genau ausgearbeiteten
Dispositionen im Feuer erercirten, wobei die einzelnen Momente durch
Kanonenschläge angegeben wurden. Schließlich griffen diese zahlreichen wie
die Räder eines Uhrwerks arbeitenden Truppenmassen gleichzeitig den vor-
her genau bestimmten Punkt der feindlichen Stellung an. Diese Eractheit
der Bewegungen, diese Manöurirgeschicklichteit der preußischen Truppen in
bestimmt gegebenen Formen imponirten gewaltig, und die zermalmende
Wucht des preußischen Heeres im Ernstfalle dünkte den Fernerstehenden
unwiderstehlich. Es schien allerdings nur so, denn im Ernstfall konnten
diese glänzend ausgeführten Manöver mit dem concentrirten gleichzeitigen
Angriff doch nur zur Geltung kommen, wenn der Feind den Gefallen that,
die Position auch einzunehmen, welche man ihni zuwies. Während der
Herbstmanöver um Berlin wurde zwar im beschränkten Umfange dem
martirten Feind einiger Spielraum in seinen Bewegungen gestattet, in der
Provinz fanden diese Manöver nur zwei Tage hindurch bei den Garnisonen
mit kleinen, oft nur markirten Truppentheilen statt. Es ist hierbei erstaun-
lich, was trotzdem geleistet wurde, denn uerhältnißmäßig war die Zeit zur
Ausbildung eine viel zu kurze, und da in ihr das ausschließliche Augen-
merk auf das Ererciren gelegt wurde, so war der Friedensdienst der
preußischen Armee in keiner Weise geeignet, Führer für den Krieg vorzu-
bilden. Vier Wochen im Frühjahr wurde erercirt, daun tonnten wegen
Mangels an Leuten überhaupt keine für die Ausbildung der Offiziere
förderlichen Hebungen vorgenommen werden. Aus 76 Ausländem und
W Landeskindern bestand im Durchschnitt eine preußische Infanterie-Eom-
pagnie; letztere wurden während fast 11 Monate aber beurlaubt, zum Dienst-
thun blieben die 76 Ausländer übrig. Indessen auch von diesen durfte
der Hauptmann 26 sogenannte Freiwächter innerhalb der Garnison beur-
lauben, wo sie häusig genug den kleinen Handwerken: und deu Tagelöhnern eine
empfindliche Eoncurrenz machten, und ihre Löhnung einbehaltcn. Aus diesen
26 Freiwächtern wurden nun oft 49 und mehr, und ebenso wurden ebenso
zuverlässige Ausländer, zu welchen die bei der Compagnie geborenen Soldaten-
söhne, die Freiwilligen ans cantonfreien Bezirken und Inländer, welche wegen
Nichtgestellung zn Ausländern erklärt worden waren, gezählt wurden, auch

in den Canton unter Einbehalt aller Gebührnisse beurlaubt. So blieben
39 bis 40 Leute, welche natürlich nicht ausreichten zum erforderlichen
Wachdienst; deshalb mußten diese Leute, statt daß sie 3 wachfreie Nächte
hatten, oft jeden dritten Tag, bisweilen sogar jeden zweiten Tag auf die
Wache ziehen. Daß hierbei von Felddienstübungen keine Rede sein konnte,
ist erklärlich. 1896 zeigten sich die Folgen. Als z. B. das Regiment
Alt-Larisch am 11. October Abends den Befehl erhielt, bei Erfurt ein Dorf
durch Feldwachen zu sichern, entstanden die größten Verlegenheiten, nicht
minder zeigte es sich verhängnißvoll, als zur Sicherung des Marsches
einzelne Züge dieses Regiments als Seitenpatrouillen herausgezogen werden
sollten. Offizieren wie Soldaten war dieser Dienst außer Reih' und
Glied gänzlich neu und fremd, die Leute blieben stets in dicken Haufen
und waren nicht auseinander zu bringen. Bei der ganzen Art und Weise,
wie das friedericianische Heer zusammengesetzt war, konnte auch so Etwas
nicht stattfinden, wo fortgesetzt mit der Epidemie der Desertion gerechnet
werden mußte. Einzelposten gegen den Feind auszustellen, war hier eine
Unmöglichkeit. Aus diesem Grund miderräth auch Friedrich II. seinen
Generalen, Lager in der Nähe von Wäldern und in Dörfern zu beziehen.
Husaren und Fußjäger muhten dann das Lager besonders bewachen. Dem
alternden König waren doch gerade bei der Armee allmählich die Zügel
ans den Händen geglitten, und wohl vorzüglich deshalb, weil sein Geist
das Größte wie das Kleinste unifassen und beherrschen zu können glaubte
und weil dieser absolute Herrscher im ausgeprägtesten Sinne bis zum
letzten Nthemzuge auch in seinen höchsten Beamten des Militärs wie des
Civils lediglich Dimer seines Willens, nicht auch Verather der Krone und
selbstthätige Gehilfen sehen wollte.

Die preußische Monarchie war zu groß geworden, als daß von einer
Hand aus noch> alle Fäden des großen Staatsgetriebes bis in die letzten
Ausläufer hin hätten gelenkt und deren nnmittelbare Wirkung vom Aus-
gangspunkt aus hätte wahrgenommen und übersehen werden können. Ein
absolutistisches Regiment war zur Unmöglichkeit geworden. Sand seinen
Gegnern durch die Revuen in die Augen zu streuen, wie behauptet worden
ist, um sie von einem Angriff auf das gehaßte Preußen abzuhalten, hat
der Held des siebenjährigen Krieges nicht nüthig gehabt. Er war stets
kriegsbereit, und sein Genie hätte auch die preußische Heeresmacht trotz
aller offenkundigen Mangel zum Siege geführt. Das Geschick des preußi-
schen Staates war aber, wie noch nie zuvor, einzig ans zwei Augen gestellt,
und es durfte doch nicht ohne Weiteres angenommen werden, daß Friedrichs
des Großen herrschgewaltiges Genie, seine Feldherrn-Begabung und -Kunst
mit der Fülle der Macht auch auf seinen Nachfolger übergehen würden.

König Friedrich Wilhelms II. Beurtheilung ist durch das Verhängnitz,
daß man ihn als den Nachfolger seines großen Oheims mit demselben
Maßstabe, den an Friedrich den Einzigen zu legen, das Bewußtsein von

der Größe dieses Helden erlaubt, gemessen hat, und vor Allem, daß man auf ihn allein die Katastrophe von 1806 hat zurückführen wollen, vielfach wohl allzu herbe geworden. Ein weit schwächerer Geist hatte eben das Werk und die Schöpfung eines weit größeren zu lenken übernommen. Was konnte Friedrich Wilhelm Besseres thun, als in den Bahnen seines Oheims fortzuwandeln, vor Allem nicht an dem zu rütteln, worauf Friedrich der Große den Bestand der preußifchen Monarchie für alle Ewigkeit begründet zu haben schien? Dennoch hat dieser wohlwollende und nicht uneinsichtige Monarch es nicht an Reformen gerade in der Armee fehlen lassen. Größere Menschlichkeit gegenüber dein gemeinen Mann, vornehmlich gegenüber dem Inländer, machte er den Offizieren zur Pflicht, und hierin wurde er von vielen höheren Offizieren, von Müllendorf, Schmollen il. N., auf's Thatkräftigste unterstützt, wie viele erfreuliche Beispiele zeigen; auch den Bereichernngsversuchen der Offiziere, zu welchen das Werbesystem, das Montirungs- und Verpflegungswesen, die Eompagniewirthschaft in einem Wort, nur allzu leicht verlockten, bemühte er sich zu steuern, auch die Zahl der eingeborenen Mannschaften gegenüber den ausländischen Geworbenen bezw. Gepreßten suchte er zu vermehren. Das Vermächtniß seines großen Oheims im Ganzen wagte er nicht anzutasten. Es war für die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. verhängnihvoll, daß eine neue Zeit angebrochen war, wo Flickereien am alten Kleid nicht mehr genügten, wo neuer Wein nicht mehr in die alten Schläuche gelassen werden durfte, sondern die alte Form zerschlagen werden mußte, sollte ein neues Gebilde entstehen. Aber gerade die ausbrechende Revolution in Frankreich mit ihren Alles vernichtenden Folgen war auf der andern Seite um fo mehr dazu angebracht, einen Monarchen davor zu warnen, eine gleiche schiefe Bahn, wie sie der unglückliche König Ludwig XVI. betreten und die ihn zum Schaffot geführt hatte, durch Concessionen an den Zeitgeist gleichfalls zu betreten.

Ueber die im preußischen Heere von Friedrich Wilhelm II. angestrebten Verbesserungen urtheilt der General-Feldmarschall von Boyen: „Sie konnten wohl ein Gefühl der Dankbarkeit erzeugen; aber über die Erhebung des Selbstvertrauens, welches auf Einrichtungen beruht, welche denen des muthmaßlichen Gegners überlegen erscheinen, zur Weckung des Rationalgefühls und der Kriegerehre, Dinge, welche zu damaliger Zeit stärker als früher ihren Einfluß auszuüben begannen, geschah gar Richts, es entwickelten sich im Gegentheil die Keime der späteren gänzlichen Erschlaffung. Die mechanisch gehorchenden Unterführer Friedrichs des Großen traten alt und abgelebt in eine neue Kriegsperiode. Die mildere Behandlung des Soldaten, die größere Rücksicht den Generalen gegenüber waren gewiß empfehlenswert!); desto mehr aber mußte das Gefühl für Ehre geweckt werden, mit desto rücksichtsloserem Ernst mußten die Strafen besonders bei den höheren Führern vollzogen werden. Neides unterblieb und erschlaffte die Tisciplin, vornehmlich in den oberen Stellen. Es fehlte die

Auffîcht auf das Treiben der Kriegsleute in den Garnisonen, und es sing sich
hier ein Geist der Behaglichkeit zu entwickeln an, welcher wie Stockflecke in
einer Mauer sofort hätte getilgt werden müssen. Ter Wille der Truppe
blieb indessen noch immer achtenswerth, und es bedurfte einer längeren Zeit,
um die für ihr Jahrhundert einst so ehrwürdigen preußischen Kriegseinrichtungen
völlig zu untergraben, wie dies bei der folgenden Regierung geschah."
Auf Friedrich Wilhelm II. folgte 1797 fein Sohn Friedrich
Wilhelm III. So erfreulich derselbe in vielen Tingen gegenüber seinem
Vater ist, in der Negierungsweise und in der Behandlung der Hauptstütze
der preußischen Monarche, der fridericianifchen Armee, blieb im Großen und
Ganzen Alles beim Alten. Ter neue König brachte eine ausgesprochene
Vorliebe für das Militär mit, die Beschäftigung mit militärischen Dingen
gehörte zu seinen Lieblingsneigungen, aber sie erstreckte sich nicht über den
Erercirplatz und das Parademäßige hinaus. Er wandte Abänderungen in
Kleinigkeiten des Anzuges sein Hauptaugenmerk zu, was ihm zur Haupt-
sache wurde. Tic großen Mängel in seiner Armee waren ihm keineswegs
verschlossen, denn er hatte die eigenthümliche Neanlagung, überall leicht die
Fehler herauszufinden, aber ihm fehlte die Gabe, das Nichtige dafür nn
die Stelle zu fetzen, und wo er wirklich das Nichtige erkannt hatte, gebrach es
dem jugendlichen Monarchen dann daran, seinem Empfinden den nachhaltigen
Ausdruck zu geben, uoch mehr die Energie, das für richtig Erkannte un-
beirrt zur Ausführung zu bringen. Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm, der
junge Herrscher, vor den alten und überalten Generalen der fridericianifchen
Armee viel zu großen Nefpect hatte, als daß er ihnen und ihrem mürrischen,
rechthaberischen Einspruch gegenüber die Forderungen der Neuzeit durchzu-
setzen den Muth besessen hätte. Tic schon von seinem Vater iu's Leben gerufene
Militärorganisationscommission arbeitete weiter. Vorschläge für Verminde-
rung der Ausländer, Aufhebung der Eantonfreiheiten, Gehaltserhöhungen,
Ausbildung eines Ueberschusses an Mannschaften für den Krieg wurden ge-
macht, aber die Ausführung unterblieb, weil von irgend einer Seite der um
Nach angegangenen Autoritäten Widerspruch erhoben wurde. Tns einzig
Wesentliche, welches zu Stande kam, war eine Zulage au Geld und Brot für
den gemeinen Mann. Dagegen wurde unter dem Vorwande, wieder auf die
Einrichtungen Friedrichs des Großen zurückzugehen, ein Theil der von der
vorigen Negierung getroffenen bessernden Anordnungen abgeändert. Auch
die Errichtung einer Landmili; wurde geplant, mit welcher man es der
Feldarmee ermöglichen wollte, ganz in's Feld zu rücken, so daß sie Theile
zur Besatzung von Festungen zurückzulassen nicht mehr gezwungen sei, ja,
es wurde sogar vorgeschlagen, im Falle der Notb einen Theil der Land-
miliz zur Verstärkung der Feldarmee zu verwenden. Tie Antwort lautete,
„daß es der Eommission ganz unbegreiflich erscheine, wie Jemand einer
siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Mnster
gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zu-

muthen kann, welche sie zn einer bloßen Landmiliz redigiren würde." Wo solche Sprache athmete und der oberste Kriegsherr durch seinen ausschlaggebenden Entscheid solchen Hochmut!) nicht verstummen machte, war von einschneidenden Reformen Nichts zu erwarten. Allerdings hatte bei Kaiserslautern und bei Pirmasens das friedericianische Heer in der alt überkommenen Form die Heere des revolutionären Frankreich besiegt, also in den Augen der Generale die Unübertrefflichkeit der friedericianifchen preußischen Armee glänzend bewiesen. Wenn nun jetzt der Emporkömmling Napoleon durch seine ununterbrochene Reihe von Siegen die Welt in Erstaunen und Schrecken setzte, so hatte dieser Korse doch seine Siege nur gegen Oesterreicher und Russen gewonnen, welche man ans preußischer Seite als weit unter sich stehend erachtete. Wodurch Napoleon seine Siege erfocht, dafür hatte man kein Auge, und man wähnte, die Unübertrefflichkeit des preußischen Echelonangriffs sei jüngst durch Kaiserslautern und Pirmasens als über jeden Zweifel erhaben durchschlagend bewiesen worden.

König Friedrich Wilhelm III. war eine durchaus friedfertige Natur. Tiefe Tugend, welche einem Privatmann zur Zierde gereicht, war nicht zu einer Zeit angebracht, wo Frankreich unter der Führung Napoleons in kühnem Siegeslauf die Weltherrschaft anstrebte. Preußens Geschick vom großen Kurfürsten her ist es durch die Lage seiner Länder allezeit gewesen und wird es in alle Zukunft sein, bis Europa aufhören wird, der Mittelpunkt der Welt zu sein, an allen Kämpfen, welche Europa durchzucken, theilzunehmen. Greift Preußen nicht selbst ein und gestaltet sich selbst sein Schicksal, dann wird der Lauf der Ereignisse aus Preußen das machen, was die Gewalthaber, seien es Monarchen, seien es Völker, für gut befinden; ob ein zertrümmertes Preußen wie nach 18(16/7 auch dann wieder die Kraft und Lebensfülle haben wird, aus sich selbst heraus sich wieder zu schaffen, liegt im Schöße der Zukunft. In Preußen waren bis 1806 die Kräfte nur gebunden, nicht im Keime zerstört, das beweist die Erhebung von 1813 und noch mehr die ganze innere Entwicklung des preußischen Staates von 1808—1813, und wenn man will, bis 1870.

Das Schicksal des Staates lag aber damals nur in der Hand des Monarchen. Friedrich Wilhelm III. glaubte durch Nachgiebigkeit seinen Landen den Frieden zu erhalten. Erst als 1805 Napoleon in offenem Hohne preußische Gebietstheile von seinen Truppenmassen durchqueren ließ, wallte es im König auf, und jetzt schien endlich die Stunde der Abrechnung gekommen. Allein der zweite Schritt Friedrich Wilhelms war wieder rückwärts. Er sandte als seinen Unterhändler den Grafen Haugwitz in Napoleons Hauptquartier nach Mähren. Wie man auch über Haugwitz urtheilen mag, den Flnch, mit welchen: die Nation und die Nachwelt ihn beladen, hat er nicht verdient. Es ist überhaupt sehr schwer, über den Eharakter Friedrich Wilhelms III. ein Urtheil zu fällen; die Hauptschwierigkeit liegt wohl darin, daß der junge König, bevor ihn die Schule des Leidens in ihre Lehre genommen

hatte, keine selbstständige Natur gewesen ist; und das wäre für einen
absoluten Herrscher doch das erste Erforderniß. Allerdings ist er auch
nicht in dem Maße' von Subalternen, von unverantwortlichen Berathern
der Krone, von seinen unmittelbaren Cabinetsräthen abhängig gewesen, wie
die Mit- und auch die Nachwelt angenommen hat, wobei es vielleicht nur
auf die Form der Entscheidung ankommt, aber der König hat gegen sich
selbst ein Mißtrauen gehabt, gewissermaßen eine Erkenntnis; seiner Schwächen,
welche ihn zwang und es für's Geratenste erachten ließ, allen ernstlichen
Conflicten aus dem Wege zu gehen.
Friedrich Wilhelm Hl. war, wie gesagt, ein unselbstständiger Charakter,
aber das ist gerade das eigentümliche Merkmal solcher unselbstständigen
Naturen, daß sie Selbstständigkeit an Anderen nicht vertragen können.
Dies zeigte sich auch später beim Grafen Dork von Wartenburg, als dieser
am 31. December 1812 mit den Russen die Convention zu Tauroggen
abschloß und damit eine neue Zeit, die herrlichste Preußens, inaugurirte.
Friedrich Wilhelm III. verlangte „mechanischen Gehorsam", das verlangte
auch Friedrich der Große von seinen Generalen und Civildienern, aber der
große König wußte, was er wollte, und wenn er geirrt hat, dann deckt
manches Vergehen unsere dankbare Liebe, weil er das Beste stets gewollt
hat, zu. In Friedrich Wilhelm III. finden wir den Erben seiner Macht,
nicht seiner Gedankenfülle. Es ist eigentlich eine Ironie der Weltgeschichte,
daß gerade ein Dort, der in den Traditionen des blinden Gehorsams des
Friedericianismns aufgewachsen war, der, obgleich glühender Franzosenfeind,
doch Stein und Gneifenau mit ihren Reformen grimmig haßte und erklärter
Widersacher dieser „Secte", welche auf neuen Grundlagen einem Kampf
gegen Napoleon unermüdlich das Wort redete, war, dessen ehrgeiziges
Streben allem dahin ging, auf einen Punkt mit seiner Brigade hingewiesen
zu werden, um dann in der gegebenen Richtung seine volle Schuldigkeit zu
thun, nun die Geschichte Preußens selbst in die Hand nehmen und eine Ver-
antwortung sich aufbürden mußte, vor welcher ihm felbst in der Tiefe der
Seele graute. Der König hat ihm „trotz aller durch die Zeit abge-
drungenen äußeren Auszeichnungen nie verziehen".
In ähnlicher Lage befand sich auch 1805 Haugwitz. Trotz flehent-
licher Bitte, ihm doch eine genaue Instruction, genaue Verhaltungsmaßregeln
gegenüber Napoleon zu geben, erfolgte Nichts. Langsam bewerkstelligte
Haugwitz seine Reise zum Kaiser der Franzosen, ließ sich auch Hinhalten,
bis die Entscheidungsschlacht von Austerlitz am 5. December 1805 geschlagen
war. Unter dem Eindruck derselben willigte er in Napoleons Forderungen,
um zu »retten, was noch zu retten war. Der König schützte nicht seinen
Minister, sondern ließ ihn dem Hasse fallen, aber seine Politik nahm er auf.
Das Weltenrad drehte sich weiter in seinem für Preußen unheilvollen Lauf.
Die fortgesetzten Uebergriffe Napoleons, seine Gewaltthätigkeiten und
offenen Verhöhnungen lehrten nun den >iönig von Preußen, daß längeres

Zaudern mit Preußens Ehre unvereinbar sei. Die friedericianische Armee
zog nun in's Feld October 1806 leichten Herzens und dachte mit den
Schaaren eines Napoleon gründlich aufzuräumen und den Weg nach Paris
frohgemuth antreten zu können. Die Antwort war die Doppelfchlacht von
Jena und Auerstädt. Napoleon hatte gegen feine Gewohnheit nicht einmal
alle feine Truppenmassen zum Kampfe herbeigezogen, außerdem missen wir
heute, daß die preußische Disciplin, die Eractheit der Bewegungen, die Un-
erschütterlichteit des Vorwärtsbewegens den Sieg an die preußifchen Fahnen
geheftet hätte, wäre nur die Führung, die oberste Leitung überhaupt vor-
handen gewefen; die Kräfte der einzelnen Truppentheile, die errungenen Vor-
theile wurden verzettelt und nicht ausgenutzt; die Folge mar die doppelte
Niederlage. Allein nehmen wir auch an, daß Napoleon in beiden Schlachten
zurückgefchlagen worden wäre, fogleich hätte er die großen, ihm noch zur
Verfügung stehenden kampferprobten Truppenmasfen herangezogen, um mit
der ihin gewohnten Weife alle verfügbaren Truppenmassen auf die ent-
scheidende Stelle zu werfen und damit den Sieg zu erringen.
Auch die Preußen Friedrichs des Großen haben im siebenjährigen
Kriege so manche Schlacht verloren. So war es schließlich auch nicht so
schlimm, daß Preußen die Doppelschlacht verloren hatte. Aber was sich
an diese Niederlage knüpfte, war fo fchmählich und hat den Schlachten vom
14. October erst ihr Gepräge und die schimpfliche Bedeutung gegeben.
In tapferer, ungebrochener Haltung verließen die Regimenter, deren Kräfte
ziel» und planlos verbraucht worden waren, den Kampfplatz, aber es gab
keine Führung, keine Leitung, keine Ordnung, keinen Oberbefehl. Wo nun den
Vertretern einer abgelebten Taktik das Eoncept verrückt und ihnen ihre auf
dein Paradeplatz mathematisch fein ausgeklügelten Newegungs- und Angriffs-
formen von dem neuen genialen Schlachtendenker einfach über den Haufen
geworfen worden waren, hatten sie jedwede Besinnung, jeden moralischen Halt
verloren, und aus Kopflosigkeit begingen sie so schmähliche Fehler, daß diese
hart an Vermth streiften. Statt die Elbelinie zu halteu und unter dem
Schutze der Kanonen von Magdeburg die durch den thöricht angeordneten
Rückzug zu vollständiger Auflosung gebrachten Truppentheile neu zu
formiren, übergaben feigherzige Commandanten in fchmachvoller Eavitulation
die Festungen Erfurt und Magdeburg an einen ihnen an Truppenzahl
nicht gewachfenen Feind, ein Vorgang, welcher sich leider dann noch in
wiederholten Fällen von Neuem bei anderen Festungen abspielen sollte; die
Eapitulationen von Prenzlau und Pasewalk und die Uebergabe von Stettin
nahm dann Preußen die Möglichkeit einer selbstständigen Kriegsführung.
Die wenigen Kräfte, welche am rechten Oderufer noch vorhanden waren,
konnten einen Kampf mit dein übermächtigen Gegner nicht aufnehmen,
fondern mußten die Hilfe der Russen abwarten; die Rettung des preußischen
Staate» hing jetzt von dem Wohlwollen der Russen ab, deren Truppen
noch weit entfernt waren.

Nach solchen Vorgängen ist es keinem Patrioten zu verdenken, der da
meinte, daß es jetzt mit der einst so stolzen Monarchie aus sei. Johann
Wilhelm von Archenholz, der berühmte Darsteller des von ihm selbst mit-
gemachten siebenjährigen Krieges, ließ unter diesem Eindruck in seinem
zu Hamburg erscheinenden historisch-politischen Journal „Minerva" voll
Trauer „Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der preußischen
Monarchie" erscheinen, in welcher er der dahingesunkenen Schöpfung eines
Friedrich des Großen nachweint. „Die preußische Monarchie verschwand
auf einmal von der Erde wie ein Schattenbild und mit ihr die von den
germanischen Eichenhainen an bis jetzt durch alle Jahrhunderte behauptete
deutsche Unabhängigkeit; mit ihr der Nationalruhm der Deutschen, das
Muster einer weisen Gesetzgebung; ein Staat, dem selbst entfernte Nationen
die Toleranz, die Abschaffung der Folter, viele vortreffliche, aus der
menschlichen Natur geschöpfte Gesetze und eine vernünftige Geistesfreiheit
danken. Mit der preußischen Monarchie verschwand ferner das Vollwerk
der protestantischen Religion; und der nicht durch Gold, sondern durch sich
selbst wie durch eine heilige Flamme genährte Herd der deutschen Auf-
klärung, der Mittelpunkt der Wissenschaften in Germanien — die Götter
verhüten, daß man zu diesem tiefbeugenden Trauerverzeichniß nicht noch
Etwas fügen möge, was von dem Schicksal einer unterjochten Nation fast
immer unzertrennlich war, das schrecklichste, das dauerndste und beklagens-
wertheste Unglück von allen: den Untergang der so trefflich ausgebildeten
deutschen Sprache."

Nur Wenige fanden eine gleiche würdige Sprache; vielmehr ergoß sich
eine Fluth von Schmähschriften, deren Verfasser in wilder Schadenfreude
mit schmutzigem Geiste Alles das verwarfen, was jedem anständigen Menschen
ein Gefühl ehrerbietiger Scheu war. Der „Telegraph" des Professor
Lange, welcher erst kurz vor der Katastrophe die Erlaubniß zur Herausgabe
eines täglich in Verlin erscheinenden Blattes erhalten hatte, wagte in einem
Berichte über die Kriegsereignisse die Worte zu bringen, „wie gut stände es
mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen
Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen." Auch in weiteren Nummern
erging sich dieser ehrlose Mensch unter dem Schutze der Franzosen in ge-
meinen Schmähungen gegen die tief gebeugte, unglückliche Königin Louise.
Als am 30. October das bei der Berliner Bürgerschaft allerdings tief ge-
haßte Regiment Gendarmen die Demüthigung von Napoleon erfuhr, vor
ihm zu Berlin vorübermarschiren zu müssen, da erinnerte der „Telegraph"
daran, daß sie es gewesen seien, welche unter den Fenstern der französischen
Gesandtschaft ihre Säbel geweht hätten, lächerliche Fanfaronnaden, welche
von leidenschaftlichen Weibern nach dem Beispiele der Königin als Finger-
zeig der großen Bestimmung der Armee betrachtet worden wären.

Am wildesten tobten die Anklagen und Schmähungen gegen die Armee
und ihre Führer, und das ist nicht zu verwundern, wo der preußische

Staat und die preußische Armee fast einen Begriff bildeten. Die leidenschaftliche Erregung und Erbitterung verkannte, als sie die Beschuldigung gegen die Generale erhob, die Unfähigkeit derselben und ihr selbstgefälliger Eigendünkel habe den Sturz des Staates Friedrichs des Großen herbeigeführt, daß das Verhängniß nicht sowohl in der Untüchtigkeit der einzelnen Heerführer, sondern vielmehr in dem „System" Friedrichs des Großen gelegen hat. Im Staate Friedrichs des^ Großen herrschte bei einer straffen Eentralisation aller staatlichen Kräfte die größte Bevormundung, zum Selbstdenken und freier Selbstthätigkeit war kein Raum. Wahr ist es, daß der größte Theil der höheren Offiziere den ihnen gestellten Aufgaben sich nicht gewachsen zeigte, daß fast alle Eommandanten und auch vereinzelte Generale der Feldarmee einen erschreckenden Mangel an moralischer Tüchtigkeit gezeigt haben, aber das war ein Fehler des Systems, welches ihnen keine Gelegenheit zur Ausbildung bot und als frevelhafte Eigenmächtigkeit eine Hervorkehrung der eigenen Individualität verdammte. Alles war nur Schablone. Man denke ferner, daß ein großer Theil der Helden, welche in den Freiheitskriegen ihre Truppen zu den glänzendsten Siegen gegen Napoleon und seine Generale, gegen welche sie jetzt schmählichst unterlegen waren, geführt haben, Männer wie Blücher, Scharnhorst, Dort schon 1806 verantwortungsvolle Stellungen bekleideten. Auch sie vermochten erst unter anders gegebenen Bedingungen den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Man darf nicht ausschließlich >die Armee und ihre Führer verdammen, die gleichen Gebrechen zeigten sich in gleich schrecklichem Maße auch bei den Civilbehürden. Die Kunde von der Niederlage bei Jena und Auerstädt erzeugte bei ihnen in nicht geringerem Grade die größte Kopflosigkeit und zeitigte gleiche Blüthen moralischer Haltlosigkeit wie in der Armee. Denkwürdig ist der Maueranschlag, mit welchem der Gouverneur von Berlin die Schreckenskunde zur Kenntniß brachte: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Nuhe. Ich fordere hiezu alle Bewohner Berlins auf. Ter König und feine Brüder leben." Mit Ueberhastung, als ob ^der Feind schon vor den Thoren wäre, räumten Eivil- und Militärbehörden die Hauptstadt und gaben doch nur widerwillig zu, daß die Bürgerschaft die von allen Sicherheitsmannschaften entblößte Stadt durch eine Bürgergarde schützte. Der neu ernannte Civilgouverneur verhinderte die Absendung der im Zeughause noch befindlichen 40909 Gewehre und 59 Kanonen, weil der Feind diese ihm nachtheilige Maßregel der Stadt zur Last legen könne! Diese Waffen waren für die noch vorhandenen Truppenreste von der größten Wichtigkeit, und die Sorge um die Stadt war hierin eine Pflichtverletzung gegen das Vaterland. Das Schicksal des preußischen Staates hing ferner davon ab, ob die nach der Uckermark vor den nachdrängenden Franzosen zurückgewichenen Hohenlohe'schen Armeen noch rechtzeitig den schützenden Oderstrom hinter sich zu legen vermochten. Dazu war vor Allem nöthig, daß der Pormarsch der Feinde

durch Zerstörung der Brücken zwischen Spandau und Oranienburg auf alle Weise verzögert werde. Der Eivilgouverneur, Fürst Hatzfeld, verhinderte dies, weil anderenfalls die Versorgung Berlins gefährdet werde! Der Berliner Magistrat fand sich veranlaßt, in feiner Bekanntmachung vom 23. October wegen der bevorstehenden Einquartierung folgenden Passus zu bringen: „Uebrigens muß ein Jeder Sorge tragen, daß anständige Zimmer nach der Straße hin gegeben weiden, und ist man völlig überzeugt, daß jeder Einwohner die Einquartierung mit Freundlichkeit und Zutrauen aufnehmen wird." Allem diesen» setzt aber die Krone auf die Verfügung vom 22. October, welche an die Landräthe der Mittelmark in Bezug auf das bevorstehende Einrücken der französischen Truppen erging. Es heißt darin u. A. „Die Unterthanen sind anzuweisen . . . sich mit Lebensmitteln und Fourage zu versehen, auch dieselben zu ermahnen, die Truppen, welche bei ihnen eingelegt werden, freundlich aufzunehmen und ihnen nicht nur keinen Widerstand zu leisten, sondern sich ihnen auf alle Weife willfährig zu beweisen. Ihr aber müßt Eurerseits nicht nur den Marsch dieser Truppen zu erleichtern suchen> sondern auch solche Maßregeln treffen, daß es weder an Lebensmitteln fehle . . .!"

Am 28. October erfolgte unter großem Gepränge der Einzug Napoleons in Verlin, und am 8. November erfolgte die Bildung der Departements Berlin, Küstrin, Stettin und Magdeburg. Von allen preußischen Beamten wurde ein Eid verlangt, nach welchem dieselben schwören mußten, „nach allen ihren Kräften beizutragen, die Anordnungen für den Dienst der französischen Armee auszuführen und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden derselben zu unterhalten." Selbst der für das Departement Berlin ernannte französische Commissär Vignon hielt den Eid „für eine harte Verpflichtung, welche die Beziehungen zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen aufhob," und erwähnt in seiner Geschichte von Frankreich und von Napoleon Vonaparte, daß Napoleon 1805 und 1809 die österreichischen Beamten mit einer solchen Maßregel verschont habe. Aber das preußische Veamtenthum bewies auch hier wiederum, daß es nur blinden Gehorsam, keine Selbstachtung gelernt habe. Fünf Minister, die Mitglieder der obersten Landes- und Provinzialbehörden, die Spitzen der Stadtverwaltung leisteten am 9. November im Rittersaal des Königlichen Schlosses zu Verlin diesen traurigen Eid, und der Minister von Angern ging in seiner Willfährigkeit gegenüber der neuen Verwaltung foweit, daß er eine Verfügung derselben, nach welcher die Abgaben fortan an die franzüsifchen Kassen zu zahlen seien, preußischen Vehörden und Beamten zufertigte, um derselben „ein pünktliches Genüge zu leisten".

Man sieht, das fridericianische System hatte sich nicht nur in der Armee sein Urtheil gesprochen, sondern auch im Veamtenthum seinen Bankerott erklärt. Der friedericianische Formalismus mußte im Rückgrat durchbrochen

werden, sollte für eine Neubildung, für eine Wiedergeburt des preußischen Staates Platz geschaffen werden. Die ersten Anfänge dazu gingen noch unter dem Feuer der verfolgenden Feinde von König Friedrich Wilhelm III. selbst aus, welcher jetzt endlich das für einen Herrscher unbedingt nothwendige Selbstvertrauen, im Streite der Meinungen die Fähigkeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen und seine Ausführung auch durchzusetzen, gewann. Den von Napoleon angebotenen Waffenstillstand, welcher an ihn das Ansinnen der Selbstentwaffnung und der Selbstvernichtung stellte, verwarf er, obgleich die Mehrheit des Kriegsrathes für ihn stimmte. Die Verwerfung des Waffenstillstandes machte der König in einem Aufruf an sein Volk bekannt, in der es hieß: „Dabei vertrauet der König auf die Unterstützung der Nation, die den siebenjährigen Kampf gegen fast ganz Europa ruhmvoll bestanden hat und nicht verzweifelte, noch wankend wurde in der Treue gegen ihren König, als damals wie jetzt die Hauptstadt und der größte Theil des Reichs in die Gewalt der Feinde gefallen waren. Jetzt gilt es mehr als damals, denn es gilt den Kampf für die Erhaltung alles dessen, was der Nation ehrwürdig und heilig ist. Nur für Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hat der König die Waffen ergriffen. Das weiß die Nation, das weiß die ganze Welt." Die Bevölkerung war unter der Alles bevormundenden Negierung des friedericianischen Systems, da sie von aller Mitbestimmung gänzlich ausgeschlossen mar, dem Staate gegenüber in Gleichgültigkeit versunken und fremd geworden; jetzt wandte der König sich an sein Volk mit ergreifenden Worten herzlichen Vertrauens. Während fo Friedrich Wilhelm III. die starren Fesseln zu lösen ansing, welche die Kräfte des preußischen Volkes bisher in Banden geschlagen hatten, mußte er über sein Heer, die friedericianische Armee, ein Verdict fällen, wie es noch kein König von Preußen gesprochen hatte. In dem „Publicandum, wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee erlassen," fand Friedrich Wilhelm die Sprache eines Kriegsherrn, der von den einem militärischen Gesetzgeber nöthigen Eigenschaften eine gewiß besaß: den Muth der Wahrheit, der ohne Furcht vor Mißdeutung, was ehrlos und schimpflich ist, beim rechten Namen nennt. Wenn sich freilich auch die Hoffnungen auf eine Wendung des Kriegsglückes nicht erfüllten, vielmehr Preußen, von Rußland im Stich gelassen, den demüthigenden Frieden von Tilsit zu schließen gewungen wurde, so wurde nun in dem verstümmelten Preußen durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Jeder zur Pflichterfüllung an das Vaterland tierangezogen, eine gänzliche Umgestaltung der socialen Verhältnisse vollzogen. Der Unterschied der Stände, die vielfachen Beschränkungen im wirtschaftlichen Leben fielen, der Heeresdienst wurde die Ehrenpflicht eines jeden Staatsbürgers und damit das Vergehen des großen Friedrich gegen sein Volk, dasselbe zur Schirmung des eigenen Herdes nicht herangezogen und gebildet zu haben, getilgt. Die Befreiungskriege haben dann auch die herrlichsten Friichte gezeitigt.

Die öchifffahrt zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

von

Ernst Vcitticher.

— Veilin. —

jemand wild fragen, wer zuerst die Idee gefaßt habe, auf einem schwimmenden Gegenstand fein Leben dem Wasser anzuvertrauen.
Auf gewisse Dinge verfällt der Mensch überall. Em Baumstamm, der etwa dahertreibt, rettet vor dem Ertrinken und bietet auch das Mittel, um über einen Fluß zu kommen. Rittlings sitzt der Hottentotte auf dem Weidenstamm und rudert mit Zünden und Füßen; so auch der Australier, der den Stamm vom zuspitzt. Das ist freilich ein unsicherer Sitz, und es lag nahe, durch Verbindung mehrerer Stämme ein Floß herzustellen. Die Fidschi-Insulaner bilden es aus zwei durch Querbalken verbundenen Stämmen und geben ihm eine erhöhte Plattform. Ein solches ist leichter zu bewegen. Wie der Mensch sich auch da zu helfen weiß, wo das natürliche Material, das Holz fehlt, das zeigen die noch heute wie schon in» Alterthum aus aufgeblasenen Schafshäuten hergestellten Euvhrat- und Tigrisflöße. Das Boot ist ein Fortschritt. Das einfachste ist der ausgehöhlte Baumstamm, dessen Höhlung die Wilden mittelst Feuer herstellen. Eolumbus sah in Westindien Fahrzeuge dieser Art, die mit siebzig bis achtzig Ruderern bemannt waren und nannte sie e»no» (daher das englische canoe). Solche Boote waren aber nicht allein dort zu Hause, sondern auch in unserer Heimat, in Europa, überhaupt überall, wo mächtiger Vaumwuchs die Menschen auf jene Idee bringen mußte. Mancher aus vorgeschichtlicher Zeit stammende „Einbaum", so nennt unsere Forschung solch ein Fahrzeug, ist auch in deutschem Boden aufgefunden und in den Museen ausgestellt. Andere Verhältnisse rufen andere Nootformen hervor.

so in Amerika, Asien, Afrika und Australien das „Nindenboot". In
Amerika besteht es aus einem Gerüst von Cedernholz, das mit Birkenrinde
bekleidet ist. Die einzelnen Nindenstücke werden mit faserigen Cedern-
wurzeln zusammengenäht. Solche Boote sind an der Hudsonbai noch heute
im Gebrauch, wogegen anderswo Thierhäute zur Bekleidung des Gerüstes
verwendet weiden. In Mesopotamien gebraucht man noch heute wie schon
im Alterthum Boote aus armenischem Weidenholz und Fellen (Herodot hat
sie beschrieben), und die Fischer am Severn und Shannon benutzen Boote,
die den tragbaren Lederbooten der alten Briten sehr ähnlich geblieben sind,
nur daß ihre Bekleidung jetzt aus getheertem Segeltuch besteht. Die
Kajaks der Eskimos haben ein Gerüst aus Knochen oder Treibholz und
sind soweit mit Seehundsfell überzogen, daß nur mitten im Deck eine
Oeffnung bleibt, in welcher der Ruderer sitzt. Diese Boote sind nicht leicht
aus ihrem Gleichgewicht herauszubringen und leisten, was Sicherheit der
Bewegung und Schnelligkeit angeht, geradezu Unglaubliches. Unsere
modernen „Grünländer" sind Nachahmung derselben. Wird in dem aus-
gehöhlten Stamm ein Brett als Deck angebracht, oder werden Bretter an-
statt Rinde und anstatt Felle auf die Rippen genäht, so kommt das dem
eigentlichen Schiffsbau schon näher, und hauptsächlich sind es derartige „ge-
nähte" Boote, die den Verkehr der Eingeborenen von Afrika bis in den
nmlanifchen Archipel vermitteln. Meisterwerke der Zimmerkunst darf man
die Kanoes der Südsee-Insulaner nennen, die mittelst Kokosnußfasern so
wohlgefügt sind, daß die Fugen kaum sichtbar bleiben. Man findet dort
auch das Doppelcanoe oder die Doppelpirogue, eine Ausgestaltung der Idee,
die die vorerwähnten aus zwei durch Querbalken verbundenen Stämmen
gebildeten Flöße geschaffen hat. Gerudert wurde ursprünglich wohl mit den
Händen oder den Füßen, doch mußte Jeder bald herausfinden, daß ein
Stück Holz dazu bequemer sei, und daß dieses am besten blatt- oder
schaufelfürmig gestaltet und mit einem handlichen Stiele versehen werde.
Daß ein einzelner Ruderer zwei Ruder nöthig habe, ergab sich von selbst
und führte den Eskimo (Grönländer), dessen Boot auf nur einen Insassen
berechnet ist, auf den Gedanken, eine lange Nuderstange an beiden Enden
zum Nuder zu gestalten. Die einfachste Form des Segels lehrt der In-
dianer uns kennen: mit ausgebreiteten Armen hält er eine Decke, die mit
ihren: unteren Ende an seinem Beine befestigt ist. So werden auch andere
Völker sich geholfen haben, doch mußten sie sehr schnell darauf kommen, an-
statt des eigenen Körpers einen Mast aufzustellen und die ausgebreiteten
Arme durch Naen zu ersetzen. Giebt uns diese Skizze ein Bild von den
Uranfängen der Schifffahrt, fo zeigt sie zugleich, daß viele Völker nicht über
den Bau von Booten hinausgekommen sind. In ihren, durch geographische
Lage und klimatische Verhältnisse geschaffenen einfachen Lebens- und
Verkehrsverhältnissen lag weder ein Antrieb zun: Bau größerer Fahrzeuge,
noch hätte ihre unentwickelte Technik dazu die Möglichkeit geboten. Immerhin

bleibt es bemerkenswert!), daß sie in den ihnen gesetzten Grenzen das Mögliche geleistet haben. Ihre Boote sind in vieler Beziehung noch heute vorbildlich. Der Uebergang von solchen Uranfängen zu schon bedeutend höher entwickelten Zuständen im Beginne historischer Zeit ist uns verborgen. Aus der Dämmerung der Vorzeit tritt uns das als Seefahrer hochberühmte Volk der Phönizier bereits entwickelt entgegen. Das vielgegliederte und an Häfen wie an Inseln reiche Mittelmeer inmitten der fruchtbarsten und cultivirtesten Länder der damals bekannten Welt mußte nothwendig der Hauptfchauplah der Entwickelung der Schifffahrt werden, und ähnlich lagen die Verhältnisse im Indischen Ocean, insofern die gegenüberliegenden Küsten, namentlich des Persischen und Arabischen Meerbusens, nur mäßige Entfernungen aufweisen, und periodische Winde, die zwei Mal im Jahr ihre Richtung ändern, die Schifffahrt fördern. Mitten inne gesetzt in diese natürlichen Verhältnisse und in, Besitz einer damals an trefflichen (seit Anwachsen des Nildeltas erst versandeten) Häfen reichen Küste, mußten die Phönizier werden, was sie geworden sind, das erste Handelsvolk der alten Welt, wie roh auch ursprünglich ihre nautische Kunst, wie unansehnlich der Bau ihrer ersten Schiffe gewesen sein mag. Der schon in frühhistorischer Zeit sehr vorgeschrittene phönizische Schiffsbau entwickelte zwei Typen, das Segelschiff und die Rudergaleere. Für letztere war das Segel wie heute für den Dampfer nur Zugabe. Die treppenartig übereinander angeordneten Ruderbänke waren anfangs über das ganze Schiff vertheilt, später aber mittschiffs angebracht, wo sie nicht mehr Raum einnahmen, als heute Dampfmaschine und Feuerung, und wo die langen durch Luken in der Schiffswand gelegten und von je drei, vier, fünf, sechs und mehr Leuten bewegten Ruder in ähnlicher Weise wirkten wie das Schaufelrad. Deshalb blieb dieser Theil des Schiffes niedrig und offen, wogegen Vor- und Hintercastell hoch und gedeckt waren und zuweilen eine Art Thurm trugen. Größe des Schiffes und Zahl der Ruderbänke standen naturgemäß im engsten Zusammenhang, und dementsprechend unterschied man die Schiffsklassen: zdie Unireme oder Galeere mit einer Ruderbankreihe, die Bireme mit zwei Reihen Mderbänken, die Trireme, Quadrireme :c. Phönizische Beschreibungen von Schiffen giebt es nicht, dagegen haben die Assyrer, die im Bedarfsfalle, wie beispielsweise für den Zug des Sennacherib nach Chaldäa, ihre Schiffe von den Phöniziern bauen ließen, solche abgebildet. Basreliefs aus Riniveh zeigen gedeckte Galeeren mit Mast, Rae und Segel sowie mit zwei Reihen Ruderbänken übereinander, also Niremen*). Wie jene Bildwerke und andere Funde (z. B. ein im Museum zu Leiden befindlicher gutgearbeiteter Flaschenzug aus Aegnpten) darthun, verfügte man auch fchon früh über die einfachen Maschinen zur Verminderung der Handarbeit

*) Vgl. H. Layaids Abbildungen seiner Funde in Niniveh! Vgl, auch die Trajanssiiulc und Münzen des Kaiser» Ooidian! Stets eine Reihe Ruder auf Deck, «ine unter Tccl! D. Verf.

und versah die Schiffe mit Flaschenzügen für das Segelwerk und mit
Ankerwinden. Von der Nautik der Alten wissen wir wenig. Zur Be-
stimmung der Breite (in Stadien von einem durch Syratus gelegten
Aeauator) diente vorzugsweise der von Herodot uralt genannte Gnomon,
eine Art Sonnenuhrzeiger, mit dem man an verschiedenen Tagen und Orten
die Länge des mittäglichen Sonnenschattens maß; doch hatte man später,
wie aus einem Bericht Arrians an Kaiser Hadrian ersichtlich ist, auch noch
andere Instrumente an Bord. Die Längenbestimmung, die viel schwieriger
ist, scheint man schlecht verstanden zu haben. Nachrichten über astronomische
Beobachtungen zur See giebt es nicht, und es bleibt also um so räthsel-
hllfter, wie die Phönizier ohne Comvaß sich von der Küstenschifffahrt los-
sagen konnten.
In Babylonien fand die Schifffahrt nicht die Vorbedingungen wie in
Phünizien, war doch in ganz Mesopotamien nicht einmal dauerhaftes, für
Schiffsbau geeignetes Holz, woran jenes Land so reich war, zu finden!
Selbst Nebukadnezar verfügte, wie feine vergebliche Belagerung von Tyrus
zeigt, nicht über eine Flotte, und als Alexander d. Gr. eine solche auf deni
Persischen Meere nöthig 'hatte, da mußte er die Schiffe stückweife aus
Syrien und Cypern auf dem Euphrat und auf Lastthieren bringen lassen.
In Aegypten lagen die Verhältnisse für eine Entwickelung der Schifffahrt
nicht besser. Es war immer eines der holzärmsten Länder. Wie wenig hier
eine andere als Flußschifffahrt aus sich heraus entstehen konnte, zeigt
Herodots Beschreibung der Nilbarken, die aus kleinen Brettern von Akazien-
holz gezimmert wurden, indem man diese wie Ziegelsteine übereinanderlegte
und durch Pflöcke und Nägel befestigte. Wir hören zwar zu Namses' II.
(Sesostris) Zeit von großen Seeschiffen, aber diese waren phönizischen Ur-
sprunges und die Flotten für auswärtige Kriege von den Phöniziern ge-
miethet. Solches gefchah auch in späterer Zeit bis zu den Ptolemäern.
Nun erst, als das seetüchtige griechische Element in Aegypten zur Herrschaft
gelangt war, begann ägyptifcher Schiffsbau, aber er war ein Propfreis,
nicht am Nil entstanden.
Besaßen die Griechen zwar nicht die Spur von dein Unternehmungs-
geist der Phönizier, zog es sie nie hinaus in ferne Welttheile, fo waren
sie doch ein seetüchtiges Volk. Die Vorbedingungen dazu waren die glück'
lichsten: in Hellas wie in Kleinasien reiche Küstenentwickelung mit treffliche»
Häfen und zwischen diesen Küsten eine Inselwelt. Die jonischen, äolischeu
und dorischen Colonien der kleinasiatischen Küste trieben schon früh beträcht-
lichen Seehandel, dessen Vlüthezeit kurz vor die Unterjochung durch die
Perfer fällt. Später spielte namentlich Rhodos eine glänzende Rolle.
Rhodische Flotten, deren Fahrzeuge als außerordentlich schnell, deren See-
leute als die geübtesten ihrer Zeit gerühmt wurden, kämpften mit dem
grüßten Ruhm unter den Bundesgenossen der Römer wider die macedoni«
schen und syrischen Könige. Solange die Schifffahrt des eigentlichen Hellas

noch unentwickelt war, hatten auch die Inseln des Aegäischen Meeres einen großen Theil des Handels in Besitz, bis die zur Herrschaft über sie gelangten Städte des Festlandes ihn an sich zogen. Eine hellenische Seemacht, in erster Reihe eine athenische, hat sich erst in den Perserkriegen entwickelt. Da erkannten die Hellenen den Nutzen einer großen und wohlgeübten Flotte, und es war eine großartige Leistung, als 260 hellenische Triremen, darunter 12? athenische, mit durchschnittlich je 200 Mann an Vord, 120? persische mit je 2—300 Mann an Bord besiegten und sammt 3000 Transportschiffen vernichteten. Allerdings hatte die persische Flotte bei dem Cap Magnesia schon 400 Schiffe durch Sturm verloren und war der hellenischen, was ihre Seeleute anging, nicht durchweg gleichwerthig. Seitdem verwendeten die Athener, in der Absicht, sich ihren Nachbarn furchtbar zu machen, ungemein viel Sorgfalt auf ihre Flotte, indem sie deren Ausrüstung, als zu kostspielig für die Staatskasse, den reicheren Bürgern aufbürdeten. Während in politischer Beziehung Athen den Vorrang behauptete, war in commerzieller Korinth bedeutender und versorgte als der einzige hellenische Hafen, den die Phönizier besuchten, das ganze östliche Europa mit den kostbaren arabischen und indischen Maaren, welche diese brachten. Durch Erfindungen im Seewesen und Schiffsbau zeichnete es sich aus, baute (nach Herodot) die ersten Triremen und den berühmten Diolkos, eine Art Schiffsbahn zum Transport der Schiffe über die Landenge, was beiläufig eine ansehnlichere Maschinenkenntniß voraussetzt, als uns überliefert ist. Die allseitige herrliche Entwickelung der griechischen Kunst kam auch dem Schiffsbau zu gute, der nun die mit den Fortschritten der Technik immer größer werdenden Galeeren auch mit Bildwerk auf das Prächtigste ausstattete und in den stolzen Flotten der Ptolemäer den großartigsten Aufschwung nahm. Ptolemäus I., der über die Wälder des Libanon und über phönizische Zimmerleute verfügte, ließ 500 Galeeren, 2000 kleinere Segelschiffe und 800 Vergnügungsboote bauen. Aber in Aegypten, das zwar in der Zahl, Mannigfaltigkeit und Kraft feiner Nilfchiffe alle Nationen übertroffen, aber niemals feemännisches Geschick bewiesen hat, mußte der Bau von Seeschiffen entarten. Bauten, wie die des Ptolemäus Philopator, beispielsweise eine Galeere von 300 Fuß Länge, 45 Fuß Breite und 60 Fuß Hohe über dem Wasserspiegel, die mit allem erdenklichen Lurus, mit Säulenhallen, Marmortreppen und Gärten ausgestattet war, und noch größere, waren nicht seetüchtig und nur Prunkstücke auf dein Nil und auf Binnenseen.

Ini westlichen Mittelmeer und darüber hinaus waren die Karthager die Erben der Phönizier. Karthago hatte als phönizische Lolonie den Handelsgeist und die Kunstgriffe geerbt, deren die syrischen Phönizier sich zur Sicherung ihres Verkehrs mit dem Auslande bedienten. Bis zu dem ersten punischen Kriege nahm der Karthagische Handel den obersten Rang ein und verfügte über eine Flotte, die nirgend ihres Gleichen fand und größere

Galeeren, als bisher bekannt gewesen waren, die erstgebauten Quadriremen, besah. Aber Karthago mußte einem Volke weichen, das, bis dahin im Seewesen ganz unbedeutend, nun mit solcher Schnelligkeit eine Flotte schuf, daß sein im Schiffsbau so wohlerfahrener Gegner nicht an die darüber einlaufenden Berichte glauben wollte. Zu seinem Unglück! Denn die römische Energie hatte nicht Anstand genommen, frisch gefälltes Bauholz zu verwenden, wodurch später auch Scipio eine Flotte binnen 45 Tagen, Julius Cäsar eine binnen 30 Tagen schuf. Fünf römifche Flotten erforderte allein der neunzehnjährige erste punifche Krieg, der wesentlich ein Seekrieg war, wogegen die Flottenverwendung in den beiden folgenden auf Transporte beschränkt blieb. Die Bauart der römischen Schiffe war lange die karthagische, aber allmählich fand man, daß felbst die Trireme, dies Kriegsschiff v»r «xcellsucL, noch zu schwerfällig fei, und nahm für Neubauten das Modell einer Einbank-Galeere (Unireme) an, die nach ihrer im Norden der dalmatinischen Küste gelegenen Heimat „Liburnier" genannt wurde. Zur Zeit des Kaisers Augustus, der die ersten Flottenstationen, Ravenna für das östliche, Mifenum und Frejus für das westliche Mittelmeer uub andere im Schwarzen Meer und im Englifchen Canal errichtete, bestand die römische Flotte beinahe schon ausschließlich aus diesen leichten und schnellen Liburniern. Soviel Energie die Römer auch zur See entwickelt haben, so sind sie doch nur der Nothmendigkeit, nicht der Neigung gefolgt. „Ihr Ehrgeiz," bemerkt Gibbon, „war auf das Land gerichtet; uie hat dies kriegerifche Volk der Unternehmungsgeist erfaßt, der die Seeleute von Tyrus, Karthago und Mafsilia antrieb, die Grenzen der Welt zn erweitern und die entlegensten Küsten des Oceans zu erforschen; der Ocean blieb für die Römer mehr ein Gegenstand des Schreckens als der Wißbegierde."

Ueber die am Ausgange des Alterthums erreichte Stufe ist die Schifffahrt lange nicht hinausgekommen. Für ihre Weiterentwickelung waren neue Erfindungen, war die Vervollkommnung der Technik, welche fpätere Zeiten gebracht haben, erforderlich. Im Mittelalter thaten sich die Wikinger oder Nonnannen ^ wie die germanischen Seevölker einheitlich bezeichnet werden -— als kühne und geschickte Seefahrer hervor. Sie beherrschten die nordischen Meere, lange bevor die Römer an der gallischen Nordküste erschienen, und fuhren schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser bis Island. Ihre zum Segeln und Rudern eingerichteten sehr schnellen Schiffe, von denen die Abbildungen auf der vielgenannten Tapisserie von Baueux (1100 n. Ehr.) nur eine unvollkommene Vorstellung geben, hatten ein gleichgebautes Vorder- und Zintertheil und waren daher sehr geeignet zum Landen an jeder Küste. Wie leistungsfähig sie waren, das hat die Fahrt nach Amerika gezeigt, welche das nach dem bekannten in Gockstadt in einem Grabe gefundenen Original gebaute Wikingerschiff im Sommer 1893 von Christiania aus in sechs Wochen ausgeführt hat. Die an allen Küsten von Island bis Eonstantinopel bekannten Wikinger beschränkten sich nicht

auf Küstenfahrt, sondern durchquerten die Meere, eroberten Britannien,
das nun Angelland oder England genannt wurde, und entdeckten 500 Jahre
vor Columbus Amerika. Mit den dort von ihnen angelegten Colonien,
unter denen „Winland" voranstand, unterhielten sie bis 134? (laut
isländischen Urkunden) einen Verkehr, der auch über größere Schiffe als das,
beiläufig, aus amerikanischem Holz gebaute von Gockstadt verfügte und
Weizen, Weintrauben, Pelze und Bauholz von der Hafenstadt Norbega,
deren Rinnen Horsford 1889 bei Watertown entdeckt hat, nach Island,
Norwegen und Bremen brachte. Diese germanische Seetüchtigkeit, die sich
der phönizischen zur Seite stellen darf, entfaltete sich in der Hanf« zur
herrlichsten Blüthe. Die Hansa, deren Gründung (1241) das wichtigste
Ereigniß in der Handelsgeschichte des Mittelalters ist, beherrschte sehr bald
den Handel des nördlichen Europas und wetteiferte mit den italienischen
Freistaaten Venedig und Genua. Venedig war während der Kreuzzüge die
erste Seemacht der Christenheit geworden und baute auch für fremde Staaten
ganze Flotten. Sein Arsenal war ein Gegenstand der Bewunderung für
die ganze Welt. Mit Venedig stritt Genua auch im Schiffsbau erfolgreich
um den Vorrang, und die feetüchtigen Araber oder Saracenen, die damals
eine große Rolle im Mittelmeer spielten, schufen Schiffstypen, die selbst
von den Venetianern nachgeahmt wurden. So vielgestaltig die Schiffe
dieser Zeit nun waren, so glichen sie doch im Allgemeinen noch denen des
Alterthums. Kriegsschiffe blieben wie schon zur Zeit der Phönizier lang
und schmal, Kauffahrteischiffe rundlich, kurz und breit. Allmälich wurde
die Zahl der Masten vermehrt und das Segelwerk vervollkommnet, bis das
Segelschiff die Galeere verdrängte, und die Genuesen 1542 das erste dem
modernen Typus in der Form und Takelung fchon sehr nahe kommende
vom Stapel ließen.

Mit den epochemachenden Länderentdeckungen des 15. Jahrhunderts
begann für die Schifffahrt die Zeit eines höheren Aufschwunges. An der
Schwelle dieser neuen Zeit steht die allgemeine Benutzung des Compasses.
Wann und wo der Compaß eigentlich erfunden wurde, ist unbekannt.
Lange hieß es, der Amalsite Flavio Gioja habe ihn erfunden, aber Gioja
hat ihn 1302 nur verbessert, indem er die Nadel, welche man ursprünglich
auf einein Stück Kort schwimmen ließ, auf eine metallene Spitze legte.
Der Compaß wurde, wie Wachsmuth dargethan hat, 1250 in Schweden
längst gebraucht und war, wie Hallon nachgewiesen hat, sogar 11N0 bereits
bekannt. Guyot de Provins erwähnt ihn 1190 in seinem Gedichte 1^»
Lidls wie etwas Allbekanntes. Woher diese frühe Bekanntschaft der
Normannen mit dem Compaß rührt, den sie nach Poggendorf nicht erfunden
haben, ist nicht aufgeklärt. Vielleicht verdanken sie dieselbe der vielfachen
Berührung mit dem Orient, wo die Araber sich der Erfindung oder richtiger
der Wiedererfindung dieses angeblich schon von Aristoteles in nun verlorenen
Handschriften erwähnten Wegweisers rühmen. Aristoteles soll ihn durch

babylonische Gelehrte kennen gelernt haben. Schließlich sei noch bemerkt, daß Einige (wie z. B. Klaproth) diese Erfindung den Chinesen zuschreiben und ebenfalls weit zurückdatiren. Sicher geborte der Compaß zu den Dingen, deren Geheimhaltung der Concurrenzneid Kaufleuten und Schiffern auferlegte, und so scheint er auch den Portugiesen, als diese die Aera der Entdeckungen eröffneten, noch nicht bekannt gewesen zu sein. Ihre Fahrt um Afrika nach Indien war ein vorsichtiges und ungemein langsames Tasten. 1418 entdeckten sie Madeira, 1441 Cap Blanco, 1446 die Cap Verde-Inseln, 1449 die Azoren; 1471 passirten sie zum ersten Mal den Aequator und gründeten 1481 die erste Handelsstation auf der Küste von Guinea-, 148? erreichte Bartholomeo Diaz „das Cap der Stürme", welches der König das der guten Hoffnung nannte, und endlich 1497/8 brachte Vasco de Gama deren Erfüllung, indem er an der afrikanischen Ostküste bis „Melinda" hinaufsegelte und sich dann von dortigen Steuerleuten hinüber nach Calicut an der Malabarküste geleiten ließ. So war Ostindien gefunden. Bemerkenswert!) ist, daß die arabischen Seeleute sich den portugiesischen überlegen zeigten. Vascos großes hölzernes Astrolabium und der metallene Quadrant, mit dem er die Höhe der Sonne maß, imponirten ihnen gar nicht, und sie wußten von besseren Instrumenten zu astronomischen Messungen und von Tafeln zu erzählen, aus denen man die Stellung verschiedener Sterne ablese. Der neue Weg nach Indien war für Portugal die Quelle ungeheuren Neichthums. Lissabon wurde nun an Stelle der Mittelmeer-Städte der Stapelplatz des Welthandels. Unterdessen hatte Columbus 1492 Amerika entdeckt und dadurch den Anstoß zu den erstaunlichsten Umwälzungen gegeben. Seine Aufzeichnungen, die uns die erste von einem Seefahrer selbst überlieferte Nachricht von dem Gebrauche des Compasfes geben, berichten auch zuerst über eine damals für die Wissenschaft ganz neue Erscheinung, daß nämlich die für verschiedene Orte verschieden große Abweichung der Magnetnadel von der Mittagslinie, die „Declination" in dem Maße wuchs, wie die Fahrt nach Westen vorschritt, was Eolumbus selbst überraschte und unter seinen Leuten die grüßte Vesorgniß, daß der Wegweiser durch die Wasserwüste ganz versagen könnte, hervorrief. Den Entdeckungen des Columbus folgte sofort eine ganze Reihe anderer, die über den neuen Welttheil erst Ausschluß gaben. 1513 entdeckte Vasco Nunez de Nilboa den Süllen Ocean. Aber vergeblich suchte man nach einer Durchfahrt, bis endlich Magellan (ein Portugiese) 1519 den Weg um Südamerika herum einschlug, quer durch den Stillen Ocean segelte und die Ladronen und Philippinen entdeckte. Nachdem der große Seefahrer auf einer der letztgenannten Inseln von Eingeborenen erschlagen worden war, setzten seine Schiffe die Fahrt fort, erreichten 1521 die Malussen und kehrten 1522 um das Cap der guten Hoffnung heim, die ersten, die eine Reise rund um die Erde gemacht hatten. Gleich nach der Entdeckung Mittelamerikas trat auch England auf den Plan. Die 1497 von

Heinrich VII. ausgesandten Cabots, Vater und Söhne, von denen Sebastian der bedeutendste war, gelangten alsbald nach Nordamerika, genau 150 Jahre, nachdem das letzte Schiff von dort nach Island zurückgekehrt war. Aber Englands Zeit war noch nicht gekommen. An die Stelle von Portugal und Spanien, die in Folge allgemeinen inneren Verfalles wieder hinabstiegen von ihrer seegewaltigen Stellung, trat zunächst Holland, das bei einer weisen Politik der Nichteinmischung in die continentalen Händel seine ganze Sorgfalt der Entwickelung seiner Marine zuwenden konnte und im Besitze der besten und größten Kriegs- und Handelsflotte und vieler Eolonien die Vorherrschaft zur See erlangte und lange behauptete. Erst mit Cromwells berühmter Schifffahrts-Acte von 1651, die dem holländischen Seehandel einen so empfindlichen Stoß versetzte, indem sie allen Import nach England und seinen Colonien ausschließlich englischen, in England gebauten und zu ^ mit Engländern bemannten Schiffen vorbehielt, nahm Englands bis dahin sehr allmählicher Aufschwung ein schnelleres Tempo an, und dazu trugen die englischen Entdeckungsreisen von 1690 bis 1779 — es seien nur die Namen Dampier, Anson, Byron, Wallis, Carteret und Cook genannt — mächtig bei, indem sie die Inseln der Südsee erschlossen und den fünften Continent kennen lernten. Dann kam Amerika. Vielleicht ist nie eine Nation so schnell zu einer Weltstellung gekommen, wie in» der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Amerika, doch ist das nicht verwunderlich, denn Amerika konnte alsbald mit einem Pfunde wuchern, welches die Eultur in langen Zeiträumen angesammelt hatte. So nahm auch seine Schifffahrt und fein Handel schnell gewaltigen Aufschwung. Auf alle diese Dinge näher eingehen, hieße die Geschichte jener Staaten schreiben wollen, doch mußte hier in großen Zügen ein Bild der Ursachen gegeben werden, aus denen die gewaltige Entwickelung der neuzeitlichen Schifffahrt hervorgegangen ist.

Die große Ausdehnung des Seehandels und der wachsende Mitbewerb rief nothwendig auf allen Seiten das Bestreben hervor, größere Geräumigkeit und Schnelligkeit der Schiffe zu vereinen, sowie die mechanischen Vorrichtungen und die nautischen Instrumente zu vervollkommnen. Aus den im Zeitalter der Entdeckungen noch kleinen Schiffen entwickelten M nun die stattlichen unter einer Wolke von Segeln dahineilenden Dreimaster, deren Bild uns das Wort Ostindienfahrer zurückruft, und die nautische Wissenschaft verbesserte Behaims Astrolabium und den Compaß, der durch Aufhängen in beweglichen Ringen von den Schiffsschwankungen unabhängig wurde (eine englische Erfindung), vervollständigte die Seekarten, die schon seit 1594 in der nach Gerhard Mercator benannten Projection gezeichnet wurden, und führte neue Hilfsmittel ein, wie Tobias Meyers Mondtafeln, Halleys Sertant, Harrisons Zeitmesser u. a. m. Die hiermit gesteigerten Ansprüche an die Ausbildung der Seeleute führte zur Errichtung von Seemannsschulen. Auch bildeten sich gesetzliche Bestimmungen aus über Annahme, Verpflegung und Behandlung des Schiffsvolks und über die Erhaltung der

Disciplin, während die Steigerung des Verkehrs das Seerecht und das Consulatswesen entwickelte. Aber noch lange blieb das Segel das einzige Mittel der Schiffsbewegung. Erst die neueste Zeit setzte an die Stelle des Windes als treibende Kraft den Dampf, eine Kraft, welche die Alten zwar kannten, wie Herons durch Dampf bewegte Rotationsmafchine ca. 200 v. Chr. zeigt, aber nicht praktisch zu verwerthen verstanden. Das erste, freilich unvollkommene, Dampfschiff ist, wie Leibniz mittheilt, 1697 von dem berühmten Papin auf dem Flusse Fulda erbaut und in Bewegung gesetzt worden, als er, ein Refugiü, Professor der Mathematik in Marburg war. Derartige Versuche dauerten in Frankreich, England und Amerika das ganze 18. Jahrhundert hindurch mit ungenügenden« Erfolge fort. Erst die 1766 von James Watt gebaute Maschine entfesselte die Kraft, die seitdem die Schifffahrt und den Welthandel umgestaltet hat, und nun erst entstanden halbwegs brauchbare Dampffchiffe, so auf dem Forth und Clyde-Canal 1801 die „Charlotte Dundas" von Symington, die aber noch, wie alle früheren Constructionen, ein einziges Schaufelrad und zwar im Hintertheil des Schiffes hatte. Endlich traf ein Amerikaner das Nichtige. Robert Fulton's „Clermont", der, mit zwei seitlichen Rädern ausgestattet, im Frühjahr 1807 auf dein Hudson erschien und in einer Stunde fünf englische Meilen zurücklegte, war das erste Boot der Welt, das dauernden und regelmäßigen Passagier-Verkehr vermittelte. Dies reizte zur Nachahmung. Schon 1809 trug auch der Lorenzstrom einen Raddampfer, 1813 einen zweiten, und 1812 begann auch in England, auf dem Clyde, ein Dampfer regelmäßige Fahrten, Henry Nell's „Lomet", der allerdings nur 40 Fuß lang und 10^/2 breit war und eine Maschine von nur 4 Pferdekräften befaß. Das war der Beginn der Tampfschifffahrt in Europa! Sie hatte anfangs auf beiden Seiten des Oceans einen schweren Stand, weil sich das an der Eegelschifffahrt betheiligte Capital diesem Fortschritte widersetzte. Aber trotzdem wurde 1815 der regelmäßige Personendampfer-Verkehr zwischen dem Clyde und Liverpool, 1816 die Schleppschifffahrt auf dem Mersey und 1826 die Packetfahrt zwischen London und Edinburg eröffnet. Die Dampfer waren nun schon 100 Fuß lang, 26 V2 breit und hatten Maschinen von 200 Pferdekräften. Neben den Flußdampfer war der Seedampfer getreten. Verbesserungen aller Art folgten, und der schon 1818 versuchte Bau eiserner Schiffe feierte nach großen Schwierigkeiten in dem 1839—43 von Capt. Patterfo» für die Orsut, ^Veztsrn 8team ?aoket <üoniv»nv erbauten <3rLat Lritain den ersten Triumph.

Parallel mit der Entwickelung des Naddampfers ging von Anfang an die des Schraubendampfers, doch gelang dessen brauchbare Construction viel fpäter. Das altbekannte, schon 1680 in China angetroffene Princip der „Propellerschraube" beschäftigte europäische Erfinder während des ganzen 18. Jahrhunderts. Der Engländer Joseph Vramah, der Erfinder der hydraulischen Presse, war der Erste, der ein „Rad mit schrägen Flügeln,

dessen Drehung im Wasser das Schiff nöthige, voran- bezw. zurückzugehen",
beschrieb und 1798 an einem Boote anbrachte, aber wieder war es ein
Amerikaner, der die lebensfähige Eonstruction schuf. Schon 1804 fuhr
Stevens mit einem kleinen Schraubendamvfer von Hoboken nach New-Iork,
doch war dies erst ein Anfang. Sowohl in Amerika wie in England, wo
sich der Schotte Robert Wilson (1833), der Schwede Capit. Erikfon (1836)
und der Engländer Pettit Smith (1836) hervorthaten, wurde unausgesetzt
an der Lösung des Problems gearbeitet, bis sie den» amerikanischen Capitän
Robert Stockton 1838 gelang. Sein „New-Iersey," der in 1 Stunde
11—12 englische Meilen -und als Schlepper ca. 5 zurücklegte, war das
erste für Handel und Verkehr wirklich brauchbare Schraubenboot, und ihm
folgten in den Vereinigten Staaten binnen 10 Jahren nicht weniger als
150 ähnliche. 1848 fuhren auf den, Ontario-See schon 13 Schraubenboote
und nur 9 Raddampfer.

Erfindungen treten fetten fertig in die Welt. Die praktische Gestaltung
einer guten Idee ist oft von Factoren abhängig, die erst später vorhanden
sind. Darum verdanken wir die meisten großen Erfindungen einer ganzen
Reihe von Männern, die das anfangs noch unvollkommene Werk fortbildeten
und vollendeten. So auch die Dampfschifffahrt! Gebührt Fulton fowie
Stockton der Ruhm, sie in das Leben eingeführt zu haben, fo fußten sie
doch auf der Vorarbeit von Snmington, Watt und vielen Anderen bis
hinauf zu Papins Versuch auf der Fulda. Als Flußfchifffahrt beginnend,
ist die Dampfschifffahrt erst bei weiterer Vervollkommnung auf das Meer
hinausgegangen und dann gerade auf dem durch feine Stürme, Eisberge
und Nebel gefährlichsten aller Oceane zur Vollendung geführt worden.

Naturgemäß blieb man dauernd bemüht, sowohl den Vau der Schiffe wie
die Wahl der Linien für ihre Fahrt den mannigfachen Anforderungen des
sich immer gewaltiger entwickelnden Verkehres bestens anzupassen, und wenn
auch ähnliche Bemühungen seit frühester Zeit zu verzeichnen sind, so haben
doch erst die Bedürfnisse unserer Zeit die zweckmäßigste Construction von
Handels- und Kriegsschiffen zu einer Wissenschaft ausgebildet und in den
Marinen aller Nationen bewundernswerthe Bauten schaffen lassen. Lange
waren, wie einst die Phönizier, so in der Neuzeit die Engländer die Schisss-
baumeister für die europäischen Festlandstaaten, bis diese mit dem allgemeinen
Aufschwung ihrer Technik auch den Schiffsbau selbstständig in die Hand
nahmen. Welch' ein Fortschritt von einer hölzernen Galeere bis zu einem
unserer Panzerkolosse, welch' ein Abstand zwischen dein ersten kleinen
Dampfboot und den schwimmenden Palästen der Hamburg-Amerikanischen
Packetfahrt-Actiengesellschaft und des Norddeutschen Lloyd! Und doch scheint
bereits der Keim einer neuen Umgestaltung aufgegangen zu sein. Schon
eilen elektrisch bewegte Schiffe geräuschlos und schier geheimnißvoll hier
und da auf Flüssen und Seeen daher.

>^><?ii

Die Giftmischerin Maria ^oniaur.

von

Paul Lindau.

Dresden.

r den Motzen Crmnnalfällen, die in unseren Tagen die öffent-
liche Meinung ganz besonders gefesselt und erregt haben, mit
einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, und wer den alten Lriininal-
geschichten, die sich als typisch in den Annale» der Justiz verewigt haben,
eine mehr als oberflächliche Beachtung geschenkt hat, wird immer und überall
dieselbe Wahrnehmung machen: wie Alles, was der Verbrecher oft mit
einen» unglaublichen Aufwände von Scharfsinn fein ersonnen und mit Be-
rechnung aller möglichen Factoren zur Verheimlichung des Urhebers aus-
getüftelt hat, in einen: verhängniftvollen Augenblicke durch eine ganz un-
begreifliche Dummheit zu Schanden gemacht wird. Diese Dnmmheit ist
gewöhnlich so kolossal, tolpatschig, plump, das; sie beinahe wiederum zur
Entlastung des Schuldigen dienen könnte, — so ungeheuerlich, daß man
sie demselben Manne, der das Verbrechen so klug vorbereitet und so kühn
durchgeführt hat, gar nicht zutrauen kann. Und doch ist sie thatsächlich
begangen worden. Sie ist der stärkste Agent des Untersuchungsrichters, der
treueste Verbündete der Gerechtigkeit. Immer wieder und immer wieder
bewährt sich in diesen Fällen das oft citirte Wort, daß die Gottheit denen
den Verstand raubt, die sie zu Grunde richten will.

Nahezu jeder berühmte Criminalfall würde die Richtigkeit dieses Satzes
erweisen können. Nur an zwei der eclatantesten Fälle sei hier erinnert.

Das merkwürdigste Verbrechen unserer Zeit ist wohl ohne Zweifel
der Fall Peltzer-Bernays, merkwürdig sowohl in Bezug auf die Motive, die
mit deni, was sonst zum gemeinen Verbrechen treibt, nicht das Geringste
gemein haben, die sogar ein starkes ideales Moment in sich schließen: die

Befreiung eines geliebten Weibes aus unwürdigen Fesseln; merkwürdig aber ganz besonders in der Ausführung. Es ist Filigranarbeit. Wohl niemals ist ein Verbrechen mit einem solchen Aufwände von Scharfsinn, Erfindungs-kraft, Umsicht und Fleiß ersonnen und ausgeführt worden. Alles ist vorher-gesehen. Allem ist vorgebeugt. Das dumpf grollende Gerücht, das, man weiß nicht wie, in dunkelm Drange den rechten Weg findet und auf den Verbrecher hinsteuert, muß vor den angeblich unbestreitbaren Thatsachen wiederuni verstummen. Das Alibi des des Verbrechens bezichtigten Leon Peltzer scheint unumstößlich nachgewiesen zu sein. Die unverfänglichsten Schriftstücke beweisen, daß er zur Zeit des Verbrechens drüben in Amerika gewesen ist. Kein Mensch hat ihn in der Nähe des Schauplatzes gesehen. Nichts weist darauf hin, daß er mit der Ermordung des Advokaten Nernays in irgendwelchem Zusammenhang gestanden hat. Alle Bemühungen der unablässig nach dem Verbrecher fahndenden Justiz scheinen vergeblich zu sein. Und dennoch behauptet sich in unerklärlicher Weise das Gerücht, von den« Niemand sagen kann, von wannen ihm die Wissenschaft kommt. In dieser schwülen Ungewißheit erscheint auf einmal Leon Peltzer auf der Bildstäche, der Mann, von dem man nur festzustellen braucht, daß er in Europa ist, um mit nahezu völliger Sicherheit den Mörder zu haben. Auf eine miß-verstandene Depefche hin kommt dieser Mensch, dem es unter einer groß-artigen Vermummung, unter einer Maske, die selbst das schärfste Auge zu täuschen vermocht hat, und unter einem undurchdringlichen falfchen Namen gelungen ist, sich allen Nachforschungen zu entziehen, der sich unbehelligt in verschiedenen großen Städten Europas monatelang herumgetrieben hat, der ohne die geringste Schwierigkeit nach Amerika hätte zuiückkehren können, nach Brüssel zu seinen: Bruder Armand. Er geht gerade dahin, wo man ihn vor Allem sucht! Armand, der geistige Urheber des Verbrechens, das Leon Peltzer nur als brüderlicher Bravo ausgeführt hat, ist natürlich entsetzt. Auch er verliert nun den Kopf und begiebt sich zu einem Freunde, den er beschwört, Leon bei sich zu behergen. Der Freund verweigert die Aufnahme und erkennt in der Bestürzung Armands und in der Thatsache der immer bestrittenen Gegenwart Leons die Wahrheit, die er ungeachtet seiner langen freundschaftlichen Beziehungen zn Armand den BeHürden mitzutheilen für seine Pflicht hält. Armand wird verhaftet, und gleich darauf auf dem Kölner Bahnhof Leon. Und so wird durch diese unbegreifliche Dummheit Alles vernichtet, was so fein und klug, so mühsam und sorgfältig zu Stande gebracht worden war.

Ein zweiter Fall ganz anderer Art. Ein verwahrloster Bursche, der zufällig den Namen eines unserer edelsten und größten Dichter führt, Gott-fried Keller, dringt in der Nacht in die Wohnung eines Berliner Klein-kaufmanns, in dessen Diensten er gestanden hatte. Er schleicht sich in den Laden ein, nimmt dort das große Messer, das zum Schneiden der Wurst dient, begiebt sich alsdann in das Nebenzimmer, in dem der Krämer mit

seiner Frau und seinem achtjährigen Tüchterchen schläft, und schneidet den beiden Eltern den Hals ab. Das kleine Mädchen sieht das entsetzliche Schauspiel und kriecht unter's Nett. Ehe er sich auf das dritte Opfer stürzt, geht er wieder in den Laden zurück und raubt die Ladenkasse aus. Als er darauf das Kind stumm machen will, hört er Geräusch. Nun ist ihm vor Allem daran gelegen, mit seiner Beute zu entkommen. Er läßt das Kind wimmernd unter seinem Bett, steigt aus dem Fenster und flüchtet. Das entsetzliche Verbrechen wird sofort allgemein bekannt. Das Kind macht ganz bestimmte Aussagen. Alles wird in Bewegung gesetzt, um des Verbrechers habhaft zu werden. Alle Bemühungen sind vergeblich. Er ist wie in die Erde versunken. Man hat den Namen, kennt seine Familienverhältnisse, man besitzt sein genaues Signalement. Es nützt Alles nichts. Es vergehen Wochen. Da wird in der nächsten Nähe des Dorfes, in dem Keller geboren ist, ein Bursche aufgefaßt, der in die Ninde eines Baumes die Buchstaben 6. K. einschneidet, und wegen Baumfrevels vom Landgensdarmen eingeliefert. Es ist Gottfried Keller . . .

Aber nie hat die Dummheit eine bedeutendere Rolle gespielt, als in den Verbrechen der Giftmischerin Maria Ionianr, mit denen sich das Schwurgericht von Antwerpen in den Tagen vom 7. Januar bis zum 2. Februar d. I. beschäftigt hat.

Frau Maria Ioniaur ist eine Frau von vollkommener Bildung. Sie stammt aus einer der angesehensten Familien ihres Landes. Sie ist mit einem hohen Beamten vermählt. Sie ist nngewöbnlich klng. Selten hat man auf der Anklagebank eine Person gesehen, die auf jede verfängliche Frage so schlagfertig Rede und Antwort zu stehen gewnßt, die mit so wunderbarem Scharfblick im wohlgefügten Netze der furchtbaren Anklage, das die Thatsachen immer straffer um sie ziehen, eine jede Masche, die sich durch Ungeschick einigermaßen lockert, sofort erspäht und sich so aalglatt der derb zugreifenden Faust der Anklage zn entwinden verstanden hätte. Ihre Selbstvertheidigung ist musterhaft. Der Gencralstaatsanwalt, der die Anklage führt, hat ganz Recht, wenn er sagt! die Klugheit dieser Frau streift das Genie. Es gelingt ihr bisweilen, den nüchternsten Geist, der das handgreiflich Tatsächliche klar erfaßt hat und keinen Augenblick an der unbestreitbaren Schuld dieser entsetzlichen Verbrecherin zweifeln kann, zu »mnebeln.

Und diese so gewandte, geistig hervorragende Frau, die auf ihre ganze Umgebung einen unwiderstehlichen Einfluß ausübt und alle ihre Anverwandten durch ihre geistige Überlegenheit erdrückt, begeht eine Reihe von Dummlieiten, die geradezu an blöden Stumpfsinn grenzen.

Jetzt, da ihr die erwiesenen Verbrechen vorgehalten werden, erkennt sie auch ihre grenzenlosen Thorheiten und ruft zu wiederholten Malen ans:

„Wenn ich wirklich die Schuldige wäre, für die man mich hält, würde ich es dann so blödsinnig dumm angefangen haben?"
Dies Argument für ihre Schuldlosigkeit, daß sie viel zu gescheidt sei, um so namenlos dumm operiren zu können, wie sie es nachweislich gethan hat, hat in der That etwas Bestechendes. Man hält es eben ein- fach nicht für möglich, daß eine Person auch nur mit mäßigen Geistesgaben, geschweige denn eine so ungewöhnlich scharfsinnige und intelligente Frau wie diese Ioniaur so haarsträubende Dummheiten begangen haben könne. Und doch ist das unmöglich Scheinende wahr. Und doch ist diese Frau neben ihrer Klugheit in der That so blöde und albern, wie fast alle ihre Schuldgenossen in gewissen Augenblicken.
Hier ist aber noch eine Besonderheit zu vermerken, die diesen Fall von anderen Fällen unterscheidet.
Die kluge, grundgescheidte Frau Ioniaur ist in ihren verbrecherischen Handlungen nicht blos manchmal dumm, sie ist dann fast immer dumm, brutal dumm. Diese Frau, die so schnell faßt und so gewandt jeden An- griff der Anklage parirt, daß der tüdtliche Stoß an ihr abzugleiten scheint, diese Frau, die Entsetzen einflößt und doch imponirt, wird aller ihrer geistigen Vorzüge verlnstig, sobald sie zur Verbrecherin wird. Da ist Alles plump, albern, sinnlos, blöde. Keine Spur von geistiger Ueberlegenheit in der Eonception und Durchführung, nicht die geringste eigene Erfindung. Sie macht Alles so blöde wie nur möglich und copirt ungeschickt und sinnlos die bekanntesten Vorbilder.
Sie ist verschuldet. Auf honnette Weise kann sie sich kein Geld ver- schaffen. Sie ist in einer socialen Stellung, die ihr nicht gestattet, sich wegen Diebstahls oder genieinen Betruges belangen zu lassen. Sie wählt deshalb das größte Verbrechen, das ihr als das salonfähigste erscheint: sie mordet mit Gift. Sie kennt die erlauchten Vorbilder: den Magdeburger Agenten Härtung, den Pariser vr. de la Pommemis. Sie kauft alfo ihre Verwandten in Lebensversicherungen ein, die zu ihren Gunsten aus- gestellt werden. Nun weicht sie einigermaßen von ihren Vorbilden: ab. Härtung und de la Pommerais ließen doch wenigstens eine gewisse Anstcmos- pause eintreten, bevor sie ihre Opfer hinschlachteten. Die Ioniaur aber geht über die Zahlung der Versicherungsprämie «ach der ersten Verfallfrist nicht hinaus. Sobald die Unglücklichen versichert sind und die erste Prämie gezahlt ist, werden sie gemordet. Schon während die Versicherungsoer- handlungen schweben, also in den Tagen, die dem Abschluß unmittelbar vorangehen, verschafft sie sich das Gift, und zwar nicht auf Umwegen, sondern ganz einfach auf ärztliche Necepte. Sobald diese nöthigen Vor- bereitungen abgeschlossen sind, vergiftet sie ihre Opfer und treibt alsdann mit fieberhafter Hast die versicherten Summen ein, um ihre Schulden zn bezahlen.

Man tonnte eine Prämie darauf setzen, wie es sich wohl anfangen
ließe, in ungeschickterer, frecherer und zugleich thörichterer Weise ein Ver-
brechen auszuführen.
Noch erstaunlicher aber, als die Dummheit der gebildeten, klugen Frau
ist die Thorheit ihrer Umgebung, die Kurzsichtigkeit aller derer, die mit diesen
verbrecherischen Handlungen irgendwie zu thun hatten, die Blödheit der Welt.
In dem knappen Zeitraum von zwei Jahren (Februar 1892 bisMärz 1894)
sterben drei Anverwandte der Ioniaur, die alle drei von ihr zum Besuch ge-
laden sind, in ihrem Hause.
Man weiß, daß Frau Ioniaur sich in äußerst bedrängter finanzieller
Lage befindet. Das erste und dritte ihrer Opfer, ihre Schwester Leonie
und ihren Bruder Alfred, hat sie zu verhältnismäßig hohen Summen ver-
sichert und die ersten Prämien gezahlt, die Schwester zu 7000(1 Franken,
den Bruder zu 100000 Franken. Zwischen diesen beiden Todesfällen liegt
der des Onkels ihres Mannes, eines alten lebenslustigen Herrn, der sehr
reich ist, und von dem das Gerücht behauptet, daß er sich mit seiner Ge-
liebten, die die Mutter seines Kindes ist, noch verheirathen wolle. Niemand
weiß, daß er ein Testament gemacht hat. Wenn er jetzt noch unverheirathet
stirbt, so wird der Mann der Ioniaur voraussichtlich an der reichen Erb-
schaft seinen erheblichen Antheil haben: verheirathet sich der alte Vandenkerck-
houe, — das ist sein Name, — so wird das schone Geld der zur Frau er-
hobenen Geliebten und dein Kinde zufallen. Frau Ioniaur ladet den Onkel,
der in Gent lebt, also nach Antwerpen zu einem Diner ein. Am andern
Morgen ist er eine Leiche.
Also drei Anverwandte, deren Tod Frau Ioniaur finanziell von
großem Nutzen ist oder wenigstens voraussichtlich sein wird, werden von
Brüssel, Paris lind Gent nach Antwerpen geladen, wohnen bei Frau
Ioniaur und sterben kurze Zeit nach ihrer Ankunft in ihrem Hause. Und das
ist zunächst keinem Menschen aufgefallen. Das Gerücht, das Frau Ioniaur
des Verbrechens bezichtigte, war kleinlaut und verzagt und verstummte bald.
Muß man sich da nicht fragen: Ist denn hier alle Welt mit Blind-
heit geschlagen gewesen? Was soll man denn von allen diesen Leuten
denken? Von diesen Aerzten, die im Hause der Ioniaur in kurzer Zeit drei
Menschen eines plötzlichen und ganz unerwarteten Todes sterben sehen, von
diesen Versicherungsagenten, die unmittelbar nach der Zahlung der ersten
Prämie im Betrage von ein paar hundert Franken ihre Gesellschaften ver-
anlassen, so und so viel Zehntausende ohne Weiteres an Frau Ioniaur
auszuzahlen?
Von den drängenden Gläubigern, die nach dem Todesfall befriedigt
werden, wollen wir nicht weiter reden. Sie sind froh, daß sie ihr Geld
haben, und kümmern sich nicht weiter darum, woher es kommt.

Unendlich fern liegt es mir, den unglücklichen Mann, der eine hervor-
ragende Stellung einnimmt, und den das Schicksal, das ihn an dieses
Ungeheuer gefesselt, furchtbar genug getroffen hat, irgendwie verdächtigen
zu wollen. Ihn muß die Äebe völlig verblendet haben, wenn ihm niemals
der Verdacht aufgestiegen ist, daß bei dein Tode der drei Anverwandten,
die unter seinen Augen gestorben sind, doch nicht Alles mit rechten Dingen
zugegangen sein könne.
Wir wollen die Vorgänge, wie sie sich für jeden Unbefangenen, der
den langwierigen und oft entsetzlich langweiligen Verhandlungen mit vollster
Aufmerksamkeit gefolgt ist, als erwiesen darstellen, hier möglichst übersichtlich
zusammenfassen und erzählen.
Die Anklageschrift, die der Generalstaatsanwalt Seruais abgefaßt hat,
ist, wie sich aus den Verhandlungen ergeben hat, als ein Meisterwerk
zu bezeichnen. Vis auf geringfügige Einzelheiten, die kaum erwähnens-
werth erscheinen, sind alle Punkte der fürchterlichen Anklage, wie sie. in
diesem Actenstücke der Ioniaur als verbrecherische Handlungen vorgehalten
worden sind, durch die Verhandlungen in Wort und Schrift, durch Zeugen-
aussagen und schriftliche Documente in der That als verbrecherische Hand-
lungen der Angeklagten für jeden Unbefangenen mit unumstößlicher Sicher-
heit nachgewiesen worden. Der in ihrer Weise meisterlichen Vertheioigung
durch den Rechtsanwalt Grcmr, einen forensischen Redner allererster Ordnung,
ist es nicht gelungen, auch nur eiuen leisen Zweifel an der offenbaren Schuld
der Angeklagten zu erwecken. Der Name der Maria Ioniaur wird in der
Geschichte der berühmten Verbrechen als einer der fürchterlichsten Giftmische-
rinnen neben denen der Vrinvillier und der Gesche Gottfried genannt werden.

Vie Familie der INaria Ioniaur, geb. Ablay.

Die Offiziersfamilie Ablay nimmt in Velgien eine der höchsten gesell-
schaftlichen Stellungen ein. Der Vater der jetzt zum Tode verurtheilten
Maria Ioniaur war General der Cavallerie, nnd seine beiden Vrüder
waren gleichfalls Generale. Einer derselben, General Omer Ablan, war
Generaladjutant des Königs. Auch die beiden Vrüder der Angeklagten
hatten sich dem Soldatenstande gewidmet. Die Ablmis haben ihren Namen
mit Stolz getragen, und die „Ehre der Familie" fpielt denn auch in diesem
großen Processe eine bedeutende Rolle. Die Ioniaur behauptet, für die
bedrohte Ehre ihrer Familie die grüßten Opfer gebracht zu haben, und er-
klärt, ihre verstorbene Mutter, die Generalin, wie der von ihr vergiftete
Vrnder Alfred, hätten sie gezwungen, sehr beträchtliche Summen für die
Reinhaltung des Namens Ablay auszugeben. Sie hat beständig das Be-
streben, sich als den guten Engel der Ihrigen auszugeben, der im Augen-
blicke der Roth immer Rettung bringt — sie, die kaltblütige Mörderin
ihres Bruders und ihrer Schwester!

Als der General Ablav starb, hinterließ er außer seiner Wittwe sechs
Kinder: Alfred, geboren 1849, Maria, — das ist die traurige Heldin dieses
Dramas, — geboren 1844, Charles, geboren 1845, Emilie, geboren 1846,
Leonie, geboren 1849, und Hortense, geboren 1851.
Alfred trat in jungen Jahren in die Armee ein. Er war ein flotter
leichtsinniger Cavallerieoffizier und lebte weit über die bescheidenen Ver-
hältnisse seiner Familie. Aus seinen Geldverlegenheiten wurde er momentan
durch eine gute Partie befreit. Er verheirathete sich mit Fräulei» Constanze
Meskens uud wurde Vater zweier Söhne, Georges und Lionel. Er
verlor seine Frau in ganz jungen Jahren, Juli 1871. Seine Kinder
blieben einstweilen bei der Großmutter, der Frau Meskens.
Alfred setzte im Vertrauen auf das Vermögen seiner reichen Schwieger-
mutter sein sehr kostspieliges Leben fort und machte bedeutende Schulden.
Der ihm von seiner Schwiegermutter bewilligte Zuschuß genügte seinen Aus-
gaben auch nicht annähernd. So kam es denn zwischen ihm und seiner
Schwiegermutter im Jahre 1873 zum Bruch. Die Beiden sahen sich nicht
mehr. Die Schulden, die der leichtsinnige junge Offizier gemacht hatte,
wurden immer drückender. Die Gläubiger drängten. Seine Stellung wurde
unhaltbar. Er nahm feinen Abschied und verließ Belgien, um, wie so
mancher seiner Standesgenossen, in der Neuen Welt sein Glück zu suchen.
Er begab sich zunächst nach Buenos Anres. Er plagte sich gehörig ab, um
sein Leben zu fristen, aber er brachte es zu nichts. Alsdann ging er nach
Algier, wo er ebenfalls mit Energie, aber ohne Erfolg den Kampf nm's
Dasein aufnahm. Dort lernte er ein Mädchen kennen, Marie Noguet,
zu der er bald in intimste Beziehungen trat. Da es ihm auch in Algier
nicht glücken wollte, versuchte er nun in Paris sein Heil und nahm seine
Geliebte mit. In Paris fand er als Buchhalter zu dem sehr bescheidenen
Salair von 125 Franken monatlich eine Stellung. Mit Marie Roguet,
die treu und anhänglich zu ihm hielt, lebte er in den dürftigsten Verhält-
nissen, die hart die Misere streiften. Er war in beständiger Geldnoth, und
auch die Unterstützungen, die er von den Seinigen, von seiner Schwieger-
mutter, von seinem ältesten Sohne erhielt, sowie die gelegentlichen kleinen
Geldsendungen seiner Schwester Maria Ioniaur reichten kaum aus, um des
Lebens Nothdurft zu bestreiten.
Seit siebzehn Jahren hatte er seine Schwiegermutter nicht gesehen.
Da führte ein tragischer Vorfall die entzweiten Anverwandten wieder zu-
sammen. Sein zweiter Sohn, Lionel, der etwa 20 Jahre alt war, kam
unter geheimnißuollen Umständen um's Leben, October 1890. Man fand
seine Leiche in einein Weiher unweit des Schlosses seiner Großmama. Die
Leiche stak in eine». Sack, der am Hals nicht fest zugebunden war. Ein
Arm war frei.

Ter junge Lionel war ein eigenthümlicher Mensch. Er hatte von dem Leichtsinn seines Vaters geerbt. Man behauptet, daß er die Tochter eines benachbarten Pächters verführt habe, und es wurde sogar der Verdacht ausgesprochen, daß der verzweifelte Vater Hand an den Schänder der Ehre seiner Tochter gelegt habe. Die Untersuchung hat in dieser Beziehung indessen nichts ergeben, und da ein Unglücksfall bei den eigenthümlichen Bedingungen, unter denen die Leiche gefunden worden ist, als ausgeschlossen erscheint, hat man den Selbstmord als wahrscheinlich angenommen, — um so mehr als nachgewiesen worden war, daß Lionel sich einige Tage vor seinem Tode vom Gärtner einen Sack hatte geben lassen. Wenn später die Behauptung aufgetreten ist, daß Frau Ioniaur auch mit diesem Todesfalle in Zusammenhang zu bringen sei, so ist das leeres Geschwätz, das durch nichts gerechtfertigt erscheint.

Ter Tod Lionels wurde dem Vater nach Paris telegravhirt. Alfred begab sich nun nach dem Gute seiner Schwiegermutter, und bei diesem traurigen Anlaß kam es zu einer Art von Aussöhnung zwischen den Beiden. Frau Mestens nahm ihren Schwiegersohn gütig auf, auch bei seinem zweiten Besuche, als es sich um die Nachlassenschaft Lionels handelte. Bei dieser Negulirung wurde übrigens festgestellt, daß Alfred seiner Schwiegermutter sehr erhebliche Summen schuldete.

Alfred, der nach Paris zurückgekehrt war, führte sein kümmerliches, von beständigen Geldforgen getrübtes Leben mit seiner getreuen Freundin Marie Roguet fort.

Er hatte sich bisher immer ziemlich versteckt gehalten, und feine alten Gläubiger hatten die Hoffnung, von ihm befriedigt zu werden, aufgegeben. Nur einige wenige hatten feinen Aufenthalt ermittelt und ihn gemahnt. Die meisten aber hatten die alte Schuld längst zu den verlorenen geschrieben. Daß er gelegentlich daran gedacht haben kann, sein Leben zu versichern, ist sehr wohl möglich, und es ist sogar erwiesen, daß er sich in Paris nach den Bedingungen einer Lebensversicherung erkundigt hat. Aber das ist vollständig nebensächlich und hat mit der Lebensversicherung, die seinem plötzlichen Ende vorherging, nichts zu schaffen. Es ist unbegreiflich, daß über die Feststellung dieser Thatsache so viel verhandelt worden ist.

Ebenso steht es mit der Frage über feine Gesundheit. Die Vertheidigung hätte ohne Zweifel ganz anderes Material aufbringen müssen, um es glaubhaft erscheinen zu machen, daß Alfred Ablay zu den Leuten gehörte, bei denen ein plötzlicher Tod nicht überraschen kann. Es ist vielmehr ganz unbedingt erwiesen, daß er eine außerordentlich kräftige, widerstandsfähige und gesunde Constitution besessen hat. Er ist weder Trinker gewesen, — er hat, wie die meisten französischen und belgischen Offiziere, täglich sein Glas Absinth getrunken, aber daran stirbt der Mensch nicht, — noch weniger Morphinist. Wenn man einmal gesehen, daß er ein „weißes Pulver" in ein Glas Cognac geschüttet und den Inhalt des Glases geleert.

wenn man femer festgestellt hat, daß er gelegentlich einmal einen Apotheker-
gehilfen gefragt hat, ob man Morphium ohne Recept bekommen sonne, fo
beweist das nicht das Geringste. Kein einziger seiner Freunde oder der
ihm nahestehenden Persönlichkeiten hat ihn je Morphium nehmen fehen.
Sein Ausgabebuch, das mit pünktlichster Genauigkeit geführt ist und ver-
schiedene Anfchaffungen bei deni Apotheker verzeichnet, führt nicht einen
einzigen Posten für Morphium auf, und Marie Noguet, die ihn doch am
genauesten kennen muß, erklärt auf das Allerbestimmteste, daß er niemals,
aber auch niemals Morphium genommen habe.
Am 4. Februar 1894 begab er sich auf Einladung seiner Schwester
Maria Ioniaur nach Belgien. Marie Roguet hatte finstere Vorahnungen
und beschwor ihn, die Reise zu unterlassen. Am 9. Februar stellte er auf
Anrathen feiner Schwester Maria Ioniaur den Antrag, sein Leben bei der
Versicherungsgesellschaft „Gresham" zu Gunsten seiner Schwester zu ver-
sichern. Alfred erklärte, daß die Sache große Eile habe, da er am 12,
nach Paris zurückkehren müsse. Die ärztliche Untersuchung und die andern
Formalitäten vor Abschluß der Police wurden nach Möglichkeit beschleunigt.
Da aber der Sitz der Gesellschaft in London ist, so erforderte der Abschluß
doch einige Zeit. Am 23. Februar wurde die Police Alfred Ablav übergeben
uud die erste Quartalsprämie gezahlt. In der Nacht vom 5. zum 6. März
starb Alfred im Haufe der Frau Ioniaur. Er wurde fogleich begraben, und
fünf Tage darauf theilte Frau Ioniaur der Versicherungsgesellschaft den
Tod des Versicherten mit und reclamirte die versicherte Summe im Betrage
von 100000 Franken.
Das Gesammtbild, das man von Alfred Ablan aus allen Schilderungen
der nicht voreingenommenen Zeugen erhält, ist das eines leichtsinnigen,
aber durchaus gutmüthigen Menschen, der sich in seinen reifen Jahren so-
gar redlich abgemüht hat, die sehr dummen Streiche seiner Jugend wieder
gutzumachen. Eine wirklich unehrenhafte Handlung ist ihn« nur von seiner
Schwester nachgesagt worden, der Frau Ioniaur.
Der jüngere Bruder, Charles Ablay, Rittmeister der Eavallerie, bei
der Leibgarde, hat eine sehr vermögende junge Dame geheirathet und scheint
in der Familie eine ganz abgesonderte Stellung einzunehmen. Mit seiner
Schwester Ioniaur, bei der das Familiengefühl sich besonders dann
stark zu äußern pflegte, wenn sie irgendwie Geld haben wollte, stand er
auf schlechtem Fuße. Er verkehrte fast gar nicht mit ihr. Daß er,
der active Offizier eines Eliteregiments, in geregelten Verhältnissen, mit
seinem Bruder, der unter wenig angenehmen Bedingungen den Dienst hatte
quittiren müssen, die Fühlung nicht aufrecht erhalten hatte, ist vielleicht zu
bedauern, aber man kann sich kaum darüber wundern. Die Rolle, die der

Rittmeister Charles Ablay in dem Drama spielt, hat eine rein negative
Bedeutung. Er hat mit Allem, was da vorgefallen ist, nichts zu thun.
Die beiden älteren Schwestern Emilie und Leonie waren alte
Jungfern geblieben und lebten mit ihrer Mutter, der Generalin, bis zu
deren Tode, der vor einigen Jahren erfolgte, in Brüssel, in bescheidensten
Verhältnissen, die nahezu die Dürftigkeit streiften. Sie hatten eben als
hauptsächlichste Einnahmeguelle die karg bemessene Pension des verstorbenen
Generals und wurden wohl auch von ihren bessersituirten Verwandten, dem
Rittmeister Charles, ihrem Reffen Georges und ihrer Schwester Frau
Ioniaur, unterstützt.
Frau Ioniaur behauptet, jeder ihrer Schwestern eine Pension von
2400 Franken jährlich ausgesetzt zu haben. Aber diese Behauptung ist
durch nichts erwiesen und widerspricht sehr wahrscheinlich den Thatsachen,
obgleich sie in einem Schriftstück der beiden Schwestern anerkannt ist. In
dem Schriftstück sind indessen notorische Fälschungen, und da erwiesener-
maßen Frau Ioniaur auf ihre beiden, geistig wenig hervorragenden, ja sogar
offenbar sehr beschränkten Schwestern einen erdrückend dominirenden Ein-
fluß ausübte, und diese Alles thaten, was Frau Ioniaur verlangte, so ist
dem offenbar unter dem Dictat der Frau Ioniaur entstandenen Schriftstücke
keine weitere Bedeutung beizumessen.
Als die Geueralin Ablay starb, soll sie nach den Behauptungen der
Frau Ioniaur eine Allen unbekannte Schuld von ZOOM Franken hinter-
lassen haben. Um diese Schuld ist es gerade so bestellt, wie um die vor-
gebliche den Schwestern ausgezahlte Pension. Sie ist durch nichts erwiesen
als durch die Aussage der Schwester Emilie während der Boruntersuchung,
und diese ganze Aussage ist vom ersten Worte bis zum letzten im äußersten
Grade verdächtig. Das Bestreben, ihrer Schwester Maria Ioniaur in der
Bedrängnis; zu Hilfe zu kommen und Alles zu thun, was möglich ist, um
die fürchterliche gegen die Schwester erhobene Anklage zu entkräften, ist
augeuscheinlich. Ebenso unverkennbar wie das Dictat über die Pension von
24M Franken ist auch diese Behauptung auf eine directe Inspiration der
Frau Ioniaur zurückzuführen. Emilie verwickelt sich dabei übrigens beständig in
Widersprüche, stellt nachgewiesene Thatsachen in Abrede, behauptet das Un-
glaubwürdigste, widerruft frühere Angaben, ^ Alles in der begreiflichen
Tendenz, die Ioniaur zu entlasten. Emilie, die schon sehr leidend war,
als die Untersuchung gegen ihre Schwester eingeleitet wurde, ist vor dem
Beginn der öffentlichen Verhandlungen gestorben.
Leonie, das erste Opfer der Ioniaur, war ein harmloses, gutmüthiges
Geschöpf von äußerst geringen Geistesgaben, die durch eiue Krankheit noch
erhebliche Einbuße erlitten hatten. Sie litt an krankhafter Vergeßlichkeit,
und ihre Bekannten bemerkten, daß sie häufig in derselben Unterhaltung

nach wenigen Minuten dieselben Phrasen Wort für Wort wiederholte. Sie
stand ganz und gar unter der Herrschaft ihrer geistig unendlich überlegenen,
absolut bedeutenden Schwester Maria Ioniaur. Auf Veranlassung der Frau
Ioniaur versicherte Leonie ihr Leben bei zwei Gesellschaften im Gesammt-
betrage von 70 000 Franken zu Gunsten der Tochter der Frau Ioniaur
aus erster Ehe, und zwar am 2. Januar und am 23. Januar 1892.
Leonie war seit etwa einem Monat zum Besuch bei ihrer Schwester Ioniaur.
Die letzte Quote der Versicherung, die zu deren Giltigkeit unerläßlich war,
wurde am 20. Februar gezahlt. Vier Tage darauf, am 24. Februar,
starb Leonie.
Diese Versicherung war übrigens vor aller Welt, auch vor den
nächsten Mitgliedern der Familie, geheimgehalten.
Die jüngste Schwester, Hortense, die mit ihren drei anderen
Schwestern in intimer Freundschaft lebte, hat sich mit einen» Herrn Böde
verheirathet. Die junge Frau Vöde ist der Morphiumsucht in höchstem
Grade verfallen. Sie hat zugegeben, daß sie zu Zeiten täglich 49 bis 50
Centigramm Morphium nimmt, — 20 bis 30 Centigramm sind unter Um-
ständen schon tödtlich, — und es ist ferner festgestellt worden, daß sie an
einzelnen Tagen sogar 100 Centigramm genommen hat, ein volles Gramm!
Einer der vernommenen Apotheker hat ausgesagt, daß er Frau Bode wöchent-
lich zwischen 3 bis 4 Gramm Morphium verkauft habe.
Wir kommen nun zur Hauptperson. Maria Nblay, die jetzige
Frau Ioniaur, ist unzweifelhaft das scharfsinnigste, intelligenteste und
energischste Mitglied der Familie. Der Präsident, der Genercilstaatsanwalt
und die Vertheidiger wetteifern in dem Bestreben, der Maria Ioniaur
das Zeugniß des ungewöhnlichsten Scharfsinns und einer Verstandeskraft,
„die das Genie streift", auszustellen.
Maria Ablay verheirathete sich sehr jung, als IWHriges Mädchen,
im Jahre 1860, mit Frödöric Faber. Sie selbst wird so gut wie kein
Vermögen besessen haben, aber ihr Mann war der Sohn einer reichen
Frau. Frau Faber unterstützte denn auch den Haushalt ihrer Kinder in
ausgiebigster Weise. Das junge Ehepaar wohnte zunächst mit ihr zusammen,
und sie hatten gemeinsame Wirtschaft, deren Kosten von der Schwieger-
mutter Faber ausschließlich bestritten wurden. Es kam aber, wie das sehr
begreiflich ist, zu MißHelligkeiten zwischen Schwiegermutter und Schwieger-
tochter. Das Faber'sche Ehepaar verließ nach einiger Zeit das mütter-
liche Haus und begründete einen eigenen Hausstand»!
Faber war ein Bücherwurm, ein Bibliophil, der für seine Bibliothek
sehr erhebliche Summen ausgab. Er schrieb einige bibliographische Studien,

die er auf seine Kosten drucken ließ. Für die Einrichtung der Wohnung
wurde ziemlich viel Geld ausgegeben. Die junge Frau Maria brauchte für
Toilette uud gesellschaftliche Repräsentation große Summen, und so beginnen
denn eigentlich in dem Augenblick, als Frödöric und Maria Faber ihren
eigenen Hausstand begründen, die Geldverlegenheiten; denn die von der
Mutter bewilligten Zuschüsse standen in starkem Mßoerhältniß zur Größe
der Ausgaben.
In dieser Ehe wurde Januar 1871 eine Tochter geboren, Ieanne,
die sich vor einigen Jahren mit einem Herrn Oswald Mertens ver-
heirathet hat. Während der Verhandlungen ist Frau Ioniaur Großmutter
geworden.
Im Faber'schen Hause verkehrte ein junger Ingenieur, Herr Henri
Ioniaux, Wittwer und Vater dreier Kinder, zweier Mädchen, Margu^rite
und Martha, und eines Sohnes, Charles. Nichts berechtigt zu der An-
nahme, daß die Beziehungen zwischen Henri Ioniaur und der jungen Frau
Maria Faber zu Lebzeiten Fabers die Grenze einer intimen und herzlichen
Freundschaft überschritten hätten. Faber starb im December 1884.
Iin März 1886 verheiratheten sich Henri Ioniaux und die Wittwe
Faber. Die Kinder der beiden früheren Ehen, Ieanne Faber, Marguörite,
Martha und Charles Ioniaur, kamen in den neubegründeten Haushalt und
scheinen gute Beziehungen zu einander gehabt zu haben. Die Ehegatten
wurden offenbar durch wahre Liebe an einander gefesselt, und das einzige
menschlich rührende Moment, das uns die schreckliche Gestalt der Giftmischerin
wenigstens nach einer Seite hin sympathisch erscheinen läßt, ist ihr stetes
und unausgesetztes Bestreben, den geliebten Mann von all dem, was ihr
zur Last gelegt wird, völlig loszulösen. Man gewinnt aus den Ver-
handlungen in der That die Neberzeugung, daß Henri Ioniaur von dem,
was sich ereignet, thatsächlich keine Ahnung gehabt hat. Ioniaur ist eine
leichtlebige künstlerische Natur; die Wirthschaft und ihre Sorgen überläßt
er ausschließlich seiner Frau und bekümmert sich um die Geldangelegen-
heit so gut wie gar nicht. Die ganze wirthschaftliche Frage liegt aus-
schließlich auf den Schultern der Frau Ioniaux, die die furchtbar ver-
wickelten Verhältnisse mit einer Gewandtheit leitet, die auf ein wahres
Finanzgenie schließen läßt. Wie sie sich Jahrzehnte lang durch all diese
Bedrängnisse hindurchwindet, wie sie immer und immer sich neue Quellen
erschließt, Gläubiger halb befriedigt, um sie zu weiterer Geduld zu veran-
lassen, durch Findigkeiten und Ausflüchte lästige Mahuer vertröstet, den
drohenden Skandal erstickt und nach außen hin den Glanz des Hauses
aufrecht erhält, das ist wirklich in einem gewissen Sinne bewunderungs-
würdig.
Ioniaux, der als Ingenieur in den Staatsdienst eingetreten war, batte
sich inzwischen zu einer höchsten Stellung heraufgearbeitet. Er ist jetzt einer
der obersten Beamten des Nautenministeriums: m^nieur en elist cies

Z)unt8 6t «K^U88<«8, was etwa bei uns dem Range eines Geheimen Ober-
regierungs- und Bauraths entsprechen würde.
Die Mutter des Herrn Henri Ioniaux war eine geborene Vanden-
terckhove, die Schwester eines sehr reichen Mannes, der in Gent zu den
bekanntesten Persönlichkeiten gehörte. Der alte Nandenkerckhove war ein
Freund der guten Küche und des schönen Geschlechts, ein liebenswürdiger
alter Schwerenöther. Er war nicht verheirathet, aber er hatte eine Geliebte,
mit der er zusammen lebte, und die ihm einen Sohn geschenkt hatte. Auch
Madame Ioniaur Mutter lebte in guten Verhältnissen und unterstützte den
Haushalt ihres Sohnes in sehr ausgiebiger Weise. Veim Tode des Onkels
Vandenterckhove durfte aller Wahrscheinlichkeit nach Herr Henri Ioniaux auf
eine beträchtliche Erbschaft rechnen. Vandenterckhove war am 16. März 1892
zu Gast bei seinem Neffen. Nach dem Diner erkrankte er plötzlich und
starb am folgenden Tage, ebenfalls im Hause der Maria Ioniaux.
So waren denn in drei aufeinanderfolgenden Jahren, fast auf Tag
und Stunde, drei Personen, die Maria Ioniaur sehr nahestanden und
deren Tod ihr finanziell vortheilhaft zu sein versprach, eines unerwarteten
und plötzlichen Todes gestorben.
Zuerst am 24. Februar 1892 ihre Schwester Leonie, deren Leben
mit 70000 Franken versichert war.
Dann am 17. März 1893 der reiche und unverheirathete Oheim
ihres Mannes, Jacques Vandenkerckhoue.
Und endlich am 5. März 1894 ihr Bruder Alfred, der unmittelbar
vorher sein Leben mit 100000 Franken zu Gunsten seiner Schwester
Maria Ioniaur versichert hatte.
Erst dieser letzte Todesfall machte die Versicherungsbeamten stutzig.
Sie beantragten die Ausgrabung und Autopsie Alfred Ablans. Das geschah
am 15. März, und am 17. April theilten die Gerichtschemiker dem Unter-
suchungsrichter mit, daß sie im Magen und in den Eingeweiden des Ver-
storbenen Morphium gefunden hätten. Und an diesen. Tage erfolgte die
Verhaftung der Frau Ioniaur.
Ueber das Aeußerliche der Frau Ioniaux ist nach den vorliegenden
Bildern nichts Besonderes zu sagen. Sie macht den Eindruck einer be-
häbigen Dame in elegantester Toilette. Das rundliche Gesicht mit seinem
Stumpfnäschen und den kleinen, wie es scheint, sehr lebhaften Augen weist
nichts besonders Auffälliges auf. Allenfalls könnte man anf die sehr hoch-
geschwungenen Brauen hinweifen.
Nachdem wir nun die Hauptdata aus dem Leben der Frau Ioniaur,
ihrer Opfer und der in Betracht kommenden Persönlichkeiten ihrer nächsten
Umgebung hier verzeichnet haben, wollen ivir die überaus verwickelte
Geschichte der Verbrechen möglichst anschaulich klarzulegen suchen.

Vie ersten verbrecherischen schritte, Ausbeutung des Neffen Georges Ablay. Erpressungsversuche und anonyrne Vriefe.

Beim Tode Fr<Mric Fabers, December 1884, befand sich, wie wir gesehen haben, die Wittwe in sehr ungünstigen Vennögensverhältnissen, und ihre finanzielle Bedrängnis; wurde nicht geringer in ihrer zweiten Ehe, die sie mit Herrn Henri Ioniaur eingegangen war; die Schulden wuchsen vielmehr lawinenartig an.

Im Geldborgen entwickelt nun Frau Ioniaur eine schier unglaubliche Virtuosität, die allerdings durch die fünfzehnjährige Ausbildung dieser Specialität in der Faber'schen Ehe sich einigermaßen erklären läßt. Vor Allein werden ihre reichen Anverwandten regelmäßig und zum Theil mit recht bedeutenden Beträgen geschröpft, in erster Linie die beiden Schwieger-mütter, die alte Frau Faber und die Mutter des Herrn Ioniaur, zu denen sich noch die alte Frau Meskens, die Schwiegermutter ihres Bruders Alfred, gesellt. Neben den großen Summen werden aber auch die kleinsten Gaben nicht verschmäht. Frau Ioniaur schämt sich nicht, sogar ihren Neffen Georges und Lionel, die damals noch im Knabenalter stehen, gering-fügige Beträge ihres Taschengeldes abzuschmatzen. Mit ihrem Bruder, dem Rittmeister Charles Ablay, der in sehr glänzenden Vermögensverhältnissen lebt, scheint sie aber weniger Glück gehabt zu haben. Daher denn auch die Entzweiung der Geschwister, die zum vollständigen Abbruch der Be-ziehungen führt — eine Thatsache, über die sich Rittmeister Charles Ablay jetzt gewiß nicht beklagen wird.

Aber die Finanzoperationen der Ioniaur erstrecken sich nicht blos auf ihre nächste Umgebung und Blutsverwandtschaft. Alle, die mit der klugen Fran des hochstehenden Beamten irgendwie in Berührung kommen, werden angezapft: hohe Offiziere und Beamte, Großindustrielle und Kaufleute. Die Summen, die Frau Ioniaur verlangt nnd manchmal auch erhält, betragen oft viele Taufende. Wenn es aber sein muß, begnügt sie sich auch mit Wenigem und nimmt hundert Franken und darunter. Manchmal werden diese Darlehen vollständig, manchmal zum Theil, manchmal gar nicht zurückerstattet.

Diese chronischen Anleihen in den Kreisen der Freunde und Bekannten haben indessen ihre natürliche Begrenzung. Als also da nicht mehr viel oder überhaupt nichts mehr herauszuschlagen ist, sieht sich Frau Ioniaur genöthigt, geschäftliche Schulden zu machen, gegen Hinterlegung von Wert-papieren, wie z. N. die Lebensversicherung ihres Mannes eins darstellt, und gegen Wechsel. Zum Theil muß sie auch Wucherzinsen dafür zahlen. Mit diesen Schulden ist nicht zu spaßen, da muß an dem Verfalltage un-bedingt Rath geschafft werden, da helfen keine sentimentalen Lügen, um den nüchternen Geschäftsmann geduldig zu machen.

In diesen Augenblicken drängender Verlegenheit, ja äußerster Roth macht Frau Ioniaur einigemal auch noch mit Glück den fast verzweifelt

erscheinenden Versuch, die schon gehörig ausgebeuteten Mütter noch einmal
heranzuziehen. Sie entwickelt bei diesen Geldforderungen eine fabelhafte
(Gewandtheit. Jedesmal handelt es sich um ein letztes Opfer, das für die
Ehre der Familie gebracht werden muß. Mitunter läßt sie auch vor den
alten Damen neben dem Schreckbilde der Entehrung das Gespenst des
Selbstmordes aus der Versenkung auftauchen. Aber schließlich verfängt
auch das nicht mehr.

Nun wendet sich Frau Ioniaur an vornehme Leute, mit denen sie
mehr oder minder nahe bekannt ist, und theilt ihnen in rührenden Worten
unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß irgend ein Mitglied
ihrer Familie einen verbrecherisch dummen Streich begangen habe, daß es
ihre Aufgabe fei, die Ehre der Familie rein zu erhalten, den drohenden
Skandal zu vermeiden, und daß sie in ihrer Noth nichts Anderes wisse,
als sich an den Netreffenden zu wenden. Auch das hilft einigemal. Aber
schließlich versagt auch das. Es gelingt ihr indessen doch, das, was sie
nothwendig braucht, um die dringendsten ihrer Gläubiger ungefähr zu befriedigen, sich auf diese oder andere Weise -zu verschaffen.

Auch auf andere Weise! Denn sie ist in ihren Mitteln gar nicht
wählerisch. Wenn sie sich kein Geld leihen kann, geht sie auch zu bekannten
Juwelieren, kauft Werthgegenstände und trägt sie sofort auf's Leihhaus.
Ja, die vornehme Dame, in deren Salon die Aristokratie der Stadt verkehrt, und die selbst zur bevorzugtesten Gesellschaft gehört, huldigt in Geldfachen demokratischen Gleichheitsanschauungen: sie pumpt sogar ihr Dienstmädchen an.

Mit einem Aufwände von Sorgfalt und einer Ieituerschwenduug, die
mir übertrieben erscheinen, hat man in den Verhandlungen das Budget des
Ioniaur'schen Hauses festzustellen gesucht. Die Mühe erscheint mir recht
entbehrlich. Offenbar und ganz unzweideutig liegt vor Aller Augen die
Sache so: Frau Ioniaur ist in ihre neue Ehe mit großen Schulden eingetreten. Das Einkommen des Herrn Ioniaur beträgt etwa 13 090 Franken.
Der Zuschuß, den Frau Ioniaur Mutter gewährt, ist nicht bedeutend. Für
ein Hau5, in dem es ziemlich flott, wenn auch nicht übertrieben verschwenderisch zugeht, und in dem vier erwachsene Kinder sind, ist die verfügbare Summe nicht erheblich. Der hausbälterische Sinn ist Frau
Ioniaur gänzlich versagt. Sie hat ein offenes Haus. Sie giebt für
ihre Toilette, für den Unterhalt ihrer Kinder und für den Hausstand,
der auf ziemlich großem Fuße eingerichtet ist, unzweifelhaft viel mehr Geld
aus, als die Einnahmen betragen. Sie lebt immer über ihre Verhältnisse. Und da sie noch aus der Faber'schen Ehe Abzahlungen zu machen
und Zinsen zu zahlen hat, wächst das Deficit natnrgemäst von Jahr zu
Jahr. Das ist so einfach, das, man die Nothwendigkeit, Frau Ioniaur ihre
bedeutenden Schulden auf Heller und Pfennig nnch-urechnen, kaum begreifen kann

Die Höhe dieser Schulden hat überdies gar nicht festgestellt werden
können, da Frau Ioniaur, als sie ihre Verhaftung befürchtete, nichts
Eiligeres zu thun hatte, als ihre Wirthschafts- und Contobücher zu ver-
nichten. Indessen scheint doch soviel festzustehen, daß sich die Schulden auf
ein paarmalhunderttauseud Franken belaufen haben.
Daß sie eine sehr umfangreiche Buchführung gehabt und eine kolossale
geschäftliche Correfvondenz unterhalten hat, deren Inhalt allerdings sehr
einfach ist, — die Briefe enthalten unausgesetzte Darlehnsgesuche unter allen
möglichen erschwindelten Vorwänden, Vertröstungen und Beschwichtigungen, —
das unterliegt keinem Zweifel. Ganze Berge von solchen Briefen und
Schriftstücken sind indessen noch aufgefunden und haben Monate lang die
Untersuchung Tag und Nacht beschäftigt.
Frau Ioniaur war also seit langen Jahren in verzweifelter Geldklemme.
Sie mußte befürchten, daß jeden Augenblick das mit allerlei Künsteleien
mühsam Zusammengehaltene auseinanderkmchen, daß ein großer Skandal
ausbrechen, sie als professionelle Schwindlerin brandmarken und ihre sociale
Stellung vernichten würde.
Alle ihre Bestrebungen gehen daher nur auf das eine Ziel los: diesen
Augenblick möglichst weit hinauszuschieben, um den öffentlichen Skandal zn
vermeiden. An der Behauptung ihrer gesellschaftlichen Stellung ist ihr mehr
als an allem Andern gelegen.
Um noch eine Erschwerung für die ohnehin schon genügende, vollkommen
erklärliche finanzielle Deroute zu geben, hat man recht überflüssiger Weise,
wie mir scheint, ein Moment herangezogen, das in den Verhandlungen mit
entsetzlicher Breite behandelt worden ist: Frau Ioniaur hat auch gespielt.
Von einigen Mitspielerinnen, deren moralische Qualifikation indessen kaum
als genügend angesehen werden kann, ist sie sogar des Falschspiels bezichtigt
morden. Aber diese Aussagen sind doch recht wenig beweiskräftig. Sie
kommen von Damen, die jener Zwittergesellschaft angehören, die vielleicht
die allerschlechteste der ganzen Welt ist, die ihre Salons zu Spielhöllen
machen, die professionell die großen Spielbäder besuchen, die fieberhaft am
grünen Tische hocken, über dem Spiel Alles vergessen, Familie, Freunde,
Natur, >tunst, Geselligkeit, die eben kein anderes Interesse in der Welt
mehr haben als das Spiel. Das sind keine klassischen Zeugen.
Es ist ja möglich, daß Frau Ioniaur, der man Alles zutrauen darf,
auch den Versuch gemacht hat, cls cni i i^oi- I« t'nrtune; die Verhandlungen
haben indessen den Eindruck hcruorgerufen, daß es sich hier um erbärm-
lichen Klatsch zweideutiger Geschöpfe handelt. Hätte sie aber selbst, was
keineswegs erwiesen ist, falsch gespielt, so wäre das doch nur eine leichte
Schattirung mehr im grausig schwarzen Bilde dieser Verbrechern». Dieser
Vorwurf des Falschspiels aber empört sie gerade am meisten. Ja, sie er-

klärt sogar, die Anklage des Giftmordes drücke sie weniger, als diese uner-
hörte Beschuldigung!
Aus allen Aussagen geht hervor, daß Frau Ioniaur ganz kleines Spiel
gespielt hat, allerdings mit der vielen spielenden Damen eigenen Leiden-
schaft. Die Summen, die sie gewonnen oder verloren hat, sind für das
Ganze jedenfalls belanglos. Durch die Karten hat sie ihre desperate Lage
weder verbessern, noch verschlechtern können.
Seit fünf Jahren windet sie sich mit der Gewandtheit und Zähigkeit
eines Reptils durch die fürchterliche Klemme ihrer Geldbedrängniß. Sie
hat Gott und die ganze Welt schon angepumpt. Wiederum braucht sie Geld,
um dringende Bedürfnisse zu bestreiten und fällige Wechsel einzulösen. Das
Vertrauen der Ihrigen ist erschüttert, der clandestine Credit im Kreise der
Freunde und Bekannten ist erschöpft; den professionellen Geldleihern vermag
sie keine Bürgschaften zu bieten. Da erschließt ihr ihr erfinderischer Geist
eine neue Quelle unlauterer Einnahmen.
Ihr Neffe Georges, der älteste Sohn ihres Bruders Alfred, ist im
October 1889 mündig geworden. Er tritt mit seiner Großmutter, der alten
Frau Meskens, in den Mitbesitz einiger ihm von seiner verstorbenen Mutter
vererbten Immobilien.
Georges Ablay hat einige Jugendsünden begangen. Er hat, wie sein
Vater, Schulden gemacht, die er vor seiner alten Großmutter Meskens
nicht zu gestehen wagt.
Vor Allem richtet nun Frau Ioniaur ihr Augenmerk darauf, ihren
Neffen, der ja jetzt über Geld zu verfügen hat, an sich zu locken. Sie
schreibt an die Großmama und fordert sie auf, ihr Georges zu schicken.
In ihrem Hause, „in dem Arbeit das Gesetz ist, und wo er nur gute Vor-
bilder vor Augen haben wird", würde er sich behaglich fühlen und zun»
tüchtigen jungen Manne herausbilden.
Georges hat zur guten Tante Vertrauen. Sie ist ja so nachsichtig,
sie wird ihm dabei behilflich sein, die Schulden zu bezahlen! Sie wird sein
finanzieller Veirath. Die gute Tante giebt dem vertrauenden Neffen in
der That recht guten Rath. Um die 80N0 Franken, die Georges zu zahlen
hat, zu decken, veranlaßt sie ihn, zunächst M 009 Franken Hypotheken auf-
zunehmen. Davon behält sie 10 000 Franken. Dann läßt sie ihn eine
zweite Hypothek von 18 000 Franken aufnehmen. Georges erhält von
dieser Summe 4000 Franken, der Vater Alfred, damit er reinen Muno
hält, 1000 Franken, und 13 000 Franken behält sie selbst, um einige ihrer
Schulden zu zahlen. Sie verschafft sich also auf diese Weise von ihrem
Neffen 23 0l)0 Franken.
Das ist zwar Hilfe für den Augenblick, aber wie lange dauert's!
Neue dringende Forderungen treten an sie heran. Es muß wieder Nath

geschafft werden. Das Geschäft mit Georges ist nicht schlecht gewesen, sie
bleibt nun in der Familie. Ein tragisches Familienereigniß verweist sie
auf einen neuen Weg, der vielleicht zum Ziele führt.
Man weih, daß Georges' jüngerer Bruder Lionel in einem Weiher
in der Nähe des Schlosses der alten Frau Meskens auf uicht völlig auf»
geklärte Weise um's Leben kommt. Wenige Tage nach diesem traurigen
Vorfalle erhält die alte Großmama, die der tragische Tod des Enkels auf's
Tiefste erschüttert, einen anonymen Erpressungsbrief. Tic alte Frau
Meskens wird aufgefordert, an eine bestimmte Adresse 25000 Franken ge-
langen zu lassen, da man sonst den Mörder Lionels der BeHürde denunciren
werde-, das würde natürlich großen Skandal machen und der Familie die
stärksten Unannehmlichkeiten bereiten. Ter Brief war fo abgefaßt, daß man
nach einigen Wendungen und nach dem Stile auf den Bater Lionels, auf
Alfred Ablay, schließen sollte.
Ein gleichgeartetes Schreiben ging auch dem Bruder der Frau Ioniaur,
dem Rittmeister Charles, zu, dem Einzigen der Ablay'fcheu, Geschwister, der
Geld hatte.
Tic Sachverständigen, die die Untersuchung angerufen hat, haben auf
das Bestimmteste erklärt, daß diese beiden Erpressungsbriefe, sowie frühere
anonyme Briefe, die die alte Frau Faber uud Rittmeister Eharles Ablay
erhalten hatten, unzweifelhaft von Frau Ioniaur herrühren. Und das wird
um so wahrscheinlicher, ja, die Vermuthung verstärkt sich nahezu zur Ge-
wißheit, wenn man eine Thatsache in Betracht zieht, die sich vierzehn Tage
später ereignen soll. Hier zeigt sich wieder inmitten der scharfsinnigen,
diplomatisch klugen Machinationen die kolossale Dummheit in ihrer erschüttern-
den Ehrlichkeit.
Georges Ablay besucht seine Tante. Sie übergiebt ihm einen Brief,
den sie eben in ihrem Briefkasten gefunden haben will. Er ist wiederum
anonym und enthält abermals die Trohuug mit der Denunciation für den
Fall, daß die verlangten 25000 Franken dem Vriefschreiber lücht über-
wiesen werden sollten. Aber nun hieß es weiter: man wisse, daß Georges
selbst Geld brauche; von den 25900 Franken, die er sich von seiner Groß-
mutter Frau Meskens leicht verschaffen könne, möge er 10000 Franken für
sich zurückbehalten, die restirenden 15000 Franken würden am andern Tage
von einem Dienstmann bei Frau Ioniaur abgeholt werden.
Frau Ioniaur hatte darauf gerechnet, daß Georges das Gefchäft an-
nehmbar finden und mit der Tante über die Sache verbandeln würde.
Aber der junge Mann hatte dazu keine Lust. Er übergab den Brief der
Tante znr Lectüre. Sie durchflog ibn flüchtig, zerriß ibn und warf ihn
in's Feuer. Darauf erklärte sie ihm, daß auch ihr Mann mehrere derartige
Drohbriefe erhalten und die Absicht habe, eine genaue gerichtliche Unter-

suchung über den Tod Lionels zu beantragen, damit die unheimlichen und beleidigenden Gerüchte endlich aufhörten.

Die Haltung Georges' hatte Frau Ioniaux unzweifelhaft davon überzeugt, daß ihre Berechnung doch zu keck und gleichzeitig zu naiv war, und dem Neffen erschien die ganze Geschichte überaus seltsam; denn woher konnte der anonyme Briefschreiber wissen, daß Georges gerade um diese Zeit seine Tante besuchen werde? Und welche Frechheit hätte der Briefschreiber, wenn er ein Fremder gewesen wäre, besitzen müssen, um Frau Ioniaur als Zwischentriigerin zu bezeichnen. Aber gerade um diese Zeit war Frau Ioniaur wieder das Messer an die Kehle gesetzt. Sie hatte unter Andern» am 3. December 1890 einen Wechsel von 17500 Franken zu zahlen.

Die Verlobung des Fräulein Ieanne Faber. Versicherung und Vergiftung der teonie Ablay.

Der Erpressungscoup war mißlungen. Das ganze nächste Jahr 1891 verlief für Maria Ioniaur in unausgesetztem Suchen nach neuen Geldmitteln. Die Aufzählung ihrer Bemühungen, sich Geld zu verschaffen, die zum großen Theil erfolglos blieben, ist ermüdend und zwecklos. Sie ließ nichts unversucht. Wenn sie sich jetzt die Mittel verschafft, eine Reise nach Monaco zu machen, so mochte sie wohl hoffen, daß ihr der launische Zufall durch das Spiel momentan Rettung bringen werde. Aber auch diese Hoffnung war trügerisch. Die paarhundert Franken, die sie sich geliehen hatte, verlor sie, und sie war genöthigt, sich von der Svieldirection das Geld zur Heimreise zu leihen.

Sie klopft an alle Thüren. Vergeblich. Sie, die Dame aus vornehmer Familie, die Frau eines hohen Beamten, kommt so weit, daß sie für 35 Franken eine Uhr auf dem Leihhause versetzt . . .

Unter diesen jämmerlichen, völlig zerrütteten Verhältnissen nähert sich ein junger Mann aus achtbarer Familie, der als Schwiegersohn ganz annehmbar erscheint, der Tochter der Frau Ioniaur aus erster Che, Fräulein Iecmne Faber. Herr Oswald Mertens hat keine Ahnung von der wahren Situation der Familie Ioniaur. Er weiß eben nur, was alle Femstehenden wissen, daß Herr Ioniaux eine hervorragende Stellung einnimmt, daß Frau Ioniaur einer der ersten Familien des Landes angehört, daß in dem gastfreien Haufe die beste Gesellschaft verkehrt, daß Alles den Eindruck des Wohllebens macht. Frau Ioniaur hat auch selbst dafür gesorgt, daß der Ruf, ihre Tochter werde einst über ein großes Vermögen zu verfügen haben, verbreitet wird. Für die Mutter, die ihre Tochter verheirathen will, handelt es sich nun in erster Linie darum, den falschen Glanz bis zur Verlobung und Vermählung aufrecht zu erhalten. Das wird freilich wiederum viel Geld koste,:, aber sie wird es sich schon verschaffen.

Wie wird sie sich's verschaffen? Unablässig wälzt sie in ihrem coinbinationsreichen Gehirn diesen einen Gedanken hin und her. Mit Schwindeleien, betrügerischen Behauptungen und dergleichen ist nichts wehr zu machen, da sind nachgerade alle Mittel verbraucht und alle Quellen versiegt.
Aber es muß sein, um jeden Preis!
Da keimt in dieser Fran, in der sich allmählich alle sittlichen Begriffe verwischt und verflüchtigt haben, die von der Nothlüge des Leichtsinns zum Betrüge und zur Unterschlagung und vom Schwindel zur Erpressung vorgeschritten ist, für die die heiligen Bande des Blutes alle Kraft verloren haben, die ihren Bruder verleumdet, ihrem unerfahrenen Neffen das Geld abnimmt — da keimt in diesem entsetzlichen Weibe der Gedanke auf, nun auch vor dein Aeußersten nicht mehr zurückzuschrecken, auch vor dem Morde uicht mehr. Und wenn sie Umschau im Kreise der Ihrigen hält, so stellt sich ihr zunächst als geeignetstes Object ihre arme Schwester Leonie dar, ein körperlich gesundes, aber geistig mangelhaftes, bedauernswerthes Geschöpf, die, wie ihre anderen Schwestern, völlig unter ihrer Botmäßigkeit steht.
Jetzt ist ihr Plan gefaßt, und nun erwacht ihr Thatendrcmg auf's Neue. Von zwei Bekannten leiht sie 1500 Franken und beruft sich darauf, daß ihre Tochter Ieanne Faber in einigen Wochen mündig sein und daß sie dann aus den: Vermögen ihrer Tochter die Schuld zurückzahlen werde. In Wahrheit hatte Fräulein Ie'anne Faber auch bei ihrer Mündigkeit nicht die geringste Anwartschaft auf irgendwelches Vermögen. Aber Frau Ioniaur weiß ja wirklich, daß sie dann das Geld wird zahlen können. Sie verspricht auch einer langjährigen Gläubigerin auf das Bestimmteste, daß sie bis Ende März ihre Schuld begleichen werde. Sie schreibt auch der alten Frau Meskens, daß sie binnen sechs oder sieben Wochen ihr eine Zahlung machen werde. Ten drängenden Lieferanten ersucht sie um einen Aufschub von einem Monat, und einer andern Freundin schreibt sie an dem Tage, an dem die erste Lebensversicherungspolice perfect wird: „Sie dürfen mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich Ende März die ganze Summe zahlen werde." Mit einem Worte: sie verpflichtet sich für die ersten Monate des Jahres 18l>2 zu sehr bedeutenden Zahlungen. Woher sie das Geld nehmen wird, weih nur sie allein.
Frau Ioniaur läßt nun ihre Schwester Leonie aus Brüssel herüberkommen. Der geistesüberlegenen Frau Ioniaur wird es geringe Mühe gekostet haben, Leonie zu veranlassen, ihr Leben zu versichern, um so weniger, als Frau Ioniaur sich zur Zahlung der fälligen Prämien bereit erklärt hatte. Frau Ioniaur nimmt nun die Sache in die Hand und beforgt Alles.
Leonie ist völlig passiv und läßt mit sich anfangen, was die geliebte ältere und unendlich klügere Schwester für richtig hält. Mit zwei Versicherungsgesellschaften, der Niederländischen und der Baseler, werden also Versicherungen

abgeschlossen, mit der ersten im Netrage von 40000 Franken, mit der
andern im Betrage von 30000 Franken, die erste am 2. Januar 1892,
die zweite am 21. und 23. desselben Monats. Zwischen dein Abschluß
der ersten und zweiten Police verlobt sich Oswald Mertens mit Fräulein
Ieanne Faber, am 15. Januar.
Die beiden Versicherungen sind abgeschlossen zu Gunsten der jungen
Braut. Aber weder der Bräutigam, noch irgend ein anderes Mitglied der
Familie erhält Kenntnis; von diesen Abmachungen, weder der Mann, Herr
Henri Ioniaur, noch ihre Schwester Hortense, die mit einem Versicherungs-
agenten Mde verheimthet ist, der, wenn die Versicherung durch seine Hände
gegangen wäre, eine hübsche Prämie verdient hätte, noch irgend ein anderer
Verwandter weiß etwas davon, daß Frau Ioniaur das Leben ihrer
Schwester zu Gunsten des Fräulein Ieanne Faber zu dein immerhin nennens-
werthen Netrage von 70000 Franken versichert hat.
Frau Ioniaur richtet es so ein, daß sie möglichst niedrige Prämien
zu zahlen hat, und daß mithin die Versicherungsgesellschaft auf ein ««glichst
langes Leben der versicherten Person rechnet. Mit der Niederländischen
Versicherungsgesellschaft wählt sie eigentlich die ungünstigste Art der Ver-
sicherung. Sie verpflichtet sich für die Versicherte auf die Dauer von
zehn Jahren zur Zahlung der Prämie. Ist die Versicherte nach zehn
Jahren noch am Leben, so verbleibt die gesammte Summe der eingezahlten
Prämien der Gesellschaft ohne irgend welchen Anspruch auf Rückzahlung. Sie
zahlt die Prämien in den kürzesten Fristen, die die Statuten gestatten, monatlich.
Maria Ioniaur ist natürlich in der Untersuchung und nachher während
der Verhandlungen genothigt gewesen, irgend welche Aufklärungen über
diese Versicherung zu geben. Was hat Maria Ioniaur veranlassen können,
das Leben ibrer Schwester zu versichern? Was kann Leonie Ablay be-
wogen haben, 30000 Franken der versicherten Summen ihrer Nichte Ieanne
Faber zu überweisen.
Frau Ioniaur giebt, wie auf Alles, so auch darauf Antwort. Sie
sagt, Leonie habe zeitlebens von ihr Gutes empfangen, und es sei ganz
natürlich, daß sie für den Todesfall daran gedacht habe, ihre Schuld an
die ältere Schwester durch ein Legat an die Dochter, für die Leonie immer
eine besondere Zuneigung gehegt hatte, zu compensiren. Die restirenden
40 000 Franken seien folgendermaßen verwandt worden: 10000 Franken
seien Emilien überwiesen worden, die mit dieser Summe verschiedene per-
sönliche und gemeinsame Schulden gedeckt habe, die übrigen 30 000 Franken
hätten zur Tilgung einer „heiligen Ehrenschuld" gedient, die die Mutter
Ablay, die verstorbene Frau Generalin, ans dem Sterbebette ihrer Tochter
Leonie gebeichtet habe. Frau Ioniaur selbst habe also von den 70 000 Franken
nicht einen Heller bekommen.
Ein Schriftstück der gefälligen Schwester Emilie, das erweislich nnter dem
Dictate der Frau Ioniaur zu dem Zwecke aufgesetzt worden ist, ihr bei vor-

aussichtlichen Schwierigkeiten als Beweis ihrer vorgeblichen Uneigennützigkeit zu dienen, bestätigt diese Angaben. Das Schriftstück ist indessen eher eine Belastung, als eine Entlastung der Beschuldigten. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, sich die einfache Wahrheit urkundlich beglaubigen zu lassen. Das Nestreben, eine Lüge glaubhaft erscheinen zu lassen, liegt vielmehr auf der Hand. Die „Urkunden" der guten Schwester Emilie beweisen absolut nichts Anderes als die rührende Schwesterliebe. Emilie hat Mes gethan, ausgesagt und niedergeschrieben, was Frau Ioniaur verlangt hat.
Die vorgebliche „heilige Schuld" der Mutter ist eine Lüge mehr in den Entlastungsversuchen der Ioniaur, und eine Lüge der niederträchtigsten Art, da sie das Andenken der verstorbenen Mutter schmäht. Kein Mensch außer der verstorbenen Leonie, deren Mund stumm gemacht worden ist, hat je von dieser „heiligen Schuld" etwas gehört. Auch Frau Ioniaux erklärt, daß sie nichts davon gewußt habe — sie, die Klügste der ganzen Familie, sie, zu der Alle flüchteten, wenn sie guten Rath oder Hilfe haben wollten. Der Rittmeister Charles Ablan, dessen Vennögensverhältnisse es gestatten würden, eine Ehrenschuld seiner Mutter zu zahlen, und der dieser Pflicht unzweifelhaft sofort freudig nachgekommen wäre, hat nie etwas davon gehört. Die „heilige Schuld" hat niemals eristirt.
Nach Unterzeichnung der Policen hatte nun Maria Ioniaur die Gewißheit, daß sie für den Fall des Todes der Leonie von den Versicherungsgesellschaften 70 000 Franken erheben werde. Sie hatte das Opfer im Haufe, und ihre Sache war es nun, dafür zu forgen, daß Leonie den ersten Termin der fälligen Prämie, nach deren Zahlung die Police unanfechtbar war, nicht überleben werde. Dafür forgte sie auch.
Ende December 1891 war Leonie in das Haus ihrer Schwester gekommen. Leonie befand sich vollkommen wohl. Das wird von allen Seiten bestätigt. In den letzten Tagen des December wurde sie von den Aerzten der Versicherung genau untersucht und als vollkommen gefund und versicherungsfähig bezeichnet.
In den ersten Tagen des Januar verschaffte sich Maria Ioniaur das Gift: Morphium. Zwei Ankäufe von Morphium im Betrage von 20 Centigramm bei», Apotheker Lamal an, 3. und 8, Januar 1892 sind ermiesen.
Daß sich Frau Ioniaur außer dieseu nachgewiesenen Morphiumankäufen das Gift noch anderweitig und iu beträchtlichen Quantitäten hat verschaffen können, darf wohl als zweifellos angenommen werden, und die Verkäufer, vielleicht irgendwelche obfcure Droguisten, werden sich nicht freiwillig gemeldet haben.
Aber es ist überhaupt verwunderlich, daß Frau Ioniaur birect bei den Apothekern Morphium getauft hat. Ihre Schwester Hortense, verehelichte N5de, verschaffte sich regelmäßig zur Befriedigung ihrer unheilvollen Sucht

das tödtliche Gift in so ungeheueren Quanten, daß ihr eigener Bedarf an
einem einzigen Tage vollauf genügte, um den an Morphium nicht gewöhnten
Körper zu tödten. Frau Hortense Aöde konnte bei ihren» wöchentlichen
Ankaufe von 309 bis 400 Eentigramm Morphium ihrer Schwester sehr
wohl im Geheimen im Zeitraum von einigen Wochen fo viel ablassen, daß
ein halbes Dutzend Menfchen damit hätten getüdtet werden können. Zwischen
Frau Ioniaur und Frau Hortense Böde aber bestand, wie schon gesagt
worden ist, das intimste geschwisterliche VerlMtniß. Man darf zugleich an
die sehr oft, fast immer beobachtete Thatsache erinnern, daß Morphium-
süchtige eine krankhafte Neigung haben. Freunde und Verwandte zum
Morphium zu verführen. Wenn also Maria Ioniaur von Frau Vöde
Morphium hat erlangen wollen, so wird ihr die Beschaffung keine be-
sonderen Schwierigkeiten gemacht haben. Zu jener Zeit aber durfte sich
Maria Ioniaur noch, ohne Verdacht zu erregen, an die eine Schwester wenden,
um sich Gift zur Ermordung der andern zu verschaffen, denn damals war
noch keiner der Anverwandten unter höchst auffälligen und verdächtigen Um-
ständen in ihrem Hause gestorben. Bei der späteren Vergiftung, ebenfalls
durch Morphium, war die fchwefterliche Beihilfe ausgeschlossen; da mußte
das Morphium aus den Apotheken geholt werden, und wir werden sehen,
welche Menge sich Frau Ioniaur da in wenigen Tagen zu verschaffen weiß.
Die ersten Prämien in monatlichen Raten waren an die beiden Ver-
sicherungsgesellschaften gezahlt, am 26. Januar die erste Monatsrate an
die Baseler Versicherungsgesellschaft. In der mit dieser Gesellschaft abge-
schlossenen Police war aber die ausdrückliche Bedingung enthalten, daß die
Police erst dann Kraft erhalte, — das heißt, die Gesellschaft zur Aus-
zahlung der versicherten Summe zwingen werde, — wenn zum Mindesten
drei Monatsraten der Prämie gezahlt seien. Diese dritte Monatsrate
hätte also erst am 26. März gezahlt zu werden brauchen.
Aber siehe da! Frau Ioniaur, die fast nie die von ihr zugestandenen
Zahlungsfristen innezuhalten vermag, zahlt bereits am 20. Februar die
zweite und dritte Monatsrate zusammen, also fünf Wochen früher, als
sie sich verpflichtet hat! Das ist auch sehr nothmendig, denn die unglück-
liche Leonie muß bald sterben.
Schon vor dem 29. Februar ist ihr Gift beigebracht worden. Am
20. Februar, an demselben Tage, an dem Frau Ioniaur die beiden Raten
der Baseler Gesellschaft zahlt und dadurch die Police rechtsverbindlich für
die Gesellschaft macht, ist Leonie bereits bettlägerig, und Frau Ioniaur
schickt ihr ihren Beichtvater, — denn Leonie ist eine sehr strenggläubige
Katholikin, -— um mit dein geistlichen Hern: eine neuntägige Andacht zu
verabreden. Der Arzt wird gerufen. Er findet die Kranke bald besser,
bald weniger gut. Der Zustand erscheint ihm indessen keineswegs so, daß
er zu äußersten Besorgnissen Veranlassung gäbe, auch am Tage, der ihrem
Tode vorhergeht, nicht. Er weiß nicht recht, was er aus der Krankheit

machen soll. Einilie schickt aus Brüssel ihren Hallsarzt Dr. Philipp, der
die Krankheit für einen Typhus erklärt. Bei seiner Rückkehr nach Brüssel
theilt er Emilien mit, daß der Zustand der Kranken zu ernsten Besorgnissen
keine Veranlassung gebe.
Ani 24. Februar Abends zwischen halb zehn und zehn kam der Ant-
lverpener Arzt. Da war Leonie noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte.
Als er in der Nacht um zwei Uhr wieder gerufen wurde, tonnte er nur
noch den Tod constatiren, der nach Mitternacht eingetreten war.
Der Doctor war von diesem schnelleil und unerwarteten Ende auf-
richtig überrascht. Frau Ioniaur, die ihre Schwester „gepflegt" und ihr
alle Getränke gereicht hatte, erklärte dein Doctor, Leonie sei an einem
Gehirnschlage plötzlich gestorben. Seltsamer Weise beruhigte sich der Arzt
bei dieser Auskunft und gab auf dem Todtenschein Gehirnschlag als Todes-
ursache an.
Gerade zu diesen! Augenblick aber mußte die arme Leonie sterben,
wenn sich Maria Ioniaur in Besitz der 70 009 Franken, für die das
Leben Leonies versichert war, setzeil wollte. Die Policen waren, wie man
weiß, nominell zu Gunsten des Fräulein Ieanne Faber, der Tochter der
Ioniaur aus erster Ehe, ausgestellt worden. Am 3. Februar war Fräulein
Ieanne mündig geworden. Sie war Braut und verheirathete sich am
26. April. Wenn Leonie also drei Wochen früher starb, so war Ieanne
noch unmündig, starb Leonie drei Monate später, so war Ieanne ver-
heirathet. Im ersten Falle hätte der Familienrath und die Vormundschaft
bei der Erbschaft mitgesprochen, im andern Falle der Ehegatte. Gerade
in diesem Augenblick aber konnte Maria Ioniaur die Sache mit ihrer
Tochter allein abmachen, ohne daß ein Dritter gefragt zu werden brauchte,
und wir wissen, daß keines der Familienmitglieder überhaupt von dieser
Versicherung etwas wußte, auch nicht der Bräutigam der von den Policen
nominell Begünstigten. Darf man da nicht an das Wort Burleighs an
Leicester erinnern: „Graf, dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen!"
Die belgischen Agenten der beiden Versicherungsgesellschaften sind
merkwürdig vertrauensselig gewesen. Die hohe sociale Stellung der Frau
Ioniaur mag sie verblendet haben. Es ist ihnen also nicht aufgefallen, daß
der Tod der Versicherten dem ersten Gültigkeitstermin der Versicherung auf
der Ferse gefolgt ist. Leonie stirbt vier Tage nach Zahlung der Prämie.
Sie haben also ihre Directionen zur Auszahlung der versicherten Summen
veranlaßt. Die Niederländische Gesellschaft zahlt am 19. März 1892, die
Baseler am 15. April.
Mit einein Theile des so erworbenen Geldes wird die Ausstattung
des Fräulein Ieanne Faber bezahlt und am 26. April fröhliche Hochzeit
gemacht. Sofort werden auch vom Brüsseler Leihhause die dort versetzten
Juwelen ausgelost und verschiedene drückende Schulden bezahlt, namentlich
die Freundesschulden, deren Zahlung Frau Iouiaur für Ende März in

sichere Aussicht gestellt hatte. Um sich ein wenig zu zerstreuen und wo-
möglich am grünen Tisch etwas zu gewinnen, begiebt sich Maria Ioniaur
mit ihrer Stieftochter Fräulein Margerite nach Monaco. Auch diesmal
verliert sie.

Bei einer Vergiftung mit einem alkaloiden Gift wie Morphium kann
nach einer Reihe von Jahren ein positiver Beweis nicht mehr erbracht
werden. Diese Gifte hinterlassen nur kurze Zeit nachweisbare Spuren im
Korper des Vergifteten. In dem vorliegenden Falle ist also nur ein Indi-
cienbeweis zu führen gewesen. Aber dieser ist so fest gefügt, daß er als
unerschütterlich bezeichnet werden darf.

Die Gesundheit der Leonie vor ihrer Vergiftung, die Höhe der Lebens-
versicherung, deren Prämien die bis über die Ohren verschuldete Frau
Ioniaux zu zahleu sich verpflichtet, die Ausstellung der Versicherung zu
Gunsten der Tochter der Ioniaux, die auffällige Vorzahluug der Prämien,
uni die Gültigkeit der Police zu beschleunigen, die erwiesene Anschaffung
des giftigen Stoffes, die unmotivirte plötzliche Erkrankung der Leonie, der
jähe Tod, die fieberhafte Hast, mit der die Beerdigung betrieben wird, —
Leonie wird schon zwei Tage nach ihrem Tode bestattet, — der Zeitpunkt
dieses Todes selbst, der es Frau Ioniaux ermöglicht, den Betrag der ver-
sicherten Summen zu erheben, ohne irgend Jemand Rechenschaft davon ab-
zulegen, die Bestreitung der durch die Verheimthuug Ieannes erforderlichen
Ausgaben, die Befriedigung der dringendsten Gläubiger u. s. w. — Alles
das erhebt die Annahme, daß die unglückliche Leonie Ablav von ihrer
Schwester Maria Ioniaur vergiftet worden ist, zur Gewißheit.

Die Leiche der Leonie Ablan ist ausgegraben und von den Gerichts-
ärzten untersucht worden. Spuren des Giftes selbst sind nicht mehr ge-
funden worden und haben nicht gefunden werden können. Dagegen hat
die Autopsie negativ doch ein sehr erhebliches Resultat ergeben. Die Unter-
suchung der wohlerhaltenen Leiche hat es außer Frage gestellt, daß Leonie
weder am Typhus, auf den Dr. Philipp in Brüssel geschlossen hatte, noch
am Gehirnschlag, den der Antwerpener Arzt auf Inspiration der Frau
Ioniaur als Todesursache angegeben hatte, gestorben ist.

Von den 70000 Franken, die die Gesellschaften ausgezahlt hatten,
waren zunächst 30000 Franken für Fräulein Ieanne Faber abgegangen.
Die Reise nach Italien, vielleicht auch die Spielverluste in Monte Carlo,
die Auslösung der Juwelen erforderten nicht unerhebliche Summen, so daß
eben nur gerade genug übrig blieb, um die allerdringlichsten Gläubiger zu
befriedigen. Im letzten Quartal des Jahres 1892 war die alte Geldver-
legenheit wieder da, und die Angeklagte fetzt das durch den Eingang der
Versicherungssumme einstweilen unterbrochene Geschäft des Geldfuchens mit
ungeschwächten Kräften, aber mit recht ungenügenden Resultaten fort.

Einer der Gläubiger, der seine Forderung einem gerichtlichen Sach-
walter, dem Notar van Bellinghen in Brügge, übergeben hat, wird sogar
unangenehm. Herr van Bellinghen erklärt, daß, wenn die Zinsen der
Schuld seinem Elienten nicht ausgezahlt werden, er sich genöthigt sehe,
Herrn Henri Ioniaux zu verklagen. Er bestimmt das genaue Datum, an
dem er die Klage einreichen wird, am 23. März 1893. Bis dahin ums;
also unbedingt Geld geschafft werden.

Am 17. März starb ein anderer Verwandter in: Hause der Maria
Ioniaux, wiederum ganz plötzlich. (Zchl«« <m nach,-«,, Hefte.»

Cin schreiben Tischbeins über Goethe in Rom.
Mitgeteilt
von
Geinrich FuncK.
— Geinsbach. —
l Maler I. H. W. Tischbein, bei dem Goethe in Rom
wohnte und der 1786 das berühmte, jetzt im Städel'schen
Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. befindliche Bild „Goethe auf
den Trümmern von Rom" malte, äußert sich über dieses Bild und über
Goethe in Rom einem gemeinsamen Freunde, dem bekannten Pfarrer
I. K. Lavater in Zürich, gegenüber in.folgendem Briefe, den wir
getreu nach den, in Lauaters brieflichem Nachlaß liegenden Originale hier
wiedergeben wollen.
Das Künstlerschreiben lautet:
Sie haben in allem recht, was Sie von Goethe sagten. Das ist gewiss einer der
voitrefligsten Menschen die man sehen lann. Stellen Sie sich meine unbeschreiblige
Freude für, welche ich vor einigen Wochen hatte, Goethe kam mir unverhofft hierher,
und jezo wohnet er in meiner Stube neben mir, ich genüsse also von des Morgens bis
zur Nacht den Umgang diesses so seidenen Nugen Mannes, was das nun für Vergnügen
für mich ist tönen Sie sich leicht denken in dem Sie Göthens Werth und meine
Hochachtung gegen giose Männer kennen.
Lieber bester Lavater tönte ich Sie hier auch ein mahl sehen, auf denen Ruinen
wo vordiesem so gros« Thaten geschahen, schcinb ein lebenter Mann erst recht gros, es ist
als erlente man ihn besser. Goethe ist ein werlliger Mann, wie ich in meinen
ausschweifenten Gedanken ihn zu sehen mir wünschte.
Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in LebenLgrose machen, wie er
auf denen Nuiueu sizet und über das Schicksaal der menschligen Weile nachdenket —
Undcr allen Versprechungen die ich Ihnen gethan und nicht volbracht habe, soll diesses
aber gewiss geschehen, das ich Ihnen sein Porträt bestimt gezeichnet schicke. Sein
Gesicht will ich recht genau und wahr nach zeichnen. Den man kan wohl keinen glück»
ligern und austrucksvolleren Kopf sehen.

<UH Heinrich Fnnck in Gelnsbach,
Goethe war mii durch Ihnen und seine anderen Freunde schon zimlig belandt,
durch die vielen Beschreibungen welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn eben so
aefunten wie ich mir ihn dachte. Nur die grose Geseztheit und Ruhe hätte ich mir in
dem lebhaften Emvfinder nicht denken tonen, und das er sich in allen Fällen so be-
laubt und zu Hause findet. Was mir noch so sehr an ihm freudt, ist sein einfaches
Leben. Er begerthe von mir ein Klein Stüvgcn wo er in schlaffen und ungehindert in
arbeiten tönte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm den leicht verschaffen tonte,
weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sizct er un jezo und arbeitet des Morgens
an seiner Efigenia ferdig zu machen, bis um 9 Uhr, den gehet er aus und siehet die
grosen hiesigen Kunstmclle. Mit was für einem Auge und Kcndtnis er alles siehet
werden Sie sich leicht denken tönen in dem Sie wissen wie wahr er denlt. Nr laN sich
wenig von denen grosen Welt Menschen stehlen, giebt und nimt leinen Besuch ausei
von Künstler an. Man wolte ihm eine Ehre an thun, was man denen grosen Dichter
die vor ihm hir waren gethan hatt, er verbath sich es aber und schüztc den Zeit Ver»
tust vor und wante auf eine höflige Arth den Schein von Eitelkeit von sich ab. Tas
ihm gewis eben so viel Ehre macht als wen er ncrllig auf dem Lauitol gelrönet
Worten wehre. Ich freue mich das ich jezo lebe des Gocthcns und Lavaters wegen.
Tauset Empfehlungen an alle Freunde.
Rom b. 9. Teccm. 1786. I. h. W. Tischbein.

Ieanne „Guignon"/)

Novelle,

von

— Ltraßburg i. L, —

I.

lontreur sollte es durchaus sein; Montreur war mir für den Winter empfohlen worden. So hatte ich mich von Genf aus, das ich ungern verließ, pflichtschuldigst an einen Arzt in Montreux gewendet, an den ich von Deutschland aus Empfehlungen besaß, und ihm gesagt, was ich suchte. Mit liebenswürdigster Vereitwilligkeit erklärte derselbe, für mich nach dem Gewünschten ausschauen zu wollen; und nach einiger Zeit erhielt ich mehrere Adressen, unter denen als die für meine Zwecke am meisten zu empfehlende eine Pension in einer Familie angegeben war.

Trotz des Preises, der innerhalb meiner Verhältnisse lag, trotz alles Lobes, das er dieser Familie spendete, entschloß ich mich nur schwer, hinzuschreiben. — Wer allein reist uud keine Aussicht hat, Bekannte am Orte zu finden, thut besser, eiu Hotel, oder doch eine größere Pension aufzusuchen. Man hat dort wenigstens Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; und vor Allem, man kann sich seine Gesellschaft nach Geschmack auswählen. In einer Familie, sagte ich mir, bist Du zu sehr von der Außenwelt abgeschlossen; Du bist an die Mitglieder gebunden, ob Du sie magst oder nicht. — Iu Folge dieser immer wiederkehrenden Ueberlegungen ließ ich den Brief, den ich von den Leuten erhalten hatte, unbeantwortet.

Aber auch die übrigen Pensionen sagten mir nicht sonderlich zu. Ich wählte eine davon als vorläufige Unterkunft, um mich an Ort und Stelle

*) Guignon ^-Pechvogel.

selber umthun zu können — was ich schon am Tage meiner Ankunft als nötlüg erkannte, denn meiner Gesundheit halber war ein ruhigeres Zimmer, eine bessere Lage wünschenswert!).

Der Arzt, den ich inzwischen aufgesucht hatte, kam wieder auf die „Familie" zurück. „Das Zimmer ist unbesetzt. Sie könnten sich's doch immerhin ansehen, die Gegend dürfte Ihnen zusagen."

Ich dagegen erkundigte mich mit Lebhaftigkeit nach mehreren Hotels, deren Lage mir gefallen hatte, da ich innerlich überzeugt war, daß ich die „Familie" nicht wählen würde.

Mein Weg führte mich noch an demselben Tage an dem Häuschen vorbei, Avenue Belmont. Der Toctor hatte Recht, die Lage war gut, sehr gut eigentlich. Ich sollte möglichst hoch wohnen — die Nähe des Sees war mir für den Winter geradezu untersagt, und dies kleine „cbnlet" lag hoch, weit höher noch als die Hotels, die ich im Auge hatte. Ich sollte ferner nicht viel bergsteigen — und siehe da! das Häuschen lag an einer fast ebenen breiten Fahrstraße mit herrlicher Aussicht auf den See. Es war auch ein kleiner Garten am Haufe, in dein man sitzen konnte, und eine allerliebste Terrasse, von der aus man den Nocher de Neige und den kleinen Kegel des Merdasson sah. Das „elialst" selbst heimelte an mit seinem dunkel gebeizten Holzfachwerk, dem überspringenden Schweizerdach und den großen, klaren, mit grünen Jalousien zu schließenden Fenstern.

Die kleine Küche lag an der Straße; Alles blitzte darin; durch die offene Hausthür bemerkte man einen hohen eisernen Ofen, der den Hausflur heizte. Eine mit Teppichen belegte Treppe führte zum oberen Stockwerk hinauf. „Erwärmter Hausstur, warme Zimmer!" sagte ich mir. „Wenn es nur uicht eben eine „Familie" wäre!"

Nichtsdestoweniger klingelte ich. Man konnte sich die Sache ansehen -^ ansehen hieß noch nicht miethen. Ein etwas ärmlich, aber reinlich gekleidetes Individuum öffnete. „Mädchen für Alles" stand ihm cm der Stirn geschrieben. Nachdem wir uns Veide mehrere Minuten hindurch französisch nicht verstanden, fand ich heraus, daß es eine Deutschschweizerin war. Hierauf ging die Unterredung flott von Statten. — Ich fragte nach der Dame des Hauses. Sie sei leider unpäßlich und nicht zu sprechen, aber wenn ich in die „8»1Iu ü, mni^Li-" eintreten wollte, Mademoiselle Ieanne sei zu Hause, die würde gleich kommen!

Der „Speisesaal" amüsirte mich. Ein winziges Gemach, dessen eines Fenster auf den See, das andere auf den Nocher de Neige hinausging: Möbel in Menge: ein Elavier aus schwarzem Polisanderholz, ein Schrank, ein kleiner Anrichtetisch, ein Fauteuil, ein Puff, ein Nähtisch, ein großer Eßtisch in der Mitte mit sechs Stühlen darum, ein Blumentisch am Fenster. Die Möbel sahen sämmtlich aus, als hätten sie bessere Tage gekannt. — An der Wand hingen einige Stahlstiche in einfachen» schwarzen Holzrahmen, und ein in farbiger Seide gesticktes Nild, das unendlich alt schien. Unter

dem Regulator ein „H,ri c?a1snäar", zwölf durch ein Seidenband lose zusammengehaltenen Blätter für die Monate, mit niedlichen Kindergestalten in Buntdruck — eine dieser reizenden, jetzt so sehr beliebten Arbeiten, die von England aus, d. h. von englischen Geschäften aus uach dem Continent kommen, in Wahrheit aber zum größten Theil von deutschen Künstlern entworfen und in deutschen Fabriken ausgeführt werden. Unter demselben befand sich ein einfacher Abreißkalender. Auf dem niedrigen Schrank standen Bücher in großer Anzahl ^, daneben ein Blumenstrauß in einer geschmackvollen Vase.

Ich hatte gerade Zeit zu diesem flüchtigen Umblick gehabt, als Mademoiselle Ieanne in der Thür erschien. Sie trug einen Cattunmorgenrock, der nicht mehr ganz sauber war, rosa Gezweig auf Hellem Grunde. Mt einem anmuthigen Lächeln, das ihre Züge sonnig erhellte, bat sie mich, Platz zu nehmen und entschuldigte ihren Anzug: es wäre Sonnabend, d. h. Reinmachetag.

Ich muß gestehen, ich hörte nicht viel auf die Bedingungen, die das junge Mädchen vorbrachte — war ich doch entschlossen, es mit der Familie nicht zu versuchen. Ich betrachtete vielmehr das entzückende Gesichtchen, das sich mir so unerwartet gezeigt hatte. Tiefe, strahlende Augen, kurzgeschnittenes, dunkelbraunes Haar, das ihr lockig in die Stirn fiel; lange, seidene Wimpern, ein voller rother Mund und zwei allerliebste Grübchen, eins im Kinn, eins in der rechten Wange.

Die kleine Schönheit sprach sehr lebhaft und im reinsten Französisch — es war also wirklich eine Pariser Familie, was ich dem Doctor nicht hatte glauben wollen, — und erbot sich angelegentlich, mir das Zimmer zu zeigen. Ich fand keinen Grund, das Anerbieten abzulehnen; wir gingen hinauf. — Gott sei Dank! Das Zimmer war ein Dachzimmer und auffallend klein. Hier war doch eine Veranlassung, schicklich abzubrechen. Mit höflicher Entschiedenheit machte ich der Sache ein Ende. „Es thäte mir sehr leid —, aber ich hätte ein größeres Zinnner vorausgesetzt —, dieses würde nicht angehen —"

„Ja, ja!" es ist sehr klein," erwiderte meine Schöne seufzend — „und darum auch so schwer zu vermiethen" — setzte sie niit ebensoviel Offenheit wie Traurigkeit hinzu.

„Wirklich, ich bedaure sehr, aber —"

„Ich verstehe es vollkommen," sagte die Kleine resignirt. „Adieu, Madame!"

Fast triumvhirend verließ ich das Haus. Natürlich war das nichts für mich; ich hatte es ja vorher gewußt. Aber wirklich! ich begriff den Doctor nicht. Hatte er denn das Zimmer gesehen? — Gut, daß ich von vorn herein nicht auf die Sache eingegangen war, von Genf aus, daß ich auch jetzt meinen Namen erst gar nicht genannt hatte. Sofort machte ich mich weiter auf die Suche. Ich fragte in allen Hotels nach, die hoch und frei

gelegen waren, in allen Pensionen, die Bädeker angab; überall, wo ich über einem Hanse H6ts1 ?6U8ion oder ?en8iou lamills las, — und Montreux ist thatsächlich mit Pensionen gepflastert, — trat ich ein. — Merkwürdig! ich fand überall Etwas auszusetzen! — Hier war der Preis zn hoch — dort war das Zimmer nicht heizbar oder lag im vierten Stockwerk; — ein anderes hatte absolut keine Aussicht, oder die Pension befand sich wieder dem See zu nahe und der geräuschvollen Hauptstraße. Und — was mir am ärgerlichsten war — nirgends wurde französisch gesprochen. „Deutsch oder englisch, hauptsächlich englisch," hieß es überall. Recht unzufrieden kam ich von meiner Wanderung zurück. Warum mußte gerade nur in der „Familie" französisch gesprochen werden und noch dazu ein so gutes? und warum gefielen mir nirgends die Leute? Der Lockenkopf — Ja, ja! Das war es! — ich leichtsinnige Alte hatte mich wieder einmal verliebt! Der Lockenkopf hatte es mir angethan, mit den verführerischen Grübchen, mit den tiefen braunen Augen —

Ehe ich mich dessen versah, befand ich mich bereits auf dem Wege nach der Avenue Nelmont, derselben, an der ein gewisses Häuschen lag. Die Gegend entzückte mich auf's Neue. Indem ich mich noch der herrlichen Aussicht erfreute, las ich halb in Gedanken auf dem Schild den Namen des Häuschens: „Obalst Lsaui-e^rä" und dann weiter darunter auf einem zweiten Schildchen: „NaclomoizsIIs Oaradin, I^on8 äs 6s88iu." Ich klingelte. „Dieser Unsinn!" schalt ich mich in, selben Augenblick und hätte vielleicht noch Fersengeld gegeben — aber die Thür öffnete sich. Nun blieb doch nichts Anderes übrig, als nach Madame Larabin zu fragen. Diesmal fah ich sie selbst, eine würdige Matrone mit bleichen, etwas leidenden Zügen. Sie empfing mich mit liebenswürdiger Vornehmheit und führte mich in das Eßzimmer. Vergebens sah ich mich nach dem Lockenkopf um. Er gebe Stunden, erklärte die Mutter, und da Ieanne nicht da sei, um das Zimmer zu zeigen, so —

Ich bemerkte, daß ich es am Morgen gesehen hätte — „Ach, es ist Madame, die heute Morgen hier war!" und daß es leider entsetzlich klein sei — hier hielt ich inne und machte mir wieder Vorwürfe; dann aber, wie um mich selber zn übertäuben, fuhr ich rasch fort: aber ich hätte mich geradezu in das anmutln'ge Wesen ihrer Tochter verliebt; um ihretwillen sei ich wieder gekommen —' wieder stockte ich.

Madame Larabin lächelte glücklich. „Sie ist ein gutes Kind!" sagte sie mit mütterlichein Stolz.

Mir hatte das Mädchen gefallen, mir gefiel jetzt die ruhige Feinheit der Mutter. Beide Franen zeigten deutlich, daß die Familie der guten Gesellschaft angehört hatte. Von herzlicher Sympathie erfaßt, schloß ich auf der Stelle, ohne weiter zu überlegen, trotz des unbequemen kleinen, ganz primitiven Zimmers, die Angelegenheit ab, und noch in derselben Woche zog ich hin.

Man Hütte nur einen kleinen eisernen Ofen gesetzt. Die Waschtoilette
war mit weißen Gardinen umkleidet, und auf den« Tisch stand eine zierliche
Vase mit Chrysanthemen. „Der letzte Gruß aus dem Gärtchen von
Beauregard!" rief Mademoiselle Ieanne, die zum Willkomm auf mein
Zimmer geeilt war. Sie sah so reizend aus, daß ich große Lust hatte,
das Mädchen an mich zu ziehen und zu küssen.
„Alte Enthusiastin!" wehrte ich mir. „Sei Du nicht vorschnell! Wer
weiß? Französische Nüchternheit findet am Ende Deine deutsche Gefühls-
schwelgerei einfach lächerlich."

II.

Es bildete sich aber sehr schnell ein vertrauliches Verhältniß heraus.
Zwischen alleinstehenden, schwergeprüften Frauen besteht immer schon eine
Art geheimer Gemeinsamkeit. Die Seele wirft unzählige feine Fühlfäden
aus und spürt das gleiche Schicksal, das die Herzen der Menschen ver-
bindet. Meine Zuneigung zu Ieanne wurde von dieser bald erwidert, und
die warme Theilnahme, die ich für Madame Earabin empfand, vermehrte
sich durch das, was der Doctor mir von den Erlebnissen der Familie zu
erzählen gewußt hatte.
Madame Earabin war seit zehn Jahren Wittwe. Sie hatte ihren
Gatten mit vollster Aufopferung durch eine vieljährige Krankheit hindurch
gepflegt und aus dieser aufreibenden Zeit ein fchweres, hauptsächlich
nervöses Leiden zurückbehalten. Auch ihre Mittel waren erschöpft, wovon
der Sterbende Nichts gemußt hatte. Ein hochangefehener Gelehrter, der es
nie verstanden hatte, zu erwerben, ja, der es seiner unwerth gehalten hätte,
seine geliebte Wissenschaft zu einer „melkenden Kuh" zu machen, hatte er
im Vertrauen auf das Vermögen feiner Frau dem Studium gelebt, und
im Vertrauen auf dieses Vermögen war er auch in Montreur, wohin die
Familie seiner geschwächten Gesundheit wegen gezogen war, gestorben. In
Wahrheit blieb die hochberzige Fran, die ihres Mannes Wahn nicht hatte
zerstören wollen und zu stolz war, um den Beistand ihrer reichen Verwandten
anzusprechen —, sie stammte aus einer eben so wohlhabenden, wie vornehmen
Familie —, mit ihren drei Kindern in den trübseligsten Verhältnissen zurück.
Nur durch den Verkauf ihrer fämmtlichen Kostbarkeiten hatte sie es vermocht,
in äußerster Sparsamkeit ihren Söhnen bis zu einiger Selbstständigkeit
durchzuhelfe». Diese dann halfen ihr die Erziehung des jüngsten Kindes,
unserer kleinen Ieanne, tragen.
Madame Earabin erwähnte ihrer Schwierigkeiten nie, wie sie denn
niit den, echten Stolz der Armuth sehr zurückhaltend über ihre Verhältnisse
mar; aber sie besaß andererseits auch nicht die falsche Scham der Ver-
armten, eine Wohlhabenheit zur Schau tragen zu wollen, die nicht länger
vorhanden war, und ein in der schweren Schule des Lebens geschärftes

Auge erkannte leicht, daß Mangel und Sorge auch jetzt das Hauswesen regierten. Angelegentlich eines Gespräches, das wir einige Zeit nach meiner Ankunft hatten, trat das noch klarer zu Tage. Aus Lausanne, von den dortigen Verwandten der Familie, war ein Brief eingetroffen, den Madame Larabin, nachdem sie ihn überflogen hatte, ihrer Tochter in meiner Gegenwart vorlas. Dieser Beweis des Vertrauens erfreute mich um so mehr, als man nnch dann auch zur Berathung hinzuzog.

Es handelte sich um einen Sohn gemeinschaftlicher Freunde in Schweden, der in Gefahr gewesen war, sein Augenlicht durch den grünen Staar ganz zu verlieren. In Folge langjähriger Behandlung sei es gelungen, ihm ein Auge zu erhalten, aber seine Gesundheit, die niemals eine sehr starke gewesen, hatte sichtlich unter der letzten Operation gelitten, und er sollte jetzt zu seiner Erholung den Winter in Montreux zubringen. Würde Madame Carabin um der alten Freundschaft willen den Sohn bei sich aufnehmen und für ihn, der lange fchon nicht mehr wisse, was Mutterliebe sei, mütterlich sorgen? —

„Ich weiß nicht," sagte Madame Carabin mit einem zögernden Blick auf ihr Kind, „das Zimmer ist ja auch nicht mehr frei. Und es ist wohl besser so. — Aber leid wird es mir, eine verneinende Antwort geben zu sollen, — unsere Familien waren sehr liirt —"

„Mutter!" schlug Iecmne vor, „im Eckhause ist noch ein Zimmer leer, das mit dem Balkon. Wenn man nachhörte, ob es zu bekommen wäre. Es liegt nach Süden. Biete doch das an! — er könnte ja bei uns essen."

Der Gedanke an einen neuen Hausgenossen schien ihrem lebhaften Geist fehr zu behagen.

„Er wird es nicht wollen, Kind! Du hörst doch, er ist von schwacher Gesundheit. Wirklich" — sie wandte sich wieder zn mir — „ich bin in Verlegenheit! es sind so viele Beziehungen —ich fühle mich diesen Leuten ein wenig verpflichtet —"

„Es wäre doch auch ganz schön, Mutter, wenn wir die Pension —"

Sie vollendete nicht unter dem Blicke der Mutter, aber ich wußte eben so gut wie die Mutter, was sie hatte sagen wollen.

„Versuchen Sie es doch mit Ieanne's Idee!" rieth ich. „Vielleicht paßt ihm das Anerbieten, so wie Sie es machen können. Das Zimmer liegt ja ganz nahe; — im schlimmsten Falle ist der Brief umsonst geschrieben!"

„So schreibe denn, Ieanne!" —

Der Auftrag hätte nnch überrascht, wenn ich nicht bereits gewußt hätte, daß der Kleinen der ganze Briefwechsel des Hauses oblag, ja, mehr noch, die ganze Negierung des Hauses. Sie war in der That, wie sie sich bei unserem ersten Zusammentreffen mir gegenüber sehr niedlich ausgedrückt hatte, während der häufigen Unpäßlichkeiten der Mutter „un pou lo petit otiek äc 1a inniZon". Sie ordnete Alles an, gab alle Befehle,

besorgte die Einkäufe nnd wurde für Alles verantwortlich gemacht, von den Pensionären und dem Dienstmädchen, die sich nur an sie zu wenden hatten, von den Brüdern in Lausanne und nicht zum Wenigsten von der Mutter selbst. Es war merkwürdig, daß sie all' dies zu leisten vermochte, noch neben den Stunden, die sie gab. Nur eine äußerst sorgfältige Erziehung hatte solche Resultate erzielen tonnen.

Welcher Art diese Erziehung gewesen war, — darüber sprach sich Madame Carabin offen aus, als ich'ihr einmal meine Bewunderung äußerte. Da sie von vornherein gewußt hatte, daß auch ihre kleine Tochter dereinst darauf angewiesen sein würde, ihre Kenntnisse, ihre etwaigen Talente verwerthen zu müssen, so hatte sie es sich nach dem Tode ihres Mannes angelegen sein lassen, alle in dem Kinde schlummerndn Kräfte und Fähigkeiten zu wecken. Das Mädchen hatte spielend leicht gelernt und bald viel Begabung für Sprachen und Musik gezeigt, mehr aber noch für Zeichnen. Madame Carabin, die einen „Iwrreui" gegen das zersplitternde „Allestreiben" besaß, hatte in Folge dessen nach einiger Zeit die Clavierstunden einstellen lassen, um Iennne's ganze Kraft auf ihr Zeichentalent zu richten, was ihr auch schon vom praktischen Standpunkt aus als das Räthlichste erschien. Denn da das Kind in Montreur aufwuchs, und sie Neide voraussichtlich auch dort ihre Tage beschließen würden, so lag es nahe, den Beruf des Mädchens mit Rücksicht auf ihren Wohnort zu wählen.

Die Fremden in Montreur waren zum größten Theil Engländer und besaßen als solche mit ihrer eingeborenen Liebe zur Natur auch ein theils eingeborenes, theils anerzogenes Talent zum Zeichnen. Und wo sie es nicht besaßen, bildeten sie sich doch ein, es zu besitzen, was auf dasselbe herauskam, so weit es sich um ein Bedürfnis; nach Stunden handelte.

Hier also bot sich Ieanne Aussicht, hinreichend Schüler zu finden, weit mehr als für Sprachen; wenngleich sie auch letztere, schon um sich den Verkehr mit den ausländischen Zöglingen zu erleichtern, nicht vernachlässigen durfte. Sie lernte also Zeichnen und in Aquarell malen. Sie malte auch ein wenig in Oel, aber nur wenig. Madame Carabin hielt es wieder für weise, sich zu beschränken. Cin Genie war das Kind nicht; sie sollte sich daher auch auf keine hochstrebenden Ziele einlassen, und sie brauchte außerdem Zeit für eine gründliche wirthschaftliche Ausbildung, die Madame Larabin's Ansicht nach jedes Mädchen besitzen müsse; um wie viel mehr ihre Tochter, die sich in äußerlich so beengten Verhältnissen zu bewegen hatte.

Madame Carabins immer mehr zunehmende Kränklichkeit bewog Ieanne, der geliebten Mutter allmählich den schwersten Theil der häuslichen Pflichten und vor Allein die häuslichen Sorgen aus der Hand zu nehmen, und so kam es, daß das Mädchen eine für ihr Alter bewunderungswürdige Umsicht und liebevolle Rücksicht für ihre Umgebung befaß. — Mutter und Tochter hatten außerdem viel mit einander gelesen, besprochen

und durchdacht, und Ieanne war eine viel zu tief angelegte, nachdenkliche Natur, um nicht aus allem in Unterricht und Unterweisung Gebotenen, aus ihren eigenen, selbstständigen Studien und ihren Lebenserfahrungen, an denen in so kummervoller Lage kein Mangel war, reichsten Inhalt für Geist und Gemüth geschöpft zu haben.

An dein Kinde also war es jetzt, dem Schweden auseinanderzusetzen, wie die Dinge sich verhielten, natürlich im Namen der Mutter. — Würde und könnte er sich damit zufriedengeben, und wollte er, trotz des ein paar Schritte von ihnen entfernten, aber warmen, nach Süden hinaus gehenden und gut möblirten Zimmers, sich sonst ganz und gar im Sinne der alten freundschaftlichen Beziehungen als zur Familie gehörig betrachten?

Eine Woche darauf traf die Antwort ein. Ter Schwede dankte, bereits von Lausanne aus, in auffallend gutem, fast elegantem Französisch für den liebenswürdigen Brief und die freundlichen Bedingungen. Er theilte in aller Kürze mit, es sei ihm ein Vergnügen, zu sagen, daß er dieselben annehme und daß er am 6. November mit dem Dampfboot eintreffen gedenke.

Die gedrängte Kürze des Schreibens, die charaktervollen großen Buchstaben, der höfliche, aber entschiedene Ton gaben Ieanne, die sich etwas darauf zu Gute that, aus der Handschrift des Schreibers den Schreiber selbst herauslesen zu können, Gelegenheit, einen unsererseits etwas skeptisch aufgenommenen Vortrag über Aussehen, Alter, Wesen und Manieren des zu erwartenden Hausgenossen zu halten. Der Schwede sei, seinem Stil nach, von feiner Nildung, 38—40 Jahre alt; sehr ernst, klein, blond; trüge einen langen Schnurrbart; die Schriftzüge deuteten auf Zurückhaltung, auf Bestimmtheit, ja anf Festigkeit des Charakters, die bis zur Brutalität gehen könne ?c." —

Zwei Tage später kam „Uonzislii- äy Uoerusr" an. Klein war er nicht gerade; man müßte denn einen jungen Niesen klein nennen! — Blond war er freilich, aber — o Ieanne! von Schnurrbart keine Spur. — Er trug vielmehr einen vollen Backenbart, der im Verein mit den matten Augen und den ein wenig lang gezogenen, leidenden Zügen dem Gesicht etwas Altes, Gefetztes verlieh; etwas weit über seine Jahre Gesetztes, denn — o Ieanne! Herr von Moerner war kaum 26 Jahre alt.

Arme kleine Ieanne! wie wir sie auslachten! — Der Neckereien war kein Ende, ebensowenig der geheimnißvollen Anspielungen, die das Kind mehr als einmal heiß errüthen machten. Die Kleine errüthete so leicht. Ein Blick! ein Wort! und die rothen Wellen überfluteten das ganze Gesichtchen bis unter die Haarwurzeln hinauf und ließen beim Herabsinken noch lange lebhaftere Färbung auf zwei immer leicht geröteten, überaus charakteristischen Wölbungen der Stirn zurück. Diese leichte Röthe über den Augenbrauen bildete eine sehr merkwürdige und auffallende Eigenthümlichkeit ihres Gesichte«?. — Ob es das war, was ‚Mr. <ie Hlosruer"

zu einer so aufmerksamen Betrachtung seines hübschen Gegenüber veranlahte? — Er mar augenscheinlich ganz in das Studium der kleinen Persönlichkeit vertieft; sein entzücktes Auge wich nicht von ihr.
Was Ieanne über den neuen Ankömmling dachte, war schon schwerer zu entnehmen. Er schien ihr nicht sonderlich zu behagen — nach der Schweigsamkeit zu urtheilen, in die sie sich den Abend über hüllte. Aber vielleicht hatte es sie verdrossen, daß Madame Carabin — wohl in der Absicht, gleich von vornherein eine gemüthliche Stimmung anzubahnen, — Herrn von Moerner mit einem muthwilligem Lächeln nach ihrer Tochter hin erzählt hatte, welch ein Bild uns diese nach seiner Handschrift von ihm entworfen. — Der junge Mann hatte unmäßig gelacht und ohne Weiteres begonnen, auch feinerseits Ieanne auf die ungenirteste Weise zu necken. Er rechnete sich augenscheinlich vom ersten Augenblick an als „ganz zur Familie gehörig!" — Schließlich aber, um die Kleine zu versöhnen, — und zu ihrer nicht geringen Genugthuung — bekannte er, daß der Secretär seines Vaters, der ihn bis nach Lausanne begleitet hatte, den Brief nach feinem Dictat geschrieben hätte. Ob er hernach noch den blonden Schnurrbart des Secretärs, und seine bis zur Brutalität gehende Bestimmtheit des Eharakters hinzulog, um ihr eine Freude zu machen, vermag ich nicht mit Gewißheit zu sagen. Es schien mir freilich, als hätte er dabei ein besonders lustiges Zucken nm den Mund und ein paar „Krähenfüßchen" mehr an den Augen gehabt.
Er war überhaupt kein Griesgram, unfer neuer Hausgenosse! — Er sah nur so alt aus, wenn er still saß und schweigsam. Wenn er aber sprach — und er sprach viel und lebhaft, — oder wenn er Possen trieb, — und er trieb ungeheuer viel Posseil, das ganze Haus erschallte bald wider von dem Lachen, Laufen und Sichjagen der „Kinder", wie Madame Carabin sie nannte, — dann erhielt sein Gesicht, sein ganzes Wesen etwas ungemein Kindliches, Knabenhaftes. Erstaunlich war auch, wie bald er sich im Haufe heimisch gemacht hatte. Schon nannte er Madame Carabin im Scherze seine „Mutter", Ieanne seine „kleine Schwester" und wollte durchaus, daß man ihm seinen Vornamen gab: „Torsten". Er berief sich dabei auf die Freundschaft, die die Familien vereint hatte, und auf das wanne Interesse, das feine verstorbene Mutter alle Zeit ihres Lebens für Madame Earabin empfunden.
Sein Ton nahm einen unbeschreiblich »reichen Klang an, als er von seiner Mutter sprach. Die Thränen traten ihn» in die Augen, er brach hastig ab. —
Ieanne sah erstaunt auf. Eine folche Tiefe des Gefühls bei diesen, stets fo ausgelassenen Menfchen überrafchte sie sichtlich. Er mußte seine Mutter leidenschaftlich geliebt haben, wenn er noch ihren Verlust nicht verschmerzen konnte.

^H C. <L, Ries in Ztiaßburg i. L.

III.

Ieanne hatte, wie erwähnt, sehr früh den Unterricht in der Munt aufgegeben, um sich ihrer Malerei zu widmen. Sc» kam es, daß sie von ihrer musikalischen Begabung und ihren Leistungen auf dem Elavier sehr wenig hielt. Sie war nie dazu zu bewegen. Etwas vorzuspielen. Nur wenn sie sich allein wußte, zumal des Abends im Dunkeln, spielte sie gern, — ganz leise, ganz sacht, wie für sich, meistentheils getragene Melodien ernst schwermüthigen Charakters. Ich liebte es unendlich, ihr von der Terrasse aus zuzuhören. Es klang wie Sphärengesang, diese leiseste Berührung der Tasten.

Eines Abends nun hatte auch Herr von Moerner sie am Piauino überrascht. Sein enthusiastisches Klatschen schreckte sie auf. Sie wollte fliehen; nicht die dringlichsten Bitten, noch Torstens Versicherung, daß er Musik über Alles liebe, konnten sie zum Fortfahren veranlassen. Da setzte sich der junge Mann selber an's Elavier und spielte — meisterhaft. Wie gebannt blieb Ieanue stehen und lauschte versunken, die Hände gefaltet, mit großen andächtigen Augen. —

Und dann sang er! — Erst ein Lied, mit halber Stimme, mit unterdrückter Bewegung — als ob er noch unserer Zustimmung gewiß werden wolle; oder wie Jemand, der sich fürchtet, an die eigenen Tiefen zu rühren und schlummernde Geister zu wecken, und dann ein anderes Lied und noch eins. Darüber hatte er sich selber vergessen und uns auch; er ward nicht gewahr, daß das Mädchen die Lampe angezündet hatte, daß Madame den Kreis seiner Zuhörer vermehrte, — er sang; — und nun brach es hervor aus ihm mit Leidenschaft, mit herzbewegender. Alles aufrüttelnder Gewalt. Er sang auf schwedisch — und wir verstanden die Worte nicht; aber aus seiner Stimme klang eine so namenlose Sehnsucht, ein so tiefer Schmerz, daß wir bis in die innerste Seele erschüttert dasaßen. Wir begriffen, daß der lustige Torsten der ganze Torsten nicht war, — und wir fühlten, daß wir ihn noch so gut wie gar nicht kannten.

Er saß jetzt erschöpft auf dem Stuhl — die Hände über den Augen, in sich zusammengesunken. Als er aufstand, schien er ein Anderer geworden, die Brauen zusammengezogen wie im Schinerz, das Gesicht fahl, die Augen trüber als je, und ein finsterer Zug lagerte auf der Stirn.

„Sie haben sich zu sehr angestrengt, Herr von Moerner," tadelte Madame Earabin leise. „In Ihrem angegriffenen Zustand follten Sie nicht so lange hintereinander musiciren."

Der junge Mann gab keine Antwort. Er blieb den ganzen Abend über in trübe Gedanken versenkt, theilnahmlos, und empfahl sich sehr früh. Dergleichen Verstimmungen stellten sich häufiger ein, gewöhnlich ganz unvermittelt — zu ^eannes großem Verdruß, Der lustige Gesellschafter war ihr bereits zu sehr zur Gewohnheit geworden, als daß sie sich mit

solchen Verwandlungen hätte zufrieden geben könne». Sie fand es geradezu
unbegreiflich, wie man, eben noch ausgelassen heiter, plötzlich in den
dunkelsten Trübsinn verfallen konnte; daß Jemand, der in einem Augenblick
noch lebhaft und angeregt zu erzählen wußte, im nächsten bereits in finsteres
Schweigen versank. Sie nannte ihn launenhaft, sonderbar: „Er hat Grillen,
gerade wie ein Engländer," sagte sie.
Madame entschuldigte ihn mit seinem Zustand. Ihrer Ueberzeugung
nach würde eine völlige Genesung, ja nnr eine durchgreifende Erholung
vieles an seiner Seltsamkeit ändern. „Er ist sehr angegriffen."
„Er ist verwöhnt!" sagte Ieanne.
„Ein Mensch, der von Kindheit auf kränkelt, ist das leicht, Ieanne!
Bedenke das quälende Augenleiden. Ob das vielleicht nicht mehr ist, als
grüner Staar? Ich habe nie gehört, daß derselbe von solch' qualvollen
Kopf- und Augenschmerzen begleitet ist; und das andere Auge, sagt man,
gerettet ^ ich zweifle doch fehr!"
„Ach! Mutter! er sieht doch ganz gut, — und wenn er sich nur ein
wenig zusammennehmen wollte — er läßt sich nur gehen!" rief Ieanne mit
der ganzen Ungeduld und Intoleranz eines gesunden Menschen. — „Er
kann lustig genug sein."
Mit einem Wort, seine Sonderbarkeiten störten sie. Aber sie be-
wirkten auch mehr als seine Geistesgaben, seine Liebenswürdigkeit und
seltene Herzensgüte, seine feine Bildung, — Eigenschaften, die erst bei näherer
Bekanntschaft sich voll und ganz ausweifen konnten, — daß sie sich unauf-
hörlich mit ihm beschäftigte. Sie fand Widersprüche in seinem Wesen, die
seine Krankheit allein nicht erklärte, ein inneres Unbefriedigtsein, einen
Mangel an Harmonie."
„Vielleicht kommt all' das daher, daß er seine reichen Fähigkeiten nicht
ausbilden kann und nicht gebrauchen," meinte Madame.
„Er sagte einmal, er habe studiren wollen —"
„Nun, siehst Du, Ieanne! und dann seine musikalische Begabung —"
„Ja! musikalisch ist er, wie alle Blinden!"
„Ieanne!" sagte Madame Earabin vorwurfsvoll. „Wie Du un-
überlegt sprichst! Wenn Monsieur de Moerner Dich nun gehört hätte!
Merkst Du denn nicht, daß er selber immer die Angst hat, auch sein zweites
Auge zu verlieren? Mein Kind! das könnte Jeden melancholisch machen.
Ich bin überzeugt, seine verzweifelte Stimmung rührt davon her, wie auch
der zeitweise zu trübe Ernst, der seine Jahre belügt. Krankheit reift
vorfrüh!"
„Aber diese Reife seines Verstandes, seines Urtheils macht ihn
andererseits auch zu dem, was er ist," fiel ich ein, „zu dem interessanten
Gesellschafter. Denken Sie doch, Ieanne, was für angeregte Abende wir
jetzt durch ihn haben. Wie er zu erzählen weiß! — Und welch' reiche Aus-
beute hat er von feinen doch eigentlich immer traurigen Reisen mitgebracht."

Ieanne war für einmal zun« Schweigen gebracht. Ich wußte es wohl, daß auch dem Kinde nichts lieber war, als wenn wir uns nach beendetem Abendessen mit einer Handarbeit um die freundliche Hängelampe versammelten, und Herr von Moerner zu erzählen anfing. Er war schon viel gereist; allein seiner Augen wegen hatte er sich Jahre lang in Berlin und Paris aufgehalten, und als nach dein Tode der Mutter seine verdüsterte Stimmung auf den Zustand seiner Augen auf's Verhängnißvollste einzuwirken begann, andererseits aber auch der drohende Verlust seines Augenlichtes seine Stimmung verschlimmerte, hatten ihn die Aerzte zerstreuungshalber von Neuein auf die Reise geschickt. Er sollte und mußte aus dem verderblichen Cirkel heraus. So hatte er in vier aufeinanderfolgenden Jahren Italien, Griechenland und England kennen gelernt. Und wenn er auch in seiner Melancholie weniger geneigt gewesen war, alle Eindrücke aufzunehmen, für die ein fo jugendlicher Geist empfänglich gewesen wäre, so hatte er doch immer noch genug gesehen — und auch, wenn auch halb widerstrebend, genossen, — um jetzt nach erfolgreicher Cur in der Erinnerung nachgenießen zu können.

An diesen Erinnerungen, an den tausend bunten Vildern der Vergangenheit, die er sich selber zurückrief, ließ er nun uns theilnehmen, und so vergingen die Abende im Fluge. Wir waren nicht wenig erstaunt, zu finden, wie! unbemerkt wir darüber in den Winter Hineingerathen waren. Aber wie lebhaft er sprach! wie lebhaft er überhaupt war. Ich konnte mich nicht genug darüber wundern. Meiner Vorstellung nach waren die Skandinavier ernste, stille, langsam denkende Menschen. Wie kam diese leidenschaftliche Natur, dieser raschbewegliche Geist, diese schillernde, blendende Lebhaftigkeit in den kalten Norden? — Ich nannte ihn einmal einen aus der Art geschlagenen Schweden.

„Das ist ein großer Irrthum Ihrerseits, Madame!" nahm Madame Carabin lächelnd für Herrn von Moerner Partei. „Alle Schweden sind lebhaft. Wissen Sie denn das nicht? Die Schweden sind ja die Franzosen des Nordens!"

Das war in einem Tone unnachahmlichen Stolzes gesprochen. Wirklich! Die ,,6rr»ndL Nation" steckt diesem Volk unausrottbar im Vlut.

IV.

Sehr schnell hintereinander waren die Lausanner Söhne herübergekommen, um die Bekanntschaft des jungen Moerner zu machen. Natürlich befreundete er sich auch mit ihnen sofort, besuchte sie in Lausanne und stand sich gleich mit ihnen auf Du und Du. Man kann sich den Lärm nicht vorstellen, den das junge Volk trieb, wenn sie Alle zusammen waren. Kaum, daß ein Hinweis auf der Mutter leidender Zustand, auf meine Ruhe Minuten lang ihrer Laune Zügel anlegte. Ieanne besonders, die am

Abend sehr schweigsam zu werden pflegte, während Herr von Moerner er-
zählte, hielt sich am Tage in tausend Neckereien und Schelmereien schadlos,
die von ihm mit Entzücken aufgenommen und reichlichst vergolten wurden.
Nur kam es plötzlich, daß der große Mensch inmitten aller Allotria
auf Madame Carabin zuging und in einer Anwandlung demonstrativer
Zärtlichkeit den Kopf still auf ihre Schulter lehnte.
Sie schalt dann. „Was thun Sie da? Wie schickt sich das, Mon-
sieur <lo Uosrutzl?"
„So heiße ich nicht."
„Nun denn — Torsten!"
„Würden Sie Ihrem Sohne gestatten, den Kopf au Ihre Schulter
zu legen? — Ja? — Nun, ich bin auch Ihr Sohn, und Sie sind meine
Mutter. — Lassen Sie mich doch denken," flehte er bei ähnlichen Gelegen-
heiten, wenn seine Zärtlichkeitsbeweise sie fast genirten, „lassen Sie mich
doch denken, ich hätte noch eine Mutter. Ich bin ja so verwaist" — es
traten dem weichen Menschen schon wieder die Thränen in die Augen —
„ich habe nicht einmal eine Schwester — aber nun," setzte er wohl mit
einem plötzlichen Umschlag der Gefühle jubelnd hinzu — „nun habe ich
eine — ich bin sehr glücklich."
Daß Herr von Moerner, oder wie wir ihn eigentlich Alle schon
nannten, Torsten, sich gar so leicht in die Herzen der weiblichen Haus«
bewohner hineinschmeichelte, läßt sich denken. Vis auf Rosa — das Dienst-
mädchen — hinab war Niemand im Hause, der ihm nicht mit Freuden zu
Willen gewesen märe. Es gefiel einem Jeden, daß es ihm bei uns so
behagte. Selbst mit mir altem Wesen hatte er Freundschaft geschlossen,
saß stundenlang auf meinem Zimmer, las mir vor oder begleitete mich auf
meinen Spaziergängen, wenn Ieanne von Haus fern war. Freilich, kam
sie von ihren Stunden zurück, dann war die alte Frau, wareu Bücher,
Spaziergänge über dem jungen Mädchen vergessen.
Der Wahrheit aber die Ehre! machten wir es denn anders, hatten
wir alten Leute für Jemand Auge und Ohr, wenn das Kind da war?
Was uns vorher auch beschäftigte, jedes Gespräch verstummte, sobald
Ieanne in's Zimmer trat; sie wurde der selbstverständliche Mittelpunkt
unseres Kreises. Hatten wir vorher auch ein wenig unser eigenes Leben
gelebt — sobald sie erschien, lebten wir nur das ihre.
Das Kind hatte aber auch ein so reiches Leben! — Wieviel von
Interesse, wieviel von Wichtigkeit gab es allemal zu erzählen, wenn sie
nach Hause kehrte! — Wir saßen, hörten zu und freuten uns ihrer
Schönheit. Die Röthe kam und ging über Wangen und Stirn, die Augen
glühten oder lachten, oder die langen Wimpen: sanken halb darüber hin.
Dann siel es wie ein Schatten von Melancholie über ihr Gesicht, — ein
Schatten, der fast schmerzte, so unberechtigt schien er in diesem jugendlichen,
strahlend heiteren Geschöpf.

Torsten war die Erscheinung auch aufgefallen. „Es ist immer,"
fagte er einmal, „wenn die Wimpern sich halb fenken und das Feuer der
Augen dampfen. Man hat dann eine so sonderbare Empfindung, fast, als
wäre sie zum Unglück geboren!"
Ich war empört! „Zum Unglück!" schalt ich heftig. „Zum Glück
ist sie geboren, zum Glück! Was? Diese übermüthigen Augen, diese
schwellenden Lippen, diese frischen Farben —"
Sie kam uns gerade entgegen, wie ich sie beschrieben — ich zeigte
sie ihm.
„Sie haben Recht!" sagte er leise — „Sie sollte nur glücklich sein!" —
„Aber warum nennt sie sich immer ^ennne „Ouißnon"?" fragte er
mich ein andermal.
„Weil sie es ist, Torsten, — weil sie es ist! — Haben Sie schon
jemals Jemand gesehen, der sich heute das Kleid zerreißt, morgen die Treppe
herunterfällt, übermorgen den Sahnetopf umwirft? — Haben Sie die
Narbe am Handgelenk bemerkt? — Nun ja — es ist noch nicht lange
her, daß sie sich schnitt! und es fehlte nicht viel, fo hatte sie neulich den
Fuß gebrochen. Alle Augenblicke stößt sie sich oder rennt gegen die Thür oder
gegen Nosa, die das Theebrett trägt, und zerbricht hier was und da was —"
„Sie bewegt sich zu hastig —"
„Weil sie sich fortwährend übereilt! Aber warum übereilt sie sich so
— doch nur, weil sie sich immer verspätet! —
„Frau Ehlert!" —
„Nein! nein! sagen Sie Nichts! Das ist nun eben ihr Fehler! Ich
Imb' sie sehr lieb! aber was wahr ist, muß auch wahr bleiben! —"
„Ihre ungeschickten Bewegungen rühren aber auch davon her, daß sie
sehr kurzsichtig ist, Frau Ehlert"
„— und von ihrem nervösen Naturell!" — fiel ich ein, schon wieder
bereit, sie zu entschuldigen.
„Ja!" sagte er, „und finden Sie nicht eigentlich, Frau Ehlert, finden
Sie nicht, daß gerade ihre Ungeschicklichkeit noch einen Reiz mehr an ihr
ausmacht!"
Ich lachte laut ans. Da waren wir wieder fo weit. Es ging nns
mit all' ibren Mängeln, wie mit denen ihres Gesichtes. Die Nase war,
wenn man sich's recht überlegte, zu groß, der Mund zu voll, die Farben
waren zu glühend. Das Schnurrbärtchen zierte auch bei ihr — wie bei
so mancher Französin — die Oberlippe. Aber die aus dem Nahmen
strenger Schönheit fallenden Einzelheiten verliehen dem Antlitz unserer
Ansicht nach gerade seinen pikanten Neiz, und wir fanden — einstimmig! —,
daß selbst ihre Fehler zu Vorzügen an ihr wurden.

Und wie war sie drollig, wenn ihr ein Mißgeschick begegnete, neulich
z. N., als sie, die Hände hinter dem Nucken, an der Wand stand und
bei der nächsten raschen Wendung ihres Hauptes gegen den Regulator
fuhr. Kopfschüttelnd rieb sie sich die schmerzende Stelle: „O'sst <7«i»nn<3,
vo?62 V0U8, ^6lM!i6 Aui^non!" — Oder sie hielt ein zerbrochenes 00I-M8
clelioti in die Höhe: „O'eLt <7eanns, wut-ä-fsit «leanns, pauvr«
Inuner sprach sie in der dritten Person von sich, und die Art, mit
der sie sich halb auslachte, halb bedauerte, war geradezu einzig.
„Sie ist so unendlich komisch in ihrer Hilflosigkeit," sagte Torsten,
„komisch und rührend zugleich. Man möchte nur immer sie an sich ziehen,
um sie zu halten und zu schützen — für's Leben!" —
Er hatte Recht. Das war das, was man ihr gegenüber fühlte; ich
auch, und ganz unmöglich wäre es gewesen, sich für ihre tausend und
ein kleinen Leiden nicht zu interessiren, wie sehr man auch darüber
lachte. Sie war eben eines der Menschenkinder, denen immer Etwas
„vassirte".
Nald hatte ein Fremder sie in der elektrischen Vahn unverschämt
lächelnd angestarrt, weil sie, um zu erkennen, wer mit ihr fuhr, zu stark
iu eine Richtung geblickt hatte. Bald guckte ihr ein Anderer an der Laterne,
wo sie auf dieselbe Bahn wartete, keck unter den Hut. Ein Dritter bot
ihr auf der Straße einen alten, zerrissenen Handschuh — „denken Sie,
einen alten, zerrissenen Handschuh!" —, ob sie den vielleicht verloren hätte.
Ein Vierter fragte sie um deu Weg und benutzte die Gelegenheit, sie zu
begleiten und zu sehen, in welches Haus sie hineinging. Kam sie dann
nach der Stunde heraus, so stand er sicher davor. — Wieder ein ander Mal
sprach sie selbst einen wildfremden Menschen vergnügt an, weil sie ihn für
ihreu Bruder hielt oder für Torsten, und erst in der Nähe, — „ganz in
der Nähe" — sie sagte es entsetzt — war sie ihres Irrthums gewahr
geworden, als mau bereits von der Vertraulichkeit des hübschen Mädchens
Vortheil ziehen wollte. Am schlimmsten aber war es des Abends. Wie
oft kam sie athemlos nach Hause gestürzt: „Jemand sei ihr nachgegangen,
es habe sie Jemand angeredet." „Vovox vous, eLla n'nirivL yu'ä.
^0lMN0! Ü, ^«KUUe 86UISM6Ilt, PNUVI-L ^ßllNNS."
Torsten mochte es schon gar nicht mehr leiden, daß das Mädchen
am Abend allein nach Hause kam; hätte die Mutter nicht ernsten Einspruch
dagegen erhoben, — er würde sie sicherlich überall abgeholt haben.
Madame Earabin hatte überhaupt nur immer abzuwehren. Wir
verwöhnten ihr das Kind zu sehr — sie hätte mit ihren Ermahnungen
jetzt doppelt schweren Stand. Wir ließen uns von Ieanne bethören.
Im Grunde aber ging es ihr nicht anders. Kam der Wildfang
bcreingestürzt, daß Alles zusammenfuhr, fo hatte sie sicher ein verweisendes

Wort auf den Lippen — aber dclnn stand das Mädchen an der Thür, mit vom Gange gerötheten Wangen, das feine Batisttuch an die Lippen gedrückt — und die Augen schauten darüber hinweg mit solch verführerischem Ausdruck, daß der strenge Blick der Mutter sich milderte und die Scheltworts auf ihren Lippen sich in ein Kosewort verwandelten.

Es kam eben immer wie eine Welle von Licht und Leben mit ihr herein, vor der Nichts Stand hielt, nicht Zorn, nicht Verstimmung. Besonders Herr von Moerner, auf den die seit einiger Zeit häufigeren Nebel einen verdüsternden Eindruck machten, gab sich dankbar und willig ihren« erheiternden Einfluß, dem vollen Zauber ihrer Persönlichkeit hin. Er machte auch kein Hehl aus seiner Bewunderung, welche Ieanne wie etwas Selbstverständliches höchst gnädig aufnahm — in einer kindlich unbefangenen Art, die ihr sehr gut ließ. Wußte sie denn nicht, daß sie hübsch war? Sie hätte vermuthlich auch mit äußerst erstauntem Blick dasjenige Mädchen gemessen, dem es eingefallen wäre, in ihrer Gegenwart eine Rolle fpielen zu wollen. Waren sie doch daran gewöhnt, daß man sich einzig und allein mit ihr beschäftigte. Glücklichermeise war aber Niemand da und unsere kleine Königin nahm mit entzückender Liebenswürdigkeit, aber auch mit entzückendem Gleichmuth die Huldigungen auf, die sich Alles ihr darzubringen beeiferte.

VI.

Wir hatten nun wirklich im Ernst Winter. Strenger Frost trat ein. Ieanne jubelte; jetzt konnte das Schlittschuhlaufen angehen.

„Daran ist gar nicht zu denken!" sagte Madame.

„Nicht?" — Herr von Moerner fragte es erstaunt.

„Mutter meint, weil es zu weit ist!" —

Madame Carabin sah mit verweisendem Blick nach ihr hin, aber Ieanne fuhr unbeirrt fort: „man muß nämlich dazu entweder nach Vevey oder Aigle fahren" —

„Aber Ieanne!"

„Nun: so fahren wir dahin!" — sagte sehr ruhig Torsten.

„Allein könnt Ihr doch nicht! es ist keine Rede davon." Der Ton klang ärgerlich und entschieden. Ieanne blickte verzagt. —

Jetzt legte ich mich in's Mittel; ich hätte selber Lust, mir Aigle anzusehen, das ich noch nicht kannte, und dem Schlittschuhlaufen zuschauen, machte mir große Freude.

„Hurrah!" — rief Ieanne und umarmte mich.

„Sie thun es einzig und allein des unartigen Kindes wegen, Madame, wirklich! man braucht nicht Alles haben zu wollen. Ich denke, Ieanne könnte zufrieden fein mit dem, was sie schon durch Ihre Gegenwart genießt." —

„Je mehr, je besser!" meinte lustig Torsten und nickte dem Kinde
Vergnügt zu. Die kleine Schwester soll ein bischen fröhlich sein; und
Schlittschuhlaufen — das ist ein sehr gesundes Vergnügen. Gleich morgen
fangen wir an! — Ieanne ist doch nur an: Donnerstag frei, und wer
weih, wie lange das Eis hier anhält!"
Damit war die Sache abgemacht; nach Aigle wurde gefahren. Die
ganze Jugend der Montreuxer Fremdenwelt war hier zum Eislauf ver-
sammelt. Ieanne amüsirte sich königlich; Torsten desgleichen, und ich fand
meine Rechnung, so daß wir alle Drei höchlichst befriedigt kurz vor dem
Abendbrot wieder zu Hause eintrafen. — Dieser Donnerstag war der Beginn
eines sehr vergügten Lebens. Ein Ausflug nach dem andern auf die Eis-
bahnen von Veven und Aigle. Kein Concert, keine Vorstellung lebender
Bilder zum Besten eines Vazars, einer Kirche, zu der Torsten nicht Nillette
besorgte. Das waren gute Tage für unsere kleine Ieanne, die bisher so
still, so eingezogen gelebt hatte. Madame Carabin schalt zwar manchmal
über das spate Nachhausekommen und das in Folge dessen späte Ausstehen,
war ärgerlich, wenn Ieanne über irgend welcher Toilettenangelegenheit
andere Dinge vergaß oder versäumte, aber sie freute sich doch, daß ihrem
Kinde Gelegenheit ward, ihr junges Leben ein wenig zu genießen. Dankbar
ließ sie es zu, daß ich stets und immer zur Begleitung bereit war, und
übte selbst dann Nachsicht, wenn beim Nachhausekommen Ieanne's Jubel
keine Grenzen kannte. Sie saß mit zusammengefalteten Händen am Tisch
und hörte den Erzählungen zu, und auf ihrem Gesicht lag der ganze
Stolz, die ganze Seligkeit, die sie beim Anschauen ihres glücklichen Kindes
empfand. Ieanne selber war wie der verkörperte Sonnenstrahl, seit sie
nicht nur der Arbeit und dem Erwerb zu leben brauchte, sondern auch
ab und zu Vergnügungen hatte, wie sie für ihre Jahre paßten. Ihre
Dankbarkeit gab sich in noch zärtlicherer Fürsorge für ihre Mutter kund,
um deren Wohl und Wehe sie immer schon mit liebevollster Kindessorgfalt
beschäftigt war, und in tausend kleinen zarten Aufmerksamkeiten für Torsten
und mich.
Man kann sich denken, daß Torsten befriedigt war. Der gute Menfch,
nur zu glücklich, wenn er glücklich machen konnte, schien schier unerschöpflich
in neuen Vorschlägen. Es gab keinen noch so leisen Wunsch, den er dem
Mädchen nicht erfüllte. Selbst in den Cursaal, der, die Theaterabende
ausgenommen, für die Eingeborenen des Ortes nicht eristirt, kam sie
jetzt häusiger; am Nachmittag zu den Concerten der wirklich sehr guten
Capelle, am Abend, wo sie mehrere Male vergeblich ihr Glück ,,^ux
p«tit8 otwvanx" versuchte. ,,0'e8t ^eaniw Nuißuon!" sagte sie jedes
Mal niedergeschlagen. „Was sehen Sie mich so lächelnd an, Madame?"
„Nichts! o nichts, Ieanne! Mir fiel nur ein deutsches Sprichwort ein.
„I^usI! Dite8-1«! 6its8! —"
Ich strich ihr lächelnd über die Wange.

VII.

Es war Ieanne wieder Etwas „passirt!" .

Im Hause nebenan wohnten arme Leute, deren etwas schwachsinniger Sohn — ein baumlanger Vursch von siebzehn Jahren — ab und zu zu kleinen „Eommissionen" in der Stadt verwendet worden war. In der letzten Zeit hatte man ihm indessen Nichts mehr aufgetragen, weil er die Gänge wenig zur Zufriedenheit ausführte.

Nun behauptete Ieanne, er lauere ihr aus Tücke auf. Sie war ihm fchon ein paar Mal hintereinander an der Biegung des Weges begegnet, wenn sie Abends nach Hause kam, und jedes Mal hatte er sie anzureden versucht. Heute nun — sie konnte vor Aufregung und Empörung kaum sprechen — war er ihr in betrunkenem Zustande direct in den Weg getreten und habe sie festzuhalten versucht. Dann, als sie sich losgerissen, — „Sehen Sie, nur Ieanne kann so was vassiren! —" hatte er sich breitspurig vor sie hingestellt und auf die Straße gespuckt. War es nicht fchrecklich für ein junges Mädchen, so spät allein von den Stunden zurückkommen zu müssen? Sie zittere schon jedesmal, wenn sie sich auf den Weg begab. Und nun erst mit diesem Burschen, stark wie er war und halb Idiot — „sehen Sie — und — dazu noch betrunken — pauvi-s ^sanns!"

Wir Frauen suchten die Sache scherzhaft zu nehmen, um sie zu beruhigen. Aber Torsten gerieth außer sich. Ieanne's Aufregung, ihr verängstigtes Gesichtchen, ihre Thränen waren zu viel für ihn. Was? eine Dame könne nicht nm sieben Uhr Abends allein gehen, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen? Er wäre am liebsten aufgesprungen, um den frechen Buben auf der Stelle zu züchtigen. Wie durfte der rohe Geselle überhaupt wagen, Mademoiselle Ieanne anzusehen, geschweige denn anzureden?

Madame Carabin wollte ihn beschwichtigen. „Der Mensch ist halb Idiot ^ er weiß gar nicht, was er thut."

„Dann gehört er in eine Anstalt," schrie Torsten, „aber nicht auf die Straße, um Damen zu belästigen." —

„Es ist ein großer Kummer für die Eltern — ein großer Kummer — glauben Sie nur, es sind das ehrliche, ordentliche Leute!"

„Ganz gleich! entweder sie wissen ihn im Zaume zu halten, oder er muß eingesperrt werden — ein Drittes giebt es da nicht. Mademoiselle Ieanne wird nicht mehr belästigt werden; ich werde Sorge dafür tragen, ich! Arme, kleine Ieanne!" —

Seine Stimme war sanfter gewordcn, fast zärtlich; fast zärtlich war auch der Ausdruck seiner Angen, mit denen er das junge Mädchen ansah. Ieanne zitterte unter seinem Blick. Die Wimpern senkten sich langsam — nun lagen sie dunkel auf den Wangen, die sich mit glühender Röthe

bedeckte». Er nahm es für ein Zeichen der Erregung, die das Ereigniß
hervorgerufen. „Arme, kleine Jemine!" wiederholte er.
Gleich am nächsten Morgen fchalt er mit den Nachbarsleuten, die sich
unter Thränen und Klagen entschuldigten. Der Sohn fei betrunken gewesen
->- er fei fönst ein guter, stiller Junge — nur fchwach im Kopf — sie
waren unglücklich genug —
„Wie kann man einen: Idioten noch Branntwein zu trinken geben!"
fchnitt Herr von Moerner ihnen kurz das Wort ab. „Passen Sie besser
auf den Burschen auf! Kommt noch das Geringste vor, fo zeige ich ihn
der Polizei an — und er wird aufgehoben nnd eingesperrt, in's Loch —
oder, wo er hingehört, in's Irrenhaus."
Das half. Ieanne hatte nicht wieder über Belästigungen zu klagen.
Es läßt sich ermessen, wie dankbar sie ihrem Beschützer war.

VIII.

„Was ist mit Torsten, Mutter?" — Die Hcmsthür hatte sich gerade hinter
dem jungen Manne geschlossen. — „Er sagte, er käme morgen nicht herüber."
„Er hat sich entschuldigt, mein Kind, es ist morgen der Sterbetag
seiner Mutter!"
„Dann kann er nicht zum Essen kommen!" rief Ieanne erstaunt.
„Will er etwa fasten? Das sind Ideen! Dieser capriciöfe Mensch!" —
„Er will den Tag still verbringen, meine Tochter. So hatte er das
immer gehalten. Er drückte sich," fuhr Madame Earabin zu mir gewandt
fort, „fehr hübsch aus — er müsse diesen Tag mit seiner theuern Mntter
ganz allein sein."
„Das ist Torsten!" sagte Ieanne halb bewundernd. „Aber wie
langweilig das werden wird! und Jules, der extra aus Lausanne herüber-
kommt —" sie warf ärgerlich die Locken zurück. „Nun wird aus dein
Spaziergang wieder Nichts. Was thut man nur deu Tag über?"
„Mir scheint. Du kannst gar nicht mehr ohne Torsten eristiren!"
erwiderte scharf Madame Earabin. „Nie kann man sich nur so abhängig
machen von Anderen! Da werde ich eine schöne Tochter an Dir haben,
wenn Mr. äs Änßi-ntzr einmal ganz fortgeht."
Ieanne war bei den ersten Worten sehr rolh geworden. Jetzt zuckte
sie ungeduldig die Achseln. ..Huelts iclüs!^ sagte sie.
„Ieanne!" — Madame Earabin sprach sehr ernst. „Ich mag kein
übel gelauntes Gesicht sehen. Nimm Dir Etwas zu arbeiten vor, dann
wirst Du gleich wissen, was Du zu thun hast." —
„Arbeiten! immer arbeite»! Wenn man die ganze Woche Stunden
giebt, Tag für Tag, da möchte man auch einmal die Hände still halte»
und ausruhen. Ich bin doch noch jung — ich möchte doch auch mein
Leben genießen!" —

„Ich denke. Du hast Dich nicht zu beklagen. Du kannst nur danken.
Nicht jedem jungen Mädchen wird soviel geboten, wie Dir. — Geh', Kind!
geh'! Du liebst so sehr, einen Tag ganz für Dich zu haben. Benutze ihn
jetzt. Es giebt sicherlich viele Sachen zu ordnen!"
Ordnen, das war Ieanne's große Leidenschaft. Jede Gelegenheit
dazu betrachtete sie sonst als einen „gefundenen Tag!" Diesmal indessen
schien ihr die Aussicht nicht besonders erfreulich. Sie wirthschaftete zwar
den ganzen Donnerstag Morgen im Zause herum, aber sie brachte Nichts
vor sich. Die Mutter hatte so oft über ihr planloses, gedankenloses Schaffen
geklagt, ohne daß ich es hatte wahrhaben wollen. Heute — ich saß mit
dem Nähzeug am Fenster — beobachtete ich sie schon eine lange Weile,
wie sie ein Packet mit ein paar Wäschestücken, die sie als des Ausbesserns
bedürftig beiseite gelegt hatte, immer wieder auf- und zusammenrollte,
auseinandernahm, jedes Stück einzeln zusammenlegte in die verschiedensten
Lagen, planlos, ziellos. Wo sie derweile mit ihren Gedanken war, das
weiß Gott!
Am Nachmittag kam Jules, der älteste Bruder. Er horte verwundert
Ieanne's erregte Erzählung mit an, lachte über ihre Enttäuschung und
amüsirte sich damit, sie zu necken. Indessen fand er die Sache selber etwas
sonderbar. „Er ist ein seltsamer Kauz, Torsten, das läßt sich nicht leugnen,
Mutter!"
Aus dein Spaziergang auf den Mont Eaur sollte in der That Nichts
werden. Jules hatte nicht Lust, Etwas ohne Torsten zu unternehmen; er
zog es vor, den Nachmittag über bei der Mutter zu bleiben. Ieanne war
im gegebenen Moment nirgends zu finden. Als sie endlich zum Borschein
kam, war sie „noch nicht angezogen", hatte noch soviel in ihrem Zimmer,
an ihren Schubladen zu ordnen! — Schließlich ging ich allein, meine
gewohnte Tagestour."
Mit dem 9 Uhr-Zug Abends mußte Jules wieder fort. Kurz vor
dem „8ouz)6i-" fragte er: „Soll ich denn wirklich weggehen, ohne Torsten
gesprochen zu haben — ich will mal zu ihm hinüber auf die Stube."
„Du störst ihn nur, Jules!"
„yiiÄIo i(i6«, inei-L," sagte auch er lachend.
Wir sahen seiner Rückkehr mit begreiflicher Spannung entgegen. Die
Umständlichkeit, mit der er wie sonst Mütze und Mäntelchen im Eorridor
aufhängte, machte Ieanne ungeduldig.
„So komme doch schon, Jules — sag', wie Du ihn fandest!" Jules
kam langsam herein, und indem er auf die wohlbekannte Art mit der
Linken den Stuhl erst aufhob und in der Luft wog, ehe er sich bedächtig
darauf fetzte, sagte er mit einer Stimme, in der Spott mit tiefer innerer
Bewegung kämpfte:
„Ein wunderlicher Heiliger ist er — kein Zweifel darüber — aber
— aber — es hat mir eigentlich gefallen." Er pausirte bedächtig.

„Jules — Du bist unausstehlich — so erzähle doch schon!" Er
lächelte behaglich über Ieannes Ungestüm — dann berichtete er. „Stellt
Euch vor, Torsten im Gesellschaftsanzug, Frack mit weißer Binde —"
„Jules -"
„Ich erfinde Nichts, kleine Schwester. Gesellschaftsanzug — weiße
Binde —, das Zimmer ein Lichtmeer von Lampen und Kerzen. Auf de»:
Tisch Blumentöpfe und Sträuße in Vasen; in der Mitte die bekränzte
Photographie der Mutter. Vor derselben Torsten, den Kopf in die Hände
gestützt, in stiller Andacht. — Er erhob sich bei meinem Eintritt: ,Du
kommst gerade recht, Jules! Sieh her, meine herrliche Mutter. Es ist
heute ihr Sterbetag. Sieh! Das war sie! Aber das Bild sagt Dir
Nichts von dem, was sie war/ — Dann hat er angefangen, von seiner
Mutter zu sprechen, mit einem Gefühl — wiedergeben kann ich es nicht.
Aber seine Begeisterung, sein tiefer, unüberwundener Schmerz hat mir das
Wasser in die Augen getrieben. Er muß sie unendlich geliebt haben, diese
Mutter —"
„Sie war auch der Liebe werth, meine Kinder —"
„Ich habe versucht, ihn dann schließlich zum Mitgehen zu bewegen.
,Heute nicht, Jules'/ hat er ruhig und freundlich gesagt, ,heute gehöre ich
meiner Mutter — es ist nur ein Tag jetzt im Jahr, aber den bleiben
nur Beide zusammen!"
Auf die zur Schwärmerei neigende Ieanne machte die Erzählung sichtlich tiefen Eindruck. Sie hatte stumm zugehört, aber ihre Augen waren
immer größer und dunkler geworden. Jetzt stand sie am Fenster — abgewendet, unbeweglich. Als sie sich endlich herumdrehte, lag auf ihrem
Gesicht ein Ausdruck, wie ich ihn noch nie gefehen. Es schien nur, als ob
das Gefühl der Sympathie für Torsten nicht fern davon war, in ein neues
Stadium einzutreten. Hatte doch die fpöttifche Verwunderung über seine
Seltsamkeiten immer mehr einer tiefen Bewunderung Platz gemacht; war
doch ihre anfängliche Ungeduld mit feinen Launen und Grillen mehr und
mehr einem warmen Mitleid mit seinem Gebrechen gewichen. Es wollte
mich dünken, als sei sie der Entdeckung sehr nahe, als müsse sie nun bald
zu dem Bewußtsein aufwachen, daß sie ihn liebe.

IX.

Die Entdeckung kam schneller, als ich gedacht. — Der December
wurde für uns ein recht unfreundlicher Monat. Kalt war es nicht — im
Gegentheil! — Der Frost war längst verschwunden — aber Regen gab es,
viel Regen und — Nebel. Und das war das Schlimmste! — Tag für
Tag aufzuwachen und immer den weißen Nebel wie eine Mauer um sich
zu sehen — das war entmuthigend. Hob er sich selbst etwas, so daß
wenigstens die nächste Umgebung, daß die Straße frei ward — über dein

See lag es dick, grau, undurchdringlich, einen Tag um den andern! — Aussicht keine! von den gegenüberliegenden Bergen wußte man nur noch wie aus ferner Sage. Die Sonne schien vom Himmel verschwunden zu sein! Immer nur dieses graunasse Etwas um uns herum — Himmel, See, Erde, Luft ein großer Prießnih'scher Umschlag, nur ohne dessen sanitäre Vortheile! Nie dieser Nebel auf Kehle, Hals und Brust fiel, wie er den Athem versehte, wie er mit Centnerschmere den Kopf belastete! Was auch immer den Ruf Montreurs begründet haben mag, ein Winteraufenthalt für kranke Nerven ist es nicht. Leider huldigen noch immer ausläudische Aerzte dieser Ansicht, deren folgenschweren Irrthum fo mancher Patient zu beklagen hat. Die Schweizer Aerzte wissen wohl, daß das weiche, erschlaffende Klima von Montreur, daß der häufige Nebel den niederdrückendsten Einfluß auf das Nervensystem ausübt. So stark sich dieser Einfluß bei mir fühlbar machte, Herr von Moerner litt unsäglich mehr.

Für ihn, dem die ewige Nacht fo nahe gewesen, der schon ihr Flügelrauschen über seinem Haupte zu vernehmen geglaubt hatte, war Licht, war Sonne Alles. Seine Stimmungen wurden immer ungleicher, und selbst die ausgelassenste Lustigkeit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er au einer tiefgehenden Verstimmung zu leiden anfing. Der Appetit wurde mangelhaft, allgemeine Mattigkeit stellte sich ein, er mar unruhig, klagte über Druck im Kopfe, über den Augen — die Augen felber fchienen schwächer; er konnte weder lesen noch schreiben. In dem Maße, wie er zur Unthätigkeit verdammt war, wurden seine Augenblicke der Heiterkeit seltener; tiefe Verzagtheit, ja Verzweiflung bemächtigte sich seiuer. Er, der sonst nicht genug Licht haben konnte, suchte jetzt von selber die Dunkelheit auf.

Madame Earabin beunruhigte sich sehr. Sie suchte durch jede erdenkliche Pflege Torstens allgemeinen Gesundheitszustand zu heben. Sie war selbst gegen Ieanne auffallend nachsichtig; ja, man könnte fast sagen, daß sie das Mädchen zu Tollheiten ermuthigte, in der Hoffnung, Herrn von Moerner dadurch aufzuheitern. Das erste Mittel half fo wenig wie das zweite. Es wurde auch mit jedem Tage schwerer, Ieaune zu Scherzen zu veranlassen; ihre Stimmung begann der nur schwächere Abglanz von Torstens Stimmung zu werden. Madame sah darin ebenso klar wie ich und suchte mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, dem Einfluß, den der junge Mensch auf ihre Tochter auszuüben begann, entgegenzuwirken. Es kam zu Scheltniorten und Scenen. — Schließlich aber brachte die Besorgnis; um Torsten alle anderen Bedenken zum Schweigen. Er war ein paar Tage auf seinein Zimmer geblieben, weil seine Nervenschmerzen sich immer stärker einstellten. Madame, die am Vormittag nach ihm sah, war über sein Befinden erschreckt; da fiel jede Prüderie.

„Dies geht nicht — man kann ihn nicht allein liegen lassen. Ich

würde vor Unruhe vergehen — ich muß ihn hier haben — aber wo ihn unterbringen?"
Ich bot »nein Zimmer an — ich wollte hinüberziehen in Torstens.
„Nein, nein! wie könnte ich daran denken, Ihnen diese Unannehmlichkeit zu bereiten. Außerdem — das Zimmer ist für einen Kranken zu klein. Wir werden das unsere geben — Ieanne und ich — da ist die Dachkammer — es ist jetzt nicht sehr kalt."
Der Umzug wurde noch am selben Tage bewerkstelligt. Jules, der glücklicherweise für den Nachmittag gekommen war, half den Freund in das Haus schaffen. — Ein heftiger Fieberzustand erklärte sich am nächsten Morgen, der über eine Woche dauerte und zu den ernsthaftesten Befürchtungen Anlaß gab, zumal in Betreff der Augen — was man Torsten natürlich verschwieg. Der Arzt verordnete absolutes Stillliegen, ein verdunkeltes Zimmer, völlige Ruhe.
Madame Carabin wich nicht von dein Bette des Kranken, der ab und zu in Fieberphantasien lag, meist aber in den quälendsten Nervenschmerzen stöhnte. Eine innere Aufregung hielt die zarte Frau aufrecht. Auf alle Vorstellungen erwiderte sie: „Ieanne kann ihn doch nicht pflegen — also bliebe nur Rosa; aber Sie werden doch nicht wollen, daß ich Monsieur lls Noernöi- einem Dienstboten überlasse."
„Sie vergessen mich, Madame! Lassen Sie mich wenigstens Sie ablösen."
„Aber daran ist nicht zu denken. Sie sind sehr gut, Madame! Sie sind hier, um sich zu erholen; ich bin verantwortlich für das Wobl all' meiner Gäste; und dann — welche Verpflichtung hätten Sie Torsten gegenüber? An mir ist es, an mir allein, ilm zu pflegen."
Wir drangen darauf in den Arzt, sie zur Annahme einer Diakonissin zu bewegen. Selbst Torsten beschwor sie in seinen lichten Momenten, sich während der Nacht wenigstens Rübe zu gönnen. Aber auch davon wollte sie Nichts hören. Er war ihr anvertraut worden; er war ihr überdies lieb und merth wie ein eigenes Kind. Niemand sollte sich mit ihr in die Pflege des einzigen Sohnes ihrer verstorbenen Freundin theilen.
So blieb nichts Anderes übrig, als sie gewähren zu lassen. Aber ich' glaube, viel mehr Ruhe fand Keiner von uns, Ieanne schon gewiß nicht. — Wie oft hörte ich nicht Nachts leise Schritte, die vor der Thür des Krankenzimmers plötzlich verstummten! Wie oft am Tage fand ich das Kind nicht vor diefer selben Thür, wenn ich Erkundigungen einholen wollte. Sie bat dann mit angstvollen Geberden: „^lle?, alwx voir — ,jo vous pris — ooinms il v», tni, 'lorztön!"
In's Krankenzimmer hinein wagte sie sich nicht; ihre Mutter hätte sie wahrscheinlich auch verwundert genug angesehen. Aber ihr Gesicht machte mir Sorge, wenn ich heraustrat. Sie sprach kaum, aus Furcht, ihre Aufregung zu verrathen — nur ihre Augen fragten.

Arme Ieanne! als ob diese überwachten Augen, diese bleichen Wangen nicht deutlich gesprochen hätten! Was sollte nur daraus werden? Was konnte daraus werden? Wäre Torsten doch nie hierher gekommen! — An eine Heirath mit einem an Leib und Seele so kranken Menschen war doch niemals zu denken.

Ja, krank an Leib und Seele! Madame Carabin erzählte mit tief bekümmerter Miene, wie innerlich zerrissen er war. „Der arme Torsten! es ist schrecklich, dieses Geschick! Mit so viel Begabung, solchem Streben, so glühendem Thätigkeitsdrang eine so zerrüttete Gesundheit, ein so gebrechlicher Körper! Und wie er es Mit, der arme Junge, wie er darunter leidet! es zerreißt mir das Herz, ihn sprechen zu hören — und doch bin ich froh, um seinetwillen, daß er endlich sich ausspricht —"

Die Zuneigung zu der Freundin seiner geliebten Mutter, die wiederkehrende Furcht vor völliger Erblindung, die äußerste Schwäche seines Zustandes und seine Verzweiflung über diese Schwäche — Alles vereinte sich, die Zurückhaltung zu durchbrechen, in die er sich seit dem Tode der Mutter gehüllt hatte. In ihr hatte er Alles besessen — mit ihr glaubte er Alles verloren! — und seine übersensitive Natur war davor zurückgeschreckt, sich Anderen zu offenbaren, die Wunden, an denen er blutete, von rohen, theilnahmlosen Händen berühren zu lassen. Seinem thätigen, thatkräftigen Vater stand er mit schmerzlicher Bewunderung, aber ohne Vertrauen gegenüber. Dieser Mann, der noch auf der Höhe geistiger Kraft und unverwüstlicher Gesundheit wirkte, wie sollte er ihm seine Schmerzen nachfühlen können, den Jammer seiner Seele über die Kluft zwischen seinem Wollen und Können, über sein gebrochenes Streben, sein nutzloses Dasein, über das Siechthum all' seiner Kräfte.

Sein ganzes Leben rollte sich jetzt vor Madame Carabin auf, in einzelnen, abgerissenen Bildern, in wilden Worten, wie die Verzweiflung sie dem Kranken auf die Lippen trieb — hier Situationen, Geschehnisse, innere Kämpfe, in immer leidenschaftlicheren Ausdrücken wiederholt — dort, über Dinge und Jahre hinweg, Einzelheiten — nur angedeutet, kaum ermthbar. M

Sie sah ihn in seiner ewig kränkelnden Kindheit, welche die Mutterliebe als einziger Sonnenstrahl erhellte, in seiner verkümmerten Jugend, da er zum ersten Mal zun, Bewußtsein seiner Ohnmacht erwachte, aber doch noch die milde, verständnißvolle Trösterin an seiner Seite hatte, die seine Leiden zu den ihren und ihre Hoffnungen zu den seinen zu machen verstand. Dann kam ihr Tod, und mit ihm die „Nacht", wie er es nannte, die unheilvoll für Geist und Körper über ihn hereinzubrechen drohte. Sie sah ihn allein in dieser Nacht, ohne Freund, ohne Stütze, Dienstlingen überlassen, da den Vater der Staatsdienst meist von dem Landsitz fernhielt. — Es folgten die Reisen mit dem Secretär, der halb noch ein Lehrer, halb schon sein Untergebener war; das fortgesetzte Fernsein

von der Heimat, das ihm das Herz erkältete, die traurigen Jahre in den Kliniken, all' die Zeit, die er in dem verdunkelten Krankenzimmer zubrachte, im Bett angebunden, damit er durch keine Bewegung die Behandlung der Nugen störe, endlich die Operation, die man eine glückliche nannte, und die ihm noch einmal Hoffnung und Lebensmuth wiedergab. Und diese Hoffnung, die Montreux und die Begegnung mit den lieben Freunden zu hellerer Flamme anzufachen begonnen, sie war nun im Keime erstickt worden durch die Krrankheit.

Was Wunder, wenn die Verzweiflung ihn überwältigte, wenn er den finsteren Mächten anheimzufallen schien, die sich seit seiner Kindheit um seine Seele rissen.

Und unaufhörlich, unaufhaltsam stoß noch der Strom seiner Enthüllungen. Der Doctor empfahl Ruhe, Ruhe und wieder Muhe; aber Torsten fand keine Ruhe — in fieberischer Hast drängten sich ihm die Worte über die Lippen.

Madame Carabin ließ ihn gewähren. Sie fühlte, daß er sich aussprechen mußte. „Es ist Aufregung für ihn, ohne Zweifel, aber ein so belasteter Geist findet nicht Ruhe, ehe er sich befreit. Die Aussprache thut mehr für Torsten, als alles Andere — glauben Sie mir!" —

Torsten hatte sich ausgeklagt; er lag erschöpft — und mit der Erschöpfung trat endlich auch die Ruhe ein — körperliche und seelische Ruhe. Er war schwach und hilflos wie ein Kind, aber auch zugänglich, offen, vertrauend wie ein Kind.

Und jetzt begann Madames eigentliches Samariteramt. Mehr als des Doctors Verordnungen, besser als alle Medicin wirkte ihre Gegenwart, der Einfluß ihrer durchaus gesunden Natur. Torsten lag und lauschte mit geschlossenen Augen der milden, tröstenden Stimme. „Wie meine Mutter!" hauchten seine Lippen. „Sie spricht wie meine Mutter!" und mehr als einmal führte er die feine FraWnhand an seine Lippen in überströmendem Gefühl des Dankes. Mit jedem Tage erkannte er klarer die fegensvolle heilende Kraft, die von ihr ausging. Die Zeit im Krankenzimmer wurde für ihn zu einer Zeit der Erlösung. Er athmete auf wie Jemand, dem ein drückender Alp von der Brust genommen ist. Er sah sich der qualvollen Vereinsamung entrissen. Wie eine Blume unter dem Sonnenstrahl, so erschloß sich seine Seele nach und nach ganz der mütterlichen Freundin. Die Tage der Neconvalescenz vergingen in ernst vertrauten Gesprächen, die ihn Vieles lehrten, ihm Vieles brachten.

Er fing an seine Leiden, sein Leben in anderem Lichte zu betrachten, das Leben, das er am liebsten als werthlos, unerträglich von sich geworfen hätte. Madame Carabin überzeugte ihn, daß, wie gehemnit er auch durch

sein schwaches Augenlicht, durch seine leicht empörten und gereizten Nerven war, er doch seine schönen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade würde bethätigen können. Er war entschlossen, sich zu bescheiden und innerhalb der ihm durch seine Krankheit gesteckten Grenzen sein Möglichstes zu leisten.
Sie hatte ihn so veranlaßt, aus sich heraus zu gehen; sie hatte ihn ferner in sich selbst gefestigt. Jetzt lehrte sie ihn, von sich selber absehen und den Blick auf das Allgemeine richten. Indem sie an seine Heizens- güte, seine Hilfsbereitheit apvellirte, zeigte sie ihm, wieviel Freude vor so viel Anderen ihm in seiner vom Schicksal so begünstigten Lebensstellung offen gelassen war.
Wieviele gab es, denen vecuniäre Schwierigkeiten den Weg verlegten, obwohl sie schon — glücklicher als er — die Gesundheit besaßen, ihre Be- gabung zu bethätigen! Die konnte er fördern! Und war es nicht in seiner Macht, das Elend derer zu mildern, die, körperlich gehemmt gleich ihm, sich vergebens zum Fluge rüsteten und mit versagenden Flügeln zu Boden sanken, die aber nicht wie er die Tröstungen einer sorgenfreien Existenz kannten, sondern zu all' dem Schmerz, zu all' der Verzweiflung, mit der ein gebrochenes oder der Entwickelung beraubtes Talent die Seele zerreißt, auch noch den bittersten Kampf um die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu kämpfen hatten?
Ja! sein Dasein konnte noch — nur in anderem Sinne! — ein reiches, schönes werden! Es war werth, gelebt zu werden, mit Bewußtsein, mit Kraft! — Hochfliegenden, umfassenderen Plänen entsagend, wollte er in dem, was zu thun ihm übrig blieb, Befriedigung suchen und finden!
„An unseren Schmerzen die Schmerzen Anderer fühlen, — aber nicht, beschäftigt mit dem eigenen, kleinen Loos, taub und blind sein für fremdes Leid!" hatte die edle Frau ihm gesagt. — Das Wort, hoffte er, sollte ihm Richtschnur bleiben für immer!

XI.

Die Besserung ging mit schnellen Schritten vor sich. Nach und nach wurde mehr Licht in's Krankenzimmer hin eingegeben; nicht lange, da konnte der arme Gefangene feine Zelle verlassen.
Wie bleich und elend er freilich aussah! mit wie schwermülhigem Lächeln er unsere Begrüßungen aufnahm! Wie sehr er seine Augen zu schonen hatte!
Aber es kamen hellere Tage — die Sonne schien wieder, seine ge- liebte Sonne! und unter ihrem wohlthätigen Einfluß, unter der liebevollen Pflege seiner „zweiten Mutter", unter den schönen Augen vollends unserer kleinen Ieanne, in denen die Freude über seine Wiederherstellung so deut- lich geschrieben stand, verschwanden die Spuren des bösen Anfalls fchneller, als wir es zu hoffen gewagt hatten.

Nur trug leider die getreue Pflegerin schwer an den Folgen der auf-
reibenden Zeit. Sie hatte sich zu sehr angestrengt, und ihre Gesundheit
büßte dafür. Nicht, daß sie etwa klagte, das lag durchaus nicht in ihrer
Natur, aber sie war reizbar, über alle Maßen reizbar und leicht erregt.
Ieanne, die besonders viel unter diesen Stimmungen zu leiden hatte, begriff
ihre Mutter nicht; sie hatte sie noch nie so gesehen. Doch mit rührender
Geduld, die immer wieder ihre innige, kindliche Liebe darthat, ertrug sie
Vorwürfe und Scenen. Es wurde ihr aber wirklich manchmal recht schwer
gemacht.
Eines Abends saßen wir mit Torsten in belebtem Gespräch um den
Tisch im Eßzimmer, freilich, wie jetzt häusig, ohne Madame.
„Mutter leidet wieder fehr, sie wird auf ihrem Zimmer bleiben,"
hatte Ieanne gesagt.
Da thllt die Thür sich plötzlich auf, und Madame Carabin trat mit
auffallend hastigen Bewegungen herein. Ohne uns Anderen mehr als einen
kurzen Guten Abend zu gönnen, sprach sie bereits in aufgeregtestem Tone
auf Ieanne ein.
Die Schneiderin hätte zum 12. December kommen fallen, und nun
hier! — sie zeigte auf einen offenen Brief in ihrer Hand — schriebe sie,
sie würde erst den 29. kommen, weil Mademoiselle Ieanne gesagt habe,
Eile hätte es nicht. Das war war wieder einmal Ieanne — so mache
sie es immer —"
„Naiz insre!" sagte das Kind flehend.
Ja, das wäre so. Sie wisse ganz gut, wie nöthig sie, Madame
Earabin, den Rock brauche — täglich wäre davou gesprochen worden, und
nun käme die Schneiderin noch so unbequem, in den Tagen vor Weih-
nachten — zum Verzweifeln wäre es mit Ieanne — immer Unsinn, immer
Alles verkehrt —"
Ieanne hatte mehr als einmal den Mund geöffnet, wie um sich zu
vertheidigen — aber sie gab es immer wieder auf und 'sah nur Madame
an, vorwurfsvoll und erschreckt zugleich. Unter halb traurigem, halb ver-
wundertem Kopfschütteln ließ sie resignirt den ganzen Wortschwall über sich
ergehen.
Endlich rauschte die Mutter so aufgeregt, wie sie gekommen war,
wieder zur Thür hinaus —
Ieanne blickte ihr mit schmerzlichem Ausdruck nach, indem sie wieder
einmal über das andere den Kopf dazu schüttelte. Ihr in Torstens
Gegenwart solch' eine Scene zu machen — und wenn die Sache sich noch
so verhalten hätte, aber da war ein Mißverständnis; — die Mama hätte
— nicht sie — die Mama wäre —
„Sie unterbrach sich von Neuem: „<^'68t touMii-8 >l68,nns, tonpurz
1» fauw äs ^sanns!" klagte sie. Sie sah eine kleine Weile betrübt vor
sich hin; dann nahm sie ihre Handarbeit wieder auf, die sie zuvor erschreckt

hatte fallen lassen. Aber noch einmal schüttelte sie leise den Kopf: „l^uvrs
>is2nus!" seufzte sie in unbeschreiblich sich selbst bedauerndem drolligen Ton
und sah dabei bezaubernd hübsch aus. Man hätte das Kind abküssen
mögen.

Wir versuchten sie dann zu trösten, Torsten und ich! aber sie hatte
in der That einen schweren Stand. Man bedenke doch: Sie war fast den
ganzen Tag in Stunden vom Haufe entfernt und follte den Haushalt bis
in's Kleinste hinein leiten. Sie follte selbst mit helfen, follte die Mutter
pflegen, und uns, ihre Gäste, amüsiren. Wirklich, es lastete zu viel auf
so jungen Schultern.

XII.

Das Weihnachtsfest brachte eine bereits angedeutete Eigenthümlichkeit
Torstens zu vollem Ausdruck. Wie draußen in der Natur, fo konnte er
auch in den Zimmern nie genug Licht haben. Die vorzüglich brennende
Hängelampe gab nach ihm nur eine traurige Beleuchtung ab. Ware die
Hitze in dem kleinen Raum nicht unerträglich geworden, es hätten sicher
noch ein paar Lampen hinein müssen. Auf feiner Stube brannten stets
mehrere. — Aber das Weihnachtsfest, foviel hatte man ihm versprechen
müssen, das Weihnachtsfest dürfe fo düster nicht verlaufen. Er bat sich
unbeschränkte Veleuchtungsfreiheit aus.

Nun, das Haus fchwamm formlich in einem Lichtmeer. Von fern
bereits leuchtete es durch die Dunkelheit uns entgegen. In dem Gärtchen
um das Chalet, den Hügel hinauf, Laterne über Laterne; im Flur, auf
der Treppe, in den Zimmern gab es keinen bestellbaren Ort, auf dem nicht
eine Lampe, eine brennende Kerze Platz gefunden hätte. Von Etagen,
Fenstersims, Clavier, Schrank, überall, überall strahlte es uns entgegen.
Wir standen wie geblendet.

„Ist das nicht schön? ist das nicht fchün?" rief Torsten einmal über
das andere. „Sehen Sie! fo muß es fein! fo Hab' ich's zu Haufe stets
auf meinem Zimmer. Und wenn ich zurückgehe — und das Landfchlüßchen
ist mein, und ich heirathe — dann foll das ganze Schloß fo leuchten von
oben bis unten. Da weiß ich doch dann, daß ich lebe. Nur keine Finsternis;
um mich her, nur keine Nacht." Er schüttelte sich schaudernd. Wir warfen
uns unwillkürlich Blicke zu. Anner Junge! Er mußte nicht, wie nahe
die Nacht ihm fchon wieder gewefen! <schwß f»l«t.>

Illustrirte Bibliographie.

Illuftlute «cschichte Ver WelMtteraiur. Von Johannes Scheir. Neunte
Auslasse bis zur Gegenwart ergänzt von Professor O. Haggenmacher. Stuttgart.
Fianckh'sche Verlagshandlung, W. Keller ^ Co.

In dem Vorworte zur dritten Auflage seiner „Allgemeinen Geschichte der
Littcratur" erklärte Scherr, die Bescheidenheit der „Lumpe" verschmähend, daß er sein
Werl, wenn er dasselbe auch nur als einen »Versuch" betrachte, immerhin für das beste
Vuch seiner Art halte, welches bislang geschrieben worden sei. Man wird dieses
Urtheil — ohne daß man sich die Mängel, welchem diesem Werte wie überhaupt der
geschichtsichieibeiischen Thätigteit Scherr's anhaften, verhehlt — auch heute noch als
nicht unberechtigt gelten lassen müssen. Noch ist keine Geschichte der Weltliteratur er-
schienen, welche das Scherr'sche Werk zu verdrängen und zu ersetzen vermöchte. In
acht Auflagen und in vielen tausend Exemplaren ist dieses unter den gebildeten Kreisen
des deutschen Publicmus verbreitet, das namentlich durch die originelle, plastische
Daistellungsweise Scherr's, seinen kraftvollen, mitunter allerdings auch lcaftstoffeligen
Stil, der durch seine ungewöhnliche sprachbildnerische Begabung eine markante und
fesselnde Physiognomie erhielt, angezogen wurde. Oft mag wohl die Schroffheit, zu»
weilen auch die subjective Einseitigkeit des Urtheils, welches bei Scherr häufig durch
eine dem Forscher übel anstehende Leidenschaftlichkeit, einen übertriebenen Cnt-
rüstungscifer beeinflußt wurde, zum Widerspruch herausfordern — wie denn historische
Objcctivität Scherr so fremd war, daß er für eine Cricheinung wie Ranke eine er-
schreckende Verständnißlosigkeit an den Tag legte — trocken und langweilig wird Scheir
nie, selbst da nicht, wo er in engen« Rahmen ein überreiches Material zu vcrarbeitcu
hat und ein Anderer Gefahr liefe, eine bloße Nomenclatur oder Bibliographie zu bieten.
Und dort, wo er das schwere Geschütz seines Stils gegen sich spreizende Impotenz,
gegen Obskurantismus. „Rückwärts««" und crasscu Materialismus richtet, da darf man
ihn als einen mächtigen Vorkämpfer in der Geistesschlacht freudig begrüßen. Hin-
wiederum findet er auch begeisterte und begeisternde Worte des Lobes für die großen
Führer und Lehrer der Menschheit, und die Vertiefung in das Wesen und die
Schöpfungen fremder Nationen schwächt ihm keineswegs das vaterländische Gefühl, das
deutsche Bewußtsein zu einem lauen Kosmopolitismus ab, der ebenso gefähilich werden
kann, wie verblendeter Chauvinismus. „Die Idee des Vaterlandes muh" — sagt er —
„die Seele aller Kulturarbeit sein und demnach auch das Grundmotiu aller Litteratur."

Die angedeuteten Momente ciliaren es, daß Ccherr's Littcraturgeschichte ihren Schwächen znm Trotz ein Lieblingsbuch der Gebildeten geworden ist und noch lange bleiben wirb: dah eine neue Auflage des Wertes, die dem mehr und mehr sich geltend machenden Vellangen des Publicum« nach belehrendem bildnerischen Schmuck Rechnung tragt, lebhaftesten Anklang finden wird, ist newifz anzunehmen. Wir müssen uns, da

Alfitl, Itnnnson, ,Nach P!M«gl»ph>e,>
Au«: Schill, „Illustlilte «lschichtedliWeltlittliatiii", TMtlguit, Fillückh'lche Veilaglhandlung.
W, »ellei ^ <5°.

bis jetzt erst ein geringer Theil der neuen Auflage rorliegt, einer eingehenden kritischen Beleuchtung derselben, einer Vergleichung mit den frühereu Austagen vorläufig enthalten und uns auf eine blöke Ankündigung beschränken. Die Vcrooüständigung des Werkes durch Fortführung bis zur Gegenwart und Berücksichtigung neuer Forschungsergebnisse hat Professor haggenniacher in Zürich, Scherr's Stiefsohn, der bereits an der letzten Anlage mitgearbeitet, übernommen. Eine Neuerung bietet die neunte Auflage noch

/v^ll?>r

(l«pf>!l, Renon und Ihlunet beim Ancr eeltl^ue,
Au«: Ich'eri, „Illustrlrte »eschichie dti Hüelttitteilllui", Slut!g»r», Franckh'sche Verl<>g«h»»dlung,
W, Kell« 6 Co,

insofern, als ftie zahlreichen Citate und Litteraturnachweisc nicht unter dem Tezt ge»
bracht werden, sondern am Ende des Buches gesammelt erscheinen. Das Illustrations-
material setzt sich zusammen aus den Portraits der hervorragendsten literarischen Größen,
Facsimiles ihrer Handschriften, Druckproben, Titelbildern berühmter Werte, Proben aus
wichtigen litterargeschichtlichen Denkmälern :c. Die Ausstattung ist — nach den beiden
ersten vorliegenden Lieferungen zu schlichen — in jeder Hinsicht gediegen; das Werl
wird 20 Lieferungen von je 3 Bogen Text und 1—2 Tafeln oder Beilagen zum
Preise von 80 Pfg. umfassen und bis Weihnachten 1895 vollständig vorliegen.

Bibliographische Notizen.

Tic Vegründung des Teutschcn Ncichcs
durch Wilhelm !. Von Heinrich
vonSnbel. Siebenter Band. München
und Leipzig, R. Oldenbourg.

Ter vorliegende Band umsaht die Zeit
vom Frühjahr 1868 bis zum Sommer 1870.
Die-parlamentarischen Kämpfe im Nord»
deutschen Reichstage, im ersten Zollparla-
mente und im preußischen Landtage von
1868: das Hervortreten internationaler,
communistischer und ultramontaner Be-
strebungen; der Uebergang der französischen
Regierung von der Dictatur zum liberalen
Constitutionlllismus, ihre Verbindung mit
den Clcricalen und ihre vergeblichen Ver«
suche zu feindlicher Machterweiterung nach
außen gelangen zu genauer und anschaulicher
Darstellung. Mit besonderer Ausführlich-
keit und Wärme aber werben die Tage
vom 3. bis 15. Juli 1870 behandelt, in
die der Ausbruch des deutsch-französischen
Krieges fällt.

Snbel wendet sich hierbei sowohl gegen
die in Frankreich als in wichtigen Punkten
auch gegen die in Deutschland herrschenden
Vorstellungen. Gegenüber Jenen, die den
Krieg auf eine weither angelegte Intrigue
Bismarcks zurückführen, weist er dem
Kanzler eine lediglich defensive, wenn auch
auf Alles gefaßte und vorbereitete Haltung
zu; gegenüber Diesen, die Napoleon als
den unermüdlichen Schüler und Wühler be-
zeichnen, der den Angriff längst gevlant
und nur übereilt losgeschlagen habe, schildert

« den Imperator als einen kraulen, schwachen, unentschlossenen Mann, der, seinen baldigen Tod vor Augen, leinen anderen Gedanken gehegt habe, als in Ruhe und Sicherheit die Krone auf seinen Sohn zu vererben. Die wahre Schuld an dem jähen Aufflackern des Kriegsbrandes schiebt er den unfähigen französischen Minislein, in erster Reihe dem Herzog von Gramont zu. Trotz der glänzenden Durchführung dieser Auffassung und der Beibringung mannigfachen neuen Materials hat Sybel mit ihr auch in Deutschland nicht überall Zustimmung gefunden; namhafte Kritiker und Historiker haben ihm widersprochen. Eine endgiltige Entscheidung über die Streit» punkie dürfte indeß ohne vollständige Offen- legung der Archive ühcrhaupt nicht zu treffen, zur Zeit also ausgeschlossen sein.

8.

Festschrift zum 7». OebmtötaaeRudolf hi!l»cbrandS. Herausgegeben von O. Lyon. Leipzig, Teubner.

Die mit einem Bildnisse des Gefeierten geschmückte Festschrift (eine andere ist gleichzeitig im Verlage von Veit und Comp., Leipzig, erschienen) enthält 22 Aufsätze zur deutschen Sprache und Atteratur, sowie zum deutschen Unterrichte, welche ebenso viele Sck,üler und Freunde dem hochuer» dienten Leipziger Sprachforscher und Uni- versitätslehrer dargebracht haben. In ihrer reichen Mannigfaltigkeit lassen diese Auf- sätze, unter denen sich Arbeiten von be- deutendem wissenschaftlichen und pädagogi- schen Werthe befinden, deutlich erkennen, wie vielfältig die Beziehungen der deutschen Sprach- und Litteraturforschung zu dem gesummten geistigen Leben unseres Volles, besonders auch zu der Bildung und Er- ziehung unserer Jugend sind. Zugleich ge- währen sie ein anschauliches Bild von der reichen Wirksamkeit, die der gefeierte Ge- lehrte als Forscher und Lehrer nach vielen Seiten hin fruchtbar ausgeübt hat. Tabei ist die Darstellung der meiste» Aussätze so populär gehalten, daß auch Leser, die den gelehrten germanistischen Studien ferner stehen, mit Genuß und Gewinn von dem Inhalte des Bandes Kenntnis; nehmen weroen.

Rudolf Hildebrand hat diese Festgabe noch mit freudigem Danke entgegenge- nommen; kaum ein halbes Jahr später kam der Tag, der seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte. Sein Lebensgang und feine Wirksamkeit sind inzwischen von berufenen Händen geschildert in der von

ihm besonders liebevoll geförderten „Zeit»
schritt für den deutschen Unterricht" (Bd.9,
Heft 1), sowie in der «Zeitschrift für deutsche
Philologie (Bd. 28. Heft 1). r.
»«nigssiihne. Von Otto L. Iiriczel
Leipzig, Nreitlopf K Härtel.
Die um die Mitte des 5. Jahrhunderts
spielende Erzählung giebt uns ein Bild des
Ringens zwischen altgermanischem Heiden-
thum und dem jungen Christenglauben.
Ter Verfasser schildert diesen Kampf zweier
Weltanschauungen und seine Entscheidung
nicht in der hergebrachten Schablone, sondern,
in tiefer Erfassung der mit der religiösen
noch eine culturelle Bedeutung hegenden
Gegensätze, in einer mit originellen und
feinen Wendungen ausgestatteten Handlung,
die von seiner Erfindungsgabe wie von
seiner Kenntniß des germanischen Alter-
thums und der germanischen Volksseele in
gleichem Maße Zeugniß ablegt.
Nicht das Schwert eines christlichen
Eroberers zwingt liier dem Quadenstamm
den neuen Glauben auf, wie es den Sachsen
durch liarl b. Gr. geschah, und der Fana-
tismus eines Priester« der da vergißt,
bah dlls Christenthum vor Allem die Religion
der Liebe ist, vermag wohl einen Keil in
den Stamm zu treiben und die Gemüther
zu verwirren, aber nicht sie vollends zu
gewinnen. Nicht dem Zwange fremder
Gewalt — physischer wie geistiger Art —
beugen sich die freien Seelen; dernationale
Zug ist >s, das Gefühl der Zusammenge-
hörigkeit, die Liebe zur Sippe und zur
Heimat, was den ganzen Stamm den» neuen
Glauben freiwillig sich zu ergeben treibt.
Wie die Empfänglichkeit für ein Evangelium
des Friedens in dem liiegesfrohcn Germanen»
stamm schon aus seinem eigenen Schöße heim-
lich emporgeleimt, zeigt der Verfasser in feiner
Weise in der edlen Gestalt Fiidurits — des
„Frieoreichen" — den er — eine lühne, abli
schöne Liceuz — mit dem König Radagais
identificiit, der, als solcher unerkannt, als
das Haupt des Stammes lebt, und der die
Schuld, als ruhmheischender Kriegsherr sein
Voll einst iu'sVerdciben geführt zuhaben,da-
durch zu sühnen sucht, daß er aus den Trüm-
mern ein neues Volt schafft, das er nicht mehr
zu ruhmbiingendei Zerstörung, sondern zu
segenbringendem, friedlichem Aufbauen hin»
zuleite« stiebt. Ein hübscher Zug ist «3,
oaß eben dies gemilderte, veredelte Heiden-
thum Fridurils den christlichen Priester
von seinem Zerrbild des Christenglaubens
zu der echten Religion der Liebe führt, baß
also die Belehrung nicht nur an den Heiden,

sondern auch am Veikünder des Christen-
thums selbst sich vollzieht. Und echt ger»
manisch ist es, wenn in diesem Piiester,
in dem das Vlut des Stammes fließt, das
Stammesgefühl und der altererbtc Kampf-
eifei lebendig werben, als seinem Volte
Gefahr droht, so daß er im Kampfe gegen
einbrechende Hunnen sein Leben einsetzt.
Man ersieht wohl aus dieser Charakter!-
sirung der lurz gehaltenen Erzählung —
sie geht eben mehr in die Tiefe, als in
die Breite — das; wir es mit einem
Werke voll hoher Intentionen zu thun
haben; stünde mit denselben die poetische
Kraft des Verfassers völlig auf gleicher
Hohe, so würden wir eine Dichtung von
hervorragender Bedeutung erhalten haben.
Immerhin ist die Darstellungsgabe des
Verfassers bedeutend genug, um uns für
die Vorgänge und für die Personen, die er
lebendig vor uns hinzustellen vermag, zu
erwärmen. Uebcr Manches geht der Ver»
fassei allerdings zu leicht hinweg. Ter
Umschwung z. V, der sich so überraschend
schnell in dem Priester Serums vollzieht,
hätte überzeugender zur Anschauung gc-
bracht weiden müssen; der Psychologe bleibt
uns hier etwas schuldig. In der Ver-
werthung des cultuihistorischen Materials
zeigt der Verfasser künstlerischen Tact und
die ruhige, aller Aufdringlichkeit entbehrende
Sicherheit des, Kenners, der in seinem
Stoffe durchaus zu Hause ist und nicht
das laienhafte Verlangen hat, ein »<i noe
zusammengebrachtes Material möglichst voll»
ständig an den Mann zu bringen.
Mit dem fesselnden Buche hat das
„Deutsche Haus" in Brunn seinen Mit»
gliedern eine schöne Weihnachtsgabe be-
schecrt; es tonnte gewiß eine bessere Wahl
nicht treffen. — In diesem Werke klingt,
nie grell und aufdringlich, aber voll und
rein ein Ton, der eine Saite in deutscher
Brust zum sympathischen Mitschwingen
bringt. 0. VV.

Germanenblut im Lften. Erzählungen
und Skizzen von Eberhard Kraus.
Dresden, E. Pierson.

Der in den deutsch-russischen Ostsec-
provinzen aufgewachsene Verfasser ver-
einigt in diesem Bande sechs Erzählungen
von verschiedenem Umfange, die — sämmt-
lich mit realistischer Anschaulichkeit und
LcbenLwahrheit ausgeführt — interessante
Einblicke in das an leidenschaftlichen Eon-
stielen reiche und Gelegenheit zu eigen -
thümlicher Charaltcrentwicklung bietende
Leben jener Länder gewähren. <>.

Aus aller Frauen Landen. Lieder eines Unstäten. Von Rud olf Herzog, Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert K Range.

Rudolf Herzog schwärmt nicht für Levkojendust, Lerchensang und Vergißmeinnichtgcsichter, sondern läßt wie ein um Liebe werbender Sprosser sein sehnsüchtiges Verlangen in den melodischen Ruf ausklingen: »Mich treibt ein stolzeres Begehr, mein heißes Herz zn laben: Die Rosen, gebt die Rosen her, ich will die Rosen haben!" Seine Gedichte machen den Eindruck wahrer Erlebnisse. In dem als Weggniß dienenden Sonett sagt er selbst von seinem Liede: „Du trankst Dich satt an Herzblut allerwegen, drum singt aus Dir der Mensch!" Die tiefe Wirkung des Dichters beruht darauf, daß dieser Meusch liebenswürdig und wahr ist. Wie schon der Titel »Aus aller Frauen Landen", andeutet, ist der größte Theil des Buches der Liebe gewidmet. Durchglüht auch einzelne Lieder, wie: Ihr Füßchen, Lodernde Flammen, Wildwuchs, Hexe, Zur Liebe erwacht, ein schwüler, sinnlicher Hauch, so wird doch nie die Grenze des Schicklichen und Poetischen überschritten. Auch die erzählenden Gedichte zeichnen sich durch markigen Balladenton und lebendige Darstellung aus und zeugen von hoher dichterischer Begabung.

N.

Hahnschrei. Weckrufe eines Modernen. Von Maximilian Krauh. München, I. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Man sagt den Modernen wenig Gutes nach. Gewöhnlich wird ihnen Mangel au Idealismus und Vergiftung der treuen, deutschen Volksseele vorgeworfen. Wer sie für so gefährlich hält, der lese diese Weckrufe und lasse sich eines Besseren belehren. Maximilian Krauß verlangt, daß der Dichter ein Herold, Kläger, Richter und Rächer seiner Zeit sei, und findet den Zweck der Dichtung darin, daß sie das Beste in der Menschheit entfalte. Kann der Tichteibeiuf eblcr aufgefaßt weiden? Das Büchleiu enthält zwölf Gedichte, die zwar nicht gleichwerthig in ihrem poetischen Gehalt sind, aber durchweg schöne, männliche Gedanken in tadelloser Form aussprechen. Trefflich ist u. a. das Gedicht „Ahasver", das jenen ruhelosen Wanderer mit dem menschlichen Geiste vergleicht. Den echten Patriotismus des Dichters kennzeichnen „Im Sllchsenwaldc" und „Kaiser und Voll." N.

LuizeMiizene Lllellsr. Lespreelillul; lllleb Hu«^»ll! <Ier Neulletiou vorbelmlten.
^vu» lisulÄ«!» 2m»^«ii. lüue Nildmollutzzellrilt,
Ner»u88eIedell von ^osepu Xurseuuer. 139Z
Uelt 1. 2, 3, 8tut!«l>rt, Deul8e!ie V«ri»88'
^ll3t»It.
2»n»d«i««r, 1^,, ro!iti80lle sellrilte» von 1848 oi8
18U8. Lerüu, «o«enk»um 6 Hart.
2sNs1ll»1lU, H., lleutsolie UUU ?rl>Nl08ell.
L!uzr»i>nl8ell« MnL«, Hulzilt«: u»<! Vorträge.
Viell, H. U»rtleben,
2IbUott>«K cl«r Ll>s»^nlniMtt»l»t>» <!«» In»
und H,>i»I«,luz,««, Hu, 825—834, Hülle,
0. Ueuäel.
2o?u»1»,v?«!i!, H. v^ V«II!i»mpc — nieut Ledein-
K»>nnl. Lin Volt «ur poiitiseken I^»8« im
Innern. Lerlin, 8>eKeI^eue UueniiandiunL.
2i»iin», ü,, vie ssoluene rreineit. Iloman »«8
äem tllt!rlng!8enen L»uern!crlege, Il»Z8l»,
N, Lr»nne« Verl»«,
OolsU, V,, Iliinine! unä l!i>Ie. I>euli-Ueäiel,te.
I^!iN2l8, l). N. KüUNMNN.
Dl« V^»«r«l» nl«l»i! Uonatzenritt «ur rörclerung
der r'rie>Ien8de>ve8UUj;, (Uerau^egeden voll
Harouln Uertlm von 8uttner. IV, ^»Nlssonz
(1835). Ku, 2 <1'e1>ruari, Vre3<!en, ü. I'!er8nu.
ü«Il»t«1l>, Lrll8l, vi« 8n2nler!». Dm« «Ärnev»!«-
8«8eni<!!>te. ilit^IIuütl. voll L. Xiinmer,
L«rlw, II. TekLtAn ^eul.
ü^o, I^iebe. Vier Novellen. Lerlin, Nidliossr.
2ure»u.
ü»«Ii«1t»»«Ii, II., >VII<ivue!>8, Neäiellte, 2veit«
verm, Hulwge, lioin, l. Keudner.
Uli» HoUisoKlsl. H» neu äeutzene» IlewllZtüz
Ulli Hg,z deut8e!ie Voll!. Leriin, N. 8. Nermaim.
N«t«i, 0,, Unter dem "loutenlinnc. 8c!>»u8piel
!ll vier Hul^uMu, Den LUnneu zeßenuner
llllull8ei'wt. üwuu«cllvei<;, Ilsueil u, Iloeen
«»Ulli.
?11e»», H,, 8ll!>el verbündt. Lr-iUuIuuL. Uerliu,
N, Lolc8lein ^«'»cnf.
Oe»ell8^t»-I^»1«ii«l«i H»» d«>it»<!dsli 2uoll»
IV. ^»Iirg, !>>i,<i!!ss, V. riskier,
OiUnbsi^, V,, vu« Verdreelieni I^Ieo«, Hu« den
IKzldüoliei'u <Ie8 ?ruu!e!n v, 2. üruun,
X»r»lilU ^ 8olui,
N»U»i, 0., Nor Veg «uill krleiien, liomull.
Lerlin, UiKIiu^r, Iiule»u,
^uol«, '^, llie 2« ieiciullKIe im U«IH« »1er Hie
liege! äe ?ri 6,8 rolMveu 1,n!!lle«, Nerün,
Uit50ller <^ Iiu«t«II.
^«Q»»l», Vüuel», ^8r>llo,IiI, Li» Ilom»u, 2ve!
Liinäe, Ve!»i»r, L, I'eider,
X«?»1, Huss», Verwrenez I^ede,!. zi»,Ierne8
>vr!8ciie8 L!<o«, vrezäen, Iv ?ier8on,
HlUlö^u»,, U,, Nilff^el. Äil I!U HbbiI6ullss«n
voll Nemillile» unä I!!U!<!üe!ellllu»ßei>, Kveite
HllÜHge, üielellici uixl I^eipliss, VeliwIell
^ Li«8ill>:,

Xooll, vr, ^, U. H., ll»z Xervenlede» seZ ziei,5elleu.
Xur Ne!e!,run5, ü» Ilatii ull<! ?ru8t. 2'veile
Hun»Le, It»vell8bur8, 0 Mier,
XUnu«!^«, N,, Lilser Htl^z 2»r O^eblenw äer
cleuwolien «»tiau»»itte«t»r. Line Lrßi>i2ll,!x
üll Mer <Ieut80llen l,itter»turUe80ll!ullte.
2»e!te veib, ullH verm. Xnli»8e. III. I^ieferullz.
llllrdurk!, !>'. tt, l!I,ert'8e!>e Verw8»bueull.
I,«nt>»<!ll, L, Wunäerlleiie Ivente. Uezeuiouten
Ulla 8!li«"en, llre«Hen, 0. Nei88ll«r.
I^>«v«nd«i<r, ^,, Heue NeÄicnt«. lAmburg,
U, (llnLau ^r.
H»It», Huzuzt, ^Vull! bekommt! Nrodueiteu,
L»8nelt«!! un<! I^ieben8vurzißlieit«ll. UomburU,
U, UloMu ^r,
!fil»»sn, 8ven, 8!lVWer. Ot!e 8!i!88er. Xrlztillllw,
ll. Hgobelloi« ^ «>>.
Oeit«!, V,, Der l?,v!Iunerl!»t. sein I-ebrll, seine
Zimten un<! l»oen M8e!!i!,!ert in Heim und
Liio. Uit «4 I!!u8tr, I.eipüiß, r. 8imoll.
?«t«i», X»ri, Da« Deut8ellO«talri!»ni«elle Leimt?,-
Mblet. Im »mtüeiien Hultr»sse, üit 23 Voll-
uiiuern u. 2l lext^Ildililuuzen, zovi« 3 ^»rten.
llUuenen. II. NI,1en!>ourss.
IlHninni, I?,n., »««lerne Äillerei, Line 8tus!e.
Vie», H. U»rtiebeu,
^«torno. H«» ,,H,u»^>mlt»»?«»sii»". Dme lleuii'
«ckrilt <!er >n3!cUn5te, V. LellimmeiiilenF,
Nerün, 8elb«veriaz,
^«toilu, N,<t!ent8ei,e, Nliitter «nr?ur<iei^in8 »er
NuinHnwit, IV. ^al,rz. M, 1—4. Löni^berß,
Lruull ^c ^Veiiei,
N»i««i!?, <.',, I>iede eine !,> pxotweue 8ujisse8t!uü?
»Vit bezonäerer LerlloiiLielitieunili äe« ?roee88e«
0"en8k!/!e<iitl, I^iMg, Ii, Ijllrzilorl.
»oll»st1i«u«» Voltr^», dcssi linket von
Nun, Vircnov unH t'r. von IloitüNoInrN',
>,er>lu«l;el!e!>ell von liml, Viredo^ un6 Vill!.
V«ttenb»c!,. X. r'oig«. Ilelt 201, 204. 2»:,
Ä>8, 211. Ililmo»^, Ver!»ß!ÄN8lll!t Ulla
vrnekerei H.-s!. lvorm»!« ^, ?. liienterl.
8otllii«li»i', .V,, <7Ilironi!c <!<!8 >;r»88eu Xrieze« von
187U —?I. !!. —w. I»u8en<1. Ner»edurg,
I>, 8l«!Ieü!,28en,
3«l»i1t«, Hwin, »leemeine Nezelüebte <Ier
uikieiulen Xunzte, Äit lüu^tr, 1,!eleru»L 2.
berlin, (!, Urote^e!>e VerinMbneu!!.
gtiinÄbsin. .<»3U8t, zieizter Ninl. 8en»u8piel
in Nlnl H»t?.!!gen, Unerz, von 0. H, ?»Ime,
Nerli», L!>,ii >>:r, Uure»u.
Lut>l»n, ^VilKelm, Hu» >Iem ^llee!>ueu uer
Heot!88in, 1«ip^!ss, N. 8truolz8 Verlaß.
ItliK, K., I>U'l!vi8 Ilobert. ?rauer8?iei in luul
Hul^üLeu, DreZuen, L. s>iei?»u.
L^llH»U, ^onn, r'rkjlmente. l,'«u« ?u!ge. 1'eder«.
von Xull» von llewiiioitl! u, l)8te!!e <!u LoiÄ-
Ilevmoi,,!. Iji-l>»n»e!>«0!8, Vie«e« 6 sonn,
I^uH«.ll, Iniiu, v»8 Heut. 8ee!,8 Vorie8»n8eu.
Xuwri8, <ieut8e!>e Hu«ss, Lenrb. von 0!«.r»
W!e,ieml>nn. 2<ve!te Hüazie. Lr»uu80uv«i8,
Vieveg ^ 8onn.

DI» V»uiii»!t, Herl»U8ß, v, «Hrwtopll sellrempl.
Ho. 32. 8tuttß»rt, ?r. kromm»llll8 V«r!»ß.
üedigir! ulüei ver»n!!»«i»!chs»it deü hlionlgebei»,
schlesslch» »uchdiuckelei, Kunst. unl> veilnZl.Anstalt ». S. 3ch»tt!<!»nd«, Vr»!»u,

^ „„ ^
WA
-^^^-^
U»UUMMuI
^ läsllvller Ver82us
llüiilll»»» . <y -
le»I>MI!I!. . <?3 .
»»rlldl»»». 3^ >
f«Ill!»I»«!I». <? «
lmnlbni»!!. 33 l >

krümle
8pru<l«l 82>l
lls>8t2»i«ist.
spi-ulle! 8e,f».
X/^Nl.8L/VIirN
8sisu>lell'2«til<en
«l!lll!lll!!l<!l!!!ll!!!llllllll!l!!!!l!!!I!»!!!!lllll!lii!!.!lli><l!!!!!!!!!ll!lll lül! !!M!I!>!l

l.öbel 8e^uttlänllei', Xal'lZdali i/Lünmsn ^
^1«l,ss8««i8l!l,y llopots in llen Yl-Ü88tsn 8tä«jt«n 2ll«l- WyINnoil«. ^
1^'

!
/<2<^//<)^/^ ^/^/nc/^ H^e/Ã¶e//."
l
1^ Ill^I^ 20. H^/e/z/Ã¶e^ 1890.

Mai j895.

Inhalt.

S»i!»

Hierzu ein Portrait: Heymann Steinthal.
Radin»ng von w. Rohr in München.

»Nor» »»» öl»' »llchein! am Anfang jede» m«n»»» !n Heften m<» je einer llunftbellog,,
^— prei» pr» <v»»rt»I (l H«f») i Marl.
Uli« V»chl>»nt>l»ng«n und paftanstalwn n»b,m«o jederzei! Vestellnng»» »».

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" b«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens z
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. ^, ^2, ^5.

^/A^Â»-Â»-//^/^

Nord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
I^XIII. Vand. — Mai ^5. — Heft 2^8.
(Mit einem porlroi! in Radieungi Hermann ö!ein!l,al,)

Vre^Iau
5chles«sche Vnchdruckerei. llunst. und veilag«.Anstalt
v. 3. schottlaender.

Joanne „Guignon".

Novelle,

von

— 3traßburg i. L, —

XIII.

jme Schneelandschaft am Genfer See — das war Etwas, was
ich mir kaum vermuthet hätte. Macht man sich doch bei uns
oben im Norden so übertriebene Vorstellungen von dem „süd-
lichen Klima" von Montreur. Vor Weihnachten waren nur ab und zu
ein paar schon in der Luft zerfließende Flöckchen gefallen; nun aber kam
der Schnee in dicken Flocken herab uud blieb liegen, Ueber Nacht fast
hatten wir wirklichen, weißen Winter.

Abgesehen von dem ersten Gefühl der Enttäuschung, das diese sehr
wenig südlichen Leistungen des Genfer Sees hervorriefen, erfreute der
Anblick mein Herz. Die wildfremde Gegend, der sich die Seele bisher
nicht hatte hingeben wollen, war auf einmal zu einem lieben, vertrauten
Freunde geworden. Da waren keine kalten grauen Steinhäuser mehr auf
kahlem Ufer an blauem, was sag' ich? — an fast immer grauem See, keine
wie abgebrannt ausfehenden Bergabhänge mit ihren Rebstocken! Wie-
wohl die Sonne all das manchmal aufgeleuchtet hatte mit gar brennenden
Farben, es hatte nicht hinein wollen in mein Fühlen und Denken. Jetzt,
inmitten Schnee uud Eis war ich zu Hause, wie angelangt am Ziel nach
ferner, mühsamer Wanderung. Alles redete mit bekannter Stimme zu mir,
die Väume, die sich unter der Schneelast beugten und doch stolz waren auf
ihren Schmuck, die Häufer, die mit großen schwarzen Fensteraugen vergnügt
unter der schimmernden Kopfbedeckung heruorsahen, die weichen, weißen
Polster auf Holzstößen, Bänken und Bretten« und die Wiesen, die sich
unter die warme, wellige Decke schmiegten.

Und das war wieder die sanfte Bewegungslosigkeit in der Natur, die Ruhe und Stille, die Nichts unterbrach, als der Flug und Rufe der schwarzen Krähe und das Klingeln der Schlitten.

Schlitten! Das eine Wort, wenn immer ich's höre, zaubert vor meine Seele die Heimat, wie das Kind sie sah; den Schloßplatz, funkelnd im Sonnenlicht, und seine Reihen prächtig geschmückter Schlitten mit märchenhaft geschwungenem Schnabel. Ich sehe schwellende Polster, reiche Pelzdccken, sehe den Kutscher im wallenden Mantel und Pelzbarett, mit den riesigen, dicken Fausthandschuhen; ich sehe die Pferde im blanken Geschirr, Roßschweif unh Glockenspiel auf den Hälfen, und die Pferde stampfen und wiehern, und die Glockchen klingeln! — Das waren Schlitten!

Aber hier! — wir hatten gute Gelegenheit, so ein Ding, so einen Waadt-lünder Schlitten aus nächster Nähe zu betrachten. Dorsten hatte uns zu einer Schlittenfahrt aufgefordert.

Die Sonne fchien herrlich — um fpätestens zehn Uhr war der Kutscher bestellt. Es wurde elf; er kam nicht. Wir warteten bis zwölf Uhr; dann ging der empörte Dorsten, um ein andres Gefährt zu besorgen. Aber kein Schlitten zu haben — in ganz Montreur. Das schöne Wetter hatte Alles zu Ausflügen veranlaßt. Das Mädchen wurde alfo noch einmal zu unserer Holz- und Kohlenlieferantin geschickt, die zugleich „voiwriöro" war. Dies-mal brachte sie die Nachricht, der für uns bestimmt gewesene Schlitten habe die Deichsel gebrochen, aber man erwarte jeden Augenblick einen andern Kutscher zurück. Als wir uus zu Tische setzten, waren nicht nur mehrere „Augenblicke" verflossen, sondern es erhoben sich auch schon wieder leichte Nebel, wie meist gegen oder kurz nach Mittag. Dennoch erhofften wir für die Höhen — wir wollten nach „l^ez ^vnnts" hinauf — einen freien Ausblick und Sonne.

Endlich um 2 Uhr erschien unser Kutscher, — kein anderer. Torsten stellte ihn höchst gereizt zur Rede, worauf er mit Seelenruhe auch die „gebrochene Deichsel" zum Besten gab; eine Geschichte, die wir halb schon zu glauben anfingen, als uus Rosa lachend erklärte, diesem selben Kutscher um 10 Uhr Morgens begegnet zu sein, als !sie mit ihrem Kücheneinkauf aus der Stadt kam. Er habe eine Gefellschaft von sechs Personen den obern Weg nach Elarens gefahren.

„Das ist, was ich dachte!" rief Ieanne. „Der Mann hat noch eine andere Bestellung vorher angenommen; vermuthlich eine Partie nach Schloß Hauteville!"

Torsten wurde fast weiß vor Aerger. Nur der Gedanke, daß Ieanne um ihre Schlittenfahrt käme, hielt ihn ab, den Kutscher mit einem Donner-wetter Heimznschicken.

Madame Earabin suchte ihn zu beruhigen. „Das ist so bei schönem Wetter, Torsten! Die Leute haben so wenige Schlitten; da verlangt die ganze Welt sie."

„Und das entschuldigen Sie noch!" rief Torsten außer sich, „Sagen
Sie Ihrer Frau voituriöi-e!" schrie er den Kutscher an, „ich sei fertig
mit ihr für immer! — aber Sie Mensch, Sie, fahren Sie jetzt, was Ihre
Pferde laufen tonnen, das rathe ich Ihnen. — Ist das ein Schlitten?"
fuhr er dann mit unterdrücktem Uerger fort. „Haben Sie jemals schon
ein so jammmeruolles Gestell gesehen?"
Die Frage galt mir; ich schüttelte energisch den Kopf. Das „Gestell"
hatte mich schon aus allen Himmeln gerissen. — Ein schwarzangestrichener
Holzkasten, der vorn in einen rothangestrichenen, stnmpfen Schnabel auslief-,
zwei dunkelblaue, steinharte schmale Sitze ohne Nücklehne, Stroh unter den
Füßen; ein schäbig aussehender Kutscher, am Halse der Pferde zwei blind
angelaufene Glocken und vorn und hinten am Wagen gelb und rothe
Lappen, die Fähnchen vorstellen sollten.
Ein Blick unsäglicher Verachtung aus Torstens Äugen streifte das
Gefährt, als er uns gegenüber Platz nahm. Dann rief er Rosa zu, noch
außer de» Tücher» und Shawls Wärmflaschen für die Füße, seinen Fuß-
sack und vor Allein seine — höchst elegante! — Neisedecke herunterzubringen.
„So nnt dem Ding zu fahren, müsse man sich schämen!"
Trotz meiner eigenen Enttäuschung konnte ich ein Lächeln nicht unter-
drücken. Ieanue, die nie andere Schlitten gesehen hatte, erst recht nicht.
„Der verwöhnte Sohn des Reichthums," flüsterte sie mir zu.
Die Fahrt wurde also bereits bei weuig guter Laune angetreten; aber
unsere Mißstimmuug wuchs, als wir bemerkten, daß der Nebel stärker wnrde
und mit uns höher zog. Ja, er war von Veytaur aus schon über nns
emporgestiegen, und ein Theil sank von dort nun herab, um den von unten
nachsteigenden Dämpfen, die den See und Montreur unseren Blicken ver-
deckten, die Hand zu reichen. Ueber die Nebelregion hinauszukommen, war
nicht mehr möglich, sie erstreckte sich sicher schon bis zu „1^8 H.vniit8".
Es lohnte also nicht, an dem ursprünglichen Plane festzuhalten. Auf
Ieannes Nath beschlossen wir, von Charner ans den Weg über Sonzier zu
nehmen und ein Stück nach Glion zu zu fahren, bis an den „kaut cls
?iLrrs".
„Wenn Sie den Weg noch nicht kennen, der ist sehr schön!" Sie
fügte weiter Nichts hinzu, zum Theil wohl, um uns die Ueberraschnng zu
gönnen, hauptsächlich aber, weil Torstens fortgesetztes Schelten auf die fran-
zösische» Schweizer sie verdroß. Er konnte sich nicht darüber bernhigen, daß
er um „l^s8 ^.vailt8" und um die Sonne gekommen war.
„So sind sie Alle," polterte er mit der größten Offenheit, „geldgierig,
verlogen, unzuverlässig. Unznverlässigkeit, das ist der Nationalcharakter.
Alles thu» sie — mit dem Mund! Versprechen Alles mit der größten
Liebenswürdigkeit — stellen sich wer weiß wie glaubwürdig. Aber kein
Arbeiter, kein Handwerker, der Wort hält, — Schuster, Schneider, Tischler,
Gärtner, — was und wer es auch sei, — es ist Alles gleich! Nichts bringt

sie aus ihrem unverschämten Gleichmuth, aus ihrer faulen Ruhe, aus ihrer
stumpfen Bequemlichkeit heraus."
Er polterte noch, als wir in Sonzier einfuhren. — Es ist das ein
Dorf, wie alle Dörfer um Montreux, mit fchmutzig kalten, roh und un-
freundlich aussehenden Steinhäusern und mit engen Gäßchen, als ob sich
die Häuser aneinander gedrängt hätten, um weniger zu frieren. Schmutzig
grüne, von Wind und Wetter gebleichte Fensterläden, überhängende Dächer,
hier und dort ein Holzbalkon darunter. Im Schutz dieser Dächer, — oder
manchmal über dem ersten Stockwerk wie ein Gürtel um's Haus — hängen
Maiskolben an Stricken aufgezogen oder getrocknete grüne Bohnen, die man
merkwürdigerweife hier überall im Freien überwintert*).
Einige Priuathäuser von wohnlicherem Anstrich, von halb villenartigem
Charakter gaben dem Ort ein wohlhabenderes Aussehen. Natürlich fehlte
auch das, in allen Dörfern der französischen Schweiz stattliche, Schulhaus
mit feinen hohen luftigen Räumen, seinen großen, klaren Fenstern nicht.
Ein einfaches Hotel harrte nebst mehreren kleinen Pensionen mit geschlossenen
Läden der Frühlingsauferstehung.
Welch' einen Ausblick hätten wir von hier oben bei klarein Himmel gehabt!
Von Sonzier aus führte ein fahrbarer, wenn auch ganz schmaler Weg
über den ?ont 6e ?isi-ro „ach Glion. Links steil ansteigende, bewaldete
Berge, rechts, durch den Nebel halb verhüllt, eine Schlucht, in der wir zu
unserem Entzücken die Noi^s äoz <Hnuäsi-nn8 erkannten. Es war an und
für sich fchon ein Genuß, wieder einmal Bäume zu sehen statt der Niesen-
zahnstocher in den Weinbergen unten, und diese Bäume standen außerdem
noch in vollstem Reifschmuck. Was das für Neif war! Nadeln in jeder
Länge, bis zu einen, halben Zoll lang, von verschiedenstein Stande, für
jede Baumart andere, nach Lage, Gestalt und Stärke der Zweige und
Aeste; ja um den Stamm selbst standen die Neifnadeln, so daß man un-
willkürlich an jene fabelhaften Lykopodienwälder der Vorzeit erinnert wurde,
nur daß diese Nadelbäume weiß waren statt grün. Mein Lebtag hatte ich
solche Herrlichkeit nicht gesehen!
Ieanne freute sich meiner Freude, aber zu unserem Erstaunen blieb
Dorsten ganz unbewegt. Eine Landschaft ohne Sonne war für ihn keine
Landschaft.
Auch der wunderhübsche Blick auf den 1'out äc ?!orio, — die steinerne
Brücke, die über die L»w äs Nuntreux nach dem anderen Ufer und zu
mehreren zwischen Bäumen allerliebst liegenden Häuschen hinüberführt, —
berührte ihn nicht.

*) Tic Vohnen «erden dazu ciniac Augenblicke in lochendem Salzwasser abgewellt,
cilllltet auf Bindfäden gezogen und an die Luft gehängt, wo sie trotz Frost und Schnee
sich besser halten und auch weit mehr den Geschmack frischer Bohnen bewahren, als die
eingelegten bei uns.

„Wie schön wäre das Alles im Sonnenschein gewesen," sagte er nur, „es wird kalt, ich denke, wir kehren um." Er gab dem Kutscher ein Zeichen. —

Torsten!" fragte ich, „sahen Sie vorhin den einzelnen Baum, der über den Abgrund hinausragte? — nicht? — o wie schade! Auf dem Rückweg müssen Sie Acht geben."

Er sah nur trübe auf. —

Wir waren an verschiedenen starkbeladenen Hörnerschlitten vorbeigefahren. Je höher wir kamen, desto mehr trafen wir an. Dies bewegte Treiben überraschte uns. Sollte man nicht glauben, daß auch in den Neigen Alles mit der Natur ruht wie bei uns in der Ebene? Aber nein! schon mit dem ersten Schneefall regt es sich im Gebirge. Vald hier, bald dort sieht man von den höchsten Höhen Schlitten heruntergleiten, wie von selbst; man bemerkt den Mann nicht, der sie lenkt. Holz liegt darauf oder Heu, das bis dahin in den Almenhütten aufbewahrt wurde, ganz fest in ein Viereck zusammengepreßt wie ein Kuchen. So geht es über die abschüssige Schneefläche, bis eine fahrbare Straße erreicht ist; dort werden wohl zwei oder drei Schlitten zusammengebunden und ein Pferd wird davorgespannt, das der Mann nebenhergehend leitet. An den Biegungen wirft er dem Gaul die Zügel über und giebt seinem Schlitten einen Schub in die rechte Richtung.

Wir hatten jetzt einen einzelnen Holzschlitten eingeholt, der am ?<mt 6s ?i«irs an uns vorübergefahren war. Er glitt vor uns her, langsam, bedächtig.

Torsten wurde ungeduldig; er sprang auf. „Langsam Schlittenfahren ist eine größere Tortur als der klapprigste Wagen — ein Schlitten muß sausen!"

Er sprach auf den Kutscher ein, der dem Bauern zurief, sich zu beeilen. Der schrie ein paar Worte im ?awi8 zurück, die wir nicht verstanden, ohne seine Schritte viel zu beschleunigen.

Torsten murmelte etwas auf Schwedisch, was einer Verwünschung nicht unähnlich klang.

Jetzt ein Peitschenknall unseres Kutschers — und der Mann setzte sich in einen langsamen Trab.

„Wir kommen doch nicht an ihm vorbei — der Weg ist zu schmal."

„Ich denke, er wird breiter weiterhin!" sagte Ieanne.

„Unsinn! er ist die ganze Strecke gleich schmal!" schnitt ihr Torsten das Wort ab, so gegen seine Art schroff, daß sie betreten stille schwieg.

„Aber am Eafü doch nicht!" warf ich ein, in Erinnerung an die vielen Schlitten, die dort gehalten hatten, und an die Pferde an der Tränke.

„Bis dahin langsam!" schrie Torsten. „Welch' eine erfreuliche Aussicht!"

„Sehen Sie doch, er läuft jetzt schneller, der Mann," beruhigte Ieanne.

„Der arme Kerl!" sagte ich. „Er hat zu schleppen. Fahren Sie nur
langsam, Kutscher, es ist noch zu weit bis zum Caf6!"
Aber der Mann lief immer Ischneller, und der Kutscher trieb immer
heftiger die Pferde an. Wir begriffen es nicht, bis das Näthfel plötzlich sich
löste. Der Weg senkte sich unerwartet steil. Wir sahen den Mann, der
noch eben im schärfsten Trabe seinen schweren Schlitten gezogen hatte, sich
auf denselben setzen, und während seinHFüße hier und da Richtung gebend
den Boden berührten, sauste er mit Windeseile den Berg hinab.
„Wie das geht! wer doch auf der „I^s" wäre!" jauchzte Ieanne.
Auch Torstens Gesicht erhellte einen Moment ein vergnügtes Lächeln.
Gleich darauf aber versank er wieder in stumpfes Hinbrüten.
„Hier ist die Stelle," rief ich. „Sehen Sie, Torsten, hier ist es.
Das ist der Baum, den ich meinte. Ist das nicht schön? ist das nicht
herrlich?"
Klar und scharf ragte der Laubbaum im Neifnadeltleid in die graue
Luft hinein, weit über die graue Tiefe hinaus. — Unten rauschte die
Laiß, drüben schimmerte mattweiß die Bergwand mit den verschneiten
Häuschen, die Nebelkappe saß darüber, aus der Tiefe herauf durch
den leisen Nebel dämmerten dickbeschneite Tannen und zartfedrige Laub-
bäume. Alles weiß! Schwarz nur die Unterseite der Aeste am Baume,
und das Nabenpärchen, das sich in seinen Zweigen wiegte.
„O, sie ist schön, die Natur!" brach Ieanne mit leuchtenden Augen aus.
„Wie das trüb ist!" sagte Torsten zu gleicher Zeit. Er zog den
Mantel über der Brust zusammen, als fröstelte ihn.
„Ja! aber dennoch schön! es ist eine ganz eigenthümliche Schönheit;
nicht wahr, Madame?"
Ich nickte freudige Zustimmung. „Sie sehen doch so weit, Torsten,
Sie sehen doch den Baum?"
„Ja!" sagte er gleichgiltig.
„Und das Nabenpärchen?" fragte Ieanne. Sie beugte sich lebhaft vor.
„Ja!" Er sah gelangweilt darauf hin.
Ieanne und ich wechselten einen Blick, sie der hellen Verzweiflung, ich
des Bedauerns. Dann aber vergaßen wir Torsten über dem Anblick und
sahen in stillem Genießen.
„Die Liebe überwindet Alles!" hörte ich plötzlich auf Deutsch neben
mir, in so eigenen! Tone, daß ich herumfuhr.
Torsten hatte halblaut gesprochen, mehr zu sich, als zu mir. Er blickte
uoch in dieselbe Nichtung; aber sein Gesicht war verändert. Ein seltsames
Licht glimmte iu den sonst so matten Augen; auch sahen die Augen den
Baum nicht mehr, sie schweiften darüber hinweg, als suchten sie Etwas in
weiter, weiter Ferne.
Ieanne hatte die halblauten Worte ebenfalls gehört und mit dem
rapiden Verständnis? der Französin ihren Sinn erfaßt. Wie ein Sonnen-

strahl, der in ein finsteres Thal fällt, so wirkten sie auf das Mädchen.
Ihre ganze Seele trat in ihre Augen, warmes Roth übergoß die Wangen,
ihr Mund zuckte sehnsüchtig. „Ja, die Liebe, die Liebe überwindet
Alles", besagte jeder Zug ihres glühenden Gesichtchens. Hätte Torsten sie
nur angesehen! Sie war unsagbar reizend in diesem Augenblick völligen
Sichselbstvergessens.

Aber er sah sich nicht um, — seine weit geöffneten Augen schienen
noch die Ferne durchdringen zu wollen, fragend, forschend.

Wo war er? Wo weilten seine Gedanken?

Iecmnes Blicke ließen nicht von ihm, es war, als wollte sie in
seiner Seele lesen. — Sie sah erst das Licht in seinen Augen langsam
ersterben, dann verdüsterte sich allmählich seine Stirne; niit einem Seufzer
sank er wieder in sich zusammen. Da war auch für Ieanne wieder die
Sonne erlofchen. Noch einen schmerzlichen Blick warf sie auf ihn, dann
wandte sie sich ab.

Die Nebel verdichteten sich und senkten sich tiefer. Es wurde feucht-
kalt. Wir hüllten uns fröstelnd in unsere Decken. Nach ein paar vergeb-
lichen Versuchen gab ich jede Unterhaltung auf. Torsten war gänzlich in
grüblerisches Schweigen versunken. Ieanne starrte seitwärts zum Wagen hin-
aus. Ihr Gesicht trug einen enttäuschten, hoffnungslosen Ausdruck, der
mir in's Herz schnitt.

XIV.

Rothgelbe Anschlagzettel verkündeten in ganz Montreur eine Theater-
vorstellung für den 20. Iannar. Endlich wieder eine Oase in der Wüste
der gesellschaftlichen Unterhaltungen.

Auch galt der bevorstehende Genuß als besonders grüne Oase; merk-
würdiger Weise! Denn es war eine Dilettantenvorstellung. Der akademisch-
litterarische Verein der Lausanner Studenten wollte nun Montreur beglücken,
nachdem er bereits in Lausanne und Vevey mit großem Erfolg gespielt hatte.
Soviel für Fama!

Ieanne brachte ans ihren Stunden immer mehr interessante Details
mit, und der schnell entflammte Torsten besorgte natürlich Nillets. Zu
seiner großen Verwunderung erlangte er nur noch Plätze dicht am Orchester
und nicht einmal alle in einer Reihe. Das Haus war schon vier Tage
vorher ausverkauft. Dieser erstaunliche Andrang erklärte sich daraus, daß
die „Eingeborenen" von Montreur und Umgegend, die den herkommenden
Theatertrnpven nur wenig Beachtung schenken, zu dieser Vorstellung vom
Bürger hinauf bis zu den höchsten Spitzen in voller Anzahl sich einfanden.
Hatte doch jeder einen Sohn, Neffen, Vetter und Freund unter den Schau-
spielern.

Ieanne war die Woche hindurch ausnehmend geschäftig gewesen. Man
erschien nämlich zu dieser Aufführung in großer Toilette. Es galt daher.

das Crömekleid, das mit kostbaren alten Spitzen besetzt war, — sie stammten noch aus den guten Tagen der Familie, — reinigen zu lassen und in aller Eile umzugarniren. So war es doch zu unmodern. — Keine leichte Aufgabe bei den vielen Stunden, nicht wahr, kleine Ieanne? — aber die Mutter half, und ich half ^; es wurde Alles noch fertig.

Torsten hatte für Blumen gesorgt — gelbe Rosen für Ieanne, Veilchen und Reseda für mich.

Das Kind sah bezaubernd aus; das mattgelbe Kaschmirkleid stand ihr köstlich zu dem dunklen Haar und den herrlichen Farben. Sie senkte in schämiger Freude den Kopf, als wir Alle sie bewundernd betrachteten.

Aber natürlich war sie wie immer zu spät fertig geworden. Der Weg bis zum Cursaal war weit, und die elektrische Bahn, wie immer, wenn man es eilig hatte, nicht zu bekommen.

Die Musik spielte bereits, als wir eintraten. — Nun hasse ich das Zuspätkommen, und wir hatten überdies, um unsere Sitze zu erreichen, den Saal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, in seiner ganzen Länge zu durchschreiten und in zwei verschiedenen Reihen Aufstand zu verursachen. Trotzdem konnte ich eine gewisse Befriedigung über die Bewunderung, die unser Liebling auf dem ganzen Wege erregte, nicht unterdrücken. Ieanne selber hatte nicht im Geringsten das Gefühl des Spießruthenläufens. Gehörte sie doch zu jenen glücklichen Menschen, die das Bewußtsein ihrer Schönheit rettet.

Da mich die unmittelbare Nähe der großen Trommel entsetzte, nahmen die jungen Leute auf meinen Wunsch die beiden Plätze vor mir ein; wir sahen kaum, als sich schon nach den bekannten drei dröhnenden Stößen der Vorhang hob.

Warum die französischen Schweizer nur nicht „klingeln" können? Ich habe seither in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen dieses Stampfen, das auch bei ihnen als Zeichen zum Heben des Vorhangs Sitte ist, für feierlich*) halten. Uns weniger civilisirten Deutschen scheint es freilich eine äußerst barbarische Unsitte.

Als erstes Stück kam Molwres „Arzt wider Willen" zur Aufführung. Es erwies sich als eine Komödie, die, in der Art wenigstens, wie sie hier gegeben wurde, so grob possenhaft ist, daß sie kaum mehr in unsere Zeit hineinpaßt. — Wir suchten auf dem geschmackvoll gezeichneten und natürlich auf „altem" Papier gedruckten Programm vergebens die Namen der Darsteller. Darüber schwieg des Sängers Höflichkeit. Aber die Studenten, die für uns Fremde waren, waren es für die „Eingeboren" keineswegs. Das bewies zur Genüge das herzhafte Klatschen, wenn der eine oder andere Schauspieler auf der Bühne erschien. Auch lagen schon jetzt auf der Rampe einer der Logen links Lorbeerkränze mit den Schleifen der Verbindungen, denen die Darsteller angehörten, — in jener Welt, die nicht die der Bretter

") ,.1,«L tiois «0^1,8 solennelz,". Siehe Max Onll: ^uliu Lull «t »on !is.

war. — Es war sehr schön, wirklich! besonders die Darstellung der Frauen-
rollen! — Zum Glück hatten wir's mit einer „Stummen" und einer derben
Xantippe zu thun. Da ließ sich die Sache noch allenfalls an. Nur sperrte
die Stumme zum Zeichen, daß sie nicht reden tonne, einen so ungeheuren
Mund über unförmigem Halse auf und bewegte sich dermaßen schwerfällig
in der Rolle — und Schleppe! — einer Salondame, daß man den jungen
Edelmann nicht begriff, der sich um solcher Schönheit willen zum fingirten
Gehilfen eines fingirten possenreißenden Arztes machte.
Was für eine Geschmacklosigkeit, dein Publicum in einer öffentlichen
Vorstellung dergleichen zu bieten. Natürlich ist es immer der Mangel an
gut gepflegten öffentlichen Bühnen in einem Lande, der solche Auswüchse
zeitigt, und diesen Mangel hat man dein Puritanismus auf die Rechnung
zu fchreiben.
Aber mau muß dann wirklich fchon die ganze Unverwöhntheit der
französischen Schweizer besitzen, um so Etwas schön zu finden. Die hohen
und höchsten Offiziere des Landes mit ihren Familien und die Spitzen
der Stadt und Umgegend waren allem Anscheine nach ganz befriedigt. Und
Ieanne! nun Ieanne genoß ohne Reflerion. Sie war völlig von der Bühne
in Anspruch genommen.
Herr von Moerner dagegen fand seine Nachbarin weit interessanter
als die Aufführung, um die er sich nicht im Geringsten kümmerte. Das
beständige Spiel ihrer belebten Züge, dieses Antlitz, das jeden Eindruck
wiederspiegelte, riß ihn hin. So oft Ieanne aufsah, begegnete sie seinem
Blick, der in Bewunderung und herzlichster Freude auf ihr ruhte. Was
fehlte ihr also mehr zu ihrer Seligkeit? — Er widmete sich ihr heute so
ganz und gar; sie hatte ihn gleichsam noch nie so für sich allein gehabt.
Er war der zartesten Aufmerksamkeiten voll, mit Bewegungen und Blicken,
die jedes Wort, jede Handlung zu einer Liebkosung machten; dazu seine
übersprudelnde Laune, seine ansteckende, lebhafte Heiterkeit. Das Kind war
ganz, war vollkommen glücklich. Aber es fchien, als ob die Größe des
Glückes ihr beinahe den Athem benahm und das Blut nach dem Herzen
zurückdrängte. Sie, der sonst das Gesicht leicht glühte, war trotz der großen
Hitze im Saal bleich; von einer klaren, leuchtenden Blässe, —- man fühlte
das warme Leben dahinter pulsiren, fast zu gewaltsam, — und die Augen
waren groß und geheimnißvoll dunkel. Nie hatte ich sie schöner gesehen.
Wie herzlich sie lachte über die thränenreiche Veroniaue in dem „Tresor"
von Eoppöe, einem Einacter in Versen, der an Sentimentalität, Unmöglich-
keit und mangelndem dramatischen Leben Nichts zu wünschen übrig läßt.
Wie sie lachte über den Wachsperlen-Schatz, von dem eine Perle nach der
andern dem achtlosen Helden zu Boden fiel; und über den alten Abb5, der
am Tische rechts zusammenzubrechen hatte und darüber den Stuhl umriß,
daß er mit Stuhl und Tisch fast zu Bodeu gestürzt wäre; und dann über
Vatel, den Koch der Köche, mit dem Degen an der Seite und seiuer Schaar

von Unterköchen, über die er wie ein General gebot. Diese lustige, kleine
Komödie von Scnbe*) bildete unstreitig den Glanzpunkt des Abends. Un-
endlich komisch wirkten die Kneifer der Herren Studenten zu ihren, Küchen-
costüm und dem Kochlöffel an ihrer Seite. — Hier war denn auch etwas
Leben in die Veronigue von vorher gekommen. Sie gab ein Küchenaschen-
brüdel, das den großen Sohn des großen Vaters zu lieben wagt, gegen
den Willen des Vaters, aber mit dem des Sohnes. — Wirklich! für einen
Studenten spielte die kleine Person charmant, und man zweifelte keinen
Augenblick an der Echtheit und dem berechtigten Entzücken Aller über den
Wohlgeschmack ihres Pudding „« I» olnpulitü", — zu dein der große Valel
allein das Geheimnis; zu besitzen glaubte, — trotzdem dieses Wunder der
Kochkunst in Folge eines Nühnenuersehens aus einem ganz andern Topfe
seruirt wurde, als dem, in dem es gekocht worden war.

Als wir den Saal verliehen, geschah es in heiterster Stimmung. Aber
es dauerte lange, ehe wir zu unserer Garderobe kamen. Ieanne hatte sich
aus dem Gedränge im Vestibül auf die Stufen der Treppe geflüchtet.
Neben all den dunkel« Ueberziehern und Kapotten fiel die zartweiße Gestalt
allgemein auf. Ein bewunderndes Murmeln wurde hörbar; man ging vor
der Treppe auf und ab; es versammelte sich um sie, wie ein Hofstaat.
Viel zu kurzsichtig, um etwas deutlich sehen zu können, war sie sich doch ihrer
Schönheit zu sehr bewußt, als daß nicht eine Ahnung der Sachlage der
ihr dargebrachten spontanen Huldigung in der stolzen Haltung des Köpfchens,
in dem halb befangenen, halb geschmeichelten Ausdruck ihres Gesichtes bemerkbar
gewesen wäre.

Jetzt kam Torste» mit unfern Mänteln und Tuchen». Auch ihm fiel
das Hinreißende in der Erscheinung des Mädchens auf; er stand einen
Augenblick wie gebannt, — und dann, — mit dem ganzen Stolz des
Mannes, der sich einer allgemein bewunderten Schönheit nahe weiß, half
er ihr in ihre Sachen hinein. Mit fast übertriebener Beflissenheit legte er
ihr den Pelzmantel um die Schultern, mit fast übertriebener Vertraulichkeit
befestigte er ihren weißen Vaschlik, indem er angelegentlich mit ihr sprach,
sein bestrickendstes Lächeln auf deu Lippen. Tarauf erst bot er mir feine
Hilfe an.

Wollte Ieannes Capuchon nicht halten, oder war dies eine kleine
Koketterie ihrerseits? — Ich wurde mir nicht ganz klar darüber. Sie
nestelte noch immer daran herum, und ihre feine weiße Hand hielt den
goldumsäumten Vaschlik unter dem Kinne zusammen, der ihr doch plötzlich
halb und halb vom Kopfe herunterglitt und die dunklen Locken sichtbar
werden ließ. Ich machte eine unwillkürliche Bewegung der Vewuuderung,
und Torsten wandte sich um. Er stand wieder einen Augenblick ganz
still, beugte sich dann in seiner lebhaften Weife zu mir herunter, und,

*) Vatel,

Ieanne „Guignon". ^^
indem ihm die innere Bewegung wann zu Gesicht stieg, fragte er: „Ist sie nicht reizend, unsre Kleine von Beauregard?"
Ieannes feines Ohr hatte die Worte aufgefangen. Ihr eben noch fo blasses Gesichtchen übergoß sich mit glühender Nöthe. Die Wimpern sanken langsam über die strablenden Augen, und den Mund umspielte ein glückliches Lächeln.
„6»rs! Kare!"
Wer ist im Winter in Montreur gewesen und hat den Ruf nicht gehört? — Solange Schnee liegt, — wer hat etwas Andres gehört als: ,,6ai-s! Oni-o!?-' —
„Lars! t-ni-ß!" erfchallte es vom frühen Morgen bis späten Abend — ,,N«r«! Oars!" ertönte es noch bis in unsere Träume hinein. Ten« es wurde gelü„ss"t! Das heißt geschlittert auf den kleinen Handschlitten, die hier zu Lande ,^uße8" heißen.
„Das Lü„8"en (ein von den dortigen Deutschen gebildetes Wort), das ist der echte und rechte Wintersport im Waadtland, ein Sport, der übrigens sicher einheimisch ist, wo immer es Berge und Schnee giebt. Vom kleinsten Dorf- und Stadtbuben hinauf bis zum ältesten Manne — Mädchen, Franen, Alles lü„3"t! Die ilmitkßuni-clz, Männer und Frauen, kommen auf Lü„ss"es von den Bergen herab, mit dein Korb auf dem Nucken oder der Tasche am Arm zun, Einkauf. Die Fremden, unter denen sich besonders die Engländer durch Ausdauer und ungenirte Stellungen auszeichnen, wetteifern mit den Eingeborenen; und jeder steile Weg, jeder Abhang, soweit er sich dazu eignet, ist tagtäglich von unzähligen ,Lü„F"es übersät.
Wir auf der Avenue Belmont hatten vollauf Gelegenheit, diesen urwüchsigen Sport aus nächster Nähe zu beobachten, denn der Weg nach ,,I^e8 ^.v»nt8" war besonders beliebt. Die ausdauerndsten Lü„ß"er stiegen wohl bis dort hinauf; weniger kräftige erwählten Eharner oder Sonzier als das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderung, den Schlitten am Strick hinter sich, um dann mit einem Güttergefühl ohne Gleichen in's Thal hinunterzusausen.
Man schoß Purzelbäume, — Männlein und Weiblein rollten übereinander im Schnee. Hier stießen zwei Lii„ss"es zusammen, dort sprang eine dritte, die sich an einem Stein des Anstoßes ihres Besitzers entledigt hatte, in tollem Bogen über die vor ihr, noch besetzte, hinweg, um einem seitwärts stehenden Zuschauer an die Brust zu fahren.
Heut brach Einer ein Bein, morgen verstauchte sich ein Anderer den Arm, stieß mit dem Kopf gegen einen Holzstoß oder eine Mauer, — der zerrissenen Kleider gar nicht zu gedenken.
Was that's?

Wer halbwegs wieder austonnte, zog von Neuem seine Lü„3"e den
Berg hinauf und schoß wieder hinunter, »6 intmiwm, Morgens, Abends,
bis tief in die hellen Mondscheinnächte hinein.
Ieanne und Torsten zählten natürlich zu den eifrigsten Lü„F"ern; waren
doch Beide Kinder der Berge und mit der Fühmng des Schlittens vertraut.
Und wenn auch leider der Sonntage nicht viele waren, so blieb wenigstens
doch der Nebel weg; es gab Frost, anregende Kälte.
Die gesunde Bewegung, die frische Luft thaten Wunder an Torsten,
körperlich und geistig. Er nahm zu, seine bleiche Gesichtsfarbe verlor sich,
sein Gang wurde elastisch, seine gute Laune erlitt keine Einbuße mehr.
Was unsere kleine Ieanne betraf, so blühte sie wie eine rothe Rose. Aber es
war auch erstaunlich, wie viel freie Zeit zum Lü„F"en sich selbst an den
beschäftigtsten Tagen fand. „Wenn man nur will," sagte Torsten. Und
man wollte immer. — Das waren glückliche Stunden.
Und doch kam mir Ieanne manchmal merkwürdig verstimmt vor, wenn
die Kinder sich wieder zu Hause einstellten. Sie maß öfters Torsten von
der Seite mit so seltsam forschenden Blicken. Und was war das für ein
Schatten auf ihre», Gesicht, der sich zu vertiefen schien, je mehr seine Lustig-
keit stieg? Gab es i» ihren, Freudenbecher einen Tropfen Wermuth, von
dem wir Nichts ahnten und der ihr auf Momente das Vergnügen des
Tages wie das des Abends verdarb?
Wir lasen jetzt Abends Moliöres Misanthrop zusammen, den wir im
Theater von der, über Liebhabervorstellunaen sehr mit Unrecht vernach-
lässigten, Scheeler'schen Truppe gesehen hatten. Die meisterhaften Verse
entzückten uns beim Lesen noch mehr, wie wir auch die unendlichen Fein-
heiten des Stückes erst jetzt recht würdigten. Von der Bühne herab war
uns Ausländen, doch gar Vieles entgangen. Als Madame Carcibin
bemerkte, daß wir Molare so viel Geschmack abgewannen, schlug sie regel-
mäßige Leseabende vor und versprach, uns mit noch manch andern Meister-
werken auf dem Gebiet der Komödie bekannt zu machen. Wir gingen
freudig darauf ein und lernten so eine Anzahl jener feinen Lustspiele
altern und neueren Datums kennen, an denen die französische Litteratur so
reich ist. Ieanne kam mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit unser», etwa
mangelnden Verständnis, zu Hilfe und warf ihre ganze kleine enthusiastische
Seele in die Lectüre hinein.
An andern Abenden wurde wieder musicirt; d. h. Torsten spielte und
sang, uud wir hörten zu —, wenn nicht etwa Albert, der zweite Sonn,
anwesend war, der ihn auf der Violine begleitete. Ieanne war bei der
Musik nicht mehr in den, Maße dabei, wie früher, oder richtiger, es tan,
während seines Gesanges eine offenbare Unruhe über sie, die ihr den
Genuß wesentlich beeinträchtigen mußte. Ich sage Unruhe, ich könnte aber
fast Gereiztheit sagen. — Torsten hatte uns einnial mehrere schwedische Lieder
bintereinander zu», Nesten gegeben, und wir dankten ihm warm für den Genuß.

„Wissen Sie gar nichts Französisches?" unterbrach uns Ieanne übel-
gelaunt. „Es ist langweilig, wenn man nie was versteht! Oder wenigstens
Etwas auf Deutsch oder Italienisch —"
„Verstehen Sie Italienisch besser?" fragte Torsten mit ruhigem
Nachdruck.
Sie wurde roth: „Deutsch doch!"
Da ging er, ohne ein Wort zu sagen, an das Piano und sang ein
deutsches Lied, darauf ein französisches. Das Mädchen strahlte, als er
geendet hatte, und gab ihrer Dankbarkeit auf amnuthigste Weise Ausdruck;
Herr von Moerner, vie'. zu groß angelegt, um irgend Etwas nachzutragen,
lächelte schon wieder vergnügt. Solch kleine Scharmützel störten das Ein-
vernehmen der „Kinder" nicht im Mindesten, sondern erhöhten im Gegentheil
den Wärmegrad ihrer Beziehungen zu einander, wenn einen Augenblick
darauf wieder Alles in Ordnung war. — Nur schien Ieanne wirklich vor-
zuziehen, daß Torsten nicht mehr so viel muncirte. Sie machte immer so
bald unter irgend einem Vorwand dem Singen ein Ende, brachte das Buch
herbei, das wir gerade lasen, oder wußte ihn auf geschickte Art zum
Erzählen anzuregen. Er fprach dann lebhaft und interessant in der alten
Art, ohne aber wie früher bei ganz unerwarteten Gelegenheiten in trübes
Brüten zu verfalleu. Wenn Jemand das that, so war es vielmehr unsere
kleine Ieanne jetzt. Und wenn Madame Earabin die Wandlung rühmte,
die mit dem jungen Menschen vorgegangen war, so schwieg sie, und wenn
Madame sich seiner Gesundheit freute, fo trat ein sonderbar ängstlicher Aus-
druck in ihre Augen.
Heut kam sie zu mir auf das Zimmer, wie oft nach dem Mittagessen.
Ich war gerade damit beschäftigt, aus meinein Reisekorb eine passende
Häkelnadel zu einer neu anzufangenden Handarbeit herauszusuchen. Ieanne
setzte sich auf die Armlehne meines Sorgstuhls am Tisch, und wir
plauderten.
„II parls tant äe la 8utz6e inaiiitLuaiit," sagte sie ziemlich unver-
mittelt in einer Gesprächspause.
„Ja, nicht wahr? Es ist außerordentlich interessant! — Nun, wo
wollen Sie denn hin, Kind?" unterbrach ich mich erstaunt in der Ver-
gleichung zweier Stärken und drehte mich so hastig herum, daß die Haken
sammt Etui fast zu Boden gefallen wären.
Ieanne war bereits in der Thür, ich hatte eben noch Zeit, einen Blick
in ihr schon wieder sorgenvoll zusammengezogenes Gesichtchen zu werfen.
Was sie nur haben mochte!
Nur die Ausflüge in die Umgegend von Montreur, die Torsten jetzt
regelmäßig an dem schul- und stundenfreien Donnerstag veranstaltete,
fanden in ihr noch das alte unbekümmert glückliche Kind, und es gewährte
ihr Stolz und Freude zugleich, uns mit den Sehenswürdigkeiten ihrer
Heimat bekannt zu machen.

Wir besuchten aus Pietät Schloß Chillon zuerst. Es wirkt sehr
malerisch in der Landschaft, besonders wenn man es von Villeneuve aus
zu Gesicht bekommt; das ist aber auch das Neste daran. Das Schloß an
und für sich bietet nicht viel von Interesse. — Wir waren bei Besichtigung
der Räumlichkeiten, von denen einige zu Sitzungen der Stände noch benutzt
werden, recht zerstreut. Die Erzählung der Grausamkeiten langweilte uns,
die Fußspuren Bonivard's fanden uns fteptifch, die Marterinstrumente
widerten uns an. Auch haben die unterirdischen Gefängnisse viel von
ihrem Schauer eingebüßt, feit — elektrisches Licht in ihnen brennt. Ter
arme Boniuard lebte freilich in einem weniger erleuchteten Jahrhundert.
Eindruck machten unö einzig und allein die ,,uud1ißtw8", ein abgrundtiefer,
abgrunddunkler Brunnen, zu dem der Gefangene „willig" hinunterstieg,
weil man ihn» vorspiegelte, er würde da unten die Freiheit finden, — um erst
auf haarscharfe Messer und dann in's Wasser zu stürzen, wo er, es ist
kein Zweifel, Befreiung fand für immer!
Die riesige freundliche Küche mit Ueberbleibfeln alten Hausrathes war
uns interessanter, schon wegen des gewaltigen Kamins, in dem man
sicherlich mehrere Ochsen ganz hätte braten können, — und wegen des
angenehm in die Nase steigenden Schinkengeruches, der sie erfüllte.
Noch? Nach so beträchtlicher Zeit des Unbenütztseins? Die Herzöge
von Savonen waren ja lange todt und vergessen! Das Wunder klärte
sich auf, als wir, dem köstlichen Nasenkitzel folgend, in den Kamin traten.
Eine Reihe der fchönsten Schinken hingen da! — Aber aus der Zeit
der Herzöge von Savonen stammten sie nicht, sie waren weit neueren
Datums. Denn geräucherte Schinken des Schlosses Chillon sind, wie wir
erfuhren, eine im Handel bekannte Svecialität und haben einen weiten
Markt, felbst bis nach Paris hin. Leider werden „Proben" den Besuchern
nicht verabfolgt, obgleich wir Drei einstimmig der Meinung waren, daß
eigentlich schon im Interesse des Geschäftes ein Schinken immer angeschnitten
sein müßte.
Vom landschaftlichen Standpunkt aus eine der fchönsten Fahrten war
die nach Schloß Hauteuille. Es ist herrlich gelegen, mit der Aussicht auf ein
ganz anderes Gebirgspanorama, und man fährt von dort aus einen eigenartig
schönen Weg durch eine Platanenallee, der im Sommer geradezu entzücken
soll. Aber auch in der sonnendurchleuchteten Poesie des Winters wird er mir
unvergeßlich bleiben. Unter den vielen Dürfern, die wir passirten, hat
eines eine gewisse Berühmtheit erlangt durch den Maler Veguin, der, ein
Kind des Ortes, lange Jahre dort gewohnt hat, und von dessen Hand sich
eine Menge genialer Zeichnungen an Häusern nnd Hütten finden. Es
wohnen noch mehrere Zweige derselben Familie dort, und geht man durch's
Dorf, so geschieht es Einem leicht, daß hie und da ein Kind, wenn man
es nach den Bildern fragt, bereit ist, die Skizzen des „Onkel Beginn" zu
zeigen. Ein Engel auf einer Sckennenthür, eine lustige Zechgesellschaft, um

ein Faß gruppirt, die den Giebel eines Hauses schmückt, und flotte Pferde-
studien an weißen Mauern sind mir noch in der Erinnerung.

Auch nach „Les Avants" kamen wir endlich und hatten die Freude, die
Berge im Schneeschmuck und hellsten Sonnenschein zu sehen. Es lag
außerordentlich viel Schnee; selbst die Dent de Iaman war ganz weiß.
Die Tannenbäume sahen wie überzuckert aus, die sonst kahlen Laubbaume
hatten ein wunderbar schönes Federkleid an. In den „Zundoxes" des
Hotels — es sind dies nach der Sonnenseite offene Holzhütten — lagen
oder saßen die Kurgaste mit Sommerhüten und Sonnenschirmen bewaffnet,
bei 5 Grad Kälte und von Schnee umgeben, lasen, schrieben oder plau-
derten. Als wir dem Wirthe unsere Verwunderung darüber aussprachen,
brachte er.uns eine von einem Gast dort aufgenommene Photographie-
Vier Herren, die an einem Tisch mitten im Schnee Karten spielten — in
Hemdsärmeln! — Auf dem Teich vor dem Hause wurde Schlittschuh
gelaufen; den Abhang hinter dem Hotel lü„F"te man herab; „<3»rs!
Lars!" tönte es vertraut zu uns herüber. Torsten und ich bekamen nicht
wenig Lust, in diesem abgeschlossenen sonnigen Hochthal hoch über dem
Nebel der Ebene einige Tage in vollster Einsamkeit und Weltentrücktheit
zuzubringen. Aber mich störte der Kostenpunkt und Torsten die Engländer,
die hier oben den Ton angeben — und dann, ein Blick in Ieannes leuch-
tende Augen, — und die Wahl wurde uns nicht schwer.

„Mutter!" sagte die Kleine bei der Rückkehr, „ich bringe Dir einen
Deserteur. Er hat oben bleiben wolleu in „Les Avants". Die schönen
Engländerinnen haben's ihm angethan."

„Das hätte er nur thun sollen, mein Kind! Er würde dort oben mehr
Abwechslung finden, als wir ihm zu bieten im Stande sind."

Torsten protestirte auf's Lebhafteste. Er vermisse Nichts. Wo könnte
ihm wohler sein? Ihn verlangte nach keiner anderen Abwechslung, nach
nichts mehr und nichts Besserem, solange er hier war, als der Gesellschaft
der lieben Mutter, der kleinen Schwester und Madame Ehlert —

So lange er hier war! Ieanne war zusammengezuckt. Sie forschte
unruhig in seinen Mienen.

Wie wir die Treppe nach unfern Zimmern hinaufstiegen, um unsre
Sachen abzulegen, faßte sie krampfhaft meine Hand. „Er denkt schon an's
Fortgehen!"

„Torsten? welcher Unsinn! Es fällt ihm nicht ein. Was sind das für
Hirngespinnste!"

Ein Hoffnungsschimmer überflog einen Augenblick ihre Züge, dann wurden
sie gleich wieder traurig.

„Dspuw hu' il luFS, il pyn86 äs I«. 8u«Is/'

Vepui8 czu' il wßs! — Dn wäre ja dann des Räthsels Lösung. Von
der Zeit schrieb sich ihre Verstimmung her. Laut sagte ich: „Ewig hierbleibeu
wird er natürlich nicht, Kind. Das wissen Sie doch, daß er nur für den

Winter gekommen ist, um sich zu kräftigen. Wir Alle gehen einmal fort, ich auch! Aber Kopf in die Hohe! noch ist's nicht so weit, Ieanne! wir haben noch lang hin bis zun, Mai."

Meine Worte schienen sie aufzuheitern. Sie küßte mich dankbar. — Auch kam sie nie wieder ans diesen Punkt zurück. Aber sie fuhr fort, besorgt auf all seine Reden zu achten, und sie verfolgte ihn unablässig mit ängstlicher Unruhe im Blick, — wie eine Mutter ihr Junges, das flügge werden will.

XVI.

Der Februar brachte uns schon eine Art Vorfrühling. Primeln, Erocus, Schneeglöckchen blühten an den Bergabhängen. Täglich kehrten wir mit reichlicher Ausbeute heim. — Wenn man sie niit den Wurzeln ausgräbt und mit feuchtein Moos umgiebt, fo halten sich diese ersten Frühlingsblumen wochenlang im Zimmer, auch wenn frischfallender Schnee die minder glücklichen Geschwister draußen von Neuem begräbt.

Nur ist dieses Blumenausstechen eine böse Praxis, zumal wo, wie hier, der Nlumenraub massenhaft ausgeführt wird, weil man damit dein Bauer die Wiesen zertritt und die Grasnarbe zerreißt. Aber wie das so geht, — ein Jeder hält es für unrecht, und ein Jeder thut's.

Die sonnig warmen Tage wurden fleißig zu Spaziergängen benutzt. Ieanne konnte sich wirklich beruhigen, Herr von Moerner war noch mit Leib und Seele bei uns. Regten sich Heimatsgedanken in ihm, so war das die natürliche Folge seiner wiedererwachenden Lebenskraft. Er war einfach wohler, das war sein ganzes Verbrechen. Er lebte völlig der Gegenwart, nur darauf bedacht, sie auszunützen.

Besonderes Vergnügen gewährte es ihm, Ieanne zu begleiten, wenn sie im Freien skizzirte, was die warme Witterung ab und zu schon gestattete. Wir liehen uns dann plaudernd an ihrer Seite nieder. Aus den leichten Plaudereien wurden oftmals ernste Gespräche, die immer wieder Gelegenheit boten, uns an des Mädchens sinnig nachdenklichen Bemerkungen zu freuen.

Vor uns — es war um die Mittagsstunde — saß ein jnnges unschönes Nmiernweib auf der Bank mit einem Kind auf dem Arm. Sie hatte einen Korb neben sich stehen. Wir waren ihr am Morgen begegnet, ohne daß sie uns irgend welches Interesse eingeflößt hatte. Ebenso gleichgültig streiften unsere Blicke sie jetzt von uuserm etwas erhöhten Platz. Plötzlich leuchteten die Züge des Weibes auf; von der andern Seite schritt ein Arbeiter auf die Gruppe zu. Das Kind streckte ihm beide Aermchen entgegen. Der junge Vater — eine auffallend gute Erscheinung — hob mit einem Iubelschrei den Knaben zu sich auf, küßte ihn, spielte mit ihm und lieh ihn die ganze Zeit nicht mehr von dem Schooß, während er das Essen verzehrte, das die Frau ihm gebracht. Das Weib selber, das vorher so wenig anziehend gewesen, strahlte jetzt vor Glück.

„Es ist eine schöne Sache, das Leben," sagte Ieanne sinnend. „Ueberall Menschen; man kennt sie nicht, man geht an ihnen vorüber; und jeder hat doch sein eigenes Leben, sein Theil Glück, seine Freude."

„Ja!" erwiderte ich. „Das ist aber eigentlich das Traurige daran. Jeder hat sein Leben, sein Glück, seine Freude für sich, nur für sich. Keiner lebt mit dein Andern ganz. Eine weite Kluft trennt felbst die Seelen derer, die sich am nächsten stehen, die sich am meisten lieben. Es giebt nicht eigentlich eine Brücke von Mensch zu Menschen!"

„Wie sehr haben Sie Recht, Madame Ehlert!" sprach Torsten. „Und sein Glück kann man zur Roth Ändern noch einigermaßen mittheilen, seine Leiden niemals. Es ist der Mensch im Schmerz allein." —

Ieanne sah uns mit großen Augen wundernd an. Das Kind hatte in seinem jungen Leben derlei Erfahrungen noch nicht gemacht.

XVII.

„II n'n, paL cls 8ouNs!" sagen die Franzosen mit glücklichem Ausdruck von einem Dichter — es war von Conp^e die Rede ^, den sein Talent nicht weit aufwärts trägt, der sich mit kleinen Zielen und kleinen Erfolgen begnügt, weil die Höhen für ihn unereichbar sind.

Wie dem Dichter Covvöe, so ging es jetzt mir, nur im buchstäblichsten Sinne des Wortes^ da wir Drei endlich gemeinsam nach vielen vereitelten Vornahmen die Oor^s cks8 <Hauct6run8 aufgesucht hatten. Das junge Volk war nur bald weit voraus. Aber das kletterte auch wie die Ziegen!

Schön ist es hier überall! So hoch ich komm', sagte ich nur, komme ich. Also den herrlichen Naturgenuß auskosten, langsam, bedächtig. Zugleich lieh ich meinen Blick rechts und links schweifen, blieb stehen, sah zurück und ergötzte meiu Auge an dem ersten Frühlingsgrün der Bäume, dein saftigen Moostevvich, an der kühlen Abgeschiedenheit der engen Schlucht. Hier starrer Felsgrat, überhängendes Gestein, dort sanft ansteigende, sich bereits hellende Wiesen und immer der schmale, steile Pfad, bald näher, bald ferner weißschäumenden, silberklaren Wassern.

Und in das Rauschen, Plätschern und Gurgeln des Wildbachs klang Vogelgezwitscher, tönten von oben her die fröhlichen Stimmen der Kinder und ihr jubelndes Jauchzen.

Die Natur, die ich aufangs mit vollem Bewußtsein in mir aufgenommen hatte, verschwamm allmählich mit mir selbst. Gedankenregungen, die keine Gedanken wurden, kamen und gingen und ließen nur das sanft umschmeichelnde Gefühl zurück, daß sie, aus meiner Umgebung geboren, mit derselben in vollstem Einklang standen. Wie die Stimmen der Kinder allmählich verhallten, überkam es mich traumhaft. Versonnen, versunken schritt ich aufwärts.

Plötzlich bei einer der mannigfachen Biegungen des Weges hatte ich Ieanne und Torsten, die ich weit vorauswähnte, fast unmittelbar vor

mir. Es geschieht einem Schlafenden dann und wann, daß er im Augenblick
des Erwachens sich doch sofort mit vollster Klarheit Rechenschaft abzulegen
vermag von dem, was er vor sich sieht. So fuhr ich jetzt zum Bewußtsein
auf, denn in der Haltung der Neiden lag Etwas, was mich wach machte,
ganz wach.
Sie standen auf einem Vorsprung am Wasserfall, ein klein wenig tiefer
als der schmale Steig, unbeweglich. Ieanne hatte den rechten Arm auf
die eiserne Rampe gestützt, die Linke umfaßte achtlos einen Strauß Frühlings-
blumen. Den Körper etwas vornübergebeugt, als ob sie eben noch in das
Tosen hinabgeblickt hätte, hielt sie jetzt den Kopf seitwärts emporgehoben,
wie wenn bei plötzlichem Ausichauen Etwas in Torstens Augen sie gebannt
hätte. Ich sah ihr Gesicht nicht, wohl aber das Torstens. Mit selbstvergessenen,
Ausdruck schaute er auf sie nieder, er beugte sich herab zu ihr — tiefer
und tiefer —
Ich wollte umkehren und die Kinder allein lassen, — aber indem ich
das noch dachte, hatte ich schon einen Schritt vorwärts gemacht. Bis zur
heutigen Stunde vermag ich es nicht, den Gedankengang zu cmalnsiren,
der mich bewog, die Beiden zu trennen.
So dunkel der Impuls war, so mächtig war er. Ich schritt vor-
wärts, so geräuschvoll wie möglich, stieß mit dem Sonnenschirme auf die
Kieselsteine des Weges und schlug mit der Eisenspitze des Stockes auf das
metnllne Geländer.
Der helle Klang drang durch das Rauschen des Falles. Torsten fuhr
aufgeschreckt herum, sah mir verwirrt einen Augenblick in's Gesicht und
sprang dann mit gewaltigen Sätzen seiner langen Beine den Berg hinan.
— Fassungslos starrte Ieanne ihm nach. Sie stand einige Sekunden lang
wie betäubt — und dann —
Ich habe immer gesagt, daß Ieanne kein Engel war, sondern eine
kleine heißblütige Französin, von lebhaftem Temperament, — ich wieder-
hole das hier ausdrücklich, — und dann drehte sie sich nur mit sprühenden
Augen zu und überschüttete mich mit Vorwürfen.
War sie etwa noch ein Kind, das überwacht werden mußte? das
man keinen Moment, keinen einzigen Moment — hier stampfte sie mit
dem Fuße auf — allein lassen tonnte? Sie bedurfte keiner Aufpasserin
mehr, nicht sie! — sie könne sich selber hüten. Was brauchte ich unauf-
gefordert die Duemm zu spielen?
Ihre Worte überstürzten sich, ihre Äugen funkelten. Armes Kind!
ich ließ sie eine Weile sich ausreden, es war hart genug für sie. Dann
fragte ich sie, fo ruhig, als es mir möglich war, weil mich ihr un-
gezogenes Wesen doch ein wenig reizte, ob sie nur dazu in mich gedrungen
hätten, sie zu begleiten, trotz meiner Kopfschmerzen, um mich den ganzen Weg
über allein gehen zn lassen. — Ieanne schwieg augenblicklich. Heiße Röthe
der Beschämung stieg ihr in's Gesicht, und so schnell, als ihr ungehöriges Be-

nehmen ihr klar wurde, schlang sie auch schon in stürmischer Abbitte die
Arme um meinen Hals und küßte und schmeichelte so lange, bis Hr eigenes
Schuldbewußtsein — denn ich war ihr ja nicht im Ernst böse ^ die Ucber-
zeugung zuließ, daß ihr verziehen worden war.
Torsten erwartete uns an einer Bank weiter oben. Er konnte ini
ersten Moment eine leichte Verlegenheit nicht verbergen. Dann kam er
rasch auf uns zu. „Eine herrliche Aussicht! Kommen Sie, man sieht
den ganzen Grammont," und indem er mir meinen Plaid abnahm, erging
er sich in wortreichen Entschuldigungen darüber, daß er bisher nicht bemerkt
habe, wie ich mich damit schleppte, — was natürlich gar nicht der Fall
war, denn es war ein sehr leichtes Tuch.
Die Lebhaftigkeit, mit der man die Aussicht bewunderte, verbarg ein
wenig die Aufregung, in der man sich befand. Beim Weiteraufwärts-
steigen, wie für den ganzen übrigen Spaziergang blieb Torsten dicht an
meiner Seite, widmete sich mir mit einer Angelegentlichkeit, die etwas
Uebertriebenes, Gemachtes besaß. Ieanne hatte zwar, um die Unterhaltung
wieder in unbefangene Geleise zu leiten, scherzhaft erzählt, ich hätte über
Vernachlässigimg geklagt. Aber war das wirklich nur der Wunsch seiner
Herzensgüte, mich vergessen zu machen, daß ich von ihnen vergessen worden
war? — Hielt er sich nicht zu mir, fast als fuche er Schutz bei mir?
Schutz? wovor? vor wem? Er mied vielleicht Ieannes Nähe, weil
er fürchtete, ihrem Zauber auf's Neue zu unterliegen und sich in meinen«
Beisein hinreißen zu lassen. Lag aber nicht beinahe Etwas wie Dankbarkeit
in seinem Wesen?
Mein wiederholtes Kopfschütteln ueranlaßte das Kind zu lustig
neckenden Bemerkungen. Ich würde mich gern haben auslachen lassen,
wenn ich nur mit meinen Grübeleien hätte in's Reine kommen können.
Die Geberde, mit der Torsten auf mich zugekommen war, war sie nicht
geradezu die einer gewissen Erleichterung gewesen? War er froh, daß
mein Dazwischentreten ihn vor einer Aussprache bewahrt hatte? — Das
ließ sich nicht annehmen! — Wollte er durch gespielte Unbefangenheit
darüber hinwegtäuschen, daß es ohne mich zu einer Aussprache ge-
kommen wäre? Wollte er vor mir verbergen, daß er Ieanne liebte?
Das war möglich! Männer sind so wunderlich in solchen Dingen.
Hatte nicht mein eigener Bruder, der doch wußte, daß ich unter allen
Umständen auf seiner Seite stand, nur eine directe Unwahrheit gesagt,
als ich ihn fragte, ob er eine gewisse junge Dame — seine spätere
Gattin! — liebe, — und er war doch daznmal schon heimlich verlobt mit
ihr gewesen! —
Ja, das mußte es sein! — Nur, warum, wenn er denn so ange-
legentlich um mich beschäftigt war, warum bemächtigte sich seiner je länger
je mehr eine auffallende Zerstreutheit, die er nur mit Mühe verbarg?
Was nahm seine Gedanken derart gefangen, daß er bei unseren Fragen

aufschreckte und ganz verkehrte Antworten gab? — Anfänglich waren meine forschend auf ihn gerichteten Blicke noch einer leicht befangenen Miene begegnet, jetzt fah er sie gar nicht mehr. Nur augenblickweise raffte er sich zu gezwungener Heiterkeit oder übertrieben lustigen Einfällen auf. Er ging neben uns her, fprach mit uns, erschöpfte sich mit Höflichkeiten, aber er war in Wahrheit meilenweit weg von uns, — das ließ sich herausfühlen. „Da verstehe nur Einer den Me»schen!" brnmmte ich ärgerlich in mich hinein. Ich schüttelte wieder den Kopf.

Es waltete wirklich ein Unstern selbst über unseren in frühlichster Laune begonnenen Ausflügen. Halb durch eigene Schuld, halb durch die der Andern, brachte Jedes von uns einen Mißton heim.

Ieannes Verstimmung war verständlich. Die meinige auch! Was hatte ich nicht die Hände von Dingen gelassen, die mich Nichts angingen. Was hatte ich Ereignisse zu vereiteln gesucht, die ich im Grunde doch wünschte! Mit Recht war ich zornig auf mich.

Aber Dorsten — Torsten war unbegreiflich! Er schien sich mit Selbstvorwürfen zu quälen und sich dann doch wieder mit wilder Lust darüber hinwegzusetzen. Er schien ärgerlich auf Ieanne, und zugleich verrieth sein ganzes Benehmen ihr gegenüber Etwas wie demüthige Abbitte. Er verletzte sie fast durch sein förmliches Fremdthun, durch übertriebene Zurückhaltung, um in anderen Momenten wieder widerstandslos offen ihr seine bewundernde Zuneigung zu zeigen. Wenn so sein Wesen neue Näthsel aufgab, Ieannes alte Sorge mnßte ich ihr jetzt zugestehen: er hatte Heimweh. Aber die Sehnsucht nach seinem Schweden war wohl bisher ihm selber unbewußt in seinem Innern aufgekeimt; nun erst ward er sich klar darüber; von diesem Spaziergang im ersten Frühlingsgrün ab sprach er sie aus.

Hatten die Stimmen der erwachenden Natur leise lockend zu seiner Seele geplaudert von den Reizen seines nordischen Heimatlandes?

XVIII.

Alles, was sich an Groll gegen das winterliche Montreux in unseren Herzen festgesetzt hatte, verschwand vor der Pracht nnd Schönheit, die uns der Lenz offenbarte. Ieanne hätte keinen eifrigeren Verbündeten finden können, um ihren lieben Flüchtling zu halten. Es war, als ob die Natur Alles aufböte, um ein Herz zu fesseln, das sich doch leise von ihr zu lösen begann.

Dorsten gab sich zwar willig dem Zauber von See, Himmel und Erde hin, war bereit, die Umgebung «ach allen Richtungen zu durchstreifen, war ebenso unermüdlich im Sehen, wie Joanne im Zeigen; ja, ich möchte sagen, er kam um so mehr zum Vollgenuh der Natur, als sich zu seinem Entzücken über dieselbe das Glücksgefühl der sich immer mehr festigenden Gesundheit gesellte. Aber — die Sehnsucht nach der Heimat wuchs.

So sehr er von Liebe und tiefem Dank erfüllt war gegen das Land,
das ihm Genefung gebracht, in dem er, wie er fagte, sich selbst gefunden
hatte, d. h. jene Heilung der Seele gefunden, ohne die kein Kranker ge-
sundet, — er trat doch dem Gedanken an die Heimkebr ernstlich nahe, es
war ihm recht, daß sein Winteraufenlhalt zu Ende ging. Er füblte zu
dem Frühling um sich einen zweiten Frühling in feinem Innern keimen,
und fein Herz jubelte auf bei dem Gedanken an ein Wiedersehen mit seinein
so lang, so viel entbehrten Vaterland als ein Genesener. Mit unwider-
stehlicher Gewalt zog es ihn nach Schwedens Bergen, nach seinen klaren
blauen Seen.
Ja, es zog ihn. hin zur Heimat — und dennoch fröstelte ihn, wenn
er der Rückkehr gedachte. Hier umgab ihn Liebe, dort stand er allein; die
Heimat war kalt, war liebeleer!
Warum nannte er denn die Schweiz feine zweite Heimat? Doch
in erster Reihe um der Menschen willen, die sie ihm dazu gemacht
hatten! — An Madame Carabin hing er mit leidenschaftlicher Verehrung,
mit dankbarer Sohnesliebe; ein noch stärkeres, fast elementares Gefühl
fesselte ihn an Ieanne! In ihr war ihm mehr geworden, als er je besessen
— eine Schwester, eine liebe kleine Vertraute, die gleichaltrige Gefährtin
feiner Interessen, Beschäftigungen, Streiche. ^
Er konnte sich den Tag ohne sie nicht mehr denken; ihre Gegenwart
war ihm zur lieben Gewohnheit, zur Nothwendigkeit geworden. Es be-
glückte ihn schon, sie nur zu sehen. Wie ihr Lachen ihm wohlthat, ihre
ganze lebhafte, zärtliche, fröhliche Art! — Ieanne war mit ihm verwachsen,
gehörte zu seiner Existenz!
Und sie sollte er verlassen!
Das Herz Kämpfte sich ihm zusammen, wenn er der nahenden Trennung
gedachte. Wahrlich! kein Glück war vollkommen; Schmerz war in Allem,
was uns Menschen umgab. Gewinn auf der einen Seite, Verlnst auf der
anderen, — fo wog die eherne Wage des Lebens.
Wie fehr er sich aber auch zwischen so widerstreitenden Empfindungen
hin- und hergerissen fühlte, er fprach sich über seine Liebe zu Ieanne nicht
aus, auch mir gegenüber nicht. Er schloß sich nur inniger an die beiden
Frauen an, als wolle er noch einmal alle Zärtlichkeit auskosten, die ihm
hier in fo reichlichem Maße zu Theil geworden, als wolle er einen Wärnie-
vorrath an Zuneigung und Sympathie mitnehmen in feinen herzerkältenden
Norden.
Mit jedem Tage, der den Zeitpunkt feiner Abreife näher rückte, empfand
er tiefer, wie schwer er sich trennte.
Ieanne wollte von alledem Nichts wahr haben. Ihrer Ansicht nach
war er viel zu „glücklich", von Montreur fortzugehen, fprach zu viel von
seinem Vater, von der Freude, sein Schweden wiederzusehen. Das war
gerade, als ob der Abschied ihn Nichts, gar Nichts kosten würde.

„Ieanne!" sagte ich, „wer könnte anders denken! wer würbe sich nicht auf seine Heimat freuen, wie liebe Freunde er auch in der Fremde gefunden?"

„Fremde!" grollte sie, „also doch Fremde!" Was er denn von einer zweiten Heimat gesprochen, die er gefunden, von einer zweiten Mutter, von einer Schwester — das wären Worte gewesen, Nichts als Worte? Er verließ sie so leicht, spürte keinen Verlust.

Anspruchsvolle kleine Ieanne! und wie Unrecht sie ihm that! Sie sah nicht, daß sein Blick auf ihr ruhte, als tonne er sich nicht losreißen; und sie bemerkte Nichts von seinem inneren Kampfe, weil sie ganz in ihrem Schmerz aufging. Für sie war die Natur nicht mehr schön, die Sonne nicht mehr heiter, der Genuß kein Genuß mehr. Die Trennung stellte sich wie ein schweres. Alles verdunkelndes Gespenst vor ihr auf. In ganz kurzer Zeit würde er fortgehen — sie konnte es nicht aus-denken! — und noch hatte er nicht gesprochen: — Ob sie auch von Tag zu Tag darauf harrte — er sprach nicht. Würde er etwa fortgehen, ohne -- — o Gott! liebte er sie denn nicht? Was hielt ihn zurück? Warum quälte er sie so? —

Sie suchte ihre Aufregung unter einer gezwungenen Gelassenheit zu verbergen, aber sie täuschte weder ihre Mutter noch mich; und selbst Torsten fragte häusig: „Ist Ieanne nicht wohl?"

Freilich wartete er meine Antwort nicht ab. Es schien, als benutzte er die Frage nur, um ein Gespräch über die bevorstehende Abreise und über die lieben Freunde einzuleiten. Er konnte sich nicht genug thun, sie zu preisen, und der Nefrain war immer: Wie würde sie ihm fehlen, Ieanne, die kleine Ieanne —

Er brach gewöhnlich rafch ab, um seiner Bewegung Herr zu werden — Aber durch alle seine Reden klang immer Eines durch: der verhaltene Schmerz über die Trennung von der Kleinen.

Ich schätzte Torsten hoch für feine Zurückhaltung. So sehr ich mit Ieanne fühlte, der junge Mann hatte Recht. Pläne machen, ein anderes Leben an das feine binden, fo lange feine Gesundheit eine schwankende, so lange die Gefahr des Erblindens nicht beseitigt war, konnte ei nicht. Ein halbwegs achtbarer Mann hätte nicht anders gehandelt — und Torsten nun, mit seinem stark ausgeprägten Ehrgefühl, dem angebornen Adel feiner Gesinnung! — Aber wie fchwer muhte sein Schweigen ihm fallen!

Die Qual des Abschieds band ihm die Zunge, so daß er fast stumm den beiden Frauen gegenüber faß, und nur feine Augen folgten Ieanne, wohin sie immer ging. Es war, als wolle er sich jede ihrer Bewegungen, jede Miene, den Klang ihrer Stimme, ihr Lächeln einprägen, nm es nimmer, nimmer zu vergessen.

XIX.

Die letzten Tage vergingen von Torstens Seite in aufgeregter Ge-
sprächigkeit, von der Ieannes in trostlosem Schweigen. Madame suchte durch
unveränderten Gleichmuth, durch doppelt herzliche Freundlichkeit und Auf-
merksamkeiten aller Art die schmerzliche Versunkenheit ihrer Tochter zu
maskiren, aber auch sie war Torsten augenscheinlich dankbar, daß er keine
Aussprache herbeizuführen suchte. Ihrer Mutterliebe, ihren: gesunden Sinn
widerstand es in gleichem Maße, ihr junges, schönes Kind an einen ewig
kränkelnden Mann, voraussichtlich einen Krüppel, zu fesseln. So lieb sie
Torsten auch hatte, znm Stab eines Blinden war ihr das begabte, mit
soviel Reizen ausgestattete Mädchen zu gilt, — ein besseres Schicksal sollte ihr
aufgespart sein.

Es widerstrebte auch ihren» Stolze, dem überaus reichen Manne ihre
Armuth aufzubürden. Sie war glücklich, Torstens Verwandten gegenüber,
die ihn vertrauensvoll zu ihr gesandt, jede Spur eines Verdachtes von sich
abweisen zu kounen, als hätte sie den reichen Freier für ihre Tochter ein-
fangen wollen.

Arme kleine Ieanne! — Am letzten Mittag war es mit ihrer Selbst-
beherrschung zu Ende. Sie tnelt nur mit Mühe die Thränen zurück und
berührte die Speisen kaum.

Torsten, der ihre Aufregung sah, ging es nicht besser. Er war un«
endlich niedergeschlagen. Seine Blicke streiften mit tiefer Trauer das bleiche
Gesicht des schonen Mädchens. Auch seine Hand zitterte, als er das
Glas hob.

Gleich nach Tisch sollte er fort. Albert, der jüngere Bruder, der allein
von Lausanne herübergekommen war, um den letzten Tag mit dem Freuude
zu verleben, — denn Jules hatte sich nicht freimachen tonnen, — wollte
ihn nach Genf begleiten, das Torsten noch nicht kannte. Er stand schon bereit.

Torsten weinte wie ein Kind, als er sich zum Abschied über Madame
Carabins Hand beugte. Er stammelte von Schluchzen erstickte Worte des
Dankes. — Darauf kehrte er sich zu Ieanne und streckte ihr seine Hand
entgegen. Als er sie aber vor sich stehen sah in ihrer ganzen Lieblichkeit,
das weihe Gesichtchen mit dem kummervollen Blick ihrer dunkeln Augen
zu sich erhoben, als er die zuckenden Lippen sah — da, seiner selbst nicht
mehr mächtig, in überströmende:» Gefühl, riß er das Mädchen an sich,
küßte sie auf den Mund, einmal, zweimal. „Ieanne," stammelte er, „liebe
Ieanne, liebe kleine Schwester!"

Dann stürzte er aus dem Zimmer.

Madame Carabin blieb mit Ieanne zurück. Ich begleitete Torsten bis
an den Wagen. Er drückte mir mit krampfhaftem Drucke die Hand.
„Nehmen Sie sich unserer Kleinen an!" sagte er tiefbekümmert.

XX.

Torstens Fortgehen hatte eine Lücke hinterlassen, die Nichts ausfüllen zu wollen schien. Wir Frauen versammelten uns einsilbig um den Abend - tisch, an dem Rosa, die voraussetzte, daß Vir. Albert wieder zurückkehren werde, ein Eouvert mehr als nöthig aufgelegt hatte. Madame Carabin wollte es unbemerkt entfernen, aber Ieanne hatte es schon gesehen. „Nein, nein, laßt es!" schrie sie außer sich.

So saßen wir um den Tisch, den leeren Stuhl zwischen uns. Ieannes Blick streiften ihn unaufhörlich. „Es ist, als ob er noch da wäre!" sagte sie. Dann brach sie plötzlich in Thränen aus.

Ihr Weinen erst löste den Bann, der uns bis dahin gefangen gehalten. Unsere Gedanken waren so mit Torsten beschäftigt, daß es uns Allen war, als weilte er noch mitten unter uns. Mehr als einmal hatten wir nach der Thür gesehen, als erwarteten wir jeden Augenblick, daß er eintreten und sich auf den für ihn bestimmten Platz setzen würde.

Jetzt auf einmal tan, es uns zum Bewußtsein, daß er wirklich fort war, und das Gemach, das seine Gegenwart mit fröhlichen Scherzen erfüllt hatte, wurde öde und kalt.

Wir vermißten ihn unendlich. Jedes ging im Hause umher, wie wenn es etwas Verlorenes suche. Die Mahlzeiten verliefen unbehaglich schweigsam; und noch immer legte Ieanne ein überzähliges Gedeck, noch immer setzten wir uns mit dem stillen Gast zu Tische.

Madame Carabin, der jedes ungesunde Gefühl zuwider war, wollte der Sache ein Ende machen. Aber Ieanne bat so inständig, mehr noch mit den Augen, als mit den Lippen: „Bis ein Brief kommt, Mutter!" daß sie das Kind, wenn auch kopfschüttelnd, gewähren ließ.

Wir erhielten sehr bald die erste Nachricht von Torsten, einige Zeilen zun, Zeichen seiner glücklichen Ankunft. Ein Brief folgte schnell darauf, ein lieber, langer, ausführlicher Brief. Er schrieb lustig, natürlich, in seiner uns so wohl bekannten Art. Es war, als wenn er zu uns spräche. Er berichtete, wie wohl und unverändert thätig er seinen Vater angetroffen habe, und wie erfreut derselbe gewesen sei, ihn so frisch und munter zu finden, Er sei aber auch überglücklich, sein geliebtes Schweden wieder-zusehen. Wie herrlich Schönes er auch schon gesehen, die Heimat, die Heimat sei doch das Schönste auf der ganzen Welt. — Und jetzt besonders sei es schön dort, ^ er mache einen zweiten Frühling durch. Welch' seltenes Glück, in einem Jahre zwei Lenze zu erleben! Er sähe das als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft an.

Der weitaus größte Theil des Briefes war uns gewidmet. Der Schreiber lebte noch mit uns. Nichts und Niemand hatte er vergessen. Selbst den drolligen alten Mann nicht, der die Avenue Belmont für die ,,^tilitt> pndliciuL" auszubessern pflegte — auszubessen, mit den spitzen

harten Stemm, die die Wege in Montreur zu einer Marter machen.
Denn Walzen sind hier eine unbekannte Größe, und das Feststampfen bleibt den Zwei- und Vierfühlern, sowie den Wagen überlassen.
Torsten erkundigte sich ferner nach den: Verlauf all' unserer Beschäftigungen. Hatte Iemme die Stunden im Hotel Vreuer bekommen?
Worüber war sie wieder gefallen? Und wieviel Servietten hatte ich gestopft? Wie viele Teller Halle Rosa zerschlagen? — Und wie war es nnt Jules' Stellung? Hatte er Aussicht, sie zu bekommen? Und würde Albert, wie er versprochen, am Sonntag bei uns sein? Dann sollten wir nur Alle an itm denken, wie er unser gedenken würde. — Gebrauchte Ieanne auch seinen Stock, den er ihr da gelassen, und was batte sie inzwischen gezeichnet? Er erinnere sie an den Blick von der dritten Bank auf dem Oli<?min <teg liogez, und dann den von der Terrasse des Hotel Mnsson müsse sie unzweifelhaft auch skizziren. Er hoffte von Herzen, daß Madame Cambins neuralgische Schmerzen nachgelassen hätten ^ und Ieanne — hätte sie etwa noch mit den bösen Zähnen zu schaffen? ?»uvro vstits lleanns! Wie hätten die sie gequält."
So ging der Brief weiter — an tausend Einzelheiten erinnernd.
Seine Fragen, seine Bemerkungen bewiesen die wärmste Theilnahme, die innigste Zugehörigkeit. Aber es drehte sich Alles um Ieanne. Was er inzwischen auch erwähnte, er kam immer wieder auf die Kleine zurück.
„Und nun erwarte er ungeduldig Nachricht von seinen Schweizer Lieben.
Ieanne solle nur hübsch ausführlich antworten; sie wisse, daß er sich für Alles, auch das Kleinste, interessire. Er schicke dann auch bald wieder einen recht langen Brief.
Man kann sich vorstellen, wie glücklich Ieanne war! Wieder und wieder fand ich sie mit deni Brief auf dem Knie, während sie selig in die Feme träumte. Merkwürdig, wie lange so ein junges Menschenkind an ein klein wenig Glück zehren kann! —

XXI.

Das bischen Glück hatte aber auch lange vorzuhalten. Tage, Wochen vergingen — Ieannes Antwort mußte längst in Schweden sein — Torsten ließ nichts von sich hören.
Wir erschöpften uns in Vermuthnngen. Madame Carabin war beforgt.
„Er wird doch nicht wieder krank sein!"
„Ach bewahre!" rief ich, „er hat zu thun."
„Er hat uns vergessen!" sagte Ieanne.
Ich sah das Kind verletzt an. Kleine Närrin! Sie hatte es lächelnd gesagt — sie glaubte es selbst nicht. -^ ^ ^ —
Aber das Lächeln schwand von Ieannes Lippen, wie eine Woche nach der andern kam und ging. Ich, die ich bisher fest zu Torsten gehalten hatte, fing selber an, die Sache unerhört zu finden. Was ihn auch

beschäftigte, zu einer Karte fand sich immer Zeit. Wenn er krank war, konnten die Seinigen Nachricht schicken.

Madame war dafür, daß man noch einmal hinschrieb. Ieanne wollte davon Nichts wissen.

„Ich sage Dir, er ist krank, oder der Brief ist vielleicht verloren gegangen."

Ein ironisches Lächeln war die ganze Antwort.

Aber des Mädchens Augen hafteten immer gespannter auf dem Nriefboten. Sie entriß ihm die Briefe förmlich; mit fieberhafter Hast überjagte sie Adressen und Marken — -— aus Schweden Nichts!

Und jedes Mal wandte das Kind sich mit trüberem Blick von uns ab und verließ das Zimmer. — Was kümmerte sie denn noch, daß Andere schrieben? — —

Einmal im Eorridor — Ieanne küßte mich zur guten Nacht vor meiner Thür — kam es hastig durch ihre zusammengepreßten Lippen: „Ich sage Ihnen, er hat Beauregard vergessen."

Ich schalt sie Kleingläubige, Undankbare. — Kannte sie Torsten nicht besser? Erst damit zeige man, daß man eines Menschen Freund sei, daß man an ihn glaube, wo der Schein gegen ihn spräche.

„Er hat Beauregard vergessen!" wiederholte sie härter.

XXII.

Ich kam spät von Clarens heim. In Bertes Rives, einer der ältesten und behaglichsten Pensionen in Montreux, die viel von Deutschen aufgefucht wird, hatte ich einen fröhlich angeregten Nachmittag und Abend verbracht. — Es schien in Beauregard schon Alles zu ruhen, ich fand Niemand mehr im Salon vor. Vermuthlich hatte Madame Earabin, die seit einiger Zeit viel an Nervenschmerzen litt, sich früher als fönst niedergelegt, und Ieanne leistete ihr Gesellschaft. Um die Frauen nicht zu stören, stieg ich gleich leise in mein Zimmer hinauf.

Behagliche Wärme empfing mich. Nosa, das gute Mädchen, hatte vorsorglich mein Feuer angemacht. Wie ich ihr Dank wußte! — Das würde jetzt noch ein gemüthliches Stündchen werden! — Ich zündete vergnügt meine freundlich brennende Lampe an, meine gute, alte Lampe, die mich von der Heimat hierher begleitet, und sehte ihr den hübschen rochen Lichtschirm, ein Neujahrsgeschenk meiner kleinen Ieanne, auf. Er verdunkelte zwar etwas das Zimmer, aber was fchadete das! Auf dem Tifch war es hell, gerade wie zum Lesen geschaffen. Ich rückte also den Lehnstuhl an den knisternden Ofen und machte es mir bequem.

Noch keine zwei Seiten meines Buches hatte ich durchblättert, da klopfte es leife, und gleich darauf ging die Thür auf.

„Vgt'i! pm'iuiz?" fragte Ieannes Stimme.

„Freilich, freilich, Kind! Kommen Sie näher."

Sie kam mit langsamem Schritt auf mich zu und legte mir einen
offenen Brief in den Schooß.
„Einen Brief, Kind! Für mich, Ieanne?"
Sie fchüttelte stumm den Kopf.
„Ist er — ist er von —" Ich nahm das Blatt auf. „Ah, von
Torsten, von Torsten! Sehen Sie, Kind, sehen Sie? Wer hat nun dein
guten Torsten bitteres Unrecht gethan? Wer hat uns fchon glauben machen
wollen, er hätte Beauregard vergessen, wer, wer? Jetzt bitten Sie's ihm
nur fchön ab, Sie Böse! — Ja, aber — soll ich den Brief denn lefen?
Er ist an Ihre Frau Mutter —"
Ieanne war etwas zurückgetreten, der Schatten der Lampe fiel auf
ihr Gesicht, aber ich sah, daß sie nickte. Ich las also.
Torsten entschuldigte sich, daß er so lange nicht geschrieben; nicht etwa,
weil er der lieben Freunde vergessen, im Gegentheil, oft, sehr oft habe
er ihrer gedacht.
Ich las den Satz laut, triumphirend.
Aber er habe eine Zeit so bangen Zweifels, solcher Verzagtheit durch-
gemacht —
„Verzagtheit? Was ist denn gewesen, Kind?" Ieanne antwortete nicht.
„Nun ist die böse Zeit vorüber, und ich bin glücklich; und nun sollen
meine liebe Mutter, meine liebe Schwester auch die Ersten sein, die von mir
hören. Denn sie sind es, denen ich mein Glück verdanke. Sie, Madame,
haben nur den Weg aus der Dnnkelheit heraus gezeigt. Sie haben nur be-
wiesen, daß auch ich noch einer Lebensaufgabe gerecht werden könne, daß ich
nur die lähmende Schwermuth, den Mangel an Selbstvertrauen abzuschütteln
brauche, um aus meinein Dasein uoch Etwas zu machen, was eines Menschen,
was eines Mannes werth ist. Ich habe meine Seele dieser Erkennt-
niß geöffnet, die hinfort meine Zukunft durchdringen wird; — und nun mag
die Finsternis; kommen, die ewige Nacht, die ich bis jetzt als schrecklichste
Prüfung gefürchtet. Ich werde sie tragen mit Ergebenheit und Stärke, ja,
es wird mir leicht werden, sie zu tragen -^ o ganz leicht! — denn nun
»verde ich eine Sonne an meiner Seite haben, die mir die Nacht erhellen
wird mit Tageshelle. Wie glücklich ich bin! — In all den langen bangen
Tagen und Nächten habe ich mit dem Zweifel gerungen, ob ich mich an-
bieten dürfe, ^"
Mit fieberhafter Hast las ich weiter — jetzt kam ja, was ich erwartet
und gehofft. —
„Anbieten dürfe, ob ich auch das Recht habe, ein fremdes Leben an
das meine zu ketten. Aber da habe ich mich der Worte der lieben Mutter
erinnert; in ihnen habe ich Muth gewonnen, die Frage zn wagen. —"
Ich sah halb auf — Ieanne trat weiter zurück; o Ieanne, kleine
Ieanne! Darum also suchst Du die Schatten der Lampe! —
„Und mein Vater billigt ineine Wahl —"

^k6 t, <L. Rie5 in -traßburg i, «L.

Ich las es jubelnd und laut.

„Und jetzt bin ich glücklich —ganz glücklich, und nieine Vraut —"

Lächelnd und langsam schlug ich um uud sah wieder halb zu Jemine hinüber.

„Ist auch glücklich, das edle, herrliche Mädchen, Emmi) Magnusson —"

Einml) Magnusson, Emmp — mechanisch wiederholte ich die Worte. Was war das jetzt? Das hier? Ich fühlte, daß ich Nichts begriff. —

„Immer schon habe ich sie geliebt —"

Wen denn? Emmi) Magnusson, nicht Ieanne? Mein Gott, was wurde aus Ieauue?

Mechanisch las ich weiter: „von Jugend auf — und sie mich auch, immer, das weiß ich nun. Aber weil ich nicht gefprochen, hat sie geglaubt, ich liebe sie nicht. — Wie hätte ich denn sprechen können? ich halbblind, ein Krüppel? Ich hatte geglaubt, ich dürfe, ich könne ihr nicht nahen. Und das ist meine Verzweiflung gewesen, das! Darum ineine Verzagtheit, mein Trübsinn, darum die ungleichen Stimmungen, die die liebe Mutter, die die liebe kleine Schwester so oft an mir getadelt. Nun werden sie verstehen. — Aber jetzt bin ich ganz glücklich, ganz gleich, ganz heiter; und ich kann meine Seligkeit nicht länger für mich behalten — ich muß sie denen mittheilen, von denen ich weiß, wie sehr sie sich für mich interessiren; ganz so, wie ich mich für sie, wie ich mich immer für sie interessiren werde ^"

Ich ließ den Brief sinken; ich konnte nicht weiter lesen.

Von meinem Schooß glitt die Einlage, zwei zusammengebundene Visitenkarten. Sie lagen hell im Lichte der Lampe; ich sah das rothe Seidenbändchen, das sie zusammenhielt, las deutlich die Namen, die in meinem Kopfe hämmerten: Emmi) Magnusson, Dorsten de Moerner.

Ich weiß nicht, wie lange ich so da gesessen haben mag, das Vlatt krampfhaft zwischen den Händen. Ich wagte nicht aufzuschauen, denn ich fürchtete mich vor dem ersten Blick in Ieannes Gesicht. Recht gut, daß sie weiter zurückgewichen war! ich hatte es wohl bemerkt; in dein Augenblick, wo ich den Brief hatte fallen lassen, war sie bis an die Tbür geflohen. Ein dumpfer Laut, wie von unterdrücktem Stöhnen schlug jetzt von dort an mein Ohr.

Ich Selbstsüchtige, die ich für mich den Schmerz fürchtete, der in des Kindes Gesicht zu lesen sein würde, und das Kind selber verzweifelte. — Ich sprang auf und riß den Schirm von der Lampe.

Da stand Ieanne, die Hände auf die Brust gepreßt, mit einem Antlitz, ans dem der letzte Blutstropfen gewichen schien, und starrte mit fast irren Augen nach mir.

„Ieanne!" schrie ich auf. „Ieanne! Kind!" ich streckte meine Hände nach ihr aus.

Sie rührte sich nicht; sie sah mich noch an mit demselben irren Blick.

„O'sZt ^ßlmus, ^sllllNL ^uissuon!-' sprach sie jetzt mit herzzerreißendem Lächeln und lehnte den Kopf wie von Schinerz übermannt zurück an die Thür.
„Ieanne!" rief ich wieder, liebes Kind!"
Da warf sie beide Arme über den Kopf zurück; mit einem wilden Aufschrei stürzte sie vorwärts und sank lant aufschluchzend zu meinen Füßen nieder.
Ich nahm sie in meine Arme und barg das weiße Gesichtchen an meiner Brust. Ich streichelte und küßte den dunklen Lockenkopf, wiegte sie, wie eine Mutter ihr krankes Kind wiegt, — Worte fand ich nicht.
Was konnte ich thun? Was konnte ich sagen? — Ieanne, arme kleine Ieanne!

Heymann öteinthal.

von

LH. Achelizi.

— Vremen, —

!enn man mich fragen würde, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte (beschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit v'^I^N-kitar - Griechisch XL^N^'L!' -- Lateinisch ^upiwr ^ Altnordisch 1!'«. Tiefe Gleichung befagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu errege», fo unglaublich sie auch Anfangs klang, — fondern sie besagt und beweist auch, das; sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeitlang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einem Namen, welcher Himmel-Vater bedeutete. Diese Lehre kann nicht oft genug eingeschärft werden, denn wer sie nicht völlig begriffen, sich eingeprägt uud verdaut hat, kann sich keine richtige Vorstellung davon bilden, welch ein Licht sie auf die älteste Geschichte der arischen Völker wirft. Die Geschichte des Alterthums ist durch diese eine Entdeckung so vollständig verändert worden, wie die Astronomie durch die Ketzerei des Äopermtus.

Diese Worte Mar Müllers (Anthropol. Religion S. 80) veranschaulichen in der That sehr glücklich die weitreichenden Folgen, ja die fundamentale Revolution, welche im Laufe der letzten vier Decennien in der ganzen Weltanschauung die epochemachenden Fortschritte der vergleichenden Sprachwissenschaft heraufbefchworen haben. In die nebelumsponnenen Zustände einer Zeit, in welche kein Licht geschichtlicher Forschung mehr hinabreichte, aus der vollends keine monumentalen oder inschriftlichen Ueberreste mehr vorhanden waren, warf die Fackel dieser sorgfältigen psychologischen Zergliederung der

stammverwandte!! Wörter ein so klärendes Licht, daß sich — in großen
Umrissen wenigstens — ein Bild jener Vorhistorischen Gesittung vor unseren
staunenden Blicken erhob, wir hatten festen Boden unter den Füßen, ge-
sichertes Terrain erobert, ohne die sonst üblichen Mittel der philologischen
Untersuchung in Anwendung gebracht zu haben. Daß diese umfassende
Sprachvergleichung, die zugleich mit einen« neuen Stammbaum der Mensch-
heit auch ihre geistige Geschichte mit ungeahnten Schätzen bereicherte, nicht
der Hilfe anderer Disciplinen entrathen konnte bei ihrem ungemein schmierigen
Programm, versteht sich von selbst; Anthropologie, Urgeschichte, Psychologie —
um nur die wichtigsten Bundesgenossen zu nennen — mußten ihren Beistand
in Aussicht stellen, sollte anders das Werk in vollem Umfange gelingen.
Es ist daher auch wahrlich kein Zufall, wenn, einzelne beklagenswerthe
Ausnahmen abgerechnet, sich die Vertreter dieser verwandten, durch ein ge-
meinsames Ziel vereinigten Richtungen im Ganzen und Großen im gegen-
seitigen besten Einvernehmen mit einander befinden. Am uortheilhaftesten
gestaltet sich die Sachlage aus begreiflichen Gründen dann, wenn der
Linguist möglichst eingehend anthropologische und psychologische Studien be-
rücksichtigt, ja die beiden Gebiete selbst beherrscht; das ist der Fall bei
H. Steinthal, der, obschon er die Schwelle des Greisenalters überschritten
hat, doch in voller geistiger Rüstigkeit der rastlosen Verwirklichung seiner
hehren Ideale lebt.
Erledigen wir zunächst das biographische Material, das bei einem
deutschen Gelehrten meist ungewöhnlich dürftig zu sein pflegt. Steinthal
wurde geboren am 16. Mai 1823 in Gröbzig im Anhaltischen; er studirte
in Berlin 1843 Philologie und Philosophie und habilitirte sich 1859 an
der dortigen Universität, wo er über Sprachwissenschaft und Mythologie
Vorträge hielt. Um chinesische Sprache und Litteratur gründlich zu studiren,
hielt er sich in den Jahren 1852—55 in Paris auf, wurde dann 1855
außerordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Berlin,
ivo er seit 1872 auch an der Hochschule für die Wissenschaft des Iuden-
thums Religionsphilosophie und Religionsgeschichte lehrt. Steinthal hat
eine ganze Reihe größerer und kleinerer Werke geschaffen, die sich sämmtlich
durch eine klare und edle Sprache auszeichnen; wir nennen u. A. Ursprung
der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens,
Charakteristik der hauptsächlichsten Sprachtypen, Grammatik, Logik, Psycho-
logie, ihre Principien und ihr Verhältnis; zu einander. Am populärsten dürfte
die Sammlung der Vorträge und Abhandlungen sein unter dem Titel:
Zu Bibel und Religionsphilosophie, wie es überhaupt charakteristisch für
unsere« Denker ist, daß er überall, soweit das mit der Schärfe wissen-
schaftlicher Untersuchung vereinbar ist, sich bemüht, die Ergebnisse seiner
Studien auch größeren Kreisen zugänglich zu machen.
Der mit allem dialektischen Scharfsinn geführte Streit der antiken
Sprachphilosophie, ob die Sprache dnrch Satzung oder Natur entstanden

sei, ob durch ein göttliches Geschenk oder durch organische Einrichtung, wurde nicht allein im vorigen Jahrhundert in den bekannten Eontrouersen lebhaft wieder aufgenommen; wenn man schärfer zusieht, so versteckt sich der alte Gegensatz auch noch unter den neumodischen Bekleidungen, die unsere Zeit für das Problem gefunden hat. Auf der einen Seite steht die hauptsächlich in den Kreisen der naturwissenschaftlichen Nildung gepflegte Ansicht von der organischen, an physiologische Bedingungen nicht zum Wenigsten geknüpften, durch einfachen Refler entstandenen Einrichtung der Sprache, auf der anderen diejenige, die ebenso nachdrücklich eine absichtliche geistige Thätigkeit des Menschen behauptet, also die vordem so verpönte Erfindung stillschweigend wieder einführen möchte. Wir können an dieser Stelle natürlich nicht in eine besondere Untersuchung über die einzelnen Momente eintreten, die für die schließliche Lösung des Problems in Betracht kommen, über die Wichtigkeit der Lautnachnhmung im Allgemeinen oder der die Sprache unterstützenden Geberden, über die Nesterbewegungen, über das Verhältnis; der physiologischen Mechanik zu psychischen Associationen, über den etwaigen Antheil, der bei dein ganzen fraglichen Vorgang der Gewohnheit zuiällt oder andererseits einer bestimmten klar erfaßten Apperception, wie ihn die neuere Psychologie herausgearbeitet hat, u. f. w. Das sind höchst verwickelte Specialfragen, die zum Theil noch bis zum heutigen Tag «icht erschöpfend beantwortet sind; für uns handelt es sich in der Hauptsache um den allgemeinen Standpunkt, deu Stcinthal eingenommen hat. Während andere Forscher, so der geniale Lazarus Geiger, in der Sprache die Entwicklung der menschlichen Vernnnft überhaupt verfolgten und ihren Ursprung in ihrer Geschichte metaphysisch ergrunden wollten, wird hier die Untersuchung zu einem Gegenstand der empirischen Psychologie. Für mich handelt es sich (so charakterisirt Steinthal seine Stellung) um die Lage des Bewußtseins und um die dasselbe beherrschenden Gesetze bei der Erzeugung der Sprache im Uranfange, wie im Kinde und im jedesmaligen Augenblick der Rede. Für mich war die Frage eine der empirischen Psychologie. (Ursprung der Sprache S. 351.) In erster Linie wird an der Hand mathematischer Formeln (die später von einem Schüler Steinthals, Glogan, weiter entwickelt sind) eine psychologische Mechanik gegeben, dann wird die uorsprachliche Stufe der Seelenentwickelung näher charakterisirt, als Wahrnehmung oder Anschauung, über die sich die menschliche Sprache in der Vorstellung erhebt. Im Genaueren verhält sich diese Ableitung so: „Ich sah von aller höheren Seelenthätigkeit des Menschen ab*) nnd prüfte uur die menschliche Wahrnehmung. Ich erhebe allerdings noch heute den Anspruch, daß ich den Vorzug des Menschen vor dem Thier vorsichtiger dargestellt habe, als jemals vor mir geschehen ist. Ich führte nicht Religion,

*) Steinthal sagt geradezu: Ten Uisvrmia. der Sprache darlegen, hieß für mich, den Ulspumg des Menschen aus dem Thier nachweisen.

Zahlen, staatliches Zusammenleben u. s. w. als Specifica des Menschen
vor, sondern ich redete wesentlich nur von den Empfindungen der Sinne.
Hier, in der untersten seelischen Sphäre, suchte ich den Unterschied auf.
Ich leitete den Vorzug des Menschen, da wir vom Gehirn nichts Bestimmtes
wissen, fast ganz von der cmfrechten Stellung des Menschen ab: daher die
Beweglichkeit des Leibes und seiner Glieder, namentlich des Kopfes und
des Armes mit der Hand und den Fingern, besonders dem Daumen.
Damit hängt die unbehaarte Haut zusammen. Von ihr und der Hand
hängt der feine Tastsinn ab. Dazu kommen die anderen Sinne, welche
sämmtlich ertensiv schwächer, aber intensiv stärker wirken, d. h. sich zwar
über geringere Entfernungen erstrecken, aber mehr aualitntiu verschiedene >
Eindrücke erfahren, also an den Dingen mehr Eigenschaften entdecken und
die gleichartigen Eigenschaften mehrerer Dinge genau unterscheiden. Dadurch
entsteht im Menschen eine größere Intellectualität, theoretisches Interesse,
wenn auch zunächst nur im Dienste der nutzbringenden Arbeit, welche aber
wiederum die Kenntnis; mehrt. Beides nun, Arbeit und Kenntniß, schwächt
die Leidenschaft, die Gier und hebt die Besonnenheit. Damit aber erzeugt
sich auch das ästhetische Interesse, das Wohlgefallen am Schönen wie am
Sittlichen. Die Arbeit erweckt neue Bedürfnisse, und das Bedürfnis; treibt
zur Arbeit. Diese, ihre Ziele immer steigernd, verlangt Vereinigung der
Menschen und führt zur Gesellschaft, die einen neuen Keim zur Erweiterung
des Intellects und namentlich zur Schöpfung der Sprache abgiebt." (A. a. O.
S. 353.) So aufmerksam unser Philosoph die naturwissenschaftliche Seite
der Spracherzeugung verfolgt (Gustau Jäger, den: bekannten „Entdecker"
der Seele, wird z. N. eine sehr ausführliche und zum Theil ganz aner-
kennende Besprechung gewidmet), so gilt doch das physiologische Moment
als solches für das betreffende Problem als ziemlich belanglos. Ja, die
Entwicklungstheorie wird nicht unerheblichen Zweifeln unterzogen: „So
sicher mir der Gedanke der Descendenz überhaupt (als Hypothese) ist, so
wenig ist es schon heute möglich, ihn zn einer Thatsache, betreffend das
Werden und die erste Entwicklung des Menschengeschlechts zu gestalten.
Dazu fehlen noch die ersten sicheren Ansatzpunkte. Immer noch sind die
Grundfragen nicht mit Sicherheit zu beantworten: Ist das heutige Menschen-
geschlecht in Wirklichkeit (nicht blos ideell) eines und desselben Ursprungs?
Ist ihm eine Menschenrasse oder sind ihm sogar mehrere Menschenrassen,
welche ausgestorben sind, vorangegangen? Wie waren letztere, oder wie
waren die ersten Menschen-Familien leiblich geartet? Wie geistig begabt?
Neber Alles dieses ist bis heute eine begründete Ansicht noch unmöglich."
(A. a. O. S. 355.) Ganz im Gegensatz zu manchen modernen Sprach-
forschern (wie z. B. Kleinpaul in seinem großen, freilich anziehend geschriebenen
Werk: Das Leben der Sprache) weist Steinthal sehr einsichtig jede specu-
lative Schlußfolgerung aus der hypothetischen Figur des Urmenschen von
vorne herein zurück; er bemerkt nicht ohne Neimischnng von Sarkasmus:

„Mag, wer will, glauben, er könne den Urmenschen als solchen ertappen
und zeichnen, sehen und hören — ich leugne fiir's Erste noch diese Mög-
lichkeit, wie ich sie immer geleugnet habe. Ich will nicht zeigen, wie die
Sprache aemorden ist, sondern nur, welche Gesetze in ihrem Werden wirksam
waren; meine Beispiele sollen erläutern, aber nicht beweisen und sind keine
Thatsachen der Urgeschichte. Der Ursprung der Sprache als historisches
Factum gefaßt ist Aufgabe der Völkerpsychologie; ich habe mich zunächst
und bisher darauf beschränkt, nur die allgemeinen psychologischen Gesetze
zu erforschen, welche sich in der Schöpfung der Formen des Denkens und
des Gedanken-Ausdrucks berühren. Freilich wird nur immer klarer, daß
auch diese Formen, seit sie eine Geschichte haben, ohne Völkerpsychologie nicht
genügend erklärt werdeil können. Die Sprache zumal ist ein Organ des
Geistes, welches in seinen, ganzen Wesen geschichtlich ist." (A. a. O. S.359)*).
Wir können hier nun nicht eingehend die einzelnen Entwicklungsphasen
dieses Processes erörtern (wobei vor Allem auf den Unterschied der ein-
fachen, auch den Thieren zugängigen Wahrnehmung uon der das Allgemeine
und Abstracte betonenden Vorstellung hinzuweisen ist), sondern wir müssen uns
um so mehr der Völkerpsychologie zuwenden, als hier für das Gebiet der
Mythologie und Religionsphilosophie die Bedeuturg Steinthals sehr evident
zur Geltung kommt. Es darf wohl hier als bekannt vorausgesetzt werden,
daß der verdiente Gelehrte mit seinem Gesinnungsgenossen und Amtsbruder
Professor Moritz Lazarus 1860 das Organ für Völkerpsychologie und
Sprachwissenschaft gründete, dem über drei Decennien nach allen Seiten
hin die fruchtbarsten Keime uud nachhaltige Anregungen zu danken sind.
Es ist dies um so beachtenswerther, als die Herausgeber dieser inzwischen
ihres ursprünglichen Charakters entkleideten Zeitschrift vielfach (befonders
gilt das, wie wir später noch sehen werden, von der Ethik Steinthals)
uon den streng atomistischen und individualistischen Voraussehungen Herbarts
ausgingen. Auch hier müssen wir uns nothgedrungen auf einige allgemeine
Grundzüge beschränken.

Die umfassende Wissenschaft vom Menschen, die für unsere abendländische
Bildung Sotrates geschaffen, hat erst in unserer Zeit durch das fast unüber-
sehbare Material der modernen Völkerkunde ihre eracte, jeglicher luftiger
Speculation entzogene Vasis erhalten; erst jetzt hat sich der berühmte Aus-

*) In etwas anderer Fassung lautet die Formulirung de3 Problems so: »Die
allgemeine Psychologie hat es nur mit den abstracten Gesetzen und Formen der geistigen
Processc zu thun; sie gehört zu den sogenannten rationalen Disciplineu, wie die Physik.
Die Darstellung jeder coucreten historischen Schöpfung als eines psychischen Geschehens
hingegen ist Gegenstand der Völkerpsychologie. Soll also die Sprache nach ihrem
geschichtlichen Auftreten erlannt werden, so mntz zwar die allgemeine Psychologie die
Principicn und Grundgesetze hergeben, kann aber damit nicht ausreichen. Dabei ist die
Theorie der Reflexbewegung und der Apperception für jene Aufgabe unzulänglich,
nämlich blos constitutiv: die regulativen Principien müssen aus der Philologie und
Völkerpsychologie gewonnen werden." (A. a. O. S, 373.)

spruch des Aristoteles: Der Mensch ist seiner Natur nach ein sociales Wesen, erfüllt und inductiv bestätigt. Dadurch mußte sich auch für die psychologische Betrachtung eine ganz abweichende Auffassung ergeben, die ihre Aufgabe nicht, wie bislang, in einer rein begrifflichen Zergliederung der individuellen seelischen Processe erblickte, sondern umgekehrt den Einzelnen in seinen: organischen Zusammenhang mit seiner Umgebung, das Ich nicht so sehr als allmächtigen, überweltlichen Schöpfer, sondern als Endergebnis; unendlich verschiedener psychischer Wechselwirkungen zu begreifen fuchte. Von diesein socialpsychologischen Gesichtspunkt wird das Programm der neu zu gründenden Wissenschaft so entwickelt: „Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhang mit seines Gleichen das werden und das leisten kann, was er soll, so sein und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist thatsächlich kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dein bestimmenden Einflüsse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen Nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrien wie das Thier' und gingen weniger, als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, daß wahrhaft menschliches Leben der Menschen, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung aber des Geistes ist das wahre Leben und die Bestimmung der Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt, und er, der Einzelne, ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Theilnahme am Leben der Gattung." (Zeitschrift für Völkervsychol. I, 3.) Deshalb wird die Grenze zwifchen der individual- und der social-psychologischen Betrachtung folgendermaßen festgesetzt: „Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war: es stelle sich aber als Fortsetzung «eben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menfchen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch ini Unterschied von allen freien Culturgesellfchaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allernothwendigste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals blos dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und anderseits ist alle fonstige Gemeinfchnft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Forin des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker und die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden." (A. a. O. S. 5.) Es erhellt aus diesen Ausführungen, daß das Gebiet dieser neuen Wissenschaft das Gesammtleben

der Menschheit ist, daß sie das ganze geistige Schaffen des Homo 8»pien3 umfaßt. Alles unter der maßgebenden Voraussetzung, daß wir es immer mit irgendwie, und sei es noch so dürftig und locker organisirten Verbänden zu thun haben. Es ist eine Eulturgeschichte idealen Stils, die hier vor unseren Blicken aufsteigt, nur mit dein bedeutsamen Unterschiede, daß hier zugleich mit dem Verlauf die beherrschenden Gesetze entwickelt werden. Die Völker werden betrachtet als Organismen, und an und in ihnen werden andererseits wieder die specifischen Eigenthümlichkeiten stndirt, welche ihren psychischen Typus begründen. Deshalb heißt es resümirend: „Die Völkerpsychologie wäre zu bestimmen als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechts, der Völker, wie dieselbe die Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlich geistigen Leben der Völker wird." (S. 13.)

Wie an anderen Punkten, so müssen wir auch hier auf die genauere Ausführung des angeregten Gedankens verzichten (z. B. auf die sehr bedeutsame Fassung des Vegriffs Volksgeist und seiner substantiellen Bedeutung), wir wenden uns vielmehr nach diefen Präliminarien der Mythologie und Religion zu, den beiden Gebieten, auf welchen der Schwerpunkt der Steinthal'schen Arbeiten liegt. Hier gilt es vor Allem den klaren psychogenetischen Einblick in das organische Wachsthum der großen mythologischen und religiöse» Wesen zu gewinnen, welche das Leben der Menschheit seit jeher beherrscht haben, und die auch bis auf den heutigen Tag trotz alles Skepticismus und aller Gleichgiltigkeit nicht ihren Zauber eingebüßt haben. Es ist hier wieder <so lautet die Begründung) zuerst die uranfängliche Entstehung der Religion, der Gottes-Idee und Gottes-Verehrung allgemein psychologifch zu zeigen; dann, wie, auf welchen Wegen die Verschiedenheit entstehen konnte, in der die religiöse Idee sich ausbildete. Zwei entgegengesetzte Fehler wollen wir hier abweisen, die sich nur durch das Geistreiche und das Großartige des Irrthums einschmeicheln konnten. Unbefangen betrachtet, können wir wohl nur eine Gedankenlosigkeit erstlich darin sehen, wen» mau die verschiedenen Religionen für nichts Anderes als den getreuen Widerfchein der Natur der Länder erklärt. Als wenn der Volksgeist nur der passive, an sich leere, rein aufnehmende Spiegel der Oertlichkeit wäre, in der das Volk lebt! Nicht weniger gedankenlos ist genau genommen die andere Ansicht, die freilich durch eine großartige Weltanschauung getragen wird. Nach ihr ist jede Religionsform eine Offenbarung und deshalb Selbstschüpfung des Absoluten, Gottes selbst. Diese Ansicht Hegels, die bei ihm durch die bald menschenuergötternde, bald gottvermenschlichende Dialektik verwirrt uud abgestumpft wird, tritt positiver hervor bei Weiße, am positivsten, ich hätte beinahe gesagt: am crassesten, bei Schelling. Nicht die Völker haben sich hiernach ihre Religionen gebildet, sondern in den Völkern hat Gott die Religionen und in den Religionen sich selbst geschaffen. Zeus war eine Wirklichkeit, ein wirklicher Gott, war wirklich der ewige, einige Gott, der und wie er sich im griechischen Volksgciste schuf. <A. a. O. S. 47.)

Gegenüber diesen einseitigen und deshalb unwahren Vorstellungen niuß man
den typischen Zug, das schlechthin universell Psychologische des Mythus in
der unentrinnbaren Notwendigkeit des mythischen Denkens und Empfindens
für das naive Bewußtsein erblicken, und es bedarf nur einer näheren Be-
stimmung der einzelnen, sich eben überall wiederholenden Elemente dieser
bnntschillernden Spiegelungen, um ein abschließendes Urtheil über diese,
unserem kritischen Zeitalter an und für sich freilich recht fremdartigen
Procesfe zu gewinnen. In einem fehr anziehenden Vortrage über Mythus
und Religion fpricht sich Steinthal folgendermaßen aus: „Unter dem Begriff
Mythus befassen wir die gesammte Vorstellungswelt des Volkes auf ihrer
ersten Entwickelungsstufe, welche von den Völkern der Weltgeschichte längst
überstiegen ist, auf welcher aber die culturlosen Stämme heute noch ver-
harren, auf welcher die Kinder immer stehen werden. Das Bild, welches
sich der Mensch auf der ersten Stufe geistiger Bildung von dem All ent-
wirft, wie er sich die Gestalt und Einrichtung der Welt als eines Ganzen
vorstellt, und wie er sich die einzelnen Vorgänge in der Natur und im
Menschenleben erklärt, wie er sich den Grund alles natürlichen und geistigen
Daseins und der Beschaffenheit aller Wesen begreiflich macht, das Alles ist
Mythos. Er denkt mythisch, und darum wird jeder Gedanke zum Mythos,
jede Anschauung zum Symbol. Was heißt das nun aber: mythisch denken?
Um dies zu verstehen, müssen wir versuchen, uns in das Bewußtsein der
ältesten Geschlechter zu versetzen. Denken wir uns also die Menschheit im
Zeitalter ihrer Kindheit. An Geist ist sie ein Kind, sie ist noch olme jede
Erkenntnih. Sie liebt das Licht, denn das Auge ist ja fonnenhaft, und
Alles liebt seines Gleichen; auch die Wanne fühlt man wohlthuend. —
Es ist Tag. Nun aber sinkt die Sonne zusehends, schwindet gänzlich,
und es wird Nacht, dunkel und kühl. Das Auge sieht nicht mehr klar,
auch das Gethier hat sich zurückgezogen, nur das übelklingende Geschrei von
Nachtvögeln und Naubthieren wird in der Stille um so grausiger ver-
nommen. Ein feuchter Wind erkältet den Leib und zerstreut den an-
gezündeten Neiserhaufen, die Flamme ist erloschen. Je weniger Bestimmtes
die Sinne wahrnehmen, um so lebhafter gestaltet der innere Sinn, an-
gemessen der unbehaglichen Stimmung, in unheimlichen Formen. Man ist
müde und fühlt die Schwäche der Lebenskraft; man fühlt sich in Gefahr,
angegriffen von unsichtbaren, grausigen Mächten, welche schon Licht und
Wärme und Leben dahingerafft haben. Dann sinkt man in Schlaf, in
Erstarrung; das Bewußtsein ist hin. Und darauf erwacht man wieder, und
man sieht, wie das Licht wieder da ist und immer mehr wieder kommt,
die Sonne steigt, und die Pflanzen nnd Thiere leben wieder auf. Man
hat einen Tod und eine Auferstehung des Alls und feiner felbst erfahren
— und blos erfahren; man war dabei ganz unthätig und fühlte sich ganz
ohnmächtig, man war dahin. Man hat Nichts abwehren können, und man
hat Nichts dazu gethan, das geschwundene Leben wieder zu erwecken.

Mit welchem Gefühl muß dieser Mensch die in majestätischer Pracht auf-
gehende Sonne begrüßen — jetzt, da er sich wieder in frischester Kraft
erhebt? — Es war Sommer; nun wird es Winter. Die Mächte der
Nacht sind gewachsen: sie verdrängen Licht und Wärme immer mehr, sie
scheinen ganz des Tages Zerr zu werden, Herr zu sein: das Licht verbüllt
von dunklen Wolken, die Pflanzenwelt abgestorben; jetzt scheint Alles dein
sicheren Untergang nahe. Und nun kommt der Frühling; das Licht hat
wieder gesiegt, und wiederum lebt Alles neu. Und der Frühling kommt
in den südlicheren Gegenden, wo jene Menschen wohnten, unter furchtbaren
Gewitterstürmen und Regengüssen mit ganz anderer Gewalt und Majestät
als bei uns. Wie soll der kindliche Mensch das fassen? Und das Alles
geschieht abermals um ihn — um ihn räumlich und ursächlich, in seiner
Umgebung und um seinetwillen, so muß er glauben. Und er hat gar
Nichts dabei gethan; aber andere Wesen haben gewirkt, um ihn gekämpft;
einige haben ihn bedroht und andere ihn gerettet. Cr fühlt sich als Gegen-
stand eines Kampfes zwifchen Wefen, die ihn hassen und die ihn lieben,
die ihn verfolgen und die ihn fchützen. Was sind das für Wesen und wie
soll er sich zu ihnen verhalten?" (Zu Bibel und Religionsphilosophie
S. 131.) Hier sehen wir, wie die Mythologie mit organischer Noth-
wendigkeit aus dem naiven Vewußtsein primitiver Völker hervorwächst;
daher die überall sich wiederholenden Grundformen trotz aller Abweichungen,
welche durch die Eigenart der Nassen einerseits und die besonderen Natur-
verhältnisse andererseits bedingt sind. Man denke nur, um sich das zu
vergegenwärtigen, an die tief greifenden Unterschiede der doch so stamm-
verwandten Hellenen und Germanen, dort eine optimistische, harmonisch
abgerundete Weltauffassung, wobei die dunklen Räthsel- und Schicksals-
fragen völlig zurücktreten, hier eine tief ernste, gelegentlich pessimistische,
tragische Stimmung, die mit einer furchtbaren Götterdämmerung fchließt.
Die Sprachwissenschaft ist es gewesen, welche diesen gemeinsamen Sagen-
schah zunächst für den Vereich des indogermanischen Stammbaumes nach-
gewiesen hat, während es der noch umfassenderen Völkerkunde unserer Tage
gelungen ist, dieselben oder doch höchst gleichartige mythologische Ideen auch
in Eulturkreisen zu entdecken, die mit uns in keinerlei ethnographischer,
topographischer und geschichtlicher Berührung standen, -— ich erinnere nur
an die munderbare Sagenwelt der Polnnesier. War erst einmal der
Grundton gegeben, die mit uuwiderstehlicher Macht hervorbrechende Natur-
verehrung, an die sich unmittelbar der überall auf Erden wirksame Ahnen-
cult anschloß, so ergab sich mit dem unentrinnbaren Anthropomorphismus
alles Andere von selbst. Die Personificirung der elementaren Gewalten,
die Umkleidung mit rein menschlichen Zügen und Eigenschaften, die
Dramatisirung der Natur und dann die Einordnung der verschiedenen
Götter in ein mehr oder minder lückenloses System, der Kampf der
einzelnen Dynastien mit einander ^- das ist der überall hervortretende

Proceß der Theogonie aus dem großen Untergrund des kosmogonischen Glaubens. Die Zersetzung aber dieses ursprünglichen Bestandes in die poetischen Formen der Sage und des Märchens bei absterbender Kraft der mythologischen Phantasie hier weiter zu verfolgen, würde zu weit führen; es mag genügen, wenn wir auf das uns am nächsten liegende Beispiel unserer eigenen Mythologie verweisen, wo durch die Einführung des Christenthums die früheren Gottheiten ihrer herrschenden Stellung enthoben wurden und in den sogenannten Volks- und Aberglauben eine stille, unbeachtete Existenz fristeten.

Wie haben wir uns nun das Verhältniß des Mythus zur Religion zu denken? Oder ist diese vielleicht erst ein verhältnißmäßig spätes Culturerzeugniß, so daß diejenigen Kritiker Recht hätten, welche den niedrigsten Stämmen jede Religion absprechen wollen? Das wäre sehr voreilig gedacht und gehandelt; es hat sich vielmehr noch immer herausgestellt, daß derartige lieblose Urtheile entweder auf ungenauen Beobachtungen beruhen oder auf vorschnellen Verallgemeinerungen, resv. ungerechten und einseitigen Voraussetzungen. Nimmt man z. B. eine bestimmte Summe abstracter Dogmen als Maßstab, so erklärt sich jener negative Ausspruch von selbst; aber es bedarf weniger Ueberlegung, um zu erkennen, daß eine solche enge, vielleicht wohl gar nur dem Christenthum entlehnte Perspective für den ganzen Umfang des religiösen Empfindens durchaus nicht ausreicht. Die Ethnologie hat vielmehr in nüchterner, unbefangener Auffassung überall das Vorkommen religiöser Gefühle constatiren können, aber wir müssen uns hüten, mit speculativen Begriffen zu operiren, und demgemäß die etwaige Definition möglichst allgemein fassen. Unser Forscher stellt folgende Erklärung auf: „Religion ist nichts Anderes und nichts Weiteres als das Gefühl der Erhebung, welches zunächst die Ideale und dann auch alle wirklichen Dinge in uns erwecken, insofern und in dem Maße, als sie das Ideal verwirklichen; Begeisterung für das Gute, das Wahre und das Schöne schlechthin und folglich für jedes einzelne Gute, Wahre und Schöne, das hervorgebracht ist, oder für irgend etwas Vorhandenes, insofern es gut, wahr, schön ist.. .. Religion, Idealismus, Begeisterung ist das Gefühl für das Unendliche schlechthin und für das Endliche, insofern es eine Darstellung des Unendlichen ist. Darum setzt die Religion immer ein Höchstes, das wir Gottheit nennen, einen unauslöschlichen Herd der Begeisterung, von dein die Strahlen abwärts gehen. Daher ist der religiöse Ausdruck für die Religion der: Gefühl für die Gottheit und alles Seiende, insofern uns dieses vollkommener oder unvollkommener die Gottheit darstellt." (A. a. O. S. 141.) Wenn wir auch in erster Linie noch nicht das Gottesbewußtsein betonen, so bleibt als ursprünglicher Factor das Gefühl für das Unendliche*) bestehen, das sich über-

*) Aehnlich sagt Max Müller: „Religion besteht im Gewahiwerden des Unendlichen unter solchen Manifestationen, die auf den sittlichen Charakter des Menschen bestimmend

rascheuder Weise (wenn man seine Anforderungen nur nicht zu hoch spannt) in der That schon in dem blöden Fetischismus zeigt. Denn auch hier wird zwischen dein zufälligen Gegenstand der religiösen Verehrung und andererseits zwischen der permanenten Kraft, die sich jenen Sitz nur zeitweilig auswählt, streng unterschieden; nur dieser unsinnlichen und eben deshalb dämonisch, über alles-Begreifen wunderbaren Potenz gilt die Verehrung. Aber es ist nicht wohlgethan, namentlich ist das für die primitive Gesittung verhängnisvoll, von Vorneherein den Nachdruck auf die Erkenntnis; zu legen, während es sich wesentlich nur um einen Gefühlsact handelt, um die Beziehung des muthlofen, in seiner Verlassenheit verzagenden Urmenschen zu jenen überirdischen Mächten, die sein Dasein schützen, aber auch bedrohen können. So erklärt sich mich ungezwungen die nahe, unvermeidliche Berührung des Mythus; in welchem die schöpferische Phantasie des naiven Bewußtseins am liebsten verweilt, mit der Religion, die schon bestimmte Anforderungen an das praktische Verhalten stellt. „Zu Mythen gesellt (so erklärt Steinthal den Verlauf weiter) ist die Religion der Kindheit des Menfchengeschlechts; diese Gesellung wird aber verhängnißvoll für sie. Zwar wird ihr dadurch nicht jede Entwicklung abgeschnitten, der religiöse Sinn ist mächtig genug und der Mythus biegsam genug, um die Religion in mythischer Erkenutnißform hohe Stufen erreichen zu lassen; ja bis zum Monotheismus kann sie gelangen. Denn Mythen veranlassen zwar ursprünglich mit Notwendigkeit Vielgötterei; aber obwohl der eine Gott im schärfsten Widerspruch mit Götzendienst hervortreten kann, so verträgt sich doch auch er mit dem Mythos; und wenn er im kindlichen Gemüth entsprungen ist und kindlichen Geistern gepredigt wird, so nimmt auch er nach Lage der Sache mythische Forin an. Wie hoch und rein auch ihrem Inhalte nach die Religiosität des alten hebräischen Propheten *) ist, so ist er doch an Bildung des Verstandes noch völlig Kind. Das eigentliche Wesen des mythischen Denkens, daß es den Gegenstand nicht in Begriffen und in Abstractionen erfaßt, sondern in Anschauungen aus dein Kreise der irdischen Natur und dein Leben und Verkehr der Menschen: das bleibt beim Aufgange und felbst noch während der Entwicklung des Monotheismus bestehen. Man merkt es dem Propheten klar genug an, wie sehr er ringt, für die Darstellung seines unendlichen Gottes alle Banden und Schranken der sinnlichen Natur zu durchbrechen, nnd dieses Streben macht ihn zum grüßten, zum erhabensten Dichter; aber er ist Dichter geblieben, er war noch nicht logisch gebildet. Besonders aber das einzuwirken im Stande sind" (Natüil. Religion S. 181), nur daß hier eine möglichst nah« Fühlung mit dem freilich häufig nur schwach hervortretenden sittlichen Moment gesucht wird,

*) Steinthal opponirt aufs Schärfste einem angeblichen primitiven und nur durch suvraiillturale ErNärungsmittel haltbaren Monotheismus der Israeliten, wie ihn auch Nenan unter der Version des monotheistischen Instimts vertheidigt. (Vgl. Zeitschrift für Völterusych. II. 155 ff. und aufzerdem: Zum Ursprung und Wesen des Monotheismus in dem Vuch: Zu Vibel und Religionsvhilosovhie S. 180 ff.)

Verhältnis; des Endlichen und des Menschen zu Gott, obwohl im Monotheismus in keinem Vergleich tiefer erfaßt als im Polytheismus, wird doch auch hier ganz mythisch gedacht- Schöpfung, Offenbarung, Bündniß oder Verlobung mit dem auserwählten Volk, jüngster Tag, Messias, Sohn Gottes, Opfer, das ist Alles Mythos." (A. a. O. S. 145.)

Zur höchsten Stufe der Weltbetrachtung erhebt sich aber der Mensch in der Philosophie; hier reift die Vollendung für alle Vorbereitung, welche die anderweitigen geistige» Bestrebungen in sich schließen. Gerade Steinthals ganze wissenschaftliche Thätigkeit von den einfachsten etymologischen Zergliederungen an ist durchzogen lind verklärt von diesem Geist einer umfassenden, weltumspannenden Vergleichung und Wertschätzung, die trotz aller eracten Genauigkeit und Gründlichkeit im Einzelnen ein entschieden ideales Gepräge trägt. Den rein metaphysischen Ausbau, die specifisch erkenntnißtheoretischen Grundsätze, die Bedeutung der Teleologie gegenüber aller Anerkennung der Mechanik in der neueren Naturwissenschaft u. A. dürfen wir an dieser Stelle wohl um so eher übergehen, als unser Forscher bislang noch nicht die Muße dazu gefunden hat, diese Gedanken im systematischen Zusammenhange zu entwickeln. Anders steht es mit der Ethik, die überhaupt durch die allerdings vielfach polemische Naturwissenschaft sehr in den Brennpunkt der Mscussion gerückt ist. Nein individuelle und, davon andererseits ganz unabhängig, allgemeine Gründe und Rücksichten bewogen deshalb den schon dem Greisenalter zueilenden Forscher, wie er in der Widmung an seinen Freund M. Lazarus näher ausführt, die Hand nn den Bau einer Sittenlehre zu legen, als letzten Abschluß aller früheren Arbeiten. „Wir haben die Schwelle des Greisenalters überschritten," so redet er seinen Gesinnungsgenossen an, „und vielleicht reicht für Jeden die Feier eines fünfzigsten und fechzigsten Geburtstages schon hin, um ihm den Gedanken an die Flüchtigkeit des körperlichen Daseins aufzudrängen und einen Vergleich der Vergangenheit mit der nach Wahrscheinlichkeit noch zu erhoffenden Zukunft, des Geleisteten mit dem Aufgegebenen nahe zu legen. So dürfte es wohl fein, auch wenn das Leben ruhiger dahingeflossen ist lind kein Stoß eine härtere Mahnung ertheilt oder ein stärkeres Bedürfnis; erweckt hat, und da würde wohl ein Jeder Klarheit über Aufgabe, Zweck und Werth des Lebens wünschen, welche er bisher sich zu schaffen vielleicht noch gar nicht ernstlich versucht hat. Wenn nns aber das Schicksal nicht so mild war, wenn Schlag auf Schlag folgte (der zweite härter als der erste, weil er eben der zweite), und wir dazu plötzlich inne werden, daß die Säulen unserer Weltanschauung, deren Festigkeit wir nie oder lange nicht mehr geprüft hatten, jemals neu prüfen zu müssen nicht gefürchtet hatten, morsch und wurmstichig sind, uud daß sie dem Ziehen und Stoßen der jungen Weltstürmer nicht Stand halten können, und endlich, wenn wir mit Schrecken gewahren, daß über unserem Vaterlande die schönsten Sterne der sittlichen Bildung zu verlöschen drohen, dann kann es wohl nur heißen: neu auf-

richten, was zerfallen ist! Eine neue Ethik. Und zwar eine durchaus ideale Ethik! weil es keine andere giebt! ,velche aber allen Angriffen seitens der mechanischen Natur- und Geistes-Wissenschaften dadurch entzogen ist, daß sie ganz innerhalb der Mechanik bleibt, dieser nirgends widerspricht und keinen transcendenten, noch transcendentalen Schritt thut. Die idealen Gefühle, wie ich ihr Wesen bestimme, sind eine alltägliche, leicht nachweisbare psychologische Thatsache; die Freiheit, wie ich sie fasse, bewegt sich ganz empirisch, ganz gesetzlich in dem Mechanismus des Bewußtseins, und obwohl ganz der Erfahrung anheimfallend, bietet sich ein Ausblick auf ein dem Einzelnen unfaßbar Erhabenes. Sie ist der Vund, der Friede, den ich mit dem Leben geschlossen habe. Sie soll und sie wird, hoffe ich, mein Herz kindlich erhalten, d. h. frei von jeder Bitterkeit gegen die Menschen oder das Schicksal; wie bisher, soll auch ferner kein Tropfen Gift in mein Blut kommen. Sie wird mich mit Kraft und Hoffnung erfüllen zum Ertragen und zum Wirken, zu Kampf und zu Liebe; in ihr habe ich meinem Gemüthe ein Hein» geschaffen, in welchem ich die Ereignisse und Bewegungen um mich her mit Nuhe und besonnener Theilnahme verfolgen kann." (Vorrede zu: Allgemeine Ethik.) Der Verfasser ist deshalb auch ein ebenso entschiedener Gegner der positivistischen Weltanschauung, „die eintritt, wenn die Wörter erst zu reinen Ausdrücken der positiven Begriffe des Verstandes geworden sind und die dumpfe Gefühls-Atmosphäre, die dieselben jetzt umgiebt, verweht ist, wie des Pessimismus, der die Feigheit vertritt, das Nichts für das absolut Gute zu halten, aber doch den Sprung in Nichts zu unterlassen, dies beschönigend mit dem Vorwande, daß wir ja doch nicht Alle bereden können, mit uns zu gehen, und sich einen seltsamen Mythus ersonnen hat von einem leidenden Gotte, der, um sich von einem Schmerz zu heilen, die schlechte Witt geschaffen hat, in der Weise und Absicht, wie wir uns gelegentlich eine spanische Fliege auflegen, eine Fontanelle machen." Nein, Steinthal huldigt einem thatfrohen, kraftvollen, durch keine Hindernisse zu entmuthigenden Optimismus, aber diese Ueberzeugung muß, wie Lotze es auch wollte, unter strenger Anerkennung des Eausalitätsgesetzes durchgeführt werden, oder, wie sein Ausdruck lautete, sollte die Philosophie zeigen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Vau der Welt zu erfüllen habe. Auch hier ist es uns nicht möglich, im Genaueren die Entwicklung der Ethik zu verfolgen, die Unterscheidung zwischen der theoretischen Erkenntnis; und der praktischen Beurtheilung nach Lob und Tadel, nach Schön und Häßlich, die (unter wesentlicher Abhängigkeit von Herbart erfolgende) Bestimmung der fünf Ideen als allgemeiner, lediglich formeller Kriterien und Musterbilder (die Idee der ethischen Persönlichkeit, des Wohlwollens, der Vereinigung, der Rechtlichkeit und endlich der Vollkommenheit), oder den Gegensatz der reinen Ideenlehre zu der praktischen Nealisirung derselben, den specisischen Formen des sittlichen Lebens u. s, w. Aber einige ganz

allgemeine Punkte, die von hervorragender Bedeutung für jede Moral sind,
dürfen wir nicht wohl umgehen; in erster Linie handelt es sich um die
bekannte, besonders in unseren Tagen gelegentlich mit leidenschaftlicher Heftig-
keit erörterte Frage der etwaigen Allgemeingültigkeit unferer ethischen Vor-
stellungen und Ideale. Schon die alte Philosophie wußte Etwas von der Unver-
träglichkeit dieser Normen, die auf der einen Gesittungsstufe fo, auf der
anderen gerade umgekehrt sich geltend machen; die moderne Völkerkunde hat
diesen Satz vollauf bestätigt. Sollte demnach, materiell genommen, von
keinem allgemeinen Sittengesetz die Rede sein können? Unseres Erachtens
läßt sich das vielbesprochene, heikle Problem nicht anders lösen, wenn man
in der That nicht diesen Unterschied zwischen dem Inhalt, dein einzelnen
Object des Gefallens oder Mißfallens und der rein formalen Neurtheilung,
die schlechthin universell ist, möglichst scharf zieht. Ueberlassen wir unserem
Gewährsmann das Wort: „Indem die Ethik, vom Wesen des Willens aus-
gehend, Ideen entwickelt, zeichnet sie Verhältnisse, welche die Musterbilder
aller sittlichen Wirklichkeit in begrifflicher Forin enthalten. Diese reinen
Vilder des Willens an sich sind zwar nicht anschaulich, da ihnen die Objecte
fehlen, aber, obwohl — fast wären wir versucht hinzuzufügen, weil — sie
von aller Wirklichkeit absehen, sind sie von allgemeinster Gültigkeit. Sie
sind nirgends und überall. Neiner Wirklichkeit entnommen, ist ihnen jede
Thllt unterworfen. Ob alles Wirkliche vernünftig ist, wissen wir nicht, und
brauchen wir wenigstens hier nicht zu entscheiden; gewiß aber ist, daß alles
Wirkliche der Neurtheilung der Vernunft unterliegt. Aber nur wenn die
Ethik blos der Vernunft entstammt und nicht der Wirklichkeit entnommen
ist, kann sie den allgemein und nothwendig gültigen Maßstab für alles
Wirkliche abgeben." (3. 84.) Aber jene negativen Instanzen sind doch
nicht aus der Welt zu bringen, und sie beweisen anscheinend soviel, daß
zu irgend einer bestimmten Zeit das sittliche Bewußtsein mindestens noch
auf einer kaum glaubliche« niedrigen Stufe sich befand. Indessen (wendet
unser Kritiker ein) kann dies nicht als Beweis gegen die Allgemeingültig-
keit der Ideen gelten. Nicht blos darauf will ich hinweifen, daß ja auch
die Geltung gewisser logischer Gesetze bestritten worden ist, — die Haupt-
sache ist, daß, wie bei der Logik, fo auch bei der Ethik, trotz der unbe-
strittenen Anerkennung der logischen Gesetze und der ethischen Ideen, in
der Anwendung auf die wirklichen Erkenntnisse uud auf das wirkliche
Leben sich Bedingungen geltend machen, welche das Ergebnis; verschieben.
Was die sittliche Beurtheilung anbelangt, so kommt es darauf an, daß der
Veurtheilende alle pathologischen und sogar die formal-ästhetischen Gefühle
zum Schweigen bringe und nnr das formal-ethifche Gefühl sprechen lasse:
das vermag nicht Jeder, das vermag oft ein ganzes Volk, ein ganzes
Zeitalter nicht. Ferner muß die zu beurtheilende Thal oder Sitte in Voll-
ständigkeit ihrer Verhältnisse, und jedes dieser Verhältnisse in voller Klarheit,
vor dem Bewußtsein schweben, wenn die Benrtheilung eine alle Seiten des

Objects umfassende, also eine völlig zutreffende sein soll. (S. 86.) Ain
härtesten spitzt, sich der Conflict zwischen den beiden Anschauungen auf dem
Nechtsgebiet zu, weil eben hier die diametralen Gegensätze des Gebotes uud
Verbotes in aller Anschaulichkeit vorliegen. Mit weiser Einsicht sucht Eteinthal
wieder nnter Beobachtung jenes Unterschiedes zwischen materieller uud formeller
Veurtheilung so zu vermitteln: „Wenn wir nun behaupten, alles eristirende
Recht sei positiv und könne nicht anders als positiv gedacht werden, so ent-
steht die Frage, was es mit dem Nechtsgefühl auf sich habe, Ist es an-
geboren und ist aus ihm das Recht entwickelt, oder bildet es sich erst aus
dem bestehenden Recht? Auch hier dürfen wir kein Entweder-Oder zulasseu,
sondern Neides ist richtig. Bestünde nicht vor jeder positiven Gestaltung
des Rechts schon ein ursprüngliches Nechtsgefühl, woher sollte das Recht
kommen? Nicht aus dem Verkehr, wenn auch im Verkehr, wird es erzeugt,
und nach dem sich gestaltenden Gewohnheitsrecht und darauf nach dem ge-
setzlichen Necht erhält es schärfere Bestimmtheit." (S. 146.) So ist es in
der That; auf der einen Seite steht das sociale Leben, in welchem sich
allein das Necht durch die wechselseitigen Beziehungen der Individuen bilden
kann, auf der anderen das ursprüngliche, rein formelle Gefühl des Einzelnen,
je nach der specifischen Beschaffenheit jener Association (und eben deshalb
unendlich verschieden), Necht und Unrecht unterscheiden zu können. Diese
Empfindung ist uuaustilgbar, apriorisch, und nicht etwa — soll uns nicht
der ganze Verlauf völlig dunkel bleiben und zu einem öden Mechanismus
herabsinken — erst ans der Erfahrung nachträglich abzuleiten.
Auch für die Ethik kann wie für die Völkerpsychologie nur das Individuum
zu seiner vollen Entfaltung in der Gesammtheit gelangen: deshalb ist die
Ueberschätzung*) eines der beiden Factoren, wie wir das so häufig in
populären Darstellungen antreffen, grundfalsch: Nur in der immanenten,
unaufhörliche« Wcchselziehung beider ist eine gesunde, nach allen Seiten hin
umfassendeEntwickelung, eineVeruollkommmmg denkbar. In dieserNealisirung
der hehren Ideale erfüllt sich die Bestimmung des Menschen, unter steter
Ausscheidung des rein Vergänglichen nnd Irdischen und andererseits mit
immer schärferer Betonung des Ewigen und Allgemeinen. Dies ist die
sittliche Vollendung des Individuum zum Ich, zu dem wahren Object der
höheren Ethik, die Steinthal so andeutet: „Das Ich**) ist nicht gegeben,
sondern wird entwickelt, erworben — in verschiedenem Grade; und wo es
schon in hohen: Grade gestaltet ist, kann es auf Augenblicke und für längere
Zeit durch besondere Veranlassung getrübt, geschwächt, vernichtet sein. Es

*) Sehr landläufig ist neuerdings die Verkennung der Bedeutung des Individuum
in der bekannten Lehre wm Milien, wogegen wieder Nietzsche in seiner Herrcnmoral
den socialen Factor »erkennt.

**) Vgl. dazu die lichtvolle Abhandlung Steinthals: Der Durchbruch der subjcctiueii
Persönlichkeit bei den Griechen. Ein geschichtsftsnchologischer Versuch. (Zt. f. Völker«
Psychologie. II. 279 ss.)

ist nicht mehr blos der psychologische und grammatische Ausdruck für die Persönlichkeit des Individuums, nicht blos Ausdruck der gegenseitigen Bestimmung aller Elemente des Bewußtseins. In diesen« Sinne kann es, wenn auch nur wenig gebildet, keinen« menschlichen Individuum fehlen; denn in jedem werden logische Motive des Denkens, sachgemäß wirkende Zwecke und, vereinzelt, ethische Motive vorhanden sein. Wenn es aber in dieser Beziehung schon mit der geistigen Gesundheit gegeben ist, welche ja auf der gegenseitigen Reizbarkeit der Vorstellungen beruht, so können wir nun auch ein sittliches Ich ausscheiden, d. h. wir können den Kreis des Ichs so eng fassen, daß wir darunter nur die bestimmende Macht der ethischen Normen verstehen; dann ist das Ich nur der persönliche Ausdruck für den Charakter." (S. 451.) In diesen: idealen Sinne besitzt der Unsittliche keinen Charakter, weil ihm das Typische, allgemein Giltige abgeht und er nur demgegenüber eine beklagenswerlhe Ausnahme darstellt.

Wir eilen zum Schluß. Wenn wir auch von vorne herein darauf verzichten mußten, die Weltanschauung Steinthals ihrem vollen, unerschöpflichen Inhalt nach zu entwickeln, wenn wir uns im Gegentheil auf einige knappe Striche nothgedrungener Weise beschrankten, so würde das Charakterbild dieses seltenen Mannes doch allzu unfertig bleiben, wenn wir nicht noch letzten Endes einer Tugeud gedächten, die er im Lauf seines langen, arbeitsreichen Lebens nicht müde wurde zu predigen, der Toleranz. Ja, es blieb unserer unmittelbaren Gegenwart vorbehalten, den praktischen Commentar dazu zu liefern, wie nöthig und unentbehrlich diese Mahnung und Lehre sei. Psychologisch genommen, entstehen im Laufe der culturgefchichtlichen Entwicklung die fanatischen, so unendlich viel Leid und Unglück heraufbeschwörenden Vorurtheile auf dem so fruchtbaren Nährboden des nationalen und religiüfen Ehauvinismus; das ist von den Tagen der römischen Indenverachtung bis auf uuser erleuchtetes Jahrhundert der Fall gewesen, nur die Formen haben gewechselt. Daher erklärt es sich denn, daß, wie unser Denker ausführt, gar häufig dasselbe Vorurtheil aus der allgemeinen Lage in den Einzelnen durch eine gewisse ttoiwratic» nsquivoca immer nen hervorgebracht wird. Äehnliche historische Lagen erzeugen im Einzelnen selbstständig neue Vorurtheile. Darum ist ihre Widerlegung reine Tnnaiden-Arbeit; das nennundneunzig Mal als falsch Erwiesene wird vom Huudertsteu als etwas Neues vorgetragen, als weltrettende That. (Zu Bibel S. 221.) Es versteht sich andererseits von selbst, daß diese Duldsamkeit sich nnr auf das theoretische Gebiet bezieht, auf das Denken und freie Aussprechen der eigenen Ansichten, nicht auf die Handlungen; denn damit wäre jedem Anarchismus und Nihilismus, eiuerlei immer, unter welcher Maske er auftritt, Thor und Thür geöffnet. Die falfche uud vorschnelle Verallgemeinerung aber, die logisch betrachtet jedem Vorurtheil zu Grunde liegt, wird dadurch so ver« häugnißuoll, daß sich in diese Betrachtung unvermerkt ein bestimmtes Gefühl der Ab- oder Zuneigung ienschleicht, gegen das dann eine nach-

trägliche Correctur durch eine nüchterne Erwägung meist völlig ohnmächtig sich erweist. Deshalb die auffallende Erscheinung, daß diese Aussprüche in der Regel in der abschreckenden Form des Superlativs erlassen werden, und deshalb nicht minder die Thatsache, daß sie ihren Bann gerade bei allgemeinen kulturgeschichtlichen Problemen ausüben, wo die Phrase ihren verderblichsten Einfluß geltend macht. Man spricht nur den Namen Hellas oder Rom aus (so schildert Steinthal diese Gefühlsverirrung), und man glaubt schon leibhaftig eine andere Bläue des Himmels über unserem Haupte gezaubert zu haben. Es sind eben die glänzendsten Erscheinungen der Art, welche das Gefühl am mächtigsten wecken. Und so geschieht es umgekehrt an den abstoßenden Gestalten. Vor dem überlieferten Phantasie-Vilde des abfcheulichsten, feine innere Nichtswürdigkeit auf der Stirn tragenden Juden fragt man sich: Nie kann dieses Volk ein solches Gemüth haben? Dichtung, Gesang und Musik? gar Poesie im Leben, sittliche Grundsähe, Liebe aller Art? Wie können, fährt der Gebildete fort, Semiten deutsch sein? Die Bevorzugung dieses Namens semitisch scheint mir vorzugsweise dadurch bedingt, daß der Name Semit dem modegewordenen Racen-Materialismus entspricht und der Fremdheit gegen das Germanenthuin den stärksten, wissenschaftlich sanctionirten Ausdruck verleiht. Wie kann in der semitischen Rasse hellenisch-rümisch-germanisches Gemüth sein, Verständnih für Plato, Kant, Beethoven oder gar Fähigkeit, in deren Geiste zu schaffen? (S. 218.) Eine gesunde Eultur, eine echte Humanität, welche Wissenschaft und Kunst mit unverfälschtem Idealismus pflegt, kann sich mit solchen widerwärtigen Auswüchsen unserer gesellschaftlichen Zustände nicht befreunden, fondern darin nur eine trostlose Barbarei und einen beklagenswerthen Rückfall in eine sittliche Verwilderung erblicken, welcher uns besser erspart geblieben wäre.

Ueberblickeu wir noch einmal das große Gebiet des menschlichen Wissens, das wir uns in dieser Skizze vor Augen führten, fo fetzte die Untersuchung ein bei jenen» großen Problem von den» Zusammenhang des Denkens mit der Sprache; aber es zeigte sich bald, daß trotz aller überraschenden Einblicke in die Entfaltung geistigen Lebens und Schaffens die volle Erkenntniß über die Bestimmung und Stellung der Menschen in Natur und Geschichte nur durch eine socialpsychologische Perspective gewonnen werden konnte, welche das Individuum als integrirenden Bestandtheil einer historischen Entwickelung auffaßt. Diese wesentlich culturhistorische Aufgabe, von einer unerschöpflichen Vielseitigkeit je nach den Aeußerungsformen menschlicher Thätigkeit, erhielt aber erst ihre abschließende, systematische, vom einzelnen concreten Fall zur widerspruchslosen Allgemeinheit aufstrebende Vollendung durch die Ethik, die, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, den höchsten und einzigen Maßstab liefert, wonach der Menfch in feinen» Verhalten nach Dhat und Gesinnung gegen seine Nebenmenschen gerichtet wird, und von deren Spruch es keine Appellation an irgend Etwas auf

Erden oder auch im Himmel giebt, an kein Menschen- und kein Gotteswort. Damit ist der Kreis der eracten Wissenschaft, die sich gleichweit von der Phantastik der früheren Sveculation, wie von der jetzt vielfach beliebten Vergötterung der bloßen Thatsache und der damit verknüpften Verachtung des combinirenden Denkens hält, geschlossen: daß aber auch noch für den subjectiuen Glauben Raum in einer solchen, vom reinsten Idealismus getragenen Weltanschauung ist, das mögeu die Worte Steinthals zeigen, mit denen wir diese Betrachtung schließen: Wir glauben an den Fortschritt des Guten, weil derselbe im bisherigen Verlauf der Geschichte sich offenbar vollzogen hat'; wir glauben an den Fortschritt für die Zukunft um so mehr, weil das Gute heute viel kräftiger ist als jemals, und wir glauben an den Sieg des Guten, weil im Bösen eine Disharmonie liegt, oder weil dasselbe nothwendig eine Disharmonie schafft, an der es zu Grunde gehen muß.

Unfallversicherung und Handwerk.

von

Hugo Vüttger.

— Hildesheim. —

ls vor etwa 10 Jahren, am 6. Juli 1884 die gegen die Stimmen der Socialdemokraten und Freisinnigen vom Reichstage angenommene Vorlage eines Unfallversicherungsgesetzes auf berufsgenossenfchaftlicher Grundlage und mit subsidiärer Reichsgarantie zum Gesetz erhoben worden war, befchränkte sich die öffentlich-rechtliche Fürsorge, die an die Stelle der unzureichenden, durch Gesetz vom 7. Juni 1871 festgestellten Haftpflicht der Unternehmer getreten war, vorläufig mir auf die bis dahin haftpflichtigen Betriebe- Bergwerke, Steinbrüche, Gräbereien, Fabriken, weil, den Gefahren in diesen Nerufsarten entsprechend, hier die Regelung der Unfallversicherung am dringlichsten erschien. Die Ausdehnung der Unfallversicherung auf weitere Betriebszweige blieb späteren Sondergesetzen vorbehalten, da sich ein schrittweises Vorgehen einmal wegen der Neuheit der gesetzgeberischen Materie und zweitens zur Vermeidung unzweckmäßiger Schablonisirung empfahl.

Eine ganze Reihe von Sondergesetzen diefer Art ist inzwischen entstanden. Es sind in den Kreis der Versicherungspflichtigen aufgenommen worden: durch Gesetz vom 28. Mai 1885 die in Transportbetrieben des Binnenlandes, sowie in Speicherei- und Speditionsbetrieben beschäftigten Personen, durch Gefetz vom 15. März 1886 die iu versicherungspflichtigen Betrieben beschäftigten Reichsbeamten und Militärpersonen, durch Gesetz vom 5. Mai 1886 die Arbeiter und Betriebsbeamten iu der Land- und Forstwirthschaft, durch Gesetz vom 11. Juli 1887 alle bei Bauten be-

schäftigten Personen und schließlich durch Gesetz von: 13. Juli 1887 die
Seeleilte auf größeren Schiffen.
In allen diesen- Betrieben ist also nunmehr hinsichtlich! der Unfall-
gefahren ein Rechtszustand geschaffen worden, der, so darf man wohl schon
jetzt nach dem Abschluß des ersten Decenniums seines Bestehens urtheilen,
im Allgemeinen alle betheiligten Parteien: die Unternehmer, die Arbeiter
und die Gemeinden und den Staat befriedigen kann. Die frühere Sicher-
stellung der Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen von Betriebs-
unfällen, die nach den Grundsätzen des römisch-gemeinen Rechtes darin bestand,
daß der Verletzte oder die Hinterbliebenen eines Getödteten einen Ent-
schädigungsanspruch nur dann erfolgreich und zwar ausschließlich gegen den
unmittelbaren Urheber geltend machen konnte, wenn es ihm gelang, diesem
Urheber eine vertretbare Schuld nachzuweisen, war in der That durchaus
unzureichend. Der Arbeitgeber haftete hiernach nur für eigenes Verschulden,
für das seiner Angestellten nur dann, wenn ihm eine Nachlässigkeit bei der
Auswahl seiner Arbeiter (oulpu in elißLnclo) nachzuweisen war. Und wie
schwer war es für den Arbeiter, diesen Schuldbeweis gegen den social
Mächtigeren zu führen, und wie sehr mußten derartige Processe verbitternd
wirken. Aber auch welche Armenlasten mußten sich bei diesen» Zustande des
Rechtes und bei der zunehmenden Ausdehnung des maschinellen Groß-
betriebes für die Gemeinden daraus entwickeln. Auch die Haftpflichtgesetz-
gebung, die alsdann den Unternehmer zum Schadenersatz verpflichtete, bei
Unfällen im Betriebe einer Eisenbahn, sofern er nicht höhere Gewalt oder
eigenes Verschulden des Verunglückten als Unfallsursache nachweisen konnte,
sowie bei sonstigen Unfällen, wenn der Verunglückte seinerseits ein Ver-
schulden des Unternehmers nachzuweisen vermochte, auch das Haftpflicht-
gesetz schaffte kaum bessere Zustände. Die Mehrzahl der Unfälle blieben
nach wie vor ungedeckt und jene das sociale Verhältniß zwischen Unter-
nehmer und Arbeiter vergiftenden Rechtsstreitigkeiten nahmen keineswegs an
Zahl und Heftigkeit ab.
Da beschritt dann endlich das deutsche Reich einen neuen Weg, einen
Weg, der in der Notschaft Kaiser Wilhelms I. vom 27. November 1881
vorgezeichnet war: es wurde, nachdem das Krankenversicherungsgesetz bereits
1883 erlassen worden war, auch in der Unfall-Versicherungs-Gesetzgebung
die Pflicht des Gemeinwesens anerkannt, die Interessen der wirthschaftlich
Schwachen wahrzunehmen; das Unfalluersicherungsgesetz vom 6. Juli 1884
erklärte die Unfallentschädigung unabhängig von der Frage des Ver-
schuldens für eine Sache des öffentlichen Rechtes und schloß dem-
gemäß bei der Feststellung der Entfchädigung die Thätigkeit der Gerichte
aus. Hiernach haben nun alle in den bezeichneten Betrieben beschäftigten
Arbeiter, sowie die Betriebsbeamten mit nicht mehr als 2Ml) Mk. Iahres-
verdienst Anspruch: im Falle der Verletzung auf Ersatz der Heilungskosten
und im Falle der Erwerbsunfähigkeit auf die sogenannte Unfnllrente, die

bis zu 66^/2 Procent des Arbeitsverdienstes zu bemessen ist. Der Anspruch tritt nach Ablauf der Carenzzeit, d. i. der drei Wochen, während deren die Krankenversicherung für die Heilungskosten aufzukommen hat, in Wirksamkeit. Im Falle des Todes haben die Hinterbliebenen Anspruch auf Ersatz der Beerdigungskosten; Wittwen und Kinder haben Anspruch auf Unfallrente bis zu 60 Procent; Ascendenten (Eltern und Voreltern), die den Ernährer verlieren, Anspruch auf eine Rente bis zu 20 Procent des Arbeitsverdienstes. Die Entschädigungspflicht ist den in sogenannten Berufsgenossenschaften vereinigten Unternehmern der Betriebe gemeinschaftlich auferlegt. Die Unfallentschädigungen und die Kosten der Verwaltung werden ausschließlich von den Betriebsunternehmern aufgebracht. Die Versicherten sind niit keinerlei Beiträgen belastet.

Das ist im Wesentlichen das geltende Recht auf diesem Gebiete, und zwar ist das, wenn ein banaler Ausdruck gestattet ist, wahrlich keine Kleinigkeit. Die Statistik redet auch in dieser Hinsicht eine ungemein beredte Sprache, sowohl was die Unfallgefahren in den modernen Gewerbebetrieben, das „Nisico der Arbeit", anbetrifft, als auch was die Opfer angeht, die unsere Industrie zu bringen hat. Oder ist es etwa nicht eine plastische Sprache, wenn der Präsident des Neichsversicherungsamtes, Dr. T. Boediker, in dem vor Kurzem herausgegebenen letzlen Bande des „Handwörterbuchs der Staatswissenschllften" in dem Artikel „Unfallversicherung" fchreibt: „Wenn im Deutschen Reiche im Jahre 1892: 8575 Personen durch Unfall den Tod erlitten oder dauernd völlig erwerbsunfähig wurden, und rund 30l!00 Personen dauernd theilweise erwerbsunfähig wurden bei einer Viertelmillion Verletzten überhaupt, fo gleicht das dem alljährlichen Verluste eines ganzen Armeecorps auf dem Felde der Arbeit." Im Jahre 1892 genossen 179 093 Verletzte, 19 479 Wittwen Gelödteter, 37 466 Kinder Getödteter, 1338 Ascendenten Getödteter, daneben 6659 Ehefrauen, 13 302 Kinder und 167 Afcendenten, als Angehörige von Verletzten, die in Krankenhäusern untergebracht waren, insgesammt also 257 504 Personen die Wohlthaten der Unfallversicherung. Es wurden ihnen 32 340178 Mt. an Entschädigungen bezahlt. Nach den kürzlich dem Reichstage zugegangenen Nechnungsergebnissen kann man die von 1886 bis 1894 von den Arbeitgebern für Unfallversicherungszwecke aufgebrachte Summe mit rund 300 Millionen Mark in Ansatz bringen.

Damit ist nun aber der Kreis der Pflichten und der Opfer noch nicht definitiv geschlossen. Am 21. Juni des vorigen Jahres ist im „Deutschen Reichs-Anzeiger" der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Erweiterung der Unfallversicherung" veröffentlicht worden, eine weitere Novelle zur Revision der gesammten Unfallversicherung ist zwei Tage darauf dieser Publication gefolgt. Uns soll hier nur sener Erweiterungsentwurf und zwar dieser hauptsächlich auch nur so weit beschäftigen, als er sich auf die handwerksmäßigen Betriebe erstreckt.

Schon in der Denkschrift des Reichs-Versicherungs - Amtes vom
18. Mai 1887, die sich auf eine Sondereihebung bezüglich der Unfälle in
gewerblichen Betrieben stützte, wurde der Abschluß und die Revision der
Unfallversicherung ^in Aussicht gestellt; es sollte sich in erster Beziehimg
darum handeln, Handwerk, Handel, Hausindustrie und Kleingewerbe iu die
Unfallversicherung einzubeziehen, d. h. etwa 1 Million Betriebe mit
2 Millionen Arbeitern. Der im vorigen Sommer veröffentlichte Entwurf
soll jetzt, wie es in der Begründung ausgesprochen wird, den Schlußstein
des großen Gesetzgebungswerkes der Unfallversicherung bilden. Hiernach
wird beabsichtigt, die Unfallversicherungspflicht auf die noch versorgungs-
bedürftigeu Personen im Handwerk, im Handelsgewerbe, in der Fischerei
und in der Küstenschifffahrt auszudehnen. Es besagen die grundlegenden
ersten Paragraphen des Gesetzentwurfes: „Arbeiter, Gesellen, Gehilfen uud
Lehrlinge, sowie Betriebsbeamte, Werkmeister und Techniker in Betrieben,
die nicht bereits auf Grund anderer Gesetze der Unfallversicherungspsticht
unterliegen, werden gegen Unfall versichert, und zwar sowohl, wenn der
Unfall sich im Betriebe, als auch, wenn er sich bei häuslichen oder
anderen Diensten ereignet, zu denen die obigen Personen von ihren
Arbeitgebern oder von deren Beauftragten herangezogen werden. Betnebs-
beamte, Werkmeister, Techniker, Handlungsgehilfen und Lehrlinge sind nur
versicherungspflichtig, wenn ihr Iahresarbeitsverdienst an Lohn oder Gehalt
zweitausend Mark nicht übersteigt. (H 1.) Für Betriebe, die mit besonderer
Unfallgefahr nicht verknüpft sind, kann durch Bundesrathsbeschluß die
Versicherungspflicht ausgeschlossen werden. (8 3.)
Unternehmer der unter dieses Gesetz fallenden Betriebe sind, sofern
ihr Iahresverdienst zweitausend Mark nicht übersteigt, berechtigt,
falls dies durch Bundesrnths- oder statutarischen Beschluß für gewisse Be-
rufe angeordnet ist, verpflichtet, sich gegen Unfall zu versichern. Durch
Statut können nicht im Betriebe beschäftigte, aber die Betriebsstätte be-
suchende Personen gegen die Folgen der im Betriebe sich ereignenden
Unfälle zu versichern verpflichtet werden." (§ 4.) Ueber die geplante Organi-
sation der Versicherung heißt es in der Vorlage: „Die Unfalluersicherungs-
genossenschaften werden nach Bestimmung der Landesregierungen für weitere
Kommunalverbände ihres Gebietes oder für das Gebiet des Bundes-
staates errichtet. (§ 23.) Der Sitz der Unfallversicherungsgenossenschaft
wird durch die Landesregierung bestimmt." (§ 25.)
Diese Bestimmungen bedeuten, wie man schon auf den ersten Blick
sieht, ein einschneidendes Novum für das Handelsgewerbe und für das
Handwerk. Was zunächst das Handelsgewerbe angeht, so sind denn
auch recht erhebliche Einwendungen dagegen erhoben worden. Man sagt,
auch der neue Gesetzentwurf fei nicht eigentlich, wie es in den Motiven
heißt, der „Schlußstein" der Gesetzgebung, wenn man nun einmal aus dem
Rahmen der ursprünglichen Begründung des Unfallversicherungs-Gesetzes:

„gegen die durch außergewöhnliche alltägliche Gefahr entstehenden Unfälle" Entschädigung zu gewähren, heraustreten wolle. Es bleiben eben immer noch unversichert die Arbeitnehmer in den Haushaltungen, in privaten, Pferde- und Wagengebrauch — weil diese Arbeitsgelegenheiten keine Netriebe bilden. Man fragt demgegenüber, ob es nicht kürzer und präciser heißen sollte: „Jeder Deutsche ist versichert gegen Unfall?" Wenn auch nicht ausgeschlossen sei, daß Unfälle sich im Kleinhandel :c. ereignen können, z. B. bei Fortbewegung von Waaren-Colli, bei Hantirung mit Gefahr bergenden Artikeln :c., so laste doch fast ausnahmlos die gleiche Gefahr auf den gewöhnlichen Beschäftigungen des täglichen Lebens für Jedermann, zumal da die gleichen Waaren und ähnliche Verrichtungen in: Haushaltsdienste vorkommen. Anders liegt die Sache im Handwerk. Freilich haben auch diesem gegenüber vereinzelte Politiker und Zeitungen die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit einer Iwangsversicherung gegen Unfall in Bausch und Bogen negirt. Theils stammt diese Opposition aus dem Lager des unbedingten Manchesterthums, dem jede Staatsintervention im gewerblichen Leben ein Greuel ist, theils stammt sie von föderalistischen Anschauungen, die in jeder neuen Reichseinrichtung eine persönliche Kränkung particularistischer Gefühle erblicken. Mit dieser Art von Opposition kann man sich ernsthaft nicht beschäftigen; im Uebrigen aber haben die Bestimmungen, was das Handwerk angeht, im Allgemeinen Zustimmung gefunden. Von einer beträchtlichen Anzahl der organisirten Handwerker, in erster Linie von den in den gefährlichen Berufsarten beschäftigten, ist die weitere Ausdehnung der Unfallversicherung ja auch schon seit Längerein dringend verlangt worden.

Zuletzt ist dies in der im Neichsmnt des Innern 1891 abgehaltenen Handwerkerconferenz und auf dem Handwerkertage zu Berlin im Jahre 1892 geschehen. In der Conferenz befürworteten die Ausdehnung der Unfallversicherungspflicht auf möglichst viele Handwerksbetriebe und die Anlehnung der auf diese Art gebildeten Verufsgenossenschaften im Sinne der Selbstverwaltung an die deutschen Innungsverbände die Herren Schornsteinfegermeister Faster, Schlächter-Obermeister Stein, Schlosser-Obermeister Schmidt, während die Herren Schuhmachermeister Beutel und Schneidermeister Möller sich für eine beschränkte Ausdehnung auf die mit besonderen Gefahren verbundenen Betriebe erklärten. Als Vertreter der Negierungen sprachen der Vorsitzende der Commission, Unterstaatssecretär Dr. von Nottenburg und der Geheime Ober-Negierungrath von Woedtke. Letzterer äußerte sich namentlich über die Organisationsfrage und erklärte, für eine berufsgenossenschaftliche Regelung der Handwerkerversicherung spreche vor Allem, daß dann die Organisation auf dem Boden der bestehenden Unfallversicherungs-Gesetze bleibe, und ferner, daß die einzelnen versicherten Nerufszweige dabei gewissermaßen für sich bestehen. Für die territoriale aber sei Folgendes zu sagen: Die Organisation würde ähnlich werden, wie sie bei der Invaliditäts- und

Altersversicherung beliebt worden sei, und könne an die letztere eng angeschlossen werden: damit werde die Verwaltung einfacher und durchsichtiger werden, als bei der berufsgenossenschaftlichen Gliederung. Bei Annahme der letzteren müßten in den einzelnen Orten so viele Berufsgenossenschaften vertreten sein, als sich Verufszmeige dort vorfinden. Daraus ergäben sich für die Betheiligten sowohl, als auch für die Behörden Schwierigkeiten. Eine territoriale Organisation würde überdies billiger sein, man könne bei ihr sich mit Leichtigkeit die bestehenden Behörden nutzbar inachen, nur bei ihr sei es ferner möglich, die Versicherungsbeiträge und deren Erhebung an die Steuer-Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten anzuschließen. Endlich sei zu bedenken, daß für die Selbstverwaltung der Handwerker-Berufsgenossenschaften viele Arbeitskräfte erforderlich fein würden, die zu gewinnen unter Umständen doch recht schwer sein dürfe, zumal da es den Handwerksmeistern, wenn sie auch intelligent genug sein möchten, an der erforderlichen Zeit mangeln würde. Gegen die Zumuthung, die Versicherungs-Organifation auf bestehenden Innnungseinrichtungen, Innungsverbänden, aufzubauen, sprach sich der Regierungs-Vertreter ziemlich energisch aus. Er meinte, die Innungen und die Innungsuerbände beruhten gegenwärtig bei uns auf Freiwilligkeit und unterlägen dem Wechsel, sie umfaßten, namentlich in Süddeutschland, nur eine geringe Zahl der Handwerker, auf eine derartige lose Organisation dürfe die umfassende Einrichtung nicht aufgebaut werden; auch würden dadurch die zahlreichen außerhalb der Innungen stehenden Handwerksbetriebe in den Angelegenheiten der Unfallversicherung, an deren Lasten sie mittragen, mundtodt gemacht werden, was den Grundsätzen der Selbstverwaltung und der Billigkeit nicht entspräche. — Auf dem Handwerkertag im Jahre 1892 schließlich wurde die Frage nur recht kurz und oberflächlich behandelt. Es brachten dort die Herren Faster und Möller diefelbeu Argumente für und theilweife gegen den Plan vor, die sie in der Handwerker-Conferenz vertreten hatten.

Wie man sieht, ist die Regierung hinsichtlich der Organisation im Allgemeinen in der von dein Geheimen und Oberregierungs-Rath Woedtke iu der Conferenz angegebenen Richtung vorgegangen, im Uebrigen sind aber die Forderungen eines Theils der Handwerker: die Möglichkeit der Selbstversicherung der kleinen, einein besser bezahlten Arbeiter wirtschaftlich und social gleichgestellten Meister zu gewähren und eine eventuelle Ausscheidung der weniger gefahrvollen Betriebe aus dem Versicherungszwange, befriedigt worden.

Unter dem gegenwärtigen Rechtszustnnoe haben in erster Linie die bei den Handwerken: beschäftigten Arbeiter zu leiden. Sie müssen sich in ihren Interessen dadurch verletzt fühlen, daß sie, obwohl den gleichen Gefahren ausgesetzt, nicht an einer Einrichtung betheiligt sein sollen, die den Berufsgenossen in der Großindustrie längst mit allen ihren Segnungen zu Theil geworden ist, und auch dieser Umstand hat den: Kleinbetrieb manche tüchtige Arbeitskraft entzogen. Wenn also das Handwerk nur halbwegs seinen

Vortheil versteht, so muß es die geforderten Opfer bringen, fchon um sich
einen guten Arbeiterstamm zu sichern und zu erhalten.
Die Begründung zu dem Gesetzentwurf hebt mit Recht hervor und
bestätigt in authentischer Form, was die Handwerksvertreter in der be-
sprochenen Eonferenz dargelegt haben, daß nämlich die Betriebe, in denen
Metalle mit Feuer bearbeitet werden, wie Schlossereien, Schmieden,
Gießereien gegenwärtig nur versicherungspflichtig sind, wenn sie fabrikartig
oder mit Motoren, Dampf :c. arbeiten, dagegen von der Versicherung aus-
geschlossen sind, wenn der Betrieb handwerksmäßig und ohne Motoren ge-
führt wird, obwohl die Netriebsgefahr hier kaum geringer ist, als bei jenen,
sicherlich aber größer, als bei fabrikmäßig arbeitenden und deshalb ver-
sicherten Betrieben in zahlreichen anderen Nerufszweigen. Diese verschieden-
artige Behandlung wird um so fühlbarer, als in anderen Berufen, z. B.
in den Betrieben der Maurer, Zimmerer, Müller, Schornsteinfeger, alle
Arbeiter versichert sind, ohne Rücksicht auf die Art der Betriebsmittel und
auf den Umfang des Betriebes.
Die Verschiedenartigkeit der Gefahrengröße in den verschiedenen Hand-
werksarten soll zugegeben werden, von einer Gefahrlosigkeit schlechthin, die
einen Versicherungszwang nicht rechtfertigen würde, ist aber doch nur in
sehr vereinzelten Gewerben zu reden. Schon das Umgehen mit Hand-
werkszeug, mit Messer, Scheere, Hammer. Beil :c., das Leitern- und Treppen-
steigen bringen eine im Vergleich mit den Unfällen an Maschinen durch-
aus nicht unerhebliche Unfallgefahr mit sich. Nach den bereits erwähnten
Erhebungen von 1887 entfielen von allen entschädigungspflichtigen Un-
fällen auf
den Fall von Leitern, Treppen :c 14,48 Proc.
das Auf- und Abladen, Heben und Tragen . . 9,91 -
die Verwendung von Fuhrwerk 5,69 -
die Benutzung von Handwerkszeug 5,62 -
während die Verletzung durch
Motoren 1,35 Proc.
Transmissionen 2,31 -
Arbeitsmaschinen 17,55 -
ausmachten.
Es kommt weiter in Betracht, um den heutigen Zustand als einen
unzulänglichen erscheinen zu lassen, daß jetzt in manchen Betrieben infolge
der allmählichen Erweiterung der Unfallversicherung ein Theil der Betriebs-
thätigkeit versichert ist, ein anderer nicht. Es sind dies namentlich die zu
einem Theil bei Bauten betheiligten Betriebe der Tischler, Schlosser, Maler,
Glaser, Klempner:c. In diesen Betrieben ist nicht nur die vielfach ebenso
gefährliche Werkstattarbeit gleichartiger Arbeiter unversichert, sondern es ist
sogar ein und derselbe Arbeiter für einen Theil seiner gewerblichen
Thätigkeit (bei Bauten) versichert, für einen anderen Theil (in der Werk-
^

statt) unversichert. Denn der Werkstättenbetrieb eines Schlossers, Tischlers :c. ist nach geltendem Rechte nur dann versicherungspflichtig, wenn er entweder ein fabrikmäßiger ist, oder wenn er nach seinem Umfange sich als einen Nebenbetrieb der Bauschlosserei, Bautischlerei darstellt, dagegen nicht im umgekehrten Fall, wenn die Werkstättenarbeit die Hauptsache, die Bauarbeiten aber die Nebensache sind. Welch' eine Fülle von Schwierigkeiten und Streitfällen sich nothgedrungen und beständig aus dieser Rechtslage ergeben muß, liegt klar auf der Hand. Es kommt noch hinzu, daß ein Theil der versicherten Bauarbeit, wie namentlich die Vorbereitung der zu Bauzwecken dienenden Stücke, sich in der Werkstatt zu vollziehen pflegt. Es kann also leicht vorkommen, daß ein Arbeiter, ohne seinen Arbeitsplatz in der Werkstatt zu verlassen, wiederholt im Laufe eines Tages in die Unfallversicherung eintritt und aus ihr ausscheidet.

Diesen Halbheiten und gewerberechtlichen Curiosa wird durch eine Erweiterung der Unfallversicherung, die die mit Gefahren verknüpften Betriebe und jene zeitweiligen Nebenbetriebe der bereits versicherungspflichtigen Gewerbearten umfaßt, ein Ende bereitet. Daß ferner Personen, die nicht im Betriebe beschäftigt sind, aber die Betriebsstätte zu besuchen haben, so die Frauen, die ihren Männern das Essen bringen, in die Versicherung einbezogen werden können, ist ebenfalls im Interesse der Unternehmer wie jener Personen als ein Fortschritt zu begrüßen.

Die Schwierigkeiten aber, die die Organisationsfrage geboten hat, sind durch deu neuen Entwurf kaum vermindert worden. Zu den vorhandenen Organisationen kommt, das würde das Resultat sein, noch eine neue: die Unfallversicherungsgenossenschaft auf territorialer Basis und mit bureaukratischer Verwaltung hinzu. Anstatt, wie es so dringend gewünscht und neuerdings in der socialpolitischen Litteratur als verhältnismäßig leicht erreichbar betont wird, anstatt den Verwaltungsapparat unserer socialen Gesetzgebung zu vereinfachen, die Kranken-, Unfall- und Invaliditäts- und Alters-Versicherung in eine Gesammtorganisation zusammenzufassen, die Gesammt-Versicherung mit Ausschluß der Verufsgenosfenschaften auf ein modificirtes Krankenversicherungsgesetz aufzubauen, geht man jetzt daran, die Sache noch durch eine neue Einrichtung zu compliciren, als ob man es darauf abgesehen hatte, eine Gesetzgebung, die, weil sie mit Unkosten und Unbequemlichkeiten aller Art verknüpft ist und Arbeiter vollständig bei der Verwaltung ausschließt, an sich schon nicht übermäßig beliebt ist, vollends unpopulär zu machen.

Die Verfasser des Entwurfs motiviren ihren Plan mit der Erklärung, daß für eine auf Selbstverwaltung begründete berufsgenossenschaftliche Organisation, was den größeren Theil der Betriebe des Handwerkes und des Kleingewerbes, sowie was die Fischerei und die kleine Seeschissfahrt anbetrifft, die nothwendigen Voraussetzungen: Verständniß für die verwickelte Technik des Versicherungswesens, Neigung und Zeit für den umfangreichen

Schriftwechsel fehlen würden. Wollte man die Unfallversicherung des Hand-
werkes und des Kleingewerbes in der Weise durchführen, daß diefe Betriebe
an bereits bestehende Berufsgenossenschaften angeschlossen werden, so würde
dies für die letzteren wegen der großen Zahl der hinzutretenden Klein-
betriebe erhebliche Schwierigkeiten bringen und bei einem Theil der Berufs-
genossenschaften einer starken Abneigung begegnen. Und auch die kleineren
Betriebsunternehmer selbst würden von der benlfsgenossenschaftlichen Ver-
waltung schon deshalb nicht befriedigt werden, weil sie darin neben den
Unternehmern der Großbetriebe nicht recht zur Geltung kommen würden.
Aus diesen Gründen sollen die zur Unfallversicherung hinzutretenden Betriebe
im Allgemeinen bezirksweise ohne Scheidung der in den örtlichen Bezirken
vertretenen Berufszweige organisirt und die Verwaltung der neuen Ein-
richtung den Lommunalverbänden mit ihren bereits geschulten Kräften über-
tragen werde. Die Begründung läßt nun weiter die Frage offen, ob etwa,
falls eine bezirksweise Organisation des Kleingewerbes in Handwerkskammern,
Fachgenossenschaften oder ähnlichen Körperschaften eingeführt werden sollte,
diesen Eorporationen die Verwaltung der Unfallversicherung iin Bereich des
Handwerks übertragen werden könnte.
Ein großer Theil der organisirten Handwerker ist, wie das die Proteste
aus diesen Kreisen beweisen, mit dieser Regelung der Angelegenheit nicht
einverstanden. Zum Theil verlangen sie eine umfangreiche Netheiligung
der Innungen an der Organisationsarbeit, was aus den von dem Geh. und
Oberregierungsrath von Woedtcke schon folgerichtig entwickelten Gründen un-
möglich ist, zum Theil wünschen sie Anschluß an verwandte Gewerbe, die
bereits versicherungspflichtig sind, andere wieder wollen selbstständige Berufs-
genossenschaften, und eine Gruppe schließlich wünscht überhaupt verschont zu
bleiben.
Es läßt sich dem gegenüber kaum bestreiten, daß es die Autoren des
Entwurfs an Gründlichkeit in den Motiven und in der statistischen Beweis-
führung haben mangeln lassen, daß sie auf manche schwerwiegende Fragen
keine ausreichende Antwort geben, und aus diesen und anderen Umständen
scheint uns hervorzugehen, daß, so nothwendig die Einbeziehung eines Theils
des Handwerks in die Versicherungspflicht ist, der gegenwärtige Zeitpunkt
znr Berathung eines derartigen Gesetzentwurfes ungeeignet, die ganze Frage
zur Zeit noch nicht spruchreif sein dürfte.
Tie Bestimmungen des Entwurfs, daß kleine Betriebsunternehmer,
deren Iahresverdienst nicht zweitausend Mark überschreitet, gesetzlich zur
Selbstuersichernng berechtigt sein sollen, daß dies zwangsweise durch Bundes-
rathsbeschluh oder durch Statut angeordnet werden kann, daß Betriebe,
für die keine besondere Unfallgefahr vorhanden ist, durch Bundesraths-
beschluß von der Versicherungspflicht ausgeschlossen werden können, schließlich
daß statt des Umlageuerfahrens, wodurch für die Industrie, die Land- und
Forstwirthschaft und die Seeschifffahrt außer Ansammlungen für einen

Reservefonds nur der Iahresbedarf der Entschädigungsbeiträge aufgebracht wird, jetzt das Verfahren 5er Cavitaldeckuug angewandt werden soll, alle diese Bestimmungen müssen voraussetzen lassen, daß man auf das Genaueste und zwar bis auf den heutigen Tag über die Lage der neu zu erfassenden Betriebe, namentlich des Handwerkes unterrichtet sei, wie groß in diesen einzelnen Betrieben die Unfallgefahr ist, wie weit einzelne Gemerbearten im Verschwinden begriffen sind, ob eine weitere Belastung mit öffentlichen Ausgaben ertragen werden kann, wie viele Hilfskräfte beschäftigt werden :c. :c. Verfügt man nun über diese nothwendigen Vorkenntnisse? Keineswegs!

Was an statistischem Material vorliegt, datirt einmal aus den durchaus nicht erschöpfenden »6 I'no unternommenen Erhebungen von: Jahre 1887 und weiter aus der Gewerbezählung vom 1. December 1875 und der Berufszähluug vom 5. Juni 1882. Diese Gewerbeaufnahmen liegen zu weit zurück uud geben überdies auf die wesentlichsten Fragen keine Antwort, sie können also einer gesetzgeberischen Action nicht zu Grunde gelegt werden. Gerade das Kleingewerbe und das Handwerk sind unter den bekannten Einflüssen der neueren Gewerbeentwickelung beständigen und tiefgehenden Veränderungen in ihrer Structur und in ihren Verhältnissen zu den umgebenden Velriebsformen ausgesetzt, und gerade hier muß es zu empfindlichen Mißgriffen führen, wollte man die jüngste Gntwickelungsperiode nach statistischen Erhebungen beurtheilen, die, soweit sie umfassenderer Natur sind, bereits über ein Jahrzehnt hinter deni gegenwärtigen Zustand zurückliegen.

Von den Behörden selbst scheint übrigens die Anschauung, daß man so ohne Weiteres die Unfallversicherung auf die bezeichneten nothleidenden Betriebe nicht ausdehnen könne, neuerdings getheilt zu werden; anders hätte man erwarten können, daß der vor Jahresfrist vublicirte Entwurf noch in der gegenwärtigen Legislaturperiode des Reichstags eingebracht werden würde. Das ist nicht geschehen, ebensowenig wie ein präcisirter Entwurf zur Organisation des Handwerks und zur Regelung des Lehrlingswesens, der in einer vom preußischen Handelsminister in allgemeinen Zügen vorgetragenen Form ebenfalls seit längerer Zeit bekannt gegeben ist, bis jetzt vor das Forum der Neichsboten hat gelangen können. Man hat sich offenbar, gedrängt von der weitgehenden Unklarheit, die über die gegenwärtigen Zustände im Handwerk bei der öffentlichen Meinung, bei den Parteien und selbst bei der Wissenschaft herrscht, entschlossen, genauere und eingehendere statistische Erhebungen abzuwarten. Es soll, so berichtet man, zu diesem Zwecke eine Enquöte über die Lage des Handwerks veranstaltet werden, die neben andern dankenswerthen Aufschlüssen auch Klarheit über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handwerk und das Kleingewerbe zu bringen haben wird. Jedenfalls vertagt man alle weiteren Vorarbeiten in dieser Angelegenheit bis nach

der auf den Sommer dieses Jahres angesetzten neuen Gewerbe- und Berufszählung im ganzen Deutschen Reiche. Auch diese wird neue Anhaltspunkte in diesen schwierigen gewerbepolitischen Fragen bringen und den Gesetzgebern einen weit sichereren Boden unter den Füßen verschaffen, als sie jetzt haben. So sehr man einer Verzögerung widerstreben muß, wenn es gilt, einem schwer bedrängten Verufsstande auf dem Wege der Gesetzgebung eine mögliche Unterstützung zu gewähren, eben so sehr wird man sich hüten müssen, einer Gesetzmacherei Vorschub zu leisten, die etwa lediglich von büreaukratischen Erwägungen aus und ohne Fühlung mit den tatsächlichen Verhältnissen in die Bahnen geleitet werden soll und die zum Neglementiren in's Blaue hineinführen muß.

ökizzen aus Rom vor dem öturz der papstlichen Herrschaft.

von

N. E. Gasse.

— Hannover. —

o» freundlichen Leseni der „Erinnerungen aus meine»! Leben" *) bin ich wiederholt zu weiteren Mittheilungen aufgefordert worden. Namentlich über meine italienischen Reisen wollte man Etwas erfahren. Hundertfältig von den gewandtesten Federn Berichtetes zu wiederholen, konnte ich mich nicht entschließen. Vielleicht aber ist es Manchem nicht ohne Interesse, zu lesen, was ich ini Jahre des uaticanischen Concils, zugleich dem letzten Jahre der weltlichen Herrschaft des Papstes, in Rom zu beobachten Gelegenheit hatte.

Im Jahre 1869 konnte man in Italien nach der einfachen und rascheu Abfertigung an der Grenze unbehelligt überall Hinreisen. Sobald man aber den damals schon arg beschnittenen Kirchenstaat erreichte, begegnete man einer mißtrauischen Paß- und Zollbelästigung. Nach Ueberwindung dieser Unbequemlichkeiten hoffte ich, mich, als einziger Insaß meiner Eisenbahn-Abtheilung, einer beschaulichen Ruhe hingeben zu können. Da stieg, beim Anschluß von Viterbo her, eine ganze Familie zu mir ein, ein würdiges Ehepaar, drei halbwüchsige Kinder und ein militärisch aussehender Onkel. Zuletzt wurde noch ein gewaltiger Eßkorb hereingeschoben. Die Gesellschaft machte es sich alsbald behaglich und zeigte sich rücksichtsvoll und anständig. Die Herren spuckte» nicht einmal auf den Fußboden, wie es sonst ja hier

*) Als Manusciipt gediuclt bei Fi. Vicwc« und Sohn in Biaunschweig 1893.

zu Lande leidige Gewohnheit ist. Der Eßkorb wurde geöffnet, und mit der kindlichen Fröhlichkeit, die den Italienern so gut steht, ging es an das Schmausen, zu dem man mich in liebenswürdigster Form einlud. Nachdem den leiblichen Ansprüchen genügt und auch meinerseits durch die Darreichung importirter Cigarren an die Herren »nein Dank abgestattet worden war, kam die Frage an mich: woher des Landes? Ich bekannte mich als einen Deutschen, und zwar als einen 1866 annectirten Prussiano. Das reizte den Onkel, der sich als päpstlicher Artillerie-Offizier herausstellte, zu politischen Aeußerungen. So kam denn auch die bedenkliche Lage der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Sprache. Durch meine Bemerkung, daß jetzt, wo dem heiligen Stuhle Streitkräfte von allen Seiten zuströmten, Schutz genug vorhanden sei, schien man nicht beruhigt. Ich wurde zuletzt geradezu gefragt, ob wohl der König von Preußen, der ja mit dem Papst manche Freundlichkeiten ausgetauscht habe, im Nothfall militärischen Beistand leisten würde. Ich konnte dies nur lächelnd verneinen und wiederholte, daß eine solche Hülfe auch wohl überflüssig wäre. Dazu schüttelten die Herren den Kopf und versanken in ein bedeutungsvolles Schweigen. So mußte ich schon jetzt zu meiner Verwunderung bemerken, wie gering das Vertrauen auf die in Rom befindlichen militärischen Kräfte war.

Endlich kamen wir in Rom an, wo die erneute Paß- und Mauthplage mit Hülfe meiner ueuen Freunde rasch überwunden wurde.

Eine breite von zwei antiken Löwen bewachte Treppe führt auf den Eapitols-Platz. Oben angekommen steht man dem Senatoren-Palast gegenüber und hat linkerseits das Museum, nach rechts den Palast der Conservatoren, in der Mitte die Neiterstatue des Mark Aurel vor sich. Schreitet man weiter zur Ecke rechts, so führt eine Treppe zu einer Station der Feuermehr, und nach Ersteigung einer letzten Treppe befindet man sich endlich auf dem südlichen Ausläufer des capitolinischen Höhenzuges. Hier ist deutsches Gebiet, der Sitz des (jetzt kaiserlich deutschen) archäologischen Institutes. Eine Häuserreihe beherbergt dessen Sammlungen und enthält die Wohnungen der Beamten. Nebenan befindet sich ein kleines Krankenhaus für Deutsche und endlich ein Anbau mit Wohnungen und einzelnen Zimmern, die an deutsche Gelehrte vermiethet werden können. So war es damals, und ich war so glücklich, daselbst Aufnahme zu finden. Ich bekam ein Eckzimmer im dritten Stock mit der Aussicht: südwärts nach dein Aventin und einem Theil des Tiber-Laufes, gegen Morgen auf einen großen Theil des antiken Rom und über den Palatin und das Eolosseum hinaus auf den malerischen Zug des Albanergebirges. Zu Füßen hatte ich den steilen Absturz des Tarpejischen Felsens. Schöner als hier konnte man in Rom wohl nicht wohnen. Als Mitbewohner des Hanses traf ich einen leider früh verstorbenen Göttinger Docenten der Archäologie, ferner den mir be-

freundeten Naurath Köhler aus Hannover, der damals die 8wiiW äsl Vlioäorc, im Vatican für fein schönes chromolithographisches Werk aufnahm. Vorübergehend, auf der Durchreise zum geodätischen Eongreh in Neapel, traf auch mein Göttinger College Professor Schering ein. — Von hier aus machte ich meine Ausflüge und Entdeckungsreisen durch Rom, zu denen ich meist mit noch anderen Landsleuten (Professor Gusserow-Nerlin, dem Ehepaar Blasius von Braunschweig u. A.) zusammentraf.

Außer der Cafa Tarpeja und der prächtigen Residenz der deutschen Votschaft im Palast Eaffarelli war auf dem Capitol das deutsche Element noch anderweitig und eigentümlich vertreten. Wenn ich in der Frühe auf den Capitols-Platz hinabkam, traf mich meistens ein doppelter deutscher Morgengruß. Der erste kam von der Hauptwache der päpstlichen Zuaven, die der Mehrzahl nach Deutsche waren. Den zweiten Zuruf brachte mir der Hausmeister des Eonservatoren-Palastes, ein deutscher Schweizer, der nach langem Dienst in der vaticanischen Palast-Garde hier einen Ruheposten bekommen hatte. Seine Söhne waren geschickte Arbeiter im Fache der römischen Schmucksachen, Cameen, Broschen, Ketten «., welche aus dovpelfarbigen Muscheln und Steinen geschnitten werden. Dadurch war ich mit ihnen und durch sie auch mit den Zuaven bekannt geworden. Der Eommandant der Letzteren, ein Sergeant, zeigte sich als ein sehr gebildeter Mann, von dem ich vergebens zu erfahren suchte, wie er nach Rom und zu den Zuaven gekommen sei. Die Offiziere kamen nur selten zur Hauptwache, die zahlreiche Posten auf der Strecke zwischen dem Eauitol und dem Lateran zu stellen hatte. Die Bekanntschaft, mit dieser Truppe war mir nicht ohne Nutzen. Sie kam mir u. A. zu statten, als ich mit mehreren Freunden die werkwürdigen antiken Bauten, die unter dem Namen der 8otw 8»1s geheil, besuchen wollte. Diese Bauten befinden sich ganz am Ende der weitläufigen Gärten, die dem Eonvent und der Kirche von S. Pietro in Vinculi gehören. Bei der Anfrage um Zutritt wurden wir von dein geistlichen Aufseher entschieden zurückgewiesen. Einer von unserer Gesellschaft hatte von einein anderen Eingang zu den Gärten gehört, und wirklich fanden wir diesen in einer einsamen Gasse weit hinten nach dem Colosseum zu. Aber auch hier stand eine Schildwache, die uns abwehrte. Es war jedoch ein Zuave, und indem wir mit ihm verhandelten, trat der Führer des Postens hinzu und rief: „Sie sind es, Herr Doctor, ja, Sie lassen wir hinein, aber Sie müssen mit Ihrer Gesellschaft auch hier bei uns wieder herauskommen. So wirkte die landsmännische Gemüthlichkeit dieser Söldner zu unseren Gunsten.

Ich fragte später meinen Sergeanten, warum man jenen abgelegenen Winkel so sorgfältig bewache. Er erwiderte, es geschehe, gerade weil er so abgelegen sei. Das heilige Eollegium fürchte nämlich, neben dem äußeren Feinde, auch die Gegner in Rom selbst. Es sei deshalb der päpstliche General Schmidt angewiesen worden, alle Oertlichkeiten innerhalb der Stadt, von denen anzunehmen sei, daß sie zu geheimen Versammlungen, Waffen-

Niederlagen und dergl. dienen könnten, militärisch zu überwachen. Gerade solche einsame alte Bauten seien zu Schlupfwinkeln ganz geeignet.
Aehnliche ängstliche Vorsichtsmaßregeln hatte ich bereits bei einem Besuche des Aventin wahrgenommen. Nach meinem Stadtplan führte eine bequeme Straße auf den freistehenden Hügel, als ich aber dieser nachging, fand ich sie plötzlich durch eine tiefe und breite Abgrabung unterbrochen und war genüthigt, von entgegengesetzter Seite auf einem schmalen Pfad die steile Anhöhe zu ersteigen. Fürchtete man etwa, das aufrührerische Volk werde, wie vor ungefähr zweitausend Jahren den heiligen Berg, so jetzt den Aventin besetzen, und es werde sich kein Menenius Agrippa finden, dem es gelänge, die Plebejer durch seine Beredsamkeit wieder zur Ordnung zurückzuführen?
Eines Morgens sah ich beim Überschreiten des Capitolplatzes den Sergeanten bei den Trophäen des Marius in eifrigem Gespräch mit zwei Leuten. Er rief mich an und bat mich, ihm zu helfen, diese Menschen zu belehren. Es waren deutsche Handwerksburschen, die in den päpstlichen Dienst treten wollten. Abgewiesen, wären sie immer wiedergekommen und ohne Mittel in bedrängter Lage. Zum Dienst fehle ihnen die rechte Kürperstärke, zudem waren sie Protestanten. Früher habe man auch solche angenommen, jetzt sei aber ihre Truppe vollständig, und der Papst habe befohlen, ferner nur Katholiken einzustellen. Die mitleidigen Zuaven hatten fchon zweimal ihre Mahlzeiten mit den armen Burfchen getheilt und auch für sie etwas Geld zusammengeschossen. Ich konnte nichts Anderes thun, als ebenfalls einen Beitrag zu leisten und den Beiden zu rathen, sich um Beistand an die Gesandtschaft zu wenden, wohin ich ihnen den Weg zeigte. Diefes Beispiel kopfloser Reisläuferei zu sehen, war nur sehr schmerzlich, den Zuaven indessen schien dergleichen nichts Neues zu sein.
Bei «leinen Streifzügen durch Rom fand ich ein paar Male Gelegenheit, mich auch mit Soldaten von der Legion von Antibes zu unterhalten. Auf dem Nonw t?8taooiu, von dem man einen fo schönen und eigenartigen Rundblick hat, saß ein junger Soldat und schaute traurigen Sinnes auf die melancholische Umgebung der Porta San Paulo, er schien Heimweh zu haben. Das unfehlbare Mittel des Geschenkes einer Cigarre und eine freundliche Ansprache löste ihm die Zunge. Aber er brachte es nur zu Klagen, wie schlecht er es hier habe, und wie übel er und seine Kameraden von der hiesigen Bevölkerung angesehen würden. Ein anderes Mitglied dieser Truppe, zu dem ich mich auf eine Bank in der Villa Borghese setzte, war mittheilsamer. Er klagte in ähnlicher Weise wie Jener. Als ich aber erwiderte, die Zuaven schienen zufriedener zu fein, brach er erst recht in Vorwürfe aus. Ja, diese reichen Schlucker würden ihnen vorgezogen, sie hätten besseren Sold und bequemeren Dienst, sie würden herausgeputzt wie die Herren. Dabei strich er verächtlich über seine allerdings einfache, doch zugleich etwas lotterig gehaltene Uniform.

Aber, fuhr er fort, wenn es einmal ernsthaft losginge, da werde man fehen, wer die richtigen Leute feien. Jene Puppen möchten sich dann nur felbst helfen, die Seinigen würden kein Glied für sie rühren. So prahlte dieser Legionär von Äntibes, der, wie sich ergab, aus Süd-Frankreich stammte.
Der eigentliche Zweck meiner Nomfahrt war gewesen, Erholung durch Natur- und Kunstgenuß zn suchen. Nach beiden Richtungen gewährte Noni und seine Umgebung überreiche Befriedigung. Zugleich aber konnte man sich den Eindrücken nicht entziehen, welche die augenblicklichen öffentlichen Zustände boten. Daß Kämpfe mit weltlichen Waffen zu fürchten feien, verrieth schon die Anhäufung von Soldaten in Stadt und Land. Eben so offen aber traten die Vorbereitungen zu geistigen Kämpfen deni Beobachter entgegen. Die vom Papst berufeue Kirchenuersammlung sollte in der Peterskirche abgehalten werden, und zwar wurde für diesen Zweck die letzte Seitencapelle vom Eingange rechts hergerichtet. Da wurde gesägt, gehämmert, und es erhoben sich ringsum die amphiteatralisch geordneten Sitze für die geistlichen Würdenträger der katholischen Welt und an der Altarwand der Eapelle der hohe Unterbau für den Thron des Stellvertreters Ehristi. Um eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem Naume und dem Vaticnn zu gewinnen, mußte eine Wand durchbrochen und eine Treppe umgebaut werden. Den Blicken der neugierigen Menge wurde später die Eapelle durch eine hohe Bretterwand gegen das Kirchenschiff abgeschlossen.
Bekanntlich hatte der Papst Alles aufgeboten, um sich im Voraus eine Majorität bei den bevorstehenden Abstimmungen im Eoncil zn sichern. Da nun manche hohe Geistliche, namentlich aus den orientalischen Ländern, auf deren richtige Abstimmung gerechnet werden konnte, in ihren Mitteln ziemlich beschränkt waren, so suchten die päpstlichen Behörden ihnen möglichste Erleichterung zu verschaffen. In diesem Behuf ließ auch der Papst alle verfügbaren Näume feines Palastes zu Wohnungen für solche Prälaten einrichten. Zahlreiche Arbeiter wurden hierbei beschäftigt und gingen ungehindert im Vatican aus und ein. Diesen Umstand benutzte ich, um mir den Zutritt zu einem Kunstwert zu verschaffen, den ich bisher vergeblich angestrebt hatte. Es handelte sich um das Badezimmer des Eardinals Vibiena, das bekanntlich von Naphael und seinen Schülern mit malerischem Schmuck ausgestattet worden ist. Ein freundlicher, mit den Räumlichkeiten des Vaticans vertrauter Geuius übernahm die Führung zu dem verborgenen Schatze. Im dritten Stock, ungefähr oberhalb des Eonstllntin-Saales gelangten wir von einem Seitengange durch ein Vorgemach vor die Thür des erwähnten Zimmers. Es war verschlossen: — glücklicher Weise entdeckten wir den versteckten Schlüssel und traten erwartungsvoll ein. Der Raum sah wüst aus. Alles verstaubt, nm Boden Tapetenfetzen und abgebröckelter Gyps. Indessen war von den Malereien doch so viel erhalten, daß der Plan des Ganzen in seiner ursprünglichen Schönheit deutlich geuug hervortrat, namentlich die Decoration der Zimmerdecke

leuchtete noch in Färbung und Vergoldung hervor. Die grüßten Schädigungen
fanden sich in den Ecken und oberen Wandgesimsen. Es schien, als seien
dort einmal Tapeten befestigt gewesen, um die Malereien zu verbergen.
Einzelne Reste davon hingen dort noch herab. Von den Bildern waren
einige fast unkenntlich geworden, so die größeren an der Decke zwischen den
gut erhaltenen Ornamenten des Kreuzgewölbes. Ein paar der nach Naphaels
Zeichnungen ausgeführten Venusbilder traten noch fchön hervor, andere waren
mehr oder minder beschädigt. Ebenso verhielt es sich mit den reizenden sechs
Amorinen mit ihren phantastischen Gespannen. Es schien mir aber, als ob
eine geschickte Reinigung noch manches scheinbar ganz Verschwundene wieder
zu Tage fördern könne. Jedenfalls gewährte die Betrachtung diefes Kunst-
werkes auch in seiner jetzigen Vernachlässigung noch immer großen Genuß.
Zögernd verließen wir den in so hervorragender Schönheit geschmückt
gewesenen Raum, konnten indessen wohl begreifen, warnm man im Vatican
diefe heidnischen Malereien verleugnete oder doch den Zutritt zu ihnen ver-
weigerte. Man muß sich in die Zeit ihrer Entstehung versetzen, um zu
verstehen, daß ein Cardinal seine Wohnung mit solchen Darstellungen
schmücken ließ.

In jener denkwürdigen Zeit, in der Julius II. mit dem Schwert in
der Hand dein Kirchenstaat eine Erweiterung seiner Macht zu erstreiten
suchte und zugleich die Würde und den Glanz seiner Hauptstadt durch
Heranziehung von Kunst und Wissenschaft zu erhöhen verstand, — wo sein
Nachfolger Leo X. die feinen Formen, sowie die poetische und künstlerische
Genußfähigkeit feiner florentinischen Heimat nach Rom übertrug, — setzte
man sich unbedenklich über entgegenstehende Rücksichten hinweg. Die da-
malige gebildete Welt schwelgte in der Freude an der wiedererstandenen
Erkenntniß des Alterthums. Dessen Staatsformen, die menschlich nahen
Götter seines Olvmves, seine Dichtungen, seine malerischen und plastischen
Kunstwerke wurden der Gegenstand allgemeinster Bewunderung. Wohl hatte
der ernste, fast asketische Michel Angelo die mächtigen Gestalten der
Propheten und Sibyllen, sowie die Schrecken des jüngsten Gerichtes der
übermüthigen und genußsüchtigen Gesellschaft gegenüber gestellt; aber er selbst
hatte ja seinen Formensinn an der Antike herangebildet. Die führenden
Geister jener Zeit fuhren fort, sich dem Reiz der Poesie und Kunst des
Alterthums hinzugeben und sich von ihm wie mit einen: Rausche zu er-
füllen. So war es möglich, daß die Götter Griechenlands ihren fröhlichen
Einzug in die Hochburg der katholischen Christenheit halten konnten. —
Die Ernüchterung blieb nicht aus, die eingedrungenen Gäste wurden ver-
leugnet, man schämte sich ihrer und hielt sie versteckt. Nur Raphaels Name
vermochte sie bisher nothdürftig zu fchützen. Möge er es noch ferner thun
und jene Perle der Renaissance der Nachwelt erhalten bleiben.

Der Papst Pius IX. widmete, wie man weiß, der heiligen Jungfrau
eine besondere Verehrung und pflegte an Marientagen die der Heilands-
mutter geweihten Kirchen durch seine persönliche Gegenwart auszuzeichnen.
Im laufenden Jahre hatte er am Feste Maria Geburt die Kirche 8. Unri»
<iel papolu am Platze gleichen Namens dazu auserwählt. Dies gab eine
gute Gelegenheit, den Pomp einer öffentlichen Auffahrt des Papstes zu fchauen.
Meine deutschen Freunde und ich fanden eine etwas erhöhte Stelle da,
wo der Zug aus einer engeren Straße in den großen Platz einzutreten
hatte. Der Andrang der Menge war nicht allzu groß. Ueber den weiten
Raum bis zur Kirche bildeten die Znaven und die Legion von Antibes in
Gala-Uniform doppeltes Spalier.
Endlich erschien der Zug, dem zwei päpstliche Stallmeister voraus-
ritten. Es folgte ein ansehnlicher Trupp Reiter in glänzenden Uniformen,
wie es hieß, von der päpstlichen Nobelgarde; dann der Papst selbst in einer
mit sechs prächtigen Rappen bespannten Staatskutsche. Mt der ihm eigenen
freundlichen Würde spendete Pius nach rechts und links den Segen. Ein
zweiter Reitertrupp schloß sich an, und hinter diesem eine lange Reihe alt-
vaterischer, mit Roth und Gold geschmückter Wagen der Eardinäle, Hinten-
auf mit zwei bis vier Lakaien, die eigenthümliche sonderbare Sonnenschinne
trugen. Den Beschluß des Zuges machte eine Abtheilung berittener Gens-
darmen. — Rauschende Musik und allgemeines Präsentiren des Militärs
empfing den Papst und wiederholte sich bis zu dessen Eintritt in die Kirche.
Es war ein glänzendes Schauspiel, dieser Zug des Knechtes der Knechte
Gottes, wie sich die Päpste oft zn nennen pflegen. Wir fremden Zufchauer
aber nahmen mit Erstaunen wahr, wie lau das Volk den heiligen Vater
begrüßte. Wo waren die Zeiten hin, in denen ganz Italien von den»
Lwiva ?iu Nono wiederhallte und dieser Ruf au allen Mauern groß an-
geschrieben stand. Selbst den Segen des Papstes nahmen nur Wenige kniend
hin, während früher bei ähnlichen Gelegenheiten Alle auf den Knien lagen.
In der Kirche war es gedrängt voll von Menschen. Mit Mühe ver-
mochten die Schweizer den Weg frei zu halten, auf dem der Umgang der Proces-
sion stattfinden follte. Diese ging in bekannter Weise vor sich. Der Papst,
im vollen vontisicalischen Schmucke, die Tiara auf dem Haupte, im hoch-
erhobenen Sessel von rothgekleideten Dienern getragen, umgeben von den
Diakonen mit den hohen Wedeln von weißen Pfauenfedern, gefolgt von
einer langen Reihe geistlicher Personen, — das Alles gab ein farbenreiches
Vild. Der Umzug endigte auf dem erhöhten Altarplatze, wo der Papst
das Gewand wechselte, um in einfacherer Kleidung feines vriesterlichen
Amtes zu walten. Die etwas ungeschickte Handreichung bei diesem Acte
erregte sichtlich die Ungeduld des heiligen Vaters.
Das Gedränge und die Hitze in der Kirche machte, daß wir alsbald
das Freie suchten. Hier zeigte es sich, daß meinem Göttinger College» in
den heiligen Räumen die Brieftasche entführt worden war. Der Dieb

wird enttäuscht gewesen sein, denn er hatte nur den Reisepaß erobert. Uns aber kostete es mancherlei Mühe und Zeitverlust, bis durch die Gesandtschaft und auf Monte Citorio, wo damals die Polizei ihren Sitz hatte, unser Freund wieder legitimirt war.

Es ist nicht zu verkennen, daß Pius IX. während seines langen Pontisicates fortwährend bestrebt war, die Macht des heiligen Stuhles zu stützen und zu erweitern. Die ganze Entwickelung der Neuzeit hat ihm, aber das tragische Geschick bereitet, seine Anstrengungen fast gänzlich zu vereiteln. Anfangs versuchte er es mit dem Liberalismus. Vielleicht hoffte er, der politischen Strömung der Zeit folgend, ganz Italien unter dem Banner des heiligen Petrus zu vereinigen. Es ist bekannt, wie bald solche Bestrebungen mit der schmählichen Flucht des Papstes aus Rom ihr Ende erreichten. Nach der mit Hilfe ansländifcher Truppen erfolgten Rückkehr wandte sich Papst Pius immer entschiedener der Neaction zu und gab sich ganz dem jesuitischen Einfluß hin.

Wie im Cinquecento die erneute Kenntniß des Alterthums die Geister beherrschte, so hat dies in unserem Jahrhundert der rasche Aufschwung der Naturwissenschaften gethan. Dem aber vermochte das Pavstthum nicht zu folgen und setzte ihm vielmehr die entschiedenste Verdammung entgegen. Nur der Pater Secchi durfte seine Forschungen in der Sternenwelt ungehindert fortsetzen. — Ein schönes Denkmal aber setzte sich Papst Pius durch seine eifrige Förderung der christlichen Archäologie. Die Forschungen Nossis in den Katakomben lind das Museum im Lateran geben davon ein glänzendes Zeugnisi.

Von der Pflege künstlerischen Schaffens während seiner so langen Negierung ist nur wenig zu melden. Das Wichtigste ist die Wiederherstellung der theilweise durch Brand zerstörten Basilica des heiligen Paulus. Mit aller Pracht ihrer Marmorsäulen nnd Mosaikbilder ist diese Kirche wieder erstanden, allerdings mehr einen» mächtigen Prnnksaal als einer heiligen Stätte gleichend. — Die berühmte Anstalt für musivische Kunst im Vatican fand förderliche Beschäftigung. Die trefflichen Mosaiken, hauptsächlich Eopieen nach alten Gemälden und Ansichten römischer Denkmäler, dienten zu Geschenken an answärtige Potentaten, die sich Verdienste um den heiligen Stuhl erworben hatten. — Bon der Errichtung der großen Mariensäule in der Nähe des spanischen Platzes ist aber nichts Rühmliches zu sagen. Ebenso wenig von den Gemälden, die im Batican in ein paar neben den Naphaelischen Stanzen gelegenen Gemächern ausgeführt worden sind.

Mit heiligem Eifer bemühte sich der Papst, das geistliche Mstzeug der katholischen Kirche zu verstärken. Den Schlußstein verschiedener vorausgegangener Maßnahmen sollte die Aufstellung des Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit bilden. Ein Plan, der wenig zeitgemäß war und, mit

geringen Ausnahmen, von der gebildeten Welt mit abweisendem Befremden
begrüßt wurde. In Glaubenssachen sollte die Entscheidung des Papstes
bindendes Gesetz sein. Als ob der Glaube, seinem Wesen nach eine ganz
subjective Angelegenheit, durch Befehl übertragen werden könnte. Genug,
das uaticanische Eoncil wurde einberufen, um das bedenkliche Dogma durch das
Ansehen von Vertretern der gesammten katholischen Christenheit zur Geltung
zu bringen. Mit Hilfe einer durch zun, Theil sehr zweifelhafte Mittel zusammen-
gebrachten Mehrheit kam es zur feierlichen Verkündigung des erwähnten
Dogma. War aber dieser große Erfolg nicht eigentlich ein Pnrrhus-Sieg?
Auch das zweite Schwert Petri wurde kampfbereit gemacht. Zwar
hatte es fchon einmal in der Hand des französischen Generales Lamoriciöre
versagt, aber nun sollte der Versuch in verstärktem Maße wiederholt
werden. Durch eigene Mittel uud durch die Beihilfe der Nltramontanen
der ganzen Welt war eine große Schaar von Streitern für den heiligen
Stuhl zusammengebracht worden. Die französifche Regierung hatte sogar
gestattet, in Antibes einen Werbeplatz zu errichten. Hier sammelte sich
eine besondere Truppe, größtentheils Franzosen, mit Zuzug aus anderen
Völkern romanischer Zunge. Die Offiziere dieser Legion sollen fast fämmtlich
Franzosen und Spanier gewesen sein. Für den eigentlichen Kern der
päpstlichen Streitmacht wurden die Mannschaften der Zuaven-Negimenter
angesehen. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Deutsche, aber auch viele
andere Leute aus aller Herren Ländern: Belgier, Holländer, Irlander u. s. w.,
selbst Amerikaner. Ebenso gemischter Herkunft schienen die Offiziere zu
fein, darunter viele junge Herren vornehmen Standes und mit reichen
Mitteln versehen. Jedenfalls traten sie in der Oeffentlichkeit sehr herrisch
und selbstbewußt auf und begegneten der nicht uniformirten Welt mit sicht-
licher Ueberhebung. Im Kaffeehaus waren drei Stühle für sie gerade genug,
un, sich auszustrecken und die Füße auf die Lehne zu stützen. Solche Ge-
wohnheiten verletzten das feinere Formgefühl der Römer nicht wenig.
Doch das sind Aeuherlichkeiten von an sich geringer Bedeutung-, offenbar
aber trugen sie dazu bei, die Abneigung der Italiener gegen diese Fremden
zu steigern, welche sie ohnehin als Feinde ihrer nationalen Wünsche ansahen.
Es bestand übrigens im Allgemeinen nur eine geringe Meinung von
der päpstlichen Heeresmacht, die zwar an Zahl bedeutend, ihren, inneren
Werthe nach aber für unzureichend gehalten wurde. Das buute Gemisch
aller Nationalitäten bei den Soldaten, die ungleichartige Ausbildung, die
mangelhafte Gliederung der Truppentheile, endlich die zweifelhafte Befähigung
der Anführer mußten als bedenkliche Uebelstände angesehen werden. In,
Kampfe gegen die ganz national zusammengefetzte, gleichmäßig durchgebildete
italienische Armee war jenen Truppen ein Erfolg nicht zu versprechen. In
der That unterlagen sie schon beim ersten Anprall.
Im nächsten Jahre ging der Kirchenstaat an das Königreich Italien
über, und Ron, wurde dessen Hauptstadt.

Alfred Tennyson.

<Lin Vichterleben.

von

Friedrich Althau.s.

— london, —

I» der Entwicklungsgeschichte der so reichen, großartigen Littemtur
des englischen Volkes erhöhen alle Epochen sich zu gewissen
Gipfelpunkten, welche über ihre gesammte Umgebung hervor-
ragen und diese weithin sichtbar beherrschen. Als solche Gipfelpunkte auf
dein Gebiet der Poesie erscheinen im 14. Iabrhundert Chaucer, im Zeit-
alter Elisabeths und Jakobs I. Shakespeare, im Zeitalter der Revolution
Milton, in den« der Nestanration Druden, in der von französischen Einflüssen
beherrschten Epoche der Königin Anna und der ersten George, Pope, in dem
revolutionären Intervall der langen Negierung Georgs III. Burns, Byron
und Shelley, in der alle nationalen Gegensätze versöhnenden, wunderbar
glücklichen Regierung Victorias Tennyson. Dem letztgenannten Dichter
wird in diesem Jahrhunderte umfassenden Ueberblick eine große Stellung an-
gewiesen; doch kann es selbstverständlich meine Msicht Nichtsein, jene Kory-
phäen als gleich bedeutende Größen vorzuführen. Shakefpeare, um nur
Eins zu erwähnen, wird wohl immer alle feine Mitbewerber an Herrscher-
gemalt überragen. Daß aber die victorianische Epoche von keinen: anderen
englischen Dichter vollständiger und würdiger vertreten wird als von Tenny-
fon, hat das zeitgenössische Urtheil bereits über jeden Zweifel hinaus fest-
gestellt.

Byron und Shelley waren todt, als Tennyson seine Knabenjahre durch-
lebte. Als nennenswerthe Mvalen lebten noch Eoleridge, Southey, Lcmdor
und Wordsworth. Ihr Bestes hatten indeß diefe Dichter schon vor der
Thronbesteigung Victorias geleistet, und an dauernder Bedeutung reicht.
Alles in Allem, wohl Keiner von ihnen an Tennyson heran. Die hervor-

ragendsten Mitbewerber, welche später in der victorianischen Zeit neben Tennyson auftraten, waren Robert Browning und Algernon Charles Swinburne; aber auch zwischen ihnen und ihrem größeren Zeitgenossen ist der Zwischenraum in der Nennbahn des Sieges unverkennbar.

Tennyson erreichte das Alter Goethes, und als sein Monument stehen seine Werke abgeschlossen da. Weniger vollständig sind die Nachrichten über sein Leben, obgleich auch um dieses schon eine nicht unbeträchtliche Litteratur sich angesammelt hat. Tennyson selbst hielt sich zu seinen Lebzeiten allen potentiellen Biographen so fem als irgend möglich. Seinem Widerwillen gegen den Gedanken, einmal Gegenstand einer Biographie zu werden, gab er mit charakteristischer Vehemenz Ausdruck in dein Gedicht ,,H,twi- renäinß » I^it« anä I^tters". Am liebsten hätte er im Andenken der Menschen nur eine sagenhafte Existenz geführt, wie Homer und Shakespeare. Doch das ist für den Dichter unserer Tage ein unerfüllbarer Wunsch, und vermuthlich kam er selbst später zu dieser Einsicht, da er seinem Sohne die Materialien zu einer Biographie hinterließ, von deren Erscheinen man wohl alle noch mangelnden wesentlichen Aufschlüsse über sein Leben erwarten darf. Inzwischen rechtfertigt das bereits Bekannte vollkommen den Versuch einer biographischen Eharakteristik des Dichters.

Tennyson stammte aus einer Predigerfamilie; denn nicht blos war sein Vater Pfarrer in seinein Geburtsorte, dem Dorfe Somersby in Lincolnshire; auch seine Mutter war die Tochter eines Geistlichen. Auf Grund der Hereditätstheorie ließen sich aus dieser Thatsache manche Schlüsse ziehen -^ aber es giebt Geistliche und Geistliche. Unzweifelhaft ist, daß die Tennysons nicht zu der engherzigen, orthodoxen Nace der Theologen gehörten. Vielmehr wird der Vater als ein aufgeklärter, vielseitig gebildeter Mann geschildert, die Mutter als eine echt weibliche, sanfte, liebevolle Frau. Wenn man will, mag man bei dem Dichter den Einfluß feiner priesterlichen Abstammung erkennen in dem lehrhaft moralischen Ton mancher seiner Gedichte, vor Allem in der schwärmerisch religiösen Philosophie seines In Nsmoriain. Doch Nichts lag auch ihm von Anfang an ferner als dogmatische Beschränktheit. Als echter Landpfarrer bewährte dagegen der Neverend Mr. Tennyson sich durch seine zahlreiche Familie. Nicht weniger als sieben Sühne und fünf Töchter blühten in dem Pfarrhause von Somersby auf. Andererseits scheinen der Familie Tennyson die Sorgen eines so reichen Kindersegens erspart geblieben zu sein. Entweder war die Pfarre ungewöhnlich gut dotirt, oder die Familie hatte Vermögen, denn von Entbehrungen oder gar ärmlicher Nefchränkung ist in, ihrer Geschichte keine Rede. Auch in ihrem Wohnorte waren die Tennysons bevorzugt. Nach allen Beschreibungen wenigstens ist Somersby und dessen Umgebung ländlich schön, dichterisch einsam und abgeschlossen.

Als dritter Sohn dieser Familie wurde der Dichter Alfred Tennyson am 6. August 18U9 in dem Pfarrhause in Somersby geboren. Die erste

mir bekannte Nachricht über ihn giebt Mrs. Mtchie, die Tochter Thackerays und spätere Freundin des Dichters. Was sie erzählt, bezieht sich auf das frühe Auf-flackern des Dichtergeistes in dem Knaben, klingt aber etwas legendenhaft. Erst fünf Jahre alt, so erzählt Mrs. Nitchie, sei der Knabe eines Abends, während eines Sturmes im Garten des Pfarrhauses umherwandelnd, in die Worte ausgebrochen- „Ich höre eine Stimme, die im Sturme spricht." Möglich, daß eine ähnliche Aeußerung ihm entfuhr, doch, so weit zu erkennen, war seine Entwicklung in jenen Jahren eine langsame. In der That ver-dunkelten ilm anfangs seine beiden älteren Brüder Frederick und Charles durch lebhafteres Temperament, wie durch ein früheres Auftauchen dichterischer Neigungen.

Nachdem Tennyson seinen ersten Unterricht in einer benachbarten Dorf-schule empfangen, besuchte er vom?. bis zum 11. Jahre (1816—20) mit seine» Brüdern die Lateinschule der Stadt Louth in Lincolnshire. Die folgenden acht Jahre verlebte er, von seinem Bater unterrichtet, in der Einsamkeit von Somersby. Ob sein höchst eigenartiges Wesen bedeutsam hätte modisicirt werden können, wäre er damals wie so viele seiner Alters-genossen in einer großen öffentlichen Schule aufgewachsen, muß hier un-erörtert bleiben. Ohne nachhaltigen Einfluß konnte jene langjährige, ländliche Einsamkeit jedenfalls nicht sein, und nicht mit Unrecht finden Tennusons Biographen in diesem Umstände einen Erklärungsgrund für die, wenn nicht geradezu misanthropische, so doch auffallend stark zum Allein-sein, zu träumerischer Abgeschlossenheit neigende Tendenz seiner späteren Jahre. Auch seinen energisch ausgeprägten Hang zur Versenkung in das Leben der Natur mag man hier in den Wurzeln belauschen.

Unter sonstigen Thatsachen der Knabenjahre des Dichters verdienen vor Allem zwei Erwähnung. Tennyson war fünfzehn Jahre alt geworden, als (1821) die Nachricht von Lord Byrons Tode die Welt erschütterte. Auch seine Iünglingsseele empfand diesen Schicksalsschlag, Ei: wanderte, wie Mrs. Nitchie ihn später selbst erzähle» hörte, hinaus in die Einsamkeit und grub mit seine»» Taschenmesser i» einen Eandsteinblock die Worte ein: „Lv'i'un i8 clcnä!>° — ein Lapidarstil, der für sich selbst spricht. In Wahrheit verknüpfte» nicht blos den Jüngling, so»dern den Mann Tennyson manche Saiten der Sympathie mit Byron. Denn so optimistisch er im Vergleich mit jenem großen Vorgänger sei» mochte, so harte Kämpfe kostete ihn doch die Behauptung seines Optimismus; ja, in gewissem Sinne darf man sagen, daß auch Tennyson des angeborenen pessimistischen Temperaments nie ganz Herr wurde. Die zweite Hauptthatsache jener frühen Lebensepoche war ein Band Gedichte, de» er achtzehnjährig (1827) in Gemeinschaft mit seinem Bruder Charles unter dem Titel „?c»sw8 bv nvo Lrotb.oi-5" veröffentlichte. Wie es heißt, war es der dringende Wunsch, ihren gewöhnlich leeren Taschen einige Freiheitsmittel zuzuführen, was die Brüder zu einem so kühnen Unternehmen begeisterte. Ein reich-

licher Vorrath von Erzeugnissen ihrer Muse war vorhanden, und merk-
würdig genug widerfuhr ihnen die s«ltene Genugthuung, in dem benach-
barten Louth nicht nur einen Verleger zu finden, sondern auch einen
Verleger, der ihnen 10 Pfd. Sterl. Honorar zahlte. Das war ein Fort-
schritt gegen Milton, der für fein ,,?Äi-»äi8s I^o8t" nur 5 Pfd. Sterl.
bekam, wennfchon ein fehr befcheidener Vorgenuß der späteren Zeiten, als
hochherzige Verleger dem Dichter Alfred Tennyson jede Zeile mit einer
Guinee honorirten. Natürlich erregte eine so erfolgreiche Publication auch
andere hochfliegende Ideen. Hier jedoch muß es genügen, zu bemerken,
daß die „?c>sm8 b^ t^o Li-otli6i8" vor Allem den Einfluß Byrons be-
kundeten, eine weitere Veachtung aber nicht hervorriefen.

Zu Ende des folgenden Jahres bezogen beide junge Dichter die
Universität Cambridge, wohin ihr ebenfalls fehr begabter älterer Bruder
^rederick ihnen 1827 vorangegangen war. Was über Tennysons
Studienjahre in Cambridge bis jetzt bekannt geworden ist, ist spärlich, aber
ausnehmend charakteristisch. Die lange Gewöhnung an das einsame Land-
leben in Somersby hatte den schon von Natur verschlossenen Jüngling
mit fast krankhafter Scheu vor dein Verkehr mit gleichalterigen Gefährten
erfüllt, und auch von seinem Bruder wurde, seltsam genug, diese Scheu ge-
theilt. Beide fühlten sich iu dem ganz neuen Leben und Treiben der
Universitätsstadt wie in einer fremden, feindlichen Welt; selbst zur Theil-
nahme an den einfachsten Vorgängen des Studentenlebens fehlte ihnen
der Muth. Im Trinity College matriculirt, aber in der Stadt wohnend,
hätten sie der Sitte gemäß Abends bei dem gemeinsamen studentischen
Diner in der großen Halle des College zugegen sein sollen, und dies war
auch ihre Absicht. Aber am Eingang der glänzend erleuchteten Halle an-
gelangt, im Anblick der vollen Tische, bei dem Geräusch der ihnen ent-
gegentönenden Unterhaltung, sank den Brüdern die mühsam heraufbeschworene
Willenskraft. Sie kehrten um und verbrachten den Rest des Abends ohne
Diner auf ihrem Zimmer.

Eine erstaunliche, doch mehrfach bezeugte Thatfache! Anch den Nest
von Tennysons Uniuersitätsjahren charakterisirte dieselbe scheue Zurück-
haltung. Nichts von dem Sturm und Drang seines Innern trat stürmend
und drängend nach außen hervor; Nichts, was an die stürmischen Jugend-
zeiten Goethes und Schillers, Byrons und Shelleys erinnert, ist bis jetzt
von ihm bekannt geworden. Er fand allmählich in Cambridge einen Kreis
von Freuudeu und Bewunderern, aber felbst diesen gegenüber vermochte er
nicht der angeborenen Schüchternheit Herr zu werden. Der erste Com-
militone, dem er persönlich nahe trat, war Monckton Milnes, später
bekannt als Lord Houghton. Milnes war Mitglied eines von Studenten
des Trinity College gebildeten Clubs, der sich den bescheidenen Namen
,Ms ^,po3tlL8" beigelegt hatte und aus zwölf wirklich auserlesenen
Persönlichkeiten bestand. Arthur Hallam, Richard Trench, James Spedding,

Frederick Maurice, Henry Alford, Charles Merivale — sämmtlich Mitglieder dieses Apostel-Clubs, spielte« später in dein geistigen Leben Englands eine hervorragende Rolle, und man musi sageu, daß das Hereinziehen des menschenscheuen Alfred Tennyson in ihren Kreis ihrem Scharfblick alle Ehre macht. Sie versammelten sich an gewissen Tagen zu Debatten über Gegenstände von allgemeinem Interesse, mitunter im Anschluß an Vorträge der Mitglieder des Clubs. Natürlich fehlte es den jungen Aposteln nicht an der Gabe der Zungen: nur Tennyson brachte es nie zu einem Vortrage. Einmal hatte er einen solchen vorbereitet über das Thema „Gespenster". Als aber die Vorlesung beginnen sollte, übermannte ihn die alte Scheu, und vor den Augen seiner Mitapostel zerriß er sein Mannscript und warf die Stücke in's Feuer.

Wir hören auch nicht, daß er sich der Universitätsstudien, nicht zu reden von den Uniuersitätsvergnügungen des Vootfahrens und des Cricket-spielens, mit irgend welchem Eifer befliß. Auf Cambridge ruhte noch der Abglanz Newtons; aber wie hätten mathematische Probleme eine Au-ziehungskraft ausüben können auf das melancholifche Dichtergemütl, Tennysons? Das klassisch-romantische Oxford würde feiner Sinnesweise ohne Zweifel sympathischere Eindrücke entgegengebracht haben als das mathematische Cambridge. Gelehrte klassische Studien trieb er freilich auch in Cambridge nicht; wie bedeutend jedoch der Zauber antiker Kunst und Poesie auf ihn wirkte, erhellt klar genug aus feinem gefammten dichterischen Schaffen, Ueberhaupt bildete die Poesie während seiner Studenten - jahre sein Hauptinteresse. Sein überlegenes dichterisches Talent wurde schon von seinen Freunden in der Apostel-Gesellschaft anerkannt, und einigen be-sonders Auserwählten las der junge Dichter gelegentlich auf seinem Zimmer seine Verse vor. Halb articulirt, tieftönig, monoton musikalisch, war schon damals sein Vortrag. Außerdem herrschte, dem Bericht eines jener Aus-ermählten zufolge, ein Einverständniß darüber, daß die Zuhörer weiter nichts sein sollten als Zuhörer. Schweigend saßen sie um den runden Tisch, während Tennyson, den schönen loöenumwallten Kopf von der Lampe erhellt, seine Verse hervordröhnte. Wenn diese den Freunden ge-fielen, durften sie schließlich ihre Gefühle äußern; in Vezug auf Mißfallen war Schweigen der höchste gestattete Ausdruck. Schon damals also quälte den Dichter die krankhafte Empfindlichkeit gegen jede Kritik seiner Erzeug-nisse, deren er nie ganz Herr werden konnte. Er empfand es wie einen physischen Schmerz, wenn man einen Tadel gegen die Kinder seiner Muse aussprach.

Bereits am Ende seines ersten Studienjahres (1829) errang er indeß einen öffentlichen Triumph durch die Krönung seines Preisgedichts „limduktoo". Es war dies die Aufgabe für deu sogenannten Odanc-ellorz ?r>26 der Universität, und Mitbewerber waren zwei seiner Freunde von der Apostel-Gesellschaft: Milnes und Hallam. Die Apostel, auch die

überwundenen, waren hingerissen durch diese Leistung ihres genialen Genossen. Tennysons eigenes späteres Urtheil lautete nicht so günstig; wenigstens nahm er dies Preisgedicht in keine Sammlung seiner Gedichte auf. Bekannt ist die Satire Thackerays, der ebenfalls um jene Zeit im Trinity-College studirte und die Studentenzeitung ,,1'b.e 8uoo" herausgab. Auch von anderer Seite fehlte es nicht an Kritik; doch war der Beifall hinreichend genug, um den Dichter im Jahre 1880 zur Veröffentlichung eines neuen Bandes Gedichte: „?oßiu8 odietl^ I,McaI," zu ermuthigen. Hier trat er schon weit bedeutender auf, wie u. a. die ,,^e8tinin8ter lisvißv?" und das noch schwerer wiegende Urtheil von Coleridge bezeugten. Enthusiastisch war die Anerkennung seiner Freunde von der Apostel-Gesellschaft, besonders diejenige Arthur Hallams, der in dem „Nußli8k> lu»u'8 N»ssa2illo" seinem Freunde eine ganze Neihe glänzender Eigenschaften vindicirte: Neichthum der Phantasie, ein seltenes Talent für Darstellung idealer Charaktere, die Gabe malerisch-plastischer Darstellung, Gewalt über die mannigfachsten Formen der Lyrik, endlich eine edle, große Sinnesart, welche seine ganze Poesie als beseelendes Lebenselement durchdringe. Man werde, so meinte Hallam, erinnert an Wordsworth, an Keats, an Shelley, an Byron, doch keineswegs zum Nachtheil der Originalität Tennysons. Es war das übersprudelnde Lob eines Freundes; aber Tennysons auszeichnende Eigenschaften waren vollkommen richtig angedeutet. In Hallam, einein Sohne des berühmten Geschichtsschreibers, hatte Tennyson überhaupt den Seelenfreund feines Lebens gefunden. Und seinem Andenken widmete er später die berühmte Dichtung „lu Ueiuori^iv." — denn Hallam "war einer jener Lieblinge der Götter, die jung sterben.

Uebrigens war Tennysons Studienzeit in Cambridge nur noch kurz bemessen. Im Frühling 1831 starb sein Vater, und bald darauf verließ er, ohne einen akademischen Grad zu erlangen, die Universität. Er ging zunächst nach Somersby, wo seine Mutter noch mehrere Jahre wohnte, während ein Vicar die Pfarrgeschäfte versah. Hallam hatte sich mit einer von Tennysons Schwestern verlobt nnd erschien daher öfter in Somersby zum Besuch. Einige Bemerkungen von ihm im März 1832 werfen ein interessantes Streiflicht auf die damalige Stimmung des jungen Dichters. Offenbar war er noch immer der Alte. Die Universitätsjahre hatten sein innerstes Wesen unberührt gelassen. „Sein nervöses Temperament und sein Hang zur Einsamkeit," bemerkt der ihm so innig vertraute Hallam, „geben seiner Art und Weise einen Anschein von Affectation, wiewohl diese nicht in seiner Natur liegt und bei näherer Bekanntschaft verschwindet. Man kann kaum anders, als Vieles in ihm finden, was sowohl Liebe als Bewunderung erweckt."

Tennyson war inzwischen mit den Vorbereitungen zu einem neuen Band Gedichte beschäftigt. Dieser erschien im Herbst 1832 — ein großer

Fortschritt gegeil die „?0ßiu8 onietl^ Ivlieai". In der That enthielt diese Smmnlung schon manche jener hervorragenden Erzeugnisse seines Genius, die später in der Gunst seiner Bewunderer eine dauernde Stellung errangen, darunter „^Ks kalueo uk ^rt", „^ clrßain uk lair ^owsu", „Ids Nav yuosn", ‚Ms Low» Nntor8'°, „Ids I^ä? of slialott", „0enons", ‚Mariana in tlis soutli" u. a. Intensives Naturgefühl, glänzende Phantasie, träumerischer Gedankenreichthum, eine ebenso edle als charaktervolle Form verleihen diesen Gedichten einen Reiz, dem es schwer ist sich zu entziehen. „Wordsworths formell beschränkte Dichtung," sagt Arthur Waugh, Tennysons neuester begeisterter Biograph, „hatte sich vermählt mit der Melodie und dem Farbenreichthum von Keats und Shelley und mit der Kraft Byrons, und das Resultat war — Tennyson."

Freilich fehlte viel daran, daß dies begeisterte Lob mit dem allgemeinen zeitgenössischen Urtheil zusammenstimmte. Die „Hunrtsi'Iv lisview- und ,,L1«,cllvvc>o68 Karins" ergingen sich gegen den neuen Dichter in hohnischen Angriffen, denen ähnlich, welche früher Byrons und Keats erstes Auftreten denkwürdig gemacht hatten, und Tennnsons sensitives Gemüth empfand auch in diesen: Falle den Schmerz des Tadels tiefer als die Freude der Anerkennung. Er starb nicht an dem Gifte der Kritik, wie Keats, aber ihn» fehlte die Schwungkraft Byrons, der an seinen Verspotten! eine so glänzende satirische Rache nahm. Es kam hinzu, daß Tennyson um diese Zeit durch einen der schwersten Schicksalsschläge seines Lebens betroffen wurde: den nie ganz verwundenen Tod seines Freundes Arthur Hallam. Er versank in tiefe Melancholie, und zehn Jahre des Schweigens verflossen, ehe er von Neuem als Dichter vor dem Publicum erschien.

Dieses Jahrzehnt seines Lebens (1832—1842) bedarf noch in mancher Hinsicht der Aufhellung. Tennyson brachte dasselbe meist in London zu, wohin er im Herbst 1833 übergesiedelt war. Sein neuester Biograph sagt, er sei nach London gegangen, um sich einer litterarischen Laufbahn zu widmen, und habe in diesem Bemühen eine Zeit der Entbehrung, um nicht zu sagen der Armuth, durchlebt; doch ist es kaum möglich, diese Bemerkung wörtlich zu verstehen. Jedenfalls beschränkte, soweit bis setzt bekannt, Tennysons „litterarische Laufbahn" sich auf die Revision früherer und die Ausarbeitung neuer Gedichte, ein Proceh, der ermöglicht werden mnßte durch Mittel, die mindestens zu einem sorgenfreien Leben ausreichten. 1835 hören wir von ihm bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Cambridger Eommilitonen Spedding in Eumberland abstattete. 1836 und 1837 lieferte er auf Milnes Veranlassung Beiträge zu verschiedenen poetischen Jahrbüchern. 1838 giebt ein anderer Freund, den er in Warwickshire besuchte, Edward Fitzgerald, einen charakteristischen kleinen Bericht über ihn. „Wir hatten," sagt Fitzgerald, „Alfred Tennyson hier. Es war sehr drollig und wunderlich. Viele Nachtwachen bis 2 oder 3 Uhr Morgens, mit der

Pfeife im Munde — unl welche Zeit Alfred uns mitunter Etwas von
feiner magischen Musik zum Besten gab, in Zwischenräumen von Knurren
und Rauchen ^- und dann zu Bett." Noch einen Beitrag zu Tennysons
damaligem Leben in London liefert feine Mitgliedschaft in dem „H,non^-
maus ^lub", einer Gesellschaft, die sich einmal monatlich zur Discussion
philosophischer und litterarischer Gegenstände versammelte, und der u. A.
Carlyle, Macreadv, John Stuart Mill, Forster, Sterling, Thackeran und
Landor angehörten. Zuweilen lud Tennyson auch seine Freunde zu Mahl-
zeiten in seine Wohnung, in der abgelegenen Vorstadt Camden Town ein.
Dann fehlte es nie an dein geliebten Portwein, einem gegenwärtig ver-
miedenen und fast altmodisch gewordenen Gewächs, dem Tennyson jedoch
bis an's Ende seines Lebens treu blieb. Ein außerordentlich charakte-
ristisches Denkmal sehte er seiner Neigung zu dieser ihn begeisternden
Gabe des lusitcmischen Bacchus in dem Gedicht ,,^i!1 ^»torproot'8
Lvi-ioal Aonoloßiiß". Wenn er seine Freunde bei sich sah, wurde der
erforderliche Portwein meist aus einer benachbarten Schenke herbeigeschafft.
Die Freunde des Dichters warnten ihn gelegentlich und drückten ihr
Staunen aus, wie er bei dem Genuß so zweifelhafter Jahrgänge feine Ge-
sundheit erhalten könne. Aber dem sonst so wählerischen Dichter machte
diese Warnung keinen Eindruck. „Wenn der Wein nur süß und dunkel und
stark ist," bemerkte er, „ist er gut genug für wich."

Inzwischen war König Wilhelni IV. gestorben. Die Neformbill von
1832 fing an, ihre Früchte zu tragen. Eine nene Epoche hatte mit der
Thronbesteigung Victorias (1837) begonnen. Daß Tennyson diesen und
anderen zeitgenössischen Ereignissen mit Interesse folgte, kann in: Hinblick
auf seine spätere Haltung nicht bezweifelt werden, obgleich es bis jetzt an
aufhellenden Thatsachen darüber fehlt. Wir wissen nur, daß er an seinen
Gedichten eifrig weiter arbeitete. Seine Freunde erklärten, er übertreffe
sich selbst; aber fest wie ein Diamant blieb er gegenüber ihren dringenden
Aufforderungen, eine neue Sammlung seiner Gedichte' zu veröffentlichen.
Der erste glückliche Wnrf gelang ihm, so scheint es, überhaupt nur selten;
nur schwer konnte er sich Genüge thun, nnd das wollte er, ehe er sich von
Neuein der Tortur der Kritik aussehte. So verzögerte denn sein nächstes
öffentliches Auftreten sich bis zun, Jahre 1842. Die beiden Bände
,,?o6w8, bv H,Itl«I I^nnvson", welche dann endlich erschienen, legten
aber auch die sichere Grundlage seines Ruhmes. Sie enthielten, außer den
früheren, meist veränderten nnd überarbeiteten Gedichten, eine bedeutende
Anzahl neuer, unter denen besonders ,,Ix,ck8loxII»N", „ßoclivk", „Mv88e8",
,/Ins t,w« Voieeg" und die dem Arthur'schen Sagenkreise angehörigen „8>r
6»Illb»ck'l, „8!r I^ncßlot nnci Hnoen 6ui»ivow" und .,t>iL Norto
ä'^rtkui-" heruorragten. Kritik und Publicum erklärten nun in unge-
wölmlicher Nebereinstinmmng, daß in Tennyson ein wahrhaft bedeutender
neuer Dichter erstanden sei. Die ausgezeichnetsten Gesellschaftskreise der

Hauptstadt öffneten sich dem Gefeierten. Sir Robert Peel, damals Premierminister, bewilligte ihm eine ^ivil 8srvios lenäion von 200 Pfd. Sterling. Die „Union", das berühmte Parlament der Studenten von Oxford, debattirte das Thema: „Alfred Tennuson ist der größte englische Dichter unserer Zeit." Wenn es daneben noch immer auch an bissentirenden Stimmen nicht fehlte, fo war dies nur natürlich. Wann fehlt es überhaupt an abweichenden Meinungen? Und Tennyson forderte ohne Frage zu solchen heraus. So machte ein anderer, damals in Oxford lebender junger Dichter, Arthur Clough, nachdem er Wordsworth, den damaligen I'oet I.»nrsats, für größer erklärt als Tennnson, Letzterem den Vorwurf eines bewußten Strebens nach Effect, einer sinnlichen Neigung zu bloßer Melodie der Form, einer Vernachlässigung des Gegenstandes über der Manier. Noch bekannter ist Nulwers Angriff in der Satire i„^de New limon" auf die „scnooliniFF ^lOßä", ein Angriff, auf welchen Tennyson in einigen nicht minder bitteren Versen erwiderte. Gewiß war er nicht unverwundbar. Wenn den Einen seine weltschmerzlich melancholische Versunkenheit mißfiel, so den Anderen ein gewisser declamatorischer Optimismus des Glaubens und der Hoffnung, zu dein er angefangen hatte, sich aufzuschwingen. Ebenso wenig konnte die Begründung jenes Vorwurfs eines gewissen Strebens nach Effect, des Vorwurfs einer gewissen Manier in Haltung und Ausdruck bestritten werden. So unzweifelhaft bedeutend Tennysons neue Dichtungen waren, so ließen sie doch in manchen Fällen mehr die sorgsame Arbeit erkennen, als den hinreißenden dichterischen Schwung empfinden, dessen unwiderstehliche Gewalt die Kritik zum Schweigen bringt. In der Wahl seiner Stoffe war er eklektisch. Ob das moderne oder das romantische Element bei ihm vorwiege, war noch nicht mit Sicherheit erkennbar. Und wie groß seine plastische Gestaltungskraft sein mochte — auf welchem Gebiete der Dichtung, ob auf dem rein syrischen, den» idyllisch erzählenden, oder dem didaktisch gedankenvollen, er Besseres leiste, war eine Frage, die der Meinungsverschiedenheit hinreichenden Spielraum bot. Nichtsdestoweniger konnte, wenn Alles gesagt war, die Thatsache nicht bezweifelt werden, daß der Dichter, fowie er selbstständig und selbstbewußt dastand, sich ein weites Feld öffentlicher Gunst erobert hatte.

Tennysons nächstes größeres Werk, ‚Me ?iine688", erschien 1847, ein höchst originelles Erzeugnis? seiner Muse, halb eine anmuthig humoristische Satire gegen damals auftauchende Ideen über Frauen-Emancipation, halb der phautllsievolle Märchentrcmm eines heiteren Sommernachmittags. Es war der erste umfangreichere Gegenstand, an dessen Gestaltung er seine Dichterkraft versuchte. Er hatte dafür die durch Shakespeare und Milton in der englischen Poesie eingebürgerte, jüngsthin durch Wordsworth erneuerte Form des fünffüßigen Jambus gewählt, und feine Rede, ungehemmt durch die Fessel des Neimes, ergoß sich in einer melodischen Fülle und zugleich in einer gedanken- und charaktervollen Bedeutsamkeit, welche die seltene

Begabung des Dichters in neuen Regionen und weiteren Aussichtskreisen offenbarten, „^lny ?rines38" war außerdem ein völlig modernes Werk, trotz aller hineinspielenden humoristischen Phantastik eine der unmittelbarsten Gegenwart angehörige Schöpfung; und es entschied ein für allemal die Frage, ob Tennyson nur ein romantischer Nachzügler sei, oder ein auf der Höhe seiner Zeit stehender Dichter. Nur ein solcher hätte den Gedanken einer solchen Dichtung fassen und durchführen können. Neue Triumphe standen ihm indes bevor. Er näherte sich dem Jahre 1859, in mehrfacher Hinsicht dem bedeutungsvollsten seines Lebens. In diesem Jahre erschien seine lang vorbereitete Dichtung „In zismoriain", im Sommer desselben Jahres verheirathete er sich, im Herbst wurde er als Nachfolger von Wordsworth zum ?ost Ivaurenw erwählt. Der nachhaltige Eindruck, welchen „In Nsmoriain" hervorbrachte, ist bekannt. Eine vollaustünende Elegie auf- den Tod seines Jugendfreundes Arthur Hallam, war diese Dichtung zugleich eine Hymne auf die Ewigkeit der Freundschaft und Liebe und auf den Glauben an persönliche Unsterblichkeit, die in der Geschichte der Poesie einzig in ihrer Art dasteht. Shelleys Elegie „^.ctonais", auf den Tod von Keats, kommt ihr wohl am nächsten; aber wie verschieden erscheinen doch beide Dichtungen, nicht blos in der Inspiration, sondern auch in der Form! Shelley, sonst zum Schweifen in's Unendliche geneigt, faßt sich formvoll zusammen; Tennyson, fönst der Vertreter formvoller Beschränkung, bleibt diesem Ideale freilich im Einzelnen treu, kann aber vor Ueberfülle nicht enden und fucht lange umsonst einen Ausweg aus dem Labyrinth seiner Gefühle, seiner dichterisch-philosophischen Speculationen. Die Länge, die Gedankenschwere und gelegentliche Unverständlichkeit bilden in der That wesentliche Mängel von „In Ußnioriain". Trotzdem trägt diese Dichtung den Stempel unleugbarer Großartigkeit, und wohl um kein anderes Denkmal von Tennysons Genius hat eine gleich begeisterte, auserwählte Gemeinde sich versammelt*).

Der Veröffentlichung von „In Ußnioi-inm" hatte Tennyson auch vor Allem seine Ernennung zum ?uet I^ui-eats zu danken. Der letzte Träger dieser von den« herrschenden Souverän verliehenen Würde, William Wordsworth, war kurz vorher gestorben, lind nach Tennysons eigener Erzählung war es die Lectüre von ,,In Vsinoriain", welche den einflußreichsten Nachgebe! der Königin Victoria, unseren ausgezeichneten Landsmann, den Prinzen Albert, veranlaßte, ihm den erledigten Posten zur Verfügung zu stellen. Tennyfon erzählte den Hergang seinem Freunde James Knowles, dem Herausgeber der Monatsschrift '1'lie XinstesnUi t^sntnr^, und Knowles veröffentlichte nach Tennyfons Tode über dieses Vorkommniß, wie über manche andere Tennysoniana, interessante Details. Der, wie schon erwähnt, von Tennyson so geliebte edle Wein von Oporto spielte auch bei dieser

*) Eine vorzügliche deutsche tlebeisetzung veröffentlichte Agnes von Vohlm.

Gelegenheit seine Rolle. In der Nacht vor dem Tage, so bemerkte Tennn-
son gegen Knowles, ehe ihm durch Prinz Albert, dem sein „In zlsNoriniu"
gefallen, die Ernennung zum ?oet I^ureaw angeboten wurde, habe ihm
geträumt, der Prinz sei bei ihm eingetreten und habe ihn auf die Backe
geküßt, worauf er im Traume gesagt habe: „Sehr freundlich, aber sehr
deutsch!" Am nächsten Morgen sei der Brief über das gekrönte Dichteramt
ihm auf fein Bett gelegt wordeil. Im Laufe des Tages habe er darüber
nachgedacht, aber keinen Entschluß fassen können, ob annehmen oder ab-
lehnen. Endlich habe er zwei Briefe geschrieben, einen annehmenden und
einen ablehnenden, diese auf den Tisch geworfen und beschlossen, zu ent-
scheiden, welchen von beiden er abschicken wolle, „nach seinem Diner und
seiner Flasche Portwein". Die Wirkung der Flasche Portwein war die
Absendung des annehmenden Briefes, und als officiell gekrönter Dichter
hatte nun Tennysou seinen früheren Ansprüchen auf öffentliche Würdigung
einen keineswegs zu verachtenden neuen hinzugefügt. Als ?oet I.nure»tS
verfaßte er zuerst 1851 eine in feinem besten, würde- und weihevollen
Stil gehaltene Widmung seiner gesammelten Gedichte an die Königin; 1852
eine etwas pomphafte Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, 1862
einen warm empfundenen Nachruf an den Prinzen Albert, eine Eantate
zur Feier der Eröffnung der Weltausstellung von Ü862, dann ein Will-
kommen zur Hochzeit der Prinzessin von Wales, zur Hochzeit der Herzogin
von Edinburgh u. A. Doch wurde er nie Hofmann. Als er zu feiner
förmlichen Installation im März 1851 bei Hofe erscheinen mußte, borgte
er sich den Hofanzug des alten Samuel Rogers, denselben, den, wie es
heißt, auch Wordsworth bei derselben Veranlassung getragen hatte. Eben-
sowenig gefiel er sich in der Rolle eines Löwen der Gesellschaft. Charak-
teristisch war in dieser Hinsicht sein Zusammentreffen mit Lord John Russell
im Jahre 1852. Tennyson war eben als glücklicher Ehemann mit seiner
jungen Frau von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, und Lord John
Nnssell, der damals Premierminister war, fragte ihn bei einer Soiree: wie
Venedig ihm gefallen habe? Lakonisch zurückhaltend erwiderte Tennysou:
Venedig habe ihm nicht gefallen. „Und warum nicht?" fragte Lord Russell.
„Weil ich keinen englischen Tabak dort bekommen konnte," sagte der Dichter.
Und diese Antwort war kein bloßes <Ien ä'yFprit. Teunuson zog wirklich
bis in sein hohes Alter vielen Dingen dieser Welt seine Pfeife vor. Mrs.
Ritchie erzählt, sie habe ihn zum letzten Mal gesehen in dem fashionablen
Quartier von Eaton Square, wie er nach einem Diner hoch oben in der
Dachstube einsam dasaß, in die gedankenvollen Wolken seiner Pfeife ver-
hüllt. So hielt er auch an der Liebe zu feiner Flasche Portwein unver-
brüchlich fest. „Ich werde," fchrieb Lord Houghton im Frühling 1870
„morgen die Ehre haben, Tennuson zum Diner bei mir zu sehen. Er besteht
darauf, um ? Uhr zu diniren und daß ich ihn, alten Portwein vorsetze.
Ich habe daher einigen Portwein von Fryston" (Lord Houghtons Landsitz

in Jorkshire) „kommen lassen, den mein Vater ^u« ^läei-inan nannte, vermuthlich nach dem Jahre, in welchem dies Pferd das St. Leger-Wettrennen gewann."

Ueberhauvt fühlte Tennyson sich immer glücklicher in der Einsamkeit oder im Verkehr mit einigen vertrauten Freunden, als in dem zerstreuenden, rastlosen Treiben der fashionablen Welt. Je alter er wurde, desto unerfreulicher berührte ihn das Leben in der großen, lärmenden Hauptstadt. Im Jahre 1853 erwarb er durch Ankauf den Landsitz Farringford im Südwesten der Insel Wight, und dort, sowie spater in dem nicht weit entfernten Aldworth in Surren,, verfloß dann vor Allein der Rest seines Lebens.

Sein Nuhm war um jene Zeit durch sein „In zismoiiaiu" und seine Ernennung zum ?c»et Inursats fest gegründet. Zahlreiche neue Austagen seiner Werke hatten den Grund zu einer Wohlhabenheit gelegt, die bei einem Dichter als phänomenal gelten durfte, und durch welche das unschätzbare Gut sorgenfreier Muße ihm gesichert wurde. Er war glücklich verheirathet, befreundet mit vielen hervorragenden Zeitgenossen, willkommen und bewundert in den ausgezeichnetsten geselligen Kreisen. - Alle diese Güter gewährte das Schicksal ihm überdies auf der Höhe der Mannestraft; denn er stand erst im Beginn der Vierziger, als die Frage über das Wo einer dauernden Niederlassung an ihn herantrat. Daß er sich unter diesen Umständen ein einsames Landhaus auf der Insel Wight auserkor, war, wie gesagt, für Tennnson charakteristisch, doch befremden konnte es kaum. Emphatisch insular geartet, wie er einmal war und auch im Strome der Welt immer blieb, mußte er sich angezogen fühlen durch die schöne Insel, deren dichterische Ruhe und Abgeschlossenheit ein tiefes Nedürfniß seines innersten Wesens befriedigte.

Uebngens war feine Flucht aus der Gesellschaft in die Natur keine Abwendung von der zeitgenössischen Welt und deren Interessen. Schon das patriotische Gefühl war dafür zu stark in Tennyson entwickelt. Er empfand sich mit Stolz als der Sohn eines Volkes, das in der Vergangenheit so Großes geleistet, das in der Gegenwart vor allen Völkern unserer Erdhälfte als Hort der Freiheit glänzte. Dazu kam, daß eben jene Epoche friedlichen Fortschrittes, in welche England seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eingetreten war, eines Fortschrittes, der die Mitte hielt zwischen den Extremen der kämpfenden Parteien, der keiner Gewaltsamkeit, sondern der Notwendigkeit der Dinge sein Dasein und seine Dauer verdankte, so vollkommen zu der Denkweise des Dichters stimmte, daß er auch in diesem Sinne als mustergiltiger Sohn seiner Zeit und seines Volkes gelten konnte. Ein weises Maß in allen Dingen schwebte ihm als Ideal vor. Verhaßt war ihm jeder Fanatismus, der politische, wie der religiöse, jede Licenz, die der Demokratie, wie die der Despotie.

Es war um die Zeit, von der ich rede, als er diesen Empfindungen in mehreren Gedichten, die in England zu seinen viel citirtesten gehören, einen

besonders prägnanten Ausdruck verlieh. „Du fragst mich," so redet der Dichter in einem dieser poetischen Ergüsse einen ungenannten Freund an, „warum ich, trotz meines Unbehagens, in diesen Gegenden weile, ich, dessen Lebensgeister im Nebel erschlaffen, und der sich nach purpurnen Meere« fehnt? Dies ist das Land, welches freie Männer bauen, welches die maßvoll gesinnte Freiheit erwählte, das Land, wo, von Freunden oder von Feinden uniringt, ein Mann reden darf, was er will. Ein Land fest gegründeter Negierung, ein Land gerechten und alten Ruhmes, wo die Freiheit langsam, doch sicher wächst, von Errungenschaft zu Errungenschaft. Wo die Parteiwuth selten herrscht, aber wo, stufenweise reifend, die Macht eines fruchtbaren Gedankens Zeit und Naum findet, zu wirke» und sich auszubreiten. Sollten je zusammengerottete Verbände die Meinungen verfolgen und eine Zeit heranführen, in der selbstständiges Denken ein bürgerliches Verbrechen wird uud die persönliche Freiheit verstummt — und wenn auch Herrschergemalt den Namen Britanniens von Lande zu Lande dreimal größer machte, wenn auch jeder Canal des Staates sich füllte mit Goldsand — dennoch treibe mich aus der Hafenmündung, wilder Wind! Ich suche einen wärmeren Himmel und will, ehe ich sterbe, die Palmen und Tempel des Südens sehen."

Ganz im Einklang mit dieser Lebensstimmung lud Tennnson 1854 seinen alten Freund, den berühmten freisinnigen Theologen Maurice, der wegen unorthodorer Ansichten über die Ewigkeit der Hollenslrafen seiner Professur in Kings College entsetzt war, zu einem langen Besuch uach der Insel Wight ein. Die Einladung, die in Form eines an horazische Oden erinnernden Gedichtes stattfand, wirft ein interessantes Streiflicht auf die äußeren uud inneren Zustände des in seiner Inseleinsamkeit heimischen Dichters. „Ob auch," so schreibt Tennyson dem Freunde, „achtzigtausend Collegiensynoden Änathema gegen Dich donnern, o Freund! ob auch alle unsere Priester vor Wuth gegen Dich schäumen — ein Laienherd wird Dir doch Willkommen bieten. Nimm dieses an und komme nach der Insel Wight, wo ich, fern vom Lärm und Rauch der Stadt beobachte, wie das braune Zwielicht niedersinkt auf einen sorglos geordneten Garten, nahe am Höhenrand eines schönen Hügels. Es wird bei Tisch keine böse Nachrede geben, aber ein ehrliches Gespräch und gesunden Wein, und Du wirst nur die geschwätzige Elster hören uuter einem Dach von Tannen. Denn Tannenhaine stehen auf beiden Seiten zum Schutz gegen die Stürme des Winters. Und weiter entfernt rollt der alte Eanal seine Wogen auf Kreide und Sand, wo, wenn unterhalb des weißen Abhanges ein Schlachtschiff langsam dahinfährt und durch Zonen von Licht und Schatten über der einsamen Tiefe verschwindet, nur von der nordischen Sünde sprechen können, die den Beginn eines selbstsüchtigen Krieges herbeiführte — die Ansprüche erörtern, die Aussichten erwägen können, ob Kaiser, ob Türken gewinnen, «der ob die Zuchtrnthe des Krieges ganz Europa blutig geißeln wird —

bis Du Dich lieberen Gegenständen zuwendest, dem Manne lieb, der Gott
lieb ist: wie den geringen Mitteln der Armen zu helfen, wie ihre Wohnungen
zu verbessern, wie man im Leben, wenn das Leben vorrückt, mehr und
mehr Tapferkeit und Menschenliebe gewinnt? Komm', Maurice, komm'!"
Dasselbe Gefühl des Hasses gegen Intoleranz und Fanatismus ver-
anlaßt«: Tennyson spater, dem von der anglikanischen Geistlichkeit uervehmten
Vischof Eolenso sein Haus auf der Insel Wight als Asyl zu öffnen.
Auch zu einer glänzenden Vethätigung seiner patriotischen Sinnes-
weise bot das Jahr 1854 ihm eine denkwürdige Veranlassung. Es war,
wie die eben mitgetheilte Epistel an Maurice andeutet, das erste Jahr des
Krimkrieges, das Jahr der Schlachten an der Alma und bei Inkerman,
des Neiterkampfes bei Nalaklaua. Diesen Reiterkampf verherrlichte Tenny-
son, bald nachdem er stattgefunden, in dem berühmten Gedicht „1^6 Onsi-ßs
ot tus Ivizlit Li-ißacls", Verfen, die in ihrer Art ohne Frage zu den
glänzendsten gehören, welche die Geschichte der Poesie aufzuweisen bat und
deren Popularität in England eine unbegrenzte war und geblieben ist. Auf
ähnliche Weise fuhr er bei spätere» Veranlassungen fort, seinen patriotischen
Gefühlen einen dichterischen Ausdruck zu geben. Als nach Orsinis Attentat
die französischen Invasionsgelüste auftanchten, trug er durch feinen poeti-
schen Aufruf „liitlemsn torm!'- zur Bildung der englischen Freiwilligen-
Armee bei. Die Eröffnung der Londoner Weltausstellung von 1862 feierte
er durch eine der großen Gelegenheit würdige Ode, und noch im höheren Alter
besang er mit unvermindertem Feuer Heldenthaten der englischen Flotte und
Armee, wie in den während der 80er Jahre veröffentlichten Gedichten: „8ir
Lienarä Oronvills", „I"us ästsuLs ot I^ucKnun", „1Iw cliai-zs nt tbß
lißllv)' Li-ißncle", u. a. Daß also der Blick für die große Welt dem Dichter
nicht getrübt wurde durch seinen Hang zur Einsamkeit, daß vielmehr die
Zeitereignisse die Saiten seiner Seele dichterisch ertönen ließen und ihn auch
in diesem Sinne als den wahren Zeitgenossen seines Volkes knnd gaben,
kann nicht bezweifelt werden.
Seine nächste umfangreichere Dichtung nach „In Ueinuriam" erschien 1855
unter dem Titel „Nanä. n, Uonoäi-amÄ". „U»ucl" nimmt unter Tenny-
fons Werken eine abgesonderte Stellung ein, und besonders im Gefolge von
„In Hlßinorinin" war es kaum überraschend, daß dies Werk eine be-
fremdende Wirkung hervorbrachte. Visher hatte man Tennyson gekannt als
melodisch charaktervollen Sänger der Natur und der Liebe, als dramati-
schen Idyllenerzähler, als phantasievollen, mannhaften Denker — jetzt trat
er plötzlich mit einem Wertherisch weltschmerzlichen Sensations-Noman auf, der
einer längst vergangenen Periode seines Lebens anzugehören schien. In der
That möchte man dies glauben, wüßte man nicht, daß Tennyson „HIanä"
im Jahre 1855 unter einer Ceder im Garten seines Nachbars und Freundes
Sir John Simeon auf der Insel Wight geschrieben hat. Im Einzelnen
enthält diese Dichtung, die sich in der Weise des sogenannten Ich-Nomans

verläuft (daher die Bezeichnung „Nonuärama"), viel Schönes. Es fehlt ihr weder an dichterischem Schwung, noch an dem Feuer der Leidenschaft. Erstaunlich ist der Neichthum ihrer immer wechselnden metrischen Formen, die sich niit dramatischer Unmittelbarkeit dem Wechsel der Stimmungen und Situationen anpassen. Auch die Satire auf den Rang- und Geldstolz der fashionablen Gesellschaft, ein Thema, das Tennyson schon in „I^eKzis^ Hn.il" angeschlagen hatte und auf das er immer wieder mit einer Art von Vorliebe zurückkam, klingt in pathetisch charakteristischen, fast revolutionären Tonen an. Aber dem Ganzen mangelt die künstlerische Einheit und Ruhe. Die Wendung am Schlüsse, daß der Held aus dem Wahnsinn, in welchen die Tragödie seines Lebens ihn stürzt, von Neuem zum Bewußtsein seiner selbst erwacht und als den Retter der Menschheit aus der faulen Versumpfung des Friedens den Krieg feiert, der eben die Welt erschütterte, und in dessen Kämpfen er selbst das Gedächtnis) seiner Leiden abzuschütteln hofft, war originell und effektvoll, vermochte aber nicht, die Mehrzahl der Kritiker mit den sonstigen Mängeln des Werkes auszusöhnen.

Im Zusammenhang mit ‚Mauä" mag noch eine offenbar authentische Anekdote erwähnt werden, die uns den Menschen Tennyson in seinem unverwüstlichen, selbstherrlich rauhen Humor versinnlicht. Er las das Gedicht in einer gemischten Gesellschaft vor, und wendete sich, plötzlich einhaltend, nach dem Verse:

Lira» in ins Hi^Ii-üM F^l6eu
VVnen twilisskt iva« lnUinF,
Ilaud, Ni>uä, 2I»u<i, Nuuci,
Ins? ^«rs or^inz »u<! «Alling —

an eine neben ihm sitzende Dame mit der Frage: „Was für Vögel riefen?" Die poetisch gestimmte Dame antwortete: „Nun, Nachtigallen denke ich."— „Bah!", sagte der Dichter zusammenschaudernd. „Was für ein Cockney Sie sind! Rufen Nachtigallen „U»uä"? Gewiß nicht. Aber Krähen thun es: 0»^, oan, 02,vr, ca^. Jedenfalls ist es sehr ähnlich."

Auch eine allgemeine Bemerkung über den Zusammenhang von Tennysons Leben und Dichten scheint hier am Ort. In Goethes, Schillers Byrons Laufbahn lassen ohneMübe gewisseAltersperioden sich unterscheiden und in den meisten Fällen ist der Zusammenhang der äußeren Vorkommnisse derselben mit den gleichzeitigen Schöpfungen der Dichter nachweisbar. Bei Tennyson ist dies bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße der Fall. Die bedeutungsvollste Ausnahme bildet sein ^,In Usmoi-iam". Aber so viel ich weiß, hat noch keiner seiner Bewunderer oder Kritiker die Abgrenzung seines dichterischen Lebenslaufs in bestimmte Perioden versucht. Sein Stil, seine ganze Art und Weise, blieben sich im Jugend-, Mannes- und Greisenalter so auffallend ähnlich, daß es, abgesehen von der Signatur größerer oder geringerer Reife, fchwer fcheint, bei einzelnen Erzeugnissen seiner Muse die Altersstufe zu erkennen. Bestimmt durch entweder gar nicht oder nur

annähernd bekannte Motive, wählte ei sich Gegenstände, die zu seinem
gleichzeitigen Leben völlig außer Beziehung stehen mochten, und behandelte
dieselben als dichterischer Künstler. So hatte er „Nnuä" gewählt, und
nach einer Aeußerung gegen James Knowles zählte er selbst diese Dichtung,
welche das Publicum befremdete und verwirrte, zu dem Besten, was er
überhaupt geschrieben.
Während der dem Erscheinen von „Nauä" folgenden Jahre wendete
Tennuson der leidenschaftlich bewegten Gegenwart den Rücken, um sich ganz
in die nebelhafte Ferne der Arthurlegende zu versenken. Knowles hörte ihn
sagen i er sei mit dem Plane zu einer großen Dichtung über diesen Gegen-
stand seit seinem vierundzwanzigsten Jahre beschäftigt gewesen; und schon
in der Ausgabe seiner Gedichte von 1842 hatte er als Proben die beiden
Episoden „8ir Oaladacl" und „Noi-to ä'^rtbur" veröffentlicht; aber (wie
er mit seiner unüberwindlichen Empfindlichkeit gegen alle Kritik hinzufügte)
„die Kritiker geboten mir Einhalt." Nach anderthalb Jahrzehnten eines
glänzenden Fortschreitens auf der Bahn des Ruhmes kehrte er nun zu
jenem Iugendgedanken zurück; allein auch jetzt noch fehlte ihm der Muth
des Entschlusses zu einer organischen Ausgestaltung des großen Themas.
Es waren wieder mehrere abgesonderte, untereinander nicht zusammenhängende
Bruchstücke der Arthursage („Luid," „Vivinu," Alains", „ttninivsr^), die er
1859 unter dem Titel „Icl/IIs ot tb.s Kiuß" erscheinen ließ, und als Bruch-
stücke, als poetische Eharakterstudien aus dem Arthur'schen Sagenkreise
wurden sie auch von dem Publicum aufgenommen. Vielleicht entsprach die
Aufnahme nicht Tennvsons Erwartungen; vielleicht war er selbst mit seiner
Leistung unzufrieden — Thatsache ist, daß er nach jenem Bande von 1859
noch einmal eine Reihe von Jahren verfließen ließ, ehe er die Arbeit an
seinen: Arthur-Epos wieder aufnahm. In der Zwischenzeit übte er seine
Kunst von Neuem an socialen Charakterskizzen der Gegenwart. Erst 1869
erschien ein zweiter Band „lclvll8 «f tlw Xiiiß", der, außer dem Ansang
des Epos, „'I'I's eoiuinA ol ^rtliui-", und dessen Ende, „Hw paszinF ot
^rtdur", die Abschnitte „l'Kk Hol)' Olail« und „?s11s^8 lmcl Lttara"
enthielt. 1871 folgte „Ilie 1a8t I^urnainent", und erst gegen das Ende
der siebziger Jahre konnte, nach vielfachen Zusätzen und Umgestaltungen,
die Gesammtzahl der „Ic!M8 c>f tl,s Nn^" zu einer Art von Epos zu-
sammengestellt werden, welches das Aufblühen, die Herrschergrüße und den
Verfall des legendenhaften Königs, der Ritter seiner Tafelrunde und der
Damen seines Hofes schilderte. Ob dies umfangreichste von Tennysons
Werken auch das 'mit der grüßten Lebenskraft ausgestattete ist, muß die
Zeit lehren. Daß es reich ist an der dem Dichter eigenthümlichen Kunst
in der Behandlung des K1»nlc vsi-zy, an seiner charaktervollen Sprach-
gewalt, seiner Gefühls- und Gedankentiefe, an dein Adel seiner Gesinnung,
dein dramatischen Pathos seiner Diction, bedarf ^kaum der Versicherung.
Der Hauptmangel der „lä^llg c>f tb« Kinß" liegt wohl in der allegori-

fchen Behandlung des Gegenstandes, welche dem Ganzen, trotz aller Plastik der Form, einen schattenhaft visionären Charakter verleiht. Tennyfon selbst war sich dieser allegorisirenden Tendenz vollkommen bewußt. Er bemerkte in einer Unterhaltung über die „Ickvlls uk ttw Xinß" gegen Knowles: „Mit König Arthur meinte ich immer die Seele und mit der Tafelrunde die Leidenschaften und Fähigkeiten der Menschen" — eine Aeußenmg, welche über diese merkwürdige Dichtung eine Flutli von Licht verbreitet.

Unter den oben erwähnten, während der ersten Hälfte der sechziger Jahre veröffentlichen socialen Skizzen („8ka Vioani8", „^.vlmsr'8 I?iLlcl", ,,I°Ke Nurtusi-n ?ni-mßi-' :c.) ist die auch in Deutschland wohlbekannte poetische Erzählung ..Vnoc:I> ^rcksu" ohne Frage das Vortrefflichste. Aus den nächstfolgenden Jahren verdient vor Allem genannt zu werden „I^iorieriu.8", eine Rhapsodie der Leidenschaft, in der man nicht mit Unrecht Einflüsse jenes Realismus, jener Kühnheit in der Behandlung verfänglicher Gegenstände zu erkennen glaubte, zu denen Swinburne in seinen kurz vorher erschienenen ,,?nsiu8 auä Kallacl^ den Ton angeschlagen, denen aber der maßvollere Tennyson sich bisher ferngehalten hatte und auch fpäter fernhielt. Ehe ich indes; von anderen Vorgängen dieses Zeitraums in Tennysons Leben erzähle, mögen einige Eharakterzüge der persönlichen Erscheinung, des personlichen Wesens des Dichters hier eine Stelle finden. Gezeichnet, photographirt, lithographirt, gemalt ist Tennyson oft genug; aber so interessant solche Eonterfeis sind, als bedeutender müssen doch immer die aus unmittelbarer Anschauung geschöpften Nilder gelten, die dem Gegenstande ein gewissermaßen gegenwärtiges Leben verleihen. Glücklicherweise haben mehrere solcher Geistesphotographien Tennysons sich erhalten.

Ich stelle voran diejenige des Amerikaners Bayard Taylor, der Tennyson 1857 in Farringford besuchte. Er schildert ihn als „groß und breitschultrig, wie ein Sohn Enaks, mit Haar, Bart und Augen von südlicher Schwärze". Das ist schon Etwas, dies Große, Breitschultrige; denn wie unverkennbar der dunkle Typus in allen Darstellungen Tennysons auch ist, auf die hohe Gestalt des Dichters erlauben seine Portraits, sämmtlich Brustbilder, keinen sicheren Schluß. Werthvoller uoch ist das Zeugniß zweier anderer hervorragenden Zeitgenossen. Mrs. Earlyle, die geistvolle Frau Thomas Carlyles, schickte in den vierziger Jahren ihrer Nichte Miß Walsh Autographen uou Tennyson, Dickens und Vulwer-Lytton und bemerkte dabei: Tennyson sei von den Dreien der größte Genius. „Außerdem," fügte sie hinzu: „ist er ein sehr schöner Mann und ein edelgesinnter, mit etwas Zigeunerhaftem in seiner Erscheinung, was für mich außerordentlich anziehend ist." Thomas Earlyle selbst, der geniale, rembrcmdtartige Portraitmaler in Sorten, zeichnet Tennyson, den er, von einem Spaziergange heimkehrend, die Pfeife im Mund, in seinem Garten fand, an einer von Fronde angeführten Stelle seines Tagebuchs wie folgt: „Ein fchöner, großstitisirter, dunkeläugiger, bronzefarbiger, langhaariger Mann ist Alfred;

staubig, rauchig, von ungezwungenen Manieren — nach außen und nach innen
mit großer Gelassenheit schwimmend in einem Element von Chaos und
Tabaksrauch — groß, wenn er dann und wann auftaucht, ein höchst fester,
brüderlicher, starksinniger Mensch." Und an einer anderen Stelle: „Eine
Masse rauhen, staubig schwarzen Haares; glänzende, lachende, braune Augen,
massives Adlergesicht, höchst massiv und doch fein, von brauner, fast indi-
scher Hautfarbe; Anzug cynisch lose und bequem. Raucht unendlichen Tabak.
Seine Stimme ist musikalisch, metallisch, fähig zu lauten: Gelächter, zu er-
schütternder Klage und zu Allem, was dazwischen liegt. Rede und Gedanken
frei und ergiebig. Ich begegne in diesen letzten Jahrzehnten keinem folchen
Genossen bei einer Pfeife."
Hiernach fehen wir Tennnson schon einigermaßen erkennbar vor uns.
Bei seiner Umherbewegung im Freien müssen wir uns den mächtigen
Filzhut auf dem dunkeln Lockenhaupt hinzudenken und den talarartigen,
'italienischen Mantel, wie er vor vierzig oder fünfzig Jahren Mode war,
und in dem so manche seiner Photographien ihn vorführen. Keine Er-
scheinung, die leicht übersehen werden konnte! In der That, so stark
Freunde ihre anziehende Kraft empfanden, so beängstigend wirkte sie oft
auf Fremde, um so mehr, als Tennnson selbst eine Art von instinctiver
Schell vor ihm fremden Menscheil hatte und dem Ausdruck feiner Gefühle
keinen Zwang auferlegte. „Jede Affectation," sagt Knowles, „lag ihm so
fern, daß er überall und in Allem gerade fo fprach und handelte, wie er
fühlte und dachte. Menschen, die ihn nicht kannten, wurden dadurch
gelegentlich in Verwirrung und Bestürzung versetzt: Die Scheuen empfanden
Furcht, die Affectirten nähmen es für Affectation, die Rauhen für Rauhheit,
die Groben für Grobheit — denn, wie er oft zu sagen pflegte: „Ein Jeder
setzt sich selbst voraus." Im Grunde jedoch war es weiter Nichts, als
einfache, offene Ehrlichkeit, und als folche von größten, Interesse für Alle,
welche darin die Art der Natur mit ihren größten Menschen beobachten
lind verstehen lernen konnten." ^ „Die kleinen Affectationen und Un-
aufrichtigkeiten des Lebens," fahrt Knowles fort, „belästigten Tennnson so
sehr, und seine durch starke Knrzsichtigkeit vermehrte natürliche Zurückhaltung
stand ill so großem Widerspruch zu seiner angeborenen Lonrtolsie, daß der
allgemeinere gesellschaftliche Verkehr immer eine Anstrengung und eine Last
für ihn war." Wie weit in semein Lebeil jene Kurzsichtigkeit, die bei
einem Dichter von so feinem Sinn für alle Formen und Farben der Natur
besonders auffallend scheint, zurückdatirt, erwähnt Knowles nicht. Vermuthlich
sträubte Tennyson's dichterisches Schönheitsgefühl sich gegen das Tragen
von Brillen oder gar von „Kneifen," (man erinnere sich nur an Goethe's
Abneigung gegen alle brillentragenden Leute); jedenfalls stellt teins seiner
Bilder ihn mit diesen unschönen Werkzeugeil der modernen Eivilisation dar.
Und doch war seine Kurzsichtigkeit so groß, daß er Knowles nach dessen
erstem Besuch besonders einschärfte, sich ihm zu erkennen zu geben, wenn

er ihm einmal wieder begegne, da er ihm sonst unerkannt vorübergehen
werde, sollten sie auch in der Straße aufeinanderstoßen.
Als eine Art von Compensation für sein schwaches Gesicht betrachtete
Tennyson sein ungewöhnlich scharfes Gehör. Er tonne, bemerkte er, den
Schrei einer Fledermaus hören, seiner Meinung nach der beste Prüfstein
für ein gutes Ohr. Nach Knowles Ansicht bestand die wahre Comvensation
für das schwache Gesicht des Dichters in seinem geistigen Scharfblick, der
aus dem mangelhaften Licht seiner Augen eine größere Fülle von An-
schauungen schöpfte, als Andere mit den besten Augen sahen. Er habe,
meint Knowles, die Menschen durchschaut, wie unter der Beleuchtung eines
Blitzstrahles, und es sei wunderbar gewesen, ihn zu hören, wie er mit
einer einzigen kurzen Bemerkung die Summe eines comvlicirten Charakters
gezogen habe. Er reiste einmal auf der Eisenbahn mit einem ihm un-
bekannten Menschen, dessen Physiognomie ihm nur einen Moment hinter
einem Zeitungsblatt sichtbar wurde; aber sofort hatte er nach diesem flüchtigen
Sehen den Eindruck gewonnen, der Mann sei ein Schelm. Zu seiner
Ueberraschung enthüllte dieser Unbekannte sich an seinem Wohnort als eine
Person von Ruf und Anfehen. Trotzdem hielt Tennyson an seinem ersten
Eindruck fest und fand diesen auch schließlich bestätigt, da jener Mensch
sich als Schwindler entpuppte und als solcher landesflüchtig wurde.
Die auf den ersten Blick finstere äußere Erscheinung des Dichters, so
berichtet Knowles ferner, habe einem bedeutenden Fonds von Humor als
Folie gedient. Es sei rührend gewesen, ihn zu sehen, wie er mit Kindern
gespielt und diesen die Furcht vor seiner gewaltigen Stimme, seiner
schreckenerregenden Gegenwart benommen habe. „Ich habe," sagt Knowles,
„ihn auf dem Boden herumhüpfen fehen wie einen großen Vogel, eingehüllt
in seinen weiten Mantel und seinen breitkrämpigen Hut, während er eine
kleine Schcmr von Kindern verfolgte, bis sie vor Gelächter laut aufschrieen."
Auch als vortrefflichen Anekdotenerzähler lernte Knowles den gewöhnlich
tiefernst gestimmten Dichter kennen, besonders, wenn er nach dein Diner
bei seiner Flasche Portwein saß. Die Stunde nach dem Diner, in der er
sich mit der geliebten, unentbehrlichen Pfeife in sein Arbeitszimmer zurück-
zog, war auch seine productivste Dichterstunde. Schon vorher saß er dort
öfter im Lauf des Tages, verhüllt in die mystischen Wolken; aber der
ganz besondere Werth jener ^ft6i-.6ilmei--I>oui- wurde von ihm gegen
Knowles häufig stark betont. „Wenn auch," wie er meinte, „viele tausend
schöne Verse in den Schornstein hinausflögen," so erlebe er doch seine
Weihestunden. Und zu seinen Gästen zurückkehrend, citirte er dann, fast
ohne es zu wollen, gelegentlich Verse, die eben entstanden waren, obgleich,
wie Knowles hinzufügt, selten in denselben Worten, falls er sie nicht sofort
aufgeschrieben hatte. Denn nur schwer mar er mit dem Ausdruck seiner
Gedanken zufrieden, immer bemüht, sie in der vollkommensten Kunstform zu
verkörpern. Mitunter führte er dann anch bevorzugte Freunde in fein

Zimmer und redete von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf
eine Weife die, nach dem arabischen Ausdruck, „das Oefsnen vieler Thore
war". Besonders liebte er es, sich frei auszusprechen über theologische und
metaphysische Gegenstände, und außerordentlich merkwürdig sind die nach
dieser Richtung von Knowles mitgetheilten Aeutzerungen. So formulirte er
einmal seinen religiösen Glauben einfach mit den Worten: „Es giebt ein
Etwas, das über uns wacht, und unsere Individualität dauert fort; das
ist mein Glaube und mein ganzer Glaube." — „Er sagte dies," bemerkte
Knowles, „mit so ruhiger Emphase, daß ich es sofort in denselben Worten
niederschrieb. Aber er war keineswegs immer so ruhig. Sein Glaube an
persönliche Unsterblichkeit war ein leidenschaftlicher, meiner Meinung nach fast
die stärkste Leidenschaft, die ihn erfüllte. Ich habe ihn gegen einen Wider«
facher dieses Glaubens donnern hören: ‚Wenn es einen Gott giebt, der die
Erde geschaffen und diese Hoffnung und Leidenfchaft uns eingepflanzt hat,
so müssen sie die Wahrheit bedeuten. Wenn es nicht wahr" ist, so hat kein
Gott, sondern ein höhnischer, böser Geist uns geschassen, und ich würde ihn,
die Faust in sein allmächtiges Gesicht schütteln und ihm sagen, daß ich ihn
verfluche. Ich würde noch heute Abend meinen Kopf in ein chloroformirtes
Taschentuch stecken und Allem ein Ende machen/"
Wunderbare, erstaunliche Aeußerungen! In weltlicherem, weniger
leidenschaftlichem Tone bemerkte Tennyfon ein anderes Mal: „Die Menschen
haben im Allgemeinen Gott für den Teufel genommen. Die Mehrzahl der
Engländer denkt sich ihn wie einen unermeßlichen Pastor in weihein Hals-
tuch." Doch immer war er lebhaft mit solchen Problemen beschäftigt.
Einmal hatte er im Sinne, ein metaphysisches Gedicht über Spinoza zu
schreiben, gab dies jedoch schließlich auf mit der Bemerkung: er könne sich
nicht dafür erwärmen, weil Spinoza an keinen Gott glaube. Die häufige
Wiederkehr derartiger Unterredungen veranlaßte Knowles im Jahre 1869
zur Gründung der „Metaphysischen Gesellschaft" in London, als deren be-
sonderer Zweck die wissenschaftliche Erörterung metaphysischer Fragen auf-
gestellt wurde. Eine bedeutende Anzabl der ausgezeichnetsten englischen
Gelehrten, Theologen und Philosophen, darunter Stanley, Hurley, Marti-
nen«, Lubbock, Tyndall, Manning, Gladstone, Fronde, Nuskin, Clifford u. A.
schlössen sich dieser Gesellschaft an. Tennyfon erschien jedoch nur selten
bei den Sitzungen, und sprach, wenn er kam, wenig. Dagegen las er eifrig
die Verhandlungen der Gesellschaft und discutirte die in denselben be-
handelten Gegenstände mit lebhaftem Interesse in vertrautem Gespräch >mit
seinen Freunden.
Auf feinen langen Nachmittagsspaziergängen und Abends im Freundeskreise
liebte er es auch, wie leicht genug verständlich, von Dichtkunst und Dichtern
zu reden. Seine Bekanntschaft mit der Poesie der Vergangenheit war un-
begrenzt, sein Gedächtniß staunenswert!). Besondere Lieblingsstellen citirte
er immer von Neuem und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf

die Schönheit dieser oder jener Zeile, dieses oder jenes Ausdrucks, indem er sie mehrmals wiederholte. Auch las er gern vor. Fremdes und Eigenes. „Er las," sagt Knowles, „immer mit einer mächtigen, tiefen, gemessenen Stimme, und intonirte mehr auf einigen Noten, als er sprach. Es war eine Art von musikalischem Donner, weit entfernt oder nahe, laut rollend oder sanft und leise, je nach dem Gegenstand, und, wenn man ihn einmal gehört, unvergeßlich. Auch beim Vorlesen pausirte er an Stellen, die ihm besonders gefielen und unterbrach sich selbst mit Ausrufungen, wie: „Das ist prachtvoll! Was für ein Vers! Ist das nicht herrlich?" — einerlei, ob er aus Shakespeare, Milton, Wordsworth oder seinen eigenen Werken vorlas., Bei diesen Ausbrüchen dichterischer Naivetät konnte es von Seiten blos neugieriger Zuhörer gelegentlich nicht an Vorwürfen der Eitelkeit fehlen, Vorwürfen, die keinen Widerspruch bedürfen. Intimeren Freunden erschien Tennyson vielmehr als der inspirirte Barde: ‚Ms Lara'', wie sie ihn, als Verkörperung der Charaktere des Sängers, des Dichters und des Propheten, unter einander nannten."

Seine eigenen Lieblingsdichter waren Chaucer, Shakespeare, Milton, Wordsworth, Dante und Goethe. Als Knowles ihni seinen Landsitz Ald-worth baute, sprach er den besonderen Wunsch aus, auf den sechs Stein-schildern, welche als Schmuck an den» Kamin seines Arbeitszimmers, vor dem er immer saß und rauchte, angebracht wurden, die Namen jener sechs Dichter eingemeißelt und gemalt zu sehen. Goethe erklärte er für den größten Künstler des 19. Jahrhunderts, Sir Walter Scott für dessen größten Klan ok I^tisr«. Von Keats pflegte er zu sagen: „Hätte er länger gelebt, er würde der Größte von uns Allen gewesen sein." Swin-burne verglich er mit „einer Tube, durch welche alle Dinge in Musik hineingeblasen werden." Ueber Wordsworth bemerkte er, daß er viel vor-trefflicher sein würde, hätte er weniger geschrieben, und gegen Robert Browning äußerte er einmal, in Knowles' Beisein, mit jener erstaunlichen Offenheit, die schon als einer seiner Hauptcharakterzüge hervorgehoben wurde: wenn er (Browning) sich zweier Drittheile seiner Gedichte entledige, werde das übrig bleibende Drittel weit schöner sein. Es spricht für Browning, daß sein freundschaftliches Verhältniß zu Tennyson in Folge dieses Seelen-ergusses keinen Abbruch erlitt. Tennyson hatte übrigens Recht und wußte wohl, was er sagte. „Ein Künstler," bemerkte er bei derselben Veranlassung gegen Knowles, „ist der, welcher die Begrenzung seiner Arbeit als Noch-wendigkeit erkennt und nicht in Bezug auf seinen Gegenstand unbegrenzt nach allen Seiten überfließt. Ich erkannte bald, daß, wenn es mein Wunsch sei, mich irgendwie auszuzeichnen, dies durch Kürze geschehen müsse, denn alle meine Vorgänger waren weitschweifig gewesen, und alles Große war gethan. Dle höchstmögliche künstlerische Vollendung der Arbeit ist das beste Mittel des Ausdauerns im Strome der Zeit. Ein kleines, in schönen Linien gebautes Schiff hat Aussicht, weiter zu schwimmen, als ein großes Floß."

Nach diesen: Versuch, das Charakterbild des Menschen und Dichters Tennyson in einigen Hauptzügen vorzuführen, kehre ich zu seiner Lebensgeschichte in den sechziger Jahren zurück. Im Frühling 1864 hatte er in Farringford den Besuch Garibaldis empfangen. Der Alte vom öden Caprerci bewunderte die herrlichen Bäume seines Gartens. „Ich wollte, ich hätte Ihre Bäume," sagte er; und nach der schönen englischen Sitte hinterließ er ein Denkmal seines Besuches, indem er Tennysons herrliche Bäume durch das Pflanzen eines neuen, einer WeUwßtonia F>F»nwa, vermehrte. Tennyson seinerseits verewigte den Besuch des von ihm bewunderten Freiheitshelden in dem Gedichte „'lo vlvszes". Im folgenden Jahre (1865) wurde dein Dichter durch seinen alten Freund Lord Russell der damals wieder Premierminister war, das Anerbieten der Erhebung zur Baronetswürde gemacht. Er lehnte dasselbe ab, nahm dagegen seine gleichzeitige Wahl zum Mitglied der Königlichen Gesellschaft an. Schon zehn Jahre früher hatte seine Ernennung zum Ehrendoctor der Rechte durch die Universität Oxford stattgefunden. Damals war es, als ein Student, an dem Präfentationstage, als Tennyson, wie gewöhnlich mit rauhem, anscheinend ungekämmtem Haar, das gedrängt volle Sheloonische Theater hinaufschritt, dem gekrönten Dichter mit der bei diesen Gelegenheiten hergebrachten Keckheit zurief: „viä tlisv «nll nnä w»Ks ^ou wo sarl.v tbi» morllinF?" eine scherzhafte Kritik seiner Erscheinung, welche Tennyson selbst durch ein Lächeln erwidert haben soll. Interessanter ist ein vor Kurzem veröffentlichter Bericht von John Addington Seymonds über eine persönliche Begegnung mit Tennyson im December 1865. Tennyson war während eines seiner Besuche in London zum Diner bei dem Bildhauer Woolner, und unter den übrigen Gästen befand sich Gladstone. Das Gespräch kam auf den Gouverneur Eyre und dessen blutige Unterdrückung des Negeraufstandes in Iamaica. Tennyson, wie Carlyle und Nuskin ein Mitglied des N^i-s-ctstenee tun6, vertheidigte den Gouverneur, während Gladstone, dem von Stuart Mill gebildeten ^llmai«a-0oiniuitt66 beistimmend, ihn verurtheilte. Allerlei charakteristische Bemerkungen schlössen sich daran. „Tennyson," sagt Symonds, „argumentirte nicht, er blieb dabei, verschiedene Vorurtheile und Überzeugungen zu behaupten." Nach dem Diner kam der berühmte Orient-Reisende Palgraue und brachte das Gespräch auf die Zeitungen. „Tennyson," bemerkt Symonds, „trank während der ganzen Zeit Portwein und lugte durch seine Brille" (er trug also doch gelegentlich eine solche) „düster im Zimmer umher. Sein Schnurrbart verbirgt das Spiel seines Mundes, aber soweit ich sehen konnte, ist dieser Gesichtstheil ebenso grimmig als alle anderen. Seine Backenknochen sind wie aus Eisen gegossen. Sein Kopf ist gewölbt wie ein Kopf aus der Zeit Elisabeths, mächtig in der Krone, eng in der Stirngegend, aber von sehr schöner Form." Von den Zeitungen lag der Uebergang zu der damals eifrig debattirten Erweiterung des parlamentarischen Stimmrechts nahe.

„Dahin," sagte Tennyson, „werden wir gelangen, wenn wir Ihre
Reformbill bekommen, Mr. Gladstone — nicht als ob ich Etwas davon
wüßte," — „Und Niemand in England weiß Etwas davon," erwiderte
Gladstone lachend. „Aber es thut mir leid zu sehen, daß Sie sich auf-
regen." — „O," sagte Tennyson, „meiner Ansicht nach ist ein Zustand,
in dem Jedermann ein Votum hätte, der ideale. Ich habe immer gedacht,
ein solcher könnte, bei unserer constitutionellen Geschichte, wenn irgendwo,
in England verwirklicht werden. Aber wie soll man es anfangen?" —

„Bald darauf," fährt Symonds fort, „kam der Kaffee. Tennyson wurde
ungeduldig, bewegte seinen langen hageren Körper hierhin und dorthin und
wurde endlich allein gelassen, um seine Pfeife zu rauchen. Es ist schwer,
den Unterschied zwischen den zwei Männern, die Beide ihren starken vrovin-
cialen Accent haben, festzustellen: Gladstone mit feiner ausdrucksvollen, bieg»
famen Stimme, Tennyson mit seinen tiefen, gedehnten Tönen, die sich zum
ungeduldigen Falsett steigern, wenn Etwas ihn verdrießlich macht; Gladstone
argumentirend, Tennyson mit Vorurtheilen bei der Hand; Gladstone rasch
behauptend, Tennyson einfach verneinend; Gladstone voll von Thatsnchen,
Tennyson sich auf Eindrücke verlassend; Beide humoristisch, aber der Eine
feinfühlend und zart in feinen Bemerkungen, der Andere dreist, rauh und
grotesk. Gladstones Hände sind weiß nnd nicht besonders bemerkenswerth,
die Tennysons sind gewaltig, ungefüge, geeignet, Thon oder Teig zu
kneten. Gladstone ist in gewisser Weise ein Weltmann, Tennyson ein Kind,
und er wird von Gladstone wie ein Kind behandelt."

Diesem merkwürdigen Eharakterbilde sei noch ein anderes zur Seite
gestellt. Im Sommer 1867 empfing Tennyson in seinem neuen Hause in
Aldworth den Besuch Mr. und Mrs. Gladstones, des Herzogs von Argyll
und Lord Houghtons; und Letzterer berichtet darüber: „Unsere Erpedition
zu den Tennysons war ein moralischer Erfolg, aber ein physischer Fehl-
schlag, denn wir hatten ein Paar so schlechte Pferde, daß wir sieben
Meilen von dem Hause zu einem vollständigen Halt kamen und im
Mondlicht hätten weiter wandern müssen, märe uns nicht eine Londoner
Droschke begegnet. Der Barde war sehr freundlich und seine Frau und
sein Sohn höchst liebenswürdig. Er hat sich ein schönes und bequemes
Haus gebaut, an einem äußerst unzugänglichen Orte, mit jedem Comfort,
1>en er nur wünschen kann und mit jedem Mangel an Comfort für Alle,
die ihm nahen. Was kann poetischer sein?" — Ueber Bau und Lage
von Aldworth habe ich schon gesprochen. Tennyson wohnte seitdem ab-
wechselnd dort und in Farringford, zog aber Aldworth im Ganzen vor, zum
Tbeil wegen der auch von Lord Houghton humoristisch betonten Unzugäng-
lichkeit, die ihn in noch höherem Maße vor der Plage lästiger, besonders
amerikanischer Enthusiasten bewahrte.

Die Schlußepoche in Tennysons Leben, nach der Vollendung der
„lävllz of tke Kiuss", wurde besonders bemerkenswerth durch seine

Dramen. Eigenthümlich, wie so manches Andere in seiner Lebensgeschichte, war auch dies, daß er erst im höhern Alter anfing, Dramen zu dichten. Er war 65 Jahre alt geworden, als „Hueen Hlni-v", sein erstes Drama, erschien. Zwei Jahre später (1877) folgte „Harold", 1879 „?be Inlcen.", 1880 „Nie 0up", 1882 „?l>« ?i-oiui8s ol N»7", 1884 „Lecket".
In allen, außer dem ,,?rumi8e ok Nav", erscheint Tennyson in Bezug auf Form und Haltung als Schüler Shakespeares, aber als altgewordener Schüler, denn trotz vieler schönen charaktervollen Einzelheiten fehlt es seinen Dramen an jenem organisch pulsirenden Leben, an jener Magie der Handlung und Bewegung, welche den Dramen Shakespeares ihren unvergänglichen Reiz verleihen. Keines, mit Ausnahme „Lecket»" behauptete sich daher auch auf der Bühne; mit „Harold" wurde der Versuch .der Aufführung überhaupt nicht gemacht. In ,,^be ?romi8o os Ua)'" behandelte Tennyson einen modernen Stoff. Es war ein den Agnostikern hingeworfener Fehdehandschuh, den diese nicht träge waren aufzuheben. Die Tendenz ließ den mit dem Alter zunehmenden Conservatismus des Dichters erkennen. Das Stüs als solches wurde fast ohne Ausnahme von der Kritik verurtheilt. Eine so merkwürdige Phase in Tennysons Lebensarbeit daher seine Dramen bilden, so werden doch wohl kaum diese Erzeugnisse seines Alters es sein, auf welche der dauernde Ruhm des Dichters sich gründen wird.
Es fehlte während dieser Periode auch nicht an andern Veröffentlichungen. Sammlungen theils alter, theils neuer lyrischer Gedichte folgten einander in längeren und kürzeren Zwischenräumen: 1880 ein Band „Vnl!»^8", 1883 ,/leire8i»8 n,nä otlier I>uem8", 1886 „Dockte)' Hall 8ixt^ ^ear8 alter", 1889 „Demeter nn<1 otber Loew8". Am bemerkenswerthesten unter diesen ist wohl das zweite „I.uck8tev Unit", ein Warnungsruf gegen das rasche Wachsthum der Demokratie, in welcher der auf weises Maß dringende Dichter seinen Landsleuten das Schreckgespenst der Pöbelherrschaft vorauszeigt. Uebrigens offenbaren diefe Gedichte im Ganzen wenige Spuren des vorrückenden Alters. Am peinlichsten treten folche Spuren hervor in Tennysons Ode auf das fünfzigjährige Jubiläum der Königin (1887). Doch raffte er sich aus dem nur augenblicklichen Verfall seiner Kräfte noch einmal auf und erlebte überhaupt ein gesundes, glückliches, hohes Alter.
1884 wurde er durch seinen alten Freund Gladstone als Baron Tennyson von Aldivorth und Farringford zur Peerswürde erhoben, eine Ehre, deren Annahme ihm von Manchen eben so verdacht wurde, wie man ihm früher die Ablehnung der Varonetswürde hoch angerechnet hatte. Ob er die kostspieligen Gewänder, in denen jeder neue Lord bei seinem Eintritt in's Oberhaus erscheinen muß, bestellt — oder geliehen, wie einst den Hofanzug bei seiner Präsentation als l'oet I^ureaty, wird nicht berichtet. Bei den Sitzungen des Oberhauses war er nur selten zugegen. Eine Nede im Oberhause hat er nicht gehalten.

Der schöne, friedliche Tod des 88jährigen Dichters (am 6. Tctober 1892) in seinem vom Herbstvollmond erleuchteten Zimmer in Aldworth, sein feierlich großartiges Begräbnis; in der Westminsterabtei sind noch in frischer Erinnerung. Seiner Hoffnung auf persönliche Unsterblichkeit, einer Hoffnung oder vielmehr einem Glauben, dem er immer mit Leidenschaft das Wort redete, hatte er noch einen letzten Ausdruck verliehen in dein kurz vor seinem Hinscheiden verfaßten pathetischen kleinen Gedicht „Oa^in^ tlio Lnr". In Bezug auf die Unsterblichkeit seines Dichterruhmes vernahm man in den Nekrologen, welche ihn» von der englischen Presse gewidmet wurden, nur wenig dissentirende Stimmen. Allerdings wird das Urtheil der Mitwelt nicht selten modificirt durch das der Nachwelt. In Bezug auf Tennyson darf man aber wohl das Wort Schillers gelten lassen, daß, wer den Besten seiner Zeit genug gethan, gelebt habe für alle Zeiten. Jedenfalls steht das Eine fest, daß unter den Dichtern der victorianischen Epoche die erste Stelle ihm gebührt. Von den beiden anderen hervorragendsten Poeten derselben Epoche, Browning und Swinburne, erfüllt doch weder jener noch dieser in gleichem Maße die Bedingungen eines dauernden Ruhmes. Vor allen Anderen hielt er sich im Edelsten und Besten auf einer breiten, beherrschenden Höhe der Übereinstimmung mit seinen Zeitgenossen. Viele von Tennysons Landsleuten stellen ihn auch hoch über Lord Byron, den größten Dichter der ihm vorangehenden Zeit. In sich harmonischer als Byron war er wohl ohne Frage, wenn schon in den Ansichten über die größere Genialität des Dichters von „Olnlcl« ttarolä" und „von 5u»n" und des Dichters der ..IclvNz nt' ti>« Kinß" wohl immer Meinungsverschiedenheiten obwalten werden. Nemerkenswerth ist außerdem, daß, mehr als zwei Jahre nach Tennysons Tode, der Lorbeer deskoetlHurents noch keinem anderen Haupte verliehen worden ist. Dieser posthume Tribut an das Andenken des dahingeschiedenen Dichter-Patriarchen des victorianischen Zeitalters ist eben so charakteristisch, als gerecht. Vermutlich wird Tennyson der letzte der gekrönten Dichter Englands bleiben. Von dem nächsten ihn: folgenden Classiker wird erst die heranwachsende Generation des zwanzigsten Jahrhunderts hören.

3ie Giftmischerin Maria Ioniaur.

von

Vm,I Lindau.

— Dresden, —,

II.

Das zweite Opfer: Jacques vandenkerckhove.

<>? erste verbrecherische Nnternehnien der Maria Ioniaur war ge-
glückt. Anstandslos war ihr die immerhin erhebliche Summe
von 70 (XX) Franken, die zur Aussteuer ihrer Tochter, zur
Deckung einiger der dringendsten Schulden, zur Auslosung ihres Schmuckes
und zu einer Neife nach Italien ausgereicht hatte, von den Versicherungs-
gesellschaften ausgezahlt worden. Die alte Erfahrung, daß Giftmischer bei
ihre«! ersten gelungenen verbrecherischen Versuche niemals stehen bleiben,
sondern deni geglückten Verbrechen immer neue folgen lassen, bis der Arm
der Gerechtigkeit sie endlich ergreift, bewährte sich auch hier. Als die Geld-
not!) der Maria Ioniaur wieder auf's Höchste gestiegen war, sah sie sich
nach einem neuen Opfer um, und ihr Augenmerk richtete sich sehr begreif-
licherweise auf einen alten reichen Erbonkel.

Der Bruder ihrer Schwiegermutter, der alteu Frau Ioniaur, Herr
Jacques Vandenkerckhove, hatte als Großindustrieller sich in Gent ein
sehr bedeutendes Vermögen erworben, das auf mehrere Millionen geschätzt
wurde. Herr Jacques Vandenkerckhove stand im 64. Lebensjahre. Er war
in Gent allgemein beliebt und gehörte zu den Honoratioren der Stadt. Er
war ein vergnügter Lebemann, Freund des Sports, des woblbesetzteu
Tisches und des schönen Geschlechts. Er war von kräftiger Gesundheit.
Einer seiner intimsten Freunde, ein General, bezeichnete ihn in den Ver-
handlungen als eine „Eiche". Sein Hausarzt erklärt allerdings, daß er
nicht ganz so kräftig gewesen sei, wie er ausgeschaut habe. Vor einigen
Jahren hatte er an Schwindelanfällen gelitten, das Uebel war indessen ge-

hoben, und bis auf geringfügige Unbehaglichkeiten, wie sie Jedermann durch-
macht, kleine Erkältungen und dergleichen, war er in den letzten Jahren
vollkommen wohl gewesen — so wohl, daß er sich gerade in letzter Zeit
mit dem Gedanken trug, sich zu verheirathen und durch die Heirath ein
schon seit zwölf Jahren bestehendes halbeheliches Verhältnis;, dem eben nur
die Sanctionirung durch Kirche und Staat gefehlt hatte, zu legitimiren.
Seit zwölf Jahren lebte er in völliger Gemeinschaft mit einer jungen
Dame, Fräulein van Wesemael, der von allen Hausfreunden des alten
Herrn das Zeugnis? einer vortrefflichen Person ausgestellt wird. Sie war
auch aus guter Familie, gebildet, stand dem Hausstande umsichtig vor, er-
zog ihren Knaben, der 1886 geboren war, mit Liebe und Sorgfalt, und
so fanden 'es denn die Freunde Vandenkerckhoves ganz natürlich, daß der
alte Herr sich mit dem ernsten Projecte trug, durch die Heirath das Unregel-
mäßige in seinem Hause zu beseitigen.
Von diesem Heirath sgerücht war die Familie Ioniaur begreiflicher-
weise wenig erbaut. Henri Ioniaur, der Mann der Maria, und dessen
Bruder, der Kapitän Leon Ioniaur, hatten nach dem Ableben des unver-
heiratheten Vandenkerckhove berechtigte Anwartschaft auf einen bedeutenden
Theil an der Erbschaft. Wenn aber Vandenkerckhove seine Geliebte heirathete
und seinen Sohn legiümirte, so war zu befürchten, daß sie leer ausgehen
würden. Ioniaur hatte sich, wie festgestellt ist, unter der Hand bei der
Geliebten des Onkels erkundigt, ob Vandenkerckhove schon ein Testament
gemacht habe, und auf diese Anfrage einen verneinenden Bescheid erhalten,
da Vandenkerckhove seiner Freundin ausdrücklich anempfohlen hatte, das
Vorhandensein des Testaments vor aller Welt geheimzuhalten. Unzweifel-
haft hat Maria Ioniaur diese verneinende Antwort gekannt. Wenn sie
also durch die Erbschaft ihres Mannes bereichert werden wollte, so war es
die höchste Zeit, daß Vandenkerckhove das Zeitliche segnete; denn gerade in
den ersten Monaten des Jahres 1893 hatten.diese Verheirathungsgerüchte
des Onkels besonders an Consistenz gewonnen.
Zu gleicher Zeit war Henri Ioniaur wegen seiner vortrefflichen
Leistungen im Amte eine neue Auszeichnung von der Regierung zu Theil
geworden. Das freudige Ereigniß konnte als ein schicklicher Vorwand zu
einem kleinen intimen Familienfeste verwerthet werden. Jacques Vanden-
kerckhove wurde also zu einem gemüthlichen Diner bei seinem Neffen in
Antwerpen eingeladen. Zweimal sagte er ab, die dritte Einladung, zum
16. März, nahm er an, obwohl er erkältet war und wenig Lust hatte,
nach Antwerpen hinüberzufahren. Es blieb ihm anstandshalber nichts
Anderes übrig.
Nur die nächsten Verwandten nahmen an diesem Diner theil, also auch
der Bruder des Herrn Henri Ioniaur, der Kapitän Leon Ioniaur, Vanden-
kerckhoves jüngerer Neffe. Man war in vergnügter Stimmung. Das Essen
war gut, und Vandenkerckhove sprach den Speisen und Getränken wie immer

tüchtig zu. Daß er indessen zuviel gegessen «der getrunken habe, ist von keiner Seite behauptet worden.

Den Kaffee für den Onkel holte Frau Maria Ioniaur selbst aus der Küche. Vermuthlich hat sie ihm das Gift in den Kaffee gemischt. Diese Vermuthung wird durch die Haltung der Maria Ionianr während der öffentlichen Verhandlungen kräftig unterstützt. Während die Angeklagte mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und ohne scheinbare Erregung die ihr gestellten Fragen beantwortet, geräth sie auf einmal, als der Präsident sie fragt: „Wer hat den Kaffee servirt?" in eine ganz unmotiuirte Lebhaftigkeit und ruft mit erlwbener Stimme aus: „Natürlich das Mädchen! Kein Änderer als das Mädchen hat den Kaffee seruirt!"

Die Unwahrheit dieser Aussage wird durch die Dienstmagd, die nebenbei ihrer Herrin ganz und gar ergeben ist und Alles thut, um freundlich über sie auszusagen, widerlegt. Ohne von der Wichtigkeit ihrer Aussage eine Ahnung zn haben, erklärt das Mädchen, Frau Ioniaur sei in die Küche gekommen und habe selbst den Kaffee geholt. Als der Präsident die Angeklagte darauf wieder zur Rede stellt, entgegnet Maria Ioniaur: „Nun, es ist ja möglich, daß ich den Kaffee geholt habe. Ich bin in die Küche gegangen, um der Köchin mein Comvliment über das gelungene Essen zu machen, und habe vielleicht den Kaffee mitgenommen. Man braucht nur über den Flur zu gehen, um vom Speisesaal in die Küche zu gelangen."

Auf dem kurzen Wege läßt sich aber viel in ein Getränk schütten!

Unmittelbar nachdem Vandenkerckhove, der bisher sehr aufgeräumt und in bester Verfassung gewesen war, den Kaffee getrunken hatte, wurde er von plötzlichen! starken Unwohlsein befallen, das ihn nüthigte, die Gesellschaft zu verlassen und in einen: Zimmer des oberen Stockwerks Ruhe zu suchen. Da man bald darauf in dem Zimmer ein merkwürdiges Geräusch vernahm, begaben sich die beiden Neffen, Henri nnd Leon Ioniaur, nach oben, um sich nach dem Befinden ihres Onkels zu erkundigen. Dem alten Hern: ging es sehr schlecht. Er beauftragte seinen Neffen, nach Gent zn depeschiren, daß er sich zu unwohl fühle, um am Abend zurückzukehren.

Der Zustand Vandenkerckhoves verschlimmerte sich zusehends. Er brach zusammen. Henri Ioniaur und sein Vruder glaubten an einen Schlaganfall. Die Augen traten ihm aus dem Kopf, und er spie Blut. Er besudelte seine Kleider und auch das Nett, in das er gebracht wurde. Die Kleider sind im Ioniaur'schen Hause gereinigt worden, und die Kosten für Reinigung der Bettwäsche hat Frau Ioniaux sogar später'im Betrage von 13 Franken von der Erbschaft reclamirt.

Ter hinzugerufene Toctor stimmte der Diagnose der Brüder Ionianr, daß Vandenkerckhove einen Schlaganfall erlitten habe, bei, und als Vandenkerckhove, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, in der Mittagstunde des folgenden Tages, 17. März, starb, gab der Arzt Schlaganfall als Todesursache an.

Der herbeigerufene Krankenwärter erklärte «och auf das Bestimmteste, daß Frau Ioniaur dem Schwerkranken etwas zu trinken gegeben, was der Arzt nicht verordnet habe. Der Wärter, wie die Leichenwäscherin coustatirten, daß die Augen des Verstorbenen auffällig weit geöffnet waren, daß die Zunge heraushing, und daß Blut aus Mund, Nase und Ohren gelaufen war. Beide habeu ihre Verwunderung über die Lieblosigkeit der Frau Ionimir ausgesprochen.
Unmittelbar nach dein Tode Vandenkerckhoves setzten sich Henri und ^eon Ioniaur auf die Bahn und fuhreu nach Gent. Sie suchten sofort eine Gerichtsperson auf und begaben sich mit dieser nach der Wohnung des Onkels, um als berechtigte Erben die Siegel anlegen zn lassen.
Sie trafen da eine Gefellfchaft, die sich zu einem fröhlichen Zwecke vereinigt batte. Nandenkerckhoue war vor Kurzem zum Offizier des Leopold-Ordens ernannt worden und hatte seine Freunde zum 17. März eingeladen, um diese Auszeichnung zu feiern. Die Gäste waren vereinigt, Fräulein van Wesemael machte die Honneurs, und man wartete nur auf den liebenswürdigen Gastgeber, der unzweifelhaft mit dem nächsten Zuge ankommen werde. An seiner Statt erschienen indessen die Brüder Ioniaur mit den, Gerichtsbeamten und theilteu den bestürzten Freunden mit, daß Iacaue-5 Vandenkerckhoue in der Mittagstunde einem Schlaganfall erlegen sei.
Darauf soll sich Herr Henri Ioniaur an die Freundin seines Onkels gewandt und sie gebeten haben, der peinlichen Situation ein Ende zu machen und das Haus, in dem sie nichts mehr zu suchen habe, zu verlassen. Fräulein van Wesemael hätte alsdann unter Thränen über den unerwarteten Tod ihres treueu Freundes die Antwort gegeben: wenn Vandenterckhove wirklich todt sei, so sei sie berechtigter als irgend Jemand, in diesen: Hause zu verweilen, und sie werde den Beweis dafür erbringen.
Sie war zu dieser Haltung auch vollberechtigt, denn zu Aller Ueberraschung wurde nun constatirt, daß Jacques Vandenkerckhove bei dein Notar de Vyloer in Gent ein vollgültiges Testament gemacht, durch das er seiuen und des Fräulein vnn Wesemael Sohn zu seinem Universalerben eingesetzt hatte.
Außer den« Notar und der Freundin des Vandenkerckhoue, der Mutter seines Kindes, wnßte kein Mensch etwas von diesem Testament. Herr-Henri Ionianr war in diesem Testament nnt eine»» unerheblichen Legate bedacht: mit einem Antheil an einer Ziindholzfabrik in Serbien, der vor der Hand nicht einmal zn realisiren war. Der Tod des alten Vandenkerckhoue gewährte alfo dem .^oniaur'schen Ehepaare nicht den geringsten materiellen Vortheil.
Das war allerdings eine sehr bittere Enttäuschung, denn schon die Schnelligkeit, mit der die Herren Ioniaur die Wohnung des reichen Onkels

hatten versiegeln lassen, berechtigt zu dem Schlüsse, daß sie mit Bestimmtheit annahmen, an der Nachlassenschaft Vaudenkerckhoues in nennenswerthen Beträgen mitbetheiligt zu werden.

Das hatte ganz unzweifelhaft auch Maria Ioniaux gedacht, und die Vermuthung, daß auch Vandenkerckhoue, wie ihre Schwester Leonie, von ihr vergiftet worden ist, erscheint in hohen: Maße gerechtfertigt.

Wir wissen, daß Frau Ioniaur, die in größter Geldverlegenheit war, voraussetzen durfte, daß der Tod des reichen Onkels ihrem Manne und mithin ihr selbst bedeutende finanzielle Vortheile gewähren würde. Die Plötzlichkeit des Todes ist schon in hohem Grade verdächtig. Als Vandenkerckhoue der Einladung nach Antwerpen folgt, fühlt er sich, von einer gewöhnlichen Erkältung abgesehen, so wohl, daß er nach seiner Rückkehr auf den folgenden Tag bei sich ein Diner zu geben beabsichtigt. Der Tod wirkt in Gent so überraschend, daß man zunächst allgemein an einen Selbstmord glaubt, obgleich nicht die geringste Veranlassung zu einem Selbstmorde vorliegt. Es ist der zweite Gast der Maria Ioniaur, der in ihrem Hause binnen Jahresfrist stirbt. Er wird nach dem Genuß des Kaffees, den sie ihm selbst geholt und gereicht hat, vlöhlich von starkem Unwohlsein befallen.

Alle diefe Umstände nnd Thatsachen schließen die Möglichkeit der Vergiftung nicht nur nicht aus, sondern weisen sogar darauf hin. Wenn es nun noch gelingt, Maria Ioniaur zu überführen, daß sie sich um jene Zeit starke Quantitäten Gift beschafft hat, über deren Verbrauch sie genügende Auskunft zn geben außer Stande ist, und wenn endlich die wissenschaftliche Untersuchung die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung und die angenommene Todesursache des Schlagflusses als irrthümlich feststellt, fo wird kaum noch einein Zweifel Raum zu geben fein. Auch dieser Indicienbeweis wird als vollkommen gelungen angesehen werden müssen, und mit voller Bestimmtheit wird man sagen dürfen: Maria Ioniaur hat, wie ihre Schwester Leonie Ablay, so auch ihren Oheim Iacgues Vandenkerckhoue vergiftet.

Nun, diese beiden Voraussehungen sind zutreffend. Frau Ioniaur hat sich erwiesenermaßen wenige Tage vor dem Ableben Vandenkerckhoves in beträchtlichen Quantitäten Gift verschafft, nnd die wissenschaftliche Untersuchung hat die Vergiftung Vandenkerckhoves als in höchstem Grade wahrscheinlich bezeichnet.

Von Mitte December 1892 bis zum Tode Vandenkerckhoves, 17. März 1893, verschaffte sich Maria Ioniaur von verschiedenen Apothekern und auf verschiedene Receute eine beträchtliche Menge eines der stärksten Gifte: des aus der Belladonna gewonnenen Alkaloids Atropin. Nach den wissenschaftlichen Feststellungen genügt schon ein außerordentlich geringes Quantnm, 5 Milligramm, durch Einspritzung, also auf subcutanem Wege

in den Körper gebracht, um den Tod herbeizuführen. In einen Trank
gemischt, sind 21/2 bis 3 Centigramm unbedingt tödtlich. Atropin wird in
starker Verdünnung bei Augenentzündungen verschrieben, aber immer unter
Anempfehlung der größten Vorsicht.
Vor einer Reihe von Jahren hatte nun der Neffe der Maria Ioniaux,
Georges Ablan, an einer Augenentzündung gelitten, und es war ihm von
Dr. Coppöe ein atropinhaltiges Augenwasser verordnet worden. Maria
Ioniaux hat dies Necept an sich gebracht und sich daraufhin von ver-
schiedenen Apothekern das Gift verschafft. Sie selbst hat eine Augen-
krankheit vorgeschützt und vom Dr. Philippe sich Atropin verschreiben lassen.
Dr. Philippe versichert, daß er nie mehr als minimale Dosen dieses Giftes
verschrieben habe, und vom Präsidenten darüber befragt, was er unter
minimaler Dosis verstehe, antwortete er: 1 Centigramm auf 30 Gramm
Wasser. Das Necept des Dr. Philippe, das Maria Ioniaur benutzt hat,
weist aber eine ganz unglaublich starke und durchaus ungewöhnliche Mischung
auf, nämlich 4 Centigramm Atropin auf 6 Gramm Wasser. Als den»
Dr. Philippe dieses Necept vorgelegt wird, erklärt er, es sei allerdings seine
Handschrift, aber er glaube unter Cid auf das Nestimmteste erklären zu
dürfen, daß er die 4 nicht gemacht habe. Aus dem 1 Centigramm feien
sehr wahrscheinlich 4 Centigramm Atropin geworden. Er glaube nicht, daß
er je in seinem Leben eine solche Mischung verschrieben habe. Dies Recept
läßt aber Frau Ioniaur bei dem Apotheker gleich in doppeltem Quantum
ausführen. An einein Tage verschafft sie sich auf diese Weise 8 Centi-
gramm. Alles in Allen: kauft sie in den Wochen, die den: plötzlichen Tode
Vcmdenkerckhoves vorangehen, nicht weniger als 28 Centigramm, also zehn-
mal so viel, wie nöthig ist, um einen Menschen zu tüdten.
Vom Präsidenten befragt, was sie mit dieser unglaublichen Menge des
furchtbaren Giftes angefangen habe, antwortet sie, sie habe sich täglich
damit die Augen genetzt. Die Sachverständigen, fogar die der Vertheidigung,
erklären aber übereinstimmend, daß ein so ungeheurer Verbrauch von Atropin
unzweifelhaft eine verhängnißvolle Wirkung auf die Augen hätte ausüben
muffen. Die Augenkranke, die an: Vormittage die Augen mit Atropin
gebadet habe, könne im Laufe des Tages nicht lefen. Aber kein Menfch
hat beobachtet, daß die Sehkraft der Frau Ioniaur jemals, auch nur
vorübergehend, gestört worden wäre. Auch die charakteristischen Zeichen der
Wirkung des Atropins: die erweiterte Pupille und der erhöhte Glanz der
Augen, sind nie an ihr beobachtet worden. Sie hat während der ganzen
Zeit erwiesenermaßen eine sehr lebhafte und umfangreiche Correspondenz
geführt, «ein Arzt hat sie an einer Augenkrankheit behandelt. Die
Lonsultation bei Dr. Philippe hat so wenig auf sich gehabt, daß sich der
Doctor der Thatsache gar nicht mehr erinnert.
Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß Maria Iomaur im
unzweifelhaften Besitz einer Menge Atropin ist, die das zur Tödtnng eines

Menschen erforderliche Quantum um das Zehnfache überschreitet, daß
wiederum in ihrem Hause ein Gast, von dessen Ableben sie sich finanzielle
Vortheile versprechen darf, eines jähen Todes stirbt, so wird jeder Zweifel
daran, daß Maria Ioniaur den Oheim ihres Mannes vergiftet habe,
schwinden müssen.
Die Vermuthung der Vergiftung wird durch die wissenschaftlichen
Sachverständigen in hohem Maße bekräftigt. Das Atropin hinterläßt
ebensowenig wie das Morphium im Körper des Vergifteten Spuren, die
noch nach längerer Zeit nachzuweisen wären. Die Leiche Vandenkerckhoues
ist aber erst ein Jahr nach dein Tode ausgegraben worden, Atropin hat
man also nicht mehr darin gefunden, wie sich das von selbst verstand.
Dagegen hat die Autopsie der sehr wohlerhalteuen Leiche es mit nahezu
unumstößlicher Gewißheit festgestellt, daß die angenommene Todesursache
des Gehirnschlags oder einer Gehirncongestion mit schlagähnlichen Er-
scheinungen nicht zutreffend ist. Der anatomische Vefnnd giebt keinen Auf-
schluß über die Plötzlichkeit des Todes. Nimmt man aber Vergiftung an,
fo erklären sich alle beobachteten Symptome. Die Gerichtsärzte sind ohne
Ausnahme der Ansicht, daß wahrscheinlich eine Vergiftung vorliege. Mit
absoluter Bestimmtheit können sie sich natürlich jetzt nicht mehr aus-
sprechen.
Auf den Streit, der zwischen den beiden Lagern der Sachverständigen,
zwischen denen, die von der Untersuchung, und denen, die von der Ver-
theidigung berufen worden sind, in zwei überlangen Sitzungen ausgefochten
ist, brauchen wir hier nicht einzugehen. Er ist nichts weiter als eine betrübende
Illustration des alten Wortes, das trotz unserer so viel gepriesenen Fort-
schritte in der Wissenschaft noch immer seine volle Gültigkeit hat: Unser
Wissen ist Stückwerk.
Uns genügen die folgenden Thatsachen: Die hervorragendsten Aerzte
und Chemiker Belgiens haben erklärt, nichts widerspreche der Annahme einer
Atropinvergiftung, viele bei dem Tode beobachteten Symptome, wie die
Erweiterung der Pupille in den weit geöffneten Augen, die trockene heraus-
hängende Zunge, sprechen dafür; die Autopsie hat die Annahme des Gehirn-
schlags als Todesursache als unbedingt irrthümlich festgestellt; Maria Ioniaur
hat sich auf zweideutige Weise sehr starke Mengen von Atropin zu verschaffen
gewußt und über deren Verwendung keine irgendwie glaubwürdigen Angaben
machen können-, die Möglichkeit, dein bei ihr zu Gast geladenen Vandenkerckhove
eine erste Dosis Atropin im Kaffee nach dem Essen beizubringen, ist erwiese«,
ebenso die Möglichkeit, daß sie weitere Dosen dem nicht mehr zum Bewußtsein
gelangten Schwerkranken in den ihm dargereichten Getränken hat beibringen
können; da sie das Testament Vandenkerckhoues nicht kannte, durfte sie
annehmen, ihr Mann werde als Miterbe in Besitz von beträchtlichen Geld-
mitteln gelangen, die sie aus ihren schweren Calamitäten endlich befreien
würden.

Wie bei dem Tode der Leonie Ablcn), so ist auch hier allerdings nur
ein Indicienbeweis möglich; aber Jedermann, der mit gesundem Menschen-
verstände begabt ist und die festgestellten Thatsachen ohne Voreingenommenheit
prüft, wird erklären müssen, daß dieser Beweis auch in diesem Falle voll-
ständig gelungen ist. Auch Jacques Vandenkerckhove ist von Frau Ionianr
vergiftet worden. Diese Wahrscheinlichkeit wird durch den dritten Todesfall
im selben Hause unter denselben verdächtigen Umständen und mit derselben
Perspective auf beträchtliche finanzielle Vortheile für Frau Ioniaur geradezu
zur Gewißheit.

Das dritte Opfer: Alfred Ablay.

Das Testament des alten Jacques Vandenkerckhove, das feinen und
seiner langjährigen Freundin Sohn zum Universalerben eingesetzt, hatte die
Hoffnungen, die die Ehefrau des Herrn Henri Ioniaur als eines der
präsumtiven Erben an eine finanzielle Aufbesserung ihrer Lage geknüpft
hatte, grausam zerstört. Maria Ioniaur war wieder einmal in verzweifelten
Geldsorgen, und die unausbleibliche ^risis diesmal um so bedrohlicher, als
man eine gerichtliche Anzeige in Aussicht gestellt hatte. In diesem Falle
war zu befürchten, daß die Sache nicht auf civilrechtlichem Wege allein die
Richter beschäftigen würde.

Frau Ioniaur hatte sich nachweislich unter Vorspiegelung falscher That-
sachen, also auf betrügerische Weise, Geld verschafft. Sie hatte auf Credit
von verschiedenen Juwelieren Gold- und Silberwaaren in sehr hohen Betragen
entnommen, um die nicht bezahlten Werthobjecte sogleich wieder zn versetzen.
Es war also mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß ein Proceß gegen
Frau Ioniaur, der civilgerichtlich beginnen, criminell endigen würde.

Vor Allem war es Frau Ioniaur darum zu thun gewesen, den Notar,
der erklärt hatte, er werde Herrn Ioniaur verklagen, wenn die Zinsen der
alten Schuld nicht beglichen würden, zur Ruhe zu bringen. In ihrer Ver-
zweiflung verfiel sie anf dasfelbe Mittel, das sie bereits angewandt hatte,
um von den bei Leonies Ableben gezahlten 70000 Franken 3000(1 Franken
zn beseitigen, von denen sie nicht eingestehe» wollte, daß sie sie für eigene
Rechnung verwerthet hatte. Wie sie damals die „heilige Schuld" ihrer
Mutter ersonnen hatte, so ersann sie jetzt falfche Wechfel, die ihr Bruder
Alfred gemacht haben follte.

Im tiefsten Vertrauen wandte sie sich an einige reiche Bekannte und
beschwor sie, ihr größere Summen zu leihen, um die Ehre ihrer Familie
aufrechtzuerhalten. Anf diese Weise erschwindelte sie denn auch von ver-
schiedenen Personen gerade genug, nm den unbequemen Notar, den Sach-
walter eines ihrer mißlichsten Gläubiger, zu befriedigen. Diefe ganze Ge-
schichte der angeblich von Alfred gefälfchten Wechfel ist aber eine nieder-
trächtige Verleumdung, wie sie von der Anklage und von verfchiedenen
Zeugen gebmndmartt wird!

Alfred war ein leichtsinniger Schuldenmacher, aber er ist niemals ein
Fälscher gewesen. Als Eisenbahnbeamter mit einem Gehalte von 2400 Franken
sind täglich 3M M0 Franken dnrch seine Hände gegangen. Es hat nie
ein Sou gefehlt. Alle, die Alfred gekannt haben, sprechen von ihm wie
von einem unglücklichen und leichtsinnigen, aber durchaus ehrlichen Menschen,
Alle mit wirklicher Sympathie. Niemand hat ihm eine Fälschung zutrauen
tonnen. Marie Noguet, seine Geliebte, ruft, als ihr die Behauptung der
Frau Ioniaur mitgetheilt wird, geradezu entsetzt ans: „Wie kann man
einen todten Menschen obenein noch verleumden!"
Kein Mensch hat die falschen Wechsel gesehen. Frau Ioniaux be-
hauptet, auf Alfreds Wunsch sie vernichtet zu haben. Sie producirt aller-
dings ein Codicill vom 28. Februar 1894, das sie ihrem eigenen Testamente
beigefügt hat, und in dem sie die Fälschung Alfreds constatirt und behauptet,
daß sie diese gefälschten Wechsel eingelost und daß Alfred versprochen habe,
ihr später eine Quittung darüber auszustellen. Aber die Quittung ist nicht
vorhanden. Und das Codicill trägt ein gefälschtes Datum. Es ist nach-
gewiesen worden, und sie hat es schließlich auch eingeräumt, daß sie das
Codicill erst in ihrer Untersuchungshaft aufgefetzt und vordatirt hat. Das
ganze Schriftstück verfehlt also seinen Zweck, die Angeklagte zu entlasten;
es ist vielmehr eine starke Belastung mehr.
Jede einzelne Aussage der Frau Ioniaur, die sich auf die vorgeblichen
falschen Wechsel bezieht, bestätigt die Erfindung. So erklärt sie, sie habe
bei einem Wucherer Geld aufnehmen müssen, um den ersten fälligen Wechsel
im Jahre 1891 für Alfred zu bezahlen. Und als der Präsident sie fragt,
welcher Wucherer ihr das Geld geliehen habe, antwortet sie: Lenriaur. Der
Präsident hat diese Antwort vorhergesehen und ist im Stande, der An-
geklagten auf den Kopf die Lüge nachzuweisen. „Das ist falsch," sagt er.
„Sie wollen sich das Geld von Lenriaur im Jahre 1891 verschafft haben?
Lenriaur ist aber bereits am 21. October 1890 gestorben. Ich habe seinen
Todtenschein zn den Acten gegeben."
Ferner: der Besitzer jener „falschen Wechsel" soll, wie sie behauptet,
ein gewisser Durand gewesen sein. Eine thöricktere Erfindung hätte kaum
gemacht werden tonnen. Denn „Durand", ein in Frankreich weitverbreiteter
Name, entspricht etwa unserem Schmidt, Vogt, Lehmann, Schulze, und alle
französischen Verbrecher nennen den „großen Unbekannten", wie der Unter-
suchungsrichter während der Verhandlungen erklärt, Durand. Nach diesem
Durand, dem angeblichen Besitzer der von Frau Ioniaur behaupteten
Fälschungen Alfreds, hat man in Paris, Brüssel, Antwerpen u. s. w. ver-
geblich gefahndet. Kein Durand, der je Wechsel von Alfred in Händen
gehabt, hat sich gemeldet.
Diese vorgebliche Fälschung Alfreds, die von der Angeklagten z» dem
doppelten Zweck behauptet wird, daß sie sich um jeden Preis und anch auf
unerlaubte Weise, wie durch das Versetzen der nicht bezahlten Silbersachen,

Geld habe schaffen müssen, und daß sie ein directes Interesse daran gehabt habe, sich um die Versicherung auf Alfreds Leben mit auffälligein Eifer zu bekümmern, ist alfo gerade wie die „heilige Schuld" der Mutter eine erbärmliche Lüge.

Die neuen, im Augenblicke der höchsten Noth contrahirten Schulden konnten aber nicht bis iir°s Unendliche gestundet werden. Die alten Gläubiger drängten. Der Krug war nun wirklich lange genug zu Wasser gegangen, er mußte brechen. Maria Ioniaur sah nur noch ein Mittel, sich Geld zu verschaffen, — das letzte verzweifelte Mittel, das sie schon einmal erfolgreich angewandt hatte: den Einkauf eines Verwandten bei der Lebens-Versicherungsgesellschaft nnd die Vergiftung.

Nachdem die arme einfältige, an und für sich schon dürftig veranlagte nnd durch eine Krankheit obendrein noch geistig sehr geschwächte Schwester Üeonie als Opfer bereits gefallen mar, war die Auswahl nicht groß. Der Schwester hatte der unglückliche Bruder Alfred zu folgen, der feit zwanzig Jahren in beständigen Geldsorgen ein kümmerliches Dasein fristete.

Alfred hatte in den letzten Jahren in Paris kleine Stellungen gefunden mit einem jährlichen Einkommen von 1500, 2400 bis 3000 Franken. Einige feiner alten Gläubiger hatten feinen Aufenthalt ennittelt, und er hatte sich diesen gegenüber zu monatlichen Abzahlungen verpflichtet und seine Verpflichtungen erfüllt. Von feiner Schwiegermutter, der alten Frau Meskens, hatte er regelmäßige Geldsendungen in bescheidenen Beträgen erhalten, auch sehr geringfügige Beträge — in den 20 Jahren etwa 1200 Franken — von seiner Schwester Fran Maria Ioniaux, welche die ihrem Bruder gewährten Unterstützungen ganz lächerlich übertrieben hat. Thatsächlich führte Alfred, der mit Marie Roguet in den allerjämmerlichsten Verhältnissen zusammen lebte, ein trauriges Lebeu der beständigen Entbehrung und der unausgesetzten Geldsorge. Als er nun gar noch seine letzte Stellung verlor, wurde es der klugen Schwester Maria Ioniaux, die ihn als Opfer für ihre verbrecherische Speculation ausersehen hatte, nicht schwer, es Alfred beizubringen, daß es für ihn am besten sei, wenn er sein Leben zu einem hohen Betrage versicherte; sie selbst werde die erste Prämie zahlen, für die Zahlungen der späteren Prämien würde sich schon Rath finden.

Alfreds Sohn hatte sich sa inzwischen mit einem reichen jungen Mädchen verheirathet, und wenn er seinem Vater auch keineswegs kindliche Gesinnungen entgegenbrachte und die Taschen fest znknöpfte, fo war doch die Hoffnung vorhanden, daß Georges nach einer gewissen Zeit in Anbetracht der überaus bedrängten Lage seines Vaters sich zu einein Geldopfer bereit finden lassen und fpäter einige fällige Prämien zahlen werde. Nach einer gewissen Zeit aber würde im Falle der Zahlung der Prämien die Police

ein wirkliches Werthobject bilden; sie würde Alfreds Gläubiger beruhigen, die alsdann die Sicherheit hätten, daß ihre Ansprüche auf alle Fälle später einmal befriedigt werden würden, und inzwischen werde man schon Rath schaffen; er solle nur zu seiner guten Schwester kommen, man werde sich uni eine Stelle für ihn bemühen, sein Schwager Ioniaur habe weit ausgebreitete Beziehungen; und so werde denn Alfred aus seiner gegenwärtigen drückenden Lage befreit werden und voraussichtlich noch ein ruhiges und zufriedenes Alter haben.

Ein Menfch in der Situation Alfreds klammert sich an jeden Strohhalm. Er sah im Anerbieten seiner Schwester vor Allem nur das Eine: die Befreiung aus der drückenden Noth der Gegenwart. Und er folgte ihrem Nach.

Er trat also gleich mit der Allgemeinen Versicherungsgesellschaft in Paris in Verbindung und beantragte den Abschluß einer Police im Betrage von 190000 Franken. Die Nerzte der Versicherung untersuchten Alfred genau und stellten das Zeugniß aus, daß der zu Versichernde vollkommen gesund und versicherungsfähig sei. Alfreds Antrag wurde also von der Pariser Gesellschaft angenommen, es wurde ihm das betreffende Schriftstück zugestellt, und er brauchte es nur zu unterzeichnen, um die Sache gültig zu machen. Nach den Statuten dieser Gesellschaft hätte Alfred vierteljährlich 1368 Franken Prämie zahlen müssen.

Nachdem nun Maria Ioniaur festgestellt hatte, daß von Seiten der Versicherungsgesellschaften lein Hinderniß gegen ihr Vorhaben aufgerichtet werden würde, bestimmte sie ihren Bruder, nach Antwerpen zu kommen. Sie mußte ja das Opfer in unmittelbarer Nähe haben. Die Verhandlungen mit der Pariser Gesellschaft hatten im Januar 1894 stattgefunden. Am 4. Februar reiste Alfred von Paris nach Antwerpen.

Sobald Maria Ioniaur wußte, daß ihr Bruder kommen werde, begann sie mit der Anschaffung des Giftes, das ihm bestimmt war. Vom Januar bis zum Todestage Alfreds, 6. März, kauft sie bei verschiedenen Apothekern in Antwerpen und namentlich in Brüssel nicht weniger als 112 Centigramm Morphin!» auf ein altes Necept, und zwar bittet sie verschiedene Apotheker, die Dosis zu verdoppeln. Die Apotheker scheinen in Belgien bei Verabfolgung von Morphium ziemlich freien Auffassungen zu huldigen. Am Tage vor dem Tode Alfreds, am 5. März, kauft sie bei drei verschiedenen Apothekern soviel sie bekommen kann, über 40 Centigramm.

Man fragt sie, wozu sie denn diese auffallend starken Quantitäten von Morphium gebraucht habe? Sie antwortet, sie sei Morphinistin gewesen, nnd zwar seit Juni 1898. Keiner der Aerzte hat indessen an Frau Ioniaur

die geringsten Anzeichen der Morphiumsucht constatiren können. Gerade
wie sie vor der Vergiftung Vanoenterckhoues auf einmal einen ganz auffällig
starken Eonsum von Atropin gemacht haben will, wird sie jetzt vor Alfreds
Tode anf einmal von der Morphiumsucht befallen. Denn in der ganzen
Zeit vom Tode Leonies an, von 1892 bis zum Januar 1894, hat trotz
aller eifrigsten Nachforschungen auch nicht eiu einziger Ankauf von Morphium,
den Maria Ioniaur vorgenommen hätte, festgestellt werden tonnen. Die
Apotheker und Droguisten, die vom Januar bis Anfang März Frau Ioniaur
zu wiederholten Malen Morphium in auffällig starten Quanten vertauft,
haben vergeblich ihre Bücher auf das Genaueste durchforscht, um in der
Zeit vom Juli bis Tecember 1893 den Nachweis für Morphiumverkauf
an Frau Ioniaur aufzufinden. Sie hat während dieser Zeit nicht ein
Centigramm Morphium gekauft!
Erst iu dem Augenblicke, da Alfred iu Unterhandlungen wegen feiner
Lebensversicherung tritt, erwacht in ihr die behauptete Morphiumsucht, und
da sofort mit uuerhörter Heftigkeit, wenn sie das eingekaufte Morphium,
wie sie behauptet, selbst verbraucht haben will.
Wenige Wochen nach dem Tode Alfreds, 17. April, wird sie ver-
haftet, und während ihrer neunmonatlichen Untersuchungshaft bekommt sie
nicht ein Gran des verführerischen Giftes, dessen Entziehung dem Morphium-
süchtigen die furchtbarsten Qualen bereitet. Von diefen Qualen empfindet
sie nichts. Ihr Zustand weist auch nicht eines der allbekannten Symptome
auf, die auf den gewohnheitsmäßigen Genuß von Morphium schließen lassen.
Es ist also wiederum eine offenbare Lüge. Das von Maria Ioniaur in
den ersten Monaten des Jahres 1894 angekaufte Morphium ist ausschließlich
darauf verwandt worden, Alfred Ablay am 5. März in Brüssel krank zn
machen und ihn dann in der Nacht vom 5. zum 6. in Antwerpen zu
tödten.
Wenn sie einwendet, sie hätte sich ja von ihrer Schwester Hortense
für den Fall, daß sie sich mit verbrecherischen Absichten getragen, so
viel Morphium, wie sie nnr gewollt, verschaffen können, so trifft das
durchaus nicht zu. Die nichtsahnende Hortense Böde hatte ihr vor Leonie?
Tode, 1892, allerdings arglos Morphium zustecken können; nachdem nun
aber Leonic plötzlich unter den Symptomen der Morphiumvergiftung ge-
storben war und das Gerücht, daß Leonie vergiftet worden sei, in der
Familie und auch außerhalb der Familie dumpf rumort hatte, war Frau
Ioniaur diese Onelle sicherlich verschlossen. Wenn Maria Iouiaur Alfred
ebenfalls mit Morphium zu vergiften plante, so konnte sie jetzt nicht mehr
daran denken, nochmals die Hilfe ihrer Schwester in Anspruch zu nehmen.
Vielleicht wird sie auch — dieser Frau ist ja Alles zuzutrauen — Hortense
Böde wie vor zwei Jahren wiederum um Morphium gebeteu haben; aber
es würde in diesem Falle sehr begreiflich gewesen sein, daß Hortense Böde
ihr nun die Bitte rundweg abgeschlagen hätte.

Unzweifelhaft befaß Marin Ioniaur an den Tagen, die dem plötzlichen Tode Alfreds vorhergingen, nnd ganz besonders am Vorabend eine mehr als genügende Quantität Morphium, um einen Menschen zu tödten. Un- zweifelhaft ist von dem angekauften Morphium nach Alfreds Tode fo gut wie nichts übriggeblieben, und Maria Ioniaur hat über den nicht ver- brecherischen Gebrauch des Giftes nicht die geringste irgendwie glaubhafte Aussage machen können.
Charakteristisch ist übrigens noch der Umstand, daß die Ioniaur beim Untersuchungsrichter zunächst die Morphiumkäufe überhaupt eutfchieden ge- leugnet hat. Erst als ihr die erwiesenen Ankäufe, namentlich am 5. März, am Tage vor Alfreds Tode, vorgerechnet wurden, erst als sie diese Ankäufe widerwillig zugestehen mußte, hat sie die kindische Erklärung, daß sie selbst das Morphium verbrancht habe, abgegeben.
Als Alfred sich zu seiner Neise nach Belgien rüstete, wurde das liebende Mädchen Marie Roguet von trüben Vorahnungen befallen. Sie wollte Alfred durchaus uicht reifen lassen. Die Gerüchte, die den plötzlichen Todesfällen im Hause der Ioniaur eine grausige Deutung gegeben hatten, waren auch zu ihr gedrungen. Sie hegte geradezu die Nefürchtuug und sprach sie auch offen aus, daß man Alfred nach Antwerpen lockte, um ihn dort zu vergiften.
Alfred, der an feiner Schwester mit großer Zärtlichkeit hing, verlachte die abergläubische Angst seiner Geliebten und machte sich auf den Weg. Marie Roguet brachte ihn zur Bahn; ehe er in's Coupü stieg, umarmte sie ihn, küßte ihn, schluchzte nnd weinte, als ob es sich nicht um eine Ab- wesenheit von ein paar Wochen, sondern um einen Abschied für's Leben handle, und sagte ihm in Gegenwart von Zeugen i „Wir werden uns nie wiedersehen." Diese beständige Angst um Alfreds Leben findet ihren rührenden Ausdruck auch in allen Briefen, die Marie Noguet an ihren Geliebten während seines Besuchs bei der Schwester gerichtet hat.
Alfred begab sich also nach Belgien mit dem ausgesprocheuen Zwecke, zunächst die Lebensversicherung abzuschließen nnd dann bei seinem zu- geknöpften reichen Sohne eine Pension, wenn auch in bescheidenem Umfange, zu erwirken.
Sobald Alfred bei seiner Schwester eingetroffen war, begannen die Verhandlungen wegen der Lebensversicherung. Frau Ioniaur, die im Versicherungswesen außerordentlich bewandert war, fand die von der Pariser Gesellschaft geforderte Prämie von 1368 Franken viel zu hoch. Sie hatte aber erfahren, daß eine andere Versicherungsgesellschaft, der „Gresham" in London, Versicherungen auf einer Basis abschließt, die den Versicherten ge- stattet, während der eisten Versicherungsjahre eine niedrigere Prämie zu zahlen. Nach diesem Modus werden die Prämien mit den Jahren verhältniß-

mäßig immer höher. Beim „Gresham" konnte sie eine Police im Betrage von 109 000 Franken erlangen und brauchte für das erste Quartal der Versicherung nur 821 Franken zu zahlen, also 500 Franken weniger, als die Pariser Gesellschaft gefordert hatte. Da die Ioniaur ganz genau wußte, daß eine zweite Quartalsprämie nicht gezahlt werden würde, entschied sie sich für das Billigere und trat nun mit dem „Gresham" in Verbindung.

Am 9. Februar, also am fünften Tage nach Alfreds Ankunft, waren die Vorverhandlungen soweit gediehen, daß sich der Brüsseler Director des „Gresham", der nach Antwerpen hinübergekommen war, mit dem dortigen Agenten Herrn Banspach zu Frau Ioniaur begeben konnte, um die ersten Formalitäten wegen Abschlusses der Versicherung auf das Leben Alfreds zu erledigen. Dein Agenten Banspach log Frau Ioniaur vor, ihr Bruder habe von ihr 60 000 Franken entliehen, und für diese Schuld wolle sie sich durch eine Versicherung decken. Auf diese Weise wollte sie es plausibel machen, daß die Versicherung zu ihren Gunsten abgeschlossen wurde. Gleichzeitig bat sie den Agenten, von der Versicherung nicht mit dein Sohne des zu Versichernden, mit Georges Ablav, zu sprechen, da dieser mit seinem Vater in Unfrieden lebe.

Frau Ioniaur stellte den beiden Versicherungsbeamten ihren Bruder Alfred als einen in Paris lebenden „Rentier" vor. Sie erklärte femer, daß sie die Versicherung nach den, bestimmten Tarife abgefchlossen sehen möchte, der während der ersten fünf Jahre eine Verminderung der Prämie zuläßt, nach Ablauf dieser fünf Jahre aber für die weitere Lebensdauer die Höhe der Prämie verdoppelt.

Der belgische Director der Gesellschaft, Permi, machte Frau Ioniaur und Alfred darauf aufmerksam, daß dies der unvortheilhafteste Tarif sei, da eben nach den ersten fünf Jahren die Prämien unverhältnismäßig hoch würden, und er empfahl einen andern Tarif zu viel vortheilhafteren Bedingungen. Frau Ioniaur aber beharrte bei ihrer ersten Forderung. Sie fügte hinzu, ihr Bruder sei niemals krank gewesen und erfreue sich einer blühenden Gesundheit; er führe eben das regelmäßige Leben eines bescheidenen Rentiers.

Der Director stellte hierauf an Alfred mit lauter Stimme und fehr scharf articulirend die statutenmäßig vorgeschriebenen Fragen. Frau Ioniaur, die gebeten hatte, bei diesem Abschluß zugegen sein zu dürfen, setzte sich neben ihren Bruder dein Director gegenüber, und auf mehrere Fragen, die an Alfred gestellt wurden, antwortete sie. Als Alfred von Perrin gefragt wurde: „An welcher Krankheit ist Ihre Schwester Leonie gestorben?" fiel ihm Frau Ioniaur mit auffallender Hast in's Wort und antwortete: „An der Influenza."

Die beiden Fragen, ob Alfred jemals an Herzklopfen gelitten, oder
ob er sich schon bei einer anderen Versicherung habe versichern wollen, ver-
neinte er. Er erklärte ferner, daß die Versicherung zu Gunsten seiner
Schwester ausgestellt werden solle, und Frau Ioniaur wiederholte: „Zu
meinen Gunsten." Sie schrieb darauf sogleich auf eine Karte mit Bleistift
ihren Namen, Vornamen u. s. w., und diese wurden dann von Perrin auf
den Versicherungsantrag übertragen.
Der Versicherungsdirector machte Alfred ausdrücklich darauf aufmerk-
sam, daß die Antworten, die auf dem Antragbogen geschrieben ständen,
die Grundlage des Vertrages bildeten; Alfred möge sie.sich also noch
einmal ganz genau ansehen, denn jede falsche Angabe würde den
Vertrag nichtig machen. Alfred las die von Perrin niedergeschriebenen
Antworten und setzte darunter die Worte: „Gelesen und genehmigt.
Alfred Ablav." Der Agent Nanfpach zeichnete als Zeuge.
Frau Ioniaur wie Alfred machten es sehr eilig, da, wie sie sagten,
Alfred durchaus in der nächsten Woche nach Paris zurückkehren müsse, und
der Director versprach, die Sache nach Kräften zu beschleunigen. Da in-
dessen die versicherte Summe die Höhe von 75000 Franken überschritt, so
mußten nach den Statuten der Gesellschaft zwei Aerzte gehört werden, der
Arzt der Gesellschaft und der Hausarzt. ' Frau Ioniaur fagte darauf, ihr
Vruder habe gar keinen Hausarzt, da er eben nie krank gewesen sei; der
Director möge doch selbst den Arzt bezeichnen, der zur Untersuchung noch
hinzuzuziehen sei.
Schon am Nachmittage desselben Tages begaben sich der Director und
der Agent des „Gresham", sowie der Vertrauensarzt des „Gresham",
Dr. Nullens, der seinen College« Dr. Leroy mitbrachte, zu Frau Ioniaur.
Während die Aerzte Alfred untersuchten, unterhielt sich Frau Ioniaur
mit den beiden Versicherungsbeamten und ersuchte diese, die ursprünglich
verabredete Versicherungssumme von 80000 Franken auf 100000 Franken
zu erhöhen. „Denn," sagte sie, „mein Vruder möchte auf alle Fälle auch
meinen Kindern etwas hinterlassen." Nachdem Alfred seine Zustimmung
dazu ertheilt hatte, wurde die Versicherungssumme dem Wunsche der Frau
Ioniaur entsprechend auf 100000 Franken erhöht.
Die belgischen Aerzte sprachen sich genau in demselben Sinne aus
wie ihre Pariser College«, deren Gutachten sie natürlich nicht kannten.
Dr. Nullens, der Arzt des „Gresham", constatirte, daß Alfred vollkommen
gesnnd sei. Alle Organe befanden sich in bester Verfassung, besonders auch
das Herz. Von Morphinmsucht war keine Spur zu entdecken.
Ganz das Gleiche bekundete auch der andere Arzt Dr. Leroy, der den
Versicherungscandidaten mit besonderer Sorgfalt untersuchte, ja sogar mit
einem gewissen Argwohn, weil der zu Versichernde in Paris lebte und sich
lluffälligerweise nicht an die Pariser Filiale der Gesellschaft gewandt hatte.
Er auscultirte Alfred mit größter Genauigkeit und vermochte nicht das

geringste Zeiche» einer Herzstörung zu entdecken. Als ihm später nach
wenigen Tagen der Tod Alfreds mitgetheilt wurde, war er ganz bestürzt
und erklärte, daß er niemals an einen natürlichen Tod habe glauben können.
Alfred war auch auf Zucker und Eiweißausfcheidungen untersucht. Die
von dein Pharmazeuten Hanzen vorgenommene Analyse ergab nicht deu ge-
ringsten Procentsatz dieser bedenklichen Ausscheidungen.
Nachdem nun auch durch die ärztliche Untersuchung in Belgien fest-
gestellt war, daß die Versicherung Alfreds keine Schwierigkeiten mache,
erklärte sich Director Perrin bereit, die Annahme des Versicherungsantrags
der Generaldirection in London zu empfehlen. Beim Abschiede betonten
Frau Ioniaur und Alfred noch einmal, die Sache habe die größte Eile,
da Alfred, bevor er Antwerpen verlasse, genan wissen müsse, ob die Ver-
sicherung angenommen werde oder nicht. Frau Ioniaur sagte dann noch,
daß die erste Prämie bei ihr erhoben werden solle, die folgenden aber in
Paris bei ihrem Vruder, dem „Rentier".
Nachdem die Generaldirection in London am 14. Februar telegraphirt
hatte, daß die Versicherung angenommen sei, wurde an, Z3. Februar die
definitive Police ansgestellt und am 24. Frau Ioniaur eingehändigt.
Beim Abschluß der Police hatte der Director versäumt, Frau Ioniaur
darauf nufmerkfam zu machen, daß für den besonderen, hier in Anwendung
gebrachten Tarif die Prämien nicht, wie bei den gewöhnlichen Tarifen, in
Quartalsraten, sondern im vollen ^ahresbetrage zu zahlen seien. Als
Frau Ioniaur davon Kenntniß gegeben wurde, vrotestirte sie energisch.
Sie entwickelte in ihrer Neclamation eine Sachkenntniß in Versichernngs-
Verhältnissen, die den Fachmann in höchstes Erstaunen versetzte. Schließlich
beruhigte sich die Gesellschaft also bei der Quartalszahlung, und nachdem
621 Franken für die erste Quartalsprämie gezahlt waren, trat die Police
in Gültigkeit.
Am 5. März Mittags fuhr Frau Ioniaur mit ihrem Bruder Alfred nach
Vrüfsel. Der vorgeschützte Zweck dieses Ausflugs war, daß Alfred einen
Rechtsfreund aufsuchen sollte, um mit diesem zu berathen, welche Mittel
anzuwenden seien, um seinen Sohn Georges zur Zahlung einer Pension
zu veranlassen. Die Beiden besuchten ihre Schwester Emilie. Alfred ging
zu seinen« Aduocaten, und Frau Ioniaur »nachte „Besorgungen", das heißt
sie lief bei den Apothekern herum und verschaffte sich so viel Morphium,
wie sie irgend konnte.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß Frau Ioniaur ihrem Bruder bereits
in Brüssel eine wohl ziemlich schwache Dosis von Morphium beige-
bracht hat, so eine Art leichter Vorvergiftung. Die Berechnung war einfach
die, daß Alfred nicht gar zn plötzlich sterben sollte. Es sollte constatirt werden,
daß er fchon am Vorabend seines Todes in Brüssel krank gewesen sei.

In den Nllchmittagsstunden zeigten sich die Wirkungen des Giftes. Als
ein Bekannter Emiliens in der dritten Stunde des Nachmittags Alfred bei
seiner jüngeren Schwester traf, klagte Alfred über Congestionen. Sein
Gesicht war auffallend geröthet. Er hatte Flimmern vor den Augen, sprach
wirr und war schläfrig. >>
Maria Ioniaur war über den Zustand des Bruders natürlich fel>r
beunruhigt lind veranlaßte ihn, nnt ihr den vi'. Mar zu besuchen, der seit
langen Jahren mit der Familie Ioniaur sehr bekannt ist und schon ver-
schiedene Mitglieder der Familie behandelt hatte. Alfred hatte er indessen
bisher nie gesehen, er lernte ihn erst am 5. März, als Frau Ioniaur ihn
ihm zuführte, kennen.
Der befreundete Arzt fand keine Störung des Herzens, nichts, was
auf eine organische Herzkrankheit schließen ließ. Einige Symptome, die er
an dein Kranken wahrnahm, ueranlaßten ihn zu der Diagnose, daß Alfred
an einer Leber- und Magenverstimmung litte. Vor Allem wnrde er zu dieser
Annahme bestimmt durch Alfreds Angabe, daß er von unerträglich ein Jucken
geplagt wurde. Der Hautkitzel ist in der Thal ein charakteristisches SiMptom
bei Leberkrankheiten, aber auch ebenso bezeichnend für Morphiumvergiftung.
Daran konnte der Freund des Hanfes Ioniaux aber nicht denken. Die
Todesanzeige, die Dr. Mar später erhielt, hat ihn denn auch auf's Aenßerste
überrascht. Er erklärte ausdrücklich, daß nichts im Zustande, wie er ihn
am Borabende des Todes beobachtet hatte, auf ein fo jähes Ende hätte
fchließen lassen können.
Dr. Mar beschränkte sich darauf, Alfred eine Flasche Elirir de Grez
zu verschreiben. Das war es gerade, was Maria Ioniaur gewollt hatte.
Nun hatte sie das Getränk, das sie dem Patienten beibringen und in das
sie das tödtliche Gift einmischen konnte!
Auf dem kurzen Wege von Brüssel nach Antwerpen konnte Alfred die
Schlafsucht, die ihn gewaltfam übersiel, nicht mehr beherrschen, und in
diesem Znstande, schwerfällig, zum Umfallen müde, kam er Abends gegen
neun in Brüssel an und legte sich gleich in's Nett.
Um 10 Uhr ging Maria Ioniaur in das Schlafzimmer ihres Brnders.
Sie behauptet, er fei noch wach gewesen und habe gelesen. Er habe sie
mit den Worten verabschiedet, er fühle sich fehr müde und werde schlafen
wie „Blei".
Bei diefem Abendbefuche wird Frau Ioniaur vermuthlich ihrem
Bruder das Glas des Elirir de Grez mit dem tüdtlichen Gifte credenzt
haben, denn in der Flasche, die man gefunden, hat nur ein Glas gefehlt.
In der dem Kranken unbekannten Medicin konnte auch der bittere Ge-
fchmack des Morphiums nicht auffallen. Am folgenden Morgen in aller

Frühe wurde ein Arzt gerufen, der die Familie bisher nicht behandelt
hatte, Dr. Willems. Ter Kranke lag mit bleichem gedunsenem Gesicht
im Bett. Der Puls war kaum fühlbar. Der Doctor sah den Kranken
bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal. Frau Ioniaur sagte ihm, ihr
Bruder habe sich gestern in Brüssel schon sehr leidend gefühlt, sie sei
deshalb mit ihm bei einem alten Familienfreunde, Dr. Max, gewesen.
Dr. Mar habe bei ihrem Bruder ein schweres Herzleiden constatirt.
Das ist eine absolute Unwahrheit, die lediglich darauf berechnet ist,
den Doctor, der dem fremden Kranken gegenübersteht, zu einer falfchen
Diagnose zu veranlassen. Frau Ioniaur hat auch erreicht, was sie erstrebt
hatte, denn Dr. Willems, der später den Todtenschein ausstellte, gab im
Vertrauen auf die angebliche Diagnose seines Brüsseler College«, der nach
den Mittheilungen der Frau Ioniaur die Familie seit Jahren genau kannte,
Herzleiden als Todesursache an. Dr. Willems erklärte später vor Gericht,
die wahrnehmbaren Erscheinungen hätten dem Tode an Herzschlag nicht
widersprochen. Hätte er aber die bestimmte Mittheilung von Frau Ioniaur,
daß Dr. Mar den Verstorbenen als herzleidend bezeichnet habe, nicht er-
halten, so würde er wahrscheinlich gezögert haben, sich so bestimmt auszu-
sprechen.
Am Vormittage des 6. März starb Alfred. Frau Ioniaur telegravhirte
sofort an feinen Sohn Georges, der Vater sei schwer erkrankt. Georges,
der glaubte, daß man ihn nach Antwerpen locken wolle, um Geld aus ihm
herauszuziehen, ließ durch seine junge Frau antworten, er sei nicht zu Hause.
Darauf ging ein zweites Telegramm au Georges ab, das die kurze Mit-
theilung enthielt: „Vater an Congestionen gestorben." Nun entschloß sich
Georges zur Reise nach Antwerpen.
Gleichzeitig telegraphirte Frau Ioniaur auch an einen Freund Alfreds
und der Marie Roguet, daß Alfred gestorben sei. Der Marie Noguet
machte sie ferner das Anerbieten, ihr die Decorationen ihres Bruders und
einige Familienandenken, wie z. N. die Photographie ihres Vaters, des
Generals Ablay, abzukaufen. Die Anklage erblickt darin den Versuch der
Ioniaur, das Stillschweigen Marie Noguets zu erkaufen.
Als der Freund Marie Roguet die Todesnachricht überbrachte, rief
das Mädchen in Verzweiflung aus: „Alfred ist vergiftet worden! Von seiner
Schwester vergiftet worden! Ich habe es gewußt! habe es kommen sehen!"
Auch dem schleunig herbeigerufenen Neerdigungsbeamten kam die Sache
nicht ganz geheuer vor. Er erinnerte sich, daß dies nun innerhalb des
knappen Zeitraumes von zwei Jahren der Dritte war, der als Gast in
Frau Ioniaur' Hause geweilt hatte, und den er mm als Leiche aus dem
Hause schaffen sollte. „Frau Ioniaur," sagte er in einer Anwandlung von
unheimlichen» Humor, den die berufsmäßige Beschäftigung mit Leichen er-

klärlich erfchemen läßt, „Sie werden während der Ausstellung von Besuchen
wohl verschont bleiben. Verwandte werden gewiß nicht zu Ihnen kommen.
Die fürchten sich zu sehr vor Ihrem Hause."
Alfred wurde schon am andern Tage, ?. März, in aller Eile nnd
in großer Stille begraben. Man nahm sogar Abstand von der üblichen
Todesanzeige.
Erst am 11. März machte Frau Ioniaur dem Antwerpener Agenten
des „Gresham" Wttheilung vom Ableben Alfreds, der seit noch nicht vierzehn
Tagen bei dieser Gesellschaft versichert war. Vanspach telegraphirte sofort
an den Brüsseler Director Perrin, nachdem er bei Frau Ioniaur erfahren
hatte, daß Alfred in ihrem Hause gestorben sei. Schon diese Angabe hatte
dem Agenten auffallen müssen; denn Alfred halte ja wiederholt auf das
Bestimmteste erklärt, daß er spätestens in der dritten Woche des Februar
nach Paris zurückkehren müsse. Frau Ioniaur erklärte dein Agenten nebenher,
daß sie selber von der Versicherungssumme nichts erhalten werde; das Geld sei
vielmehr lediglich dazu bestimmt, die Gläubiger Alfreds zu befriedigen und
seiner Geliebten Marie Noguet eine Eristenz zu fchaffen.
Am nächsten Morgen, 12. März, fuhr Director Perrin in aller Frühe
von Brüssel nach Antwerpen. Der Versicherungsbeamte hatte natürlich Ver-
dacht geschöpft. Ohne besondere Schwierigkeit mochte er wohl erfahren
haben, daß im Haufe der Frau Ioniaur in den zwei Jahren vorher zwei
verdächtige Todesfälle von Verwandten vorgekommen waren, und daß Frau
Ioniaur beim Tode der Schwester Leonie von zwei Gesellschaften erhebliche
Beträge überwiesen worden waren. Es mußte ihm ferner auffällig erscheinen,
daß Alfred unmittelbar nach Abschluß der Police zu dein ungewöhnlich
billigen Tarif gestorben war, nachdem die beiden gewissenhaften Aerzte des
„Gresham" das günstigste Zeugniß über die Gesundheit Alfreds ausgestellt
hatten. (Das gleichlautende Votum der Pariser Aerzte war ihm nicht einmal
bekannt.) Es mußte ihm endlich in hohem Grade verdächtig vorkommen,
daß Alfred nicht, wie er erklärt hatte, nach Paris zurückgekehrt, fondern
im Hause seiuer Schwester, zu deren Gunsten er sein Leben versichert hatte,
plötzlich gestorben war.
Die Conferenz, die Frau Ioniaur mit dem Versicherungsdirector hatte,
muß für die Giftmifcherin ziemlich unerquicklich gewesen sein. Welcher
übermenschlichen Selbstbeherrschung hat es da wohl bedurft, um die Schuldige,
die nun die Ernte ihrer verbrecherischen Saat einheimsen will, zu einer
ungezwungenen und unbefangenen Haltung zu befähigen!
Director Perrin nahm sich natürlich in Acht, irgendwelchen Verdacht
auszufprecheu. Er begnügte sich bannt, auf die sehr merkwürdigen Umstände
dieses Todes hinzuweisen nnd Frau Ioniaur um einige Aufklärungen zu
bitten. Er fragte zunächst, welche Umstände Herrn Alfred bestimmt hätten,
seinen Aufenthalt in Antwerpen über die von ihm felbst bezeichnete Frist
zu verlängern.

„Ach, mein lieber Herr Director," entgegnete Frau Ioniaur, „mein Vruder war ja ein armer unglücklicher Mensch! Er hatte keinen Heller und keine Stellung in Paris. Mein Mann wollte ihm hier eine Stelle verschaffen."
Das stimmte nun freilich durchaus nicht mit den Angaben überein, die Frau Ioniaur beim Abschluß der Versicherung über das einfache behagliche Leben des vorgeblichen Rentners gemacht hatte.
„An welcher Krankheit ist denn Ihr Bruder gestorben?" forschte der Beamte weiter.
„An einer Herzkrankheit, so einer Art von Herzschlag. Er war schon feit langer Zeit herzleidend und litt infolgedessen auch an Schwindel- und Erstickungsanfällen."
Sie erzählte ihm darauf, daß der Zustand ihres Bruders sie veranlaßt habe, mit ihm am 5. März nach Brüssel hinüberzufahren und den Familien-arzt Dr. Mar zu confultiren, der ein intimer Freund ihres Bruders ge-wesen sei.
Das ist wiederum eine doppelte und dreifache Lüge. Alfred war ganz wohl, als er nach Brüssel reiste. Der Neifezweck war keineswegs die Lonsultation des Arztes, fondern die Befragung eines Rechtsconfulenten wegen der Pension, die Georges ihn: bewilligen sollte. Alfred erkrankte erst in Brüssel und wurde von seiner Schwester Ioniaur zum Dr. Mar geführt, der ihn bei diesem Anlaß zum ersten Male sah.
Unmittelbar nach seiner Rückkehr, fuhr die Ioniaur in ihrem Berichte fort, habe die Erkrankung Alfreds plötzlich einen bedrohlichen Charakter angenommen, und der Tod sei unerwartet schnell eingetreten. Sie habe darauf Dr. Willems in aller Eile herbeigerufen, der den Tod infolge einer Herzkrankheit attestirt habe.
Der Director des „Gresham" machte Frau Ioniaur noch darauf aufmerksam, daß die Unterlassung der Todesanzeige doch recht ungewöhnlich sei, und er fragte sie dann: „Weshalb haben Sie uns erst jetzt, fünf Tage nach dem Begräbnis;, vom Zlbleben Ihres Herrn Bruders benach-richtigt?"
Da führte Frau Ioniaur eine theatralische Scene auf. Sie brach in Wimmern und Schluchzen aus und rief: „Mein anner Bruder! Ich war fo tief betrübt, daß ich in dem Augenblick an nichts gedacht habe, auch nicht an die Versicherung."
„Hat Ihr Herr Bruder keine Familie hinterlassen?" fragte der Director weiter.
„Doch. Einen Sohn, der eine gute Partie gemacht hat. Mt dein lebte er aber in Unfrieden, und ich bitte Sie vor Allem, erweisen Sie mir dm Gefallen und fagen Sie dem Sohne nichts davon, daß mein Bruder eine Versicherung zn meinen Gunsten abgeschlossen hat. Ich werde Ihnen über jeden Punkt bereitwillig Aufschluß geben und Ihnen in jeder Beziehung gern

behülflich sein. Uebrigens," setzte sie nach einer Pause hinzu, „durch die
verspätete Anzeige hat doch die Police ihre Gültigkeit nicht verloren?"
„Nein," entgegnete der Director. „Die Police bleibt in Kraft. Aber
da hier Manches nicht klar ist, werden gewisse Formalitäten, die der Ver
waltungsrath fordern darf, erfüllt werden müssen."
Nach der Unterredung mit Frau Ioniaur begab sich der Director zum
Versicherungsarzt Dr. Rullens. Der Arzt traute seinen Ohren kaum.
„Herr Alfred Ablau todt? Die Todesursache verstehe ich absolut
nicht. Der Mann war ja vor vierzehn Tagen kerngesund!"
Auf den Bericht, den der Director hierauf an den Syndicus der
Gesellschaft erstattete, rieth ihm dieser, die Sache den, Staatsanwalt zu
übergeben, und Director Perrin beantragte infolgedessen die Ausgrabuug
der Leiche und die gerichtsärztliche Autopsie. Bei einem späteren Besuche,
den er Frau Ioniaur machte, verschwieg er vor dieser, daß er beim
Staatsanwalt den Antrag auf Ausgrabung der Leiche schon gestellt hatte.
Dem Antrage der Versicherungsgesellschaft wurde stattgegeben. Am
15. wurde die Leiche Alfreds ausgegraben und die Autopsie vorgenommen.
Der fehr starke Körper des Abgeschiedenen zeigte eine kräftige Musculatur
und war, da die Leichenstarre noch andauerte, noch sehr gut erhalten.
Alle Organe wurden normal befunden, keine innere Verletzung konnte
wahrgenommen werden. Der Befund der Leiche gab also keinen Aufschluß
über die natürliche Todesursache. Infolgedessen beantragten die Gerichts-
ärzte die chemische Untersuchung der Leiche.
Da fand man, allerdings in geringer Quantität, nämlich 8 Milligramm,
Morphium im Magen. Ebenso wurden Spuren des Morphiums in den
Eingeweiden und in allen anderen Organen des Verstorbenen nachgewiesen.
In den Nieren wurde Zucker gefunden.
Maria Ioniaur hat nachweislich am 5. März 69 bis 109 Eentigramm
Morphium besessen. Für den an das Gift nicht Gewöhnten sind 20 Eenti-
gramm schon tüdtlich. Alfred hat aber niemals Morphium genommen.
Ein Erwachsener von normaler körperlicher Beschaffenheit kann nicht 5 bis
6 Eentigramm Morphium ungestraft nehmen, bei 20 Eentigramm tritt, wie
gesagt, der Tod fast immer ein, bei 40 Eentigramm ganz sicher. Wirklich
Morphiumsüchtige gewöhnen sich aber schnell an das Gift. Wir wissen,
daß die Schwester der Frau Ionicmr, Hortense Bsde, täglich 40 bis 50,
ja unter Umständen 100 Eentigramm genommen hat. Die Wissenschaft kennt
sogar Beispiele, daß Morphiumsüchtige iu Ausnahmefällen an einem einzige»
Tage bis 500 Eentigramm haben nehmen können.
Wenn Alfred von seiner Schwester am 5. Nachmittags in Brüssel
zunächst eine schwächere Dosis und am Abend in Antwerpen ein beträcht-

liches Quantum Morphium von 40 bis 50 Centigramm beigebracht und
dadurch der Tod herbeigeführt worden ist, so darf man sich durchaus nicht
wundern, daß am 15., also zehn Tage später, aus dem Magen des Ver-
gifteten doch nur noch 8 Milligramm Morphium haben ausgeschieden
werden können. Morphiumspuren sind ja außerdem in allen Organen des
Verstorbenen nachgewiesen worden. Das Morphium wird sehr schnell voni
Körper absorbirt, es geht sofort in den Blutumlauf und hinterläßt nach
kurzer Zeit keine Spuren mehr. Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß nach-
weislich an Morphiumvergiftung Verstorbene schon nach wenigen Tagen
nicht die geringste Spur des Giftes im Körper gehabt haben.
Es ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß es der Wissenfchaft
bisher noch nie gelungen ist, aus dem Körper eines Morphiumvergifteten
ein so beträchtliches Quantum, wie die hier gewonnenen 8 Milligramm,
auszuscheiden.
Was die Annahme der Morphiumvergiftung, die hier durch die Autopsie
schon als festgestellt angesehen werden kann, noch bekräftigt, ist der Umstand,
daß man Zucker in den Nieren gefunden hat. Bei Nichtdiabetikern weist das
Vorhandensein von Zucker in Verbindung mit dem Morphium im Magen mit
Sicherheit darauf hin, daß hier eine Vergiftung durch eine starke Dosis von
Morphium vorliegt. Dazu kommen noch die am Vortage beachteten
Symptome: die Schläfrigkeit und Schwerfälligkeit, das Jucken u. s. w.
Kurz und gut, diefer ganze Eompler von Erscheinungen und thatsäch-
lichen Feststellungen hat den Gerichtsarzt, eine Autorität ersten Ranges,
Dr. van Vyue, unter seinem Eide zu dein Gutachten bestimmt: „Es ist
absolut sicher, das; Alfred Ablay mit Morphium vergiftet worden ist."
Dieses niederschmetternde, mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung,
ja mit einer gewissen Feierlichkeit abgegebene Verbiet, welches das Schicksal
der Maria Ioniaur besiegelte, machte auf alle Anwesenden, auf die Ge-
schworenen, den Gerichtshof und das Auditorium, einen mächtigen Eindruck.
Der hervorragende Vertheidiger der Maria Ioninur fühlte sehr wohl
die verhängnißvolle Bedeutung dieses Augenblicks, und er bemühte sich,
die tragische Wirkung abzuschwächen. Er erhob sich und richtete an den
Sachverständigen die Frage:
„Wenn Sie nun Ihr Gutachten lediglich nach dem Befunde der ärzt-
lichen Autopsie abgegeben hätten, ohne vorherige Kenntniß der chemischen
Analyse, — würden Sie auch dann mit solcher Bestimmtheit auf eine
Morphiumvergiftung geschlossen haben?"
Dr. van Vyue antwortete ruhig:
„Hätte man kein Morphium in der Leiche gefunden, so würde ich
natürlich auch nicht gewagt haben, Morphiumvergiftung als unzweifelhafte

-Todesursache zu bezeichnen. Ich würde mich dann auf die Erklärung
haben beschränken müssen, daß ich vor einem unbegreiflichen Näthsel stehe.
Die Gesammtheit der festgestellten Thatsachen aber in Uebereinstimmung
mit den Ermittelungen der Chemie berechtigt mich, zu sagen: Alfred Ablay
ist an einer Morphiumvergiftung gestorben. Ich werde nie daran zweifeln."
Das Satyrspiel, das der Tragödie folgte, der Widerstreit der Aerzte,
hat kein besonderes Interesse für uns. Den gerichtlichen Sachverständigen
hat die Vertheidigung andere Sachverständige gegenübergestellt, die natürlich
das Gegentheil behauptet haben. Diese von der Vertheidigung gewonnenen
Sachverständigen flößen indessen schon aus dem Grunde unendlich geringeres
Vertrauen ein, als die Gerichtsärzte und der Gerichtschemiker, daß sie der
Autopsie nicht beigewohnt, die Leiche nicht gesehen, die Eingeweide, den
Magen und die anderen Organe, in denen Morphium und Spuren des
Morphiums mit absoluter Bestimmtheit nachgewiesen worden sind, nicht vor
Augen gehabt haben. Sie begründen ihre Polemik eben nur auf die
ihnen vorgelegten Gutachten der amtlichen Sachverständigen.
Kein Unbefangener kann glauben, daß Maria Ioniaur das Opfer
eines entsetzlichen und heimtückischen Verhängnisses gewesen sein solle, das
in zwei Jahren in ihrem Hause drei ihrer Verwandten unter den ver-
dächtigsten Umständen hinmordet! vielmehr darf es als eine unumstößliche
Gewißheit hingestellt werden, daß wir in dieser hochgestellten und hoch-
gebildeten Frau eine der fürchterlichsten Verbrecherinnen vor uns haben,
die je die Erde getragen hat, — eine Frau, die aus niedrigsten« Eigennutz
mit schaudererregender Kaltblütigkeit außer dem lebensfrohen Anverwandten
ihres Mannes zwei unfelige Geschöpfe, die durch die nächsten Bande des
Blutes mit ihr verknüpft sind, ihre bedauernswerthe Schwester und ihren
unglücklichen Bruder, iu ihr Haus lockt und um des schnöden Geldes willen
mit kühler Berechnung umbringt.
Das ist klar wie das Sonnenlicht, und unbegreiflich erscheint es, daß,
wie seinerzeit in den Blättern zu lesen stand, der Verlauf dieser klaren
Sache, wenigstens auf eine gewisse Frist, eine der Ioniaur günstige Wendung
genommen hatte. Während der unendlich langen öffentlichen Verhandlungen
hat die Zunge in der Waagschaale der Gerechtigkeit nicht einen Augenblick
geschwankt, ist die Ueberzeugung von der unleugbaren Schuld der An-
geklagten auch nicht auf einen Augenblick erschüttert worden.
Nahezu einen Monat, vom 7. Januar bis zum 3. Februar d. I.,
haben diese öffentlichen Verhandlungen gewährt. Sie haben an 22 Tagen
nicht weniger als 45 Sitzungen in Anspruch genommen. Wohl nie hat
zur Erweisung der Schuld eines Einzelnen ein so gewaltiges Material be-
wältigt werden müssen. Die zu den Acten gegebenen Schriftstücke sind un-
zählbar. Nicht weniger als 249 Belastungszellgen sind vernommen worden.

Die Rede des öffentlichen Anklägers hat an zwei aufeinanderfolgenden Tagen über 9 Stunden beanfprncht. Die beiden Vertheidiger haben zusammen beinahe 20 Stunden gesprochen. Und an diese überlangen Neben. schlössen sich noch lange Repliken und Dupliken,

Generalstaatsanwalt Servals, der die Anklage vertrat, hat die Schuld der Angeklagten mit bewundernswerther Klarheit und Schärfe nachgewiesen. Er hat hauptsächlich die Thatsachen sprechen lassen und auf die rhetorischen Künste, die bestimmt sind, Eindruck auf harmlofe Geschworene zu machen, völlig verzichtet. Seine Rede ist einfach, nüchtern, aber dafür um so überzeugender. Nur zwei-, dreimal, wenn er sich die Entsetzlichkeit der begangeneu Verbrechen vergegenwärtigt, erwärmt er sich und findet dann auch wahrhaften Schwung und ergreifendes Pathos. Im Allgemeinen aber ist überall das Bestreben erkenntlich, mit grausamer Objectivität und unheimlicher Kühle das Thatsächliche darzulegen und es den Geschworenen zu überlassen, die zwingenden und unabweisbaren Schlüsse selbst zu ziehen.

Von den beiden Vertheidigern ist Herr Graur, der überhaupt als einer der bedeutendsten forenstfchen Redner französischer Zunge gilt, der weitaus hervorragendere. Seine Verteidigung, die sich auf den letzten und bedenklichsten Fall, auf die Vergiftung Alfred Ablays, concentrirt, ist in ihrer Weise ein Meisterwerk. Es ist bewundernswert!), mit welcher Kunst Graur die offenbarsten Belastungen zu beseitigen weiß, wie er über die schlimmsten Beweise hinweghuscht, um ^da seine volle Beredsamkeit einzusetzen, wo irgend etwas zu Gunsten der Angeklagten spricht und ein Zweifel an ihrer Schuld erweckt werden könnte. Hat er einen folchen der Verteidigung bequemen Punkt erspäht, so fühlt er sich auch sicher seiner Wirkung. Er erinnert sich kaum noch, daß er soeben noch auf fchwankem Boden gestanden hat und sogleich wieder schwanken Boden wird betreten müssen. Er erhebt die Stimme und findet erschütternde und hinreißende Accente, um die Angeklagte als eine von: Verhängnis; grausam Verfolgte hinzustellen. Und er bringt es fertig, daß er znm Schluß seiner mit wunderbarer Kunst gestalteten Rede geradezu zur Bewunderung der' Maria Ioniaur, der treuen Schwester, der liebenden Mutter, der edlen Gattin, herausfordert.

Das mag eine große Kunst sein. Ich gestehe aber ganz ehrlich, daß mir für das Nützliche und Sittliche dieser Kunst das Verständnis; versagt bleibt. Wenn es der feurigen Beredsamkeit dieses großen Redners nuu iu der That gelungen wäre, den herrlichsten Triumph zu feiern, wenn er durch die zündende Kraft seines Wortes Maria Ioniaur dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrissen und diefes nützliche Mitglied unserer Gesellschaft erhalten hätte — würde sich der Hervonagende Advocat seines Erfolges haben freuen dürfen?

Es ist ihm nicht geglückt. Es hat ihm auch nicht glücken können. Die Schuld war zu offenbar.

Um Mitternacht am 2. Februar hatte Graur zum letzten Mal das
Wort ergriffen und nach ungefähr eine Stunde gesprochen. Kur; vor eins
am Morgen des 3. stellte der Präsident die Fragen an die Geschworenen:
ob Maria Ablay, verehelichte Ioniaur, schuldig sei, im Februar 1892 mit
Vorbedacht nnd Ueberlegung ihre Schwester Leonie Ablay, in« März 1893
den Oheim ihres Mannes Jacques Vandenkerckhove und im März 1894
ihren Bruder Alfred Ablay vergiftet zu haben.
Mit dem Glockenschlage eins zogen sich die Geschworenen in ihr
Berathungszimmer zurück. Nach 40 Minuten erschienen sie wieder im
Gerichtssaale, und der erste Geschworene verkündigte das Verdict, das auf
die sechs Fragen — drei Hauptstagen und drei Nebenfragen — mit Ja
antwortete.
Bei dieser Verkündigung brachen im Zuschauerraum unziemliche Beifalls-
rufe aus, die der Präsident sofort erstickte und unter der Androhung, den
Saal bei dem ersten erneuten Zeichen des Beifalls oder Mißfallens un-
nachsichtig räumen zu lassen, in schärfsten Worten rügte.
Nun wurde die Angeklagte in den Saal geführt.
Sie bebte an allen Gliedern. Der Gerichtsschreiber verlas das Urtheil
der Geschworenen.
Eine schreckliche Scene spielte sich ab . . .
Beim ersten Ja versagten der Angeklagten die Kräfte. Sie fchwankte
hin und her. Das fürchterliche Urtheil hatte sie zerschmettert. Es war,
als ob sie den Todesstoß schon empfangen hatte. Der öffentliche Ankläger
beantragte die Anwendnng des Gesetzes. Der Gerichtshof zog sich zurück.
Eine fürchterliche unheimliche Stille lag über dein ganzen Saal. Alles
war von Schrecken wie erstarrt. Maria Ioniaur gab keinen Lant von sich.
Sie ballte ihr Taschentuch krampfhaft in der Rechten zusammen und stopfte
es in den Mund. Ihr ganzer Korper schwankte in gleichmäßiger pendelnder
Bewegung langsam hin und her. So blieb sie stehen. Die Linke um-
spannte krampfhaft das Gitter, das den für die Angeklagte bestimmten
Raum vou ihren Vertheidigern trennte. Die Rechte verschloß mit dem
Taschentnche den weit aufstehenden Mund. Sie wankte und schwankte un-
aufhörlich uuo gleichmäßig . . .
Die Geschworenen, die beiden Vertheidiger, der Generalsiaatsanwalt
in seiner rothen Robe, Alle blickten schweigsam vor sich hin. Niemand
wagte die Augen aufzuschlagen.
Fünf Minuten später betrat der Präsident mit seinen Neiräthen wieder
den Saal. Er verkündete das Urtheil: Maria Ioniaur wird zum Tode
verurtheilt, mit der Bestimmung, daß die Hinrichtung auf einem öffent-
lichen Platze in Antwerpen stattfinde.
Tarauf wandte er sich an die Gensdarmen, die während der ganzen
Zeit hinter der Angeklagten gestanden hatten, und befahl ihnen: „Führen

Sie die Verurtheilte ab." Alsdann wurde mit de»! üblichen Tank an die Geschworenen die Sitzung geschlossen.
Es mag hier gleich eingeschaltet werden, daß die Todesstrafe in Belgien nicht vollstreckt, vielmehr regelmäßig in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt wird.
Auf der Straße wiederholten sich die widerwärtigen Pübelauftritte, die fchon in den Tagen vorher das Einschreiten der Ordnungsbeamten erfordert hatten.
Trotz der empfindlichen Kälte und des hohen Schnees waren der Platz vor dem Gerichtsgebäude und die anstoßenden Straßen schon seit langen Stunden, nlit einer ungeheuren Volksmasse dicht gefüllt. Sobald die Verurteilung bekannt wurde, erhob sich ein wildes Freudengeheul. Schmählieder auf die Ioniaur wurden abgesungen, es wurde gepfiffen, gejohlt, Hurrah geschrieen. Es war ein abscheulicher Abschluß der grausen Tragödie.
Die Menge wollte sich auf den Wagen stürzen, der die Verurtheilte von: Gerichtsgebäude nach dein Gefängnisse zu bringen hatte, und das Aufgebot von 30 Gensdarmen, die um den Wagen herritten, war für nöthig erachtet worden, um Maria Ioniaur vor den Ausbrüchen der Volkswuth zu schützen. Unter furchtbarem Geheul und Geschrei der Menge bahnten die Gensdarmen dem Gefährt, das Maria Ioniaur in der eisigen, fchneeigen Winternacht der ewigen Gefangenschaft zuführte, den Weg . . .

Lin übersehener Aufsatz von Goethe.

Mitgetheilt

Woldemar Frecheren von Biedermann.
— Dresden. —

u bibliothekarischen Seltenheiten gehören vollständige Reihen des „Gothaischen Theaterkalenders", namentlich vermißt man oft den ersten Jahrgang, 1775, und den letzten, 1800, der, ebenso wie sein unmittelbarer Vorgänger, den Titel „Taschenbuch für die Schaubühne" und zugleich ein etwas vergrößertes Format erhalten hatte. Diesen letzten Jahrgang zu erwerben, gelang meinem jahrelangeu Suchen neuerdings. Bei Musterung des Inhalts erregte der Aufsatz S. 295 f. — „Hoftheater zu Weimar", dessen Umbau betreffend — durch eine Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit. Darin werden nämlich Herr Professor Thouret, Herr Professor Meyer, Herr Hornn und Herr Heidelof erwähnt, der noch genannte Vornehmste, Goethe, aber schlechtweg ohne jeden Titel. Allerdings kommt auch Professor Thouret einmal ohne „Herr" vor, aber unmittelbar neben Goethe, wo dieses Prädicat nicht füglich anzubringen war, ohne daß auch dieser es erhielt. Die Sonderbarkeit dadurch erklären zu wollen, daß es bei den, berühmten Goethe keines Prädicats bedurft habe, würde hier, bei einem amtliche Verhältnisse betreffenden Schriftstücke verfehlt fein; man kann vielmehr zur Erklärung nur vermuthen, daß Goethe selbst dessen Verfasser sei.

Einzig märe der Fall nicht: habe ich doch schon einen anderen Aufsatz über das Weimarifche Hoftheater in, „Theatertalender" auf das Jahr 1793 (gleiche Aufsätze brachte der Kalender alljährlich) aus inneren Gründen Goethen zuschreiben müssen und ihn deshalb in die Hemvel'sche Goethe-Ausgabe aufgenommen; er hat jetzt auch in dem von nur bearbeiteten 36. Bande von Goethes Werken, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sovhie

von Sachsen ohne Widerspruch der controlirenden Redactoren Platz ge-
funden. Der Stil des Aufsatzes im Taschenbuch auf 1800 — gedrängt,
anschaulich, erschöpfend — entspricht vollkommen dem Goethe'schen. Die
darin vorkommenden technischen Ausdrücke waren Goethe geläufig; so spricht
er von „Cipolin" in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft" II, 289, und
oft von „Eapitälen", wie in „Dichtung und Wahrheit" am Schluß des
11. Buches, „Schweizerreife im Jahre 1797" unter Frankfurt den 14. August,
„Schriften der Goethe-Gesellschaft" II, 136, 228, 300. Ja, der im
Taschenbuch zu lesende fehlerhafte Druck „Kapitalen" ist geradezu auf Goethes
Handschrift zurückzuführen, da er die Strichelchen der Umlautsbezeichnung
über a, o und u gern sich ersparte. Es kommt also nur noch darauf an, zu
untersuchen, ob der Gegenstand des Aufsatzes Goethes Interesse dermaßen
in Anspruch genommen hat, daß es begreiflich wird, wenn er felbst darüber
zu schreiben sich entschloß.
Als Goethe bei der 1797 unternommenen Reise in die Schweiz in
Stuttgart verweilte, lernte er Professor Thouret kennen, der zuerst Maler
war, aber spater sich der Baukunst gewidmet hatte. Goethe benutzte die
Gelegenheit, sich mit den« geistvollen Künstler über den fchmückenden Aus-
bau des Weimarer Schlosses, das feit der Zerstörung durch den Brand von
1774 nur allmähliche Wiederherstellung erfuhr, zu unterhalten, da jener
in feiner doppelten Eigenschaft als Maler und Baumeister vorzugsweise
berufen war, dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen. Auf
Goethes Vorschlag berief ihn denn auch de? Herzog Karl August bald
darauf nach Weimar. Goethe berichtet darüber in den „Tag- und Jahres-
heften" unter 1798, nachdem er die Abreife der Hoftheatergesellschaft nach
Bad Lauchstädt erwähnt: „Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch
sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schau-
spieler und Publicum fühlten sich eines anständigeren Raumes würdig; die
Notwendigkeit einer solchen Veränderung ward von Jedermann anerkannt,
und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes, um die Ausführung zu
bestimmen und zu beschleunigen. Baumeister Thunret war von Stuttgart
berufen, um den neuen Schloßbau weiter zu förder»; als Nebenzweck gab
er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen
Einrichtung des Theaterlocals, nach welchem sich zu richten er die größte
Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerknng wahr,
daß Gegenwart eines Baumeisters Bcmlnst errege,"
Ohne Weiteres würde anzunehmen sein, daß Goethe als Theaterdirector
bei der gedachten Umgestaltung des Hofschauspielhauses thätig gewesen sei,
wenn mich nicht ausdrückliche Zeugnisse darüber vorlägen. Goethe erwähnt
seiner Mitwirkung in den Briefen an Schiller vom 14., 15., und 25. Juli
sowie vom 22. und 25. August, ferner vom 6. September 1798, namentlich
aber vertheidigt er im Brief an Kirms vom 14. August die von diesem
bemängelte Vauanlage so eingehend, daß seine Vetheiligung bei deren

Entwurf außer Zweifel gestellt wird; inbesondere ist eine Stelle darin entscheidend, worin Goethe schreibt: „Ich überschicke hier die Risse nebst einem kleinen Aufsähe, worüber ich bitte mit dem Professor Thouret und dem Baumeister Steiner zu conferiren. Vielleicht nähert sich die von mir vorgeschlagene Idee der unteren Loge der Ihrigen, und wir können sie noch reifer werden lassen."

Nach diesen Thatsachen wird es nicht überraschen, wenn man folgenden, im „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1800" S. 295 f. abgedruckten Aufsatz als von Goethe verfaßt anspricht.

Hoftheater zu Weimar.

Aus mehreren öffentlichen Blättern ist es bekannt, daß sich das Innere unseres Schauspielhauses einer sehr vortheilhaften Veränderung und Erneuerung seit vorigem Herbste zu erfreuen hatte. Nach Goethe's Absichten führte Professor Chouret aus Stuttgart den Alan aus. Lliptisch gestellte, wie Granit gemalte Pfeiler umschließen das parterre. Auf diesen ruht eine Gallerie mit einer bronzenen Balustrade, aus deren Mitte sich ein Halbkreis dorischer Säulen mit goldenen Aapitälen erhebt. Das obere Gesims, von einer Art graugrünlichem Cipolin ist mit Abbildungen antiker Basken geziert, theils selbst von unfern: Herrn Prof. Meyer, theils unter seiner Anführung von Herrn Horny gemalt. Auf dem unteren Gesims sind verschiedene Attribute der Schauspielkunst, von Herrn Heidelof gemalt, zu sehen. Ueber dem proscenio prangen Sophokles und Aeschylus Vüsten. Ven Theatervorhang hat Herr Prof. Chouret gemalt: die goldene Poesie geflügelt, die 3yra an der Seite, die komische und tragische larve in den erhobenen Händen schwingt sich zum Aether.

Daß im Taschenbuch „erhabenen", — nicht „erhobenen" -— steht, ist zweifellos einer seiner zahlreichen Druckfehler.

Heimgegangen.

Em Gedenkblatt

von

Cmil Vurger.

— Vreslau. —

^uch Franz war ein Jüngling mit lockigem Haar, heut haben sie
ihn hinausgetragen aus seiner einsamen Klause und gebettet
^ neben einen jungen Bildhauer, der sich erschossen, den gereiften,
nemnmdvierzig Jahre alten Mann, den auf der Höhe seines Schaffens
ein Schlaganfall tödtet, neben den aufblühenden Jüngling, der schon so
früh an Allenl verzweifelt und mit eigener Hand die Art an den Baum
seines Lebens legt. Was haben diese Beiden je gemeinsam gehabt? Sie
kannten sich nicht und hatten sich nie gesehen. Heut ruhen sie neben einander
im ewigen Schlaf, um der Allmutter Erde die Stoffe ihres Leibes zurück-
zugeben. Wie fchön ist es doch eingerichtet, daß die Menschen nicht in
die Zukunft sehen können! Neben wem werden wir einst auf dem Fried-
hofe ruheu? Vielleicht ist er heut an uns vorübergegangen, aber der
Schauer des Todes hat uns nicht berührt. Ahnungslos und gleichgültig
haben wir ihm in's Auge gesehen, ihm, der unser Gefährte für die Ewig-
keit fein wird, während uns alle Anderen verlassen. Sie kehren uns den
Rücken und gehen ihren Geschäften nach — wären es auch Vater und
Mutter — nur er bleibt zurück, der unbekannte Geselle, den das Schicksal
an unsere Seite gelegt.

Franz Vollberg war ein hochbegabter Musiker, ein Künstler von
Gottes Gnaden. An der Art, wie seine Finger den Griff der Geige um-
spannt hielten, merkte man, daß seine Seele in dem kleinen Instrument
lebte. Wenn der erste Ton hell und rein den Saal durchdrang, wurde
es plötzlich still, und athemlos lauschten Alle, bis der letzte Ton verklungen.
Wie gebannt blieben sie noch einen Augenblick stumm, dann aber brach

der Sturm des Beifalls los und inachte sich in nicht enden wollenden Rufen
Luft. Von Begeisterung verklärt, stand die holde Iünglingsgestalt auf dem
Podium, verneigte sich leicht und eilte dem Ausgange zu. Er war kein Freund
allzu lebhafter Huldigungen und entzog sich ihnen, so viel er konnte. An-
erkennung war ihm ein Bedürfnis;, wie jedem Künstler, aber kein Bitten,
kein Bravo war im Stande, ihn zurückzurufen. Wenn er spielte, so gab er
seine ganze Seele, und es wäre ihm wie eine Entheiligung erschienen,
hätte er seine Empfindung auf allgemeinen Wunsch noch einmal preisgeben
sollen. Er war mit der einen Genugthuung zufrieden, die dumpfe, starre
Seele der großen Masse von den Fesseln des Alltagslebens befreit und zu
den reinen Höhen der Kunst emporgezogen zu haben.
Vollberg war eine eigenartige Natur mit souveränem Selbstbewußtsein.
In dem Blick, mit dem er die ihn anschauende Menge musterte, lag der
ganze Stolz des sich fühlenden Meisters. Seine Bekannten haben es ihm
oft verübelt, daß er mit Vorliebe in hoch adeligen Kreisen verkehrte, aber
wer ihn näher kannte, hat ihm das nie verdacht. Er war eine durch und
durch aristokratisch angelegte Natur und fühlte sich wohl unter Menschen,
die mit den feinsten Lebensformen das tiefste Verständniß für die Meister-
werke der Kunst und LIteratur verbanden. Dabei vergab er sich nie Etwas
und wußte seine Manneswürde nach jeder Seite hin zu wahren. Seltsam
erschien es, daß man ihn auch mit Männern untergeordneter Art verkehren
sah. Es war ihm nämlich auch wieder ein Bedürfniß, zu herrschen.
Jemand um sich zu haben, der seine geistige Ueberlegenheit willig aner-
kannte und zu ihm emporsah wie zu einem höheren Wesen. Glaubte er
einen solchen Freund gefunden zu haben, so war die neue Verbindung schnell
geschlossen, und alle Welt wunderte sich über die plötzliche Vertrautheit
zweier Männer, die sonst so wenig Gemeinsames hatten. Aber die Freude
währte nicht lange. Ein längerer Umgang mit Leuten, die ihm gar keine
geistige Anregung boten oder vielleicht sogar unfähig waren, seine Gedanken
zu verstehen und in ihrem eigenen Geiste widerzuspiegeln, war ihm
unerträglich. Diejenigen aber, die ihm ebenbürtig waren, konnten sich doch
bei aller Würdigung seiner Persönlichkeit nicht mit der Rolle begnügen,
nur fremde Größe und Erhabenheit zu reflectiren, sie konnten auf die Dauer
ihre Selbstverleugnung nicht so weit treiben, auf jede selbstständige Ansicht
zu verzichten. Und so kam es, daß er gar bald wieder einsam auf seinem
Wege dahinwandelte. In manchen Meirschen finden sich solche Gegensätze,
und es giebt keine vollkommenen Wesen. Wenn sein Geist im Stande
wäre, diese Zeilen zu lesen, so würde er mir zulächeln, denn er schaute in
»neine Seele und sähe, daß sie von innigster Liebe eingegeben sind. Wäre
Franz noch am Leben, so würde er sie mir nie verzeihen.
Jugendlich frohen Herzens hüpfte Vollberg vor zwanzig Jahren von
Ball zu Ball. Er war ein gewandter, eleganter Tänzer, seine Verbeugungen
in der Quadrille » I» oour suchten ihres Gleichen. Schmiegsam und biegsam

schien er durchs Lebe« zu tänzeln, die Blumen pflückend, wo sie sich ihm boten. Sein hübsches, durch künstlerisches Empfinden geadeltes Gesicht machte ihn zum Liebling der Frauen, aber auch sie hatten das instinctive Vewuhtsein, daß ihm keine schön, geistreich und vornehm genug sei. Er, der gründliche Kenner der franzosischen Litteratur, hat das so einfache und doch so wahre Wort Moliöres nicht beherzigt: ‚M ä»u8 1» vw 6uti», il 80 laut euntsnier." Und so ist er denn, ohne eine liebende Seele an seiner Seite zu haben, durch's Leben gegangen, und es griff mir an's Herz, als der Priester auf dem Kirchhof ausrief: „Wir geben dem einsamen Wanderer das letzte Geleit!" Wir sind tief ergriffen, wenn die in Schwarz gehüllte junge Wittwe am Grabe ihres Gatten steht und mit starrem, thränenlosem Blick dem in die gähnende Tiefe hinabgleitenden Sarge nachsieht. Für sie ist es unfaßbar, daß ihr Mann, ihr Alles auf Erden, da drin sein, daß sie ihn nie mehr wiedersehen soll. War's nicht erst gestern, als sie seine Stimme zum ersten Mal hörte, die theure, wie eine Offenbarung der Liebe klingende Stimme, die sie gefangen nahm von der ersten Secunde an und festhielt für's ganze Leben? Und die armen Kindlein, die verlassenen, die ihre Hände jammernd nach der offenen Grube ausstrecken, sind sie nicht ein thränenreicher Anblick? Sie haben den lieben Vater verloren, der für sie fchaffte und sorgte, so lang' sein Nug' noch nicht geschlossen war. Aber der Schauende hat bei diesen Klagen doch noch ein Gefühl unbewußter Befriedigung. Die Angehörigen müssen den theuren Todten zurücklassen, aber sie gehen nicht leer von bannen, sein Sinnen und Träumen, sein Wirken und Schaffen tragen sie fort in ihren» Geiste, ihrer Erinnerung, ihrem Herzen. Aber es macht einen geradezu erschütternden Eindruck, wenn der Priester seine Rede beendet hat und sich Keiner an das Grab herantraut. Jeder folgt zunächst seine»! Instinct und bleibt zurück. Er sagt sich, daß jetzt die Angehörigen an der Reihe sind, und erst, als sich im weiten Kreise der Trauerversammlung Niemand findet, der ein näheres Recht beansprucht, tritt eine hohe, edle Mannesgestalt mit schönem, ausdrucksvollem Gesicht aus der Menge und nimmt Erde von der dargereichten Schaufel, um sie dem trenen Mitarbeiter auf den Sarg zu streuen. Es ist der Musikdirektor Weiß, der Leiter des Conservatoriums, an dem Franz so lange Jahre thätig war. Am Kopf- und Fußende des Grabes stehen die Eollegen und Bekannten in langen Reihen, sie kommen, allmählich näher, um dem großen Künstler und verehrten Freunde die letzte Ehre zu erweisen ^- aber trotz alledem wird man ein Gefühl der Leere, der Oede nicht los. Die Rede des Geistlichen ist ein Meisterwerk nach Inhalt und Form. In ergreifenden Worten führt er den Zuhörern das tragische Geschick Vollbergs vor Augen. Sein Streben war den höchsten Zielen der Kunst zugewandt gewesen. Unablässig arbeitete er an seiner Vervollkommnung, und es verging kein Tag, an dem er nicht tiefer eindrang in den Geist der großen Meister der Töne. Aber leider muß auch die

Kunst nach Brot gehen. Er besaß kein schöpferisches Talent und
war daher gezwungen, besonders nach dem Tode seines heißgeliebten
Mütterchens, die ihr Franzel mit ihrer Hände Arbeit so weit gebracht,
seine materielle Existenz durch Unterricht zu sichern. Das Mechanische
dieser Thätigkeit brachte ihn oft zur Verzweiflung. Und in der That
kann es für einen nach künstlerischer Vollendung strebenden jungen
Manu kaum eine größere Marter geben, als sechs bis acht Jungen
zu gleicher Zeit die Anfangsgründe des Claviersviels beizubringen.
Wenn schon das Ohr eines gewöhnlichen Sterblichen verletzt wird durch
das unharmonische Znsammenspiel verschiedener Instrumente, welches mögen
da die Empfindungen eines durchgebildeten Musikers sein, bei dem Miß-
töne das tägliche Brot sind! Dazu kommen die bei kleinen Burschen un-
vermeidlichen Unarten, die beständig gerügt und unterdrückt sein wollen.
Das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, hat ja etwas Erhebendes,
aber es gehört eine seltene Entsagung dazu, sich immer mit diesem Stand-
punkt zu begnügen. Dafür fand er sich aber reichlich entschädigt, wenn er
in den oberen Klassen die Schwingen seines Geistes freier entfalten nnd
die begabteren Schüler in das Reich des Schönen einführen durfte. Sein
Vortrag war in hohe»« Grade fesselnd, denn Vollberg war nicht einseitig
und wußte in klarer und überzeugender Weise den inneren Zusammenhang
aller Künste darzulegen. Sein musikalisches Lieblingswerk war Beethovens
neunte Symphonie. Das eigene Ringen nach Vollkommenheit, das Sehnen
nach reiner Freude, das ihn selbst beseelte und das uns armen Sterblichen
auf Erden nie zu Theil wird, fand in ihr ein erhabenes Vorbild. Kurz
vor seinein Tode hatte er sie von Schülern der ersten Klasse öffentlich
aufführen lassen. Des Lehrers Begeisterung war auf sie übergegangen
und hatte sie mit heiligem Eifer erfüllt. Jeder leistete sein Höchstes, und
allseitiger, stürmischer Beifall lohnte die Mühen des trefflichen Mannes,
Und in diefem Augenblicke, wo seine Kunst ihre höchsten Triumphe feierte,
warf ihn ein Schlaganfall darnieder! Wie der Blitz die Eiche in ihrer
schönsten Nlüthe niederschmettert und von der höchsten Spitze bis zur tiefsten
Wurzel zersplittert, w schleuderte der Tod diesen Mann mitten in seiner
vollen Kraft zu Boden. Andachtsvoll lauschen die Versammelten der Rede
des Priesters, die untergehende winterliche Sonne breitet ihre letzten rosigen
Strahlen über sie aus, ein wehmuthuolles Abschiedslied, gesuugen vom Chor
der Schüler, schließt die schöne Feier — aber es fehlt noch Etwas. Ein
Eisenbahnzug unterbricht die Rede an der schönsten Stelle. Was thut's?
Es ist doch Niemand hier, der diese wunderbaren Worte in seinen« Innern
birgt und sie als kostbaren Schatz mit nach Hause nimmt. Das Grablied
klingt so traurig und doch auch wieder so fremd, so gleichgültig. Chor-
stimmen haben zu wenig Persönliches, und jener Sopran, der so laut das
Ganze beherrscht und sich so rein zum Himmel emporschwingt, klagt nicht
um unseren Freund. Die Sonne lächelt nns an, aber ihre Strahlen sind

kalt und ermannen nicht unser Herz. Dieses Gefühl der Kälte, der Leere,
des Verlassenseins hatte man schon beim Eintritt in das Todtenzimmer.
Wo sonst ein dichter Kreis Angehöriger den Sarg umgiebt, um noch ein-
mal die theuren Züge zu sehen und noch so lange als möglich das Ge-
fühl seiner Gegenwart zu haben, wagt sich nur hier und da ein Bekannter
aus der Jugendzeit hinein. Die ineisten bleiben im Vorzimmer und werfen
nur einen scheuen Blick in die, profanen Augen fönst verschlossenen, mit
künstlerischein Geschmack ausgestatteten Räume. Vom Sockel links an der
Wand schaut eine Goethebüste auf den herab, der einst fein glühender
Verehrer war, auf der rechten Seite fchleudert Beethovens Auge zornige
Blitze auf die Eindringlinge, die mit neugierigen« Auge die photographischen
Abbildungen antiker Götterbilder an den Wänden ringsumher mustern. In
der Mitte steht aufgebahrt der kostbare Sarg, von den lieblichen Boten
des Frühlings, Maiglöckchen und Flieder überschüttet, im Halbkreise auf
dem Boden liegen prachtvolle Kränze und Palmenzweige, dazwischen weiße
und lila seidene Bänder mit goldgestickten Buchstaben, Zeichen der Liebe und
Verehrung, die der „einsame Wanderer" doch in gar mancher Brust ge-
weckt, ohne daß er es ahnte. Ach, hätte er's doch gemußt! fein Leben hätte
sich vielleicht anders gestaltet. Nun steht Ihr am Sarge und klagt, wo's
zu fpät ist. Doch nein, äußerlich scheint Jeder ruhig. Nur dort der starke
Herr mit dem gutmüthigen Gesicht kann seinen Schmerz nicht beherrschen.
Wie sehr er sich auch bemüht, seine Thrcinen zu unterdrücken, sie brechen
immer wieder hervor, namentlich wenn ihn ein theilnehmender Bekannter
nach den näheren Umständen von Vollbergs Tode fragt. Es ist der
Dr. Hugo Miller, der den vom unbarmherzigen Gefchick getroffenen Freund
in feinen starken Armen auffing und mit treuer Hand pflegte wie eine
Mutter. Die letzten Tage hatten das Verhältnis wahrhaft rührend ge-
staltet. Der Schlaganfall machte eine normale Ernährung des Gehirns
unmöglich. Der Blutzufluß wurde unregelmäßig, und die denkende Substanz
verkalkte. Denn auch sie bedarf der Nahrung, um fortzubestehen, so
demüthigend dieser Gedanke für den Menschen fein mag, der sich in feinem
kindischen Hochmuth den Herrscher der Natur nennt. Vollbergs geistige
Fähigkeiten schwanden sichtlich. Seine Sprache wurde undeutlich, er lallte
zuletzt wie ein Kind. Wie oft trug ihn Müller vom Lehnstuhl in's Bett
und zurück oder geleitete ihn, wenn das fchöne Wetter in's Freie lockte, die
Treppe hinunter nach der Pronienabe! Vater und Mutter und Freund
wurde er ihm in einer Person. So schloß das Unglück die beiden Männer
eng an einander, die sich früher ziemlich fern standen. Wir pflegen ja die
am innigsten zu liebe», die uns am ineisten verdanken. Darum freute sich
Müller auch über das kleinste Zeichen der Zuneigung, das dem Verstorbene»
zu Theil wurde. Er kannte ihn und wußte, welch' tiefes Gemüth sich unter
dein stolzen, abweisenden Aeußeren Vollbergs verbarg. Nur Wenigen war
es vergönnt, einen Blick in das Innere des als hochmüthig verschrieenen

Künstlers zu thun. Zu diesen gehörte ein College, Karl Bergmann, der
Müller eines Tages folgendes charakteristische Geschichtchen mittheilte. Er
war mit Franz im Orchesterverein gewesen und war im Begriff, sich von
ihm an der Thür des Concerthauses zu verabschieden. Vollberg wollte ihn
nicht gehen lassen. „Komm' mit zu Kiehling, wir haben schon lange keinen
Schoppen mit einander getrunken." Bergmann, der ein sehr glückliches
Familienleben führte, weigerte sich, da seine Frau mit dem Abendbrot auf
ihn wartete, und als ihn sein Freund mit den bei solchen Gelegenheiten
üblichen Kosenamen „Philister und Pantoffelheld" beehrte, rief er ihm zu:
„Du wirst Dich schon zu entschädigen wissen; denk' an Die, die Dich zuletzt
‚Franzel^ genannt." Diese Worte waren auf's Gerathemohl hingeworfen,
ohne Beziehung auf irgend eine Person oder Thatsache; er hatte sie so
leicht hingesagt, nur um sich einen guten Abgang zu sichern, aber sie brachten
eine ungeahnte Wirkung hervor. Vollberg zuckte zusammen, seine entstellten
Züge, seine weit aufgerissenen Äugen gaben dein Gesicht einen fast geister-
haften Ausdruck. Stumm reichte er Bergmann die Hand und wandte sich
zum Gehen. Am nächsten Morgen erhielt Letzterer folgendes Schreiben:
„Noch spät am Abend, lieber Karl, nachdem ich mein, mir in diesen
Tagen doppelt einsam erschienenes Heim aufgesucht, gebe ich Dir die
Erklärung meines Blickes auf die Frage, die Du, so liebenswürdig wie
Du bist, an mich richtetest, wer mich zuletzt ‚Franz^ genannt? Meine
Mutter war es, die ich heut vor drei Jahren zu Grabe geleitet. Wie
Mütter es noch mit großen Jungen zu thun pflegen, hat sie mich zuletzt
bei diesem Namen im Diminutivum gerufen. Daß Du unbewußt an
der Wunde rührtest, sei kein Vorwurf; daß ich Dir mittheilte, wie mich
die Berührung schmerzte, sei Dir ein Beweis, wie lieb Du mir bist.
Denn das Neste verschweigt man der Welt.
Hab' auch Tu noch weiter lieb
Deinen Vollberg."
Und dieser Mann mit dem innig liebenden, aufrichtigen Herzen mußte
einsam wandern durch's Leben, konnte lein Heim haben, bevor er zur ewigen
Ruhe einging. Denn wie sollte er sich in den leeren Räumen zu Haus
fühlen, mochten die Wände auch noch so geschmackvoll ausgestattet sein?
Jetzt ruht er, jetzt ist er heimgegangen, der arme, ruhelose, einsame Wanderer.
Uns aber Zurückbleibenden sei dieser Brief ein Warnungsruf aus dein
Jenseits:
„O licb' so lang', Nu lieben taimst,
O lieb', so lang Du lieben mnnst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt.
Wo Du an Gräbern stehst und klanst!"

Illustrirte Bibliographie.
Herausgegeben von
Verlag des Süd»
D« Vibel mit Vlldern de» Weifte» chriftltche» Kunst.
Di, Rudolf Pfleiderer, Stabtpfarrer am Münster zu Ulm.
deutschen Veilags-Inftituls, Stuttgart.
uf den unermeßlichen Einfluß, den das Buch
der Bücher auf die Entwicklung der bildenden
Kunst geübt, auf die zahllosen Anregungen, die
diese von jenem empfangen, auf die Dienste,
die wiederum die Kunst der Bibel geleistet,
überhaupt auf den engen Zusammenhang
zwischen Kunst und Religion braucht nicht erst
hingewiesen zu werden. Die größten Meister
unserer Kunst stehen mit ihren berühmtesten
Schöpfungen im Stofftrcise und im Banne
der Heiligen Schrift. Seit der Einführung
des Buchdrucks und der Vervollkommnung des
Holzschnitts, seit dem Ende des 15. Jahr»
Hunderts, konnte man sich auch an die ge»
waltige und lockende Aufgabe wagen, voll»
ständige Bildcrbibeln zu schaffen. Als die letzten
in der Reihe dieser Werke, welche allgemein«
Beachtung fanden und verdienten, sind zu
i«nncn die Cotta-Nrockhans'iche Bibel mit den
fchöncn Kompositionen Schnorrs von EarolZ«
feld und die Dorö'sche Prachtbibel. Man mutz
'aber dem Herausgeber der neuesten Bilderbibel Recht geben,
wenn er behauptet, das; kein einzelner Künstler im Stande
sei, den unendlichen Reichthum der Bibel zu erschöpfen. Am
allerwenigsten war der geniale Franzose berufen, eine solche
Aufgabe zu losen. Für diese fehlten dem eigenartigen
Künstler, der überall da Unvergleichliches leistete, wo er
- wie in seiner Illustrirung des Ariost'schen „Rasenden
Roland" — seiner beweglichen, erfindungsreichen Phantasie
die Zügel schieben lassen konnte, Naivctat, jene Einfachheit,
aus der die wahre Größe hervorgeht, «nd die Tiefe echter
religiöser Empfindung, und Dors's Effekthascherei wirkt naturgemäß hier störender als
in seinen anderen Schöpfungen. So ist Dores Prachtbibel ein Werk, das man vielfach
mit Interesse, mit Nutzen und mit ästhetischem Wohlgefallen betrachten wirb, da« aber

«ott ruhet.

§ur Erzeugung einer religiösen Stimmung, einer andachtsvollen Vertiefung nicht geeignet ist, bei dem die Einheit des Geistes zwischen Text und Vild fehlt. Hierauf nun — auf die Vereinigung des kirchlichen Geistes mit künstlerischem Werthe — hat der Heraus» geber der neuen Vilderbibel, Dr, Pfleiderer, bei der Illustrining den Schwerpunkt gelegt.

Tas Beste, was die christliche Kunst zu allen Zeiten geschaffen, in einer vlannMigen, die Absicht des Herausgebers ueiwirllichenden Auswahl zu vereinigen, war das von bestem Erfolge gekrönte Stieben t)r, Vsteiderers. Was seit den Zeiten der Früh- renllissance bis zur Gegenwart in Italien, Deutschland, den Niederlanden die Meister

Tie ÄulsGuug Mcsi«, V«u Pianuichmidt,
Au«' Rudolf Pfleiderer. „Die Bibel mit Nilderu dei Meister chiisnichel Kunst".
süddeutsche« Aeilugi-Iust.iiut, Liuügart,
christlicher Knnst, ein Masaccio, Michel Anaelo, Nafael, Fra Bartolomeo, Slllto Schnn»
aa»er Türer, ssolbein, Ncmbiaudt, Aucas van «enden, Cornelius, Ooerbeck, -Ueit,
Schnorr, Pfannsckmidt u, A. aeschaffcn, ist hier in einer Auswahl vereinigt, die das
unnassende lunsthistorische Wissen und den künstlerischen Tact des Helausnebeis m Heues
Licht stellt, Zluch altere Biloeibibcln, so die Weiacl'sche Bibel von 169o, die Amster.

dllmer aus dem Jahre 1700 und die Oxforder Bibel von 1717, die deutschen Luther»
bibeln des IL. Jahrhunderts sind zur Ergänzung herangezogen worden. Die beigefügten
lehrreichen „kunstgeschichtlichen Ucbersichten" geben einen Ueberblick über den Reichthum
des' hier — oft mit vieler Mühe — zusammengebrachten Materials, unter dem sich
mancher bisher ungehoben gebliebene Schatz befindet.
Das; die neuesten naturalistischen Vertreter leligiöscr Malerei, als deren Häupter
Uhde und Liebermann angesehen werden, unberücksichtigt geblieben sind, wird selbst der»
jenige dem Herausgeber nicht verübeln, der die Abneigung des Letzteren gegen die
moderne Richtung nicht theilt und manche Schöpfung derselben aufrichtig zu bewundern
vermag. Der Herausgeber durfte mit Recht den Standpunkt festhalten, daß nur das
zulässig fei, was der allgemeinen Anerkennung vom künstlerischen und religiösen Em-
pfinden aus sicher, und daß das noch im Streite des Tages Stehende für jetzt fem»
zuhalten sei. —
Auch rein belehrende
Illustrationen fehlen nicht:
Tillchtenvilber (Hohcr-
vricstei), Ansichten von
Gebäuden (Salomonischer
Tempel, mit Durchschnitt
und Grundriß, Tempel
Ezechiels), von Gcräthen
und Oertlichkeiten (Ansicht
aus dem Sinai-Gebirge);
auch einzelne Karten und
Pläne (Karte des Zuges
der Israeliten aus Aegnp»
ten »ach Kanaan, Palästina
zur Künigszeit, Jerusalem)
u.s.w. sind beigegeben. Be-
sondere Schwierigkeit hat
— wie ersichtlich und wie
begreiflich — die Illustri-
rung der Inrischcn und
didaktischen Partien, der
Lehrbücher und Propheten
gemacht; es ist natürlich,
daß hier das Material an
Fülle und NciHthum hinter
dem sonst Gebotenen zurück-
steht; der Einsichtige wird
deshalb doch das hier Er-
reichte in seinem Werthe
zu würdigen wissen. —
Für die Neftroduction
— die stets nach den Origi-
nalen vorgenommen wurde
— ist zumeist der von
Brend amour u, Co. aus-
geführte Holzschnitt — in geringem Grade nur die Photothple und Zinkographie — in
Anwendung gekommen, was vom künstlerischen Gesichtspunkte aus freudig anzuerkennen ist.
Der Text ist in der von der Eisenacher Eonferenz für Deutschland revidirtcn
Lutheiübersetzung gegebm, der hier und da erläuternde Bemerkungen sowie sorgfältig
ausgewählte Parallelstellen, die den Textsinu erklären, beigefügt sind. Der Druck ist in
einer Schrift und Grüße gehalten, die ihn auch für schwache Augen lesbar machen. —
Das Werk, das ursprünglich auf 100 Lieferungen 5 0,50 Mk. berechnet war und
diese Zahl um etwa 15 überschreiten wird, liegt bis auf wenige Hefte abgeschlossen vor.
Der Herausgeber, der nach jahrelanger, an manchen Schwierigkeiten und Hindernissen
reichen Arbeit das Unternehmen zu so rühmlichem Ende geführt hat, sowie die Verlags»
Handlung, die das Wagniß eines so umfassenden, opferhcischenden Unternehmens willig

Aui: Rudolf Pfleideiei, „2ii Nidel mit Vilder» bei Meist«
christlicher Kunst",
Ziiddcutschei Neilag^-Insti tut, Ltuttga«.

Hiob» neuei (»Nickest»»!,,
Äu«: Rudolf Pileideiei, „Die Bibel mit Vildeni der Meister christlicher Ounst",
Sübbeutschei Nerlags-Instllut, Ziutt>i<>il.

auf sich genommen, dürfen auf das Verdienst Anspruch machen, die zur Zeit würdigste, schönste Vilderbibel, kurz gesagt: die illustrirte deutsche Hausbivel geschaffen zu haben. Die Freunde christlicher Kunst und des Weiteren die christliche Kirche sind ihnen für diese Thal zu warmem Dank verpflichtet, der in möglichst weiter Verbreitung des Wertes zum Ausdruck kommen möge. — I —

Grundloser Optimismus.

Täuschungen und Enttäuschungen zu erfahren, das ist Menschenloos, war es und wird es für alle Zeiten bleiben. Niemand macht sich mehr auf Illusionen, auf Trug und Schein gefalzt, als die Philosophen, die Alles und Jedes, ja sogar die ganze Wirklichkeit selbst als Täuschung und Sinnentrua bezeichnen. Mögen sie aber in ihren Meinungen und Urtheilen noch so skeptisch und pessimistisch scheinen, in ihren Gefühlen, in ihrem Selbstgefühl bleiben sie doch unverbesserliche Optimisten, da sie stets hoffen, ihre Gedanken würden als wahre und gute anerkannt werden.

Unter den vielen Täuschungen, auf welche Philosophen sich und Andere gefaßt machen, dürfte wohl ein jüngst erschienenes Buch von Hieronumus Lorm, das sich „Der Grundlose Optimismus" (Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft, Gcschäfls-leitcr M. Vreitensteiu) benennt, eine der angenehmsten bilden. Denn wiewohl sein Titel uns das Unangenehmste, die Grundlosigkeit des Optimismus, zu verheißen scheint.

lehrt das Wert selbst dennoch das Gute, den Glauben cm das Gute. Der Weg, den diese Verrachtuna.cn nehmen, ist ein eigmthümlichei, aber es verlohnt sich für Jeden, dessen Gedanken manchmal einen anderen Pfad einschlagen als seine Gefühle, und das ist wohl bei fast jedem Gebildeten der Fall, diesen Weg der Betrachtungen zu gehen, sich in ihnen zu ergehen.

Der Trieb, das Gute zu wollen, das heißt für sich haben zu wollen, ist uns Menschen eingepflanzt von Uranbegmn, ,.» priori" philosophisch ausgedrückt. Aber mit diesem Triebe, diesem Wollen allein begnügt sich das menschliche Herz nicht, muß es doch nur zu oft die traurige Erfahrung machen (also „a posteriori" wahrnehmen), wie fehl sein Hoffen und Verlangen getäuscht wird. Uno dennoch klammert es sich krampfhaft immer auf's Neue an das Verlangen, daß ihm das, was ihm gut dünkt, irgendwie, irgendwo oder irgendwann denn doch zu Theil werden möchte. Diese Bestätigung und Bekräftigung seines Wollen» sucht der Mensch im Wisscnwollen, das heißt im Meinen und Glauben. Aber auch umgekehrt glauben und meinen jene, die nie das Gute errungen haben, nur zu leicht, baß das Gute nie und nirgends existire. Keiner hat so sehr dieser Meinung, diesem Unglauben Ausdruck gegeben, als der Shakespeare'sche Hamlet:

„Denn wer ertrüge wohl der Zeiten Spott,
Des Mächtigen Druck, des Stolzen Uebermuth,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechte» Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist?" . . .

Doch nicht nur einzelne Personen verallgemeinern in dieser Art ihre subjectiven Gefühle und Erfahrungen zu Welt» und Lebensprincipien. „Die heißen geistigen Kämpfe, an denen unsere Zeit so überreich ist, und selbst die Lebensanschauungen der Gesellschaft, des geselligen wie des gesellschaftlichen Verkehres, weiden heutzutage nicht weniger wie die verschiedenen persönlichen Erfahrungen des Einzelnen auf Urtheile über die Beschaffenheit der Welt gestützt.

Der Glaube an das Gute hat, wie so manch anderer Glaube auch, ob er nun begründet war oder nicht, eine Zahl von Glaubenssätzen, „Postulaten," gezeitigt und solche vorzeitig vorweggenommenen Postulatc, als Dogmen ausgegeben, bilden ja das Wesen einer Glaubenslehre. Trotzdem nun, wie selbst der Volksmund sagt, „Glauben nichts wissen" heißt, gingen manche Denker in ihren Glaubenslehren und Lehrmeinungen so weit, das Gute nicht blos als einzelne Lebenserscheinung, sondern direct als Wesen, Zweck» und Giunbeischcinung der ganzen Welt hinzustellen. Dm directen Gegensatz zu einer solchen der besten Welten und deren prästabiliitei Harmonie, wie sie Lcibniz erklärt, bildet der Pessimist par oxeellenoe, Schopenhauer, der nicht nur wissen will, daß diefe Welt totalit« schlecht sei, sondern daß unser eigener Wille selbst schlecht sei, und daß es sonach das Beste, das heißt, das Kleinste aller Ucbcl wäre, diesen Willen selbst zu verneinen.

Beide Ansichten machen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. „Wissenschaft aber schließt Gewißheit in sich. So lange ein Gegenstand völlig verschiedene oder sogar entgegengesetzte Urtheile zuläßt, ist er noch nicht wissenschaftlich erkannt worden. Nur dort, wo kein anderes Urtheil möglich ist, als ein einmüthiges, feststehendes, welches mit Nothwendigkeit von jedem menschlichen Verstände eingesehen werden muß, ist Gewißheit und damit wissenschaftliche, begründete Erlenntniß," sagt Lorm.

Von diesem ebenso einfachen als schlagend richtigen Erkenntnißgrundsatz geht Lorms Buch aus, um wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Lehren und Urtheilm an den Leib zu rücken, ihre Begründung oder ihre Grundlosigkeit zu prüfen und daraus dann selbst apodiktische, wissenschaftliche Erkenntnisse zu schöpfen. „Nicht das Temperament, nicht das Gefühl, nicht die zufällige und persönliche Erfahrung dürfen eine Lehre begründen, das ist blos Meinen, Glauben, aber nicht Wissen; Meinungen sind aber ein beständiger Kampf ohne endlichen Sieg."

Im Gange solcher Untersuchungen unterscheidet Lorm auf's Genaueste dm Optimismus wie den Pefsimismus als unwissenschaftliches Urtheil vom wissenschaftlichen Pessimismus. Mit diesen unwissenschaftlichen Urtheile» wird Lorm leicht fertig: er zeigt nämlich, daß bei einer Lehre, welche die untrennbare Verbindung vom Dasein und Elend, also geradezu die Ausnahmslosigkeit des mit dem Lcbm verknüpften nothwendigcn allgemeinen Elmds predigt, eine einzige der ohnehin nicht seltenen Ausnahmen die

ganze Lehre aufhebt. „Ein solcher Pessimismus scheitert an dem Mangel einer Er-
lenntniß, eines Wissens von der intellectuellen Nothweudigleit des Elends im Gange des
menschlichen wie des menschheitlichen Daseins. Diese Weltanschauung stellt sich blos
als eine Veränderung der Bezeichnung für Temperamente dar, und so schrumpft sie,
statt eine Weltfragc vorstellen zu tonnen, auf die triviale Frage des täglichen VerlchrZ
zusammen: „Wie geht'»?"
Weit verbreiteter als der unwissenschaftliche Pessimismus ist, wie wenig man es
auch glauben sollte, der unwissenschaftliche, der Meinungs-Optimismus: denn dieser ist
und behauptet sich stets als da« wahre Bedürfniß der menschlichen Natur: „Hoffen ist
gewissermaßen das Athemholen des Gemüthes." Und so giebt Lorm die Berechtigung
eines optimistischen Lebcnsgefühles, nicht aber die Erhebung desselben zu einem Welt»
wissen zu. Während die modische Lehre vom Elend des Daseins überhaupt mit leiner
Moral aufwarten kann, besitzt der Melnungsoptimismus doch eine Pseudomoral, Lor«
selbst unterscheidet zwei Arten von Glück: das des Müßigganges und das der Arbeit.
„Wer das Glück der Arbeit lennt, der drängenden Arbeit, die leinen Aufschub zuläßt,
die uns früh Morgens weckt und Abends müde zu Bette legt, der weih erst, wie
wunderschön das Leben ist. Aber auch hier findet die pure Verwechselung des Ichs
mit einem Weltprincip statt. Und so viele Wahrheit und zugleich Unwahrheit liegt
im Meinungsoptimismus wie in den Sätzen: „Ich habe Ursache, mich zu freuen, und
folglich ist die Welt schön: ick) lomme vollkommen gesättigt vom Tische, und folglich
begreife ich nicht, wie die Leute Hunger haben können." „Der menschlichen Selbstsucht
liegt es nahe, das eigene Schicksal ober Befinden zum Maßstäbe für das Urtheil über
die Beschaffenheit der Welt zu machen. Da erwacht dann die Sehnsucht nach dem
Wissen, und unter tausend Menschen aus den gebildelen Kreisen giebt es immer
wenigstens einen, den seine Naturanlage und zugleich sein persönliches Schicksal dazu
vcranlaßten, die menschliche Existenz mit Ernst in's Auge zu fassen.
Nachdem eine solche aber die religiösen Dogmen im Stiche gelassen haben, und er
auch in den Systemen der Philosophen leine Aufllarung gefunden hat, so entsteht in
ihm mit dem Zweifel an der Wahrheit dieser Meinungen dieselbe Unbefiicdigung wie
mit dem Zweifel an der Wahrheit der biblischen Offenbarungen. Die Wahrheit aber
muß gleichbedeutend sein mit einem Wissen und folglich Gewißheit haben, denn nur
Gewißheit ist Wissenschaft,"
Diesen Weg von der bloßen Erfahrung zur unumstößlichen Erlenntniß hat nach
Lorm der Pessimismus gefunden, und zwar ist es Immanuel Kant, dessen „wunder»
bare Entdeckungen denselben zum ersten Male ersÄ>lossen haben."
Der objective Kern dieses wissenschaftlichen Pessimismus hat mit Glück und Un-
glück Nicht» zu thun. Er ist ein logisches Wcithurtheil, Logit aber ist Wissenschaft.
Von dem logischen Urtheil lann ein Ding wie das Dasein, dessen Grund und Zweck
man nicht einsehen lann und nach Kant niemals einschen wird, leinen oder nur einen
schlechten Werth haben, also nur pessimistisch anzusehen seien.
Die subjcctive Wirtung besteht darin, daß diese logische Wahrheit als Unglück
empfunden wird, weil Tiübseligleit, Feindschaft, Streit und selbst materielle Katastrophen
aus der Unerlennbarlcit hervorgehen. Die subsective Wirkung dieser Zwecklosigleit ist
nach Lorm ein Schauder, wie ihn die plötzliche unerwartete Begegnung mit einer Leiche
hervorruft. „Bei diesem Gedanleu thut sich eines der eleusinischcn Geheimnisse auf,
welches den wahren Stimmschlüssel zum Pessimismus, zur Verzweiflung an der Welt
liefert. Dieses Medusenantlitz der Zwecklosigleit hat Kant mit den unbarmherzigsten
Hllmmerschlägcn seiner transscendentalen Logit und Aesthetil aus diesem Erdenstoffe
herausgemeißelt."
In solch erschütternden Tönen schildert Lorm das ihn selbst so starl beherrschende
pessimistische Gefühl, gleich Faust:
„Und seh', daß wir Nichts wissen tonnen.
Das will mir schier das Herz verbrennen." —
Bis zu dieser bitteren Betrachtung haben den Verfasser seine Untersuchungen ge-
führt. Mit unerbittlichster Schärfe hat er als grausamster Anatom des Geistes alle
menschlichen subjektiven Einzclvorurtheile, sowie die generulisirenden Norurtheile und
Mcinungsflllfchmigen philosophischer Systeme bloßgelegt.
An dieser Stelle jedoch, wo der Pessimismus und mit ihm die Welterlenntniß ihr
Ende und ihre Grenze findet, beginnt bei unserem Autor auch das Reich der Lebens-

freubc, des Optimismus, nicht aber eines solchen, der sich als Aufgabe gesetzt, die Welt zu erklären und zu erkennen, sondern eines Optimismus, der ganz außerhalb des Denkens liegt, im Reiche des Gemüthes. Das Gesetz der Causalität kann der Verstand nie und nimmer durchbrechen, niemals eine einzige Ausnahme desselben constatiren und begreifen; das Gemüth aber fragt nicht nach der Causalität, darum ist die ewige Forderung, der unableugbare und unwiderlegbare Optimismus unserer Natur grund-los inhllllslos, „llufjcrclluslll," aber ebm doch existirend. Daß wir die Endlichkeit als die Grenze des Cilcnnens wissen, daß wir die Endlichkeit nicht selbst schon als die Un-endlichkeit auffassen müssen, wie es der Fall wäre, wenn wir kein Bewußtsein von der Grenze hätten, — dies gewährt den unschätzbaren und einzigen Segen der Menschheit, ihr in Gestalt der reinen Vernunft mit ans den Erdenweg gegeben. Mitten in der Unseligkeit des subiectivcn Keilers, der unser Erkennen von der objectiven Wahrheit abtrennt, empfinden wir als Seligkeit, daß wir uns blos in einem Keiler wissen, baß also, wenn auch blos als Sehnsucht, der Endlichkeit die Unendlichkeit gegenübersteht. Diesem Fühlen gänzlich hingegeben, brauchen wir nur das finnliche Empfinden, die veistandesmähig construirte Erfahrungswelt in ihrem Werthe für uns herabzusetzen, und wir leben im Gefühle der Unendlichkeit, in der unbedingtm Freiheit, die unserem Er-kennen versagt ist, von der wir nur die negative Bezeichnung des Unendlichen zur Ver-fügung haben, die aber positiv unserem Gemüthe innewohnt.

Lorm sagt: ,Im Menschen ist die Natur mit sich selbst zerfallen; in ihrer Thätigleit ausschließlich Verstand oder Causalität, löst sich ein für das Erkennen un-brauchbarer Thcil als Vernunftidee von ihr los. In dieser Idee liegt der Friede, welcher sich von der Causalität der Natur nicht mehr anfechten läßt, sie gänzlich ver« wirft, auf Erden schon die Ewigkeit erfaßt und folglich die irdische Unseligkeit in eine unaussprechliche, weil immer nur empfundene Seligkeit verwandelt. Da diese wort- und begrifsslose Seligkeit von der Causalität freigeworben ist, so hat sie auch leine rationalen Gründe für ihr Bestehen: sie ist ein grundloser Optimismus.

Die Grenze des Erkennens ist auch die Grenze des Pessimismus, und die Empfin-dung dieser Grenze schließt einen grundlosen Optimismus mit ein."

Auf dem Boden eines solchen millensfreien, unbegründeten Optimismus entwickelt Lorm eine praktische Ethik und Acsthetil: Die äußerliche Betätigung einer im Innern ruhenden Unerkennbar!«!.

Nicht als eine systematisch metaphysische Weltanschauung und Erklärung giebt sich Lorms Buch, sondern blos als eine Lebensauffassung; dieselbe aber wirb von jedem Denkenden gethcilt werden; mochte er auch selbst eine völlig entgegegensetztc Lehre und Meinung predigen. Mag auch nicht Jeder den Schmerz', den Lorm über die Unerkcnn-lmrkeit der Dinge empfindet, theilen, selbst dem Glücklichsten, oder besser dem, der sich dafür hält, kommen Stunden, wo er die Zwecklosigleit und Trostlosigkeit des Daseins bitter genug fühlt, und dann. . .

Die Welt wird alt und wird wieder jung.
Doch der Mensch hofft immer Besserung.

So lang er fehlt und wenn er denkt, so muß er sich resignirend sagen:

.Kühne Scglerin, Phantasie
Wirf ein muthloses Anker hie!"

An diese beiden Verse Schillers mahnen uns die Lorm'schen Betrachtungen, und unwillkürlich drängt sich uns ein Vergleich dieser beiden Dichter auf. Denn auch Lorm ist von Haus aus Dichter, und das liest man aus seinem Werke heraus, wie gründlich und kritisch sein« Philosophie auch ist. Beide Dichter sind von Kant in hohem Grade beeinflußt, und gerade die Lorm'sche Kritik Kants ist eine Meisterleistung der historischen und erkenntnitztheoictischcn Untersuchung. . .

Aber nicht in speculativen abstractcn Sätzen stellt Lorm seine Gedanken dar, sondern in klarer, glatter Sprache voll plastischer Kraft, die eindringlich zu Geist und Gemüth spricht! Und nur ein Denker, der zugleich ein Dichter ist, konnte ein solches Buch schreiben, das wohl geeignet ist, jedem denkenden Gebildeten ein wahres Erbauungsbuch zu werden. ü, ?.

^

Bibliographische Notizen.
Grundrisl der Knnstgeschlchte. Ein
Hilfsbuch für Studirende. Im Auftrage
des preußischen Cultusministeriums be«
arbeitet von Dr. Friedrich Fieiherrn
Göler von Ravensburg. Berlin,
Karl Dunckcr.
Tie Frage: welchen Grundriß der
Kunstgeschichte er empfehlen könne? tritt
an dm kunsthistorischen Fachmann oft genug
heran und setzt ihn regelmäßig in eine gewisse
Verlegenheit. Was von dilettiiendcn Schul-
lehrerinnen zusammengeschrieben worden ist,
kann nicht in Vctracht kommen; Lübke,
— der übrigens nicht ganz so schlimm ist
als sein Ruf — bleibt wegen des Mangels
an Ernst und Methode wenig emvfchlens-
wcrth, und auch Springers .Grund»
zügc" entsprechen nicht immer dem Bedürf-
nisse, da sie doch oft allzu,merklich von dem
zufällig vorhandenen Abbildungsmaterial
der „kunsthistorischen Bilderbogen", welche
sie ursprünglich als Textbuch begleiteten,
beeinflußt sind. Die vorhandene Lücke
füllt nun das vorliegmde Buch insofern
aus, als es .Studircnden", d. h. Allen, die
wirtlich Etwas von Kunstgeschichte lernen
wollen, ein brauchbares Hilfsmittel an die
Hand giebt. Es faßt in einem Octavbanbe
von noch nicht 500 Seiten das ganze Ge-
biet der Kunstgeschichte von der ältesten
orientalischen Kunst bis zum Beginn des
neunzehnten Jahrhunderts zusammen und
weiß die historischen Entwicklungsvorgänge,
die wesentlichen Taten und die hervor-
ragendsten Kunstdenkniäler ebenso knapp
wie klar zusammenzustellen und zu schildern.
Auf eine überreichliche, von didaktischen
Gesichtspunkten aus gestaltete Eintheilung
ist mit Recht der Hauptwcrth gelegt, wie
denn auch das Buch aus Vorträgen des
Verfassers an der Berliner Kunstschule her-
vorgegangen ist. — Auf Einzelheiten, die
man zuweilen anders wünschen mochte,
einzugehen, ist hier nicht der Ort. Genug,
das Buch kann als ein zuverlässiger und
inhaltsreicher Leitfaden für den Unterricht
in der Kunstgeschichte Lehrern und Lehre-
rinnen bestens empfohlen weiden.
A. 8.
Wiirttcmbcrgische Künstler in Lebens-
bilder«. Von Ur. August Wintlerlin.
Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt.
Deutsche Verlags-Anstalt.
Württemberg ist als Geburtsland einer
ganzen Reihe hervorragender Dichter und
Denker bekannt; daß es auch auf dem
Gebiete der bildenden Künste sich seiner Söhne

rühmen darf, erfährt Mancher wohl erst
aus diesem Buche. Ter um die Landes-
geschichte bereits vielfach verdiente Stutt-
garter Bibliothekar A. Wintterlin hat
darin mit ebenso viel Fleiß wie Geschick
die Lebensgeschichten von vierzig württem-
bergischen Künstlern zusammengestellt^ wie
sie ihrer Mehrzahl nach von ihm für die
Allgemeine Deutsche Biographie bearbeitet
sind. Gehört auch kaum einer von diesen
Künstlern zu den bahnbrechenden Meistern,
so dürfen sie doch in der Kunstgeschichte
nicht fehlen, und Ramm, wie die b«
Maler Wächter, Schick, Gegenbaur,
Neher, der Bildhauer Danneckei,
Th. Wagner, Rau, der Architekten
Manch und Bin« zählen immerhin zu
den auch außerhalb ihres Heimatlandes
allgemeiner bekannten. Also wird man
dem Verfasser für seine mit Lude und
Frische geschriebenen Lebensbilder, die
von einer großen Anzahl guter Portrait«
begleitet sind, aufrichtig Tank wissen.
N. 8.
2«mmer. Neue Gedichte von Wilhelm
Weigand. München, G. Franz'sche
Hofbuchhandlung, Hermann Luka»
ichik.
Weigand ist bereits durch seine ge-
sammelten Essays als feinsinniger Psycho-
log und Acsthetikei bekannt. Er versuchte
sich auch mit Glück als Nomanschreiber und
Dramatiker. Das vorliegende lyrische Buch
zeigt ihn als vornehmen Künstler. Schon
der Titel.Sommer" deutet die Reife der
hier gebotenen Früchte an. Seine Gedichte
sind keine leidenschaftlichen Ausbrüche
jugendlicher Lenzstürme, sondern athmcn
den warmen wohlthuenden Hauch beschau-
licher Stille. Sie regen unser Herz nicht
auf wie Nachtigallenschlag, sie besänftige::
es wie nach heißem Tage ferner
Wachielruf. Der Dichter schildert diese
Stimmung treffend mit den Worten: .Nun
wich das bange Ueberborben der sinnenden
Entsagungsruh. Tie Brust ist klar und
still geworden, und reinen Blickes schau' ich
zu." Ter Hang zur Träumerei überwiegt
in ihm den Drang nach Erlebnissen. Aber
tritt auch die lebendige Gestaltungskraft
zuweilen hinter der Reflexion zurück, so
läßt doch das Buch fast auf jeder Seite
dm echten Dichter erkennen. Gedichte wie:
Sommergarten, Hochsommernacht, Mittags-

rast, Im Gras, Fäden, Dämmerung, Ge»
ficht, Das unheimliche Lachen, Die Muse
und der Tod, Im Dome der heiligen
Gudulll in Brüssel, Siegeslied, Beichte,
Im Tingeltangel, Im Louvre, Im alten
Pavillon, Die Hand u. a. erheben sich hoch
über die gewöhnliche Alltagslnrit.

Unter dem Titel „Die Aula" er-
scheint im Verlage von N. W. Bob ach in
München ein Wochenblatt „für die ala»
demischt Welt", welches der durch den
wissenschaftlichen Specialismus eingetretenen
Entfremdung zwischen den verschiedenen
wissenschaftlichen Diseiplinen und ihrenVer»
tretern entgegenzuwirken und die Grlenntniß
der Einheit der Wissenschaft zu fördern be-
stimmt ist. Die .Aula" will somit ein
die Natur» und Geisteswissenschaften gleich-
zeitig umfassendes Organ sein, das über
die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung
und über die Strömungen im Kunstleben
durch geeignete Abhandlungen onentirt. Die
eiste Nummer der „Aula" bringt an ihrer
Spitze einen nachgelassenen Aufsatz von
Moriz Carriere: „Die Einheit des Geistes"
und die Abhandlungen: »Das römische und
das deutsche Recht" von I. Köhler, „Budhis-
mus und Christenthum, worin sie sich
gleichen und unterscheiden" von G. Hardy;
„Chemische Betrachtungen" von W. Öfter«
rcald und „die gegenwärtigen Aufgaben der
Alsthetil."

Als sonstige Mitarbeiter werben u. A.
genannt: I. Rehmle-Greifswald, O. Hart-
wig-Berlin, L. Gegenblluci-Wien, E. Wolff-
Kiel, C. Bezold'heidelberg, H. Ricmann-
Wie3bllden.A.Schäfsse.'Stuttgalt,W.Fölstei'
Berlin, R.McinpllUl-Lcipzig, H.Kietzschmal»
Leipzig. —1—

k)inLe>i»neene Mcuei. Leznreebune nl>eb ^ulvrM der Hed»cUou vorbenMen.

vurenwucut den rurüten Lizmllrcic. lüwe
le«t!>,rte. Lerlln, N. NU«,

»«linnilt«, Q, «o«>rl-XnveIIen. «It einem Vor-
vort von 6. X».rnele«. Leriin, N. 8cbild-
derber,

Vs^ilell, X,, Da» 8vztem sei- I'ede,<:e'7»1t oder
<!»« «.»»Ivtwene z>i>U,e!i!«!n<! ?rlueip der !<»tur.
!»l!t 7 Fissuren, Leriiu, ü, Oi'penneim:

Nibliotlisll <!»i <I«»»,luliiU!««i«i« de» In-
und Huziand,^. Xo. 835—817, Nüüe, 0tlo
Hendel.

Will««' »«» I,Itt»>ien. I'witnssllpll, llomenwnl-
n»!,me», ?Ü!.It. li, «inl!l,ss.

Vluni. Dl, N»n«, rUlLt N^MllroK un>! «eine 2eit.
Line Lio8r»i>!iie llir <w« deutsene Voilc.
4. lÄnd. 18U7—1871. Minene», 0, II, Leeli-
»ciie Verw^iiueuimndiunß.

Vocliuus. 8^ I'eder de» LanKerutt dei- V!««en-

8o>!».Nen, Ludai,e»t, NWenner^ei^ciie Luen-
I,8,ndlunz.
2i»l>a»«, Neorss, «enzene» und VerKe, L8!«,v8,
2»eite durciizezedene und er>:iin?,t« ,^nü»sse,
llit einem Unippeninid in I^ieiitdrucK. I°rl»n!c-
lurt ». I»l., I.!tter»ri,>><,'Ii« ,^u«t»il Illltten und
I^neniiu;.
2«»Ii!u»rl», Nr, lleini-w!,, Innere deutisse
LauKuullt. .vntrltt«vor!e»>m^ Limiten »m
9, ren,u»l 1895. I^in?,!«, r, V. LrucKimu»,
Aro«lill».u»' X»uv»i»»ti<>ii»'I«xi^<>ll. Vier-
rennte vnIIzUllidlss »e»de»r!>eitete Hunll^e.
In zeciuieiin Liiuden, Drei^eKnter Lünd.
?«rnss!» — «udor»purf, «it l!4 'l'.leln, darunter
14 Onroinotolein, 22 Xürten und ?!3,ie, uns
1<>7 lexwdKildunMN, ?, ^. Lrnclilmi!« In
Iveiniiss, üerün un<! VIen.
2?ui-r«. U., ?,i„l! I.ou!,< kerdinznd. I?In Heiden-
leben. Ilwwr, viciitunz;. Berlin, X. 8Iessi«-
muud.
Dl« Xi-IUK. ^ociien^eiuln de« «ssentiieben
I^eben^, IIer»u«ss. v. X, 8c!ine!,It. II, 1»!>rss.
Kr. N. <U3rl 1885,) Nerim, II. Ltorm.
Dls l>r«llit!»c:li« Xtlell». >lon»t«5el>rllt lllr 6««
6eut5c!ie U»n8, I1er»u«ss. von ^onnnn» von
Fvcinv. I, ^lliirß. «elt 1 (Mr2 1885). Lerlln,
vr«l»»i» ^»ln« »u» <l««l I««b«!ll »lil«»
^<niiiUlU»t«i>. Xrinnernnßen und ,^nl-
«eieinmnssen von » » ». II. L«nd 1888 i>!z
I8?Z, Vien. >. Hölzer.
Niiuüt, ^., ^ Onetde« Ileii^ion. Nin« 8tuäle.
Illlmbnr!.', O, Xio8»,
^i»««n?irlb«i, U» Heue Nedlelite In »telrl-
»ciier Hundllrt. ^'ien, H, H»rtleben.
IÄt»> 8^ Vurun >I!« I^Iede! Xielne l>e«e!iiel!ten.
vre«««» und I^eipüiss, (,V Il«!««ner.
Drüte illuütrirte H,u«^»b« »»cli dem drissin»!-
wxt IierlUükegenen von ?ruf. Otto 8uter-
meiüter und einein Vorworte von Luude«r»t!i
Or, X. 8el>enl!, reici, Illuütrlrt von H. ^niler,
H, Ij»e!,in»nn, V,', Vidier. I.Ielerunss 1—5.
llünelien, 0»r! Ilunnreeiit» Verlllss.
^»n»»«n, N., Vounss NseZ'» NIttie«. ^r»n8l»te<!
fron, t!>e 8»edi8N nz' Neoree l^erton.
Ix>ndun, ^n>m I^,»dne.
HilHecli, I.eo, r'euei'Lliule. Nie LeZebiedte eine«
8e>!l«ei>l«n zien«cnen. vre«den und I.eipllss,
II, «Wien,
^uii>«'», David, ^roiitot Über die mengen Hone
Koiur. I, "Nieii, ^eber den Verztund. vener».
v. l!. Xnttsse», U»m>nirz ». I^eipli^, 1^. V»38.
^«i»»!«», Vi»,eim, Die X»I2«, Ilom»i,. Dresden
und I.e!nn!ss, (), üei,'«ner.
^ullo, ?,, üetlet Lueli! Noman I» «vei Liindeu.
Lerlw und I^eluliss, lr. I.ue!inl>rdt,
X«U«>7, vr, ronr»d. v»» lieben de« zleere».
ziit boulni^eiien Leitlllssen von ?rol, 0. »2mer
n, I'rol. »an» 8e!,inü. Alt lilu^tr. I^ielz, 11 diz
13. I^eipli«, I. 0. ^'ei^ei's X»<!iloisser,
Xu»cl!lu>»», H^ Nuben». !Iit 98 Hiiniid. von
Lemüiden und Handüelednunzen. Lieieleld

und I.eip?.i^, Veiimßon H X>»«In?.
XUIm», C, N»rte Xiinle. Kom»n. Neriin, Libilossi'.
Lurenu,

I<»v»I«ni, v^ veutsede Novellen, ürllildunMU
»»« zerui«nlseber VerFanssennelt und Ne^en-
vmrt. Leriln, ^. 1,. V. I,Hverreu«.
Ii« Illcilu!« HoH«i7lis. ltevue mensuelle illustree
189». ?»brullr—Hpril. ?«ris, H. Huuntin.
H«^«i« N«i»«b!loli«^. ?»IÜ«tInn, Ulla 8vrlen.
vritte ^«»»8«. Mt 8 Harten und 13 klilnen
uns Grundrissen. I^elpÄL und Wien, Liblio-
ßrkpbisebes In8tltut.
— Xezvpten. Unter- uns Ober Hernien bis 2uui
?.veit«n Xuwralit, 3. Hüllte. Alt 10 X»rten,
19 ?Mn«n und Nrundrissen, 43 Leitbildern.
I^eipÄß und Wien, LibUoLrHpbisenes Institut.
HUUlisi, I,., I^itteiÄtur- und Kl>n8tilr!tl»c!>«
8wdi«n. LeitriiM 2nr He«tI>«t!K Her viebt-
!iiin«t und !l»Ier«i. Wien, W. vr«,umMler.
Hni«t, eneveio«. Worterbncb der en^liseben u.
deutsclien 8i>r»^be. I.!elelnn8 15. Leriln,
I«nssen«e!ieiät^!:be V«r!»!VbueKllllndIunF.
K«um»^i, ?r«l. Dr. >Ie!eblur. ürd^esebiolit«.
2veite ^utl»ße, uenbearbeitet von?rotessor
Kr. Vilitur I'bliz, Ulster Land. Hlissemelne
«eolnzie, »lit 378 XbbiidunLen im "lext,
12 Ihrbendruclt- und 6 ilol^scbuitttllllein, so-
vie 2 karten, von ?. Votlauei, ü. lieM,
0. Peters, X. ?ozen!nMr ü. von Ilsnsonnet,
H. 8vobod» «. H. I^einiiß und Wien, Liblio-
zrnpbisebe« InsUtut.
Hi»««1, I'rllnl, vr»mHt!«<:I>e Werl!«, 2»eite
?o!ße. Inli-llti Uie Illliobiten. ver XönlM-
rionter. vido. Die 2«uberin «m 8tew. 8tutt-
8»,rt, ^, N. Oottll'seb« üneliimndiuiur.
0«oIi«Ui2u«»l, Wilb., NniünrunLen in 8u»!ce-
8pe»re's Lllnnendramen un<! Cbllrzllteristik
«iimintliüb^r liolien. Dritt« umgenrbeitete
^»»«ze. Äinden, I. Q Q Lruns,
a»t<I«nl»c!ll« »«toru». Llltter 2nr rörderun^
der UumHniliit. IV. ^niL. Xo. 5-I>. X,!ni«s-
berz, Lr»nn und We!>er.
?tiln?«t, ^., lH«!i»r!8. Line vicbtnn^. !3r«ter
^.^ ?!>«!!: lH«l:»rIs' Rußend, Xveite durebsses.
Hullllsse. I^eiMle. IV, ^riedrieb,
!><)««biii?«i, N. v., rilr»t Li8in»rcK, Xene liseli-
glWprlicbe u, Interview. 8tnttL»rt, lleutsolie
Ver!«ßs-^nst»lt.
?il>11> X., VolKsKateeKismu« lUr den öligem,
deutsebeu 8ci>»!verein xuin 8e!iut?.e de«
ven!«e!!tl!UM8 im .^uMnde, 2. Xuü, Ilerlin,
?, LtHnKieviei' Uuolidrnelierel.
— ^Ve!t-!<»tinn»I. üine Ueviü!<en8ervee>iunz lUr
de»t5rl!e ziilnner, 3. ^uü. «erlin, ?, 8t»n!iievi<!!i'
LuebdrucKerei.
»»tiZI, ?roi. vr. rrledrleli. VülKerliunde. 2velte,
Aüiilieli neu neardeitete HuünM, 2velt«r
L<u>d. Uit 5,!3 .Vddild. im lext, >Z f'llrben-
drnek-und 13 »olxgelinlttwleln, «ovie 4 Xarten
von Med. Lneltt.-l, vr. r. Ltlold, ?lie»d. Ur»<2,
Ürn8t llevn, II»n8 X»ulm«nn, Vl»>. Ilunert,

Nn8t. Uütlel, I^rot. I>«c!me!I.<>e8cl>e. «iolmrd
rdttner,0^etHn8Hvei!««r,0Iol^inIlleru.H.
I^elolix un>! Wien, LiKUoßrllpl!. In»titut.
I!^lcb«a, Ue», Keielie lüebter. Ilomlln. Lerlin,
l?reunä und 5eeKeI.
»lotoi, !>., I.S8 IllliHUn« de ?»8c3lin. 6—7. r»riz,
üdltiun dn lleroure de I'nlnee.
3«Iiiril<lt, 0^ l»u«t ein >len«cl!enleden. Verzncu
einer !>»rmuni8t!8ebell Hn»!v8« de8 UueUle-
«elien l?l»u8t. Lerlin, Ilozendzum und II»rt.
lücllitxl»!, L, l'Ur8t LiHM^rel! w 8eiuen Hu«-
8prllel!«n 1845—1894. A!t I>ortr. 8tut«8»rt,
V«ut8e!>« Verlaß« Hn8t«lt.
!3<üiv?«lti«i, Neur^, ßtreillllß« dnrcb ÜU88l«id
und über die persiZebe Nren«. LerUn,
ü»ri 8ie3i«mnnd,
3s«:Ic, Otto, Nesedledte de« I.'nt«rL»ll88 der
lmtllien Welt, l)r«t«r L»nd und Hlliuuu; M?u.
Lerlin, ZIemenrotli ^ Warm«.
Zolin», Uilrl«, ver N»m»n einer Iriiumerw.
vregden, ü. kier«on,
3p»nl»i» Mn»tiilt» 'v?«lt»«»elli<!lit» mit
besonderer verllelizlclituuL d, OuIlurM«cnicKt«
unter ziltvirkunz »ndrer be^ilbrter l»r!>>
mliuner neube»rbe!t>!t und bis 2ur Lezen^«u-t
lurtgelllbtt von ?rol. I»r. Otto IlHemm«! und
vr. X. 8turmlioe!el. Dritte, vollw «euxe-
«tllltet« Hüllte, ziit Nlldeiu 4903 lext-
Abbild. neb«t viele» Xun8tdeil«ßen, X^rten,
?Iiinen u. 8, v. Land VIII. Nesemcbte der
X«i>e«ten 2eit. I. ?Ke!I i Von der Iriln^özl-
«eben Ilevolution von 1789 bi« «um Nnbe,>
Punkt der Klwuleoniscben !i»ebt. Von krul.
Vr, 8. Voll. In dritter ^uü»?e be»,rb«it«t v.
vr. Xonr»d 8turmnuefei. Äit 27« 'lext-
^bbildunMu und 28 LellHzen und Irrten.
I,eii>xi>;, 0. Lp»mer.
1?Ii»1«ii, II,, Du» ^It»re« Lüulen. Line VIebtung.
Lerlln, I,, 8iminn,
Ii»il, !»l., H!peu8tr»,u88. r«8t«»be lür er-
vllcluiene illldeben. llresden, ü. ?!er8oi>.
vllluli, lr«»2, !?«rminl> V»ri». Line Hu«v»Ql
deutseber Ltndenten-, VolllH- und »uderer
Heder. In'« iHteinwebe t!dertr2L«n. vre^deu
und I^ipllx, 0, Nel88ner.
Vl>l»t3i, luliuü, ?ür8t LI«!u»re!i, ein freund de«
dentselien Arbeiter«, >u8«ll^e »u« 8«ineu
Reden. Xöln, 1, L. 8ebmit»'8ebe Lucbblludl.
^»U»,««, I,e«d8, ver ?ri»2 von Indien oder dei
lilll von Oon8t<lntinopel. !>'«cb dem ünAlseben
berl>U88 von vr. Ü. albert Witte. 2vel
Liinde. IrelburL i.D., Lriedr. üruLt lebseu-
leid.
°v?«i»«, ?rol. vr. 0^ Unsere Autter«nrn,eue, ibr
Wer>!en und lbr Wesen. I>elo«iß, L. N.
leubner,
'vViiKHieilb»«!!, II IIIltbornIillinFe. 2velte
verm. ^u!!»ze. Ijl!>«e« itlvrezden, ?. Wollt.
V^^ütliri».,», ^„ 8c!il!!el, Dem dentzeben Volke
d«lFe«t«»l. Uit IliustrÄllonen. I.ie5«runz 5—8.
I»p2iz, Vellillzen und XlH«!nz.

VoMs, ^., 8onnenl»,iK«n. Novellen und LKilien
lur die lr»uenvelt. !Iil dem Li!dni«s der
Verfasserin, üiberleld. U. ten Wmlcel. .
2«it«I»illt llii H^i>uoli»!i«l»> 8u,«^e«ti<»i»»
M»I»l>l», 8u^^e«tl«il«1»li« «. v«r»
v»ll<ile p«v^<:I«,I<>?l»«tl« ?nr«:b.u,n8«i».
lakrss. III. I«umlr 1895. Hell 4. Lerliu,
H. Lriezer,
Lchlesilche V»chdiulke«i, Kunst, und veilugl'Anstol! ». ö. öchottl«enl>n, Vr«I»u,
Unberlchllutli N»chdlu<l «u» dem Iichal! !>!es»l Zntlchllft un»»rs«g>. U»l>«I»!,»n,»«ch« «>rb»h«I««».

'^M^^<---^^223^22^2I
1895«. 5li5Ctl6 I'ÜIWNF. 1895er.

^<^^G^
',

«i!^^!!^chi.^^.^yp^' ?2sllo!ier Ver82u«l
llttllßll
5fs»«!li . . zzzo z
»Ml»»» ,40 -
8c!>!o5l!>nm» <I^ »

!^! "^ !1N'
^I^,, >>>>,, ^,, ,^^
»^
^^^c!^,c^.
8sisU!lel 8»!l
pulvessösmig
UNll
!«'V«l2l!i8i!'t.
^ 8p!-u<le!'8eif«.
«zN!.8LäIirn!
8si!-u<lel paztillen.
-«4-
«inä lu delieken 6urcK 6ie

l.nbel 8el,oNlänll8l-, lXal-lsdall '/Zükmsn
Usbe^eeisol,^ llsstüt^ln ilsn ^röLsten 8täclten aller Wslttlieils

/t?<^//<3^// (^//<7/^/<^ ^^eHe^."
1^ II^!^ 20. H>//^Ã¶^ 1890.

^f
. /^^^

^

Juni j8y5.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Franz Stuck.
Radirnng von Wilhelm Rohr in München.

,N«I» »»> Sl»' «scheint am Anfang jeK» Mon«!» in heften mit je ein« KunllbeUag».
Peel» pe» <lZ»«rtal ll Heft«) i Mail. —»
All» V»chl>»n»l»ng«n un» paftonftolten nehmen jedeizei! »estellnngen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Sllrd und .Süd" de»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die""

Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. ^, ^3, ^5.

Beilage zu diesem Hefte

Müncheucr «uns!- u «««l«aö-«»,t»lt, Dr. V, Ulb»«i H ««, in München. lStullAIIiu,»,)

P. ss, W, V»«U« in Veilin, (UnioerlalMagenpuIoer.)

EMPTY

>
7^-)^-^^

Aord und Süd.

Gine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

f>aul Lindau.

I.XXIII. Vand. — Juni ^895. — Heft 2^.

<m>t einem Portio« in Radirung: Hixnz 5 tun?)

VreZIau

Zchlesische Auchdruckerei, llunst» und verlags>Anst»lt

v. 2. 3chottlaender.

!

!n unsere IVuonnentenl

ie bereits erschienenen Vände von
„Üord und öüd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden
von uns nachbezogen werden. f)reis pro Vand (—2 Hefte) bro>
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Vriginal><Linband mit reicher
Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
«Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Einbanddecken
im 5til des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand I^XXIII (April
bis Juni l.895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXII
stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur l Mark 50 f)f. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 f)f. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Ichlesische Vuchdruckerei, Uunst« und verlags>Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Veftellzettel umstehend.)

Nestellzettel'.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von sianl lindau.
«Lxpl. Vaud I,. II,. III.. IV.. V., VI., VII., VIII., IX.. X..
XI., XU.. XIII.. XIV., XV.. XVI., XVII.. XVIII.. XIX., XX..
XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV., XXV., XXVI., XXVII., xxvm.,
XXIX.. XXX.. XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX., XI... XI.I., XI^II. XI.III.,
XI.IV., XI.V.. XI.VI., XI.VII.. XI.VIII, XI.IX.. I.., I.I.. I^II.. I.III.,
I.IV., I.V.. I.VI. I.VII.. I.VIII.. I.IX, I.X.. QXI. I.XII.. I.xm.,
elegant broschirt zum preise von ^ 6.—
pro Vand (— 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von «^ 8.— pro Vand.
«xvl. k^eft I, 2, 3, 4, 5, 6, ?, 8, 9, ,0, »», 52, ,3, 14, 15,
56. »7, »8, »9, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 2s. 27, 28, 29, 20, 2!, 22. 22'
2,, 25, 2S, 27. 28, 29, 4«, 4», 42, HZ, ,4, 45, 4«, 4?, 4», 49, 50. 51'
22, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64.. 65, 66, 67, 68, 69'
70, 7», 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 81, 82, 82, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, ?5, yü, <»?, 98, 99, »00, »0», <l)2. 102,
»04, »02, »06, '07, 108. '09, »»0. '", "2, 112. 114. "2, Üb, "7.
1,8 119. 120, 121. 122, 122, 124, ,25, 126, »27. (28. 129. ,20, 121.
122, 122, »34, 135, 136, ,37, 138, 129, 14°, 14', '42, 142, 144. '42.
145, '4?, »48, »49. »20, »5», »22, 153, »54, 152. '56, ^57, ,58, 159
160, »6», »62, »62, »64, !65. »66, »67, »68, »69. '70, »7», »72, »72'
»74, »75, »76, »77, 178, »79, »»0, »8», »82, »82 '84, '85, »86, '87,
»88. »89, »9«, »9», »92, '92, »94. '?2, »96, »9?, »98, »99, 200, 20».
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 2»U, 2»», 2'2, 21.2, 2»4, 2»2.
2»6, 2»7, 21.8
zum preise von v<i. 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXIII. (April bis I«ni l.895)
Expl. d°. zu Vand I.. II.. III., IV., V., VI, VII., VIII.,
IX.. X.. XI,, XII.. XIII.. XIV., XV., XVI.. XVII.. XVIII., XIX.,
XX.. XXI., XXII., XXIII., XXIV.. XXV. XXVI., XXVII..
XXVIII., XXIX.. XXX.. XXXI.. XXXII., XXXIII., XXXIV..
XXXV., XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX.. XI... XI.I..
Xl.II.. XI.III. XI.IV., XI.V.. XI.VI.. XI.VII., XI.VIII., XI.IX., I...
I.I., I.H., I.III.. I.IV., I.V., I.VI., I.VII., I.VIII., I.IX. I.X., I.XI.,
1^X11., LXIII., I.XIV., I.XV., I.XVI..I.XVII., I.XVIII., I.XIX., I.XX.,
LXXI., I.XXII
zun: preise von ^ l^.50 pro Decke.
Wohnung: n«mc-
Um gefi, rech! deutliche Namen»» und wc>l>nung»»»g»be wir» ersuch!.

Die Befreierin.

Novelle,

von

Vwnca Wllbertag.

— Vleslau. —

on Südosten her wehte eine leichte Vrise und zerstreute das Gewölk, das, im Westen grau und schwer, im Osten weißflockig, opalfarben, noch reichlich am Himmel stand. Es hatte vor Kurzem gewittert, noch hörte man es in der Ferne da und dort leise grollen von verhallendem Donner, und noch war das Meer aufgeregt. Große, wildschäumende Wellen flutheten heran, brachen sich am Strande und sielen sich überschlagend zurück wie zurückgedrängte Feinde. Andere rannen über den Sand dahin, dorthin, wie suchend, und wurden dann plötzlich von größeren Wellen erfaßt und wieder mitgenommen. Silbern und goldig glitzerten die hohen Kämme und der sprühende Gischt, den sie über sich warfen, dunkel die tiefgehöhlten Wellenthäler, aber die breiten, sich aufbäumenden Fluthen leuchteten grün. Moosgrün, bläulich-, braun-, und schwarzgrün, flaschengrün, resedafarben, grün wie junge Saatfelder, silberig-grün wie noch nicht blühender Flachs oder beglänzte Weidenblätter, röthlich wie reife grüne Weinbeeren und ganz braun, goldigbraun, schwarzbraun und dann wieder dunkelblaugrün wie tiefschattiges Tannendickicht -— tausend Grüne — und alle durcheinandergeschmolzen wie Limousiner Emaillen — und alle leuchtend und glitzernd sich überstürzend in braunrothe Finsterniß. Und dazu das unendliche Gebraus! diese jauchzenden Ewigkeitshymnen, Urhnmnen, ein tosend Riesenconcert von Meerflüten, Meergeigen, Bombardons und Pauken, Hoboen und Fagotten und hunderttaufend Posaunen — und drüberhin, sanftschmellend wie nur leise mitklingende Obertöne, der Gesang der Meerfrauen.

Wie sie herankommen, ganz von fem her, die Wunderschönen! Mit angefaßten Händen kommen sie, näher und näher, ihre weißen Arme leuchtend und ihre weißen Leiber, und leuchtend tauchen sie auf und nieder, und es leuchten ihre Haare, lange, goldene, grüngoldene und röthlichgoldene Haare, die auf den Wellen stießen wie strömende Lichtstrahlen. Wenn sie sich aber dem Strande nähern, oder wenn die großen rasenden See-ungeheuer herankommen, die ihre Rachen aufreißen mit Gebrüll und das Meer mit ihren Tatzen schlagen, daß es haushoch spritzt und von ihren Flossen ein Funkenregen von goldenen Wassertropfen sprüht, tauchen die Erschrockenen blitzschnell unter in die Tiefe des endlosen glitzernden Ge-woges und verschwinden mit jauchzendem Gekicher.

Und so immerfort, immerfort und immerfort. —

Das war das Meer

Am Ufer standen zwei Männer uud beobachteten den Tumult mit Blicken, die bald weit, weit hinausschweiften, bald sich in das Nahe, Viel-farbige. Purpurgrüne verloren, mit Blicken, in denen felbst etwas Leuchten-des und Starkes lag, etwas von den Blicken eines Thierbändigers, der die Bestien zu seineu Füßen bezwingt und sich doch an ihrer Kraft und wilden Schönheit berauscht: mit entzückten und doch Alles erfassenden. Alles bändigenden Malerblicken.

Der Eine von ihnen war ein kleiner untersetzter Mann in kurzem Sommerüberrock mit steifem Filzhut, ein Fünfziger, der im ersten Moment wie ein wohlhabender Handwerker oder Dorfschullehrer aussah uud erst im zweiten wie ein bedeutender Mann, er hatte die Arme untergeschlagen, die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und stand übrigens ganz unbeweglich. Der Andere, grüßer, jünger, etwa Milte der Dreißiger, mit langkragigem grauen Mantel und Schlapphut, hielt die Hände in die Hüften gestemmt, und über seine Lippen kam manchmal ein zischender Ton, was zweifellos ein Ausdruck des Wohlgefallens war, den das Spiel der Wellen in ihm erregte; manchmal auch trat er, mit dem rechten Fuße auf und ab klappend, ungeduldig den Sand, wie lebhafte Menschen thun, wenn sie etwas packt. Er war ein stattlicher Mann über Mittelgrüße, von gutem Gesichtsschnitt, mit tiefliegenden, geistreichen Augen, gerader Nase und kurzem braunen Vollbart und trug den Kopf ein bischen hoch. Er war nicht, was man einen schönen Mann nennt, aber er hatte ein ausdrucksvolles, anziehendes Gesicht trotz des etwas hochmüthigen, leise verächtlichen Zuges, das es besaß.

„Ja — das ist was!" brach der Kleinere eudlich das Schweigen.

„Wird man es nächstes Jahr auf der Ausstellung haben?"

„Weiß nicht!"

„O gewiß wird man's haben."

Der Andere stieß ein kurzes Aeh! aus, von dem es unsicher blieb, ob es Unwillen oder Geringschätzung oder was sonst ausdrücken sollte.

„Na, ohne Grund leistet Ihnen doch die Natur das nicht, Verehrtester!
Wird sich Eduard Gröber hierherstellen und all das Brimborium und die
tausend Knalleffecte loslassen, wenn sie nicht von Ihnen gemalt sein will!
Es ist ja auch weiter gar keine Rede: Sie haben einfach die moralische
Verpflichtung zu dem Bilde. Abgemacht. Und schließlich müssen Sie ja
sogar, von innen heraus, mein' ich."
„Sie wissen ganz gut, das das kein Mensch malen kann."
„Ein Mensch — nein. Aber Ednard Gröber — ja."
„Du lieber Gott! Woher denn dazu blos die Farben nehmen? Solche
Farben sitzen ja auf keiner Palette, solche Farben giebt's ja überhaupt gar
nicht! O ich werde mich hüten, daran zu gehen. Das ist schließlich die erste
Kunstregel: fang nicht an, was du nicht durchführen kannst. Aber Sie
denken, ich kann an keinem Tropfen Wasser vorübergehen, ohne gleich los-
zulegen, weil Sie an keiner Herenverbrennung vorbeigehen können, ohne
sie zu verewigen. Ja — Ihr mit Euerm bisse! Menschenzeug habt's halt
freilich leicht — aber das? — äh." Und wüthend drehte er dem Meere
den Rücken.
Konrad Neinhart lachte.
„Doch jetzt mal 'raus mit dem letzten Zipfel Ihrer Kritik, Sie waren
so schön im Zuge mit dem Loben — und grade als an's Schlechtmachen
gehen soll, kommt die Sonne und läßt ihren ganzen Zauberspuk los! Aber
jetzt, das ist so die richtige Stimmung, Einen zu hunzen. Also der Aufbau
war vortrefflich, die Scenerie, glaub' ich, auch vortrefflich, die Henkersknechte
grandios, die Nathsherren überwältigend, dito der fanatische Mönch, das
alte Weib eines zweiten Autodafes werth. Auch die doppelte Beleuchtung
— Abendsonne und Flammen — hatte Gnade vor Ihren Augen gefunden,
ua, und da war's alle."
„Großer Gott, foll ich bei Konrad Neinhart auch noch die Technik
loben? Oder was von Fleifchtönen fabeln, ich, der ich kaum ein leidliches
Zweibein zusammenstreichen kann."
„Na, na, Ihre Fischerfamilie war sogar köstlich."
„Ah, bissel Seehundszeug. War für die Katze. Nun — gehen Sie
— weiter lob' ich nicht, 's ist halt eben einfach ein großartiges Bild. Und
wie das fo Ihre Specialität ist: das Dramatische, die scharfe Concentrirung
und dann wieder die Spiegelung des Vorganges in den Gemüthern des
Chorus mit seinem Interesse an der Mittelpunktfigur —"
„Endlich! Auf die Mittelpunktfigur wart' ich ja doch blos!"
„Ja, und da ist es eben durchschlagend, daß Sie weder das uu-
schuldig gemarterte Kind, noch die Zaubersalbe» fabricirende alte Vettel
gewählt haben, fondern — na, wie Sie das nun eben gemacht haben:
das Vollweib, die Verführerin und Verrätherin, die mitten in Schmerz und
Todesangst — denn die Fußsohlen sind ihr entschieden schon leicht ange-
sengt — noch das buhlerische Lächeln übrig hat, mit dem sie den blassen

jungen Rathsherrn um Mtleid fleht oder vielleicht das Einverständniß an-
deutet, in dem sie einst mit ihm gestanden, oder ihre Absicht, ihn im letzten
Augenblick des Verkehrs mit der Hexe zu zeihen."
„Famos, famos!"
„Also Hab' ich's getroffen! Und dazu der Hohn über dieses alberne
Pack, und dann wieder das Weiche, das Ganzweibliche, das Sinnlich-,
weibliche — ja zum Teufel! und Eins Hab' ich doch auszusetzen."
„Aber darauf wart' ich doch blos! Das Gute wissen wir bekannt-
lich inimer selber. Also — aber so sehen Sie doch — rasch — die
Wolkenschatten auf dein nassen Nlachfelde! wie ein von Riesenpflügen auf-
gerissenes, fonnenüberrieseltes Blachfeld, wahrhaftig! Warum hat das noch
Keiner gemalt? He? so die dunkleren Partien auf dem hellen Meere?
wahrhaftig das ist das Famoseste!"
Nun standen sie wieder eine Weile und studirten die Farben- und
Lichtübergänge auf dem Wasser.
„Und nun — Eines hatten Sie doch auszusetzen."
„Ja, Liebster, können Sie denn zur Schockschwerenot!) nicht von diesem
Gesicht herunter! Es ist ja ein Gesicht, das sich variiren laßt, und Sie
haben gezeigt, wie. Aber man kennt's nu halt einmal und möcht' mal
auch was Andres sehn. So blos zur Abwechselung. Warum denn immer
dieselben rcithselhaften runden Augen — einmal dunkel, einmal hell, wie
so Mittelfarbaugen sind — dieselbe niedrige Stirn, die kurze Nase und
der weiche, volle, schwermüthige, etwas begehrliche Mund und die gelbliche
Blässe? Hm — es giebt doch Frauenzimmer auf der Welt, Iössus, das;
man das Weltmeer damit zuschütten könnte! obgleich ich mir das verbitten
würde, sintemalen in der allgemeinen Überschwemmung dann die Marinen
sehr in« Preise heruntergehe» würden."
Konrad Neichart, der die Brauen leicht zusammengezogen hatte, wie
er thllt, wenn er ein wenig ungeduldig wurde, lächelte jetzt und sagte:
„Frauenzimmer — o ja, weiß Gott, da ist kein Mangel dran — aber
sie stnd auch darnach! Und ein zweites Gesicht, aus dem sich so Alles
machen ließe, wie eben doch aus diesem —"
„Nein, entschuldigen Sie: Alles nicht, denn das ist es eben: Sie
machen draus, wozu sich's eignet, und bannen sich damit selbst an diese
Heren und Nixen, an die gleißenden Verrätherinnen, an das weibliche
Uebersinnlich-Sinnliche. Warten Sie mal. Zuerst — brachten Sie 's in
der Sphinx, und alle Welt war frappirt, hypnotisirt, etstasirt. Die richtigste,
echteste Sphinx, die es jemals gegeben! Nun, es ist nicht nöthig, zu wieder-
holen, daß das Vild Sie berühmt gemacht. Mir hat übrigens die Wüste an
sich ebenso gut gefallen wie die Ncithseldame, so das bleiern-einförmig Gelbe."
„Ja, das war das Leben."
„Ah so, das war symbolisch! Na, das merkte kein Pferd."
„Nein, blos die Kameele." —

„Ja so. — Und dann hatten Sie die Meerfei, mit der Sie mir
so unverfroren in's Wasser titschen, in mein Wasser. Nun — ich Hab
Sie ehrlich bewundert drum, und grade um das Wasser, und das göttliche
Fischweib drin machte sich vorzüglich; so das lockend Wollüstige in den
Augen und die Tücke in den Mundwinkeln. Vorzüglich. Wer hat's?"
„Ein Graf Wittstein."
„Aha! — Dann brachten Sie das brennende Troja. Ich muß ge-
stehen, daß mir das Bild nicht so recht einwollte, die Nacht war mir ein
bissel zu dunkel, das Feuer ein bissel zu gelb und die Olympischen ein
bissel zu uuolympisch."
„Donnerwetter!"
„Das heißt: der trauernde Eros, der die Geschichte verschuldet und
jetzt schwermüthig das Resultat der bedauerlichen Thätigkeit betrachtet, zu
der ihn seine Frau Mutter angestiftet — nein, der Eros hat mir eigentlich
hervorragend imponirt. Und das triumvhirende Lächeln der Mama, mit
dem sie der Nalgerei und Brennerei da unten zu- und ihr Söhnchen
Anchises gerettet sieht, das gute, uralt gewordene Sühnchen — das war an sich
auch nicht übel."
„Aber?"
„Aber — Sphinr und Fischdame zugleich, wie sie da auf den Wolken
hingelagert sich rekelt — war mir die Venus doch zuwenig olympisch, zu
reflectirt, zu gebildet, zu wenig schlechthin daseinsfroh — und das Gesicht
zu unklafsisch."
„Hm. So — so ganz unrecht haben Sie gar nicht einmal."
„Nun nein. Uebrigens: Furore hat es ja auch gemacht. Aber das
Gesicht zu unklassisch. Zu indisch."
„Indisch? ja zum Teufel, da haben Sie eigentlich den Nagel auf
den Kopf getroffen. Es ist wirklich Etwas vom Indus und Ganges drin!"
„Um Gotteswillen, ich glaube, Sie legen morgeu mit 'ner Bajadere
los! ‚Mahadüh, der Herr der Erde, kommt herab zum fechsten Mal' —"
„Nein, nein, nein! da verbrennt sie sich ja zuletzt mit ihm, das
wäre ja die Treue! nein, das mach' ich nicht. Aber irgend was Anderes
— warum nicht? Erstens bin ich auf das Gesicht versessen, das geb'
ich einfach zu, und zweitens ist's und bleibt's ein brauchbarer Typus,
und seine Verwendbarkeit ist gar keine so beschränkte. Denken Sie doch, was
für 'ne Madonna das unter Anderm abgeben würde!"
„Also die erleben wir auch noch!! Kurz — die vertrackte halb-indische
Visage ist Ihnen die Flöte geworden, auf der Sie alle Ihre Melodien
herunterblafen. Nu jaja, es giebt auch Romanschriftsteller, die immer
denfelben Helden haben, Bildhauer, deren Figuren immer zu langbeinig
gerathen, als ob sie grade vor der Kritik davon laufen wollten, Musiker,
die nichts ohne Fagottläufer machen können, nu jaja, aber schließlich —
v»rilttio dsleotat, und wenn Ihr Publicum auch so groß ist, wie die

ganze Welt uiinu» die Blindenanstalten, so wird es Ihrer Inderin
einmal doch den Rücken drehen."
„Wollen ja sehn! — Und nun mein Sündenregister zu Ende! Dann
bracht' ich die Adelheid, hübsch weiß und roth mit Atlaspuffen und Feder-
barett, und gar nicht indisch, eigentlich kaum mehr als ein Anklang an
ihre Vorgängerinnen." —
„Und — ein famoses Bild, das ist wahr. Dieser Liebetraut! ah!
und der Bischof, Franzens nicht zu vergessen, und der Lump von Weis-
ungen — der Anklang? na doch immerhin lorts genug — aber packend,
das muß ihm der Neid lassen! Ein schöner Satan von einem Frauen-
zimmer! — nein, auf das Bild laß ich nichts kommen."
„Ich auch nicht. Ist schon ein hübsches Stück von Konrad Reinhart."
„Und nun kommt die Here! Nun, es ist wahr, Sie haben ihr
wieder etwas Neues gegeben, und das Costüm ist diesmal weder gepufft
noch mit Federn besetzt noch olympisch — ein weißes Hemde und ein paar
Stricke, erbarm sich Gott des armen Franenstücks! — gewiß, gewiß.
Und es ist ja ein großartiges Bild, vollendetstes Leben in jeder Fiber
und hält Einen fest, auch wenn man grade kein Freund von Exemtionen
ist, gewiß — aber — verdrossen hat's mich doch, daß Sie da nicht mal
zu etwas Anderem gegriffen haben nach Gegenstand und Vorlage. —
Warum machen Sie nicht mal was Frisches, Gesundes?"
„Oder vielleicht gar was Holdseliges! oder was Hoheitsvolles! pfui,
mag ich Alles nicht."
„Na so'ne Verbohrtheit! Aber das ist der eigensinnige Iunggesell in
Ihnen. Poussllden, Verhältnisse, unglückliche Leidenschaften — und das
Ende: dieser Pessimismus. Wenn Sie jetzt 'ne liebe, kluge Frau und ein
Töchterchen, — so'n nettes Dingel von acht, zehn könnten Sie schließlich
schon haben — wenn Sie die hätten —"
„Machen Sie mich doch bald zum Großvater!"
„Na, also sechs oder acht. Wenn Sie das hätten oder auch nur eine
rechtschaffene Liebste — es giebt jetzt Weibliches von allerlei Art, Vieles,
was es in meiner Jugend nicht gab. Modernes, das doch dabei nicht
krankhaft ist, frisch und forsch — ehrlich und einfach und tapfer —"
„Mag ich aber nicht! lieb' ich nicht! Ich lieb' das Sensible, dns
Tiiferenzirte, das, was Geist in den Nerven hat, meinetwegen ein
bischen Sentimentalität, aber jedenfalls was ganz Weib ist. Nicht das
Forsche, Selbständige, Emancipirte — ah! nicht daß ich im Princiv da-
gegen wäre, ich sind' es sogar einfach verrückt und graufam, dem ent-
gegen zu treten; mag doch Jeder arbeiten, foweit Talent und Kräfte reichen!
das Verhungern oder auf Abwege Gerathen weiblicher oder fchick-
licher zu finden als Contorarbeit oder Studiuni oder fönst was, das ist
doch nun einfach albern. — Aber es ist nun nicht das, was nur gefällt,
das Tapfere mit den kurzen Haaren und ShlipZ und Manfchetten und

seiner fanatischen Beschränktheit — ich will das Differenzirte und dabei
ganz Weibliche nach der altmodischen Auffassung. Und ich weiß auch, warum.
Denn sehen Sie, Verehrtester, ich habe das so beobachtet: es giebt
College«, in denen Künstler und Mensch ganz gesondert sind, wo der
Mensch so hübsch intact geblieben ist, so uninftcirt, so unangefressen vom
Künstler sozusagen, und ich beneide diese Leute. Denn ich bin anders.
Bei mir ist Nichts gesondert. Alles miteinander verquickt, verstrickt, inein-
andergeschachtelt. Und das ist vielleicht, w^nn einem Menschliches so
hauptsächliches Studium ist und bleibt, Menschliches nach Form und In-
halt. Man hat mich den Psychologen unter den Malern genannt und
vielleicht nicht mit Unrecht. Denn ich habe wohl ein wenig die Fähigkeit,
von der Oberfläche der Erscheinung in die Tiefe der Gemüther zu steigen
und das dort Geschaute wieder an die Oberfläche zu bringen als die in
Licht und Farbe sinnfälligen Aeußerungen eines Inneren, das das Leben
selber ist und das uns in» Einzelnen als Individualität, an einer Masse
oder Gruppe als Stimmung anspricht.
Und das gerade das ist, wovon die Neuesten Nichts wissen wollen,
die Thoren, denen auf der Suche nach neuen Mitteln die Mittel selbst
zum Zweck geworden sind — das aber mich ganz erfüllt und in mir zuckt
und lebt, der Hang: das Geistig-Sinnliche zu erfassen und wiederzugeben.
Darum aber eben bin ich, ähnlich dem Dichter, zu jeder Stunde, jeder
Minute meines Lebens Künstler; weil ich immer auf den Inhalt hin-
arbeite, jede Erscheinung in ihrer Negrifflichkeit für das Auge und zugleich
als Ausdruck eines Lebendigen nehme, immer Beide in Beziehung zu ein-
ander bringend. Und darum sind die Frischen, Frohen, Tupfern, schlecht-
hin Gesunden nicht für mich, und ein Weib ohne Empfindung für das
Aesthetische an den Dingen, für die sinnlich erfaßbaren innerlichen Werthe
— so dicht neben mir, um mich — eine Person vielleicht mit einer scharfen
Stimme, verstandesnüchtern, schnellfertig mit Allein, ohne eine gewisse lässige
Grazie, ohne Geist — das würde mich einfach verrückt machen. — Und
nun gar das Holdselige, was doch nur ein Euphemismus für niedliche
Albernheit ist — pfui Teufel! ich kann fchon die Venus der Medici nicht
ansehen, ohne eine Gänsehaut zu kriegen." Er hatte das Alles schnell und
etwas nervös vorgebracht.
„Hm. Hm. Sie werden da suchen können, bis Sie gefunden haben,
was Ihnen vorschwebt. Denn wenn die Frauen die Anlage haben, die
Sie wünschen, so patschen sie auch gleich in den Dilettantismus hinein,
immer feucht-frühlich, die einen in die Tinte, die andern in die Farbe,
die dritten in die „Tonwellen"! Ist aber mehr los, wirklich über den
Dilettantismus hinaus — so heirathen Sie einen weiblichen Eollegen
— und das — na, wissen Sie, das will halt auch überlegt sein,
scheint mir!"
„Mir auch."

„Und ist es genau das, was Sie sich vorstellen, ganz genau, dann
ist es vielleicht gar eine richtige Meerfee, Venus von Troja oder Here
oder sonst ein verrätherisches Weibstück."
Konrad Neinhart drehte sich herum und sah den Andern mit finster«
Brauen mißtrauisch an.
„Das heißt, ich will sie Ihnen nicht verekeln, wenn Sie sie etwa
schon am Wickel haben," sagte der Seemaler breit gemüthlich.
Und damit trennten sie sich.

II,

Des Abends saßen die Herren in der Weinhandlung von Iakobsen.
Neide in derselben Kunststadt ansässig und seit längerer Zeit mit
einander verkehrend, hatten die College« ihre Reise an die Nordsee doch eigent-
lich nicht verabredet, sondern sich nur kurz vorher zufällig in der Absicht
begegnet, denselben Ort aufzusuchen; Grüber, um Studien dort zu machen.
Neinhart nur zu Erholungszwecken. So war der Seemaler denn auch schon
zwei Wochen früher eingetroffen, hatte dem Andern Quartier bestellt und
ein wenig die Nestaurcmts durchgeprobt, denn Neinhart war verwöhnt und,
wenn er sich schlecht aufgehoben fand, leicht ärgerlich. Die Weinhandlung
von Iakobsen entsprach den Wünschen Beider. Da war Nichts von den,
modernen Wiener-Eaf6-Luxus, der Gröber fo verhaßt war — dunkle,
etwas verräucherte Localitäten von altmodischer Einfachheit, in denen ein paar
biedere, gesetzte Männer und eine Kellnerin von Diakonissenzuschnitt servierten,
und dazu das Essen vorzüglich, der Wein unübertrefflich. Die Maler, die
beide unbeweibt waren — der berühmte Marinemaler war Wittwer —
ließen sich's gern dort behagen. Uebrigens war ihre Freundschaft nur gute
Kameradschaft, ein Zusammengehen in künstlerischen Auffassungen, zu dem
doch das Bewußtsein der Zuverlässigkeit und ein gewisses Behagen an ein-
ander kam, das ihre Kollegialität steigerte, ohne sie zu einer ausgesprochenen
Freundschaft zu machen.
Sie hatten eben in dem kleinen Zimmer, das man ihnen zurückzu-
behalten pflegte, zu Abend gegessen und saßen jetzt bei Rheinwein und
Cigarren, Gröber in einem bequemen Rohrstuhle, da er die Polsterstücke
haßte, Reinhart etwas nachlässig hingestreckt auf dem Sopha. Es war
eine behagliche Stimmung zwischen ihnen, eine von den Stimmungen, in
denen man ein gutes Verhältniß gesteigert empfindet und leicht geknüpfte
Beziehungen sich befestigen fühlt.
Der Seemaler war, wie gesagt, einer der Menschen, die nicht gleich
beim ersten Blick einnehmen und ihre innewohnende Bedeutung erkennen
lassen. Er war fast häßlich, und, wie ihm eine große Nuhe eignete, hatte
seine Miene bisweilen etwas langweilig Unbewegliches, aber wen erst ein-
mal seine Augen unter der eckigen Stirn hervor angeblitzt hatten, und wer

de» breiten Mund mit der bartlosen Oberlippe erst einmal hatte lächeln
sehen, der hatte einen Eindruck davongetragen, der ihn den Mann nicht
leicht wieder vergessen ließ. Ja, wenn gerade einmal eine günstige Be-
leuchtung die Wölbung seines Kopfes, besonders der Stirn, plastisch heraus-
arbeitete und die energische Zeichnung der Wangen und des Kinnes hervor-
treten ließ, da konnte dieses unregelmäßige, alternde Gesicht geradezu
packen. Konrad Neinhart wenigstens, obwohl er das Alles längst schon
sehr genau kannte, hatte in diesem Augenblicke, während Gröber seine Cigarre
eben nachdenklich abstrich und er selbst das Glas zum Munde führte, genau
dieses Gefühl des Gepacktseins und zwar so stark, daß er das Glas in der
Hand behielt und endlich in der Meinung, getrunken zu haben, auf den
Tisch setzte.

„Na, als irgend ein Wurzelmännchen werden Sie mich wohl das
nächste Mal festnageln," bemerkte Grüber lächelnd. „Wundert mich, daß
ich mich nicht längst als ehrsamer Schuster oder Krämer mit der Schürze
in einem der von Ihnen so meisterhaft beherrschten Volkshaufen verewigt
gefunden habe."

„Dann als Schuster fchon eher wie als Krämer," lachte Neinhart.

„O es giebt auch unter den letzteren recht nachdenkliche Leute, deren
Hang zum Spintisiren durch die Lectüre ihrer Dütenpapiere mächtig gefördert
wird! — Ja, Ihr Dichter und Menschenmaler seid ein gefährliches Volk.
Ehe man stch's versieht, wird Euch der Freund zur Figur, die Geliebte zum
Modell, und braucht Ihr gerade einen Teufel, fo malt Ihr einein Herzbruder
Klauen und Hörner an, wenn's nicht anders ist; zieht Einem soviel von
anständiger Kleidage ans und wieder an, als Ihr gerade nöthig findet, und
kein Mensch weiß, ob er sich am nächsten Tage mit einen« Heiligenschein
oder als gekreuzigter Schacher wiederfindet, wenn er den Abend vorher auch
noch so gemüthlich mit Euch gekneipt hat. Gnade dem Gott, der Euch be-
leidigt hat, denn Pinsel und Feder sind ein paar rachsüchtige Instrumente!"

„Huicl 8Uin nii8ei' tun« ciicturus, cum vix ju8tu8 8it 8sc>,iiu8!"
citirte Neinhart feierlich.

„Ja, ja, ja. Das paßt nicht übel. Ich fragte einmal einen be-
rühmten Novellisten, ob eine Person in einer seiner Erzählungen ein
Phantasiestück oder nach dem Leben gezeichnet sei, ich vermuthe das letztere.
Ja, sagte er, es ist ein Jugendfreund von nur, ich habe ihn freilich sehr
herunterziehen müssen, ehe ich ihn brauchen konnte. Und wie machten Sie
das? fragte ich. Na, meint er, seine guten Eigenschaften strich ich ab,
seine Schwächen macht' ich zu Fehlern und seine Fehler zu Lastern. Herr,
sagte ich, und ist er dann immer noch Ihr Jugendfreund und sind Sie noch
der seine? Veides, antwortete er vergnügt. Sehen Sie, Neinhart, damals
packte mich ordentlich eine Wuth. Herr, sagt' ich, Ihre poetische Wahrheit
ist mit Verlaub dann ein niederträchtiges Ding. Ah nein, das wäre das
Höchste, was es gäbe, und von Perftdie wäre da gar nicht die Nede. Na!

Und doch bin ich überzeugt, daß ihn der Jugendfreund wenigstens einmal auf die Zehen getreten hat."
„Glaub' ich gar nicht."
„Hm. Eurioses Volk. — Haben Sie den neuesten Wallberg gesehen?"
„O ja."
„Wie ist's?"
„Mein Gott, er bronzirt nachgerade Alles, was ihm unter die Hände kommt, ganz wie unsere jungen Damen ihre Häkelkörbchen, Blumennäpfe und Grauperahmen. Damals seine Frühlingsbilder haben ihn berühmt gemacht, und es war auch ein eigener Zauber, wie das da überall leuchtete an dem jungen Ahorn-, Pappel- und Eschenlaub, an den Stämmen und Sträuchern, Alles wie transparent in dieser goldigen Gluth. Reizend das! Nun, und bei seinen Herbstbildern, Eichen und Birken bei Sonnenuntergang und die Weizenstoppelfelder dazu, die frischgepflügte röthliche Erde, da gehörte es schon wie von selbst hinzu und machte sich brillant, obschon mir die gelbrothe Schafhecrde — sämmtlich vermuthlich Nachkommen des goldenen Vließers — beinahe über die Hutschnur ging, und die Bergpartie vielleicht eine Andeutung auf den preußischen Loclwr äe dron-s sein sollte, denn er wollte damals gern nach Verlin — na, aber da konnte er sich nun mal dsns thun! Aber warum denn nun auch noch die Novemberabende in gebranntem Ocker ausführen? Iesses, da hört's denn doch auf!"
„O, er hat ihn aus einer Nachlaßauction tonnenweise billig gekauft, und nun muß Luft und Licht, Mensch und Bestie herhalten. Aber wissen Sie, daß Nohde über einer Geburt Ebristi her ist?"
„Geburt Ehristi? so? meinetwegen. Lieb' ich nicht."
„Mit den: ‚Herodes' wissen Sie, da ist er so in das Biblische gesegelt."
„Ja wohl. — Herodes! Hero — des — hm, ja!
„Nun — was ficht Sie an?"
„Herodes. Als Herodias! — oder vielmehr als Salome! Zum Teufel, Ihre Bajadere von heut Nachmittag fpukt mir nämlich immerfort vor Augen, aber als Salome, das wäre auch nicht von schlechten Eltern! Wie sie da um den Hals des Täufers tanzt! So den Kopf ein bischen zurückgelehnt und fo dieses süße, mörderische Lächeln. Ach — das mach' ich, mach' ich. Aber Bajadere — da paßte freilich wieder der Typus besser und die indische Scenerie, in die ich mich schon ganz verliebt hatte. Hin — ah, ich bleib' bei der Bajadere!"
„Und dem Mossioh Mahadöh! Heiliger Brahma, was habe ich da angerichtet! Nein, thun Sie mir den einzigen Gefallen, Reinhart, und lassen Sie die Hände davon."
„Warum?"
„Weil das unser», germanischen Bewußtsein etwas so Gmndzuwideres ist! diese Verlorenen als Tempeldienerinnen, als Priesterinnen sogar. Nein,

ich bitt' Sie! Diese Inder sind überhaupt eine ekelhaft schwülstige Gesell-
schaft, und es mir immer ein Greuel gewesen, wie da Manche mit der
Vetternschaft kokettiren. Das haben ja wohl Schopenhauer und die Schlegels
Mode gemacht. Nein, diese Reisfresser, Kastensocialisten, Urgrundsbuddhisten
und Affenanbeter — in der Seele zuwider ist nur das Volk. Und dann
das Frauenwesen dort! — Greulich, unmenschlich. Ein Eldorado jeden-
falls für den großen Strindberg, der sich gewiß keine Wittwenverbrennung
entgehen ließe, ohne mit seiner Schachtel Schweden zu Hilfe zu kommen.
Sollen nun aber durchaus einmal Weiber verbrannt werden — dann
wenigstens die, die mit dem Teufel gebuhlt haben."
„Herr Gott — mit dem Teufel gebuhlt — das ist doch nun wieder
zu stark!"
Gröber fah verwundert auf den College«, der mit finsterer Miene
seine Cigarre so wüthend in den Aschbecher stieß, daß sie seiner mitleidlosen
Behandlung erlag.
„Nun, ich dachte, um dieser criminum willen seien die Heren ver-
brannt worden," sagte er ruhig. Hm! Konrad Reinhart wünschte also
nicht, daß man der seinen mit diesem Verdacht nahe träte.
Er brach also dieses Thema ab und brachte das Gespräch wieder
auf allgemeine künstlerische Angelegenheiten, von denen man darnach auf
politische, litterarische, sociale und sonst allerlei gerieth, das die wichtigsten
Lebensinteressen berührte und die Geister immer freier sich entfalten ließ.
Dazu behagte ihnen der Wein vortrefflich, Witz und Humor wurden zwang-
loser und die ganze Stimmung endlich jene lebhafter von Bewußtsein zu
Bewußtsein sich spinnende, vertraulich die Gcmüther verknüpfende, in der
die Sprache offener, die Zunge freier wird und selbst in verschwiegenen
Herzen sich der Wnnsch nach Mittheilungen regt; da die eine Seele zur
andern sagt: hier bin ich, so bin ich. Dies that ich darum und ließ
Jenes darum; so geschah es, wie mein Wesen sich aus Anlage und
Schicksal entwickelte und wie mein Schaffen der Ausdruck meines Wesens
wurde.
Gröber, ein wenig Cvniker wie Viele, die einen großen Schmerz mit
sich herumtragen, für gewöhnlich trocken-gemüthlich, aber zurückhaltend, ließ
lange feiner Laune, indem er behaglich von allerlei Iugendfchwänken er-
zählte, die Zügel schießen und ging dann plötzlich zu dem tranrigsten
Ereigniß seines Lebens über: er hatte einen Sohn gehabt, der früh gesunken
war, und, nachdem er mit deni Kummer um sich seine Mutter unter die
Erde gebracht, im Gefängniß geendet hatte, ein Opfer feines Lebenswandels.
Und ohne daß der beklagenswerthe Vater es fugte, verstand Neinhart die
Leidenschaft bewegter Meerscenerie in der „Brandung an den Orkney-Inseln",
dem berühmtesten aller Gröberschen Bilder, auf dem verheerende Wellen
den Leib eines vergeblich gegen sie ankämpfenden Jünglings, dessen bleiches
Gesicht der Abglanz früher Laster entstellte, hinab in die Tiefe zogen.

Eine Zeitlang nach Gräbers Mittheilung saßen die Männer schweigend in starker Erschütterung, dann nahmen sie das Gespräch wieder auf. Aber von Diesem zu Jenem abspringend, schien es nicht wieder recht in Fluß kommen zu wollen, bis Neinhart, nachdem er die Gläser frisch gefüllt hatte, „kennen Sie Waldstein?" ganz unvermittelt hinwarf.
„Nein. — Ich bin in diese Gegend nie gekommen. — Es soll schon gelegen sein?"
„Sehr schön. Das heißt — wie man es nimmt. In einer breiten Thalsenkung — eine stark frequentirte Landstraße führt mitten hindurch — vermittelt es den Verkehr zwischen Schlesien und Böhmen — und ist dadurch von einiger Bedeutung für den Handel nach Österreich geworden. Aber auch viel Landwirthschaft in den flacheren Partieen. Die Umgebung dadurch sehr auffällig wechselnd — Nauhheit und Anmuth der Scenerie, Armuth und Wohlstand, Ländliches und Industrielles, was nun von den Meisten als Vorzug seiner Lage gerechnet wird, denen ich mich doch nicht beigesellen mag. Ich liebe die Gegenden, die in großen Zügen einen ausgesprochenen Eharakter haben. Meer und Düne und Buchenwälder — starre Fels-schroffen und dunkle Tannengründe — weite Ebenen mit Seen und üppigen Fruchtfeldern — meinetwegen eine Wüste — nur Einheit. Dort hatte man, vom Meere abgesehen, so ziemlich Alles bei einander — sogar Strecken von einer platten, unfruchtbaren Eintönigkeit — kleine Hochplateaus wie ein Stück surisches Gebirge, und dann wieder, dicht daran grenzend, das reine Paradies. — Ich kann es mir nicht anders denken, als daß diese geographischen Bedingungen auf den Charakter der Menschen Einfluß haben mußten, daß es sie launenhaft, unberechenbar, unzuverlässig machen muhte. Jedenfalls stimmten sie zu einer Mädchenfigur, der ich dort begegnete. Ihren Vornamen Gisela verdankte meine Jugendliebe wohl früheren Beziehungen ihrer Mutter zum österreichischen Hofe; vielleicht auch einem ehemaligen Rassepferd ihres Vaters, einem „durch fchlechte Erntejahre caput gegangenen" Rittergutsbesitzer. Ob sich diese schlechten Ernten — ich wandte hier seinen eigenen Ausdruck an — auf den Acker oder den Spieltisch bezogen, habe ich nicht sicher feststellen können, im Wirthshause konnte man das letztere mit Nachdruck behaupten hören. Genug, mährend Frau und Kinder nach Waldstein gezogen waren, wo sie sich durch Ver-miethen von Sommerwohnungen erhielten — denn natürlich war es auch Luftcurort — fuhr und ritt Herr von Kiinning im Lande herum, besorgte Güter- und Pferdeuertmife und machte Getreidegeschäfte; wohl auch bischen in Weinbandel und so dergleichen. Ein Zufall ließ mich ihn« zuerst in die Hände gerathen, während ich auf der Suche nach einem passenden Quartier war, gerade als er während eines seiner vorübergehenden Auf-enthalte bei der Familie in Waldstein anwesend war. Ein großer, kraft-voller Mensch mit rothem Gesicht, langen: graublonden Bart, kleinen hellen Augen, die lustiss und ein bischen weinselig funkelten, und von einer ge-

wissen selbstgefälligen Jovialität, die doch etwas Lärmendes, sogar Rohes hatte; der richtige erst verbauerte, dann zum nicht allzu disficilen Geschäftsmann herabgesunkene Landedelmann mit einer Lasur von allerhand noblen Passionen, die er sich noch gestattete, und einigen Resten ehemaliger Gnmnasialbildung überflunkert; schnodderig. Alles besseruerstehend und im Hause von patriarchalischen Allüren, die ihn mehr gefürchtet als beliebt machten. Natürlich mußte er eine schöne, ernsthafte, wehmüthige Frau haben, auf der — sie war ein geborenes Freifräulein — das Bewußtsein ihrer veränderten Verhältnisse mit doppelter Qual lastete, da der Herr Gemahl sich seine Hälfte hinter der Weinflasche seiner Geschäftsfreunde so glimpflich abzuwälzen wußte. Eine große, schlanke Frau mit einem Nassekopfe, schon ergraut, obschon sie kaum vierzig war, mit müden, glanzlosen Augen, schweigsam, gleichgültig — eine Erscheinung zugleich peinlich und ehrwürdig."

„Hm."

„Diese Leute hatten nun eine Menge Kinder, ich glaube sieben Stück, davon sie die mittleren in Kadettenhäusern und bei Verwandten untergebracht hatten, während die beiden jüngsten und die älteste Tochter bei den Eltern waren. Die Aelteste, eben jene Gisela, war im Haushalte stark am Halme. Als ich sie das erste Mal sah, kam sie mir mit Vesen und Scheuertuch entgegen, und etwas Widerspruchvolleres als dieser Anblick ist mir sobald nicht wieder begegnet; obschon sie weder das Wesen einer Fee, noch das einer Heroine, noch das einer Gelehrten hatte. Etwas leiduoll Nathselhaftes. Weit über Mittelgröße — kräftig gebaut — weder üppig noch hager — eher ein wenig schwerfällig als schmiegsam in Haltung und Bewegung. Ja — so war sie. Große, müde, bronzefarbene Augeu in einem blassen Gesicht von leise gelblichem oder blaß-bräunlichem Anhauch, niedrige Stirn mit dichtem blauschwarzen Haar, schöngeschnittene Nase, runde, zärtlich weiche Wangen, das ganze Gesicht eher rund als länglich, mittelgroßer Mund mit vollen, schöngeschwungenen Lippen, die sie beim Lächeln nicht breitzog, mehr leise öffnete, daß die Zähne durchblitzten — ah, ich habe nie mehr ein Weib so lächeln sehen! es lag dann Etwas auf dem Gesicht wie Scheu und Befangenheit und zugleich wie Durst, wie Verlangen — und wie Hohn oder Menschenverachtung — und das doch wie unbewußt — etwas zugleich Berückendes und durch Stolz oder Mißtrauen Abstoßendes ^"

Gröber lächelte. „Na — es kennt's so ziemlich Jedermann."

„Ja so. Als sie mich sah, gewahrte sie vielleicht den starken Eindruck, den sie mir sofort machte, denn sie schlug die Augeu nieder und glitt scheu und geräuschlos an mir vorüber mit eine:» starken Errötben auf den Wangen.

„Meine!" sagte der junkerliche Noßtäuscher und Zimmeruermiether.

Und ich wette, daß er den Miethzins in diesen, Augenblicke nicht übel in

die Höhe zu schneppern beschloß, denn thatsächlich fordMe er bald darnach
einen für Waldsteiner Verhältnisse unverschämten Preis, von dem er gleich
wieder Etwas heruntersetzte, obfchon ich auch den zuerst verlangten bezahlt
haben würde. Nebrigens waren es zwei wunderschöne Zimmer, die er mir
zeigte, und von denen ich das eine denn sofort miethete. Ebenso natürlich
war es, daß ich auf sein Anerbieten, eventuell in der Familie zu speisen,
sogleich einging, obschon es mir immerhin tröstlich war, daß er mir ver-
sicherte, „seine Weiber verstünden sich auf die Küche aus dem ff." Ich
glaubte später zu bemerken, daß dieses Verständnis; hauptsächlich in der
Wahl einer sehr tüchtigen Köchin beruhe. Nun, das konnte mir gleich sein.
Offengestanden war es mir sogar um so lieber. Ich kann es nicht leiden,
wenn die Frauen selber kochen, es mag in vielen Fällen unumgänglich sein,
aber im Grunde genommen ist es Sklavenarbeit."

„Das sagen Sie nur unfern deutschen Kernwirthinnen nicht."

„Im Gegentheil, das sage ich ihnen bei jeder Gelegenheit. Es ist
ein Skandal bei uns in Deutschland, daß die Frauen auch der besseren
Stände noch häufig, statt den Haushalt nur zu leiten, sich in der Rolle
eines eisten Dienstboten gefallen. Damit verfahren sie sich ihr ganzes
Verhältniß. Eine Herrin soll nicht Sklavenarbeit machen!"

„Sklavenarbeit! in unserm gesegneten socialdemokratischen lin de zi^Is!
Na, warten Sie nur, wenn Sie mal werden früh Straße kehren. Mittag
Nebels Apotheose malen, Nachmittags Zähne ziehen und Abends Stiefel
wichsen müssen! — Ein Schmollis unserer alten Freiheit und Ungleichheit!
denn ich wenigstens werde das neue Paradies wohl nicht mehr erleben."

„Dafür werden dann Ihre Marinen in den großen öffentlichen Wasch-
küchen aufgehängt."

„Hsch. — Nun und also Fräulein Gisela. Sehr gebildet, sehr
daseinsunfroh, in einer Hand die ästhetischen Sentiments, in der andern
das Scheuertuch, sehr partieenbedürftig, Maler ankokettirend und gepfropfte
Landwirthe bevorzugend. Doch verzeihen Sie, Liebster, ich wollte Sic
nicht kränken noch Ihnen vorgreifen. Also Fräulein Gisela — war sie
wirklich ein bissel indisch?"

Neinhart antwortete nicht gleich. Er schien ein wenig verstimmt.
Endlich, nachdem er sich das Glas gefüllt und einen Zug gethan, sagte er:
„Das war ihr Malheur, abwechselnd auf den väterlichen Gütern und
außer dem Hause, aber durchaus auf großen» Fuße erzogen worden zu sein.
Jedenfalls in einer Sphäre, wo rafsinirter Lurus zum Anstände gehört,
wo sich Alles aus Vorurtheilen zusammensetzt, aus Oberflächlichkeiten und
Velleitäten mit einem Aufguß von convcntioneller Frömmigkeit. So dieser
Stil. Und über das Ganze dann eine Art Zuckerguß, für das sie das
schöne Wort „Herzensbildung" haben, ein Mischmasch von Unklarheit, Ver-
logenheit, Halbheit und Sentimentalität, darauf sich die Pädagoginnen,
glaub' ich, noch ganze Hnnptstncke zu Gute thun. Nun, und dann in eine

anspruchsvolle Geselligkeit geschleudert. Und zuletzt, urplötzlich — die Misere. — Dabei künstlerisch veranlagt von oben bis unten, unbefriedigt von der Dressur, nach Höherem, Besserem verlangend — ernst und strebsam über all' den Lack und diese Oberflächlichkeiten hinaus — sorglos in Nichts als im Geldausgeben, feinfühlig, nobel in allen Auffassungen, aristokratisch bis in die Fingerspitzen und dann der arme Wurm — plötzlich an den Küchentisch gestellt, zum Geldverdienen herangezogen, knapp gehalten."

„Warum hören Sie auf? Das Mädchen interessirt mich sehr!"

»Ja, — — indem ich Ihnen das Alles sage, fass' ich es doch eigentlich das erste Mal so recht zusammen — werd' ich ihr damit doch — am Ende — gerechter Ah! Unsinn, Unsinn —"

„Warum denn Unsinn?"

Neinhart antwortete nicht. Er strich sich den Bart und sah vor sich nieder. Sonderbar, im Begriffe stehend, sie anzuklagen, fing er an, sie zu erklären, zu entschuldigen — als wenn sie auch nur den Hauch einer Entschuldigung verdient hätte! „Ah nein! sie war schon Nichts als eine feige Verrätherin! Und das entschuldigt Nichts! — Nichts."

Indessen monologisirte Gröber behaglich für sich: „Wie das einen, Schriftsteller helfen mag! Setzt sich hin, und indem er schreibt, geht ihm erst auf, was er eigentlich fchreiben will. Diese Kerls müssen es verdammt leicht haben. — Aber wahrhaftig, man müßte die „Psychologen unter den Malern" manchmal an einen Federhalter binden, ehe sie an die Pinsel herandürften. Wird ihnen die Here zum armen Wurm, ehe sie's denken! Ja!"

Der Andere starrte in das Weinglas, biß sich auf die Lippen und machte grimmige Augenbrauen.

„Na, Freund, — und nun die Liebesgeschichte! Warten lassen ist nicht dasselbe wie Spannen. Und ich Hab' Ihnen doch gesagt, daß mich das Mädchen interessirt."

Neinhart lehnte sich wieder in die Kissen und sah nach der Decke, an deren Nande sich ein Stück der bräunlichen Tapete bauchig loslöste, that ein paar Züge an seiner Cigarre, warf sie wieder weg und redete dann, als wenn er Alles von oben abläse, oder als ob dort die bunten Bilder und Eindrücke vorüberzögen, deren er gedachte.

„Liebesgeschichte? ah — es ist gar keine Liebesgeschichte —höchstens die Geschichte einer Liebe. Sie geht eigentlich auch gar nicht zu erzählen. Es ist Nichts da. Nichts als Stimmungen, Gefüble und Akazienduft. Akazienblüthe — wissen Sie, wie das duftet? Nosen — ach — aufdringlich-sinnlich-süßliches Zeug! Aber Akazien -^ ich weiß nicht, darin liegt so etwas — Geistreiches — Verfeinertes — Etwas wie schweigendes Gefühlsverständniß. Das ist ja verrückt, ich geb' es zu — aber man hat so seine Nerven! Nennen Sie mir einen Dichter, einen einzigen, der das ausdrücken könnte, das kann nur Duft und Musik: das Unfaßbare, Unkündbare, das

zugleich Zarte ilnd unüberwindlich Starke einer Liebe, die Nichts ist, als
Verwandtschaft der Geister, stärkste Sympathie des Denkens und Empfindens
— und — jenes ästhetische Benagen verfeinerter Sinne — Schönheits-
und Geistescultus, lächelnd-schweigendes Nebeneinander, ahnungs-vertrauens-
volles — reichstes Aufblühen aller Lebenskräfte, zögerndes Hinausschieben
— verdeckte Sounengluth — ein Lauschen mit angehaltenem Athem —
Wärme- und Ruhegefühl — Gefühl seligster Vollendung. —
Ja! das Alles war es — und zuletzt ein brutal dummer Schluß. —
Ist das eine Liebesgeschichte?"
„Gewiß ist es eine."
„Und Alles Täuschung, Betrug und Selbstbetrug, verrätherische Feig-
heit! Was in der Dämmerung des Unausgesprochenen ein Märchen voll
von leuchtenden Schätzen gewesen, in der Sonne — ein häßliches, schmutziges
Nichts. — Doch mehr! — eine Wunde, eine grenzenlose Pein: die Seele
hin und her gezerrt zwischen süßein Erinnern und brutalem Wissen, ein
Abgrund von Qual und endlich eine Selbstbefreiung durch Haß und
Kälte. — Ist das eine Liebesgefchichte?"
„Nu, — ich dächte immerhin. Wie soll man's sonst nennen?"
„Zum Teufel! man follte so Etwas nicht erzählen, man rührt da blos
den alten Unsinn wieder auf."
„Aber wenn es Ihnen so schmerzhaft ist, lieber Freund —"
„Ach, nicht doch. Blos momentan. Dummes Gaukelspiel. — Ich
kann Sie versichern, ich bin im Grunde so kühl uud vernünftig wie eine
talentlose Atademiearbeit. — Und es ist blos Eines, was ich auf der
Gotteswelt nicht vertragen kann: blühende Akazien. Und davon ist ja liier
keine Spur!
Dort im Garten hatten sie einen Lanbengang mit fo niederträchtigem
Zeug. Tags über spannte sie die Mutter an die Nähmaschine oder an den
Stubenbesen — obschon sie manchmal auch mit einer Handarbeit im Grünen
zu treffen war — aber Abends saßen wir dann unter'm Virnbanm —
oder wandelten in unserer Liebesallee — eben unter jenen Akazien — und
redeten. — Ich hatte den Eindruck, als ob die Mutter uns begünstigte.
Nur wenn der Vater anwesend war, ließ sie sich gar nicht sehen. Uebrigens
war er meistens nicht anwesend.
Alles an ihr war Neiz. Ihre Stimme war weich und schmeichlerisch,
nicht sehr laut, aber von einer verhaltenen Fülle des Tons, in ihren Be-
wegungen eine lässige Grazie, eine leichte Schwermut!) in ihrem ganzen
Wesen, das sich erst widerstrebend, zögernd kundgab, dann mit der sanften
Anschmiegsamkeit, die die verwandte Natur sucht. — Wenn ich Ihnen sagen
könnte, wie wunderlich das war, das Gleichgestimmte in uns. Und gewiß,
daß sie das Sichrere, Klarere an mir, der ich ein Jahrzehnt älter war,
ebenso reizte wie mich an ihr das schüchtern sich Entfaltende, das mich wie
Neminiscenzen aus der eigenen Ingend anmuthete. Und dazu bei aller

Ähnlichkeit in Geschmack und Geistesrichtung immer die Differenz des Geschlechtes. — Selbst das Ungleiche ihrer Stimmung reizte mich, weil es ihr Wesen als dasselbe doch immer in einer anderen Beleuchtung zeigte, und wohl auch weil in diesem Wechsel von Heiterkeit und Trauer, von Scheu und Zutraulichkeit Etwas liegt, das dein Liebenden schmeichelt, weil er es lediglich als eine durch ihn geschehende Gemüthsbeeinflussung auffaßt. Immer gleich blieb sich die Sicherheit ihres ästhetischen Empfindens, viroßer Gott, ich habe weibliche ssprit» tort8, die sich für Kennerinnen hielten, wahre ästhetische Frachtschiffe von Unsinn über Kunst vom Stapel lassen sehen, habe sie posaunen hören über Kunst — fürchterlich. Bei ihr war Alles schlicht und unbewußt und doch tiefstes, sicherstes Empfinden. — Und Alles das träumte ich mein: diese ganze an wunderbaren Linien und zartesten Farbenwirkungen reiche, halb erotische Schönheit — woher sie das hatte, das ein wenig Undeutsche, das, was Sie das Indische nennen, mit den großen räthselvollen Augen in dem bleichen Gesicht, weiß ich nicht — aber Alles mein: Schönheit und Grazie und Wohllaut der Stimme, die mir doch Alle nur werth waren als der Ausdruck eines Inneren, das ganz Geist nnd Empfinden war und mir nahestehend an Wesensart. Träumte es so sicher, wie man am Abend den nächsten Morgen träumt, im Winter den Frühling und in der Eonception das Gelingen. Und es gefiel mir so, diesen Traum im Herzen zu tragen und das Glück, das er bedeutete, hinaus-zuschieben, bis mir dann doch eines Tages, wie man wandelnd eine Blume vom Strauche pflückt, obschon man nicht gegangen, sie zu holen, ein Wort entschlüpfte, das nicht Frage oder Werbung war — der Ausdruck glücklicher Sicherheit, bewußter Unzertrennlichkeit."

„Na — und da sagte sie Nein?" fragte Gröber nach einer Paufe.

„Nein? — o durchaus nicht. Sie sagte gar Nichts, wurde roth und lief fort. — War ich voreilig gewesen? Beglückte auch sie über Alles dieses Unausgesprochene, das doch ganz Vertrauen und Zusammengehörigkeitsgefühl war? fragte ich mich relunüthig; fentimental wie man war."

„Wan sieht's Ihnen nicht an heute. Wissen Sie, daß Sie Manchen für einen egoistisch-malitiösen Menschen gelten?"

„Ja? angenehm! — Nun, warum überkam mich trotzdem eine Unruhe über ihre Flucht? eine Unruhe, die anfing, meine Wünsche klaren, gesicherten Verhältnissen zuzndrängen? die mich nach der Sonne verlangen ließ, wo ich io gern unter ihren durchsichtigen Schleiern gewandelt war?

Es wurde Abend. Einer der stillen, geräuschlosen, warmen Sommer-übende, die etwas so Friedliches, so Leidenschaftloses haben, und an denen uns doch das Herz schneller klopft, das Blut fiebert, und irgend Etwas, das schlaftrunken mit leisen, weichen Flügelschlägen über uns schwebt, die Seele bewegt, einer der Abende, da die Natur wundervolle, räthselhafte Träume zu träumen scheint, aus denen Etwas in unser Bewußtsein hinüber-zittert, in deren Stille etwas Verheißungsvolles schweigt und doch im

Schweigen stärkstes Leben athmet. Einer der Mttsommerabende, die ihren
flimmernden Himmel bis zur Morgendämmerung breiten, uns umhüllend
in Schatten, durch die doch Sonnenwärme und ein Rest vom Tageslicht
bebt und ein Zusammenklang von tausend Farben tönt; bleiches, silbriges
Weiß über die Kieswege flattert, das Laub der Bäume glüht, Finsternis;
wie eine Lauscherin hinter den Stämmen mit verhaltenem Athem steht,
Leuchtkäfer sich auf unsichtbaren Halmen wiegen und Düfte wie gehauchte
Liebesverheißungen uns umzitterten."
„Hm."
„Da sagt' ich ihr Alles. Alles ganz einfach und vernünftig. Wenn wir
Hochzeit machen wollten, ob sie gern in die große Stadt ziehen würde und so.
Aber sie schwieg. Mit gesenktem Kopfe, schwergehendem Athem und
einem Zucken in den Fingern, die ich umschlossen hielt, sonst ohne sich zu
rühren. Ich bettelte sie, ein Wort zu erwidern, ein einziges, nicht weil
ich zweifele, nur weil es so süß sei, zu hören, was man wisse und dennoch
hören möchte und nie genug hören könne.
Aber sie schwieg.
Und dann plötzlich ein Leidenschaftsausbruch, so stürmisch, so schluchzend-
janchzend, von einer so süßen Wildheit, in Feuer verwandelnd in mir Alles,
was verschwiegen in mir geglommen -^ und ebenso plötzlich wieder thürichte
Flucht. Und Nichts neben mir, um mich als Dunkel und Einsamkeit,
Nachthanch und träumendes Schweigen und die überschmängliche Sehnsucht
irrenden Verlangens.
Die Pest — warum sind wir auch solche Narren!"
„Hm."
„Geschlafen Hab' ich wohl nicht in dieser verwünschten Nacht, in der
es nie Nacht wurde und das Greuel von Akaziengeruch mir zum Fenster
hereinfluthete, in meinem Blut das Liebessieber brodelte und bange Ahnung
und verrücktes Entzücken mich hin und her schleuderten.
Jedenfalls wurde es doch endlich Morgen. Ich machte mich früh
herunter. Alles ist wie sonst, von meiner Liebsten Nichts zu sehn. Mache
mich auf, ein Stück in den Bergen herumzurennen, komme doch nicht gar
zu weit, immer von Unruhe und Sehnsucht zurückgetrieben. Renn' dann
dicht vor der Thür an einen Telegraphenboten, gehe durch den Garten in
den Hof und endlich wieder in mein Zimmer hinauf.
Merke dann Etwas wie einen kleinen Aufruhr im Hause, treppauf,-
treppab, laute Stimmen, die fragen, commandiren, Thüren auf und zu.
Gehe wieder hinunter — Frau von Könning Hochroth zwischen den Mägden,
Nichts von der verwundeten Königin an ihr, die sie für gewöhnlich gab
— frage nach Gisela — die hat natürlich Kopfschmerzen — bekomme mein
Essen auf meinem Zimmer servirt. Frage dann, ob dem gnädigen
Fräulein noch nicht besser sei? O die sei wieder ganz munter, habe eben
ihr weißes Kleid aufgeplättet lind mache jetzt Toilette.

Nun, darüber werd' ich wieder froher. Ohne etwas von Verlobungs-
zauber, Feststimmung, lege mich ein wenig hin und laß mir Wohlsein mit
allerlei Visionen. Träume Küsse und Liebesblicke, Hochzeitsreise und idylli-
sches Künstlerheim, träume sie als mein Weib, meine Muse, die Mutter
ineiner Kinder, meinen Freund und Berather und meiner Seele und Sinne
Quickborn — So auf die Art!
Rattelt da Etwas die Straße herauf, zweispännig, knirscht vor meinem
Fenster im Sande — hält an — na und dann 'ne Viertelstunde oder halbe
später kommt ein Pamuffel von Magd angestürzt: der Herr Kärger aus
Fuchswinkel wolle mich sprechen — Karte: Konrad Kärger, Ritterguts-
besitzer — Herrgott, ich schliefe jetzt und wäre nicht zu sprechen. Aber da
kommt er schon herein. Kein häßlicher Mensch — oh! beinahe hübsch,
blühend, gut gewachsen, blond, gerade Nase, Vollbart, bischen brutalen
Mund, keine Handschuh, große knochige Hände, erhitzt, funkelt mich an:
.Maler Reinhart? na, und kaum daß der Dienstbote heraus ist: er käme
mich zur Rechenschaft zu ziehen, erbärmlicher Farbenklerer, der ich wäre,
wie ich mich unterstehen könnte, wie ich „die Stirn haben könnte", seiner
Braut nachzustellen.
Seiner Braut?
Ja, allerdings Braut! Seit einem Vierteljahre seien sie heinilich
verlobt — ob ich das vielleicht nicht wisse, da sie mir sogar sein Bild ge-
zeigt hätten — da dämmert mir denn Etwas, daß mir Mutter und Tochter
die Visage im Album gewiesen: ,ein Bewerber meiner Tochter^ — nun,
ich muhte nicht, daß Bewerber und Bräutigam dasselbe seien. Und das
war außerdem Alles gewesen. — Und hätten nur gewartet, es publik zu
geben — publik geben, sagte der Esel immer, — bis er sich angekauft,
und wäre hier schließlich auf Reelles überhaupt nicht zu rechnen, aber da
wolle er denn seine Braut wenigstens von Anderen ungeküßt überkommen und
so weiter. Nun aber — kochend vor Wuth, wissen Sie: wer denn eigentlich
seine Braut wäre, von wem er überhaupt rede? Nun, das wisse doch jedes
Kind, denn wenn sie es auch noch nicht publik gegeben, so sei es längst
ein öffentliches Geheimnih; und wo das wäre, daß die Töchter des Hauses
zum Courschneiden mit vermiethet würden? und immer weiter in dem Tone,
und Gisela selbst hätte ihn zu Hilfe gerufen und ihm Alles gestanden. —
Ich versicherte ihm, daß ich von seinen Beziehungen zu der in Rede stehen-
den Dame nicht das Mindeste gewußt, und forderte ihn im Anschluß daran
auf, mein Zimmer zu verlasse«. Er verlange Abbitte oder Genugthuung.
Nun, da war ich denn auch fertig mit meiner Geduld, reiße die Thür auf
und befördere ihn — schwupp! auf den Flur hinaus. Elegant! „Und wollte
es ihm publik geben, daß er ein Esel wäre!"
Uebrigens sah er, als ich ihn später über den Hof gehen sah, gar
nicht so übel aus. Obschon ich ihn heut noch nicht für einen sehr klugen
und tactvollen Gesellen ansprechen möchte."

„Hm. Nun, und das Fräulein? Haha! Mos noch nicht publik
gegeben'/"
„Gisela? Ja — die hatte nun eben ganz einfach erst den Bräutigam
an mich und dann mich an den Bräutigam verrathen. Sich von mir an-
schmachten lassen, wieder geschmachtet, mich zuletzt geküßt und sich wieder
küssen lassen, und als ihr dann doch darüber ein bischen schwül wurde,
den Stoppelhüpfer kommen lassen, — diesen Bauernlümmel — und mir
auf den Hals gehetzt. Ja.
Eine halbe Stunde später verließ ich das liebe Haus. Mußte auch
auf der Treppe dein Zllten noch einmal in die Arme rennen, der vielleicht
auch zur Familienfeier herantelegraphirt worden war, Keines Mißuer-
ständchen, bedaure unendlich, würde man bei einer Flasche Wein regu-
liren, Frauenzimmer uun einmal sammt und sonders blos Kinder in
langen Röcken, Kopf zurechtgesetzt alberner Trine — na wenn nicht, denn
nicht'/ Auch sie sollte ich nochmals zu Gesicht bekommen. Stand da
unter dem Birnbaum — in dem Cremefarbenen, das sie sich für den Scherz
frisch aufgeplättet hatte, ein Büschel Akazienblüthen in der Hand und —
weinte? o ja doch! Lächelte. Ja ja! Lächelte. — Nun, Sie haben meine
Sphinr lächeln sehn! die Hexe auch."
„Ja wohl. Auch die Adelheid und die unolympische Venus."
„So lächelte sie."
„Hm."
„Und das ist — sehen Sie — das ist das Weib!"
„Na!" machte Gröber begütigend.
„Na allerdings. — Sie erwähnten vorhin Strindberg. Ach, ich sage
Ihnen: dieser Mensch hat so Recht! das Weib ist eine schöne, gleißende
Canaille. Begabt, glänzend begabt oft, klug, verschlagen, aber tückisch unt>
perfide, herrschsüchtig, mitleidslos, ohne «zprit äß oorp8, unzuverlässig, ver-
rätherisch und die schlimmste Feindin des Mannes."
„Ach — Blech!"
„Na natürlich, wer wie Sie Jahr ein, Jahr aus Nichts als Wasser
malt und für die Menschheit keine Angen übrig behält — glücklicher Sterb-
licher, der Sie sind —"
„Ach so! — Nun, ich nehm' Ihnen Nichts übel, dazu thuu Sie mir
zu leid. Sie hassen, und ein Mensch, der haßt, ist immer zu bedauern.
Uebrigens, scheint es nur, sind unsere Flaschen leer? Wollen wir noch
eine schneiden?"
„Danke, lieber nicht."
„Dann diesen Nest, den ich hiermit einsam trinke — auf—"
„Nein, nein, nicht auf —"
„Gott bewahre! Auf Ihre Befreierin! denn einmal wird sie ja
doch auch kommen. Und also: daß sie bald kommen möge! Prosit!"

III.

Etwas über zwei Wochen hatten die beiden College« gemeinsam am Nordseestrande zugebracht, als der jüngere abzureisen beschloß. Gröber war seit jenem Abende bei Iakobsen doch nicht mehr recht brauchbar. Tagüber arbeitete er sehr fleißig über seiner Skizze zu einem „Meer nach dem Gewitter", des Abends war er dann häufig zu abgespannt, um ein guter Gesellschafter zu sein. Neinhart aber vermißte ihn dann, wie das Verlangen nach Menschen gerade verbissene Pessimisten und einsame Naturen manchmal mit der Gewalt des Heißhungers überfällt; und nachdem er sich da und dort zu Segelbootfahrten und Ausflügen landeinwärts an Andere angeschlossen, die ihm dann doch nicht recht zusagten und denen er schließlich wieder aus dem Wege zn gehen suchte, beschloß er kurzer Haud nach Scheveningen zu gehen, wo er wenigstens rechnen konnte, interessante Typen zu finden. Er wartete eigentlich nur noch auf die Wäscherin, um seinen Koffer zuzuschließen und abzudampfen.

Schließlich that ihm der Entschluß wieder halb leid. Er war ein bischen der Narr, der sich in ein Landschaftsbild festzubeißen vermag, der Genossenes gern wieder genießt, der sich in eine Situation langsam mit allen Nerven einlebt und sich dann daran festklammert. Und so hatte denn das Stück Meeresufer mit feinen Dünen und Klippen, feinem Leuchtthurm und feiner großen Mole, das er schon Morgens zeitig abrannte, an dem er badete, an dem er im Strandkorbe träumte oder zeichnete, und das entlang er noch um Sonnenuntergang seine Promenade machte, sich die Brust voll Seeluft und die Sinne voll Glanz und Farbenwunder fangend, einen stärkeren Reiz für ihn gewonnen, als ihm selbst bewußt geworden, bis er daran war, es zu verlassen.

Aber nun mochte es schon so sein!

Es war am Vorabende vor seiner geplanten Abreise.

Den ganzen Tag lang hatte die Sonne nicht klar geschienen. Alles war Grau in Grau, Alles farblos, neblig Himmel und Meer, auf den Dünen, auf den Buchenwaldungen, die jenfeits ihrer sich hinzogen, auf Klippen und Gestein lag fahle Trübe, die Dampfboote und Kutter, die vor Anker lagen, hatten Etwas von träge eingeschlafenen weitbauchigen, großen Seethieren, in ihren Takelagen schliefen die Winde mit bleiernen Flügeln, der Wellenschlag war schwach.

Und doch war es eigentlich ein schöner Tag gewesen.

Wen, sich die Sinne erfüllt haben mit diesen endlosen Lichtrefleren, diefer starken Bläue, diesen schwankenden, glitzernden, zuckenden Lichtern, mit dem frischen, starken Winde, der fernerher brausend wie die Wellen immer Etwas wie Kunde aus fremder, geheimnißvoller Weite bringt, mit diefem prickelnden Salzgeruch, diesem Klatschen und Schwappen und Stürzen der Wogen — wie wohl thut dem dann die Müdigkeit auch in der Natur,

die Windstille, das sanftere Geplätscher, die Monotonie der Farben und
die fülle Dämmerung der wogenden Nebel; nicht dicker, lastender Nebel,
die sich wie undurchsichtige Mauern heranschieben, als ob sie Alles er-
drücken wollten — zart durchschimmerndes, sanft herniedersickerndes Ge-
düfte, das das Gestade mit gedämpftem Reiz einhüllt. Und wie smohl
thut ihm die stille, sehnsüchtige Schmermuth, die dann das Gemüth befällt,
die Schärfe der ästhetisch-sinnlichen Gedankenarbeit, das rastlos Grübelnde
des Geistes und die nagenden Sorgen der Seele hindernd mit leichtem
Stumpfsinn, all das Scharfe, Bohrende, Nervöse des Künstlergemüthes ein-
schläfernd mit lässiger Weichheit.

Vis aus der Weichheit neuer Schmerz geboren wird. Der Schmerz
um unwiederbringlich Verlorenes.

Da liegt sie, die Welt, über die er fo souverän gebietet, von der er
den Tribut fordert, mit dein er den eigenen Reichthum erhöht! die
Welt, die ihm zun, Material geworden, das er, das spröde, sich unterwirft
und ummodelt nach eigenen» Sinn! Da wandeln diese Menschen, ihm so
fern, so fern an Wesen ?und Gedanken, voreinander ängstlich ihre kleinen
Geheimnisse hütend, die er alle von ihren Lippen liest! Diese Menschen,
auf die er mit so unsäglichem mitleidigen Hochmuth herabzusehen sich ge-
wöhnt hat, über deren Köpfe hinweg er hinanschreitet zu dem Ziele, das
ihm ruft. Und da plötzlich überkommt es ihn: der süße Zauber des
Menschenthums, das er abgestreift, die Bangigkeit, das plötzliche heiße,
scharfe Verlangen nach verwandter Art, mit der ihn doch die Hälfte
seines Wesens noch verknüpft, nach Menschlichem, das nicht mehr blos
Object, nicht mehr blos Geschautes und Begriffenes wäre, ein Besitz des
Herzens, Fülle geistiger Nähe, Reichthum der Wechselwirkung. Und dann
sind sie so fern, fo fremd, da liegt zwischen ihm und ihnen die ungeheuere
Kälte des ^Bewußtseins der geistigen Verschiedenheit, und er möchte sich
klein machen, klein wie sie, und seine Füße zu Kindersüßen, die den Weg
zu ihnen zurückfänden, möchte, die er entkleidet mit den scharfen, unbarm-
herzigen Künstleraugen, wieder umhüllen mit all den Schleiern der Illusion,
die 'sie liebenswerth gemacht, die ihnen so wohl standen — und kann es
nicht. Und da liegt sie da, die Künstlerherrlichkeit: da in der Ohnmacht
der Desillusion! Kahl und nüchtern steht er da und streckt die Hände aus
nach Denen, die er studirt, zergliedert, verrathen und verspottet hat, und
bettelt um ein bischen Liebe. Aber sie verstehen es nicht, und wenn sie
es verstünden, was hätten sie dem hochmüthigen Verräther anders zu geben
als ihre Abneigung?

Konrad Reinhart hatte schon zweimal den Weg von der Mole bis zur
Dampferhaltestelle 'und von da bis zu der kleinen Matrosenschenke, die
eigentlich blos ein offener Schuppen mit ein paar rohgezimmerten Tischen
und Bänken war, zurückgelegt. Als er sich anschickte, ihn zum dritten Mal,
zu machen, befand er sich in dieser unzufriedenen, nervösen Stimmung, die

ihn manchmal befiel, und aus der es eigentlich keine Rettung für den, der
sie kennt, giebt, als daß er endlich unter sein Selbstgefühl einige neue
Scheite legt, um sich den nöthigen Wärmegrad, den man zum Leben
braucht, mitzutheilen. Er trug dabei den Kopf gesenkt, und erst als er sich
anschickte, sich aus seinem Trübsinn wieder herauszureißen, richtete er ihn
auf und ließ die Blicke über Meer und Düne schweifen.
Als sie dabei über jene Holzbude glitten, sah er eine hohe weiße
Gestalt an eine der rohgezimmerten Wände gelehnt stehen, eine weibliche
Gestalt mit dunklem Haar, deren Gesicht er aber nicht erkennen konnte,
weil sie es über Etwas beugte, das sie in Händen hielt und das vielleicht
ihr Hut war, an dem sie herumzuspielen schien. Sie stand da, als warte
sie auf Jemanden, oder als höre sie Jemandem zu, der ihr gegenüberstünde.
Und obgleich sie nur als ein undeutliches Bild vor seinen Blicken
schimmerte, sah er, daß sie da im Angesicht des Meeres, mitten in dem
unendlichen Grau der Wasser, des Himmels, der Nebel, die Alles um-
Meierten, des vom Wetter grau gewordenen Holzschuppens, farblos in
einer farblosen Welt und doch aus Allem hervorleuchtend durch das Weiß
ihrer Gewänder und das Schwarz ihres Haares einen wunderbaren
Zauber ausübte. Und er dachte, daß ihre Haare vom Nebel feucht und
der Saum ihres Kleides feucht und daß sie über das Wasser hergeschritten
sein, große graublaue Augen haben und ein >Wasserweib oder die Ma-
donna, die sie »tslla nini-i8 nennen, sein müsse.
Damit näherte er sich.
Welche Poesie in diesem farblos trüben Bilde, in dem sich alles Leben
auf die eine Figur sammelte, ein sanftes, träumerisch schweigsames Leben,
in dem die einzige Bewegung das leise Streicheln ihrer rechten Hand war,
die die weiße Feder liebkoste, und das sanfte Wehen der spärlichen Halme
des grauen Strandhafers, der zu ihren Füßen zitterte. Wieviel Poesie,
wieviel Stimmung in alledem!
Mit einem Male blieb er stehen.
Hatte er denn Visionen?
Er hatte sich vorgestellt, daß man das malen könne als „Meeresstille"
oder als „Sehnsucht" oder „Erwartung", und er hatte dieser Figur Züge
gegeben, jene Züge, von denen Grüber behauptete, daß man sie schon zu
gut kenne, und hatte ihnen ein friedlich-kühles Meereslächeln gegeben und
große graue Augen, in denen eine stille Schwermuth lag, und in die Hände
hatte er ihr — an Stelle des Hutes — ein Büschel weiße Akazienblüthe
gelegt und hatte sich noch eben darüber gewundert, wie frappant Gestalt
und Wuchs der Wartenden vor ihm sich dem Bilde fügten, zu dem jene
Züge gehörten — als sie den Kopf aufhob und ihn ansah — mit eben
denselben Zügen.
Er war noch gute zwanzig Schritt von ihr entfernt, als er stehen
blieb und sie sich in die Augen sahen. Und es war gar lein Zweifel, daß

sie es Ivar. Reifer, schöner, selbstbewußter, als er sie in der Erinnerung
trug, blühender, mit flammenden Augen, die Brauen leicht gerunzelt, auf
dm Lippen Etwas wie Zorn oder wie Schrecken oder Beides, und dann
ein schmerzliches Zucken darüber hin wie in einem kurzen heftigen Kampfe,
und dann ein ganz leises conventionelles Lächeln, mit dem sie die Neigung
ihres Kopfes in Erwiderung feines Grußes begleitete, während sie den Hut
auf den Tisch legte und ihre linke Hand auf dessen Rand stützte.
Ja, gewiß, sie war es und — war es doch wieder nicht. —
„Ich habe die Ehre, meine gnädige Frau," sagte er vor ihr stehen
bleibend und seinen Hut zum zweiten Male lüftend.
„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie hier zu erwarten."
„Ah — fehr gütig."
„Gütig? Daß ich nicht wüßte. Lassen wir doch das. Diese Redensarten."
Er verbeugte sich nochmals. „Ich meine, wir stehen nicht so zu einander."
„Wir stehen —?"
„Sie wollen sagen: wir stehen überhaupt nicht zu einander? Mit Ver-
laub, mein Herr, wir stehen sogar in einein ganz genauen Verhältnis',"
sagte sie scharf. „Sie werden ja doch nicht den Mangel an Muth haben,
das zu bestreiten. Es ist hier kein Salon, wo man sich Unstichhaltiges in
schöner Form servirt. Wir stehen in einem ganz genauen Verhältniß, das
noch dazu aller Welt offenkundig vorliegt: in dem Verhältniß von Künstler
zu Modell."
Sie hielt inne, ihre Stimme wurde trocken und hart und versagte ihr
zuletzt. Sie war augenscheinlich sehr erregt. Aber dieser Umstand gab Konrad
Neinhart keinen Voitheil, denn er selbst war es nicht minder. Seine
dunkeln Augen loderten sie düster aus einem bleichen, finster» Gesicht an
und sprachen Alles aus, was ihn bewegte: das Entzücken des Künstlers,
den Grimm des beleidigten, verrathenen Mannes, das Unsichere, die Ver-
wunderung, die Neugier, was sie geworden, da sie eine so augenscheinlich
Andere geworden.
„Sie beklagen sich, daß ich Ihre Züge einigen Gestalten gegeben
habe," sagte er trotzdem ruhig genug. „Verzeihung, aber Ihre Züge sind
sehr brauchbar, und wir Künstler kennen nur die Rücksicht auf das Brauchbare.
Wir sind Sklaven und Märtyrer unseres Berufes" — das sagte er mit
einer kühlen Ironie, die diese Behauptung aufzuheben schieil -^ „dafür aber
steht uns das Necht zu —"
„Andere mitleiden zu lassen und zn Ihren Sklaven zu machen?"
unterbrach sie ihn, dessen Worte vielleicht noch kälter und ablehnender ge-
klungen hatten, als er gewollt. „Ah, welcher herrliche Beruf! Und sein
Märtyrer rühmen Sie sich? Ein Jeder hat den seinen uud muß die Sorgen
und Mühen, die er bringt, mit den: Glücke und der Befriedigung, die ilnn
daraus erblühen, in Kauf nehmen. Ich weiß: der Künstler hält sich gern

für besonders reizbar und empfindlich — doch auch ein gemeiner Sterblicher mag es sein und ohne daß ihm vergönnt ist, Lorbeeren zu flechten in die Tornen, die er vielleicht trägt. Zum Beispiel wer den Beruf überkommen, in allen öffentlichen Museen Pranger zu stehen, heut im Bischofsaal als die Geliebte eines Troßbuben, morgen am Schandpfahl eines Scheiterhaufens — heut im frechen Putz einer Courtisane, morgen — ach, daß Sie mich fchamroth machen!"

Sie schwieg, von Zorn übermannt.

Aber er sagte Nichts. Er verschlang sie mit Künstlerblicken, und vielleicht auch weidete er sich ein wenig an ihrem Schmerz.

„Ja, bin ich denn eine Ehrlose, eine Verworfene? wer giebt Ihnen das Recht, mir mich selbst zu entreißen, mein Lebensglück, ineine Ruhe zu kränken, mich vor allen Menschen mit einem Kainsmal auszustatten, als Eiue, die nicht mehr sich selbst gehört, sondern der Welt? Haben Sie sich denn nie gesagt, wie Sie mir den Platz untergraben, auf dem ich stehe, wie Sie meinen Antheil auf menschliche Genossenschaft, auf die kargen Schätze des Lebens, auf das bescheidene Behagen des Tages schmälern? Sie sind kein Stümper, dessen Bilder auf ein paar Provinzialausstellungen traurig übersehen in den Winkeln herumgähnen, was Sie malen, malen Sie für die Welt, wen Sie beschimpfen, beschimpfen Sie vor der Welt, wen Sie preisgeben, geben Sie einer Welt preis. Ich frage Sie: welches Ihr Groll gegen ein armes, unfreies, von tausend Widersprüchen umdrängtes junges Mädchen sein mochte — womit können Sie die ungeheuere Beleidigung rechtfertigen, die Sie nur angethan haben?"

Konrad Reinhart schwieg noch immer und starrte sie an. Er hatte seine Augen an ihr gesättigt, wenigstens den ersten Heißhunger, und hatte das leife Gefühl von Genugthuung, das ihm ihr Schmerz gegeben, gekostet; er sing an, über ihre Worte nachzudenken, über die Anklagen, die sie ihm entgegenschleuderte. Warum hatte er nie danach gefragt, wie sie feine Vilder, wenn sie sie sehen sollte, ausnehmen würde? Und er hatte in der That nie danach gefragt. Nie. Er erschrak jetzt fast über den ungeheueren Egoismus, der darin lag, aber doch nur momentan; er war zu fehr daran gewöhnt, den Egoismus einer idealen Aufgabe berechtigt zu finden. Dann fprach er das rnhig aus. Es sei nicht Künstlers Art, über dergleichen nachzudenken. Er wiederhole es, ihr Gesicht hätte ihm gefallen, er hätte es brauchbar gefunden und hätte es verwendet. Er bedauere, wenn er sie damit gekränkt habe, obschon er nicht ganz begreife, wie sie sich in diesem Grade darüber aufregen könne, sich auf seinen Gemälden wiederzufinden; gerade ihre eigene reiche künstlerische Veranlagung hätte ihr das Verständniß seines Verhaltens doch offenbaren müssen. Und während er das sagte, hielt er die Blicke auf das Meer gerichtet und wunderte sich über seine völlige wiedergewonnene Ruhe. Aber sie war ihm fremd in dieser herausfordernden Heftigkeit.

„Ein grauser Beruf, der jede menschliche Theilnahme, alle Tiefe, alle Zartheit des Empfindens aussaugt in einer Schöpfergabe, die sich zum Göttlichen aufzurecken wagt, um über Menschliches erhaben zu sein," erwiderte sie. Aber sie sagte es nicht heftig, mehr mit einem stillen Schauder oder feierlichen Grauen. Dann mit jenem leisen, weichen Ton der Stimme, der ihn ehemals entzückt hatte, und der ihn zwang, sich umzudrehen und sie anzusehen, die wieder mit der leichten Neigung des Kopfes vor ihm stand, die er fo wohl kannte und mit der er sie vorhin wiedergefunden, setzte sie hinzu:

„Sonst waren Sie nicht so."

Er fühlte Etwas wie einen heißen Schmerz in sich aufsteigen, aber er suchte ihn zu unterdrücken, und es klang kalt und rauh, als er ihr entgegnete: „Sonst? vor sechs Jahren meinen Sie? Ach gewiß, damals war ich noch Mensch neben dem Künstler. — Wie? und Sie sind es," fuhr er hastiger fort, — denn jetzt, jetzt mar sie ganz die Alte, wie sie die Augen jetzt aufhob, langsam und träumerisch, und ihn anlächelte mit dem schmermüthig-verführerisch-räthselvollen Lächeln — „Sie sind es, die kommt, mich anzuklagen, mich zur Rechenschaft zu ziehen, Sie? Was, frage ich Sie dagegen, fchiert Sie in Ihrer Kinderstube oder in Ihren Kaffeekränzchen, was ich male oder nicht male? Was schiert Sie der Maler selbst? Sie, die Sie mit diesen Ihren eigenen Händen den Menschen in mir erwürgt haben! Oder wisseu Sie nicht, daß Sie mich getroffen haben, wie ein Weib einen Mann nur treffen kann? mit feigster Verräthertücke, denselben Mann, der Sie liebte mit jeder Fiber seines Künstler- und seines Menschenthums? Wissen Sie nicht, daß Sie Ihr eigenes Frauenthum damit in den Schmutz gezogen, Ihre eigene und die Ehre Ihres ganzen Geschlechtes? Und begreifen Sie nicht, daß Sie felbst und Sie ganz allein es waren, die sich meinen Pinseln preisgegeben hat? Denn was sollte mir Ihr Leib, Ihr Gesicht gelten, da mir Ihre Seele Nichts mehr galt? was Anderes, als das Instrument, auf dem ich meine Melodien herunterblies? Wie? haben Sie geglaubt, da Sie den guten, vertrauenden Menschen, dem die Wthsel einer Frauenseele ein Abgrund süßer, heiliger Geheimnisse waren, in mir »nordeten, Sie könnten gleichzeitig auch den Künstler in mir erwürgen? Nein, meine gnädige Frau — das war Ihnen denn doch nicht gegeben! Sie konnten mein Herz treffen, aber meine Hände und Augen nicht! Im Gegentheil," fuhr er plötzlich, feine Heftigkeit bezwingend, mit schneidender Kälte fort: „Sie haben nicht nur meinem Pinfel zu einen, würdigen Modell verholfen, Sie haben meine Kunst gespeist mit sich, meine Kenntniß der weiblich-menschlichen Natur mit Ihrer Feigheit und Ihrem Verrath, und ich sage Ihnen, daß diejenigen Unrecht haben, die den Haß einen Zerstörer nennen -^ wenn nicht Erzeuger, ist er mir doch Erzieher und Führer gewesen. — Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich mich bei Ihnen auch noch bedanke," fetzte er mit beißenden, Spotte hinzu.

„Der Haß ist immer ein Zerstörer gewesen," antwortete sie leise, und
er gewahrte, daß ihre Lippen zitterten und ihre Augen sich mit Thränen
füllten. „Und ich sehe wohl, daß er viel in Ihnen zerstört hat. Aber nicht
Alles, nicht soviel Sie selbst denken, nicht jene Tiefe der Menschlichkeit,
mit der eben Sie noch so zu hassen vermögen, denn der rechte Haß muß
schließlich die Fähigkeit zu sich selbst aufzehren. Der Künstler als solcher
aber kann überhaupt nicht hassen. Und weil es so ist, so lassen Sie mich
noch ein paar Worte sagen, zu dem Menschen in Ihnen, den ich gekränkt,
verrathen und gemordet habe, wie Sie behaupten."
Er antwortete nicht, er sah sie finster an, aber da er stehen blieb,
fuhr sie fort zu fprechen.
„Man hat mir eine Erziehung gegeben, die die Fähigkeit zu eigenen
Gedanken, zu starken Empfindungen und zu festen Entschlüssen in mir unter-
drückte, wie sie die rauhe Luft und die scharfe Hitze oder körperliche An-
strengung von mir fernhielt. Was ich denken durfte, hatten mir Andere
vorgedacht, was mir zu fühlen erlaubt war. Andere vorgefühlt, und so lebte
ich in einer Welt von Ideen und Idealen, die denen entsprochen haben
mochten, die sie geschaffen, aber die in meiner realen Welt keinen Boden
hatten. Man hatte meinen natürlichen Verstand verwirrt, mein Gemüth
überreizt, meinen Willen gebrochen, man hatte ein Nichts aus mir gemacht,
ein verwöhntes, anspruchsvolles, gesellschaftlich als fertig beglaubigtes Nichts.
Nur Dreies hatte man in mir nicht ausrotten können: eine gewisse, vielleicht
hochmüthige Noblesse des Gefühls, das starke künstlerische Empfinden, das
mich in einen verwunderten Gegensatz zu der ästhetischen Nohheit und Vor-
bildung neben mir brachte, und das verworrene, aber tiefe Bewußtsein von
der Unzulänglichkeit meines Wesens, das in heißem Ringen nach Befestigung
und Entfaltung doch fchwankend und unsicher blieb, weil es ihm an jedem
Halt fehlte. So aber, in dieser Verfassung traf mich das Unglück, der
Ruin meiner Eltern."
„Ich weih es."
„Ich zweifle nicht, daß es Naturen giebt, die Accommodationsfähigkeit
genug besitzen, sich in eine so veränderte äußere Lage leidlich schnell zu ver-
setzen, denen sie vielleicht sogar eine gesunde Eur bedeutet hätte — un-
gebrochene Willenskraft und eine gewisse heitere Beschränktheit vermögen
viel. Ich aber besaß von beiden Nichts. Und so litt ich nun, wo man
von mir erwartete, daß ich tapfer wirken solle, und litt dadurch doppelt.
Und dann — ich muß es wohl erwähnen — dieses unfrohe Familien-
leben, diese Nothwendigkeit, immer mit den stärksten Gegensätzen in nächster
Nähe rechnen, auf herzlichen Anschluß verzichten zu müssen, wo man ihn
so gern gesucht hätte!"
„Ich weiß es, weiß es."
„Darf ich weiter sprechen?"
„Sprechen Sie."

„In dieser qualvoll unerträglichen Situation erschien mir der Mann, der gewillt mar, mich ihr zu entreißen, der mir Halt und Schutz zu sein wünschte, wie ein Vefreier. Ich liebte ihn nicht, aber ich hielt meine Dankbarkeit und mein Vertrauen und die Befangenheit, mit der mich seine Gegenwart erfüllte, für Liebe, und meine Eltern — ach, sie drängten mich nicht, nein, aber sie insinuirten ihn mir zu jeder Stunde, auf so hundert Arten — und so sagte ich zu seiner Werbung Ja.

Er hatte die Laune, mit einer Veröffentlichung unserer Verlobung warten zu wollen, bis er sich angekauft, das mache sich dann besser auf den Karten und so weiter.

Ich war zuerst heiter, fast beglückt. Zlber nun begann das wieder: dieses Erziehen an mir, diesmal nach entgegengesetzten Principien, auf das Forsche, Rücksichtslose hin, Principien, die mir zuerst fast gefielen, nur weil sie den bisherigen widersprachen und weil sie nur die so sehr entbehrte Freiheit der Entwickelung zu versprechen schienen. Aber die in, Grunde genominen dieselben waren: alles Individuelle auszurotten und ein Fremdes, Fertiges an seine Stelle zu setzen, ohne Logik, ohne Verständnis; meiner, ja der menschlichen Natur überhaupt, als sei eine Seele ein Gefäß, in das man abwechselnd schüttet, was der Zufall giebt. Ich hätte widerstreben, mich aufraffen, mich auf mich felbst besinnen fallen? — o, ich eristirte ja nicht mehr, nicht als ein wirkliches, auf sich selber beruhendes Ich. Auf was hätte ich mich besinnen sollen? Ich versuchte vielmehr eine Zeitlang, mich den neuen Wünschen anzubequemen, und erst, da das nicht ging, versank ich in vollständige Apathie, wurde ich so scheu, so unsicher, so muthlos, wie — Sie mich kennen lernten.

Denn damals kamen Sie."

„Und? — Wollen Sie nicht weiter sprechen?"

„Und Alles — Alles in mir erwachte. Ganz langsam und zögernd zuerst, mißtrauisch, aber doch unaufhaltsam. Wie eine Pflanze die Wurzeln in ein neues, fruchtbares Erdreich fenkt, senkte ich die meinen in Sie, Licht und Wärme und Lebensthan in mich einsaugend. Sie — mein Gott, warum soll ich es nicht sagen? — Sie waren mir wie ein höheres Wesen, ich betete Sie an, ganz wie ein solches, ich ließ mein ganzes Dasein aufgehen in dem Ihren, nicht wie in einen: fremden, das mich veränderte — wie in einem reicher entfalteten und dennoch mir verwandten, mit einem Gefühl der Rettung, des Gesichertseins, ja — des Emsseins, der reinsten Erfüllung meiner felbst —"

„Und trotzdem —"

„Aber weil Alles das so überschwänglich war, so sehr Anbetung, hielt ich es doch nicht für — Liebe. Nur — als Sie dann sagten — daß Sie mich — da kam es über mich — die Erkenntniß — daß es nichts Anderes sei — und daß es Höheres nicht gebe — Nichts —"

„Und trotzdem —"

„Weil ich nicht wußte, daß Treue dort sein müsse, wo das stärkere,
wahrere Gefühl ist — wenigstens so lange uns Unlösliches nicht bindet, —
weil ich das nicht wußte, jetzt ein lebendiges Wesen zwar wieder, aber noch
lange kein starkes, selbstthätiges, das sich gegen eine äußerliche Verpflichtung
nnizulehnen vermochte, die Verpflichtung eines gegebenen Wortes, da —
in dieser Unsicherheit und Verworrenheit der Auffassungen und Gefühle —
in dieser wahnsinnigen Angst, die nicht mehr wußte, wo Recht, wo Unrecht
lag — beging ich jenen moralischen Selbstmord und — Mord, wie Sie
sagten, an dein, der meine Seele besaß, und rief, dem ich mein Wort
gegeben hatte, und bat ihn — mich von Ihnen zu befreien — und von
der Macht, mit der Sie mich doch mein Gott, was sag' ich, wozu
lass' ich mich hinreißen? Tenn nicht darnm bin ich gekommen, gewiß nicht!
nein, um Sie zu bitten, Sie anzuflehen: nicht noch, noch tiefer erniedrigen
Sie mich! lasse« Sie dieses Gesicht, dieses unselige Gesicht, für das es
soviel schönere giebt, lassen Sie mich selbst frei, die trotz aller Schmach —
— ach!" Und sie sank auf eines der rohen Bretter, die als Bänke um
die Wände des Schuppens liefen, ließ Anne und Kopf auf den Tisch
sinken und schluchzte.
„Nur Eins sagen Sie noch, ein Einziges," flüsterte er über sie ge-
beugt. „Warum lächelten Sie — damals, als ich ging? warum?"
Sie hob den Kopf wieder auf und sah ihn an. „Lächelte ich denn?"
„Ja, Sie lächelten."
„Und warum sollte ich nicht? über die Tragikomödie und die kläg-
liche Rolle, die ich darin spielte, nicht? Aber ich weiß es nicht. Ich weiß
imr, daß ich verzweifelte und daß ich ineinte, es würde mich tödten."
Er seufzte tief und schmerzlich auf. „Run — Sie haben es ja doch
wohl bald verwunden, nicht wahr? — Und darnach, was Sie mir an-
Uiaten, darnach fragten Sie überhaupt nicht?"
„Ich wagte nicht zu glauben, daß ich Ihnen — so thener sein könnte,"
flüsterte sie, „daß mein Verlust Sie sehr treffen könnte. Vielleicht auch dachte
ich gar Nichts iu dieser grenzenlosen Verwirrung. — Ach, warum giebt man
uns diese Unsicherheit uud Schwäche?" fuhr sie leise fort, mit schmerzlichen
Blicken zu ihm auflebend, „warum macht man st>iese Sklavennaturen aus
uns? warum uus unfrei und unwahr und legt dann doch die volle Ver-
antwortung für unser uud Anderer Schicksal auf unsere Seele? Will man
uns denn niedrig haben, um uns geringschätzen zu dürfen? schwach, um billig
der Stärkere sein zu können? Warum macht man uns so thüricht? um
uns kritiklos genug zu haben, die Kupferbatzen, die man statt der ver-
sprochenen Reichthümer vor uns hinwirft, prokig, als ob das ihren Werth
erhöhe, für vollwichtiges Gold zu nehmen? — Ach, Sie wissen nicht, was
das ist: dieses Warten auf das Große in der männlichen Natur, die sich
neben uns stellt mit dem Anspruch, unsere ganze Welt zu seiu, dieses ängst-
liche Warten auf das, was sich nie erfüllt! Sie wissen nicht, was das

ist, dieses Liebenwollen und Nichtliebenkönnen, dieses Sichanklammern und immer Zurückgedrängtwerden, diese ungeheure Enttäuschung, diese nutzlos gebrachten Opfer, diese Vergeltung aller seelischen Hingabe mit voll- werthiger Geringschätzung. Sie wissen nicht, was dieses Verhältnis; von Mann zu Weib ist, das als ein würdiges empfunden wird durch den Stumpfsinn der Gewöhnung, ja als das würdige an sich, sobald es nur legal ist! Wollen Sie es wissen? Moralische Vergewaltigung ist es, sittlicher Todtschlag, eine Wiederholung des Verhältnisses von Herrn und Sklavin- ich lieb' Dich, aber ich will Dich mißhandeln, und so nur lieb' ich Dich."

„Meine gnädige —"

„Ach, sagen Sie Nichts. Es ist so. Mißhandlungen brauchen nicht immer physische zu sein. Und — man braucht nicht einmal ver- heirathet zu sein, um Alles das zu erfahren. — Oh ich weiß wohl, es giebt Naturen auch unter den Mädchen und Frauen, selbstschöpferische, die sich ihre Welt für sich bauen, energische, die sich ein Glück aus sich aufrichten und mit starken, verächtlichen, unbekümmerten Schritten ihres Weges wandeln, und ich ehre sie. Aber ich bin nicht selbst so, ich bin — Sie wissen es wohl — zu weich im Thon gerathen, trage zu schwer an dem Erbe Jahrtausende langer Unselbständigkeit. — Man findet das wohl sogar liebenswürdig an mir — indessen — Liebenswürdigkeit sollte wohl Anmuth sein — und Niemand trägt anmuthig eine Last.

Aber Sie? Sie sind glücklich, nicht wahr?" fuhr sie sanfter fort, mit einem zärtlichen Blick in den Augen, „Ihnen hat das Schicksal die Kraft gegeben, zu überwinden, und Sie dürfen als einer der Starken und Selbstherrlichen über die Erde schreiten. Alles, was sich zu Liebe oder Haß in Ihr Leben gedrängt, von sich ablösend in großen Werken. Sie sind nicht ernstlich — nicht wahr? — der unversöhnte Unübenvinder, als der Sie vorhin zu mir sprachen? Sie wandeln mit dem Haupte über den Wolken hoch über menschlicher Kleinheit und Schwäche, und vergessen ist, was Ihnen Leides geschehen? vergessen von heute an! — der Hasi — wie längst die Liebe. Soll es so sein?"

„Vergessen, nachdem ich Sie wiedergefunden? so wiedergefunden?" fragte er dumpf. „Ich, der ich Sie all diese Jahre hindurch in heißester Gluth der Liebe und des! Hasses mit nur herumgetragen? Ich, der ich Ihr Bild, Gisela, täglich gesteinigt, nur um jeden Stein zurückfallen zu fühlen auf mein Herz, der ich Sie heruntergezogen!, beleidigt, verfolgt, gebrannt und getüdtet habe, um mich von Ihnen frei zu machen und Nichts damit erreicht, als meine eigene Seele zu beschimpfen und zu kasteien? der ich Sie nutzlos durch die Wüste, über Wolken und auf den Holzstoft fanatischen Wahnsinns geschleppt zu Nichts, als zu erfahren, daß Liebe un- auslöschlich ist —"

„Mein Gott! Lieben Männer 'überhaupt so?" fragte sie leife, mit einein Zittern in der Stimme und ohne ihn anzusehen.

„Männer? ich weiß nicht. Ein Künstler — wie Sie sehen, wohl."
„Aber Sie hielten mich für nichtswürdig."
„Ja, das that ich, und bemühte mich, Sie dafür zu halten. Aber
dafür hielten Sie mich — mich fest mit diesem Zauber Ihres Wesens,
mit dieser Fähigkeit des Verständnisses, mit dieser Anmuth und Schönheit
und dem ungeheuren Räthsel, das Sie mir geworden und das ich nicht
lösen konnte! So unlöslich fest.
Aber Sie — ehe wir scheiden — Sie haben für mich Nichts be-
halten — als diefen Groll, zu dem ich Ihnen freilich allen Grund gegeben
— Nichts sonst? — Gifela — Sie scheinen nicht glücklich zu sein — aber
das steht in keiner Beziehung zu nur, nicht wahr? ich meine — ich habe
nicht zu fürchten — und nicht zu hoffen — Sie verzeihen, es liegt mir
ja fern, mein Selbstgefühl mit Ihrem Unglück mästen zn wollen — also
zu hoffen gewiß nicht, aber auch nicht zu fürchten, — ich hätte mit dazu
beitragen, Ihrem Leben den Frieden zu nehmen Und also — Sie
sind nicht allzu unglücklich? im Besitze vielleicht — lieber Kinder? Und
haben mich bald vergessen — damals? wie, Gisela?"
Sie mar aufgestanden lind neben ihn getreten und, indem sie jetzt
ihren Hut ergriff, als gelte es die Trennung, fugte sie leisei „Ich bin
nicht glücklich gewesen, — nein — doch auch nicht allzu unglücklich, nicht
so sehr, wie Sie fürchten. Denn -— wenn man für Jemanden eine große
Liebe hegt, fo ist das immer ein Glück und ein Reichthum. Wenigstens
für Naturen wie die ineine. Zuerst allerdings — habe ich gethau wie
Sie: ich habe Ihr Bild zu zertrümmern gesucht — das heißt: nicht eigent-
lich Ihr Bild — eher das dieser Liebe selbst, das wie ein großes, lichtes
marmornes Götterbildniß in mein Leben hineinragte, wo es die Decke ge-
sprengt hielt, daß der blaue Himmel über ilim strahlte und Luft und
Sonne hineindrang in meine Enge. Das habe ich zu zertrümmern ge-
sucht, immer und immer wieder. Aber da es, wenn ich es am Abend in
Stücke geschlagen, doch jeden Morgen groß und leuchtend und selig wieder
dastand, wie aus einem Tempel in eine niedere Hütte in mein kleines
dienstbares Leben getragen, so habe ich es endlich voll Temuth dort be-
lassen und ineine Andachten vor ihm verrichtet. — Liebe Kinder? O —
mein Freund — glauben Sie denn — man heirathet einen Andern jemals
wirklich mit einem solchen — Götterbilde neben sich?"
„Sie — Sie haben ihn nie geheirathet?"
„Nie."
„Und das sagen Sie jetzt erst?"
„Aber wann hätte ich es denn sagen sollen?"
„Und Sie lieben mich noch? ein klein wenig? mich noch?"
„Ein klein wenig nicht — aber — sehr, sehr!"
„Und ich, der ich Sie auf den Holzstoß schleppte! — Und Sie wollen
mir verzeihen?"

„Ich glaube — ich Hab' schon verziehen."
Als ein paar Minuten später Eduard Gröber am Eingange zur Matrosenschenke erschien, blieb er in völliger Erstarrung dort stehen, beide Hände in die Hüften gestützt, in der einen seinen Hut haltend, in der anderen etwas Weißes, Schwankendes am grünen Stengel.
„Zum Teufel, such' ich Sie da, um Ihnen zu sagen: gratuliren Sie mir. Neinhart, mein Meer wird, wird sehr, und statt dessen — komm ich nun gerade selbst zum Gratuliren zurecht, wie es scheint."
„Ganz wie Sie wollen, lieber College."
„Dann also los! von ganzem Gemüthe natürlich. Aber da? — ja — das ist sie ja nun — leibhaftig! Aber — Gott sei gepriesen! — doch nichts Indisches. Was mich nämlich ganz ertra freut! ab«' nicht die Spur! Und das — ist das das böse Lächeln? das menschenmordende, städtezersturende? Na, hören Sie, Sie Vosnickel unter den großen Malern, lassen Sie sich noch einmal vorreden, daß Sie der Psychologe darunter sind! Und in dieser vertrackten Bude machen Sie Ihre Liebesscenen ab? Ich dächte, mit der Frau brauchen Sie sich vor Gottes Sonne, die sich eben vor Untergang noch einmal herausgebuddelt hat aus der Wolkenmantille, wahrhaftig nicht zu schämen!"
„Da haben Sie Recht! Wollen wir gehen, Gisela? Uebrigens — es Ihnen bald zu gestehen: sie ist gar keine Frau, lieber College — bis sie meine sein wird!"
„Ist sie gar nicht? Na, hören Sie, Sie haben aber unverschämtes Glück. — Und dem verzeihen Sie alle seine Schandthaten?
„Was bleibt Einem wohl übrig?"
„Hm. — Und das war so ganz zufällig, dieses Zusammentreffen hier?"
„Oh nein, nachgereist ist sie nur, um mich schlecht zu machen wegen meiner bösen Vilder."
„Vravo, bravo!"
„Nun — darum — doch nicht ganz allein," gestand die schöne Er- inderin zögernd.
„Sondern?" fragte Neinhart.
Sie erröthete, lächelte, fagtc aber Nichts.
„Sondern?" —
„Nun, da will ich's Ihnen sagen, Herr Psychologe. Das gnädige Fräulein hat gedacht: haßt er mich blos ein bisset, dann kann ich ihm doch vielleicht wenigstens seine nichtswürdigen Bilder abgewöhnen; haßt er mich aber sehr, so recht sehr ingrimmig — na, dann steckt vielleicht doch noch so — so 'ne verkappte Liebe dahinter, und da — na, da kam sie halt."
„Sind die Eeemaler so schlau?"
„Also errathen! Nun, Neinhart, jetzt gratulier ich Ihnen erst doppelt und drei Mal. Sie haben mir was verrathen von Sentiments, Kunst-

gefühl und so dergleichen — ach, Sie, Sie! hier ist viel mehr als
Sentiment, hier ist Verstand und Herz auf dem rechten Flecke, hier zu allem
Uebrigen — ich meine, was man so Geist und Schönheit nennt, Sie er-
lauben gütigst, — zu alledem obendrein das Starke, das Gesunde, das Be-
freiende. Und das ist das Beste."
Inzwischen hatte ihm Reinhart das weiße Büschel aus der Hand ge-
nommen, das er jetzt seiner reizenden Begleiterin vor's Gesicht hielt.
„Akazienblüthe," sagte sie lächelnd die Stengel ergreifend.
„Von mir aus dem Küstergarten eigenhändig gemaust. Und das
nannte der Unmenfch neulich ein „Gräuel". — Bitte, in den fchönsten
Händen, große Ehre! Na und mein Meer, wie ich mir das gezogen Hab'
und meine Sonne — da! die verstehen sich auf rechtzeitige Knalleffecte!"
Glühendroth war die Sonne hinter dichten Wolken hervorgebrochen,
die dunkelen blutroth bis zum zartesten Hellrosa überhauchend, und purpurn
rauschte das Meer heran, Millionen leuchtende Rosen herantragend und an
das Ufer streuend zu Füßen seines großen Malers und seiner Begleiter.
Ein Meer wie ein Garten in Schiras oder ein blühendes Nelkenfeld,
darüber fonnige Winde wehn, wie ein Flammenocean, weinroth und rubin-
farben durchfluthet, ein großes, starkes, ewiges, purpurnes Meer, in das die
Sonne sich purpurn stürzte.

^
sH
^M^lß
/. .?>,
^W,
UW
Mss^ ^ «^M'I^^'M^I s/,
^ ^lZM
Z^
/^WHZ
5
M^

Franz ötuck.

von

F. Freiherrn von Gstini.

— München. —

5 war im Jahre 1889. Damals wurde im Münchener Glas-
palast die erste Jahres-Ausstellung abgehalten, und aus allen
Ecken wie von allen Wänden sprach in den vielen Bildersälen
Etwas von Ahnung eines neuen Kunstfrühlings. Ueberall Aeußerungen
frischer Kraft, die neue Wege vor sich aufgethan sah, die trunken war an
Hoffen und Erwartung, die sich und der Welt alles Erdenkliche versprach.
Vom Ausland war gar Schönes da, was Anregung bot, zum ersteu Male
aber auch bestand die deutsche Malerei in Ehren neben der fremden Kunst,
Allen voran Iung-München, so weit es sich frei gemacht hatte von den
Überlieferungen akademischer Langweile. Es war ein Vergnügen, durch
die Säle zu gehen, wie es ein Vergnügen ist, mit sehenden Augen im
Frühling durch einen Wald zu schlendern und die Knospen zu beobachten,
die allenthalben hervorbrechen. Manche Extravaganz und manches Mißver-
ständnis; lief mitunter. Aber es war so viel schönes Wollen und so viel
Schaffenslust zu spüren, daß es eine Freude war. Gott, was schimpften
die Philister! Sie schimpften in allen Tonarten und mit einer Kraft der
Ueberzeugung, als wenn es anf immerdar um Sitte und Geschmack in
Kunstdingen bei uns geschehen wäre und alle neun Musen unserm Vater-
land unwiderruflich den Nucken gekehrt hätten. Sie schimpften, wie der
Philister immer schimpft, wenn man ihm ein Ting vor die Nase hält, das
er nicht versteht. Wie miserabel, wie unfein muh auch so ein Ding sein.
Sie schrieen Zeter um die Ideale, und Männer mit Plüschcalabresern und

langherabwallendem Haupthaar, Männer, denen man die Autorität in
künstlerischen Fragen an der Nase ansah, rümpften selbige Nase mit dem
Ausdruck vernichtenden Mitleids und schimpften auch. Sie schimpften mit
wohlklingenden und imponirenden Fachausdrücken und noch viel nachdrück-
licher als die empörten Kunstuereinsmäcene, sie riefen die alten Meister
als Eideshelfer an, und ihre Wuth ward nicht unwesentlich erhöht durch die
Ueberzeugung, daß die Concurrenz dieser arroganten „jungen Spritzer" auch
in materieller Beziehung ungemein bedrohlich werden könne und daß die
alte schöne, ideale Zeit nunmehr dem Ende zugehe, die Zeit, in welcher
der Besitz eines stilvollen Carbonarimantels und eines unbeschränkten Haar-
wuchses immerhin schon wohlbegründete Anwartschaft gewährte auf eine
Professur an der königlichen Akademie der bildenden Künste.
Und am meisten und intensivsten schimpften sie über Franz Stuck und
seinen „Wächter des Paradieses". Nein, so was! Das sollte ein Eherub
sein! Hatte jemals Einer einen solchen Cherub gesehen? Diese Frisur!
Und dieses Gewand! Und diese Flügel! Und diese Füße! Keine Spur
von Pietät für bewährte Vorbilder und geheiligte Überlieferungen! Ein-
fach und schlechtweg eine Blasphemie! Wer Etwas nur von Cherubim
verstand, war in tiefster Seele empört! Schneidendes Hohngelächter war
der gelindeste Ausdruck dieser Empfindung, und wären die Verbalinjurien,
die sich damit verbanden, alle vor den Nichter gekommen, unsere Amts-
richter hätten heute noch damit zu thun.
Und die Jury gab diesem Bilde noch dazu eine goldene Medaille!
Es war himmelschreiend. Und sie schrieen zum Himmel. Ich glaube, sie
schrieen sogar nach der Polizei in ihrer Empörung und ihren: Neide.
Nun sprach man von Franz Stuck in beiden Lagern. Die Jungen
und ihre Freunde freuten sich der starken Eigenart, der kühnen Phantasie
und der robusten Kraft, die aus feinen Erstlingsbildern sprach — er hatte
außer seinem Cherub noch eine drollige Kamvfscene von Faunen und eine
Innocentia von herb edler Keufchheit ausgestellt —, die Alten ervectorirten
sich in schon angedeuteter Weise. Jedenfalls war das Interesse für den
jungen Künstler in hohem Maße rege geworden. Gekannt hatte man ihn
schon längst als Zeichner. Der „Wächter des Paradieses" war sein erstes
Oelbild. „Pleinair" nach der Mode des Tages und, nebenbei gesagt, das
erste und letzte Opfer, das Stuck der Mode des Tages darbrachte, denn er
fand bald feine eigene Ausdrucksweise. Für eine Erstlingsarbeit aber war die
Mache jenes Bildes allerdings verblüffend, denn es waren ihr die denkbar
schwersten Probleme gestellt gewesen: Alles hell in hell und im Hintergrund ein
wahres Feuerwerk voll phantastischer Paradiesesblüthen und geheimnißvoll
reizenden Lichtern und Farben. Schon darin offenbarte sich Franz Stucks ganz
ungewöhnliche Begabung und Geschicklichkeit für das Technifche. Er scheint
Schwierigkeiten in dieser Art garnicht zu empfinden. Seine erste plastische
Arbeit — ein Erfolg! Seine ersten graphischen Versuche sielen brillant aus-,

er radirte und handhabte auch die „kalte Nadel" wie Einer, der ein Menschen-
alter schon beim Handwerk ist. Und in der Malerei ist ihm jedes Genre
gerecht. Das Figürliche beherrscht er als reichbegabter Plastiker und un-
übertroffener Zeichner selbstverständlich-, aber auch seine ersten Versuche im
Malen von weichen landschaftlichen Stimmungen gelangen überraschend.
Er trat an seine ersten großen malerischen Aufgaben mit einen: Fond von
Können heran, das auch seine Gegner verblüffen mußte — d. h. die Ehrlichen
davon. Die Andern ließen es mit einem Achselzucken einstweilen genügen
und sagten, der junge Himmelstürmer werde sich die Hörner schon noch
ablaufen.
Das aber, was die Biederen „die Hörner ablaufen" nannten, das
war Etwas, was der Franz Stuck aus angeborener Bosheit und unver-
besserlichem Eigensinn nicht that. Er blieb seiner ersten Art — seine
malerische Ausdrucksweise hatte sich logisch und ohne jedes Suchen und
Erverimentiren aus seiner Zeichenmanier entwickelt,' deren erster Grund-
satz lautete: sichere Linien nnd feste Form! — er blieb seiner ersten Art
unverändert, wenn auch nicht unverbessert, treu. Auch die Geheimnisse
des Farbenzaubers erschlossen sich ihm bald, und wie in allen Zweigen
seiner Kunst erlernte er auch hier das Technische spielend und ohne anderen
Meister als seinen unvergleichlichen künstlerischen Instinct. Stuck hat sich nie
mit den wechselvollei: Doctrinen abgegeben, mit welchen sich so viele Maler
von heute das Leben sauer machen. Er ist weder Vibrift, noch Pointillin
gewesen, noch einer von den „Violetten", noch einer von den übernervösen
Valeurschwärmern, für welche der lebte und höchste Reiz der Kunst im
Abwägen der subtilsten Tonwerthunterschiede liegt, er hat auch nie zu
der Farbe allein um der Farbe willen geschworen, denn dazu ist er zu sehr
Meister der Form. Das ist das Beste und ist das Gute an Franz Stuck:
daß er sich mit den Kleinigkeiten in der Kunst, an die so Viele ihr ganzes
Wesen verschwenden, nicht abgiebt und ruhig, in souveränen! Kraftgefühl
dem Großen nachgeht. Ein Zug in's Große, ins Monumentale wobnt
auch seinen harmlosesten leichtgeschaffenen Bildchen inne, eine kerngesunde
Freude am Schaffen und am Können. Stuck scheint das unschätzbare
Talent zu haben, daß er das Ueberflüssige überhaupt gar nicht sieht. Man
hat ihm schon alles Mögliche vorgeworfen, aber gewiß noch nie, daß er
sich in Nebensachen verloren hätte. Und doch ist Alles fertig, was er
herausbringt. „Geschlossenheit" ist vielleicht die feinste Signatur für ein
Kunstwerk, und seinen Arbeiten ist sie fast durchgehends in hohem Maße
verliehen. Da ist Alles rund wie ein schön gerathenes Lied, das eine
Welt von harmonischen Empfindungen in zwölf Zeilen umfaßt.
Die Ruhe und Stetigkeit, mit der Stuck begann und weiter schritt,
das Verschontweiden von dem mörderischen Zweifeln und Tasten, das
heute so viele Talente brachlegt, das Alles ist doppelt wundersam, wenn
man das Milieu bedenkt, in dem sich der junge Maler entwickelte. Wer

näher zuschaute in den letzten sechs Jahren des Münchener Kunstlebens,
der sah, wie sich in wahnwitziger Hast Richtungen und Doctrinen einholten
und überstürzten, wie Kleine groß wurden. Große klein, wie Meteore auf-
flammten in vielbestaunter Pracht und wie es dann wieder Nichts war
als ein Zischen und ein Knall, wie sich die besten Freunde um künstlerischer
Theorien willen auf Tod und Leben in die Haare geriethen, wie fremde
Einflüsse sich geltend machten, den Leuten die Köpfe verdrehten und wieder
verschwanden. Wer da näher zuschaute, der sah auch, wie viel wackere
Leute da auf immer und ewig die Richtung verloren und wie viele zum
Schlüsse in des Wortes bösestem Sinn auf der Strecke blieben. So
stürmisch und so schnell hat sich wohl noch kein Wechsel vollzogen, als der,
welcher uns von der guten alten Bildchenmalerei in München zur Kunst
von heute geführt hat. Die Leute schrien wie besessen um ihre Ideale
und um die verlorene Schönheit — und nach drei Jahren fanden sie das
schön und selbstverständlich, was ihnen zuerst den Angstschweiß aus den
Poren preßte. Heute ist der Sieg der Jungen unbestritten, die Tollheiten
und Extravaganzen sind so weit überwunden, daß man sie nicht mehr als
wesentlichen Bestandteil der neuen Kunst ansieht, wir steueru wirklich und
wahrhaftig einer nationalen Kunst zu, in der Gedanke und Phantasie und
auch ein Vischen Nomantik wieder ihr Heimatrecht haben, einer Kunst,
ganz wie sie Franz Stuck übt.

Das ist doch ein feltfam Ding! In dem ganzen geräuschvollen
Wirrwarr und Tohuwabohu ist er gemüthlich und mit dem Phlegma, das
ihn neben aller Energie auszeichnet, immer gerade weiter seinen Weg
gegangen, um den sich der Kampf der andere „Jungen" in Schlangen-
windungen bewegte. Und wie der wildeste Kampf zu Ende ist, und wie
die athemlosen Streiter endlich eine Straße vor sich sehen, ist es die, welche
Stuck mit keinem Schritt verlassen hat. Ignoranten und Böswillige haben
seinen Namen ja oft als typisch ausgeschrien für das Ueberdieschnur-
hauen der „Modernen" von gewisser Observanz. Läppisch! Seine Kunst
fußt wie nur irgend eine auf einer verständniß- und pietätvollen Schätzung
der Alten. Vielleicht beruht gerade in der Art und Weife, wie sich Stuck
von den großen Vorbildern der Vergangenheit meistern läßt, seine Ver-
wandtschaft mit Böcklin, welche die Oberflächlichen im Grunde lediglich
darin fehen, daß auch er Kentauren und Nymphen malt. Auf die Beiden
hat die Romantik der Antike und die üppigere und mehrseitige Gestaltungs-
kraft und Farbenpracht der Renaissance zu gleicher Zeit eingewirkt, und
den Beiden ward die Erkenntniß für das erschlossen, dessen Verkennen so
manchen anderen fanatischen Apostel der „alten Meister" zur Einseitigkeit
geführt hat: daß hinter jeder Kunstoffenbarung immer wieder als Letztes
und Höchstes die Natur steht. Wer den Weg über die Meister des
Cinquecento, über die hellenische Antike zurück zur Natur nicht verfolgen
kann, dem kann kein Titian und kein Michelangelo was lehren! Es ist

einfach das stumpfsinnige Ergebnis; einer recht kläglichen Halbbildung, daß
sie uns die Ueberlieferungen der Nenaissance für sich allein als Evangelium
hinstellen und verlangen, daß man den verräucherten Museumsbildern nach-
male und pietätvoll dreihundertjährigen Schmutz auf der frischen Leinwand
nachmache, daß man die Geberden und das Pathos einer längst ver-
gangenen Zeit zum Muster nehme und daß sich der Künstler in Wahrheit
schamhaft herumdrücke um die Zeit, in der er lebt. Pfui Teufel! Es
ist gerade, als schäme sich Einer seines Namens oder seiner Familie! In
Böcklin und Stuck, in den: wundervollen Greise und dem frifch-kräftigen
jungen Mann nun haben wir zwei Künstler, die ihrer Zeit gerecht sind
und das werthvollste Erbe vergangener Kunstepochen in sich aufgesogen
haben. Böcklin, der Große, den auch seine wärmsten Bewunderer nicht
ausmessen, ist, als er noch in voller Schaffens-Nlüthe stand, feiner Zeit
weit vorausgeeilt, und erst heute holt sie den beinahe Siebzigjährigen ein
und lernt ihn allgemach verstehen; Stuck, der in Allen: ein Sonntagskind
ist, hatte das selten und kaum hoch genug zu schätzende Glück, so recht zu
seiner Stunde, zur guten Stunde zu kommen. Sein erster Schritt führt
ihn in die rechte Richtung, die erste Thüre, auf deren Klinke er drückt,
thut sich auf, und es ist die rechte! Was er versucht, gelingt, was gelingt,
findet auch den äußeren Erfolg. Der junge Münchener Professor wird gut
daran thun, in Bälde einmal einen Ring in's Meer zu werfen, wenn er
anders jenen gewissen Nespect vor der Götter Neide hat, der Andern
manchmal einen Schatten über den hellen Sonnenfchein des Erfolges
huschen läßt. Aber vielleicht hat er auch noch das Glück, solche Furcht
nicht zu kennen.

Die Lebensgefchichte Franz Stucks ist in recht knappem Räume erzählt,
und die Geschichte seiner künstlerischeil Entwicklung braucht auch keinen sehr
großen Nahmen. Er hatte den großen und seltenen Vortheil, sich selbst
sehr früh zu finden, und da war der Kampf nach außen verhältnißmähig
leicht. Am 23. Februar 1863 wurde Stuck zu Tettenweis in Niederhauen,
geboren als das Kind von einfachen Müllersleuten. Seine Mutter hat er
uns selbst einmal in einem radirten Blatte vorgeführt, — ich glaube, es
war fein erster Versuch als Aauafortist; er hat sie als schlichte Bauersfrau
geschildert, im heimatlichen Kopftuch. Und bei aller bäuerlichen Einfachheit
war's doch, wie bei fo vielen Künstlern und Poeten, die Mutter, welche
den ersten Keim künstlerischen Sinnes in des Knaben Seele weckte. Sie
war die einzige Frau im Dorfe, die sich illustrirte Zeitschriften hielt, und
das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn zum ersten primitiven
bildnerischen Schaffen anzuregen. Als er kaum auf den Beinen stand, sing
er denn auch sofort an, Fußboden, Thüre und Wände mit Figuren zu be-
malen, „in Kreidemanier", und im Dorfe hieß man ihn als Kind fchon
, den „Maler". In Passau absolvirte Stuck dann die Realschule und kam
hierauf an die Kunstgeweibeschule in München, wo er drei Jahre verblieb.

und später auf die Akademie. Von dieser hat er aber nur sehr wenig Gebrauch gemacht, was ein nicht zu unterschätzendes Moment in der Geschichte seines künstlerischen Werdens genannt werden muß. Denn auf unseren Akademien kommt eine Individualität nur selten zu voller und reiner Entfaltung, die Herren Professoren ziehen ja gerade die besten Schüler in der besten Absicht mit Vorliebe in den meist engen Kreis ihrer Anschauungen hinein, und es ist recht kläglich, anzusehen, wie aus einem frisch und kräftig ansetzenden Talente Nichts weiter wird, als ein Abklatsch des betreffenden Meisters. Da hilft nur das „Schule fchwänzen", und das bringt wiederum die große Gefahr des Verbummelns mit sich. Franz Stuck hatte eine große und gute Helferin, die ihn davor bewahrte: Frau Sorge. Mit siebzehn Jahren war er darauf angewiesen, sich selbst sein Brot zu suchen, — die große Mehrzahl normal situirter Jünglinge streckt noch um zehn Jahre länger die Füße unter des Vaters Tisch. Unser Kunstjünger suchte nun auf alle erdenkliche Weise Geld zu verdienen, er zeichnete zunächst Earicaturen für die obscnrsten Witzblätter, entwarf Vierkrüge, die in Zinn ausgeführt wurden, bemalte Teller und trieb so ziemlich Alles, womit sich ein armer Teufel von Akademiker fönst durch die Welt schlägt. Diese Brotarbeiten hatten den Vortheil, seinen starken Sinn für den Stil und für's Decorative zu fördern, der fchon an der Kunstgewerbeschule Nahrung erhalten lmtte, und der heute noch einen wichtigen Theil seines Wesens ausmacht. Der Kunstverleger Martin Gerlach in Wien wurde auf den jungen Künstler aufmerksam und versah ihn bald mit reichlichen Aufträgen, er gab ihm zu verdienen und sorgte dafür, daß er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Für das schöne Werk „Allegorien und Embleme" in Gerlachs Verlag hat Stuck eine große Zahl eben so sinnig erfundener, als originell und flott gezeichneter Entwürfe gefertigt, die ihn durchaus fchon genau so charakterisiren, wie wir ihn heute aus der Bewältigung großer Aufgaben kennen. In seiner Ornamentik ist, obwohl er sich durchaus nicht sklavisch an die derbkräftige Linienführung der alten deutschen Meister anhält, ein Schwung und eine Wucht der Bewegung, wie wir sie an geistig verwandten Zeichnungen Iost Amans kennen, und oft ist feine decorative Wirkung von überraschender Größe. Mit wahrerFreude wird namentlich Jeder, der sich darauf versteht, die zahlreichen Wappen und heraldischen Embleme betrachten, die Stuck für die genannten Werke gezeichnet hat. Die beiden Sammelmappen wurden denn auch und werden auch gar reichlich geplündert, und in allen Winkeln des deutschen Kunstgewerbes finden wir Neminiscenzen an das, was der blutjunge Akademiker damals erfunden hat. Recht wenig bekamen ihn, wie fchon angedeutet, feine Professoren zu Gesicht, und sein Lehrer Lindenschmit hatte wenig Freude an ihm. Stuck verdiente bei Gerlach ein schönes Honorar und fühlte wohl auch, daß ihm in künstlerischer Beziehung die Schule nicht viel zn bieten habe. Das Beste, was sie bieten kann, ist ja für ein wirkliches Talent doch nur rein pädagogische Zucht,

und eine energische Natur wie Stuck, die überdies noch durch den Segen
von Frau Sorge, durch frühe Kenntnih von des Lebens Noch gefeit ist,
braucht der schulmeisterlichen Fuchtel gar wenig.
Als Zeichner gewandter und bekannter geworden, trat Stuck auch
unter die Schaar der Künstler der „Fliegenden Blätter" ein, einen Heer«
bann, unter dessen Fahnen die große Mehrzahl aller tüchtigen Zeichner
Münchens gestanden hat. Es ist der Zahl nach nicht fehr viel, was Stuck
für diesen Zweck geschaffen hat, aber es ist sehr gut, und namentlich sind
die Zeichnungen heiteren Genres meist unsäglich komisch. Es wirkt ganz
eigenthümlich, Stucks monumental-plastischen Sinn auch auf die Caricatur
angewandt zu sehen, ein Gebiet, für das die Meisten leichte und un-
bestimmtere Strichführung lieben. Aber gerade durch ihre Drastit und
Bestimmtheit wirken Stucks komische Gestalten ergötzlich: der Bauer, der in
die Kunstausstellung geräth und dort in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
sich mit deni Gebotenen abfindet, der Sänger, der mit seines Basses
Grundgewalt den Impresario zu Boden schmettert u. s. w. Ein Cyclus
allegorischer Bildchen „Amors Mission in den zwölf Monaten des Jahres"
ist wohl dem künstlerischen Ausdruck nach durchaus schön und, wirksam,
aber etwas ungleichwerthig in der Erfindung. Die Aufgabe war nicht
recht glücklich. Zwölf verschiedene Aufgaben hat der Liebesgott nicht im
Jahre, wenigstens hängen die verschiedenen Aufgaben, die er hat, nicht mit
der Verschiedenartigkeit der Monate zusammen. Ganz prächtige Carica-
turen Stucks weist auch die Kneipzeitung der Münchener „Allotria" auf;
sie sind mindestens gleichwerthig mit den berühmten Zeichnungen Fritz
August von Kaulbachs in diesen Blättern, und ein feuchtfroher, über-
müthiger Humor spricht aus ihnen. Und Stil, Stil im besten Sinne, ist
in Allem!
Erst in jener Zeit, da Stuck für die „Fliegenden Blätter" arbeitete,
begann er auch, sich an's Malen zu wagen, und machte sich durch etliche
Pastelle — damals kam gerade hauptsächlich durch Piglheins große Erfolge
auf diesem Gebiet in München die Pastelltechnik mächtig in Aufschwung —
mit der Farbe vertraut. Dann versuchte sich der junge Maler mit einer
decorativen Arbeit, einen: mehrtheiligen Paravent, in der Oeltechnik, und sein
erstes richtiges Oelbild war dann jener Wächter des Paradieses, der ihm
1889 die II. goldene Medaille auf der Münchener Ausstellung eintrug.
Wie gesagt, war Stuck damals noch durch mehrere andere Arbeiten vertreten:
eine „Innocentia" und ein Bild „Kämpfende Faune". Die Allegorie der
Unschuld stellt ein junges, kaum erblühtes Mädchen dar, das einen Lilien-
stengel in Händen trägt. Unendlich hold und mädchenhaft ist das Gesicht,
und doch liegt etwas Fragendes und Verlangendes, etwas Ahnungsvolles
in dem Blick dieser großen dunklen Augen, etwas wie der Durst nach
fremdem Glück auf diesem schwellenden Mund. In den „Kämpfenden
Faunen" offenbart sich schon stark die derbe Lebenslust, die gesunde traft-

bewußte Sinnlichkeit, die dann in vielen späteren mythologischen Darstellungen
des Malers noch stärkeren Ausdruck fand. Vor einer Corona von Nymphen
und Bockfüßlern halten zwei junge Faune ein seltsames Duell. Sie rennen
mit den Schädeln gegen einander mit voller Wucht. Das dichte Kraus-
haar auf ihren Köpfen mag den Stoß etwas mildern. Ein allerliebstes
nacktes Nymphlein schien die Hauptinteressentin am Ausgang des edlen
Wettstreites zu sein — sie schien, denn heute ist sie in dieser Gestalt auf
dem Bilde nicht mehr zu finden. Es hängt nämlich in der Galerie des
Münchener Kunstvereins, und für diese war die fidele kleine Naturgöttin
wahrscheinlich „zu barfuß".
Nicht sehr lange nach seinem erfolgreichen Debüt ini Glaspalast über-
raschte Stuck die Münchener durch eine Ausstellung zahlreicher verschieden-
artiger Arbeiten im Kunstverein, eine Ausstellimg, die seine ganze Viel-
seitigkeit enthüllte, den Verständigen die volle Ueberzeugung beibrachte, daß
man es hier mit einem ungewöhnlich phantasiereichen und kraftvollen Talente
zu thun habe, aber auch von Seite der Andern, derer, die immer und überall
auf der Welt die „verfluchte compacte Majorität" ausmachen werden, Wider-
sprüche und Hohngelächter erntete. Das waren Sphinxbilder und Bilder
vom Paradiese, Stimmungslandschaften, Stillleben, Portraits, die „wilde
Jagd", Kentauren und andere Fabelwesen, auch Plastik und Handzeichnungen
gab es zu fehen. So lebhaft war in den ehrwürdigen Hallen noch nie
discutirt worden, wie damals, und es gab ihrer genug, die den fröhlichen
Phantasiemenschen Stuck damals für einen grunduerdorbenen Naturalisten
erklärten, denn das ist der stärkste Schimpf, den der Kunstphilister einen:
Maler anzuthun weiß. Und je gröber der Tadel auf der einen Seite fiel,
je lauter klang auf der andern das Lob — wie's bei jedem richtigen Kunst-
erfolge geht. Wer nie mit Koth und mit Steinen gefchmissen worden ist
vom Pöbel, hat etwas Großes auch nie erreicht. Und das Alleruner-
hörteste kam: Franz Stuck verkaufte seine Bilder! Und diese Gewohnheit,
die ihm die ganz besondere Ungnade vieler Eollegen und Mißgönner ein-
getragen hat, legte er bis heute nicht ab. Er gehört mit seinen 32 Jahren
zu den glücklichen und wenigen deutschen Künstlern, die wissen, daß so
ziemlich jede Arbeit ihnen auch materiellen Erfolg bringt. Arnold Böcklin,
der Große und Unerreichte, ist ein Greis geworden, bis er fo weit kam,
ja es ist noch nicht zwei Jahre her, daß er endlich so weit ist, die volle
Frucht seiner Arbeit zu ernten.
Es war viel Schönes in jener ersten Sammelausstellung Stucks, und
am allerstärksten ist mir heute noch der Eindruck einer „Sphinr" vor Augen.
Das Figürchen war fast winzig im Verhältnis; zur umgebenden Landfchaft.
Hochoben über einem schwarzen Abgrund, dessen feuchte Kühle man ordentlich
fühlte, lag das unheimliche Thierweib im fahlen Licht. Eine dunkle Haar-
mähne quoll über die vollen weißen Brüste herab, die eine Tatze war über
den Rand des Abgrunds gelegt, in dessen unbestimmtem Düster man sich

die Leichen ihrer herabgestürzten Opfer vorstellen konnte. Ich habe das
Grauen wirklich nicht leicht besser gemalt gesehen, als in dieser Sphinr
mit ihrem zolllangen Figürchen. Sie muthete freilich mehr wie ein nordi-
sches Phantom an, denn wie ein Phantasiegebilde des sonnigen Südens,
und der Ort, wo sie lag, hatte wohl ein besonders gesegneter Winkel aus
Niflheim sein können. Ganz anders aufgefaßt war die Dame mit dem
Löwenleib in einem größeren Bilde „Oedipus, das Näthsel der Sphinr
lösend". Da war sie nicht mehr das bewegungslos lauernde Verderben,
da war sie der sprungbereite Haß mit durchbohrendem Blick, mit gespannten
Fibern. Ruhig, mit stilisirten Eonturen, fast steif steht der Sohn des Laios
vor ihr, mit der linken Hand eine Bewegung machend, wie Einer, der
Jemandem an den Fingern vorrechnet: Wie heißt das Thier, das Morgens
auf vier. Mittags auf zwei, Abends auf drei Füßen geht?" Dann war
da ein Kentaur, der einem holden Kentaurenweibchen in toller Liebesbrunst
nachjagt, ein Kentaur, der einem Hirschmenschen von der Seite heran-
stürmend den Pfeil in die Brust sendet, ein Kentaurenpaar, das schwärmend
in den sinkenden Schatten des Abends steht und der untergegangenen Sonne
nachblickt. Hier wie in einem „Abend am Weiher" voll Duft und Weich-
heit und einem entzückenden „Forellenweiher", den er später auch mit viel-
bewundertem Geschick radirt bat, offenbarte sich Stuck zum ersten Male
auch als Talent für die Stimmungslandschaft, als Eindrucksmaler, der, ohne
je irgend einer coloristischen oder impressionistischen Secte zugeschworen zu
haben, an die Aufgaben der Naturschilderungen mit den Waffen der ganzen
modernen Errungenschaften der Farbentechnik herangeht.

Mt jedem Ausstellungsjahr nun überraschte Stuck dadurch, daß er
eine neue Seite seiner Begabung entpuppte, seine Freunde, erivarb neue
dazu und gab seinen Feinden neue Schlagwörter in die Hand. Er schickte
ein plastisches Werk in die Alisstellung des Glaspalastes, einen Athleten,
der mit Aufbietung aller Kräfte eine schwere Kugel langsam empor
„stemmt". Alles war überrascht, wie vollkommen der junge Maler auch
die bildhauerische Technik bewältigte, wie wundersam die Statuette die An-
spannung der Muskel- und Willenskraft zum Ausdruck brachte. Von diesem
Athleten sind ungezählte Abgüsse verkauft; in Bronze besitzt ihn u. A. die
Berliner Nationalgalerie, die Hamburger Kunsthalle, das Nationalmuseum
in Pest. Stuck hatte schon vorher einen reizenden Nautiluspocal modellirt
— ein köcherumgürteter Amor, der auf einer Schildkröte steht, trägt die
Muschel — dann die Statuette eines verwundeten Kentauren, ein paar
zierliche Reliefs. Später entstand ein Relief des ersten Menschenpaares,
mit zwei prächtigen nackten Leibern, und zur Zeit, da ich dies schreibe, ist
Stuck eben daran, ein Relief zu vollenden, das zwei Serpentintänzerinnen
in etwas antikisirender Gestalt schildert. Soweit der Plastiker Stuck bis
heute; es giebt Leute genug, die behaupten, seine Begabung gravitire über-
haupt nach dieser Seite — jedenfalls steht das, was er hierin schuf, weit

über dem, was sonst ein gelegentlich in einer anderen Sparte sich versuchender Künstler zu leisten pflegt, und etwas Bildhauerisches ist ja in vielen, ja in den meisten seiner Bilder; die fest umrissene, concise Form aller seiner Gestalten, die kraftvolle plastische Herausarbeitung, sogar die Art, wie er durch starke coloristische Mittel, durch kühne Anwendung complementärer Gegensätze, durch die Zusammenstellung der tiefsten Tiefen und des hellsten Lichtes seine Bildwirkung erreicht, zeugen davon. Die Form ist auch dem Maler Stuck das Höchste, und darum ist seine Kunst auf so gesunder Basis gegründet. Darum hatte er nie Zeit und Lust, sich in Versuchen nach jenen zahllosen malerischen Theorien auszugeben, die uns der Westwind immer wieder von der Seine herüberwehte, darum hat seine Kraft auch nie unter den gefährlichen Doctrinen gelitten, die Alles bald wie mit halb-zugekniffenen Augen, bald wie durch farbige Gläser gesehen haben wollen, bald auch ihre Farbenregeln einfach aus optischen Gesetzen construiren. Das war ja Alles recht interessant und hatte seinen Grund und seinen Zweck in der kunstgeschichtlichen Entwickelung unserer Zeit. Die Masern und der Scharlach haben auch ihren Zweck in der Entwicklung eines Menschenleibes, aber sie dauern nicht, Gott sei Dank! und das Andere dauerte auch nicht. Und am gesundesten gingen aus der ganzen Entwicklungsperiode doch diejenigen hervor, welche, wie Franz Stuck, die beredeten Kinderkrankheiten eben gar nicht gehabt haben. Darum blieb Jener doch ein durch und durch moderner Maler und trat genau an den richtigen Platz, als er sich der Münchener „Secession" anschloß, in der er heute eine führende Rolle spielt, für die er neben Uhde künstlerisch am meisten bedeutet.

Eine seiner meist umstrittenen Arbeiten war der „Lucifer", den er, wenn ich nicht irre, ein Jahr nach den: „Wächter des Paradieses" im Münchener Glaspalast ausstellte. Das Bild ist bekannt. Der Fürst der Finsternis; sitzt unheilvoll brütend im Dunkel seines Orkus, kraftvoll, nackt, wuchtige Rabenflügel an den Schultern, das Kinn auf die linke Hand gestützt. Ein scharfer Lichtstrahl von oben malt neben ihm ein Lichtkringel auf den Stein — ein qualvolles Memento an vergangenes Wandeln in der Helle. Wie Pantheraugen leuchtet's unter den Brauen des Dämons hervor. Das Bild hat einen weiten Weg gemacht — es ist heute im Besitz des Fürsten Ferdinand von Bulgarien. Der Eoburger hat Stuck bei einem Besuch in dessen Atelier selbst erzählt, daß die bulgarischen Minister sich in Hellem Schrecken bekreuzten, als sie das Conterfei Sr. höllischen Majestät zu Gesicht bekamen.

Eine Reihe größerer Bilder ist von nun ab mit jedem Jahre entstanden und hat den Weg über die deutschen Ausstellungsstädte gemacht. Zuerst in München und dann in Berlin wurde die „Pietü" gesehen, ein eindrucksvolles Werk, dessen Composition so recht Stucks persönlichster Eigenart entspricht. Der Leichnam des Heilands liegt wagerecht ausgestreckt, in scharfem Profil gesehen, auf einem Marmorsockel. Vor der Leiche steht

die Madonna hochaufgerichtet, die Hände in wildem Schmerze vor's Gesicht
gepreßt. Ihre Gestalt schneidet den — wunderschön gemalten — Körper
ihres Sohnes im rechten Winkel; eine Laune des Künstlers, die alle bisher
gepredigten, probaten Sätze der Compositionslehre auf den Kopf stellte und
doch hier zu einer eigenartig starken Wirkung verhalf. Es macht einen'
Eindruck wie irgend eine absichtliche starke Dissonanz in einem Musikwerk.
Der Schmerz einer Mutter, die an dem zerfleischten Leichnam ihres Kindes
weint, kennt keine Rücksicht auf die ästhetischen Lehren vom pyramidalen
Aufbau.

Uebrigens ist die Vorliebe für rechte Winkel eine bekannte Eigenart
Stucks und durch viele seiner Bilder und Zeichnungen zu verfolgen. Sie
hat ihren Grund wohl in feiner specifischen Veranlagung für Plastik, Größe
und Ruhe sind ihm untrennbare Begriffe, er liebt es, die Körper fest und
schwer auf ihre Basis zu stellen, wie er eben Sicherheit und Bestimmtheit
zeigt in Allen,. Ganz besonders bei dekorativen Entwürfen hat Stuck mit
seinen rechten Winkeln und symmetrischen Composttionen stets eine große
Würde und Feierlichkeit erreicht, die immer auch recht deutlich zeigte, wie
gut er in den Geist der Antike eingedrungen ist.

Die stärkste Probe von der unbändigen Kraft, welche in diesem
jungen Talente steckt, gab wohl bisher die im Jahre 1892 entstandene Kreuzi-
gung Christi. Das war einfach groß, von einer Wucht, die in Manchem fast
bis an die Grenzen der Derbheit ging, und geeignet. Jeden in tiefster Seele
zu packen, der nicht ein deutfcher Durchschnittsbildungsphilister war. Die
schrieen freilich wieder Ieter und Mord, die zu dieser Gattung zählten,
und namentlich eine von den anerkannten Größen der Wiener Kritik, welche
das Kunstleben der vergnügten Donaustadt seit Jahrzehnten so nachdrücklich
niederzuhalten wissen, fand der Grobheiten gar nicht genug für die Brutalität
des jungen Malers. Und doch war das Bild so schön und brachte die er-
schütternde Macht der Erlüsungstragödie tausendmal überzeugender zum
Ausdruck, als es auf irgend einem bewunderten Professorenbild neuer deutscher
Schule zum Ausdruck kommt. Gegenüber der Stuck'scheu Kreuzigung hing
damals im Glaspalast eine Pietü dieser Art, die sick» der bayerische Staat
schleunigst für seine Galerie sicherte. Darau war freilich Nichts zu entrüsten,
und das Meiste, was darauf war, hatte irgend ein alter Meister schon vorge-
dacht — die Kapellmeistermusik eines Akademieprofessors. Am stärksten ärgerten
sich die Leute über deu schwarzen Mantel des Johannes auf Stucks Bild,
ein riesiges Stück tiefster Dunkelheit, das ein Fünftel des gesammten Bildes
einnahm, und dann über die ganz in den Vordergrund gerückte herkulische
Gestalt des im Todeskampfe verzweifelnden linken Schachers. Und dock
trugen gerade diese beiden Momente so viel dazu bei, das Ganze groß und
»nächtig wirken zu lassen. Die rohe Kraft der Glieder des Verbrechers ließ
das Dulderchum des sterbenden Erlösers, der so matt uud widerstandslos
am Marterholze hing, wundersam hervortreten, und durch die tiefe Dunkelheit

jenes Mantels leuchteten die nackten Glieder der gekreuzigten Männei > "u>
in magischem Lichte aus dem Bilde heraus. Aber mehr noch als sonstwo
in der Kunst gilt in der religiösen Malerei des Abweichen von der Schablone
als Verbrechen, und mit wahrem Fanatismus hüten seine Berufenen diese
Auffassung. Ein Berliner Kunstfreund war geistvoll genug, zu erkennen, daß
dieses Bild erst ganz zur Geltung käme, wenn es auf seinen rechten Platz
gelangte, in die dämmerige Einsamkeit und feierliche Stille einer Kirche.
Er wollte das Bild kaufen und einer Berliner Kirche fchenken, aber er hatte
seine Rechnung ohne ein hohes Eonsistorium oder Oberconsistorium — ich
bin nicht genau informirt — gemacht. Man wies das Geschenk äußerst höf-
lich, aber kalt zurück, und der Berliner Kunstfreund kaufte nun natürlich
das Bild nicht. Wunderbarer Wandel der Zeiten! Nie hat einst
die Religion die Kunst emporgehoben, wie hat diese jener die höchsten
Förderungen und Anregungen verdankt! Und heute — wenn jetzt ein
Michelangelo käme, er dürste seine Deckenbilder, wie er sie für die Sir-
tinische Eapelle gemalt, wie saures Bier ausbieten, die maßgebenden
Persönlichkeiten lehnten dankend ab und bestellten lieber für ihr gutes
Geld miserablen Schund in Kunstanstalten.
Gut, daß der Schaupöbel nicht Recht behält, wenigstens nicht Recht
behält für die Kunstgeschichte. Die geht ihren Gang, wie die Andern, und
in ihre Tafeln wird schließlich doch nur eingegraben, was von Anfang
die Meinung der Verständigen war. So viel wie bei jedem einzelnen Werke
Franz Stucks von Anfeindung und Mißverstehen zu berichten war, im Großen
und Ganzen hat er sich wahrhaftig nicht über Mangel an Erfolg und An-
erkennung zu beklagen. Er ist im Gegentheil der Erfolgreichste unferer
jüngeren deutschen Malergeneration und ebenso viel gerühmt als bestritten,
und in diesem Falle wäre ein unbestrittener Erfolg nur ein halber.
Das letzte größere Werk Franz Stucks, der sich als einer der Ersten
bei Spaltung der Münchener Künstlerschaft den Secessionisten angeschlossen,
war die 1894 in der Ausstellung dieses Vereins viel beachtete und vom
bayerischen Staat für die Pinakothek angekaufte Allegorie „Der Krieg".
Auf schwarzem Pferde reitet der Dämon der Vernichtung über das Ge-
wirr von nackten Leichen hin und mustert seine Arbeit. Ei» grausames,
kaltes Gesicht trägt der Furchtbare zur Schau, ein Antlitz, in dem sich der
finstere Hochmuth eines Napoleon I. und die Bestialität eines römischen Eäsaren
unheilvoll vereinen. Im Todeskampfe zucken die Gefallenen nnter ihm, und
fein Roß zögert, den Huf zwischen die Menschenleiber zu setzen, das Thier
schaudert, nicht aber der Reiter. Am Horizont flammt ein Streifen düster-
rother Gluth auf, verwüstete Dürfer und Städte. Eine wirklich machtvolle
Versinnlichung der Gräuel des Krieges, die eindringlicher gegen diese
unsterbliche Geißel der Menschheit predigt als die schönste Versammlung
vom Friedensvereine mit Originalvorträgen von Bertha von Suttner und
andern Auserwählten! Das Bild schlug gewaltig durch und machte gar

Manchen von des Künstlers bisherigen Gegnern zu seinem Anerkenner. Hier sah doch schließlich auch Jeder, der sich mit des Malers Ausdrucksweise nicht befreunden tonnte, den reichen Gehalt an wahrem Künstlerthum.
Zahlloser kleiner Bilder können wir hier nur sehr cursorisch gedenken.
Stuck hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Faun- und Kentauren-geschichten, Medusen und Furien und Amoretten in kleinerem Formate ge-malt, in jedem Bilde irgend ein interessantes Farbenproblem spielend lösend und oft einen unbändigen, hinreißenden Lebensübermuth verrathend, wie er nur gesunder, selbstbewußter Kraft entspringt. In seinen Landschaften weiß er durch große, poetische Stimmung zu packen, in seinen Portraits zieht die verblüffende Sicherheit der Form an, mit der er jedem Menschen-antlitz eine fast monumentale Bedeutung zu leihen weiß, dabei der höchsten Einfachheit huldigend und felten mehr als Kopf und Hals in den Nahmen bringend. Eine feiner besten Arbeiten stellt einen in's Antike übersehten Serpentintanz zweier duftig gewandeter Schönen dar; mit großen« Geschick ist der Eindruck wirklicher Bewegung dadurch erreicht, daß zwei in entgegen-gesetztem Sinne sich bewegende Tänzerinnen einander gegenüber gestellt sind. In der diesjährigen Sommerausstellung der Secession wird hier wohl das neue Sphinrbild zu sehen sein, das bereits fertig im Atelier steht.
Es schildert eine lebensgroße Sphinx und einen Jüngling, welcher minder klug als Oedipus, die Antwort auf die Näthselfragen schuldig bleibt und dafür von der gefährlichen Dame zu Tode umarmt wird. Eine elementare Macht der Leidenschaft beseelt die Scene; als Colons: greift Stuck zu immer stärkeren und einfacheren Mitteln. Er malt jetzt fast Alles mit Snntonosfarben, Wasserfarben, die sich wie Oelmalerei behandeln lassen und überraschende Leuchtkraft erzielen. Auch der „Krieg" ist mit diesen Mitteln geschaffen.
Stucks Atelier ist vornehm-schön und für den Künstler ungemein charakteristifch eingerichtet. Kein bunter Wirrwarr von Curiositäten und Alterthümern, Alles einfach, nobel und wunderschön in der Farbe. An den Wänden hängen werthvolle Gobelins, und allenthalben sind Abgüsse nach be-sonders schönen Antiken angebracht, deren Venialung Stuck so virtuos aus-führte, daß man recht alte Stücke aus werthvollem Stoff vor sich zu fehen glaubt. Auch etliche feiner Büsten ans der italienischen Renaissance stehen auf Schränken und Truhen.
Das Alles mag wundersam anregen zum Schaffen, und in dem vor-nehmen und behaglichen Milieu wird sich das Talent des Künstlers, der den Sorgen freudloser Brodarbeit sich da so weit entrückt sieht, wohl schön und stetig weiter bilden. Die Art, wie es sich bisher entwickelt hat, leistet Bürgschaft dafür, daß feine Kraft sich nicht verstacht unter dein Eindruck der andauernden Erfolge. Dafür ist sie zu stark und zu gefund und wurzelt zu tief in echter deutscher Volkskraft.

Aus alten Briefen.

Die Familie la Roche und ihr Freundeskreis in den Jahren ! 760—1,780.

von

ti. tzassencamu.

— Düsseldorf. —

„streitig zu den interessantesten Frauengestalten Deutschlands im vorigen Jahrhundert gehört Sophie von La Roche, geb. von Guttermcmn (geb. 1781, gest. 1807), die Iugendgeliebte und langjährige Vertraute Wielands, die mütterliche Freundin Goethes, der sich zu ihrer Tochter Maximiliane schwärmerisch hingezogen fühlte, die Groß-mutter des Dichterpaares Clemens und Bettina Brentano. Ihre eigenen poetischen Werke sind freilich jetzt vergessen und verschollen, unter den Zeit-genossen aber hatte sie ein bedeutendes Aufsehen erregt; sie hatte den em-pfindsamen Roman in der Manier Richardsons nach Deutschland verpflanzt und so wesentlich dazu beigetragen, jene eigenthümliche sentimentale Welt-anschauung groß zu zieheil, die erst mit dem Ausbruch der Revolution ihr Ende gefunden hat. Selbst vielseitig gebildet und dichterisch veranlagt, verrieth sie für alle Gebiete der Litteratur ein reges Interesse und fuchte namentlich mit litterarifch bedeutenden Menschen in Verbindung zu treten; begünstigt und gefördert wurden diefe Bestrebungen durch die häuslichen Verhältnisse; denn ihr Gatte Michael Frank von La Roche, der schon als gesetzterer Mann dem 23 jährigen Mädchen die Hand gereicht hatte, war selbst ein begeisterter Verehrer von Rousseau und Voltaire und hatte namentlich von Biberach aus, wo er seit 1761 die Güter seines Freuudes, des Grafen Friedrich Stadion, verwaltete, mit bedeutenden Männern Süddentschlands und der Schweiz Beziehungen angeknüpft, und als er 1771 als kurtrierscher Kanzler an den Hof des Kurfürsten Clemens Wenceslaus berufen wurde, bildete fein fchön gelegenes Haus in Ehrenbreitstein, wie wir vor Allein

aus der bezaubernden Schilderung Goethes in „Wahrheit und Dichtung" wissen, den Sammelpunkt für alle bedeutenden Männer, die jene Gegend besuchten. Aus diesen vielfachen Beziehungen entwickelte sich wieder ein reger Briefwechsel der Familie mit hervorragenden Zeitgenossen. Vieles von dieser (Korrespondenz ist im Laufe der Jahre untergegangen, gar Manches »nag auch noch vergessen in alten Familienvavieren ruhen, aber auch derjenige Theil des Briefwechsels, zu welchem dem Schreiber dieser Zeilen der Zutritt verstattet wurde — es sind dies die Briefe, die in die Hände von Sovhiens zweitem Sohne übergingen — ist noch außerordentlich vielfeitig und umfangreich. Einiges davon ist fchon veröffentlicht: so hat 1879 von Loeper 44 Briefe Goethes an Sophie aus den Jahren 1774—1780 abgedruckt, uud ebenso hat der Unterzeichnete 100 Briefe Wielands im vorigm Jahre der Oeffentlichkeit übergeben; alles Andere ist noch ungedruckt. Eigenthümlich muthen uns in der Gegenwart, wo ein eleganter Briefstil überhaupt in Vergessenheit gerathen ist, jene formgewandten Gefühlsergüsse aus dem vorigen Jahrhundert an: ein Jeder giebt hier feine ganze Persönlichkeit, und zum Theil sind es höchst interessante Lharakterköpfe, die uns aus diesem Briefwechsel entgegentreten: da lernen wir Julie von Bondeli kennen, Wielands Schweizer Vrant und Nousseaus geistreiche Freundin, ferner I. G. Zimmermann, den berühmten Arzt und Beitreter der Popularphilosophie, I. Iselin, den Baseler Professor und philosophischen Geschichtsschreiber, Carl von Talberg, den späteren Fürstprimas des Rheinbundes, eben so begegnet uns I. R. Lenz, der geniale Frennd und spätere Nebenbuhler Goethes, eine der interessantesten Erscheinungen der Sturm- und Drcmgperiode, der gleichfalls vou Goethes Straßburger Zeit her bekannte Inng-Stilling, ferner das Dichterpaar der Gebrüder Stolberg mit ihrem ganzen Verwandtenkreise, Noie, der Herausgeber des Güttinger Musenalmanachs nnd eigentliche Begründer des Hainbundes, Heinse, der geniale, aber sinnlich veranlagte Verfasser des Ardinghello, der Mainzer Forster, der spätere Anhänger der Revolution, und viele Andere. Wenn wir es daher wagen, die einzelnen Freunde der Familie etwas zu zeichnen und aus ihren ungedrnckten Briefen eine kleine Blumenlese vorzuführen, fo hoffen wir, daß diese Darstellung, bei der wir uns nur auf die Zeit des Biberacher und Loblenzer Aufenthaltes der Familie La Roche, alfo auf die'Jahre 1761—1780 beschränken wollen, ein Spiegelbild der geistigen Bestrebungen dieser Periode darbieten und daher auch des allgemeinen Interesses nicht ermangeln wird.

I.

Von vereinzelten Schreiben Wielands abgesehen, hebt unser Briefwechsel erst mit dem Anfange der sechziger Jahre an. Damals war La Roche seinein Freunde, dem Grafen Stadion, nach Schwaben gefolgt und hatte in Biberach die Direction der gräflichen Güter übernommen, Sophie

aber hatte daselbst ihren Jugendfreund und früheren Geliebten, den
Dichter Wieland, als Senator wiedergefunden. Durch Wieland wurde
La Roche, der seither eine wesentlich französische Geschmacksrichtung be-
sessen hatte, in die deutsche Litteratur eingeführt; durch ihn wurde der
Verkehr der Familie mit seinen Schweizer Freunden augebahnt. Direct
läßt sich dies von Wielands geistreicher Freundin Julie von Bondeli
aus Vern (geb. 1731, gest. 1778) nachweisen. Solange der Dichter
selbst in Bern weilte, hatte er in den Banden dieses Mädchens geschmachtet,
das sich nicht durch Schönheit, aber durch klaren Verstand, hohe Bildung
und eine unvergleichliche Anmuth des geselligen Verkehrs auszeichnete;
als er aber nach Schwaben gekommen war, da hatte er zwar anfangs
noch öfters an Julie geschrieben; bald aber hatten es ihm der anregende
Verkehr in der Familie La Roche und die schönen Augen der Frau von
Hillern, einer Schwester Sophiens, derart angethan, daß Julie in Kurzem
in Vergessenheit gerieth. Diese hielt ihren Freund für leidend und wandte
sich daher am 3. Juli 1762 an Sophie von La Roche, deren Name in
Wielands Briefwechsel oft genannt sein mochte, um sich Nachrichten über
den gemeinschaftlichen Freund zu erbitten. So treten die beiden Frauen
in einen regen Briefwechsel, der bis zu Iuliens Tode fortdauerte.
Ein vorzügliches Unterhaltungsthema in Iuliens Correspondenz bilden
Nachrichten über jenen großen Franzosen, der durch seine Schriften in den
Ideen und Anschauungen der gebildeten Welt eine völlige Umwälzung
hervorrief; wir meinen Jean Jacques Rousseau. Julie von Bondeli hatte
Noussecms Hauptwerke, die neue Heloise und Emil, im Anfange der
sechziger Jahre studirt, und unter dem Zauber dieser Werke hatte sie in
Briefen an Freunde ihrer mächtigen Erregung und ihrer Verehrung
für den Autor offen Ausdruck gegeben. Rousseau war von ihren An-
schauungen in Kenntniß gesetzt worden und hatte daraufhin mit der Berner
Dame selbst eine Correspondenz eröffnet, auf Grund deren der französische
Philosoph schon am 12. October 1763 schrieb: Mademoiselle Bondeli ver-
einigt in sich, was sich selten findet: Gründlichkeit und Schönheit der
Darstellung, Richtigkeit und Anmuth, den Verstand eines Mannes und den
Geist einer Frau, die Feder Voltaires und den Kopf Leibnizens." Da
Rousseau 1762 in Motiers bei Neufchntel Unterkunft fand, fo bot sich für
Julie auch die Gelegenheit, bald näher mit dem hervorragenden Talente
bekannt zu werden. Jedoch kam die schon 1762 geplante Zusammenkunft
damals noch nicht zu Stande, und erst 1765 sollte Julie von Bondeli
das Glück haben, persönlich mit dem Dichter zusammenzutreffen. Ihre
Briefe an Sophie von La Roche aber nehmen fast auf jeder Seite Bezug
auf den Genfer Philosophen. Sie sammelt Nachrichten über diesen Mann
und setzt ihre Freundin davon in Kenntniß: so schreibt^) sie ihr am

*) Sophie von La Roche hat selbst die Nachrichten ihrer Freundin über Nonsseau
für so werthuoll erachtet, daß sie einen Theil in ihrem Werte „Mein Schreibtisch",

14. Januar 1763, daß er an seiner Lebensgeschichte arbeite, die aber erst nach seinem Tode herauskommen solle; jetzt verkürze er sich die Zeit damit, daß er Schnürbänder anfertige und unter Clavierbegleitung die Lieder der Savoyardeu singe. Sie berichtet Sophien von dem Besuche des befreundeten Schweizers Kirchberger bei Rousseau, dem der Genfer Philosoph die Fortsetzung des Emil vorgelesen habe. Mit der Entwicklung dieses Werkes kann sie sich übrigens nicht einverstanden erklären; namentlich mißbilligt sie es, daß die Heldin dieses Romanes ihrem Gatten in Paris einen geschlechtlichen Fehltritt gestehe; sie wolle lieber aus die Fortsetzung des Emil verzichten, als Antheil an dem Skandal nehmen, den diese Darstellung veranlassen werde. In einem zweiten Briefe vom 21. September 1765 beurtheilt sie den berühmten Theil des Emil, den man als das „Glaubensbekenntnis; des Vicars" zu bezeichnen pflegt; sie betrachtet diesen Theil als den Nothschrei eines nach Religiosität dürstenden Herzens und bricht eine Lanze für den Verfasser in seinem Kampfe gegen die frivolen Spöttereien der Atheisten, als deren Häupter ihr Diderot und d'Alembert erscheinen. Vor Allem dünkt es ihr lächerlich, daß auch hübsche Pariser Weiber den Philosophen in's Handwerk pfufchen; namentlich das Frauenzimmer fei auf den Gottesglauben angewiesen. Einen Monat später berichtet Julie wieder über Nousseaus Befinden an Sophie; sie schreibt, er leide fürchterlich und sei gezwungen, am Tage Holz zu hacken, wenn er erträgliche Nächte haben wolle. Einmal durch die Aerzte betrogen, enthalte er sich aller Arzeneien. Seinem letzten Briefe habe er einen Aufsatz über theatralische Nachahmung beigelegt, der einen Theil seines Schreibens an d'Alembert ausmachen sollte, und in dem er dm Standpunkt Platos gegen Dichter und Maler einnehme. Sodann betont sie, das Vergnügen ihres Briefverkehrs mit Rousseau werde dadurch gestört, daß er darauf bestehe, ihr Schmeicheleien zu sagen; dieses philosophische Zuckerwerk eines Rousseau sei ihr äußerst unbehaglich. In einem Schreiben vom 27. März 1766 berührt Julie Nousseaus Reise nach England und entwirft den Plan des zweiten Theiles des Emil, ein halbes Jahr später behandelt sie in ihrem Briefe die Differenzen zwischen Rousseau und dem englischen Geschichtsschreiber Hume, der mit ihm die Reise nach England angetreten, sich aber bald mit dem reizbaren Genfer Philosophen entzweit habe. Rousseau beschwere sich darüber, daß Hume ihn auf die Schulter geschlagen habe, namentlich aber auch über einen seiner Person nachtheiligen Brief, den man dem König von Preußen zufchreibe und den Humes Freunde zuerst gezeigt haben sollten. Julie selbst aber stimmt dem Urtheile derjenigen bei, welche beide Männer für rechtschaffene Charaktere ansehen: Rousseau besitze ein höchst reizbares, durch traurige Erfahrungen unruhig

Leiftzill 1799 II, S. 144—1<>5, 178—180, 189—192, 214—222 anaefülirt hat. Wir beschränken uns auf diejenigen Stellen, die noch nicht gedruckt sind.

gemachtes Herz und eine glühende durch Einsamkeit und zerrüttete Gesund-
heit oft krank gewordene Einbildungskraft; Humes kaltes Herz und stoischer
Geist habe von Rousseaus verfeinerter Empfindung gar keinen Begriff, und
beide könnten daher zu einander möglichst wenig passen. In einem Briefe
vom 26. October 1768 spricht sich endlich Julie der Freundin gegenüber
über Rousseaus Ehe mit seiner Haushälterin aus: „Daß Rousseau,"
heißt es hier, „seine Haushälterin Le Vasseur geheirathet hat, darüber
werden Sie sich in Schwaben ebenso sehr gewundert haben, als wir uns
hier in der Schweiz. So hat sich die Sage erneuert, daß er schon längst
Kinder habe, aber Rousseau betheuert das Gegentheil... Er schreibt darüber
an einen Freund, seine Schwäche vermehre sich mit jedem Tage, und er
könne nur von einer Hebamme oder von einer Gattin gepflegt werden.
Das Wahre von der Geschichte ist, daß seine Frau die Herrschaft über
ihn gewonnen hatte, und sie allein an all den Verdrießlichkeiten Schuld
war, die er überall gehabt. Sie ist ein wahres Waschweib, das immer
klatscht, iinmer unzufrieden ist." So ist Rousseau und die französische
Litteratur der Grundaccord, der in allen Briefen Iuliens angeschlagen
wird; erst in denjenigen Schreiben, die einer späteren Zeit angehören und
daher auch an anderer Stelle besprochen werden sollen, werden andere
Nnterhaltungsstoffe berührt.

Durch Wieland wurde Sophie von La Roche auch noch mit einem
andern Freunde in Verbindung gebracht, mit I. G. Zimmermann (geb.
1723, gest. 1795), der von 1754 bis 1768 als Kreisphysikus in Brugg
in der Schweiz thätig war, dann als königlich großbritannischer Leibarzt
nach Hannover übersiedelte und in dieser Eigenschaft auch 1786 an das
Krankenbett Friedrichs des Großen berufen wurde. Mit diesem Arzte, der
auch durch seine popularphilosophischen Werke „Ueber den Nationalstolz"
und „Ueber die Einsamkeit" einen wohlbegründeten schriftstellerischen Ruf
genoß, hatte Wieland fchon feit seinein Aufenthalte in der Schweiz enge
Freundschaft geschlossen; im Jahre 1762 suchte er seinen Freund für die
Stelle eines Hausarztes bei dem Grafen Stadion zu gewinnen, und als
im Jahre 1768 der Hofrath La Roche schwer erkrankt war, versuchte
Wieland den berühmten Arzt gleichfalls zu einer Reise nach Schwaben
zu bestimmen. Auf diese Weise wurden auch Beziehungen zwischen
Zimmermann und der Familie La Roche angeknüpft und der erste Brief
des berühmten Arztes verseht uns iu den Juli des Jahres 1766, also in
eine Zeit, als aus einem amtlichen Anlasse ein heftiges Zerwürfniß
zwischen dem Dichter und der Familie des Hofraths ausgebrochen war; fo
eng auch Zimmermann mit Wieland befreundet war, in dem Briefe fpricht
er sich offen und rücksichtslos über den Freund aus, der ihm kein Wort
über die zwischen beiden Familien herrschende Verstimmung geäußert,
sondern sich nach wie vor als Vertrauten der Sophie von La Roche
ausgegeben hatte. „Wenn das Vorgehen des Herrn Kanzleidirectors,"

schreibt er hier, „nicht so beleidigend für den Herrn von La Roche, für Sic und den Herrn Grafen Stadion wäre, so würde man darüber lachen müssen; aber so ist, so war und so wird Herr Wieland immer sein, unconseguent, unüberlegt, unbesonnen, aber immer bereit, seinen Fehler einzusehen, und im Grunde des Herzens gutmüthig."

In die Zeit des Viberacher Aufenthalts der Familie von La Roche fällt namentlich auch der Briefwechsel mit zwei fchwäbifcheu Pastoren, dem Diakonus Brecht er aus Schwaigern und dem Pfarrer Merck von Ravensburg. Brecht er hatte ursprünglich ein geistliches Amt in Biberacli innegehabt, seine Berufung hatte in jener Zeit einen Stnrm im Glase Wasser hervorgerufen, weil ein großer Theil der evangelischen Bevölkerung daran Anstoß nabm, daß — Vrechter in seiner Jugend Hansiuurst bei einem Quacksalber gewesen war. Sophiens Schwager, der Bürgermeister von Hillern, hatte damals trotz dieses kleinstädtischen Tumultes, der Wieland manchen Stoff zu seinen Abderiten gegeben haben mag, diese Berufung durchgesetzt; so kam Vrechter bald in nähere Veziehnngen zu den Familien v. Hillern und La Roche, die auch mit dem Wechsel des Wohnorts nicht aufgegeben wurden. In dem frühsten der erhaltenen Briefe an Sophie läßt sich Vrechter 1763 mit Offenheit über Wieland, sveciell über seine Liebesverirrungen aus, die wir schon 1KN2 zum Gegenstand einer Besprechung in dieser Zeitschrift gemacht haben*). So schreibt er denn am 12. Februar 1763, Wieland wolle jetzt seine kleine Sängerin (Christine Hagel) heirathen, und erklärt, nicht einfältig genug zu fein, zu glauben, daß der Verstand bei einen: Menschen eine so abscheuliche Verrätherei begehen tonne. Wieland sei eben ein Schönheitsphilosoph, und derlei Leute bemühten sich nur, das Schöne in einer Sache aufzusuchen, und das werde ihnen so natürlich, daß sie um ihrer selbst willen auch an ihren Fehlern Schönheiten fänden. So verurtheilt Vrechter das Auftreten des Dichters in dem Verhältnisse zu Christine Hagel auf das fchroffste und erklärt, eine gleich schlechte Rolle habe er in dem Auftritt mit einer anderen jungen Dame, einem Fräulein Vehringer, gespielt. Diese sei ein junges Mädchen voll jugendlichen Feuers gewesen, mit gesundem Verstände und nicht ohne einigen Geschmack, freilich aber unbekannt mit den Gewohnheiten der Welt. Wenn ihr Wieland etwas Artiges gesagt habe, so habe es ihr gefallen müssen, und nach und nach fei sie soweit gebracht worden, daß sie schon mit dem Beifall fertig gewesen wäre, noch ehe er den Mund geöffnet. Dieses von Wieland unterhaltene Wohlwollen sei endlich Zärtlichkeit und Liebe geworden. Kurz, Wieland hätte sich hier sittlicher betragen sollen.

Eine Reihe von Briefen Vrechters aus den Jahren 1769 und 1770 beschäftigt sich mit theologischen Frage» und zeigt, daß Sophie auch diesen Gegenständen Interesse und Verständniß entgegenbringt; ebenso versieht sie

*) „Em Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland', Heft 18l.

den Freund mit neuer Litteratur, sie verschafft ihm den Tristram Shantm
des berühmten englischen Humoristen Sterne, und er hofft, von ihr auch
Joriks Empfindsame Reise sowie den neuesten Roman der französischen
Schriftstellerin Niccoboui zu erhalten; ebenso unterhält sich Brechter mit
Sophie von La Roche über den Charakter ihrer Kinder und bespricht
namentlich die Erziehung ihres ältesten Sohnes Fritz, der von 1769 bis 1771
in Erfurt bei dem Hausfreunde Wieland in Pension war; er ertheilt der
Mutter mehrfache pädagogische Winke und spricht speciell die Vesorgniß aus,
Wieland möchte es unterlassen, den Knaben zur Arbeitsamkeit anzuhalten.
Auch ein zweiter evangelischer Geistlicher, der Pfarrer Merck in Ravens-
burg, unterhielt mit Sophie von La Roche in den Jahren 1769—1771
eine eifrige Eorrefpondenz/ die sich namentlich auf litterarische Fragen er-
streckt. Ueberraschend ist das gesunde Urtheil eines Mannes über Werke,
die bei ihrem Erscheinen ein großes Aufsehen erregten. So meint er von
den 1769 erschienenen „Aussichten in die Ewigkeit" des Mystikers Lavater,
die damals in der Sturm- und Drangperiode viel gelesen und besprochen
wurden, ein Kopf, wie Lavater, folle feine Kräfte, feine Zeit und Mühe
lieber auf etwas Reelleres und Nützlicheres verwenden, als auf derartige
Malereien, die doch auch Nichts weiter feien, als ein angenehmer Roman.
Als im folgenden Jahre Sophie dem Freunde die damals neu erschienene
und viel gelesene „Sommerreise" von I. G. Iacobi sandte, da spricht sich
Merck über dessen tändelnde Poesie hart, aber nicht unwahr aus. Aller-
dings könnten diese Tändeleien die jungen Leute wohl ergötzen, aber doch
wünsche er zum Besten der jungen Leute, daß die munteren Schriftsteller
nicht zu freigebig damit wären. Im demselben Briefe vom 21. April 1770
beurtheilt Merck auch Wielands neueste Schriften, z. B. den Diogenes,
mit schärfen Worten. Freilich enthalte er, wie alle Wielandischen Schriften
viel Gutes, viele munter vorgetragene Wahrheiten, aber müßten denn
wollüstige Auftritte auf das Lebhafteste geschildert, mühten sie bis zu Ende
durchgeführt werden! In ähnlicher Weise läßt er sich im October 1770
über dessen „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens
und Verstandes" aus; hierüber behauptet er, Wieland habe es sich vorge-
setzt, alle Leser, möchten sie wollen oder nicht, zu cynischen Philosophen zu
machen. Und da er die Weiberader im Wesen Wielands, auf die auch
Goethe hinwies, richtig erkannt hat, fo ineinte er, daß, wenn eine Gräfin
Wartensleben oder eine La Roche ihm hierüber Vorstellungen mache, dies
mehr wirken würde als die Kritik aller Kunstrichter.

Eine enge Freundschaft, die sich bis in die neunziger Jahre fortpflanzte,
verknüpfte Sophien mit einem Hofbeamten des Stuttgarter Hofes, einem
Herrn von Tur, der sich in seinen Briefen als ein hochgebildeter, kennt-
nißreicher Mann erwies. Ihm sandte Sophie nach der Sitte der damaligen
Zeit namentlich die Briefe der Julie von Nondeli, und fo sehr ihn cmch
das Feuer und die Lebhaftigkeit dieser Eorrefpondenz erfreute, fo wurde er

dach tief bestürzt, als er aus ihnen die Wahrnehmung heraus las, daß Frau von La Roche Willens war, ihren Aufenthalt dauernd in der Schweiz zu nehmen, und daß ihr Julie zu diesem Zwecke Morat ausersehen hatte. „Ist es denn nicht genug," ruft er aus, „daß in der Schweiz eine Julie wohnt, warum will man denn Schwaben seine Sophie entziehen'. Ich hielte davor, man sollte jedem Land sein vorzügliches Frauenzimmer lassen." In demselben Briefe des Jahres 1768 finden sich auch interessante Notizen über ein Zusammentressen, das Herr von Dur mit der bekannten schlesischen Naturdichterin, Anna Louise Karsch, 1764 zu Berlin gehabt hatte.

Auch mit der Tochter des Grafen Friedrich Stadion, mit der Gräsin Maximilian e (geboren 1737), stand Frau von La Roche seit den sechziger Jahren in Briefwechsel. Wiewohl Wieland selbst diese Dame, die zuerst Stiftsdame, dann Aebtifsin des freiweltlichen Reichsstiftes von Nuchau geworden war, im „Neuen Amadis" wegen ihrer Anmuth und ihrer Begabung verherrlicht hatte, so verräth ihre Correspondenz doch nicht besonderen Geist; jedoch zeigt auch sie, daß sie den litterarischen Bestrebungen ihrer Zeit huldigt. Sie hat von der Freundin Gedichte von I. G. Iacobi entliehen und erklärt, daß sie auch Wielands „Idris und Zenide" mit großem Interesse gelesen habe; freilich sei sie keine tonangebende Mchterin, doch werde sich der Dichter wohl nicht darüber ärgern, daß sein Buch ihr gefallen und ihr unsäglichen Genuß bereitet habe. Auch spricht sie in diesem aus dem Jahre 1768 stammenden Briefe die Hoffnung aus, daß alle Stiftsdamen zu der gleichen Anschauung kämen, ein Beweis, daß der Dichter des neuen Amadis auch in den adeligen Nonnenklöstern keine unbekannte Lektüre darstellt.

In das Ende der Biberacher Periode, wahrscheinlich in die ersten Monate des Jahres 1771, fällt noch ein Brief, den Herr C. von Dalberg an Sophiens Gatten gerichtet hat. Der Schreiber, der damals noch ein simpler Capitularherr war, später aber als Statthalter von Erfurt, Kurfürst von Mainz lind Fürst-Primas des Rheinbundes eine der hervorragendsten Stellen in Deutschland einnehmen sollte, zeigt sich in diesen, Schreiben als ein toleranter, hochgebildeter und von der Aufklärungsphilosophie nicht unberührter Monseigneur. Er beglückwünscht Herrn von La Roche zu seiner Ernennung als kurtrierischer Kanzler und fügt hinzu, daß in dieser Zeit, wo die geistlichen Fürsten so manche Dummheit begingen, es tröstlich sei, sie auch eine gute und schöne Handlung ausführen zu fehen, und diese bestehe darin, einen Mann von so hervorragenden Fähigkeiten an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Sodann kommt er auf seine eigene Thätigkeit zu sprechen und betont, daß er zwar viel gearbeitet, aber Nichts zu Wege gebracht habe! so gelte auch für ihn der Satz „tow <iis IkboiÄntS8 uid.il oer,iniu.8". Endlich erwähnt er, daß Wieland, der ungefähr zwei Jahre früher nach Erfurt verzogen war, in eine Intrigue ver-

wickelt worden sei; hierbei habe er gezeigt, daß er weder Höfling, noch Philosoph, sondern nur Dichter sei*).

II.

Das Jahr 1771 ist aus mehr als einem Grunde für die Familie La Roche bedeutungsvoll. Im Frühlinge dieses Jahres siedelte nämlich der Hofrath als kurtrierischer Kanzler nach Ehrenbreit stein über und schloß sich damit jenem Kreise gebildeter Männer an, der sich um den pracht- und kunstliebenden Kurfürsten Clemens Wenceslaus, „den Sohn und Enkel der sächsischen Auguste", geschaart hatte. In demselben Jahre wurde aber auch der Erstlingsroman der Sophie von La Roche, die Geschichte des Fräuleins von Sternheim, mit einer Vorrede Wielands herausgegeben, und Sophie trat damit in die Reihe der deutschen Schriftsteller ein; endlich veröffentlichte 1771 ihr Gatte anonym die Briefe über das Mönchwesen, die in Deutschland vielseitiges Aufsehen erregten und schließlich auch die Ursache zu seinem Sturze werden sollten. Seitdem Sophie in den Bund der Schriftstellerinnen aufgenommen war, wurde sie von den verschiedensten Seiten durch den Beifall gleichgestimmter Seelen freudig überrascht: eine Reibe litterarischer Größen trat zur ihr in Beziehung, und die Beurtheilung ihres Werkes bildet den Grundstoff der brieflichen Unterhaltung. So gibt Sophiens alte Schweizer Freundin Julie von Bondeli über den ersten und zweiten Theil der Sternheim ein Urcheil ab, das die Adressatin selbst später in ihrem Buche „Mein Schreibtisch" **) abgedruckt hat. Interessant sind diese späteren Briefe der Bondeli auch durch die Beurtheilung eines Mannes, der im Leben Goethes ebenfalls eine Rolle gespielt hat; wir meinen Leuchsenring, jenen eigenthümlichen aus Sentimentalität und Aufklärung, aus Frömmigkeit und Scheinheiligkeit gemischten Eharakter, den Goethe in Pater Bren verspottet hatte. Leuchsenring, der damals Hessen-dannstädtischer Hofrath war, hatte 1771 die Familie von La Roche in Ehrenbreitstein aufgesucht und weilte gerade damals im gastlichen Hause, als auch Wieland dort zu Besuch war. Da Leuchsenring gerade damals eine Reise nach der Schweiz geplant hatte, hatte er sich zu dem Zwecke Empfehlungsschreiben an Julie von Bondeli geben lassen und die geistreiche Dame in Bern aufgesucht, die aber sein Wesen mit dem Instincle eines begabten Weibes durchschaut hatte. Selbst Goethe rühmt in „Wahrheit und Dichtung", daß Leuchsenring einige Schatullen inter-

*) Auf welche Intrigue hier Dalberg anspielt, ist nicht sicher; wahrscheinlich ist die Indiscretion gegen die mit Dalberg befreundete Gräfin von Waitenileben gemeint, auf die auch ein Brief Wielands an Sophie von La Noch« vom 2. April 1771 an« spielt, S. den von mir herausgcgebnen Briefwechsel Wielands (Stuttgart 1894, S. 236).

*») „Mein Schreibtisch". Lpz. 1799, S. 286—292 u. 293—303.

essanter Briefe bei sich getragen und vorgelesen habe; namentlich habe er Briefe der Vondeli als besonderen Schatz bei sich geführt. Aus einein Schreiben des Jahres 1775, das Julie an ihre Freundin Sophie gerichtet hat, erfahren wir Genaueres über die eigentümliche Art, wie sich Leuchsenring in den Besitz dieser Briefschätze zu setzen wußte. Hier sprach sie offen ihre Meinung dahin aus, daß der genannte Herr ihr endlich einmal die Briefe zurückgebe, die sie schon oft und immer vergeblich verlangt habe; immer habe er Ausflüchte gemacht und die Schriftstücke (es waren vornehmlich Briefe von Sophie von La Roche und von Rousseau) nicht zurückgesandt.
In einem Schreiben desselben Jahres schreibt Julie auch ein interessantes Urtheil über Goethes Götz und Goethes Werther. „Bei diesem Drama" — so äußert sie sich über den Götz — „glaubte ich Shakespeare wieder auferstanden. Welche Stärke und Simplicität im Ausdrucke! Welche Bestimmtheit in der Darstellung eines Charakters, der uns so fremd und zugleich in einem Schauspiele so schwer zu zeichnen ist! In dem Roman — fo urtheilt sie über den Werther — fand ich einen zweiten Rousseau, mit einem stärkeren, ein wenig harten Eolorit, mag dies nun vom Verfasser, von der Sprache oder vom Nationalcharaktcr herrühren. Aber es ist doch immer das Werk des Genies, daher ich es noch oft lesen, aber jedes Mal neue Schönheiten bemerken werde, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. . . . Aber den Selbstmord predigen, ist gefährlich, wenigstens eine Unschicklichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, zu der man Niemand Veranlassung geben sollte."
Der letzte erhaltene Brief Iuliens an Sophie fällt in's Jahr 1777, alfo in das letzte Jahr ihres Lebens; auch diefer ist fehr interessant, weil er eine Reihe von ansprechenden Einzelheiten über eine Reise des Kaisers Joseph II. in die Schweiz darbietet.
Eine langjährige Freundschaft verband auch die Familie La Roche mit dem Baseler Professor Isaat Iselin (geb. 1728), dem berühmten Verfasser der Philosophie der Geschichte der Menschheit, und drei seiner an Hofrath La Roche gerichteten Briefe sind noch erhalten. Im ersten verwendet sich Iselin für ein ^pfer des Fanatismus und des Parteigeistes, einen Schweizer Nathsherrn, der zum Verlassen der Heimat gezwungen war; bei dieser Gelegenheit zieht der Baseler Professor eine eigentümliche Parallele zwischen den katholischen Ländern am Rheine, wo sich, namentlich dank La Roches wohlthätigem Einflüsse, ein glückliches Licht der Aufklärung verbreite, und der Schweiz, wo die Finsternih immer dichter werde. In einem zweiten hochinteressanten Briefe vom 12. Januar 1772 verherrlicht er den Hofrath als einen Mann, der alles Gute zu umfassen, aber nur dasjenige auszuführen suche, was wirklich durchführbar fei: für ihn gelte das Wort: „^ern^it tr»nhu!l!n, i)otß8tl>8, yuock violenw uL^uit! Namentlich aber verräth ein Urtheil, das Iselin über die Zukunft der Culturländer 17 Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution gefällt hat, eine förmliche Divinationsgäbe. „Ich habe," heißt es hier, „gegründete Ursachen, zu glauben.

daß uns erstaunliche wirtschaftliche Erschütterungen und Revolutionen bevorstehen, und daß nur durch diese Revolutionen das zu der allgemeinen Wohlfahrt so nöthige Gleichgewicht der Stände und Berufe wieder hergestellt werden wird. Ich glaube deshalb, daß das Finanzsystem von Frankreich, England und Holland in weniger als dreißig Jahren gänzlich zu Grunde gehen muß, und daß erst nach einer gänzlichen Wiedergeburt diese Staaten und nnt ihnen auch alle anderen in eine Hoffnung gemthen werden, die sie einer wahren Glückseligkeit fähig machen wird. Das Übergewicht der Handelschaft ist so sehr angestiegen, daß Alles in Unordnung gerathen muß. Aus dieser Unordnung muß täglich mehr Elend entstehen, und endlich muß Alles über den Haufen fallen, weil die Pyramide unmöglich wird auf der Spitze stehen können." Wer kann diese Darstellung lesen, ohne sich nicht an das ähnliche Bild des Abb6 Si6yes vom dritten Stande zu erinnern! Zwei Jahre später sendet Iselin dem Hofrath La Roche das für die Geschichte der Pädagogik bedeutsame Elementarwerk Vasedows, das auch das Interesse des Schweizer Pädagogen mächtig erregt hat, und das er gern in seiner Vaterstadt zur Ausführung bringen möchte. In demselben Briefe bringt Iselin, der im vorigen Briefe noch den Diaconus Brechter für den Autor der Mönchbriefe gehalten hatte, dein Hofrathe als dem Verfasser nnd dem muthigen Verfechter von Wahrheit und Tugend seine Huldigung dar.

Diese Mönchbriefe spielen auch in dem letzten Schreiben eine Rolle, das der alte Biberacher Freund, der Diaconus Vrechter, kurz vor seinem 1772 erfolgten Tode an Sophie von La Roche gerichtet hat. Nrechter hatte nämlich das Manuscnpt dieser Briefe von dein Hofrath erhalten und es einer Durchsicht nach der formellen Seite unterworfen; von ihm war es sodann dem Buchhändler zugestellt und ohne Namen des Verfassers veröffentlicht worden. In Folge dessen war Vrechter allgemein für den Verfasser der Briefe gehalten und deshalb bei seinem Patronatsherrn verdächtigt worden. Ueber die damals angestellte Intrigue spricht er sich in diese»» Schreiben ausführlich aus.

Selbst der Verleger der Münchbriefe, der als Buchhändler, Maler und Idyllendichter bekannte Salomon Geßner (geb. 1730, gest. 1788), kannte nicht den wahren Verfasser, er wandte sich deshalb im October 1772 an La Roche und bat ihn, da er der vertraute Freund des verstorbenen Vrechter gewesen sei, ihm bei der Auffindung des Mannes behilflich zu sein, dem die Fortführung der Mönchbriefe anvertraut worden sei. So sorgfältig hatte La Roche sein Incognito zu wahren gewußt.

Die Veröffentlichung der Sternheimbriefe brachte Sophie von La Roche mit einem der bedeutendsten Dichter der Sturm- und Trangperiode, mit dem Freunde und Nebenbuhler Goethes, Iac. Neinh. Lenz (geb. 1751, gest. 1792), zusammen, und es bilden daher Sophiens schriftstellerische Productionen ein häufiges Unterhaltungsthema in deni die Jahre 1775 und 1?7ti

umfassenden Briefwechsel. „So lange," schreibt er gleich im ersten Briefe, „konnten Sie zusehen, daß Ihre Sternheim unter fremdem Namen, möchte ich beinahe sagen, vor der Welt aufgeführt wurde und mit halb so vielem Glück, als wenn Jedermann gewußt hätte, aus welchen Händen dieses herrliche Geschöpf entschlüpfte! O wahrhaft starke Seele! Müssen doch Männer vor Ihnen erröthen und erzittern!" In demselben Briefe weist Lenz darauf hin, daß der Verfasser der „Komischen Erzählungen", nämlich Wieland, der die Sternheimbriefe herausgab, keine Empfehlung für einen Engel des Himmels gewesen sei, der auf Nofengewülben hinabsank, um die menschliche Gesellschaft in die Tugend verliebt zu machen. Nichtig habe er geahnt, daß Wieland nur die Noten und die Vorrede gemacht habe; diese seien seiner würdig. In einem zweiten Briefe bedankt er sich für die Charakteristik des Haupthelden in einer ihrer Erzählungen, die Erdbeben in seinen Empfindungen erregt habe. Von einer zweiten Erzählung der Schriftstellerin, „Die Gouvernante" betitelt, erbittet er sich die deutsche Ausgabe, da ihr deutscher Stil so viel Grazie habe, was auch der verhaßte Wieland in seinen Vorreden darüber zu erinnern habe. Auch von einem dritten Werke, das erst 1779 unter dem Namen „Rosaliens Briefe" im Drucke erschien, hatte sie ihm einzelne Abschnitte übersandt; er bittet sie daher, gütigst mit den Sendungen fortzufahren; denn welchen Tag, welche Sonne breite sie in feinem Herzen damit aus!

Im Mai 1765 sollte Goethe mit Sophien zusammentreffen, und im Hinblick auf die erwartete Begegnung fpricht sich Lenz in folgender Weise aus: „Wenn Goethe bei Ihnen ist. so möchte ich ein Viertelstündchen zuhorchen. Warum lassen Sie ihn denn so viele Operetten machen? Freilich kann mein kaltes Vaterland großen Anlheil daran haben, daß ich mehr für das Bildende, als das Tönende der Dichtkunst bin. Doch kann ich auch weinen bei gewissen Arien, die mir an's Herz greifen, und verloren bin ich, wenigstens in jeder Gesellschaft von gutem Ton, wenn sie gerade die Stimmung meiner Situation treffen. Wenn Sie denn doch seine Muse sein wollen, so verführen Sie ihn in ein großes Opernhaus, wo er wenigstens Platz für feine Talente finden könnte, wenn man es erst von Metastasios Spinnweben rein ausgefegt hätte." In, Juli des gleichen Jahres traf Lenz wiederum mit Goethe, als dieser sich auf der Schweizerreise befand, zusammen und schrieb über das Zusammentreffen: Ich habe mit Goethe Göttertage genossen, von denen sich Nichts erzählen läßt. Sie werden ihn, meine ich, nun bald selbst sprechen."

Daß Lenz in diesen Briefen ungünstig über Wieland urlheilt, geht schon aus den angeführten Stellen hervor. Sophie scheint in ihren Antworten den Jugendfreund einigermaßen in Schutz genommen zu haben und weiß auch das Herz des jungen Stürmers und Drängers zu rühren. „Um Wielands willen," schreibt er, „bitte ich Sie auf ineinen Knieen, fagen Sie mir Alles, was zwischen ihm und Ihnen jemals vorgefallen ist. Ich

möchte dem Mann nicht Unrecht thun, und, wenn ich ihn gar zu hart gestoßen habe, und er eher Mitleid verdient, ihm gern wieder Genugthuung geben." In einem spateren Briefe spricht er dann noch einmal die Hoffnung aus, Wieland genauer kennen zu lernen und so zu seinem Vortheile ausgesöhnt zu werden.

Auch über seine eigene Schriftstellerthätigkeit macht Lenz mehrfache interessante Angaben. So schreibt er, daß er an einer Schulmeisterchrie in Knittelversen arbeite, die in der neuen Güttinger Zeitschrift Boies — gemeint ist sein „Deutsches Museum" — veröffentlicht werden sollte. Von seiner Komödie „Die Soldaten" bemerkt er, daß sie jetzt in Herders Händen ruhe, und erklärt, daß hier eine Gräsin La Roche vorkomme, der er Etwas von dem Charakter der Adressatin zu geben versucht habe. Auch in einem späteren Schreiben empfiehlt er der Freundin, die „Soldaten" zu lesen und betont sein Bestreben, die Stände so darzustellen, wie sie sind, nicht wie Personen aus einer höheren Sphäre sie sich vorstellen. Dagegen bezeichnet er seinen Menoza als ein übereiltes Stück, an dem Nichts als die Idee schätzbar sei.

Auch beschäftigt sich Lenz in den Briefen an seine Freundin mit Vorliebe mit seinem eigenen „Ich". Er weiß wohl, daß die Natur es für gut befunden hat, eine tüchtige Dosis Leichtsinn für ihn aufzuheben, und erklärt, diefe Unbesonnenheit sei ihm oft eine unentbehrliche Wohlthat gewesen. Anderseits rühmt er seine Verschwiegenheit; er habe keine Maitresse, vor der er plaudern könne, und er kenne keine Erziehungen des Herzens, als vor Gott, bisweilen auch an dein Busen seines Goethe, der freilich viel von ihm wisse. So liefern die Briefe von Lenz eine wichtige Ausbeute für die Sturm- und Drangperiode.

Dagegen läßt uns der Briefwechfel mit der Gräsin, Maximiliane Stadion, der auch in die Coblenzer Zeit hinüberspielt, und mit ihrer älteren Schwester, Marie Anna Gräfin v. Schall, einen tiefen Blick in die theilweise recht wurmstichigen Verhältnisse des süddeutschen hohen Adels thun. Gräsin Maximiliane Stadion, die 1775 zur Aebtissin von Buchau gemacht worden war, hatte für diese Standeserhöhung in der Wiener Hofkanzlei 380 fl. bezahlt und sich bei dieser Gelegenheit in ihrer neuen Würde dem Kaiser vorgestellt; von da schrieb sie im September an ihre Freundin Sophie: „Es ist wahr. Groß und Klein liebt mich, beachtet mich, fetirt mich," aber sie fügt auch hinzu, Wien wirke schrecklich verheerend auf ihre Börse und ihre Gesundheit. Dann entwirft sie ein Programm von der anstrengenden Thätigkeit der letzten Tage, in denen Theater, Diners, Bälle sich in ödem Einerlei jagen. Sie bemerkt, daß sie als Begünstigte des Herzogs Albert gelte; auch bei der Kaiserin sei sie warm empfohlen, doch fürchte sie ein Schwinden ihres Einflusses, weil sie nicht bigott sei, und die Bigotterie ini Lande zunehme.

Ihre Schwester, Maria Anna, Gräfin Schall (geb. 1727),
hatte sich von ihrem Gatten getrennt und war daher von ihren Verwandten
gezwungen worden, in einem Kloster in Parma ihre Zuflucht zu suchen;
von hier aus richtete sie 1779 an Sophie mehrere Briefe, in denen sie
die Freundin mit dein Auftrage betraute, bei dem Gatten und dem Sohne
darauf hinzuwirken, daß diese die Bezahlung ihrer Schulden übernähmen.
Sophie scheint sich mit Tact und Geschick der unangenehmen Mission ent-
ledigt zu haben, wenigstens versichert ihr die Gräsin den aufrichtigsten
Dank und die stete Ergebenheit.
Bald nach der Veröffentlichung ihres Sternheim-Nomanes war Sophie
auch zu jenem mystisch-religiösen Volksschriftsteller Ioh. Heinr. Iung-
Stilling (geb. 1740, gest. 1817) in Beziehung getreten, dessen Lebens-
beschreibung bald das Lieblingsbuch der Stillen im Lande werden sollte.
Der erste der vorhandenen Briefe fällt allerdings erst in's Jahr 1779;
derselbe hat eine besondere Wichtigkeit durch die scharfe, aber nicht un-
gerechte Kritik der Sturm- und Drangperiode. Nachdem sich der Schreiber
nach Goethe erkundigt, den er in Stratzburg kennen gelernt hatte, schließt
er die allgemeine Bemerkung an: „Ach, möchten doch unsere großen Geister
weniger Genies und mehr edle deutsche Männer sein, die ihre Riesen-
schultern, ein jeder in seinein Theil, dein schwankenden Vaterland unter-
stützen möchten. Ich kann des Klagens nicht satt werden, wenn ich so
überschaue, wieviel die Schriften vieler unserer Modeschriftsteller verdorben
haben; eine grenzenlose Empfindelei ohne Empfindsamkeit gegen das Wahre,
Gute und Schöne, ohne Ueberwindungskraft gegen das Falsche, hat sich
der Herzen der Jünglinge durchgehends bemächtigt. Einer geht hin mit
warmem Enthusiasmus und bewegt den Fürsten zu einem empfindelten
Plan verbesserter Oekonomie; kaum beginnt er die Ausführung, so schwankt's
schon in der Praris, ihn rührt ein adliges Mädchen, er vermag nicht
gegen die Leidenschaften zu kämpfen, er entführt sie. Ein Anderer zer-
denkt sich im Reich der Phantasie, schafft sich fruchtbare Ideale von
Schönheit, tragisches Licht durchglänzt seine empfindsame Seele, er erhitzt
immer mehr und mehr seine Schöpferin, wird endlich rasend und sucht
den Tod; Andere toben in philanthropinischer Naserei. Gott weiß, was am
Ende aus dem allein wird, lauter Seifenblasenhascherei. Sehen Sie,
hochgeschätzte Frau! So wollt's mir durch den Kopf, wenn ich mir Goethe
und Compagnie denke, wie lieb ich ihn habe und ein wie großer Kopf
er ist."
Am Ende der siebziger Jahre knüpft sich auch der Briefwechsel
zwischen Sophien und einzelnen bedeutenden Mitgliedern des Göttinger
Hainbundes, den Grafen Friedrich Leopold und Christian v. Stolberg,
an. Zunächst sandte Sophie ein Schreiben an den jüngeren der beiden
Dichterjünglinge, das Graf Fritz Stolberg (geb. 1750, gest. 1819) am
8. September 1778 mit überschwänglichen Worten beantwortet. Sophiens

Vrief muthet ihn an, wie die Erscheinung eines guten Geistes einer anderen Welt, und doch erscheint er ihr wieder so freundlich und so traulich, wie ein Freund, der iu seine Hütte trete. Das habe er nicht gedacht, daß, als er mit Rührung die Geschichte des Fräulein u. Sternheim gelesen, die Verfasserin dieses Buches ibm auf Flügeln eines lieben Briefes einen Besuch von dem Rheine nach der Ostsee machen werde. Zur Erinnerung an seine seeländische Heimath verspricht er ihr, ein Grashälmchen von Odins Hügel zu senden, und hofft, mit ihr noch ein Rebenblatt an den Gestaden des Rheins zu pflücken und aus voller Seele sich des Wonnebechers zu freuen, den Gott an den Ufern dieses Stromes seinen Lieb» lingen bereitet habe. Zugleich aber richtet er auch an sie die Aufforderung, das wogenumraufchte Seeland zu besuchen. „Fürwahr," fügt er hinzu, „es ist der Mühe werth, eine Wallfahrt zu thun, um das Meer zu fehen und seinen Gesang zu hören."

Durch F. L. Stolberg wurde auch Sophie von La Roche mit seiner Schwester, der schönen Gräfin Emilie Schimmelmann, der Gattin des mit Schiller befreundeten Grafen Schimmelmann, vertraut. Diese bietet in einem Briefe vom März 1779 unserer Schriftstellerin direct die Freundschaft an und will dazu beitragen, den Verlust der Julie von Vondeli zu ersetzen; sie unterhält sich mit ihr über die Bücher, die sie gelesen hat oder weiter lesen will; sie bittet den Hofrath, trotz seiner zahlreichen Geschäfte, an die Fortsetzung der Mönchsbriefe zu denken; bei aller Arbeit finde sich doch vielleicht die Möglichkeit, ein Stündchen dem Nutzen seiner Mitbürger zu opfern. Als Sophie dieses Schreiben beantwortete, erschien der Gräfin Eniilie die Antwort so willkommen, wie „ein frischer Trunk Wasser nach einer langen Reise durch eine dürre Sandwüste". Sophie hatte ihr den Vorsatz ausgesprochen, demnächst nach Hamburg zu reisen. Emilie hofft, die Freundin werde den Plan erweitern und von da über Lübeck auf Oceans Fluchen zu ihnen nach Seeland eilen; hier würde sie Personen finden, welche ihre Bekanntschaft und Freundschaft zu den größten Glückseligkeiten zählen würden; namentlich würde F. L. Stolberg, der augenblicklich sich in der Nähe von Hannover befände, ihre Bekanntschaft anstreben. Nur kurze Zeit sollte Sophie diese Freundschaft genießen, denn schon im Winter des Jahres 1779 erkrankte die junge Gräsin Schimmelmann an einem Lungenleiden, dein sie im Jahre 1780 erlag.

Wesentlich mit dein Ableben dieser Schwester beschäftigt sich ein Brief des anderen Bruders, des Grafen Christian zu Stolberg (geb. 1748, gest. 1821). „Ach, unsere Emilie," so schreibt er am 11. Januar 1789, „ist krank, sehr krank; zwar haben die Aerzte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, aber nur noch ein glimmender Docht der Hoffnung ist übrig geblieben." Und er schickt Sophien gleichzeitig mit dem Briefe eine Hymne, die er für Emilien an die Göttin der Genesung gemacht habe. In einem zweiten undatirten Schreiben schildert er ihr Ende. „Ich habe sie sterben

sehen, die Gerechte, habe sie langsam sterben sehen, keinen Augenblick ist sie ungeduldig gewesen, immer den Himmel in ihren Augen.

Auch eine andere Schwester der beiden Dichter, Gräfin Auguste Stolberg, die als Seelenfreundin Goethes eine große Rolle gespielt hat, läßt sich bei dem die Familie betreffenden Unglücksfalle hören: in einem allerdings nur fragmentarisch erhaltenen Briefe schildert sie gleichfalls die letzten Lebensstunden der Schwester. Zugleich richtet August Stolberg in, Namen Klopstocks an Frau von La Roche die Anfrage, ob sie gewisse Corresvondenzen von F. H. Iacobi über Goethe und Woldemar besäße; von diesen wünsche er gern Einsicht zu nehmeil. Gerade damals war nämlich Goethe in Ettersburg über den Woldemar von Fritz Iacobi hergefallen, und auf die nunmehr entstandene Fehde bezieht sich die Anfrage der Gräsin Auguste.

Der Streit zwischen F. H. Iacobi und Goethe wird auch in dem Briefwechsel mit Heinr. Christ. Boie (geb. 1744, gest. 1806), dem bekannten Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, berührt, der seit 1779 mit Sophien in Korrespondenz tritt. „Iacobi," schreibt er hier, „weiß die ärgerliche Anekdote aus Weimar über Woldemar; er will ihr auf den Grund kommen, und wenn sie wahr ist, dann kann ein Bruch zwischen ihm und Goethe nicht fehlen; mir thut es leid, daß Goethe nicht ist und nicht sein will, wie er sein könnte . . . Bewundern kann ich ihn, aber lieben nicht mehr." Dagegen ist Boie stolz darauf, zwei Edle mehr in der Welt zusammengebracht, Fritz Stolberg und Fritz Iacobi zu Freunden gemacht zu haben; da Iacobi seine Kinder in Wandsbeck besuchen wolle, so werde sich demnächst das Zusammentreffen erneuen.

Damals hatte gerade Sophie ihren neuen Roman, „Rosaliens Briefe" in die Welt geschickt, und auch darüber spricht Boie sein Urlheil aus: „Ich bin," bemerkt er, „kein Kunstrichter, aber Sie wollen auch kein Urtheil der Kunst, sondern nur den Eindruck wissen, den Rosaliens Briefe auf mein Herz gemacht haben, und da kann ich Ihnen fagen, daß ich seit lange Nichts gelesen habe, was mein Herz so rief bewegt und angezogen hat. Im November des Jahres 1779 sendet er drei Exemplare von Stolbergs Gedichten für die Schriftstellerin, ihren Gatten und den Conferenzminister von Homvesch, er meldete ihr den Tod von I. H. Sturz in Bremen, seinem treuen Mitarbeiter am „Deutschen Museum", auch berichtet er hier über einen Brief Wielands und kritisirt ein Gedicht Ehristian Stolbergs. Ein späterer Brief Voies ist zu Seelust, auf dem Gute des Grafen Schimmelmann abgefaßt; er malt hier der Freundin sein bewegtes Leben, seine vielfältigen Reifen in, Frühjahre; unter Anderem habe er den Ueberfetzer Homers, seinen Schwager Voß in Otterndorf, besucht; Sophie kenne bedauerlicher Weise diesen Schriftsteller nicht von der glänzendsten Seite, da seine Odyssee leider nicht erscheine; Boie aber erklärt, sie ganz gelesen und den Homer nie so verstanden zu haben, wie in diesem deutschen Gewände. Im nächsten

Musenalmanach würden neue Idyllen von Voß erscheinen, die auch ihren
Beifall finden würden.
Sodann entwirft er ein bezauberndes Bild von dem Verkehr in der
Stolberg'fchen Familie; auch Sophie müsse einmal dorthin reisen. Seeland
sei eins der schönsten Lander Europas, und die Nachbarschaft des Meeres
gebe Scenen, wie man sie sonst nirgends habe.
Mit dem September des Jahres 1780 war in der Familie La Roche
eine wichtige Veränderung vor sich gegangen. La Roche war seiner Stellung
als kurtrierischer Kanzler enthoben worden, und zwar nahm man aus der
Abfassung der doch schon vor neun Iahreu erschienenen Mönchsbriefe den
Anlaß zu dieser Maßregelung. Doch war diese Absetzung nicht blos eine
versönliche Rancüne, sondern zugleich ein Systemwechsel; denn gleichzeitig
mit ihm hatte auch der Eonferenzminister Freiherr von Hohenfeld sein Amt
niedergelegt. Der schon alternde Kanzler mußte jetzt das Brot der Ver-
bannung essen, Hohenfeld stellte ihm daher seine Wohnung in Speier und seine
Einkünfte zur Verfügung. Boie, der diesen Schlag zuerst von Zimmermann
aus Hannover erfuhr, schrieb der Freundin am 17. October 1780, er habe
nicht Worte genug, seinen Schmerz zu bezeugen, aber er bewundert doch
Sophiens Heiterkeit und La Roches Muth. Trotzdem fühlt er, was sie ver>
loren hätten, ihr Haus, mit aller Freude und allein Frieden darin und der
unbeschreiblich schönen Gegend umher, stehe ihm noch deutlich vor Augen.
I. G. Zimmermann veranlaßte dagegen den russischen Fürsten Orlow
in Paris, sich bei der Kaiserin Cntharina zu Gunsten der Familie La
Roche zu verwenden, und gab der Freundin über seine Bemühung Nachricht.
„Ich habe" — schreibt er hier — „Ihren Fall, so wie er liegt, geschildert;
ich habe nach Kräften den Fürsten gegen die Fanatiker und Schwachköpfe
aufzureizen gesucht, welche Ihr Unglück gesucht, aber (Gott sei Dank) nicht
erreicht haben. Ich fragte ihn, ob er nicht ein Mittel hätte, die russische
Kaiserin zu Ihren Gunsten zu interessiren. Ich sagte ihm, daß es einer
so berühmten Frau würdig wäre, eine ebenso berühmte Frau zu beschützen
nnd zu rächen. . . Eine Gabe, die zu Petersburg geringfügig wäre, könnte
Ihr Glück auf immer machen." Wir wissen nicht, von welchem Erfolg diese
Bemühung begleitet war.
Bald nach der Uebersiedlung nach Speicr wurde der Hofrath von
La Roche von apovlektischen Leiden heimgesucht, die bis zu seiuem Ende
fortdauerten und ihn völlig arbeitsunfähig machten. So rnhte jetzt die Last
der Unterhaltung der Familie wesentlich auf deu Schultern der Gattin,
und während sie früher aus Vergnügen Schriftstellerei getrieben hatte,
wurde jetzt die Schriftstellerei bei ihr Broterwerb, doch mit der nunmehr
zu Tage tretenden Vielsckreiberei wuchs nicht der innere Werth der Schriften,

Auch jetzt pflegte sie eifrig die Beziehungen mit anderen Schriftstellern, aber die Correspondenz bekommt einen anderen Charakter: früher war sie die spendende, gefeierte, jetzt erscheint sie mehr als die bittende, und mancher der litterarischen Freunde, der früher ihre Gastfreundschaft in reichlichem Maße in Ehrenbreitstein ausgenutzt hatte, trug jetzt in feinen Briefen einen gönnerhaften Protectionston zur Schau, der dieser hartgeprüften Frau gegenüber sicher nicht am Platze war.

Das Zeitungswesen im alten Rom.

von

Dtarl Maphoff.

— Dresden. —

eituugeu im alten Rom? Welch' unglaublicher Anachronismus! Zeitungen ohne Buchdruckerpresse? Das kann doch nur eine gesuchte Nedefigur sein, eine unstatthafte Uebertreibuug einer an sich nur wenig berechtigten Analogie, eine jener Modernisirungen, die darum so beliebt geworden sind, weil sie den blendenden Schein einer neuen Auffassung bei längst bekannten Dingen hervorrufen!

Diesen und ähnlichen Einwendungen wird vielleicht schon unsere Überschrift bei Manchem begegnen, der achtlos an dem etwas versteckten Winkel der römischen Alterthumskunde vorübergegangen ist, mit dein die folgenden Zeilen sich beschäftigen*).

Und doch will jene Bezeichnung ganz buchstäblich verstanden sein. Wir haben es mit einer antiken Einrichtung zu thun, die den modernen Namen mit vollem Rechte verdient und, ohne daß ihr Gewalt angethan wird, mit den verwandten Erscheinungen der neueren Zeit in Vergleich gebracht werden kann.

*) Ten vollständigen Nachweis des litteiaiischen Quellenmllterillls, das diesem Aufsätze zn Grunde liesst, findet man bei Emil Hühner Us ßennw» zx^uliiuc ü,,m»i>i «eti,^ in den Iahibb. f. class. Philol. Suvvlemcntband III 557—632; ebendaselbst auch die frühere Litteiatur, aus der die Abhandlungen von Adolf Schmidt in dessen Zcitschr. f. Geschichtswissenschaft (Berlin 1844) Vd. I 303-355 und von Karl Zell in dessen Ferienschriften (Neue Folge 1857) Vd. I 1—248 hervorzuheben sind.

Zeitungen und Tageblätter sind nicht eine Erfindung des modernen
Europa; seit mehr denn tausend Jahren bestehen sie bei dem größten und
ältesten Culturvolke Asiens. Sie sind auch nicht ausschließlich eine Folge
der Vuchdruckerkunst; sie entstanden und blühten Jahrhunderte hindurch, ehe
man Lettern und Druckerschwärze kannte; Redacteure, Abonnenten und Leser
haben einen älteren Stammbaum als Schriftsetzer und Drucker. Die erste
gedruckte Zeitung erschien in der Residenz des chinesischen Kaisers, die
erste geschriebene in dem Rom Julius Cäsars, und vielleicht ist die
Weltstadt an der Tiber überhaupt die Stätte, wo der Gedanke der 3lb-
fassung geschriebener Tagesberichte zuerst gefaßt und verwirklicht wurde.
Zeitungen entstehen überall, wo das geistige Bedürfnis; und die
Möglichkeit der technischen Herstellung vorhanden ist. Heutzutage, wo
in allen civilisirten Ländern das Bedürfnis; einmal geweckt ist, schießen sie
inmitten einer großen Bevölkerung in kaum übersehbarer Masse gleichsam
aus dem Boden empor; wo immer Angehörige gebildeter Nationen von
einigermaßen gleichartigen Interessen sich zusammen finden, da entsteht selbst
in kleinen, ja in den kleinsten Kreisen eine Zeitung, um als Orgau und
als Anwalt der Gemeinschaft zu dienen. Wenn hinten im Westen Rord-
amerikas eine Handvoll unternehmender Männer in uuwirthlicher Wildniß
sich niederläßt, dann pflegt nicht lange, nachdem der Boden urbar gemacht,
die Häuser gebaut und die dringendsten Lulturbedürfnisse der neuen An-
siedelung befriedigt sind, neben der Schule auch die Buchdruckerpresse ihren
Platz zu finden, und alsbald erscheint eine Zeitung, um die innere Ver-
schmelzung der zusammengewürfelten Bewohner zu fördern, für deren Unter-
haltung zu sorgen und den geistigen Verkehr mit der räumlich weit entnickten
Kultur der alten Heimat zu vermitteln. Ja, es wurde einmal berichtet, daß
an Bord eines amerikanischen Dampfers, der eine Fahrt um die Erde machte,
für die Passagiere eine Zeitung redigirt und gedruckt worden sei, die tage-
buchähnlich die Erlebnisse der Fahrt erzählte und außerdem das journalistische
Material verarbeitete, das an jedem Landungsplatz in der Eile sich auf-
raffen ließ, und auf der letzten Mittelmeerfahrt unserer Victoria August«
ist man diesem Beispiele gefolgt. Als im Winter 1870 einige Tausend
französischer Gefangener im Barackenlager zu Uebigau bei Dresden vereinigt
waren, spielten sie nicht nur Theater, um sich zu unterhalten, sie schufen
auch, weil das Vedürfnih da war, eine Zeitung mit dem stolzen Titel Le
Promöthöe, die geschrieben und autographisch vervielfältigt wurde, und es
fanden sich auch Talente, die sie mit heiteren und ernsten Zeichnungen zu
illustriren verstanden.
So kleine Gesellschaftskreise konnten es im Alterthnm nicht sein, in
denen das Bedürfniß nach Tageblättern zuerst empfunden wurde. Dani
gehörte die bürgerliche Gesellschaft einer volkreichen Großstadt, mit einem
vielgestaltigen öffentlichen Leben und einer Volksbildung, die nicht blos auf
die obersten Schichten beschränkt war; dazu gehörte vor Allem das reich

entwickelte und mächtig bewegte politische Treiben innerhalb eines großartigen Staates mit freien Institutionen, welche die Theilnahme aller Bürger herausforderten, und gleichzeitig eine weit gediehene Ausbildung des Schreibwesens und der Technik des buchhändlerischen Betriebes.

Diese verschiedenen Momente waren selten alle vereinigt. In Aegypten und den Weltreichen des Ostens gab es wohl große Städte als Mittelpunkte eines lebhaften Geschäftsverkehrs und einer weitverzweigten Verwaltung, die viele Provinzen umfaßte. Aber es waren Despotien mit rechtlosen Unterthanen und ohne wirkliche Volksbildung. Mit der bürgerlichen Freiheit fehlte auch das politische Interesse, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die wichtigen Vorgänge am Sitze der Regierung; mit der Volksbildung fehlte auch die allgemeine Empfänglichkeit für schriftliche Mittheilungen und die Nothwendigkeit einer raschen Vervielfältigung und Verbreitung des Geschriebenen. Was in den Hauptstädten und in den Provinzen sich Wichtiges ereignete, das brauchten nur die BeHorden und aus deren Berichten die Zerrscher zu erfahren; diese würden die schriftliche Veröffentlichung unter Umständen nicht einmal erlaubt, sondern die Geheimhaltung anbefohlen haben. Für das Andenken des Geschehenen bei der Nachwelt sorgten kurzgefaßte Chroniken, wesentlich auch nur für die Regierenden oder für den Priesterstand bestimmt, der den Negierenden eng verbunden war.

Das Umgekehrte war in den Republiken Griechenlands der Fall. Hier waren, zumal in dem demokratischen Athen, die Angelegenheiten des Staates zugleich die persönlichen Angelegenheiten aller Einzelnen, und es herrschte ein allgemeines, zu Zeiten viel zu heftig erregtes politisches Interesse, das im Vereine mit der verhältnißmäßig guten Schulbildung der Bürger zeitungsähnlichen Erzeugnissen wohl ein empfängliches Publicum hätte zuführen können, und bei der Entwickeln»«, welche zugleich mit dem Aufblühen der Litteratur der Buchhandel genommen hatte, würde man die technischen Schwierigkeiten, die der schnellen Verbreitung solcher Tagesschriftstellerei im Wege standen, wohl übermunden haben. Aber bei der räumlichen Kleinheit dieser städtischen Gemeinwesen hatte man gar nicht nöthig, durch schriftliche Aufzeichnungen über die Ereignisse des Tages sich unterrichten zu lassen. Die tägliche gesellige Berührung, das beständige Leben in der Oeffentlichkeit gestattete eine weit schnellere, wohlfeilere und ausgiebigere Art der Mittheilung. Der wohlsituirte Athener, der die öffentlichen Dinge mit lebhafter Theilnahme verfolgte, war meist in Gesellschaft von Seinesgleichen. Er verlebte den Tag mehr auf der Straße als innerhalb der Wände feines Haufes. Zu allen wichtigen Verhandlungen in der Agora, im Rathe und in den Gerichtssälen, zu den religiösen Feierlichkeiten, zu den Aufführungen in den Theatern und im Odeum war den Bürgern der Zutritt gestattet, wenn nicht pflichtmäßig geboten. Ueberdies gab es mancherlei Vereine, staatlich autorisirt oder zu privaten Zwecken ge-

gründet, in denen Freunde und Bekannte einander häufig sahen, und sonst fanden sie sich zusammen in den Säulenhallen der Gymnasien und Tempel, am Hafen, wo stets ein buntes Menschengewimmel zu Beobachtungen Stoff bot und die Nachrichten aus der Fremde an, frühesten zu haben waren, auf dem Markte, wo die Erzeugnisse des In- und Auslandes feilgeboten wurden und die Männer persönlich ihre Einkäufe zu besorgen pflegten, in den Werkstätten der Künstler, in den Läden der Buchhändler, der Salben-verkäufer und Barbiere, der Schuhmacher und anderer Handwerker am Markte oder vorspringenden Straßenecken, und die Leute vom Lande oder aus den kleineren Städten, die zu den regelmäßigen Wochenmärkten in die Hauptstadt kamen, hatten bestimmte Quartiere, die sie auffuchten und wo man sicher sein konnte, sie zu treffen. An solchen Orten erfuhr man in munterem Gespräch Alles, was das Leben der Stadt in Bewegung brachte. Da wurde nicht blos über die Beschlüsse des Rathes und die Reden in der Volksversammlung eifrig verhandelt — die hatten ohnehin die meisten selbst gehört, nnd die bedeutendsten darunter wurden in der Regel nach-träglich als politische Flugschriften herausgegebeu —, auch Aufsehen er-regende Processe wurden mit leidenschaftlicher Parteinahme discutirt und das Für und Wider einer scharfen Kritik unterzogen, Gegenstände der Kunst und Wissenschaft wurden besprochen', Tagesvorfälle und Anekdoten erzählt und die neuesten Bonmots berühmter Spaßmacher mit frühlichem Behagen in Umlauf gefetzt. Alles, was die Neugier reizen konnte, was zu wissen nöthig und nicht nöthig war, wnßte in kurzer Zeit „ganz Athen", und ganz Athen war, räumlich gemessen, nur von geringer Ausdehnung. Unter diesen Umständen erwachte dort gar nicht das Bedürfnis? nach einer schriftlichen Bekanntmachung der tagesgeschichtlichen interessanten Gegenstände.

In Rom zeigte das politische nud sociale Leben, abgesehen von dem verschiedenen Temperament der Bevölkerung, äußerlich mannigfach ähnliche Erscheinungen wie in Athen, namentlich gegen Ende der Republik. Doch treten einige charakteristische Unterschiede sehr bemerkbar hervor, und diese sind es, die uns das klar machen, worauf es hier ankommt. Sie liegen in den großartigen Dimensionen des städtischen und staatlichen Lebens und in den» nie ganz beseitigten aristokratischen Zuschnitt der republikanischen Staatsverfassung.

Je mehr die Stadt Rom in schnellem Wachsthum aus einer mittleren sich zu einer Weltstadt entwickelte, um so mehr lockerte sich der persönliche Zusammenhang zwischen den politisch berechtigten Einwohnern, bis er zuletzt so gut wie unmöglich wurde. Es kannten sich wohl, die zu derselben Eenturie gehörten, in demselben Bezirke wohnten, aber die Gesammtheit war zu groß geworden und hatte über einen Raum sich ausgedehnt, der einen Ueberblick über das Ganze, nnd nähere Berührungen zwischen den entfernt Wohnenden fast aufhob. Nicht einmal Tagesneuigkeiten, aufregende Gerüchte und dergleichen Dinge, die am schnellsten weitererzählt zu werden

pfleg«i, werde» eine solche Verbreitung gefunden haben, daß sie bald zu
Aller Ohren drangen. Mancher «ivi« Luinanu» mag oft erst lange nachher
erfahren haben, was in einem entfernten Stadttheile sich zugetragen hatte.
Dazu wohnten nicht Wenige auf den: Lande und kamen nur aus bestimmten
Veranlassungen in die Stadt. So konnte man, was für den Vürger von
politischer Wichtigkeit war, nicht den: Zufall der mündlichen Ueberlieferung
überlassen: die Verwaltungsbehörden waren genöthigt, um der raschen und
zuverlässigen Ausführung ihrer Maßregeln willen ein im Laufe der Zeit
sich immer vergrößerndes Heer von Schreibern in Dienst zu uehmen, und
der praktische Sinn der Römer führte schon frühzeitig darauf, obrigkeitliche
Bekanntmachungen auf großen weißen Tafeln — »IKum genannt —
schriftlich aufzeichnen und öffentlich ausstellen zu lassen. Und als das Reich
seine Grenzen immer weiter binausschob und schließlich rings um die
Küsten des mittelländischen Meeres weit über ein Dutzend der reichsten und
größten Länder seine Provinzen nannte, dn strömte alljährlich eine große
Zahl von Römern gerade aus den vornehmen und politisch einflußreichen
Klassen hinaus, um ihr Glück zu machen — die Einen im Gefolge eines
Heerführers, um kriegerifche Lorbeern und Erfahrungen zu sammeln. Andere
als Unterbeamte oder im Hofstaate eines Proconsuls, um zu lernen, wie
man die Unterworfeneu zum Besten der Staats- und noch mehr der eigenen
Kasse zu regieren habe, noch Andere als Touristen, die zum Vergnügen
oder zu Studienzwecken die klassischen Statte» von Hellas und die Sitze
der Wissenschaft, der Kunst und des Lurus in Asien aufsuchten, die meisten
endlich als Steuerpächter, als Bankiers und Kaufleute, um in de» Provinzen
Neichthümer zu erwerben. Alle diefe, die sich auf längere Zeit in entfernte
Länder begaben oder auch nur zur Sommerfrische auf ihre Landgüter und
in die Bäder gingen, verließen die Hauptstadt mit dem Gefühl, auf eine
der werthvollsten Bedingungen ihrer gewohnten Eristenz Verzicht zu leisten.
Was sie sich auch einreden mochten, sie hingen an ihrem Rom, wie nur je
ein Pariser an seinem Paris. Ihr Ohr war an das lärmende Geräusch
des weltstädtischen Treibens gewöhnt, und es fehlte ihnen Etwas, wenn
sie in entlegenen Gegenden weilten, wo es nicht zu ihnen drang. Standen
sie mitten darin, so überkam sie wohl eine Anwandlung von Ueberdruß,
eine Stimmung der Vlasirtheit; sie wußten die friedliche Ruhe des Land-
lebens, die Annehmlichkeiten des Reifens mit beredten Worten zu preisen,
und wünschten um jeden Preis der Stadt zu entfliehen; aber waren sie
draußen, so sehnten sie sich nach der städtischen Aufregung zurück, die sie
doch nicht entbehren konnten. Sie kamen sich weltverlassen vor, wenn sie
nicht wußten, was der Senat, was das Volk beschlossen hatte, welche
Intriguen in den vielbesuchten Salons geistreicher Modedamen, wie Clodia
oder Semvronia, angezettelt wurden, was auf dem Forum und der vi»
8kLi-ll passirt war und welche Abenteuer die etn-onMw 8(,'uiicIal6N86 aus
den Kreisen der eleganten Jugend zn erzählen wußte. Nirgends tritt uns

dieses Gefühl eines römischen Großen, mit dem Abschied von Rom gleich-
sam einen Theil seines Selbst verloren zu haben, deutlicher und bezeichenoer
entgegen, als in den Briefen, die Cicero während seines Exils und wahrend
der Zeit schrieb, da seine Statthalterschaft in Cilicien ihn wider seinen
Willen von dem Mittelpunkte der Weltgeschäfte fernhielt.
Um mit diesem in steter Verbindung zu bleiben, unterhielten die
hervorragenden Persönlichkeiten einen regelmäßigen und sehr ausführlichen,
inhaltreichen Briefwechsel mit ihren in Rom zurückgebliebenen Freunden.
Deren Gefälligkeit und Schreiblust verdankten sie es, wenn sie beständig
im Fluß der Ereignisse blieben und von der Stimmung der Bevölkerung
wie von den Absichten der Parteihäupter und Machthaber und von dem,
was in der Stille sich vorbereitete, genügende Kenntniß erhielten. Ein
Bote nach dem anderen ging ab; jede zufällige Gelegenheit zu einem
Briefe wurde eilig benutzt; mehr als einmal schrieb Cicero drei Briefe
au einem Tage an denselben dienstwilligen Freund. Außerdem benutzte
man Lohnfchreiber, bezahlte Corresvondenten, gewöhnlich Freigelassene,
fchreibfertige Griechen, die Geld verdienen mußten und darum ein Geschäft
daraus «lachten, für die Wißbegierigen in der Provinz alle Tagesneuig-
keiten zusammenzustellen und solche Berichte in mehreren Eremvlaren je nach
der Zahl ihrer Abnehmer zu versenden. Diese Leute waren bloße Reporter
von der Straße; sie kamen nicht in die Lage, hinter die Coulissen der
Schaubühne zu sehen; ihre Berichte konnten nur das große Publicum, aber
nicht den Staatsmann befriedigen, der mehr noch als die Außenseite der
Dinge auch die verborgenen Fäden kennen zu lernen wünscht. Darum
schreibt Cicero von Athen aus einmal höchst unmuthig an seinen jüngeren
Freund Cälius, der, statt selbst eingehend zu berichten, die Hilfe eines
solchen Reporters, eines Tagelöhners, wie er sagt, in Anspruch genommen
und dessen überaus reichhaltiges Volumen nur mit einem kurzen Begleit-
briefe versehen hatte: „Wie? Damit meinst Du, hätte ich Dich beauftragt,
mir die Programme der Fechterspiele, die Vertagungen der Gerichtstermine,
die Schreibereien eines Chrestus und überhaupt folche Dinge mitzutheilen,
die mir, wenn ich in Rom bin. Niemand zu erzählen wagt? Du weißt,
wie viel ich auf Dein Urlheil gebe, lind nicht mit Unrecht, denn ich kenne
keinen staatsmännifcheren Kopf als Dich. Auch das schreibe mir nicht,
was jetzt in den wichtigsten Angelegenheiten des Staates vorgeht, außer
was meine eigene Person betrifft. Das werden Andere schreiben; Nach-
richten werden Viele schicken; Einiges erfahre ich auch durch Hörensagen.
Aber von Dir erwarte ich weder Vergangenes noch Gegenwärtiges, sondern
das Zukünftige als von einen, in die Ferne Vorausblickendeu besprocheil zu
sehen; ans Deinen Briefen möchte ich, indem ich die Lage des Staates
darin erkenne, zugleich entnehmen können, in welcher Art dessen Bau sich
gestalten werde". . . Und doch hatte Cälius im Voraus sich mit Mangel
an Zeit entschuldigt und gehofft, Cicero durch die Fülle des Gebotenen

zufrieden zu stellen; er hatte den besten Berichterstatter herausgesucht, und
dessen Bericht enthielt alle Senatsbeschlüsse, Alles, was in der Gesellschaft
erzählt wurde, alle Gerüchte — soviel, daß kein Anderer die Zeit gehabt
hätte. Alles so genau aufzuschreiben, ja auch nur zu bemerken.
Diese Art von gewerbsmäßiger Tagesschriftstellerei, die wir hier kennen
lernen, beweist, daß ein Vedürfniß nach Zeitungen im römischen Reiche
ausgesprochenermaßen vorhanden war, und in ihr liegen die Anfänge der
römischen Journalistik. Es fehlte nur noch, daß die Tagesberichte, statt
blos einzelnen Privatpersonen je nach Bedarf zugesandt zu werden, regel-
mäßig veröffentlicht und in geeigneter Weise Allen zugänglich gemacht
wurden und daß etwas mehr Ordnung und System in die Sache hinein-
kam — so war die erste Zeitung fertig, und sobald die Negierung damit
voranging, besaß Rom seine Staatszeitung.
Diesen Schritt that Julius Cäsar. Er entsprach damit gleichzeitig
einem populären Bedürfniß und den Zwecken seines politischen Ehrgeizes.
Denn er dachte dabei weniger an die eigentlichen Politiker, als an die
große Menge der Bürger, auf deren Sympathien seine Macht sich gründete.
Es war eine wesentlich demokratische Maßregel.
Das römische Staatswesen trug, wie oben bemerkt, ursprünglich einen
durchaus aristokratischen Charakter und hatte denselben weder durch die
allmählich erfolgte Gleichstellung der Stände noch durch die bleibenden
Ergebnisse der gracchischen Revolution völlig eingebüßt. Die Richtung der
Staatspolitik wurde in gewöhnlichen Zeiten factisch bestimmt durch den
Senat. Er war zwar rechtlich nur ein Staatsrath, nur befugt, Gutachten
abzugeben, nicht Befehle mit verbindlicher Kraft zu erlassen, aber die große
Autorität, die er besaß, genügte, um die Erecutivbeamten in moralischer
Abhängigkeit zu erhalten. Zu ihm gehörten die fungirenden höheren Beamten
vom Quästor aufwärts und alle die, welche früher dieselben Aemter be-
kleidet hatten- Und alle diese Beamten und hohen Würdenträger waren
Mitglieder einer nicht gerade großen Anzahl aristokratischer Familien; gelang
es wirklich einmal einem domo novu«, in diese Oligarchie einzudringen,
so war die Macht der bestehenden Verhältnisse und der gemeinsamen Interessen
stark genug, um ihn zu zwingen, den Anschauungen und Forderungen des
Standes, dem er nunmehr angehörte, sich anzubequemen und in ihm
aufzugehen.
Bei diesem obersten und politisch leitenden Stande der römischen Ge-
sellschaft war infolge der langen Erfahrung und der ununterbrochenen
Tradition fast ausschließlich die Kenntniß der Verwaltung, des bürgerlichen
und socialen Rechtes, der ganzen inneren und äußeren Politik, und die
Verhandlungen des Senats fanden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt
und wurden bis auf Eäsar geheimgehalten.
Zwar war nach und nach eine gewisse Kenntnis; der öffentlichen Ver-
hältnisse auch den mittleren und niederen Ständen der Bürgerschaft zugänglich

geworden. Die Verhandlungen in den Comiteen, die Reden der Tribunen in den Volksversammlungen, die Plaidoners der Ankläger und Vertheidigcr in den öffentlichen Gerichtssitzungen auf dem Forum trugen dazu bei, derartige Kenntnisse zu verbreiten und das politische Urlhell zu bilden.
Die Zwölftafelgesetze, welche die Grundlage des bürgerlichen Rechtes bildeten, waren schriftlich abgefaßt, die juristischen Formeln, mit denen die Klagen vor Gericht vorgeschriebenermaßen anzubringen waren, und der Kalender mit allen seinen für das Rechts- und Staatsleben wichtigen Bestimmungen waren veröffentlicht worden; die Prätoren endlich machten alljährlich in ihrem Cdicte die Grundsätze bekannt, nach denen sie bei ihrer Rechtsprechung verfahren wollten. Auch eine juristische Litteratur war im Laufe der Zeit entstanden. Außerdem hatte in früherer Zeit der Pontifer Marimus die Verpflichtung gehabt, innerhalb jedes Jahres die denkwürdigen Ereignisse, nach Tagen geordnet, auf einer Tafel zu verzeichnen und diefes Album im Pontiftcalarchiv öffentlich auszustellen. Es waren die sogenannten »urmles luaxinü, jährliche Staatsberichte oder eine amtliche Stadtchronik, von der Jedermann Abschrift nehmen durfte und deren Ausgabe in Vuchform, auf gewöhnlichem Schreibmaterial, in fpäterer Zeit achtzig Bände betrug. Seit der Zeit der Gracchen hatte sie aufgehört; sie war entbehrlich geworden, weil ähnliche und noch vollständigere Aufzeichnungen und Veröffentlichungen dieser Art durch Schriftsteller immer häufiger wurden. Endlich war es auch bei besonders wichtigen Veranlassungen vorgekommen, daß das Geheimnis?, in das der Senat sich hüllte, gelüftet wurde. In Volksversammlungen war über seine Verhandlungen Bericht erstattet worden; einzelne Mitglieder hatten ihre Reden veröffentlicht, uud bei Gelegenheit der catilinarischen Verschwürung hatte der Eonsul Cicero durch befreundete Senatoren über die Sitzung, in der die Häupter der Verschworenen durch Ieugenbewcis ihrer Schuld überführt wurden, ein ausführliches Protocoll aufnehmen und in vielen Abschriften fofort nach allen Richtungen hin verbreiten lassen.
Aber es gab keine regelmäßigen, fondern nur außerordentliche uud vor Allem keine öffentlichen Senatsprotocolle. Der genauere und der beständige Einblick in die Entstehung und den Gang der Politik, deren Folgen sie zu tragen und unter Umständen mit ihren: Blute zu bezahlen hatte, blieb der großen Menge der Bürger verschlossen, und er konnte am wenigsten gewonnen werden durch gewaltsame Einbrüche des tobenden Pöbels in die Curie, wie sie gelegentlich in stürmischer Zeiten vorkamen.
Das sollte durch Cäsar anders werden. Cr wollte die Thätigkeit des Senats unter die Controlle der Oeffentlichkeit stellen. Die Senatoren sollten für ihre Reden und Abstimmungen nicht blos dem eigenen Gewissen und ihren Standesgenossen, sondern der Gesammtheit des römischen Volles verantwortlich werden. Das Volk sollte seine Freunde und seine Feinde deutlich unterscheiden lernen, und Cäsar war es sicher gleichmäßig erwünscht, wenn seine Gegner aus Scheu vor der Oeffentlichkeit ihre Opposition gegen ihn auf-

gaben oder wenn sie im anderen Falle in den Äugen des Volkes sich
compromittirten, während er selbst und seine Freunde als die treuen An-
wälte und Verfechter der Volksinteressen erschienen.
Deshalb verordnete er in seinen« Eonsulat des Jahres 59, wo er im
Besitz der höchsten Erecutiugewalt zur Senatspartei in den schärfsten Gegen-
satz trat, daß von jeder Senatssitzung ausführlich Bericht erstattet und
dieser schriftliche Bericht zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurde. Es
waren die Hut» 8snatu8. Gleichzeitig bestimmte er, daß täglich von
allen wichtigen oder auch nur interessanten Ereignissen und Vorfällen in
der Stadt eine zufammenfassende Uebersicht schriftlich abgefaßt und ver-
öffentlicht wurde. Es waren die ^ot» üiui-na populi lioiullui oder,
wie sie außerhalb der Hauptstadt mit freier Bezeichnung öfter genannt
wurden, die ^ota urdi8 oder ilidnna. So besah Rom seit dem Jahre 59
zwei amtliche Zeitungen: den Senatsanzeiger und das Tageblatt des
römischen Volkes.
Wer die Redaction zu führen hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls hat
der Eonsul diese Function in dem einen Falle einem oder mehreren Senatoren,
in dem anderen einem bestimmten Beamten übertragen, auf dessen Gesinnung
er sich verlassen konnte. Die Art der Publication war die von Alters her
übliche in albo: mit schwarzer Farbe wurden die Buchstaben auf eine weiße
Tafel aufgetragen und diese an einen« bestimmten Orte öffentlich ausgestellt.
Nach Verfluß einiger Zeit kamen diefe Tafeln in das Staatsarchiv und
standen dort behufs geschichtlicher Studien oder sonstiger schriftstellerischer
Arbeiten zur öffentlichen Benutzung frei. Auch Auszüge aus ganzen Jahr-
gängen wurden gemacht, um in Buchform öffentlichen und Privatbibliotheken
einverleibt zu werden. Schon ehe die Tafeln in's Archiv kamen, durften
Abschriften davon genommen werden, und von dieser Erlanbniß wurde der
ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Ob auch die Regierung amtlich die
Originale abschreiben und in handlichem Format, in Eolumnen oder Spalten,
auf Schreibpapier vervielfältigen und verbreiten ließ, ist zweifelhaft.
Möglich, daß solche Eremvlare den Beamten in und außerhalb Roms
ofsiciell zugestellt wurden. Gewiß aber ist, daß von zahlreichen Priuat-
schreibern Tausende von Abschriften in dieser Weise gefertigt und an die
Abonnenten, namentlich in den Provinzen, versandt wurden. Die oben
erwähnten bezahlten Eorrespondenten — denn deren Gewerbe hörte darum
nicht auf — legten gewöhnlich die ^eta cliui-na ihren Tagesberichten zu
Grunde und fügten aus eigener Kenntniß und je nach dem Geschmack und
dem Bedürfniß ihrer Adressaten dag Nüthige hinzu. Auch jene Compilation,
durch deren Zusendung Calws den Unwillen Ciceros erregte, hatte den
Inhalt der ^.ctn, verarbeitet, und ein weiterer coiumLnwi-iu» rsruin
arbaimi-liiu., den er ein ander Mal wieder seinem eigenen Schreiben bei-
legte, enthielt außer allerhand Notizen über ausgezischte Schauspieler,
Leichenbegängnisse und anderen unwichtigen Tagesneuigkeiten, die er Eicero

zu übergehen bittet, vielerlei nützliche Nachrichten und den sicherlich aus
den Hcta 86uatu8 stammenden vollständigen Bericht von der letzten Sitzung
mit der Inhaltsangabe der einzelnen Reden. Im Uebrigen ließ sich Cicero,
neben den vielen Briefen, die er empfing, doch auch die Zeitungen gern
nachschicken, wenn er von Rom abwesend war. Anfang Mai des Jahres
5(1 schrieb er aus Laodicea in Kleinasien an seinen Atticus: „Ich habe die
städtischen Zeitungen (acta »rdaua) bis zum ?. März empfangen." Und
ebenso fehen wir aus seinen Briefen, daß feinen verreisten Freunden ziem-
lich regelmäßig die Zeitungen zugegangen sein müssen.

Die technische Möglichkeit einer massenhaften und raschen Verviel-
fältigung, die uns heute so leicht auffällig erscheint, erklärt sich sehr einfach,
wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Römer in einer großen Zahl
fchreibfertiger Sklaven und Freigelassenen ein geeignetes Mittel besaßen,
den Mangel der Buchdruckerpresse zu ersetzen. Der Haushalt eines vor-
nehmen Römers verfügte stets über mehrere unterrichtete Sklaven, die als
Secretäre, Vorleser, Bibliothekare oder zu anderen litterarischen Handreichungen
verwendet wurden. Durch sie ließ man auch die Bücher abschreiben, die
man herausgeben oder die man für seine Bibliothek sich anschaffen wollte.
Cicero besaß solcher Schreiber so viele, daß er zuweilen außer eigenen
Schriften auch fremde veröffentlichen konnte, wie die Annalen feines Bruders
Quintus. Das Großartigste aber leistete in dieser Beziehung sein Freund,
der reiche und ebenso geschäftskundige wie gelehrte Atticus, dessen Ver-
fahren zu dem überrafchend schnellen Aufschwung des römischen Buchhandels
in dieser Zeit den Anstoß gegeben hat. Ja, man hat ihn neuerdings den
„größten buchhändlerischen Unternehmer des Alterthums" genannt, der „mit
dem Nlerandrinischen Buchhandel auf dessen eigenstem Absatzgebiet den
Wettkampf aufnahm und Commanditgeschäfte in Athen und anderen Orten
Griechenlands besaß," der sich nicht nur mit den neuesten Erzeugnissen
der Beredsamkeit und Wissenschaft befaßte, sondern in weitem Umfange
auch griechische und lateinische Classikerausgaben veranstaltete, die, auf die
besten Terte begründet und „mit vollendeter Sorgfalt geschrieben", noch
zu Lucians Zeiten in Gelehrtenkreisen hochgeschätzt wurden*). Er be-
schäftigte fein gesammtes Hausgesinde, dessen Zusammensetzung allein
durch diesen Gesichtspunkt bestimmt war, und wohl auch noch manche
arme Freigelassene, die für geringen Lohn gewerbsmäßig arbeiteten, in
dm zahlreichen Schreibstuben, die er eingerichtet hatte. Dort gab es
Arbeiter von jeder Gattung: einige setzten das Papier und die übrigen
Materialien und Werkzeuge in Stand; die Hauptmasse betrieb die Ver-
vielfältigung der Abschriften und die Correcturen; wieder andere rollten
die vollendeten Bücher kunstgerecht auf und versahen sie mit Einband, Titel
und sonstigem Schmuck. Bei ihm ließ auch Cicero die meisten seiner Werte

*) S. tzenn. Usenei in b. Nachr. d. Gott. Gesellsch. 1892 S. 197.

erscheinen; einige, wie die Rede für den Ligarius, verkauften sich nach seinem eigenen Ausdruck im Verlage des Atticus so ausgezeichnet, daß er den: Freunde seinen Entschluß mittheilte, fortan Alles, was er noch schreiben werde, nur bei ihm in Verlag zu geben. Und was die Höhe des Absatzes betrifft, so haben wir bestimmte Anhaltspunkte zu der Berechnung, daß die Auflage sich mitunter auf Taufende von Exemplaren belief.

Die rasche Vervielfältigung erzielte man durch gleichzeitiges Dlctiren an eine Mehrheit von Schreibern. Je größer die Zahl der benöthigten Exemplare, um so größer die Zahl der gleichzeitig nach einem Dictat in Bewegung gesetzten Federn. Die Menge der arbeitenden Menschenhände ersetzte den Mechanismus der Presse, und da die gerade damals in Aufnahme gekommene Stenographie der Tironischen Noten außerordentliche Schnelligkeit bei vollkommener Deutlichkeit gestattete, so ist es wohl glaublich, daß die Leistungen jener alten Schreiber bei einer nicht allzu umfangreichen Auflage denjenigen unserer Buchdrucker gleichkamen, wenn nicht sie übertrafen. Auf diese Weise war es möglich, daß Cicero nach der Verhaftung der Genossen Eatilinas das schon erwähnte Senatsprotokoll mit Hilfe der ihm als Consul verfügbaren Schreiber alsbald in fo vielen Exemplaren vervielfältigen und verbreiten ließ, daß er versichert, es sei kein Ort auf der Welt, soweit der Name des römischen Volkes reiche, wohin nicht eine Abschrift desselben gelangt sei — eine jedenfalls höchst stattliche Ziffer, auch wenn wir der rhetorischen Uebertreibung etwas zu Gute halten. Nach demselben Verfahren wurden auch die ^.eta cliurim in zahlreichen Abschriften vervielfältigt, und es mag wohl Unternehmer oder Verleger gegeben haben, die zu diesem Zweck eine ganze Schaar von schreibgewandten Arbeitern beschäftigten, ähnlich den heutigen Herausgebern von Kamnierberichten und Massencorrespondenzen, die gleichfalls mit einem Bureau von Stenographen und Schreibern arbeiten.

Schon nach den vorangegangenen Bemerkungen kann man von dem gewöhnlichen Inhalt des römischen Tageblattes sich ein Bild machen. Die erhaltenen Eitate indeß und sonstige Andeutungen gestatten uns, dieses Bild durch einiges Detail noch zu beleben und zu vervollständigen.

Es versteht sich von selbst, daß Cäsar, als er diese journalistische Einrichtung begründete, nicht die Absicht hatte, blos die Neugier der hauptstädtischen Gesellschaft zu befriedigen. Er wollte die Zeitung als ein politisches Mittel für feine Zwecke benutzen. Daher ist von vornherein anzunehmen, daß ihr politischer Theil die anderen an Interesse und Ausdehnung übertraf, und diese Annahme wird durch eine Reihe von Anführungen in den Briefen Ciceros wie durch andere Belege vollauf bestätigt. Man las dort die Consulte und Edicte des Senats, die Beschlüsse der Volksversammlung, die politischen Debatten und Reden, die wichtigsten Gerichtsverhandlungen und so ziemlich alle Vorfälle von politischer Vedentung, die innerhalb der Stadt Rom sich ereignet hatten. Wie eingehend diese tages-

politische Berichterstattung war, beweist am besten der Unistand, daß die Jahrgänge der Staatszeitung später die Hauptquelle bildeten für den gelehrten Juristen Asconius, der unter Claudius und Nero zu den gerichtlichen Reden Ciceros sachlich erläuternde Kommentare geschrieben hat. Fast das ganze reichhaltige Material, das er zum Verständnis; des Processes gegen Milo — der seinen Gegner Llodius halte ermorden lassen — beigebracht hat, verdankte er den gleichzeitigen Nummern der Staatszeitung vom Jahre 52. „Ich habe," schreibt er, „die Tageblätter dieser ganzen Zeit durchgelesen," und auf sie beruft er sich ausdrücklich, wenn er von den kaum glaublichen Vorgängen dieses Jahres, von den Volksauflaufen, den Straßenkämpfen und den Agitationsreden der Volkstribunen Sallustius und Qu. Pompejus berichtet, unter denen die des Letzteren einen besonders aufrührerischen Charakter trugen. Diese Reden waren in der Zeitung sehr ausführlich wiedergegeben; aus einigen theilt Asconius längere Stellen in wörtlicher Anführung mit. An sie mußte sich halten, wer politische Raisonnements zu lesen wünschte, oder er mußte sich die Reden oder die offenen Briefe kaufen, welche einzelne Staatsmänner zuweilen als politische Broschüren Herausgaben. Die Zeitung brachte derartige Erörterungen und Meinungsäußerungen nicht; den Leitartikel kannte sie nicht. Die Nedaction beschränkte sich in, Wesentlichen darauf, die Thatsachen zusammenzustellen, und ließ das eigene Urtheil über die Lage der Dinge und die Motive der Handelnden unausgesprochen. Trotzdem scheint die Darstellung in diesen thatsächlichen Berichten durch die Parteistellung der Persönlichkeiten, die an der Regierung waren, mit beeinflußt und nicht immer so ganz objectiv und von so langweiliger Farblosigkeit gewesen zu sein, wie es in neuerer Zeit bei amtlichen Blättern häufig der Fall ist. Als im Jahre 43 Lepidus sich wider Erwarten mit dem geschlagenen Antonius verbunden halte, schrieb Cicero an den Cafsius: „Das Verbrechen Deines Verwandten Lepidus, seine außerordentliche Leichtfertigkeit und Charakterlosigkeit nn'rst Du wohl aus der Zeitung erfahren haben, die Dir, wie ich gewiß weiß, zugesandt wird." Hiernach zu schließen, wird die Entrüstung der republikamschen Staatsmänner, die damals in Rom die Herren waren, über diesen Abfall von ihrer Sache auch in der Sprache des Zeitungsberichtes sich nicht verleugnet haben. Auch durch die größere oder geringere Ausführlichkeit, mit der man eine Sache behandelt, kann man sein Urtheil zu erkennen geben und in bestimmter Richtung zu wirken suchen. Es war nnr ein kurzes Entresilet, das Cäsar — scheinbar so nahe dem Ziel seines Ehrgeizes — unterm 15. Februar 44 in die Zeitung einnicken ließ: „es sei ihm vom Volke durch Vermittelung des Lonsuls die Königswürde angeboten worden, doch habe er dieselbe nicht anzunehmen geruht." Wer es war eine vielsagende Notiz für den, der sie zu lesen verstand, ein ausgestreckter Fühler, wie man heute sagt, ein dnllcm ä's88»i, der den ersehnten Erfolg nnt vorbereiten sollte. Freilich eine schreckliche Täuschung! Vier Wochen

später trafen den Dictator die Dolche der Verschworenen. Ebenso verrathen
Auslassungen und Nerschweigungen eine gewisse Tendenz. Im Jahre 52
hatte bei den Verhandlungen über den Proceß des Milo eine sehr stürmische
Senatssitzung stattgefunden. Ein demokratisch gesinntes Mitglied hatte durch
ein geschicktes parlamentarisches Manöver die Mehrheit überrumpelt und
es dahin gebracht, daß der gefaßte Beschluß eine Niederlage der Senats-
partei bedeutete. Da war die Staatszeitung — Pompejus war damals
alleiniger Üonsul — zunächst sehr einsilbig und verschwieg das Nähere dieses
Sachverhalts. Erst als ein Volkstribun in einer Rede vor dein Volke die
Sache triumvhirend aufgedeckt hatte und das Vertufchen sich nunmehr als
nutzlos erwies, bequemte sie sich dazu, indem sie den Bericht über die Rede
des Tribunen brachte, zugleich auch jene Thatsache mittelbar einzugestehen.
Zwei Jahre später passirte mit einein gewissen Seruius Ocella eine Skandal-
geschichte. Eälius hielt sie für interessant genug, um in einem Briefe nach
Eilicien an Eicero einige Andeutungen darüber zu machen. Aber dieser
verstand sie nicht ganz. Er antwortete: „Ueber den Ocella hast Du Dich
nicht deutlich geuug geäußert, und in den Zeitungen steht Nichts davon."
Und doch scheute sich sonst die Staatszeitung vor solchen pikanten Geschichten
nicht, wenn ihre Veröffentlichung den leitenden Perfünlichkeiten genehm war.
Von einer Erwähnung auswärtiger Angelegenheiten und kriegerischer
Ereignisse finden »vir gar keine Spur. Das mag Zufall sein, doch ist es
auch möglich, daß vorkommenden Falles besondere «riegsbulletins ausgegeben
wurden und die H^ta 6iui-nn ausschließlich den inneren Angelegenheiten
der Hauptstadt selbst vorbehalten waren.
Die nichtpolitischen Rubriken der Zeitung waren für die Mittheilung
alltäglicher Vorfälle, wie Feuersbrünste, Häusereinstürze und dergleichen,
und für merkwürdige oder auch seltsame, nur auf die Unterhaltung neu-
gieriger Leser berechnete Geschichten bestimmt und etwa in dem Stile
unserer heutigen Polizeiberichte abgefaßt. Eine besonders wichtige Rolle
spielten die vielfachen Prodigien oder Vorzeichen und Wunder, die dem
religiösen Merglauben zusagten und die bei keinen« bedeutenden Ereignis;
fehlen durften. Da wurde erzählt, wie es bei der Vertheidigung des Milo
im April 52 Ziegelsteine geregnet hatte; anderwärts hatte es einmal Milch
und Blut geregnet; auf der Villa des Galerius zu Ariminum hatte ein
Hahn gesprochen, wahrend sonst die Ochsen durch plötzliches Sprechen die
gläubigen Gemüther zu schrecken liebten, und manche andere Geschichte dieser
Art, wie sie dutzendweise in fast jedem Jahrgänge der alten ^i>u»Ie8
innxiini verzeichnet standen.
Andere kleine Artikel brachten Mittheilungen über Thierhetzen in der
Arena, über das Theater und den Eircus, Anekdoten über Gladiatoren,
Schauspieler, Wagenlenker nnd andere Künstler, die schon damals interessante
öffentliche Persönlichkeiten, Lieblinge des Publicums wie der Journalistik
waren. Bei der Bestattung des Felir, eines Wagenlenkers von der Partei

der Nothen, hatte einer seiner Anhänger aus Gram sich in den Scheiter-
haufen gestürzt; die Gegenpartei aber hatte, um den Ruhm des Künstlers
zu verkleinem, behauptet, er sei durch die Menge der Wohlgerüche betäubt
ohnmächtig hingesunken. Solche Geschichten wurden in Menge berichtet zur
Freude des schaulustigen Volkes, und diejenigen, die uns zufällig erhalten
sind, stammen meist aus einer und derselben Quelle, aus den ^c-ta (liurns,
dem amtlichen Tageblatt der Stadt Rom.

Auch nach Cäsars Tode bestanden die beiden Zeitungen noch fort, doch
trat in nicht zu langer Zeit eine Aendeiung ein, welche die große Wandelung,
die mit der Begründung der Monarchie das öffentliche Leben in Rom er-
griffen hatte, mich auf dem Gebiete der Tageslitteratur zur Erscheinung
brachte. Der Herrscher, der sich die Aufgabe stellte, mit sanfter Hand die
Römer unmerklich der republikanischen Gedanken zu entwöhnen und zu
loyalen- Unterthanen zu erziehen, der das Consisciren und Verbrennen der
Vücher erfand und durch Mäcenas dafür sorgen ließ, daß die Litteratur auf
die Versöhnung der Gemütner mit den neuen Zuständen hinwirkte oder
wenigstens einen ungefährlichen Charakter annahm — Augustus konnte
nicht wünschen, daß die Zeitungen mit der unmittelbaren Wirkung, die
sie auf die Lefer ausüben mußten, ihm seine Erziehungsarbeit erschwerten,
indem sie von den noch vorhandenen oppositionellen Regungen Kunde gaben
nnd die Erinnerung an die verschwundene Freiheit wach erhielten.

Volksversammlungen gab es nicht mehr: als Mandatar des souveränen
Volkswillens betrachtete sich der Kaiser. Die einzige politische Körperschaft,
die noch einen Schein von Selbstständigkeit besaß, war der Senat, und
hierhier flüchtete sich die Opposition der Wenigen, welche die alte Zeit nicht
vergessen konnten und den Muth hatten, dies zu bekennen. In der Curie
selbst, wo dem Kaiser dank der wohlberechneten Zusammensetzung eine
Mehrheit sicher mar, fiel es nicht schwer, die Reden der Opposition un-
schädlich zu machen, aber draußen im Publicum konnten sie höchst unbequem
werden. Daher ließ Augustus den Senatsanzeiger eingehen. Er verbot die
Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle. Sie mußten zwar regelmäßig, aber
vorsichtig abgefaßt werden, und diese heikle Aufgabe wurde einem der
jüngeren Männer im Senate übertragen, der dem Kaiser besonders ver-
trauenswürdig erschien. Waren sie dann von diesem genehmigt worden, so
kamen die Berichte in das Reichsarchiv, wo sie zu besonderen Zwecken den
Senatsmitgliedern, oder abschriftlich in eigene Abtheilungen der öffentlichen
Bibliotheken, wo sie in, Falle ausdrücklicher Erlaubniß des Polizeipräfecten
auch anderen Personen zugänglich waren. Nur wenn die Veröffentlichung
eine vortreffliche Wirkung versprach, wurde der Sitzungsbericht ausnabms-
weise im Ganzen, für gewöhnlich auch nur in einem wohlgesichteten Auszuge
in das Tageblatt eingerückt.

Denn dieses tbeilte das Schicksal des Senatsanzeigers nicht. Seine
^otll clwrua behielt Rom, und sie bestanden noch mehrere Jahrhunderte

hindurch — ein Beweis, nicht nur wie sehr diese Einrichtung sich eingebürgert hatte und einem wirklichen Bedürfnisse des römischen Lebens entsprach, sondern auch dafür, daß selbst die gewaltthätigsten Kaiser sie als bequemes Werkzeug politischer Beeinflussung benutzen zu müssen glaubten. Dazu gehörte natürlich, daß die Redaction ihre Unabhängigkeit, soweit sie früher überhaupt vorhanden gewesen, nun vollständig verlor. Das Blatt wurde vom Hofe sorgfältig überwacht, unter eine Art von Censur gestellt. Gewisse Dinge mußten aufgenommen, andere verfchwiegen werden. Livia sorgte dafür, daß Nom jedesmal am nächsten Tage schwarz auf weiß erfuhr, wer die Ehre gehabt hatte, von ihr in Audienz empfangen zu werden; Augustus verhinderte, daß von den öffentlichen Skandalen, durch welche die Töchter seines Hauses sich prostituirten, im Tageblatt etwas verlautete; er konnte freilich nicht verhindern, daß sie auf anderem Wege stadtkundig wurden. Als im Jahre 12 n. Chr. Germanicus, dessen plötzlichen Tod man der Eifersucht des Tiberius zuschrieb, feierlich bestattet wurde, erschien im Tageblatt ein ausführlicher Bericht mit genauer Angabe der Functionen, welche die einzelnen Mitglieder des fürstlichen Haufes bei dem Traueracte übernommen hatten: nur die eigene Mutter des Verstorbenen, Antonio., war mit keiner Silbe erwähnt. Nach Tacitus' Vermuthung hätte sie auf einen Wink des Kaisers und der Livia bei der Feier sich nicht zeigen dürfen, um durch ihre Abwesenheit das absichtliche Fernbleiben jener Beiden zu rechtfertigen. Die Mißgunst desselben Kaisers brachte einen Baumeister um den wohlverdienten Ruhm. Im Jahre 22 wurde der größte Säulengang der Stadt, der sich nach der einen Seite gesenkt hatte, auf kunstvolle Weise wieder gerade gerichtet. Ganz Nom staunte über den Erfolg des erfindungsreichen Meisters. Da soll Tiberius verboten haben, dessen Namen in der Zeitung zu erwähnen, damit er nicht auf die Nachwelt käme, — wenn die Geschichte mehr ist als eine der vielen nicht sehr glaubwürdigen Künstleranekdoten. Jedenfalls ist jene Absicht leider erreicht worden. Denn Dio Eassius, der dies ausdrücklich angiebt, fand den Namen des Künstlers nicht, nur eine Beschreibung seines Verfahrens. „Er befestigte," heißt es, „die Grundsteine des Säulenganges so, daß sie sich nicht verschieben konnten, ließ den übrigen Theil des Baues ganz mit wollenen und leinenen Decken umwickeln, das Ganze aber überall mit Seilen umspannen, und hob es dann durch das gleichzeitige Anziehen vieler Menschen und Maschinen wieder in die alte Lage." Noch schlimmer in seiner Wirkung als das, was die Zeitung verschwieg, war zuweilen das, was sie erzählte. Durch seine geheime Polizei ließ Tiberius allen Mannen: nachspüren, die ihm als Gegner bekannt oder verdächtig waren. Waren ihm auf diese Weise freimüthige oder unvorsichtige Aeußerungen zu Ohren gekommen, so ließ er diese — oder im Nothfall auch erdichtete — in die Zeitung setzen, nicht um die Unglücklichen zu warnen, sondern uni gleichsam im Voraus die Nache zu rechtfertigen, mit der er sie treffen wollte. Umgekehrt machte

es Domitian. Er ließ die Opfer seiner heimlichen Cabinetsjustiz ohne Ankündigung hinrichten und verbot bei der Erwähnung der Thatsache jede Nennung eines Namens. Eommodus hingegen befahl, alle feine Handlungen der Rohheit, Graufamkeit und gemeinster Wollust, die alle anständigen Leute verabscheuen mußten und die Nedaction wahrfcheinlich fchamhaft verschwiegen haben würde, zum Vergnügen des Pöbels, dem er sich gleichstellte, in der Zeitung bekannt zu machen. Am harmlosesten war der Einfluß, den der gelehrte Sonderling Elaudius auf die Nedaction ausübte. Er zwang sie, die von ihm erfundenen drei neuen Buchstaben anzuwenden, uni sie beim Publicum in Aufnahme zu bringen — eine Maßregel, die ganz erfolglos blieb, denn sie sind so vollständig aus der Litteratur verschwunden, daß sie ebenso, wie die Titel seiner bändereichen Geschichtswerke, nur durch kurze Citate bei den Grammatiken! der Nachwelt bekannt geworden sind.

Bei dieser vollkommenen Abhängigkeit der ^.c-w cliurua von den Launen des jeweiligen Herrschers und bei dem durchgängigen Bestreben, die Masse des Volkes für pansm st <.>irl'6U8e8 zu erziehen, ist es erklärlich, daß das, was zur Zeit der Republik mehr als Nebenfache in der Zeitung behandelt worden war, in der Kaiserzeit ihren Hauptinhalt ausmachte. Die Politik verschwand daraus fast ganz. Sie stellte sich dar in der Person des Kaisers und in dem, was den Hof anging; so trat an die Stelle des politischen Tagesberichtes das Hofjournal, und diefes nahm den breitesten Raum für sich in Anspruch. Das Uebrige läßt sich als Local- und „Vermischte Nachrichten" bezeichnen, und es behandelte alltägliche Vorfälle in der Stadt, Familien- und Privat-Angelegenheiten fowie allerlei Anekdoten und Curiosa.

Officielle Acte also, pomphafte Begrüßungsansprachen des Senats an die Kaiser und deren Antworten, Reden der Kaiser an die Soldaren, das Volk oder fremde Gefnndte, Ernennungen von Beamten, Auszeichnungen und Gnadenerweisnngen, Züge von kaiferlichem Edelmuth, von Herablassung gegen niedere, von Wohlthätigkeit gegen arme Leute; demnächst weitschweifige Schilderungen von Hoffestlichkeiten, von Aufführungen im Theater und im Circus, die der Hof mit feiner Gegenwart beehrt hatte, Beschreibungen kaiserlicher Prachtbauten oder, wie Tacitus sie einmal nennt: „Lobpreisungen der Steinmassen und Gebälte", wodurcb Nero den hölzernen Koloß von Amphitheater am Marsfelde zu Stande brachte; fodann Edicte der Kaiser, Verordnungen der Localbehörden, Mittheilungen über Testamente, durch welche die Kaiser zu Erben eingesetzt oder mit Legaten bedacht waren, über Processe und Hinrichtungen, summarische Angaben über Geburts- und Todesfälle, die Eheschließungen und Scheidungen, jedoch mit Beschränkung auf die höheren Stände und mit namentlicher Hervorhebung hochstehender Personen, theils amtlich mitgetheilt, theils von den Familien selbst eingesandt — Ealigula machte sich manchmal das Vergnügen, vornehmen Frauen im Namen ilirer abwesende» Gatten den Scheidebrief zuzustellen, und ließ

dann eine betreffende Notiz in die ^.ot» einrücken —; endlich Nachrichten
von Naturereignissen und Wundern, wie von Wßgeburten oder vom Vogel
Phönir, dessen Erscheinen fast fo oft gemeldet wurde, wie bei uns früher
das der Seeschlange, und der unter Claudius leibhaftig uach Nom gebracht
und auf feinen Vefehl öffentlich ausgestellt wurde, aber natürlich unecht,
wie Plinius trocken hinzusetzt; Beispiele von ungewöhnlich reichein Kinder-
segen, wofür Augustus als Beförderer des Familienlebens sich besonders
interesstrte, von rührender Hundetreue uud Anderes dergleichen — das war
durchschnittlich der Inhalt der kaiserlich römischen Zeitung. Sicherlich eine
nicht sonderlich geistreiche, wenn auch unterhaltende und vor Allem — worauf
es ankam — politisch unschädliche Lectüre, noch dazu in einem Latein, das
sich nicht über die gewöhnliche Geschäftsprosa erhob und zum Kummer
wählerischer Stilisten, wie Quintilian, durch das Eindringen der nachlässigen
Vulgärsprache und griechischer Eigenthümlichkeiten sich bedenklich verschlechterte.
Trotzdem war es eine melbegehrte Lectüre. Die ^.«ta erfreuten sich der
weitesten Verbreitung. Als unter Nero der stoische Philosoph Pätus Thrasea,
müde des ohmnächtigen Widerstandes gegen den Sklauensinn des Senats,
von den Sitzungen sich fern hielt, da las man — fagt Tacitus — in den
Provinzen und in den Standquartieren der Legionen die römischen Tage-
blätter nur um so eifriger, um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan habe.
Doch es würde zu weit führen, die charakteristischen Grundzüge mit
uoch weiterem Detail auszustatten. Die geistlosen Chronisten der späteren
Kaiserzeit, die man unter dem Namen 8criptor68 liigtoriae .^u^uztüL
zusammenfaßt, haben die alten Jahrgänge der Staatszeitung, aus der sie
fast ihr ganzes geschichtliches Wissen holten, gründlich ausgeplündert und
vielfach feitenlange Stellen Daraus abgeschrieben, namentlich ftvenn es sich
um die sogenannten Acclamationen handelte, d. h. um langathmige und
feierlich steife Anreden, mit denen der unterwürfige Senat den Kaiser
begrüßte und in denen litaneiartig beständig ein formelhafter Zuruf von dem
gefammten Chore wiederholt wurde. Da kann man, wenn man Lust hat, in
sorgfältigster authentischer Wiedergabe lesen, wie oft jeder einzelne huldigende
Zuruf des Senats wiederholt ward, ob man fünf oder zehn oder zwanzig
bis achtzig Mal ausriefi „Dick, mögeu uns die Götter erhalten" oder „Dich
haben wir stets gewünscht" oder „In Dir und durch Dich besitzen wir
Alles, o Antoninus!"

Indeß diese Dinge interessiren uns hier nur, weil wir daraus sehen,
bis zu welcher Höhe der Geuauigkeit und Vollständigkeit die journalistische
Berichterstattung damals gediehen war und wie stattlich der Umfang einzelner
Zeitungsnummern gewesen sein muß. Im Uebrigen, was die Geschmack-
losigkeit und die Selbsterniedrigung der höchsten Gesellschaftsklasse im kaiser-
lichen Rom betrifft, gehören sie in das Gebiet der Cultur- und der allge-
meinen politischen Geschichte. Hier stehe noch die Bemerkung, daß der für
die heutigen Zeitungen charakteristische und finanziell wichtigste Theil, der

Inseratentheil, den ^.ot» jedenfalls gefehlt hat. Privatbekanntmachungen, wie Programme von Theateraufführungen und Vorlesungen, Gladiatorenspielen, Thierkämvfen und anderen Festlichkeiten, Anzeigen über verlorene Sachen, Wahlaufrufe an die Mitbürger und dergleichen fand man auf dem Forum, wo die Mauerflächen und Säulen sich täglich mit Inschriften und Anschlägen bedeckten, wie das anschauliche Beispiel von Pompeji uns noch heute beweist.

Und zun: Schluß möge die witzige Parodie Platz finden, welche Petronius in seinem Sittenronmn aus der Zeit Neros von der Zeitung geliefert hat. Der protzenhafte Trimalchio läßt sich bei der Tafel von seinem Secretär (notuki-iuZ) einen Bericht über die Ereignisse auf seinen Gütern vorlesen, der, wie es ausdrücklich heißt, tHmyuam urbi8 »otn, in der Art des hauptstädtischen Tageblattes, mit Angabe des täglichen Datums abgefaßt ist.

„Den 26. Juli. Auf dem Landgute bei Cumä, das Trimalchio gehört, wurden geboren 30 Knaben, 40 Mädchen. Eingebracht von der Tenne in den Speicher wurden 500000 Scheffel Weizen. Ochfen wurden gezähmt 500. Am selben Tage. Der Sklave Mithridates wurde an's Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn gelästert hatte. Am selben Tage. In die Kasse wurde abgeführt, was nicht angelegt werden konnte, 10 Millionen Sesterzen. Am felben Tage. In dem Pompejanischen Park fand eine Feuersbrunst statt; ausgebrochen war sie in der Wohnung des Verwalters Nasta." — „Wie?" unterbrach ihn Trimalchio. „Seit wann ist der Pompejanische Park für mich angekauft?" — „Im vorigen Jahre," fagte der Secretär, „deshalb ist er noch nicht gebucht worden." Da brauste Trimalchio auf und rief: „Wenn ein Grundstück für mich gekauft ist, es sei, welches es wolle, und ich es nicht innerhalb sechs Monaten erfahren habe, so verbiete ich, daß es in meine Bücher eingetragen werde." — Hierauf wurden auch Erlasse von Gutspolizeibeamten verlefen und Testamente von Waldhütern, in denen Trimalchio unter Angabe des Grundes von der Erbschaft ausgeschlossen war, dann die Listen der Gutsverwalter und die Scheidung einer Freigelassenen von einem Nachtwächter, weil es herausgekommen war, daß sie mit einem Vadediener zusammengelebt hatte, und die Verweisung eines Haushofmeisters nach Bc>jä; ferner die Versetzung eines Cllssirers in Anklagezustand und eine Gerichtsverhandlung unter den Kammerdienern."

Diese Parodie ist wenigstens echt und giebt uns ein besser beglaubigtes Bild von Inhalt und Form der ^,etn Äinrn», als die sog. Dodwell'schen elf Fragmente — angeblich Bruchstücke aus drei verschiedenen Jahrgängen vor Lasars Consulat —, die in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Fälschung erwiesen sind, nachdem sie lange Zeit selbst scharffinnige Gelehrte getäuscht hatten. Von den wirklichen ^cw hat sich keine einzige Nummer in Originalform erhalten.

Daß auch in anderen großen Städten des Reiches solche Tageblätter
herausgegeben worden, ist nicht unwahrscheinlich, da es sogar von der Land-
stadt Caere inschriftlich bezeugt ist. Aber Sicheres wissen mir nicht, ebenso
wenig, wann das römische aufgehört hat, zu erscheinen. Vermuthlich ist es
eingegangen, als Hof und Regierung nach Constantinovel übersiedelten.
Seitdem verflossen mehr als tausend Jahre, ehe in Europa wieder die
ersten Anfänge von Zeitungen hervortraten. Es geschah abermals jenseits
der Alpen und in einer herrschgewaltigen Republik, in Venedig, und es ist,
obwohl unbeeinflußt von dem antiken Vorbild, im Wesentlichen fast dieselbe
Entwickelung, die wir hier wahrnehmen. Auch nach der Anwendung des
Buchdrucks befanden sich diese modernen Neuschöpfungen lange Zeit auf einer
nicht viel höheren Stufe, als das längst verschollene Tageblatt der Stadt
Rom, bis in unserem Jahrhundert der aufs Höchste gesteigerten Technik
ein Aufschwung erfolgte, der die heutigen Zeitungen weit entfernt hat von
allen ihren Vorgängerinnen.

Nationale Erziehung/)

von

Mhn Lubbllck.

— london, —

^eit den ältesten Zeiten, von denen wir irgend Kunde haben, ist uon den weisesten der Menschen die Wichtigkeit der Erziehung betont worden**).

„Von allen Schätzen," sagt der Hitovadesa, „ist Wissen der kostbarste, denn es kann weder gestohlen, noch weggegeben, noch verbraucht werden." „Erziehung," sagt Pluto, „ist das Schönste was die besten der Menschen je haben können."

Montaigne legte weitläufig dar, daß Unwissenheit „die Mutter des Nebels" sei. „Wissenschaft," sagte Füller, „ist das größte Almosen das gegeben werden kann."***) „Macht ohne Wissen," sagt ein französischer Moralist, „ist sehr gefährlich." Ein Leben in Unwissenheit muß immer uerhältnißmäßig schaal sein. Treffend ist gesagt worden, der Mensch brauche das Wissen nicht blos als Mttel, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sondern es sei Lebensbedingung für ihn.

Petrarca äußerte: Studiren sei dasjenige, was ihm zumeist an» Herzen liege, und Shakespeare gab wahrscheinlich seine eigene Ansicht kund in den Worten, die er dem Lord San in den Mund legte:

»Unwissenheit
Ist Fluch uon Gott, und Wissenschaft der Fittich,
Womit wir in den Himmel uns «heben."

*) Nutorisirte Uebersetzuna uon O. Dammann, Görlitz.

**) Ziemlich bemerlenswerlh ist indessen, daß, soweit mir bekannt, bis auf die neueste Zeit kein Buch ausdrücklich für Kinder geschrieben worden ist.

***) Füllers ^nrttns».

Salomo sagt uns in einer schönen Stelle: „Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, und dem Menschen, der Verstand bekommt! Denn es ist besser um sie hantiren, denn um Silber; und ihr Einkommen ist besser, denn Gold. Sie ist edler, denn Perlen; und Alles, was Du wünschen magst, ist ihr nicht zu gleichen. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Neichthum und Ehre, ^hre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede."*)
Und ferner: „Weisheit ist das vornehmste Ding; deshalb erwirb Weisheit: Und mit allen Deinen Kräften erwirb Verstand."
Und doch neigte sich die vorherrschende Meinung lange zum Gegentheil, besonders was Mädchen betrifft. Es gab einen deutschen Ausspruch: die Bibliothek der Frauen sei ihre Garderobe, und ein französisches Sprichwort: Mädchen sollten entweder innerhalb der vier Evangelisten oder innerhalb der vier Pfähle gehalten werden. Es ist noch gar nicht fo lange her, daß man dachte, weder arme Leute einerseits noch Edelleute andererseits hätten irgend Etwas mit Bildung zu lhun. Man nahm an, das sei lediglich eine Sache der Priester und Mönche. Das Wort „owrk" vermittelt uns diesen Gedanken."»
Selbst ein so weiser und guter Mensch wie der Dr. Johnson stellte es beinahe als selbstverständliches Ariom hin, daß, wenn Jedermann lesen lernte, man unmöglich noch Jemand finden würde, der die Handarbeit in der Welt besorgte, vi'. Johnson war eine große litterarische Autorität und hatte doch keine richtige Borstellung von der Würde der Arbeit.
Das war eine Stufe. Eine zweite war: die Erziehung müsse fveciell auf das praktifche Leben Rücksicht nehmen; man müsse nothwendig darauf bedacht fein, daß Kinder nicht über ihren Stand hinaus erzogen würden. Nur Lefen, Schreiben und Rechnen feien für arme Kinder nothwendig — Lefen und Schreiben für die Einzelheiten des Geschäfts, nnd Rechnen, um Bücher zu führen.
Diefe Anschauung erstreckte sich auf alle Gefchäftsgebiete. Von Lord Eldon wird berichtet, er habe feine Bankiers (die von den gegenwärtigen Mitgliedern der Firma fehr verschieden gewesen sein müssen) deshalb gewählt, weil, wie er sagte, sie die stupidesten Bankiers in London wären, und könnte er irgend einen noch dümmeren finden, so würde er zu ihm sein Eonto verlegen. Hazlitt behauptete, Knaben, die zu Geschäftsleuten bestimmt seien, dürften in nichts Anderem unterrichtet werden. „Jeder," fagte er, „wird es zu Gelde bringen, wenn er keinen anderen Gedanken im Kopfe hat."

*) Sprüche Salomos.
") oleilc, vom latein. elerieu«: der Werller, Geistliche; hieraus: der des Lesens Kundige (da dies ursprünglich meist nur Geistliche wäre»), der Gelehrte, Gebildete :c. Der Ucbersehei.

Das ist die zweite Stufe.
Jetzt reden wir der Erziehung das Wort, nicht um aus den» Menschen lediglich einen besseren Arbeiter, sondern aus dem Arbeiter einen besseren Menschen zu machen. Victor Hugo sagte treffend: „Wer eine Schule eröffnet, schließt ein Gefängniß."
„Die Mehrzahl unserer Kinder," so äußerte sich ein schweizerischer Staatsmann, „ist zur Armuth geboren, aber wir tragen Sorge, daß sie nicht unwissend heranwachsen." Auch wir in England fangen nachgerade an, die Wichtigkeit der Erziehung zu würdigen. Gray würde jetzt von unserer ländlichen Bevölkerung nicht mehr sagen können:

„. . . Wissen nie wollt' ihrem Aug' entfalten
Sein Blatt, darauf der Zeiten Spolien drangen;
Tic Armuth ließ ihr edles Feu'r erkalten,
Ter Seele Lebensstrom vom Frost umfangen."

Matthew Arnold erzählt uns in „Cultur und Anarchie", daß es noch immer Viele giebt, welche denken: Bildung, Verfeinerung der Sitten, Aufklärung — all' das sei Unsinn. Doch es war im Jahre 1869, als dies geschrieben wurde.
Das Jahr 1870, in welchen» die Erziehungs-Acte durchging, war eine höchst wichtige Epoche in der sozialen Geschichte unseres Landes. Zu dieser Zeit betrug die Zahl der Kinder in unseren Elementarschulen 1400000. Jetzt beträgt sie über 5000090. Und das Resultat hiervon? Nehmen wir zunächst die Criminal-Statistik. Vis 1887 zeigte die Zahl der im Gefängniß befindlichen Personen eine steigende Tendenz. In jenen» Jahre betrug die Durchschnittsziffer 20800. Seitdem hat sie stetig abgenommen und beträgt jetzt nur 13000. Sie hat sich also um rund ein Drittel vermindert. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Bevölkerung beständig zugenommen hat. Seit 1870 hat sie sich um ein Drittel vermehrt. Wenn die Zahl unserer Verbrecher in demselben Verhältniß zugenommen hätte, so würde sie 28000 anstatt 13000 betragen haben, oder mehr als das Doppelte. In diesen, Falle also würde unsere Ausgabe für Polizei und Gefängnisse mindestens ^ 8000000 anstatt ^ 4L00000 betragen haben. Bei jugendlichen Verbrechen ist die Abnahme sogar noch zufriedenstellender. 1856 war die Zahl jugendlicher Personen, die wegen Eriminalvergehen verhaftet wurden, 14000. Im Jahre 1866 war sie auf 10000 gesunken, 1876 auf 7000, 1881 auf 6000; und nach den letzten Zusammenstellungen, die ich erlangen konnte, auf 5100. Wenden wir uns nun zur Armensteuer-Statistik. 1870 betrug die Zahl der Annen auf jedes Taufend der Bevölkerung mehr als 47. Sie war bis 52 hoch gewesen. Seitdem ist sie auf 22 gesunken, und nebenher möchte ich bemerken: ich bin stolz darauf, zu finden, daß mir in der Hauptstadt wesentlich unter dem Durchschnitt bleiben. Das ist also weniger als die Hälfte des bisherigen Verhältnisses. Unsere jährliche von Steuern bestrittene Ausgabe für die

Armen betrügt ^ 8000000; angenommen, sie wäre im früheren Ver-
hältnis; geblieben, so würde sie über ^ 16000000 betragen haben, oder
6L 8000000 mehr, als sie gegenwärtig beträgt. Wenn wir also jetzt in
demselben Verhältnis; wie zwanzig Jahre früher bezahlten, so würden sich
die Kosten für unsere Verbrecher auf ^ 4000000 mehr belaufen haben,
als es der Fall ist, und unfere Armensteuer würde um <L 8000000
höher sein.

Ich kann hinzufügen, daß die Statistik der schwersten Verbrechen sogar
noch bemerkenswerter und zufriedenstellender ist. Der jährliche Durch-
schnitt der zu Zuchthausstrafe Verurtheilten betrug 2800 in dein 5 jährigen
Zeitabschnitt, der mit 1864 endigt, und diese Zahl ist beständig gefallen,
für vergangenes Jahr (1893) betrug sie nur 729, also nur den vierten
Theil davon, ungeachtet des Zunehmens der Bevölkerung. Thatfächlich
sind acht von unseren Strafgefängnissen (couviet prison«) überflüssig
geworden und zu anderen Zwecken verwendet worden.

Ich darf wohl auch bemerken — da sich hierin der enge Zusammen-
hang zwischen Verbrechen und Unwissenheit zeigt — daß nach den letzten
Angaben, die ich erlangen konnte, unter 157000 Personen, die in's Ge-
fängnis; eingeliefert wurden, nur 5000 waren, die richtig lesen und schreiben
konnten, und nur 250, die man als gebildet bezeichnen konnte.

Die folgende Tabelle*) veranschaulicht deutlich die große und fort-
fchreitende Abnahme in der Zahl der Verurtheilungen wegen schwerer
Verbrechen. Die Zusammenstellungen sind um so frappanter, als, während
die Zahl der Verbrecher gefallen ist, die Bevölkerung sich rapide ver-
mehrt hat.

Wahrend 5 jähriger Zeiträume, abschließend mit dem	Jährliche Duichschnittsziffcr der laut Anklage vor der großen Jury zu Zuchthausstrafe Verurtheilten in England und Wales,	Veranschlagte Durchschnittsbe-völkerung von England und Wales,
31. Deccmber 1853	2589	19 25? «00
1864	2800	20 370 000
1869	1978	21681000
1874	1622	23 088 «00
1879	1633	24 700 000
1884	142?	26 313 251
1889	945	27 830 179
1892	7Ü1	29055 550

Man wird hoffentlich nicht annehmen, daß ich die Frage lediglich für

eine Geldfrage halte. Ich habe diese Betrachtung nur angestellt, um denen zu antworten, die auf dem Kostenpunkt fußen, um Einwendungen zu erheben.

*) Bericht der Nirection der Strafgefängnifse (^ouviot rrizonz). 1893,

Natürlich weiß ich sehr wohl, daß noch verschiedene Einräumungen gemacht und noch andere Umstände berücksichtigt werden mühten und daß diese Zusammenstellungen nicht auf irgend welche wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch machen dürfen; aber sie sind doch zugleich interessant und recht genugthuend.

Thatsache ist, daß nur ein Nruchtheil der Verbrechen des Landes von wohl überlegender Schlechtigkeit oder unwiderstehlicher Versuchung herrührt; die großen Qellen der Verbrechen sind Trunksucht und Unwissenheit. Die günstigen Resultate, die erzielt worden sind, hat man nicht nur dem Umstände zu verdanken, daß die Kinder in der Schills Gutes lernen, daß sie sich an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen, sondern auch der Thatsache, daß sie nicht die schlechten Lehren der Straße lernen, vielmehr vor der verderblichen Lehre und dem verderblichen Beispiel der Verbrecher und der Bummler geschützt sind.

Wir fangen denn auch an, den Vortheil der Erziehung in der Verminderung der Armensteuer*) und dem Leerer-Werden unserer Gefängnisse zu fpüren, was eine Abnahme an Armen und Verbrechern und in Sonderheit, wie ich hinzufügen darf, eine Abnahme des jugendlichen Verbrechens zeigt.

Es darf indessen wohl bezweifelt werden, ob wir schon das beste Erziehungssystem besitzen. Drei große Fragen sind es, die wir ini Leben immer und immer wieder zu beantworten haben: Recht oder Unrecht? Wahr oder Falsch? Schön oder Häßlich? Unsere Erziehung sollte uns helfen, diese Fragen zu beantworten.

Vor fast zwei Jahrhunderten sprach Nacon von denen, welche „die Menschen auffordern, ihre Bücher zu verkaufen und Schmelzöfen zu taufen, fo der Minerva und den Musen als unfruchtbaren Jungfrauen zu entfagen und sich ganz auf Vulkan zu verlassen." Wir sollen der Minerva und den Musen nicht entsagen, aber gleichwohl haben wir noch immer unsere Erziehung nicht genügend auf das Buch der Natur gegründet.

Lesen und Schreiben, Rechnen und Grammatik machen keine Erziehung aus, ebenso wenig wie Messer, Gabel und Löffel ein Mittagmahl. Abraham, Isaak und Jakob konnten weder lesen noch schreiben und waren wahrscheinlich der Regeldetri ganz unkundig.

Man hat mich oft beschuldigt, daß ich die klassische Nildung angreife. Das habe ich indessen nie gethan. Die Klassiker sind ein höchst wichtiger Theil der Nildung, den zu unterschätzen oder zu vernachlässigen absurd wäre, aber sie sind nicht Alles, und unsere Nildung besteht, wie Charles Nurton bemerkte, „zu oft ini bloßen Erlernen der Worte, wie sie Biedermänner, die seit 2000 Jahren todt sind, gebraucht haben dürften".

Andere Gegenstände vernachlässigen wäre, um Liceros Metapher zu ge-

*) Nlltüilich spreche ich hier von der Steuer für die Unterhaltung der Armen; viele andere Ausgaben sind in dem, was man technisch „Armensteuei" nennt, inbegriffen.

brauchen, wie wenn Jemand nur für seine rechte Seite Sorge tragen
wollte und die linke vernachlässigte. Viel von unserer sogenannten
klassischen Bildung ist indessen nicht einmal klassisch. So viel Aufmerksam-
keit und Zeit werden der Grammatik gewidmet, daß sich der Sinn für
die klassischen Schriftsteller verliert. Grammatik ist allerdings ein Zweig
der Wissenschaft, aber sie wird nicht immer wissenschaftlich oder in der
interessantesten Weise gelehrt. Ueberdies werden nach unserem gegen-
wärtigen System unsere Knaben gar nicht gelehrt, lateinisch oder griechisch
zu sprechen; vielmehr — ein Gipfel der Absurdität, eine letzte Vorsichts-
maßregel, den Unterricht so nutzlos als möglich zu machen — werden sie an-
gehalten, die Worte wesentlich anders auszusprechen, als die Römer oder
Griechen selbst sie aussprachen, angehalten, überhaupt irgend eine fremde
Sprache, ja sogar das Schottische, wesentlich anders auszusprechen, als
man in den betreffenden Ländern selbst spricht.

Das System versagt, irgendwie Liebe zur klassischen Litteratur zu
erwecken. Thackeray läßt in seinen Aufzeichnungen über eine Reise von
Eornhill nach Kairo die griechische Muse erscheinen. Sie fragt ihn, ob
er nicht entzückt sei, auf athenischem Boden zu weilen, worauf er mit mehr
Wahrheit als Höflichkeit entgegnet: „Dame! Eure Gesellschaft ist mir in
der Jugend mit solch' heißem Bemüh'n verleidet worden, daß ich mich
gegenwärtig im Mannesalter nicht mit Euch aussöhnen kann."

Aber, wie wichtig sie auch sind, die Klassiker bilden doch nur eine
Seite der Erziehung. Schon der Ausdruck „I^iteras liumnniui-68" zeigt,
wie innig nach der alten Anschauung Erziehung mit Humanität gepaart
sein sollte — mit jener weiteren Verwandtschaft, welche die Menschheit
eint. Shakespeare verstand, wie uns berichtet wird, „wenig Latein und
noch weniger Griechisch". Bücher können, selbst wenn Nachdenken und
Discurs der Lectüre bestens zu Hülfe kommen, doch immer nur einen
Theil der Erziehung ausmachen. Der Knabe der nur Bücher studirt hat,
der Nichts von der Natur, Nichts von der Welt weiß, in der wir leben,
kann kein ganzer Mann werden; nie kann er mehr sein, als eines Mannes
Bruchtheil.

Mit Recht ist ferner bemerkt worden. Vieles bei unserer sogenannten
Erziehung sei, „wie wenn man einen» Blumenbeete eine botanische Ab-
handlung vorlesen wollte, um die Pflanzen zum Wachsen zu bringen."*)
Wir haben nicht nur Vieles zu lernen, sondern auch Vieles zu ver-
lernen. Indem ich diese Bemerkungen mache, bin ich wirklich weit ent-
fernt, undankbar gegen die Schulmeister zu sein. Sie haben einen sehr
mühevollen, aufreibenden und verantwortlichen Beruf. Nichts ist er-
freulicher, als mit Kindern zu spielen. Sie zu lehren ist etwas ganz
Anderes.

*) 6ns38S8 »t ^rutb.

Unterricht in Grammatik und Arithmetik zu geben ist vielleicht hübsch leicht. „Ja, das ist leicht; aber der jungen Seele beistehen, die Energie stärken, Hoffnung einstoßen und die Kohlengluth zu einer nützlichen Flamme anfachen, Entmuthigung durch neues Denken, durch sicheres Handeln überwinden: das ist nicht leicht, das ist das Werk göttlicher Menschen."*)

Die Erziehung foll nicht darauf ausgehen. Rechtsgelehrte oder Geistliche, Soldaten oder Schulmeister, Landwirthe oder Künstler heranzubilden, sondern Menschen. „Ich nenne eine vollendete und vortreffliche Erziehung," so sagte Milton, „die, welche den Menschen befähigt, alle Aemter, private und öffentliche, des Friedens und des Krieges, gerecht, geschickt und hochsinnig zu versehen."

Philosophen sind stets zu schnell mit der Annahme bei der Hand gewesen: praktische Fragen ließen sich durch akademische Erörterungen lösen. Plutarch hat eine amüsante Discussion über die Frage: was war zuerst? die Henne oder das Ei? Und eine Betrachtung, die vorgebracht wird, ist die, daß die Henne zuerst war; weil Jeder vom Ei der Henne und Niemand von einer Henne des Eies spricht.

Es kann nicht Recht sein, wenn wir unsere Kinder so aufwachsen lassen, daß

„Versagt bleibt ihnm holde Gabe:
In Fels und Vllum, in Vera und Scc'n,
Wie es für Nünstleiaua' ist Labe,
Göttlichster Gnade Spur zu seh'»."**)

„Wenn irgend Jemand wähnt," sagt Iefferies, „er werde in vielen Vüchern Gedanken finden, so wird er sich enttäuscht sehen. Gedanken Hausen am Strom und an der See, im Berg- und Waldrevier, im Sonnenschein und im freien Windeswehen." Unglücklicherweise jedoch sind Ströme und die See, Wälder und Sonnenschein und frische Luft weniger zugänglich für uns, als wir nur wünfchen tonnen. Uebrigens Hausen Gedanken unzweifelhaft auch in Vüchern. Aber diese müssen mit Urtheil gelesen werden. Die Sprache ist ein sehr unvollkommenes Mittel des Ausdrucks. Nicht jeder Kuabe wird ein Mann. Selbst die Wahrheiten der Arithmetik müssen mit Vorsicht angewandt werden.

Wahrscheinlich von den Mängeln unseres Systems, auf die ich soeben angespielt habe, rührt es her, daß so Viele, nachdem sie die Schule verlassen haben, aufhören, irgend welche systematische Selbst-Erziehung zu betreiben. Unzweifelhaft lernen wir, so lange wir leben: „Lebe und lerne," sagt das alte Sprichwort; die Frage ist nur, ob wir auf's Gerathewohl aus einer Zeitung oder aus einem Roman Brocken von Belehrung auflesen, oder ob wir irgend Etwas betreiben, was billigerweise Selbstschulung und Erziehung genannt werden kann.

*) Emerson,
*») Whltti«.

Ich habe anderswo*) die Ansichten einer hohen Autorität in Bezug
auf das, was man vernünftigerweise erwarten könnte, miedergegeben und
will hier die ganz ähnliche Meinung von Professor Huxley anführen:
„Eine solche Erziehung sollte einen Durchschnittsknaben von 15 oder
16 Jahren befähigen, seine Muttersprache mit Leichtigkeit und Correctheit
zu lesen und zu schreiben, sowie mit Gefühl für litterarische Vortrefflichkeit,
das er von« Studium unserer klassischen Schriftsteller her gewonnen hat,
ferner: eine allgemeine Kenntnis) der Geschichte seines Vaterlandes und
der Haupt-Gesetze socialen Lebens zu besitzen, sich die Elemente der Physik
und Psychologie, sowie eine gute Kenntniß der einfachen Arithmetik und
Geometrie angeeignet zu haben. Er sollte mit der Logik mehr durch Bei-
spiele, als durch Lehre Bekanntschaft gemacht haben, die Aneignung der
Elemente der Musik und des Zeichnens follte ihm eher ein Vergnügen,
als eine Arbeit gewesen sein."
Solche Unterweisung ist höchst interessant. Viele von uns haben wie
Iobn Hunter, der große Anatom, gefühlt und könnten wie er fagen:
„Als Knabe hätte ich gern Etwas erfahren über die Wolken und die
Gräser, und warum die Blätter im Herbst ihre Farbe ändern. Ich be-
obachtete die Ameisen, Bienen, Vögel, Kaulquappen und Strohmürmer;
ich quälte die Leute mit Fragen, worüber Niemand Etwas wußte oder
gar sich den Kopf zerbrechen mochte."
Locke bemerkt in seiner Abhandlung über Erziehung: „Ich will nur
das Eine in Bezug auf Bücher fagen, daß Umgang mit Büchern, fo fehr
er auch in dem Rufe steht, doch nach meiner Ansicht nicht der Haupt-
sachlichste Theil des Studiums ist; zwei andere Theile sollten mit ihm
verbunden sein, von denen jeder zu unserem Fortschreiten in der Erkenntniß
das Seinige beiträgt: das sind Nachdenken und Gedankenaustausch im
Gespräch. Lesen, dünkt mich, ist nur ein Sammeln des rohen Materials,
wovon ein großer Theil als nutzlos bei Seite gelegt werden muß. Nach-
denken ist gleichsam ein Auswählen und Herrichten des Materials, ein
Zimmern des Gebälks, ein Behauen nnd Legen der Steine und Auf-
richten der Gebäude; und Gedankenaustausch mit einem Freunde (ein
streitbares Disputiren hat wenig Werth) ist gleichsam ein prüfendes Be-
sichtigen des Baues, ein Wandeln durch die Zimmer, ein Beobachten der
Symmetrie und Harmonie der Theile, ein Merken auf die Solidität oder
die Mängel der Arbeiten, und das beste Mittel, das, was fehlerhaft ist,
herauszufinden und zu verbessern; außerdem hilft er, Wahrheiten ent-
decken und sie in unseren» Geiste befestigen, ebenso wie jeder der beiden
anderen Theile."

*) „Die Freuden des Lebens."

3er jüngste und Hauptangriff auf Shakespeares Dichterexistenz.

von

Ludwig LrimKel.

— München, —

ede Periode mit erhöhter geistiger Thätigkeit zeitigt neben voll-
saftigen Früchten viele saure Beeren, und ein Erfahrungssatz
! lehrt: da, wo die sieghaften Errungenschaften des Eulturfort-
schritts gedeihen, sprießt auch Krauses und Wirres in buntem Durcheinander.
Insbesondere macht sich fast allemal, wenn das, was die Heroen unseres
Geschlechts geleistet, richtig erkannt und nach seinem fortwirkenden Werthe
bestimmt wdrden ist, der Unsinn in dem Niederschlage des kindischen Zweifels,
des niedrigen Hasses breit. Steht eine Persönlichkeit dnrch äußere und
iuuere Stützen in den Annalen der Geschichte unrüttelbar fest, so wird
einfach geschmäht uud verkleinert; wankt dagegen die Thatsache ihres Seins
oder Schaffens auch nur leise und scheinbar, so beginnt der Ansturm auf
die Eristenz überhaupt. Gemeiue Seelen, unten im Staube daheim und
des Schmutzes froh, in dein sie wühlen, betreiben gewöhnlich dies verächt-
liche Handwerk.

Der große Haufe nimmt znmeist fravvirende Aussagen, zumal wenn
sie ihm dauernd nncontrolirbar sind, unbesehen in sein Glaubensbekenntnis
auf und fchwürt auf fie, unbekümmert darum, ob nicht etwa die ganze
Fragestellung, in der jene wurzeln, falsch oder unmöglich ist. Dies schiebt
dann ernsten Leuten den Zwang zu, sich über die Faseleien auszusprechen
nnd zu erklären, selten mit lautem, nachhaltigem Erfolge. So sind auch
dem Vacon-Wahn, der den Ursprung der unter dem Namen William
Shakespeare auf uns gekommenen Litteraturdentmale obersten Ranges be-
trifft. Taufende von Anhängern zugefallen, die warnenden, mitunter persifliren-

den Stimmen der wenigen Berufenen verhallten in der Wüste. Und doch
entschwindet eigentlich schon vor der erdrückenden Macht der Daten selbst der
schwächste Anlaß, den „Schwan vom Avon" urplötzlich der verliehenen
Nuhmeskrone zu berauben und dafür Bacon, den Silbe um Silbe kalt be-
rechnenden, wohl in Logik und Erkenntnißtheorie höchst einsichtsvollen, aber
gänzlich phantasielosen Verfasser des „Nuvum Oßauum" mit Gewalt zum
führenden Dramatiker der Neuzeit zu stempeln, desselben „Neuen Systems"
(das etwa heißt „Aovuin Organum"), dessen feingedrechselte Gedanken-
reihen er nach E. Reichel („Shakespeare-Litteratur", 1886) ebenso gestohlen
haben soll wie geistreiche Aphorismen der „Essays" gemäß der Beweisführung
Anderer von Montaigne, dem ältesten Vertreter des modernen e^i-it. Zur soge-
nannten „Bacon-Frage" klipp und klar Stellung nehmen muß heute leider
jeder Shakespeareaner, wobei uiiter letztere Kategorie nicht etwa nur die
Specialforscher, fondern alle Verehrer, alle die Verehrer des ewigen Genius
jener Werke rechnen, die nicht über deren Oberfläche hinwegzuhuschen oder
darin fetten Fischzug als Eitatenjäger zu halten gewohnt sind: schön wäre
es, man könnte sagen, jeder Gebildete.

Der ganzen Streitfrage — ist's denn eine? — wird feitens sämmt-
licher philologischen sowie aller unvoreingenommenen litterarhistorischen
Kenner der Sache, überhaupt von jedem Bewunderer der Shakespeare'schen
Größe als einer zweifellosen Thatsache blos der Nang einer sportmäßigen
Extravaganz unseres nervös-hyperkritischen Zeitalters eingeräumt. Viele be-
lächeln sie so sehr, daß sie den Titel Nacon-Hypothese für zu anmaßend
und das ganze Beginnen als einer Manie entfprungen, als die Marotte einiger
mit argem Spleen behafteten Köpfe ansehen. Alan durfte nun neuerdings
hoffen, diesen Angriff auf eins der festesten Vollwerke der litterarischen
Tradition endgiltig abgeschlagen zu haben, obwohl den Unsinn im Wesent-
lichen auszurotten, bis heute eigentlich nur in Deutschland gelang, wo
Männer wie Heußler, Schipper, Wülker, A. Schwer vorn auf die Schanze
stiegen. Und doch trat das jüngste, wenn man will, das reifste Kind des
,.Laeun-crn26" in deutschen Landen neuestens an's Licht! In den mittleren
Maitagen 1893 leuchtete aus den Schaufenstern der Vuchläden ein karmin-
rother Großoctavbcmd in vornehmstem Gewände uns entgegen, dessen Auf-
schrift „Das Shakespeare-Geheimniß" den ersehnten Schlüssel zu so manchen
Dunkelheiten im Wissen von des Meisters Wirken und Wesen erwarten
lassen durfte. Edwin Vormmm, der reichbegabte Poet, befonders als Leipziger
Dialectdichter launigen Anstrichs rühmlichst bekannt, bot das ernstgemeinte
Buch dar, das schon mit dem Motto „Vivsntidu8 st po8teri8 znlutsm"
sammt der Fülle illustrativer Beigaben aller Art beim eisten Einblick fesseln
mußte. Und in der Thnt, Vormann hat sich mit außerordentlichein Eifer,
mit unerschrockenem Meiste des Problems zu bemächtigen versucht, und so-
weit ihn nicht ein gewisses Verranntsein in die einmal positiv verfochtenen
Velmuptungen naheliegende Einwürfe übersehen läßt, auch mit wirklicher

Gründlichkeit. Sogar eine gute Dosis philologischen Spürsinns, dazu ein ziemlich geschicktes Handhaben der Waffen des Quellen siebenden und Facten sichtenden Historikers besitzt er. Aber sobald die nüchterne Combination in ihre Rechte treten soll, verläßt ihn meist die Ruhe des Forschers, die dichterische Einbildungskraft spielt ihm hinterrücks einen Streich auf den andern, und trotz aller naturwissenschaftlichen Parallelen, die am Ende immer als algebraische Gleichungen in Linie uns auf den Leib rücken, schwimmen wir im schönsten Romanfahrwasser — ein kleiner Sprung, nnd wir stünden mitten auf der Insel der Phantasie, wo Karl Schuttes' ,Originalroman/ „Williams Sturmjahre" (1891) fußt. Diese grundsätzlichen Mängel sofort zu betonen, halte ich für Pflicht, umsomehr, als ich die Summe reellen Gewinns aus Bormanns langwierigen und verschlungenen Untersuchungen hoch und wesentlich anschlage, freilich keineswegs in der von ihm hauptsächlich in's Auge gefaßten Richtung. Und will man ausnahmeweise den Gebrauch des Ausdrucks „Eigenart", mit dem die moderne Kritik genug Unfug treibt, zulassen, so kommt er Vormanns Auffassungs- und BeHandlungsweise des Themas sicherlich zu. Das erkennen auch die gegnerischen Referenten seines Buches an, wenn sie gestehen, über sein Elaborat könne man nicht ohne Weiteres den Stab brechen.

Während mir nun gegenüber allen früheren Vorkämpfern der Naconschen Autorschaft gar leichtes Spiel hatten, um ihren abrupten Behauptungen den Garaus zu machen, zwingt Bormann nicht nur zu einer sauberen Nachprüfung seiner Argumente, sondern er verdient es auch, vermöge der überall eindringlichen Weise seines Verfahrens. Eben deshalb muthet vielleicht die große Mehrzahl seiner Beweise und Deutungen, zumal aus dem Munde eines selbst dichterisch beanlagten und wirkenden Mannes, entsetzlich trocken, alltäglich an und alhmet einen „Erdgeruch", wie ihn der ultrarealistische Literaturkritiker unserer Tage nicht intensiver wünschen kann. Und gerade daraus ermächst Vormanns „Shakespeare-Geheimniß": wollen wir wissen, wer der Urheber von „Ur. ^illinm 8liall68peni-68 6ome6ie8, Historie, nnä Ir»F6<iis8" war, wie sie 1623 „pudli8b,sä ncoorctinss tc> tb,y Iruß Oi-iFinnü (^opi68" sich vorstellten, so müssen wir jegliche Rücksicht auf die geltende Ueberlieferung fallen lassen, wollen wir ergründen, was der sachliche Inhalt dieser Bühnenstücke wiederspiegeln, was der Tiefsinn ihrer Reflexionen besagen soll, so ist vorerst alles auf der Hand Liegende, was irgend an's Poetische streift, abzuweisen; denn, meint Bormann, die unter dem Verfassernamen Shakespeare laufenden Dramen, deren herrliche poetische Pracht und einzige Ideenfülle die gebildete Welt seit drei Jahrhunderten entzücken und erheben darf, bergen nicht nur eine Unzabl erstaunlich reifer naturwissenschaftlicher und philosophischer Aussprüche, — was ja längst offen am Tage ist — sondern sind von dem Universal-Gelehrten Lord Francis Bacon, ihrem echten Vater, bestimmt, als Schrein zu dienen, in dem er seine anderwärts in etlichen umfänglichen gelehrten Folianten

nicht unterzubringenden (weshalb?) fachmäßigen Erwägungen aufhob, ja
geradezu die Ergänzung zu der Polyhistorischen Encyklopädie zu sein, durch
die seine einschlägige Schriftstellern gekrönt wurde. Auf S. 331 bietet
Normann selbst folgendes, in der darin enthaltenen These in verdoppelter
Letternhöhe hervorgehobene Resultat: „Das Gesammtergebniß dieses Vuches,
auf's Kürzeste zusammengefaßt, lautet demnach: Francis Vacons ,Große
Erneuerung der Wissenschaften^ besteht aus zwei Hälften; die eine schrieb
er in der Form von wissenschaftlicher Prosa nnter seinem eigenen Namen,
die andere, die parabolische, für die Zukunft der Menschheit bestimmte
fjene war also vom Verfasser selbst dem baldigen Verfall geweiht?!^, in
Form von Dramen unter den: Pseudonym William Shakespeare/ Das
ist die Lösung des Shakespeare-Geheimnisses."
Die Wege, die Norman» einschlägt, um im Einzelnen die ja nichts
weniger als neue These zu vertheidigen, besitzen als Hauptkennzeichen, daß
er einen bisherigen allgemeinen Mangel der Bacon-Partei aufhob, indem
er feinem von ihm erkorenen Universalgenie ein höchst gründliches Studium
widmete und fo jene Fundamente herbeischafft«, die man bislang bei den
Naconianern vermißte, die Zeugnisse eigener, in den Werken ihres Halb-
gotts genau bewanderter Lectüre. Er verlegte aber, seinem früheren Studien-
gange gemäß, das ganze Schwergewicht auf die naturwissenschaftliche Seite
und durchforschte die mächtigen Folianten aus der Feder seines Helden, den
man bisher mehr als geistreichen Comvilator, höchstens Combinator der
Vorarbeiter, denn als Regenerator und Pfadweiser angesehen hatte, in allen
Winkeln auf Shakespeare'sche Anklänge. Neben diesen» großen Fortschritte
rühmt er sich wieder und wieder mit Recht des weiteren principiellen, daß
er ganze Werke mit ganzen Werken in Parallele setzte. Während mir aber
nun ihm über die trotz absichtlicher Weglassungen ausgedehnte Nebeneinander-
stellung von Bacon- und Shakespeare-Sentenzen mit aufrichtigem Danke
quittiren, müssen mir seine darauf basirenden Folgerungen fammt und sonders
ablehnen, sodann die Brücken, die er zwischen bestimmten Schriften des ge-
lehrten Lordkanzlers und bestimmten Ergüssen des dichtenden Schauspielers
schlägt, zerstören, sobald er damit die Behauptung eines allgemeinen und
unlöslichen Zusammenhangs" (S. XII) anbahnen will. Denn in dem
Augenblicke, da man in einem Gedichte wissenschaftliche Aeußerungen irgend-
wie dogmatischer Art nicht nur eingewoben, sondern zum Selbst- und Endzwecke
erhoben erkennt, wird zunächst der Genuß an der poetischen Welt wesentlich
beeinträchtigt, fernerhin aber der litterarische Rang arg herabgedrückt. Darum
darf man niemals Schöpfungen wie „Hamlet" oder „Faust" als ,Im'llrna-
tion^ einer formelhaften Doctrin betrachten; das Tendenzpoem fchlechthin
ist stets von minderem ästhetischem Werthe. Bormann jedoch erniedrigt
die dramatischen Erzeugnisse der Sbakespeare'schen Muse zu Abhandlungen
über verschiedene Eapitel der theoretischen und der angewandten Natur-
lehre, die sich lediglich durch die anmuthigere Hülle von ihren akademisch

eingekleideten Geschwistern in den ,.^21101301 Lacoui opsi-a omni»" unter-
scheiden. Wundersam, dies begreift er nicht, sondern er leitet vielmehr
durch den Trugschluß, die nunmehr - für Bacon beanspruchten Dichtungen
bekämen unter den Fittichen dieser Wissenskoryphäe eine noch größere Be-
deutung, auf das fesselnde Ausgangsdictum hin: „Nun, da wir wissen,
dieser von uns ‚Shakespeare' genannte Geist ersann und schrieb auch Alles,
was den Namen Francis Nacon trägt, müssen wir lernen, in ihm einen
Genius zu verehren, wie die Erde vor und nach ihm keinen zweiten kennt"
(S. 339)!

Um Bormann von den mannigfaltigen Irrthümern in den Schlüssen
zu bekehren, bedürfte es drastischer Mittel, da die Thatsache, daß in seiner
Person Dichter und Naturforscher „ins Eins fließen" — so nennt er den
Proceß des Ineinanderaufgehens der beiden Elisabethanischen Persönlich-
keiten — einen wichtigen, wenn auch mehr unbewußten Einfluß zu üben
scheint. Derart gediegene Congruenzen, wie er sie in großer Menge er-
gattert, sind allerdings bei einem Manne ohne jenen geistigen Ianuskopf
kaum möglich; um so weniger durfte Bonnann der Grundfehler der ganzen
Sache entgehen. Es ist doch die Hypothese, Bacon sei der Urheber dessen,
was allen Nachlebenden als Shakespearisch galt, an sich eine völlig in der
Luft fchwebende Fiction, der einen Boden zu bereiten, der zuschwörende
Dilettcmtenschwarm sich, ohne jeden Erfolg, erst nachträglich krampfhaft
bemüht hat. So jammert's einen der verschwendeten kostbaren Zeit- und
sonstigen Opfer Bormanns im Dienste einer barocken Lehre, auf die er
selbst nie gestoßen wäre. Gottlob ist seine ganz erhebliche Mühewaltung
bei alledem nicht umsonst gewesen. Vacons, des bewunderungswürdigen
Doctor Allwissend, Gestalt tritt weit greifbarer vor uns hin, wobei freilich
der Panegyriker manchen bösen Zug des Menschen unter den Tisch fallen
läßt. Was S. 250 ff. aus seinem Leben erzählt wird, schillert bedenklich
nach „Rettung", noch mehr in dem Ueberschlagenen als in den behufs
Weißwaschung verwendeten Motiven. Ja, es schmeckt nach bewußter Um-
stülpung der Thatsacheu, wenn Bacon sowohl bei Anlaß der unvermittelten
Abkehr von seinem in Ungnade gefallenen Patron Graf Esser, gegen den
gerade er die Hochverrathsantlage vertritt, wie auch bei feinem, unter harten
Nachreden, wie hochgradiger Bestechung, erfolgenden Sturze, als Unschulds-
lamm, gleichsam als Strohmann der eigentlich haftbaren Monarchin er-
scheint. Andererseits wird die Bildungsstufe des „Schauspielers" Shakespeare
auf alle nur mögliche Weise herabgesetzt, jedes nicht urkundlich festzulegende
Ereigniß seines Lebens unerwähnt gelassen und die beliebte Manier inne-
gehalten, unsere Kenntniß von seiner Persönlichkeit als auffällig dürftig hin-
zustellen, obschon wir doch weit mehr davon wissen, als von Marlowe und
anderen gleichzeitigen College«, ja, als von Dichtergenossen des 17. Jahr-
hunderts. Durch solches Verschieben des Thatbestandes schädigt Normann
bei den, Unparteiischen seine Sache sehr. Den wohlgemeinten Rath, Wülkers

vollständige Sammlung aller Facten („Berichte der kgl. sllchs. Gesellschaft
d. Wissenschaften", 1890) oder Schippers klaren Umriß „Zur Kritik der
Shakspere-Bacon-Frage" (1889) sorgsam zu studiren, verschmäht er gewiß
und wird wohl mit der allen Leuten seiner Fraction angeborenen Willtür
ruhig bei jenen haltlosen Experimenten verharren.

Wahrscheinlich wird Bormann mir einwerfen, diese Personalien spielen
iu seiner Indicienreihe die zweite Geige, der Nachdruck ruhe auf den er-
öffnenden Abschnitten über die inneren Wechselbeziehungen. Wir wollen drum
darin einen Besuch abstatten, weil sie für den Laien viel Bestechendes und
überhaupt allerlei Beachtliches darbieten. Die Einleitung mit ihren allge-
meinen Scheingründen aus Bacons angeblicher Pflege der „höchsten Poesie",
nämlich der hier „dramatisch-parabolisch" genannten Gattung, ist ohne die
Basis der Einzelvergleichung nicht zugkräftig. Vacon habe ganze Paragraphen,
ja volle Unterdisciplinen seines philosophisch-naturwissenschaftlichen Denkens,
in mehrere Shakespeare-Stücke hineingeheimnißt, die sonach seine gleich-
zielenden Prosaschriften zu einein geschlossenen System vervollständigten,
ferner lägen in zahllosen Stellen der prosaischen und der poetischen Werke
die nämlichen Anschauungen in kaum abweichender Diction vor. Sogar
eine regelmäßige Reihenfolge der Profatheile, die Unterlagen der dramatischen
Gestaltung gewesen sein sollen, sei anzunehmen, und zwar sondirt er die
Erzeugnisse, die als Einzelbände der „UaZnn, In8wuratic» 8cisutiaruin",
des Bacon'schen Haupt- und Lebenswerks, gedacht waren, nicht des bisher
fast allein berücksichtigten formalistischen „Aovum Oi-Fauuiu,". Bis auf
Haarklemes versucht Bonnann seine Nachweise an: „Der Sturm," „Hamlet",
„König Lear", „Verlorene Liebesmüh". Im ersten sollen die ‚moü8tr»"
Taliban, Ariel u. s. w. die von Bacon vermißten „Ni-rorsZ Natura«",
die „Zivischenformen", verkörpern und Bacons „Geschichte der Winde" (1622)
in die Praxis übertreten. Aber „der Sturm" entstand vor 1612 und
wurde in Ben Ionsons 1614 aufgeführtem Lustspiele „Bruder Bartholomäus"
deutlich angegriffen, also von einem mit Vacon und seinem Thun vertrauten
Manne. Das sinnige Gedicht solle nur die von Bacon als Muster jener
symbolischen Gattung ausgearbeitete Parabel von Pan, die meist nur Aeußer-
lichkeiten gemein hat, in Versen aufwärmen: könnte aber wirklich die in
Prospero-Pan Fleisch gewordene Allnatur nnr ein Kind haben?! Auch sind
Einzelheiten, die Bacon erfunden haben soll, erweislich älter; so ist z. N.
Ariel in der stoffverwandten „Comedia von der schönen Sidea" Jakob
Ayrers ('s- 1605!) im Teufel Nunceval vorhanden.

Am stärksten mit allerhand Anklängen, Anlehnungen, Umwandlungen
von Gedanken belastet soll „Hamlet" sein, indem zun: Ideenausbau hier
sämmtliche naturphilosophische Abhandlungen Bacons beisteuerten. Auf
dessen Spirit-Theorie gingen die Geisterscenen, auf seine vier Unterab-
theilungen der Wissenschaft vom menschlichen Körper — eigentliche Medicin,
(wahre und unechte) Kosmetik, Athletik, Vergnügungslehre — die Haupt-

Personen, auf eine geplante Reform der „Mängel der Mebicin" Hamlets Gestalt und Wirksamkeit zurück. Ein Foliozettel eines Bacon zugeschriebenen Notizblätter-Vündels auf dem Lrit,8li Nuzsuin, des sogenannten „?roluu8 (ol I'c>rmu1aris8 ancl Llsßauoie»)", wird als ein Summarium des „Hamlet"-Inhalts nach seinen Stufen betrachtet, ohne jegliches auffällige Zusammentreffen, zumal eine geniale Natur wie der Schöpfer von „Hamlet" und „Nomeo und Julia" — auch da leitet Bormann alltägliche Wendungen aus jenem schulbubenmäßigen Heft her — sich keinesfalls ein folches Schema angelegt haben wird. Im Vordergrunde der weiteren Parallelisirung, der für das „Hamlet"-Verständniß gleichwohl vielerlei Ersprießliches entspringt, stehen Namendeutungen, die theils ebenso einleuchtende, wie Nichts besagende, theils furchtbar ergrübelte, theils scherzhaft wirkende Etymologien voraussetzen. Demgemäß wäre Hamlet ein Abbild des Severinus Danus, des „schwermüthigen Dänen", eines dänischen Arztes in: 16. Jahrhundert, Ophelia „H ü>s>eX(5>« i«i^x^ (Pluto), das ‚Heilmittel°, die Geliebte des Arztes Hamlet," Laertes Buchstabenumstellung des Wortes ‚nlbrt,' (behend) mit der griechischen Endung ‚«8^. Auch s^ in Buchstaben und dem! Klange nach fast gleichmerthig dem griechischen «OX^^z", Voltimand „der mit der Miene Etwas verlangt", Polonius „scheint nach dem Philosophennamen Apollonius von Tyana gebildet", Marcellus „Umlaut ^ des Wortes Paracelsus", Francisco-^Francis (Ba)co(n), Horatio, der gefragt, ob er da sei, sagt: „ein Stück von ihm," das ist ratio, die Vernunft, bestehe aus lio, dem Hollaruf und ratio, die Namen von Rosenkranz und Gildenstern, zwei nachweisbaren Persönlichkeiten in der Zeit der Königin Elisabeth, „sind heiteren, strahlenden Dingen entlehnt". Auch im „Sturm", „Lear" und in anderen Stücken schürft Bormann derartige Lautähnlichkeiten auf, um daraufhin alles Mögliche unterschiebend auszulegen, wobei öfters ihm selbst erst zwei Alternativen genügen, um die Sinn-Erklärung zu festigen. Bei dieser Gelegenheit sieht er in Marcade („Verlorene Liebesmüh") den „der den Wohlklang, die Lustbarkeit vernichtet" (von to mar und eackesno^), indem er „gleich dem Dichternamen Marlon,^ (der das Gemeine vernichtet) — vermuthlich auch einem Pseudonym" — zusammengesetzt sei. Mit letzterer leisen Anzweiflung der Existenz des ältesten Faust-Dichters Marlome nähert sich Normann den, Grafen Vitzthum von Eckstädt (1888), dessen Consequenz, auch Marlowes Dramen mit aus Nacons Schublade hervorzuholen, sich für sein Vorgehen natürlich nicht eignet. Dafür hat er aber von diesem die aus dein Blauen gegriffene Spaltung in den Angelsachsen Shakespeare--^ Speerschüttler und den Normannen Shakspere—Jacques' Sohn Peter entlehnt. Er krönt stimm, wiederum mit einer Möglichkeit nicht zufrieden, seine etymologische Deutesucht, die aller sprachwissenschaftlichen Methode schroff in's Gesicht schlägt, indem er den Namen des von ihm unerbittlich verfolgten Meisters auf sogenannten Gleichklang hin nochmals zerlegt:

Shakespeares Dramen sollen mit Einschub eines Wttelgliedes Sharberb,
wie Aufzeichnungen der Londoner Hoffestlichkeiten mehrfach schreiben, an die
8sxpart(k8) der Vacon'schen Encytlopädie erinnem! Und wie er dem ge-
waltigsten Meister der Bühnen« und Dichtkunst Genie und Ruhm streitig
macht, wie er an seinem Namen zwickt und zwackt, so entreißt Bormann
ihm auch den Anspruch auf die überlieferten Portraits, die zu Vacon'schen
gestempelt werden.
Von den sonst von Bormann nachdrücklicher und ausführlicher behan-
delten Momenten für Bacons Verfasserschaft ist der auf Uebereinstimmungen
in Sentenzen aufgebauten Annahme, „König Lear" nehme das Capitel
,,6octrinll 6s ueßotiiL" in Buch VIII der Vacon'schen Encytlopädie auf,
und der mit viel Applomb unternommenen Aneinanderkoppelung
der graciösen Renaissance-Komödie „Verlorene Liebesmüh" mit Bacon's
„'looioa InyuiziticmiL 6« I^uon et I^uiuino", die erst 1653, 2? Jahre
nach seinein, 37 nach Shakespeares Tode, an die Oeffentlichteit traten, in
Folge der dabei lediglich in Betracht kommenden Aeußerlichkeiten und Zu-
fälle nicht das geringste Gewicht zu legen. Die „Bacon-Parabolik der
übrigen Shakespeare-Dramen" wird sehr gedrängt gegeben, offenbar
weil sie völlig auf thönernen Füßen ruht. Trotzdem sind einige Belege
für den, auch hier auf naturwissenschaftlichem Boden gesuchten Zusammenhang
recht lehrreich, besonders für „Das Wintermärchen". Aber wer wird in.
Ernste glauben, daß die Erinnerung an den Tractat „Ueber Gärten" (in
den „Essays", 1625) nöthig war, damit die liebliche Belehrung der
pflanzenkundigen Jungfrau Perdita an Konig Polyrenes entstand?
Ein eigenes Capitel widmet Bormann, der schon 1891 von Wigston ver-
fochtenen — er erwähnt das nicht — Theorie, Bacons „Geschichte der
Regierung des Königs Heinrich VII." sei „eine Ergänzung der Shakespeare-
Historien", deren metrisches Kleid jenes einzige große mit Namen gezeich-
nete Geschichtswert Bacons !„zum großen Theile", d. h. „auf 219 Seiten
mindestens 1500 Verszeilen" trage, wie auch bis auf jenen alle englischen
Könige von 1377—1547 in dem imposanten Cytlus vertreten seien.
Dein erwidern wir: es fehlt in letzterem Eduard IV. (und V.); „König
Johann", vor 1217 spielend, ist von Bormann übersehen; „Heinrich VIII."
gehört nicht in die Kette der sogenannten „Königsdramen", sondern ist ein
später gearbeitetes Hofstüö, das die Echtheit der protestantischen Siegeskönigin
Elisabeth verklären soll; die gesammelten „Theateranspielungen" sind nicht
zahlreicher, als man sie bei allen Historikern von lebendiger Einbildungs-
kraft, insbesondere englischen antrifft; weshalb sollte dieser Stoff allein die
bühnenmäßige Gestaltung verfchmäht haben? warum überhaupt sollte Bacon
so lange nach dein Abschlüsse der Serie eine Historie nachgeholt haben, und
zwar in Prosa, der er dann andererseits — wozu? — eine größere
Menge „heimlicher Verse" (so sagt Vornmnn) einfügte? Die ausgehobenen
rhythmisch abgedruckten Stellen sind zum Theil höchst prosaisch, die ,Verse^

selbst oft überaus ungelenk, manche nur ganz gezwungen oder überhaupt
nicht lesbar.
Nun befehdet Bormann von vornherein und bei mehreren Einzelanliissen
den Standpunkt der vhilologisch-litterarhistorischen Fachmänner, zu einem ge»
diegenen Verständnisse Shakespeares zu kommen. Darauf will ich mich hier
gar nicht näher einlassen, obwohl doch jeder unvoreingenommene „Laie" An-
gesichts einer Dichtergestalt den Vorrang eines litterarhistorischen Erläuterers
vor einem naturwissenschaftlichen wie Bormann ohne Weiteres einräumen
muh und Letzterer als Commentator doch ebensowenig „Dilettant" bleibt,
trotz seiner schier bodenlosen Sudeleien auf sprachgeschichtlichen Felde. Auch
dafür sparen wir uns hier die Beweise*) und bemerken nur, daß an sicheren
positiven poetischen Leistungen des Mannes, des rastlosen Politikers und
Gelehrten, dem Bormann die gesummte Ausbeute eines äußerst fruchtbaren
Dichterdaseins aufbürden will, nichts außer einer geläufigen Ueberfetzung
der Pfalmen bezeugt und erhalten ist. Beide Geister als große Vertreter'
zweier völlig verschiedenen Richtungen ihrer Zeit Seite an Seite vorzuführen,
dagegen läßt sich keine Silbe einwenden; etwa so wie Georg Brandes, ohne
an unsere Streitfrage zu denken, in seiner Recension des vielbesprochenen
Buches (Kr. Julius Langbehns) „Rembrandt als Erzieher" — S. 163,
234 f., auch 238 kommen daselbst für Shakespeare in Betracht — die Sätze
„Shakespeare war ein Niederdeutscher. Gründlichkeit sowie Weitblick des
Niederdeutschen feiern in Vaco ihren Triumph" unvermittelt neben einander
stellt („Freie Bühne I 391). Der grundgelehrte und geistvolle Richard Grand
White lehnte es ab, den für das Januarheft von „Putnams Magazin" be-
stimmten Alarmartikel der Miß Delia Bacon, der die Frage zuerst aufs
Tapet gebracht haben soll — tatsächlich war der deutsche klerikale Historiker
Aug. Fr. Gfrörer, damals Bibliothekar in Stuttgart, um 1850 der Erüe,
der Shakespeares Autorrecht anzweifelte — zu bevorworten, und erklärte die
Verfasserin, da sie keine Ignorantin sei, für verrückt: „und so war es auch,
sie starb wahnsinnig". Im Eingang des dritten Abschnittes seiner „8tu6ie8
in 8ti»l!65pL»i-e" (Boston 1885) vernichtet er die Shakespenre-Vacon-
Schrulle -^ c-ra?L im Englischen und von White bezeichnend unter „Ver-
mischtes" gereiht -^ wie folgt: „Unter allen Männern jener glänzenden Epoche
sind nicht zwei, die so elementar verschieden waren, wie Shakespeare und
Bacon, sowohl in ihren geistigen und moralischen Eigenheiten, wie auch in
ihren litterarischen Gepflogenheiten;' und jeder drückte seinen Werken den
Stempel seines Genius unverkennbar auf", und: „Annehmen, daß der eine von
diesen beiden Männern sein eigenes Werk und auch das des Anderen ver-
richtete, heißt zwei Wunder annehmen, um eine Absurdität zu beweisen."

5) Ausführlich behandle ich dm Gegenstand in Kölbmgs .Englischen Studien" XX
419-436; vergleiche jetzt noch I. Schipper. »Der Vacon-Bacillus", Neue Freie Presse
110N8 u. 1102", und Kuno Fischer, „Shakespeare und die Nacon-Mythen", 105. bis
1U7. Beilage zur (München«) Allgemeinen Zeitung 1895.

Obzwar sich nach viel auf Vormanns Ansätze entgegnen ließe, breche ich hier ab; ich habe manche Punkte bewußt übergangen, weil sie mir durch Prof. N. Wülker — auch 1894 in eingehenden Widerlegungen des Normannschen Buches — und die anderen genannten gelehrten Anti-Baconianer genügend beleuchtet zu sein schienen. Bereitwillig räume ich ein, an Bormanns Werk, so fortgesetzt es auch zum Widerspruche reizt, infolge feiner Mannigfaltigkeit und des Reichthums an neuen Materialien gelernt zu haben. Positives fowohl wie Methodologisches, nach letzterer Hinsicht allerdings nur in negativem Sinne. Gern hebe ich hervor, daß eine schöne Summe von Arbeit, in ihrem Endzweck leider erfolglos, in diesem prächtig ausstaffirten Bande steckt, dem schon der starke Anhang von authentischen Mbildungen, Faksimiles von Handschriften, Titelblättern, Einzelseiten u. a. topographischen Plänen und Ansichten eine dauernde Achtsamkeit garantirt. Eine nirgends vorbeifliegende Sorgfalt habe ich ihm zugewendet und trotz des allgemeinen Fluchs der Lächerlichkeit, in dem die Sache in Fachkreisen steht, unparteiisch zu richten versucht. Aber Shakespeares geistiger Nachlaß ist längst ein Erbe der gesammten gebildeten Welt geworden, und Gottlcb haben wir Deutsche insbesondere ihn für unferen idealen Besitz erobert. Drum hat Bormann Recht, wenn er sich an das große Publicum wendet, drum jedoch auch müssen seine Gegner dieses über die Unbegründetheit des fanatischen Feldzuges aufklären. Erst vor dem Forum der breitesten Oeffentlichkeit, die in William Shakespeare mehr und mehr den edelsten Freudenspender, einen weisen Nerather, Freund und Führer erwerben wird, erkennt man die volle Tragiveite unseres Themas. Jetzt nun, meine ich, muß die Schaar der Vacon-Diener Halt machen; denn wenn es diesem mühsam erarbeiteten Compendium alles für ihre Confefsion Anführbaren nicht gelang, die berufenen Jury-Männer zu überzeugen, bleibt jede Hoffnung dazu für künftig ausgeschlossen.

Seit der Niederschrift obiger Auslassungen sind nun etliche Monde ins Land gegangen, nnd mittlerweile haben die Bormann'fchen Thesen und Hypothesen nicht nur die Ablehnung aller Sachkenner und den Beifall gar mancher naiven Laiengemüther erfahren, sondern auch eine doppelte — Stütze, die wir unsern Lesern vorzuenthalten uns nicht berechtigt glauben. Einmal hat Edwin Normann selbst, dessen Arsenal man fürwahr erschöpft gemeint hätte, für demnächst ein neues Buch angekündigt, das des Verfassers gewundener Vornotiz zufolge*) „einen bestimmten, kleinen, bisher vernachlässigten, aber höchst interessanten und amüsanten ^ Theil der

*) In einer Anmerkung der Redaction in der 86. Beilage der (Münchener) Allgemeinen Zeitung (19. April 1895), S. 2.

belletristischen ^ Schriften Bacons in lebhafter und inniger Verbindung
an einer ganzen Reihe von Scenen, Figuren, Eigennamen, Charakterzügen
und Aussprüchen der Shakespeare-Dramen zeigen und zugleich deutliche Hin-
weise Bacons auf sein Dichter-Pseudonym ‚Shakespeare' an's Tageslicht
bringen" soll. Indem wir Vormanns mittelbares Eingeständnis, die bis-
herigen Belege seien nicht „deutlich" gewesen, mit Genugthuung begrüßen,
sehen wir seinen ferneren Enthüllungen in Ruhe entgegen. Dasselbe gilt
für die andere Nachricht, mit der wir anhangsweise aufzuwarten haben:
„Aus London wird berichtet: In der Bibliothek des Iriuitv ^olls^e in
Dubliu wurde kürzlich eine 500 Folioseiten umfassende Handschrift entdeckt,
welche viele, bisher ungedruckte Gedichte von Bacon, Massinger und anderen
Dichtern enthält. Das Gedicht, welches Bacon nach seinem Sturze verfaßte,
trägt die Ueberschrift: »^i-s^ell tc> lorwns« (Dem Glücke Lebewohl)'*).
Diese registriren wir lediglich, da wir vor der Hand hierin noch keine Be-
reicherung beziehentlich Berichtigung unserer Kenntnisse erblicken können,
sondern der famosen „Bacon-Theorie" gegenüber auch weiterhin aus vollster
Ueberzeugung den ungläubigen Thomas spielen. Jedem ehrlichen und be-
geisterten Shakespeare-Verehrer rathen wir infolgedessen auch jetzt auf's
Dringendste, die gefammte Bekämpfung der Dichtereristenz des großen
William glattweg in's Capitel der menschlichen Verirrungen und Narrheiten
zu verweisen, sich dafür nnt inniger Liebe in feine Werke zu versenken und
edelste Erbauung daraus zu schöpfen.

*) Frankfurter Zeituna v. 2. April 1895, Abendblatt.

Die erste „Tannhäuser"-Aufführung in Paris.

von

Vau! Lindau.

— Dresden. —

^m 13. März 1861 ist Richard Wagners „Tannhäuser" vom
Publicum der Pariser Großen Oper blutig verhöhnt, ausgelacht
und ausgepfiffen worden. Nach der dritten Auführung hat
Richard Wagner in einem vom 25. März 1861 datirten Briefe an den
Director der Pariser Großen Oper, Herrn Alphonse Noyer, mit der ent-
mutigten Motivirung: „Mir bleibt anständiger Weise nichts Anderes
übrig," die Oper zurückgezogen. Am 13. Mai d. I. hat derselbe „Tann-
häuser" in derselben Großen Oper zu Paris die begeistertste Aufnahme
gefunden. Alle Blätter Frankreichs und Deutschlands stellen nun mehr
oder weniger tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wie es denn möglich
sei, daß ein Kunstwerk, dessen Schönheiten heute völlig begriffen werden
und wahren Jubel hervorrufen, vor 34 Jahren fo schmählich habe abfallen
können, und um für das schwer Begreifliche eine Erklärung zu finden,
werden alle Erinnerungen an jene sonderbare erste Aufführung im Jahre
1861 wieder aufgefrischt. Die damaligen Richter, die fo lieblos und un-
gerecht geurtheilt hatten, werden nicht nur der Frivolität, der bedauerns-
werthesten Ignoranz, sondern auch der blinden Gehässigkeit und äußersten
Voreingenommenheit bezichtigt. Man spricht von dieser ersten Aufführung
wie von einem Ereignisse, das von der Gegenwart kaum noch controlirt
werden könne, und greift zu spitzfindigen Deductionen, als ob die nüchterne
Feststellung des Thatsächlichen gar nicht mehr möglich sei. Der Pariser
Berichterstatter der „Neuen Freien Presse", Theodor Herzl, sagt: „Es sind
freilich 34 Jahre vergangen, und wer da weiß, wieviel in einem einzigen
Jahre in Paris stirbt und verdirbt und vergeht, der wird meinen, daß

kein Theilnehmer der Tannhäuser-Schlacht mehr lebe. Nein, es giebt Leute, welche damals dabei waren und heute noch da sind."

Allerdings giebt es noch einige Leute, die der ersten Aufführung des „Tannhäuser" beigewohnt haben, noch heute unter den Lebenden wandeln und sogar das Recht in Anspruch nehmen, über Selbsterlebtes ein bescheidenes Wörtlein mitzusprechen; und da das Alter an und für sich ja noch kein erhebliches Verdienst darstellt, wird es wohl keine Vermessenheit sein, wenn ich mich zu diesen rechne. Ich habe den ersten zwei Vorstellungen des „Tannhäuser" in Paris beigewohnt, zur dritten und letzten fand ich leider keinen Platz. Ich habe darüber einen langen Aufsatz im „Deutschen Museum", April 1861, in Form eines Briefes an den Herausgeber Robert Prutz veröffentlicht, und diese Aufzeichnungen, die eigentlich meinen ersten schriftstellerischen Versuch darstellten, haben jetzt meine Erinnerung da, wo mich mein Gedächtnis; im Stich zu lassen drohte, wieder aufgefrischt. Die Aufführungen mit allen ihren Einzelheiten stehen heute so lebendig vor meinem Geiste, als hätte ich sie vor ein paar Wochen miterlebt. Diese Vergegenwärtigung des Tatsächlichen zeigt mir auf's Neue, wie schnell vergessen wird, und wie schnell es der Legende glückt, die einfachsten Dinge umzugestalten.

Zunächst will ich erzählen, wie ich es, als junger unbekannter Mensch, der auf irgendwelche Bevorzugung nicht den geringsten Anspruch hatte, fertig gebracht habe, zum einfachen Kassenpreise von fünf Franken baar für die beiden Vorstellungen einen Parterreplatz zu erschwingen. Ich hatte an alle möglichen Leute, die irgendwelchen Einfluß haben, geschrieben und sie inständig gebeten, mir wenn irgend möglich irgendwo einen Platz zu verschaffen. Von Allen erhielt ich Absagen. Der Andrang zur ersten Vorstellung war ungeheuer. Die Preise für die schlechtesten Plätze waren für eine bescheidene Börse ganz unerschwinglich. Am Mittwoch 13. März Nachmittags hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, der Entscheidungsschlacht beiwohnen zu können. Als ich übelgelaunt den Boulevard entlang schlenderte, begegnete ich an der Ecke der Nue Lafitte zufällig dem einzigen einflußreichen Bekannten, an den ich nicht gedacht'und folglich auch nicht gefchriebcn hatte, nämlich dem cksk 6s cla^us Herrn David, dessen werthuolle Bekanntschaft ich vor Kurzem auf einem Künstlerball gemacht hatte. Herr David hatte mir damals sogar seine Visitenkarte gegeben, die wörtlich also lautete:

)I^N8ieur clit ..pöro" Vavicl
UntiLprenöui- cls Llicrdz I.vliyuyZ, clr»m»ti^ue8 et eliolöoßrapui^neF
u, 1'H,on66ini6 lmp^riul« <is iuu.8i'Hus et <ls cl»U8S.

An jedem andern Tage würde ich, ehrlich gestanden, wenigstens auf dem Boulevard und um fünf Uhr Nachmittags, der fehr bekannten Persönlichkeit mit einer Eurue ausgewichen sein; jetzt aber grüßte ich höflich, bot dem kleinen Herrn eine Eignrre an, sprach von dein lustigen Abend, den wir bei

unserem gemeinsamen Freunde verbracht hatten, erkundigte mich nach seiner
verehrten Familie und wagte endlich die bescheidene Anfrage:
„Was halten Sie, kunstverständiger Herr und Freund, von der neuen
Oper?"
„Wir haben nur der Generalprobe beigewohnt," antwortete er. „Da
lobe ich mir Meyerbeer, bei dem machen wir alle Proben mit."
„Wäre es denn gar nicht möglich," fragte ich weiter, „durch Ihre
freundliche Vermittlung, für wenig Geld und viel gute Worte, einen Parterre-
platz zu erschwingen?"
„Wenn Sie sich ruhig verhalten und füuf Franken bezahlen wollen,
ja! Kommen Sie mit mir in's Laf6, ich will Sie einschreiben."
Wir gingen in das Caf6 Favart gegenüber der Komischen Oper. Ich
hielt mich für den Erfinder dieser in der Noth erlaubten Schmuggelei, be-
lehrte mich aber bald eines Besseren: denn das Local war voll von
Rotabilitäten aller Branchen, die Amerika schon vor Columbus entdeckt
hatten, und unter ihnen bemerkte ich auch mehrere meiner einflußreichen Be-
kannten, die gleichfalls von Davids Gnaden ihr Tannhäuser-Privileg er<
tauften.
Außer dieser bezahlenden Claaue fand ich im Cafö Favart auch die
bezahlte: die schrecklichen „Römer", wie man sie in Paris nennt, mit ihren
dummen, niedrigen, eingedrückten Stirnen, abrütirten Augen und schmutzigen
Fäusten. Die Römer rochen nach Knoblauch und waren nichts weniger als
appetitlich.
Nachdem ich in dieser klassischen Gesellschaft mit meinen einflußreichen
Bekannten und leerem Magen ungefähr eine Stunde gewartet hatte, wurde
ich mit dm anderen Herren vom P«re David beschieden, eine»» Individuum
zu folgen, das von den Römern „Offizier" angeredet wurde. Wie ich
fpäter erfuhr, war dieser Offizier, den übrigens Niemand für einen Ver-
treter der Firma Jean Maria Farina halten konnte, einer der Claquehaupt-
leute, die direct unter dem Oberbefehl des Generals David standen. Die
Claque war nämlich ganz nach militärischem System organisirt: in der
Mitte, gerade unter dein Kronleuchter, der Generalstab-, um ihn schaarten
sich in regelmäßigen Abständen 2») bis 30 Hauptleute, deren jeder über
eine Compagnie von 19 bis 12 Gemeinen commandirt, so daß das Chor
der Rache an jenen beiden Abenden sich ungefähr auf 300 Mann belaufen
mochte. Von den Hauptleuten wurde mir gesagt, daß sie sehr intelligent
und geschult sein müßten, um die „Intentionen" ihres Chefs richtig zu ver-
stehen und die verschiedenen Schattirungen der Beifallsbezcugungen beobachten
zu können; die unter ihnen arbeitenden Gemeinen äffen ihren Offizieren
blindlings nach. Nach 'der Vettelarie im „Prophet" klatschte die Clague
nur sehr wenig, man schluchzte und weinte, auf den Krönungsmarsch folgten
hingegen immer drei oder vier Applaussalven mit Freudeugeschrei und
Hallelujah!

Das Cafö Favart liegt, wie gesagt, der Komischen Oper gegenüber,
folglich auf der der Großen Oper entgegengesetzten Seite der Boulevards.
Es war gegen sechs Uhr. Der Boulevard war sehr belebt, als meine drei
Leidensgenossen und ich, vom Offizier geleitet, der Passage de l'Ovöra
zumarschirten. Natürlich begegnete ich auf dieser Uebersiedlung allen Leuten,
von denen ich nicht gesehen zu werden wünschte.
Nachdem wir die Passage durchschritten hatten, traten wir in einen
langen, engen, schmutzigen dunkeln Gang, der direct mit dem Operngebäude
communicirte. Dort machten wir Halt. Einige wenige Häuflein, je 4 bis
6 Mann stark, waren schon vor uns angekommen, die Anderen ließen nicht
lange auf sich warten, und nach einem Aufenthalt von einer Viertelstunde,
in der ich Zeit gefunden hatte, mir einen gehörigen Schnupfen zu holen,
brachen wir auf und folgten unseren Führern in die labyrinthischen Gänge
und Flure der großen Oper. Es ging treppauf, treppab, rechts, links,
geradeaus, und ich sing an die Notwendigkeit der Hauptleute zu begreifen.
Plötzlich befanden wir uns auf den Brettern selbst, kletterten eine Art Leiter
herunter, langten im Orchester an und stiegen endlich, nachdem wir einige
Contrabässe umgerannt, in den Corridor des Parquets, der uns ohne
weitere Gefahren nach dem gelobten Lande des Parterre führte.
Der Opernsaal war noch wüste und leer. Ich setzte mich in größt-
möglicher Entfernung vom Kronleuchter, dicht neben einen vorbestellten Platz.
Der andere Platz neben mir war von einem meiner einflußreichen Bekannten
eingenommen.
Ich fah nach der Uhr und bemerkte mit Schrecken, daß es erst halb
sieben war; außerdem erinnerte mich mein Magen daran, daß die Diner-
stunde ungenützt vorübergegangen fei.
So faß ich dreiviertel Stunde mit hungrigem Magen, einein angehenden
Schnupfen und 309 Elaqueurs in den, noch spärlich erleuchteten Opern-
saale ohne Cigarre, ohne Buch, in unbehaglichster Stimmung.
Endlich um ?V^ Uhr wurden die Pforten dem harrenden Publicum
geöffnet. Die oberen, billigen Plätze waren im Nu von der hereinstürmenden
Masse besetzt, und allmählich füllten sich auch die aristokratischen Regionen
mit dem feinen und ausgewählten Publicum, das bei allen Pariser Premieren
den Ausschlag giebt. Man unterhielt sich lebhaft, begrüßte sich, der Kaiser
trat ein, die Alles belebende Fee, Frau Fürstin von Metternich, erschien
in ihrer Loge, es war 7^4 Uhr. Der Kapellmeister Herr Dietsch räusperte
sich, klopfte auf das Pult, Alles schwieg, und die Ouvertüre begann mit
den herrlichen Accorden des Pilgerchors.
Ueber den Verlauf der ersten Aufführung folge ich nun meinen Auf-
zeichnungen aus dem Jahre 1861, an denen ich nur Kürzungen und
formale Veränderungen vornehme.

Die Ouvertüre, die von der Hofkapelle ausgezeichnet gespielt wurde,
lockte ein einstimmiges, ungetheiltes Bravo hervor, und erst nach dem zu
heftigen und zu anhaltenden Applaus einiger ungeschickten Freunde erhob
sich eine sehr gemäßigte, bald unterdrückte Opposition dagegen.
Der Vorhang ging auf. Die Elllaue beklatschte von Neuem eine pracht-
volle Decoration, den Venusberg, in dem linker Hand auf einem Moos-
und Muscheldivan Venus gebettet ist, zu ihren Füßen der von Glocken
träumende Tannhäuser. Bacchantinnen, Liebesgötter und Liebesgüttinnen,
Grazien, alle Gebilde der Liebeslust und Wollust sind in dieser bezaubernd
schönen Grotte, rechts und links, in» Vorder- und Hintergrunde, in einem
süßen, von lasciven Harmonien gewiegten Halbtraum gelagert. Sie er-
muntern sich nach und nach, die Musik schwillt in ewigen» ersLcsnäo zum
toi-w, zum tortizLiinn an. Die Liebesteufel ereifern, verfolge»», erhaschen
sich und machen dabei alle möglichen, graziösen Stellungen, die ich durchaus
nicht verstanden habe.
„Die Valletmusik, die Wagner eigens für Paris geschrieben hat,"
so schrieb ich damals »»örtlich, und ich will mein jugendliches Urtheil jetzt
nicht corrigiren, „übertrifft an Gewagtheit, an Delirium möchte ich sagen,
alles Dagewesene. Ich habe vor dem Musiker Wagner den größten Respect
i»nd verbeuge mich resvectvoll vor der großen Idee, die er in seinem Ballet
auszudrücken versuchte; daß es ihm aber nicht gelungen ist, diese Idee für
das große Publicum faßlich, natürlich und anschaulich zu gestalten, das
darf ich mit Bestimmtheit aussprechen. Wenn er in diesem Ballet seinen»
„Systeme von der fortlaufenden, ununterbrochenen Melodie" getreu geblieben
ist, fo kann er sich rühmen, seinen Reichthun» wie ein Geizhals sorgsam an
einem entlegenen Orte verscharrt zu haben. Man hat mit dein besten
Willen keine Spur davon entdecken können. Unmögliche chromatische
Figuren, ohne Farbe, ohne Charakter, ohne Rhythmus, die in schroffsten
Contrasten mit furchtbare»», nie aufgelösten Dissonanzen, bald im Streich-
quartett, bald bei den Bläsern wiederkehren, scheinen in ihrem Innern jene
„fortlaufende, ununterbrochene Melodie" zu verbergen, nach der wir uns
vergeblich umgeschaut haben. Man wird diesen» Tanzwirrwarr eine gewisse
leidenschaftliche Stimmung nicht absprechen, wohl aber aus voller Ueber-
zeugung die leiseste Idee von wohlthätiger Kunstschönheit versagen dürfen.
Mit dem Unschönen und Widernatürlichen erreicht »nun aber nie die Höhen
der schönen Natur. Dies Geheul und Geschrei, Gekreisch und Gestöhn
versetzt den Geist allerdings in die diabolischen Neigen einer Brockennacht,
giebt ihm aber einen zu wahren Vorgeschmack von den Qualen der Ewig-
verdammten, als daß er sich nach solchen Erfahrungen fehnen könne. In
dem furchtbaren Getöse wittert das Ohr plötzlich das Nahen eines herz-
erfreuenden musikalischen Gedankens, — eine Oase in der Wüste, — es
horcht auf, es schmachtet und gelüstet nach dieser Labung, — in demselben
Augenblicke aber verliert sich die Spur in dem lärmenden, unmusikalischen

Geräusche, und die frohe Hoffnung wird zu nichts. Niemals habe ich mir
von den Qualen des hungernden Tantalus eine deutlichere Vorstellung
machen können, als beim Anhören des Tannhäuser-Ballets. Ich begreife
fchon, daß sich Tannhäuser nach der „Glocken lieblichem Geläute" auf der
schönen Erde sehnt, wenn man ihn mit solcher Musik im Venusberge regalirt.
„Nach dem ohrenzerreißenden f»rti88iiuc> geht die Musik im äecre8ceucko
zum piano, vn, ovo. über und verstummt. Mit ihr uerschivindet auch
Frau Venus' leidenschaftliche Umgebung, die Springer und Tänzer ziehen
sich in ihre Gemächer zurück — und als Alles wieder ruhig, still und
friedlich geworden ist, erwacht Tannhänser aus feinem fußen Traum. In
dem Mordfcandale hat er fanft geschlafen und von Glocken geträumt, die
wiedereingetretene Ruhe schreckt ihn aus der Ruhe auf. So ändert man
fein Temperament, wenn man zuviel mit Frau Venus umgeht."
Das fchon fchlecht gestimmte Publicum machte dem unverzeihlich un-
geschickten Applaus der Claque eine noch immer sehr gelinde Opposition,
aber die Länge des folgenden Duetts zwischen Venus und Tannhäuser
fing an es herzlich zu langweilen. Man bemerkte überdies eimge Knittel-
verse, die man eher in einem Neujahrsbonbon als in dem lyrischen Drama
erwartet hätte, z. B.:
8i I«» «lionx nim<>ut c,in8<ÄMin<'nt,
Doch gerade in dem ungeheuren Mangel an „eonZtanos", von dem
Tannhäuser in Zeit von zwanzig Minuten so reichliche Beweise ablegt, fand
das Publicum eine Entschädigung, eine schreckliche Entschädigung für die
Langweile, die es ausgestanden hatte. Es lächelte über die weibische
Wankelmüthigkeit des großen Niemann, der, nachdem er seinen festen' Wunsch,
die Erde wiederzusehen, kundgegeben, die Lener ergreift, ein Lied zu Ebren
der Göttin singt, dann mit schmerzlichen Reflexionen von Neuem die Königin
ersucht, ihn ziehen zu lassen, von Frau Venus besänftigt von Neuem zur
Leyer greift, abermals der Liebesgöttin sein Lied erschallen läßt, wiederum
von irdischem Heimweh erfaßt, nochmals von Liebesbalsam geheilt eine dritte
Hmnne anstimmt, u. f. w., bis er sich endlich mit einein Knalleffect der
Liebesfesseln entledigt.
Man lächelte, fage ich, und dieses wohlgefällige Lächeln war in der
fo ernsten Situation schlimmer als Pfeifen und Zischen.
Die Abschiedsfcene des Ritters hatte das Publicum durchaus nicht
ergriffen, und deshalb war auch die Wirkung, welche die zweite Scene
hervorbringen sollte und in Deutschland hervorbringt, gänzlich verpufft.
Denn der Gegensatz zwischen der schmerzlichen Verzweiflung in, Venus-
berge und der ruhigen, stillen Natur, die Wagner in der zweiten Scene
vorführt, der ungetrübt blaue Himmel, das junge Grün des Thüringer
Waldes, der schöne Frühlingsmorgen, der Friede und Freude athmet. Alles
das hatte dadurch, daß die erste Scene nicht begriffen werden konnte, keine

raison cl'str6 mehr, und als nun gar der Hirtenknabe sein primitiv un-
schuldiges Liedchen von „Frau Holda" anstimmte und ohne alle Orchester-
begleitung die Schalmeiritornelle dazu blies, da artete das Lächeln zu einem
offenen, freien Gelächter aus. Man entdeckte sogar, daß das von der Oboe
geblasene Nachspiel der Sontagspolka (!) nachgebildet sei. Das Schellen-
geläute der blökenden Heerde wirkte nur komisch, und in dieser heiteren
Laune konnte das Publicum natürlich die großartige Schönheit des Pilger-
chors nicht würdigen. Das Septett, das den ersten Act beschließt, brachte
hingegen eine außerordentliche Wirkung hervor; es hätte nicht viel gefehlt,
so wäre es cia capo verlangt. Aber die verwünschte Hundemeute, die am
Koppelriemen von den Nüdenknechten herbeigeführt wurde, machte den
günstigen Eindruck, den die Musik hervorgebracht halte, wieder zu Nichte
und gab zu neuem Gelächter Anlaß. Dennoch war das Fiasco nach dem
ersten Acte noch sehr zweifelhaft.

Der zweite Act ließ das Auditorium eiskalt bis zum Marsch, den das
Orchester sehr gut spielte, und der ohne die geringste Opposition allerseits
auf das Lebhafteste applaudirt wurde.

Der Sängerwettstreit erschien dem Pariser Publicum, das sich an
Worten wenig erbaut und Thaten sehen will, viel zu lang. Mit deutschen
Ohren kann man sich freilich an den deutschen Worten, die deutsche Künstler
vortragen, interessiren. Wenn aber die französischen Librettisten den, armen
Biterolf folgende Liebeshymne in den Mund legen, so frage ich, woran sich
ein Publicum ergötzen soll, das auf italienifche Liebesarien gehofft und
nun mit einfacher musikalischer Declamation reinsten Wassers abgespeist
wird? Biterolf singt nämlich im Französischen folgendermaßen seine alte
Kriegerliebe:

Also „kreuzte sich" im Mittelalter „das Schwert mit dem Glücke".

Man bemerke gefälligst die Euphonie in Wolframs keuscher Liebes-
hymne:

l/eowt «st öwliisl! (sprich: Lchllathetehternell).

Die auf Tannhäuser einstürmenden Minnesänger sangen, um ihre
Entrüstung anzudeuten, wüthend falsch; das Publicum lachte nach Herzens-
lust, und als endlich im Schlußtacte des unglücklichen zweiten Actes, nach
dem getragenen, in kirchlicher Strenge gehaltenen Ensemble „Nach Nom!"
die Violinen unerwartet einsetzten und die Geiger, mit furchtbarer Leiden-
schaft, mit Windeseile, in grellstem Contraste zum Vorhergehende» einen
Fortissimolauf über die vier Saiten ihres Instruments erschallen ließen, da
brach ein homerisches Gelächter aus, der Vorhang fiel, und das Schicksal
der Wagner'schen Oper war nun entschieden!

Im dritten Acte wurde dennoch der „Pilgerchor" und der „Abend-
stern" ruhig und mit mäßigem Beifall angehört. Jedoch gestattete das
Publicum dem keuschen Wolfram nicht, seine Romanze mit der schon oft
gehandhllbten Harfe zu begleiten, er fang den „Abendstern" ohne Harfe,
und Tcmnhäuser, der mit den Worten: „(^'est 1« 8on ä'nno tmrne!"
eintritt, mußte Lalalalala singen, um nicht von Neuem lächerlich zu werden.
Alles Uebrige wurde ausgelacht. Das Gebet Elisabeths erschien unerträg-
lich lang und langweilig, die Pilger wurden mehrfach durch lebhafte Un-
geduldsbezeugungen unterbrochen, Frau Venus wurde mit Gelächter begrüßt,
und man fand das tragische Ende des verdammten, dnrch den Tod erlösten
Sünders außerordentlich komisch.
Das ist in allen seinen Einzelheiten der Verlauf dieser ersten Ausführung,
und bei der zweiten war das Ergebniß nicht erfreulicher, obwohl Wagner
an der Partitur bedeutende Veränderungen vorgenommen und namentlich
alle Stellen, welche die unerwünschte Heiterkeit des Publicums hervorgerufen
hatten, zu beseitigen gesucht hatte.
Das erste Duett, die Recitative des Landgrafen, der Wettstreit der
Sänger und einige andere Längen waren gekürzt, die Schalmeiritornelle und
die ganze Venus-Scene im dritten Acte gestrichen, die Violinfigur in den
Schlußtacten des zweiten Actes verändert, die Hundemeute erschien nicht mehr,
Wolfram trat im dritten Acte ohne Harfe auf, und Tannhäuser fiel nicht
mehr so oft zu Boden, worüber man jedesmal gelacht hatte. Deshalb
wurde auch weniger gelacht, aber desto niehr gepfiffen, und in der dritten
und letzten Vorstellung soll der Scandal noch viel ärger gewesen sein. Man
pfiff in den dramatischsten Stellen Gassenhauer, welche Gassenbuben sehr
ergötzten.
Unmittelbar nach den so kläglichen Abenden, die in den Annale« der
Pariser Großen Oper schwarz angestrichen werden müssen, war in den
Berichten der deutschen Blätter zu lesen, daß die niedrigsten Kabalen und
Intriguen den „Tannhäuser" iu Paris zu Fall gebracht hätten. Wagner
selbst neigte dieser Auffassung zu, und die Stimme des Meisters entschied.
Vor Allem wurde einigen überaus geräuschvollen jungen Aristokraten und
Mitgliedern des Jockey-Clubs die Schuld in die Schuhe geschoben, durch
ihr ungeberdiges Treiben die Niederlage des „Tannhäuser" hauptsächlich
herbeigeführt zu haben, und jetzt wird die schon damals verbreitete Fabel
wieder aufgefrischt, daß die Mitglieder des Jockey-Clubs silberne Pfeifen
mit der Eingravirung „Für Tannhäuser" vertheilt hätten.
Da hat wieder einmal die Legende das Ihrige gethan und das That-
sächliche in stärkster Weise übertrieben. Wahr ist allerdings, daß die jungen
Herren vom Jockey-Club, die gewöhnlich erst gegen neun in der Oper
erscheinen und sich vor allen Dingen das Ballet ansehen, wüthend darüber

waren, daß in der neuen Oper zur gewohnten Stunde, etwa um halb zehn,
das übliche Tanzdivertissement sich nicht einstellte. Die ganze Oper lang-
weilte sie ohnehin. Sie gaben das in übermüthigster Weise zu erkennen,
und namentlich der junge Herzog von Gramont, der damals in der
Pariser Lebewelt eine Rolle spielte, — er wurde seiner sinnlosen Ver-
schwendung wegen später unter Euratel gestellt, — benahn, sich in höchst
auffälliger und geschmackloser Weise. Er erhob sich in seiner Loge und pfiff
auf seiner Iagdpfeife, die er sich mitgebracht hatte. Zur zweiten Vorstellung
hatten mehrere junge Sportsmen ihre Iagdpfeifen mitgebracht, und in den
Logen des Jockey-Clubs wurde noch mehr gepfiffen. Aber besondere silberne
Tannhäuser-Pfeifen sind, wie ich glaube, niemals hergestellt worden.
An Zwischenfällen aller Art war dieser stürmische Abend zwar reich
genug, aber die Sage hat zur Wahrheit noch mancherlei hinzugedichtet.
Die Geschichte vom zerbrochenen Fächer der Fürstin Metternich ist von
Wagners hoher Gönnerin selbst auf das Entschiedenste in Abrede gestellt
worden. Man behauptete, die Fürstin habe während der Aufführung auf
der Logenbrüstung ihren kostbaren Fächer zerschlagen. Die Einen sagten:
in überwallende!« Enthusiasmus, die Anderen: in Heller Entrüstung über
die unwürdige Mißhandlung ihres Lieblings. Thatsächlich hat die Fürstin,
die natürlich von aller Welt angeglotzt wurde, während der ganzen Auf-
führung die ruhigste und unauffälligste Haltung zur Schau getragen.
Dagegen ist es richtig, daß zwischen der kaiserlichen Loge und der
Loge der österreichischen Notschaft während der Aufführung ein allgemein
bemerkter pantomimischer Austausch stattfand. Während des wüsten Tumultes
wandte sich der Kaiser zur Fürstin hinüber. Das marmorkalte, völlig aus-
druckslose Gesicht bewahrte zwar seine larvenhafte Unveränderlichkeit, aber
er »nachte eine leichte Newegung mit der Hand, die auszudrücken schien, daß
zu seinein Bedauern der Liebe Müh umsonst gewesen sei.
Unweit der Fürstin Metternich saßen in einer Loge der später so
verhängnißvoll gewordene Minister Emile Ollivier, damals noch Advocat
und Führer der demokratischen Opposition im Gesetzgebenden Körper, und
seine Frau Vlandine, eine Tochter Liszts nnd der Gräfin d'Agoult,
nnt ibrer Schwester Eosima, der späteren Frau Richard Wagner, und
deren damaligem Gemahl Hans von Bülow. Auch auf diese Loge rich-
teten sich alle Operngläser, und auch die Insassen dieser Loge hatten sich
die grüßte Zurückhaltung auferlegt. Das mag dem temperamentvollen und
nervösen Hans von Nülow nicht leicht geworden sein.
Auch die jetzt wieder erzählte Geschichte, daß Niemann sich dazu habe
hinreißen lassen, die johlenden Schreier von der Vühne herab mit der
Faust zu bedrohen, ist ein einfaches Märchen. Niemann war während der
stürmischen Vorgänge auch gerade in der Stimmung, noch obenein heraus-
fordernd aufzutreten! Er bedurfte aller seiner Willenskraft, um nicht
völlig fassungslos zu werden. Er bot dem nnaufbörlich andauernden Scandal

mit bewundernswerther Tapferkeit die Stirn. Im letzten Aufzuge aber, als während des Berichts über die Pilgerfahrt der Lärm stellenweise so arg wurde, daß er das Orchester und die Summe des Sängers deckte, schwieg Niemann einen Augenblick und wandte sich mit einer stummen Geberde an das Publicum, gleichsam um sich zu erkundigen, ob er aufhören oder fortfahren solle. Da ertönte von vielen Seiten der Ruf: „Oontinuex!'- und es wurde auch lebhaft geklatscht, gleichsam um dem Sänger zu zeigen, daß nicht ihm, sondern lediglich dem Tondichter die Pöbeleien der Radaubrüder gelten sollten.

Während des wüsten Länus erhob sich auf einmal die Hünengestalt des hervorragenden realistischen Malers Eourbet, der später als Minister der Commune die Vend6mesäule umlegen ließ; er wandte sich mit glühendem Antlitz nach der Mitte des Parterres, wo die Elaque ihr Lager aufgeschlagen hatte, und brüllte wüthend: „Die Elaque zischt!" Eourbet war einer der wenigen französischen Künstler, die mit einer Art von Fanatismus für Richard Wagner Partei ergriffen hatten. Er tobte und lärmte auch am meisten während des Zwischenactes im Foyer, in dein ein wahlhast lebensgefährliches Treiben herrschte, und bezeichnete mit weithin vernehmbarer Stimme die Opposition als „vertrottelte Bande" (t»8 <te ci-ötiu«). Ebenso wüthete der jetzt noch lebende greise Dichter Eatulle Mendl-s, der Schwiegersohn Thöophile Gautiers, gegen die blöden Barbaren. Wenn aber erzählt wird, daß Berlioz sich die Hände gerieben und schadenfroh über Wagners Niederlage gejubelt habe, so ist das absolut unrichtig. Berlioz war im Gegentheil von der unfläthigen Brutalität des Pariser Publicums ganz bestürzt. Ich habe ihn sehr genau beobachtet. Ich stand zufällig lange Zeit in seiner unmittelbarsten Nähe. Es machte auf mich im Gegentheil den Eindruck, als ob Berlioz sich innerliche Vorwürfe darüber machte, den deutfchen musikalischen Mitkämpfer nicht genügend unterstützt zu haben. Er bereitete denn auch den Lesern des >,,Im,i-n»I <1«8 Vöd»t8" dadurch eine gewisse Enttäuschung, daß er tactvoll die Besprechung der ersten Aufführung und die Würdigung des „Tannhäuser" für diesmal einem andern Musikschriftsteller überließ, Herrn d'Ortigue, vielleicht dem einzigen, der in vornehmer und würdiger Weise die Haltung des Publicums auf das Entschiedenste mißbilligte und vom Wagnerischen Kunstwerke mit ehrlichem Respecte sprach.

Dagegen ist es richtig, daß der Vertraute des Tuilerienhofes, Prosper Mörim^e, seinen Unwillen über den „musikalischen Bilderstürmer" Wagner in auffälliger Weise äußerte. M6rim6e wurde auch als der Urheber verschiedener mehr oder minder gelungener Foperwitze bezeichnet. So wurde ihm nachgesagt, er habe die Wagner'sche Oper unter Anspielung auf die Göunerin des Dichtercomponisten, die österreichische 3'otschasteriü, die „Revanche für Solferino" genannt — ,.pni<?L ^ne In ?rlmc?, » 8oltörin«, a a85unnn6 1'^»tri< lie, tan6i8 Hns I'Hutrielw 38?nwme. »u

3'ttnnHause)-, 1a Francs" — wobei das Verbum ,,ll580Win«-" im Vordersatze in seiner eigentlichen Bedeutung als „todtschlagen" und im Nachsätze in der übertragenen Bedeutung des Pariser Argots als „zu Tode langweilen" zu verstehen ist. Wenn dieser zweifelhafte Scherz wirklich auf das Conto Mörim6es zu setzeu ist, so muß man sagen, daß er recht viel bessere Witze und recht viel geistreichere Bemerkungen gemacht hat.

Die geringe Zahl der resoluten Schildhalter Wagners wurde im allgemeinen Ansturm der brüllenden und pfeifenden Opposition übrigens kaum bemerkt. Daß aber eine eigentliche Kabale dieses unanständige Toben entfesselt habe, habe ich nie recht glauben tonnen, obwohl es unbestreitbar ist, daß Wagner in Paris nicht blos auf eine sachliche, sondern auch auf eine starke persönliche Gegnerschaft gestoßen war.

Einer außergewöhnlichen Protection hatte er die schnelle Aufführung des „Tannhäuser" zu verdanken gehabt. Auf einem Hofballe hatte Frau Fürstin Metternich, die damals in der Pariser Hofgesellschaft die erste Rolle spielte, den Kaiser dazu veranlaßt, Wagners „Tannhäufer" in Paris aufführen zu lassen. Der kaiserliche Befehl wurde fofort vollstreckt. Wer nun weiß, wie sich alle französischen Musiker ohne Ausnahme darum bemühen, ihre Werke in der Großen Oper zur Aufführung zu bringen, wie wenige von ihnen überhaupt berücksichtigt werden, und wie diese wenigen bei dem unsagbar schwerfällig arbeitenden Apparat Jahre und Jahre warten müssen, bevor sie das lang erstrebte Ziel erreichen, der wird fehr leicht begreifen, daß die Bevorzugung des damals noch gänzlich unbekannten Fremden unter den heimischen Künstlern eine starke Verstimmung hervorrufen mußte. Alle französischen Componisten und ihr ganzer Anhang waren empört darüber, daß durch Kaisers Gnade ein Fremdling vorgedrängt wurde.

Wagners Verhalten während der Porbereitungen zur Aufführung machte nun obenein noch viel böses Blut. Er verzichtete auf jeden Versuch, sich mit seinen französischen College» irgendwie auf guten Fuß zu stellen. Er betrachtete dieVeuorzugung als eine seinem Genius einfach schuldige Huldigung. Er fprach sich in unvorsichtigster und abfälligster Weise im Privatgespräch und auch öffentlich über die Künstler aus, die damals in Paris wie Halbgötter verehrt wurde«, vor Allem über Rossini, den er in einem an Berlioz gerichteten und im „.Imirniü 6s8 I»6d»t8" veröffentlichten Schreiben von oben herab als einen frivolen musikalischen Lustigmacher in geringschätzigster Weise behandelte. Das erregte einen Sturm des Unwillens im gesammten Pariser Publicum: denn Richard Waguer kcmnte zu jener Zeit kein Mensch, uud Rossini wurde nicht nur als der Komponist von „Wilhelm Tel!" und „Barbier von Sevilla", die beständig das Repertoire beherrschten, sondern auch als geistvoller, nutziger, liebenswürdiger Mensch, dessen gastfreier Salon in der rus 6s I» Ob,llu836e ä'H,utiQ die besten Elemente der Pariser Gesellschaft regelmäßig vereinigte, geradezu vergöttert. Rossini lächelte über den Angriff und antwortete mit einigen Witzen, die bald in

Paris populär wurden. Bei einem Diner setzte er Thöophile Gautier,
den er als fanatischen Anhänger Richard Wagners kannte, einen Teller mit
Sauce vor und ließ den Fisch an ihm vorübergehen, und als Gautier nach
dem Fisch verlangte, sagte Rossini: „Was brauchen Sie denn Fisch! Sie
haben ja mi der Sauce genug! Sie lieben ja die Wagner'sche Musik!"
Einem andern Freunde der Wagner'schen Musik, der ausrief: „Sie mögen
sagen, was Sie wollen, in der Wagner'schen Oper sind auch schöne
Momente!" antwortete er: „Ja, schöne Momente, aber verwünscht lang-
weilige Viertelstunden!" (6« deaux iuoiuent8, mai8 6e iic-KuF czu»lts
cl'Kßuis.)
Wagner war im Jahre 1860 aus Zürich in Paris eingetroffen. Um
das Pariser Publicum auf feine damals völlig unbekannte Musik vorzube-
reiten, hatte er im Saale der Italienischen Oper drei große Eoucerte ver-
anstaltet. Das Programm enthielt bis auf die Einleitung des „Tristan",
die merkwürdiger Weise schon damals völlig einschlug, eine Auswahl von
Musikstücken, die sich an die Form der alten Oper am engsten anschlössen:
Ouvertüre zu „Tannhäuser" und „Ter fliegende Holländer", Einzugsmarsch
aus dem „Tannhäuser", das Lied an den „Abendstern", Introduction und
Brautzug aus „Lohengrin". Er erzielte mit diesen Eoncerten eine große
und tiefe Wirkung. Das Publicum war enthusiasmirt. Die Presse verhielt
sich zurückhaltend, aber anständig.
Aller Vlicke waren ans Hector Verlioz gerichtet, der, wie fchon erwähnt,
die musikalifchen Antiken im angesehensten Blatte, im „^oui-nal «ies V4d»t8",
schrieb. Verlioz, ein ebenso ausgezeichneter Musiker wie geistreicher Schrift-
steller, stand auf der äußersten Linken des musikalischen Frankreichs und
wurde deshalb ohne Weiteres zu den begeisterten Anhängen: Wagners gezählt.
Merkwürdiger Weise sprach sich Verlioz ganz anders aus, als mau allgemein
erwartet hatte. Er sagte, daß man nach den bis jetzt vorgeführten Musik-
stücken Richard Wagner als Musiker wohl kaum richtig beurtheilen könne;
Wagner sei unzweifelhaft viel bedeutender, als er in diesen Compositionen
erscheine. Verlioz ließ eigentlich nnr das Vorspiel zu „Tristan" gelten;
die Tannhänscr-Ouvertüre fand er geräuschvoll, auf plumpen Effect bin be-
rechnet, in der melodischen Erfindung gewöhnlich, contrapunctistifch unbe-
deutend und sogar häßlich, namentlich die Violinfigur in Verbindung mit
dem Pilgerchor. Am unbarmherzigsten zerzauste er den Nrautchor in
„Lohengrin". Er fchrieb da: die Melodie erhebe sich kaum über das
Niveau des Vaudevillecouplets. Im Uebrigen war der Aufsah in der
Vornehmsten und höflichsten Form gehalten nnd bekundete vor dein Musiker
Richard Wagner die größte Hochachtung; die scharfe Kritik galt nur der
Auswahl der zur Aufführung gebrachten Musikstücke.

Die Leser hatte», wie gesagt, von Berlioz etwas ganz Anderes er-
wartet, am ineisten überrascht aber war Richard Wagner selbst. Er beging
die Ungeschicklichkeit, Berlioz im „Journal cie8 vedatz" zu antworten. Die
Franzosen sind an Höflichkeit in der Polemik unter vornehmen Leuten ge-
wöhnt. Wagner wurde grob, und aus jeder Zeile sprach ein Selbstgefühl,
zu dem der Meister allerdings vollberechtigt war, dessen Berechtigung aber
von den Franzosen damals in keiner Weise begriffen werden konnte. Er
fand es ganz nalürlich, daß die Pariser Große Oper es sich zur Ehre an-
rechne, sein Werk zur Aufführung zu bringen; denn, sagte er wörtlich, es
langweile ihn nachgerade, „der einzige Deutsche zu sein, der seine Opern
noch nicht gehört hat". Wagner lebte damals noch in der Verbannung und
hatte in der Thal seine seit dem „Tannhäuser" vollendeten Opern, also
auch „Lohengrin", noch nicht gehört. Der geistvolle Berlioz, dessen „Trojaner"
schon seit Jahren vollendet, aber noch immer nicht aufgeführt waren, fand
darauf die köstliche Antwort: „Mein Loos ist noch viel beklagenswerther,
als das des Herrn Richard Wagner, denn ich bin der einzige Franzose,
der meine Opern gehört hat."

Die wunderbare Bevorzugung Wagners vor allen französischen Com-
vonisten, sein zuversichtliches und schroffes Auftreten hatten also einen großen
Theil des Publicums gegendeu deutschen Meister eingenommen, bevor man noch
über sein Werk iin Zusammenhang urtheilen konnte. Er beging noch eine
Reihe von Ungeschicklichkeiten. Er beleidigte ohne Grund einige der an-
gesehensten französischen Journalisten und überwarf sich auf der Probe mit
dem Director der Oper, Alphonse Royer, mit Dietsch, dem Kapellmeister,
mit den Künstlern und dem Chor. Die Proben verliefen so schlecht, daß
Wagner, dessen Dirigententalent kein Mensch kannte und würdigte, die
letzten Proben und die Aufführung durchaus selbst leiten wollte. Das
wurde ihm aber verweigert. Nahezu alle an der Aufführung Betheiligten
klagten über die Nervosität, UnHöflichkeit und Unverträglichkeit des deutschen
Musikers'. Es versteht sich, daß die kleine Presse von diesen Vorgängen
Notiz nahm und die öffentliche Meinung gegen Wagner immer mehr auf-
brachte. Man machte Witzeleien über die Ausstattung, namentlich über
die große Hundemeute, und unglücklicher Weise eignete sich der Titel
„Tannhäuser", dessen Bedeutung Niemand verstand, zu einem gräßlichen
Wortspiel. Man sagte: „I/opera 66 Nr. ^Vassnsr ianns au.»- ai»-«"
^Ännd»u80l), was aus dem Pariser Argot in's Deutsche übersetzt
heißen würde: „Die Oper des Herrn Wagner langweilt tödtlich mit ihren
Arien."

So herrschte allerdings gegen Wagner eine unleugbare animose
Stimmung, die am 13. März bei der ersten Aufführung des „Tannhäuser"
ihren widerwärtigen Ausdruck fand. 3lber an eine eigentliche Kabale braucht
man darum nicht zu denken. Ich wiederhole, eine solche Kabale ist meiner
Auffassung nach überhaupt nicht vorhanden gewesen. Wagner ist dem

Pariser Kunsttreiben feindlich entgegengetreten, als Fremder und lieblos, und Paris hat ihn wie einen Fremden lieblos behandelt.
Die eigentliche Ursache der geschmacklosen und rohen Ablehnung ist meiner Ansicht nach, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend im Sachlichen und nicht blos im Persönlichen zu suchen. Als Wagner den „Tannhäuser" zum ersten Mal in Paris zur Aufführung brachte, stand der Pariser Geschmack ganz und gar unter dem Zeichen Menerbeers, Rossinis, Hal^vns, Aubers, Verdis. Die Pariser verstanden die Wagner'fche Musik einfach nicht. Sie hatten nicht die geringste Fühlung zu den Wagner'schen Kunstllnschauungen. Die Schuld lag nicht am Vorurtheil des Publicums, sondern an seinem Geschmack, oder sagen wir, an seiner ungenügenden Vorschulung, nicht an der schlechten Laune und Kabale der Pariser, sondern au der Beschaffenheit des Wagner'schen Kunstwerks. Sie standen dem Zauber, den auf uns die deutsche Sage übt, vollständig kühl und unempfindlich gegenüber. Der Hörfelberg, die Wartburg, der Sängerwettstreit — was war ihnen Hekuba! Die deutsche Dichtung war in der französischen Auflage gar nicht wiederzuerkennen. Ich habe schon vorher einige Proben aus der Übersetzung mitgetheilt. Herr Nuitter hat unter Anderm auch „Wanderstab" mit ‚Mton äu edemiu" übersetzt, gerade wie Kladderadatsch-Müller und Schulze während ihres Aufenthaltes in Paris „Heil dir im Siegerkranz" mit „Haiut, K tui! <lau8 I» ßinrlnncle äe» vietoireZ" im Französischen wiedergaben. Es war mit einem Worte ein ganz anderes Werk, das ich da sah, als der „Dannhäuser", wie ich ihn in Deutschland gesehen hatte.
Und wenn ich ehrlich sein soll, ich fand auch die Aufführung schlecht, trotz Niemann in der Titelrolle. Auch Niemann fühlte sich in den: ungewohnten französischen Kleide der Declamation beengt und gehemmt, und zum Unglück hatte man ihn: eine Venus (Frau Tedesco) zur Seite gestellt, die ganz klein uud corvuleut war, und neben der der große, breitschultrige, reckenhafte Niemann fast komisch wirkte. Die Künstler, welche die Rollen der Elisabeth und des Wolfram darstellten, hatten zwar fehr schöne Stimmen, aber ihr Vortrag ließ nahezu Alles zu wünschen übrig. Die Chöre waren schlaff und unsicher. Mit einem Worte: ich habe auf bescheidenen deutschen Provinzialbühnen viel bessere Vorstellungen das „Tannhäuser" geseheu, als die mit unendlichen Kosten und übertriebenem Luxus ausgestattete in der Pariser Oper. Die erste Aufführung in Paris war kaum mittelmäßig zu nennen; das Werk wurde nicht verstanden; die Persönlichkeit des Eomponisten hatte zu großem Aergerniß Veranlassung gegeben — ich glaube, mau braucht nicht an eine Kabale zu denken, um den Durchfall des „Tannhäuser" im Jahre 1861 zu verstehen.

Seit jenem wilden Märzabeud sind nun über 34 Jahre vergangen.
Tausende von kunstfreudigen und kunstverständigen Franzosen haben seitdem
die Wagner'sche Hochschule in Bayreuth besucht, und nicht wenige unter
ihnen mögen mit dem Zeugniß der Reife in die Heimat zurückgekehrt sein.
Einige der hervorragendsten französischen Musiker, an der Spitze Lamoureur,
haben es sich geradezu zur Lebensaufgabe gestellt, für Wagner'sche Kunst
in Frankreich zu wirken; und sie beben trotz der ungünstigen Verhältnisse,
die gegen Richard Wagner schon in seiner Eigenschaft als deutschen
Künstler das mächtigste Vorurtheil aufrichteten, erstaunliche Resultate er-
zielt. Lamoureur hat den Muth gehabt, einige der dem Nichtdeutschen am
allerschwersten zugänglichen Tondichtungen Richard Wagners: Bruchstücke
aus den „Nibelungen", aus „Tristan", aus den „Meistersingern", in Paris
zur Aufführung zu bringen, und zwar mit einem Erfolge, der uns Deutsche
vielleicht noch mehr überrascht hat als die Franzosen selbst. Das so vor-
bereitete Auditorium hat der „Walküre" in Paris den bedeutendsten Erfolg
der letzten Jahrzehnte bereitet. Da ist es denn allerdings durchaus nicht
verwunderlich, daß dieses selbe Publicum jetzt dem so viel leichter faßlichen
„Tannhäuser" eine enthusiastische Aufnahme hat bereiten können. Es ist
um so weniger verwunderlich, als das Pariser Opernvublicnm, das am
13. Mai d. I. dem „Tannhäuser" zujubelte, es gewissermaßen als Ehren-
pflicht betrachtete, das wieder gut zu »lachen, was die Väter vor 34 Jahren
gesündigt haben.
Das Räthsel, daß die Pariser zu Richard Wagner überhaupt in ein
verständnißvolles Verhältniß haben treten können, bleibt aber darmn doch
noch immer ungelöst. Für deutsches Wesen, das im Wagner'schen Kunst-
werk so entscheidend mitspricht, besitzen die Franzosen heutzutage wohl kaum
mehr Verständnis; als vor 34 Jahren. Der geheimnißvolle Zauber, den
die nordische Sage auf unser Gemüth übt, der wundersame Reiz der alten
deutschen Stadt mit den verwinkelten Straßen und den blühenden Flieder-
büschen, des Minnesangs und der thüringischen Berge und Burgen kann
doch wohl kaum vom Nichtdeutschen echt und recht empfunden werden. Die
innigste Verbindung, die im Wagner'schen Kunstwerk zwischen Wort und
Ton besteht, wird schon durch die Uebersetzung in die fremde Sprache auf-
gelöst. Die denkbar beste Uebersetzung der Wagner'schen Werke wird aber
immer nur eine ungenügende sein können.
Aus allen diesen und vielen anderen Gründen muß uns die helle Be-
geisterung, die Wagners Werk in Frankreich, das wegen der unmöglichen
Übersetzungen weder Shakespeare noch Goethe je hat verstehen können, ent-
facht, in aufrichtiges Erstaunen versetzen. Und man wäre beinah geneigt,
dem Urfranzosen Ambroise Thomas, der durch seine „Mignon" und seinen
„Hamlet" am besten gezeigt hat, wie weit die Fähigkeit eines bedeutenden
französischen Künstlers zum Mit- und Nachempfinden Goethes und Shake-
speares reicht, oder wie weit ihn seine eigene Nationalität vom künstleri-

scheu Erfassen des gennanischen Genius zurückhält — man wäre geneigt, dein greisen Künstler zuzustimmen, wenn er den Wagner-Cultus in Frankreich als eine Mode bezeichnet, die vorübergehen werde, und wenn er als echter Franzose den Einfluß 3lichard Wagners auf die jungfranzösifche Schule mit aufrichtiger Betrübniß beklagt. Wir aber haben keinen Grund, in die Klagen des französischen Künstlers einzustimmen. Wir haben uns nur zu freuen, daß sich ein hervorragendes deutsches Kunstwerk neues Gebiet erobert hat, und wollen uns die Freude nicht dadurch verderben, daß wir die Gönner in der Nähe besehen.

Lieschen*).
Novelle

Oormmi-tzansen.
— Kopenhagen. —

I.

stto müde, — Otto schlafen!"

Ter kleine Otto lehnte den Kopf an das Knie der Mutter.

Und Lieschen nahm ihn auf den Schooß, schlang den Arm um seinen Hals, schob ihm seine kleine Mütze über die Augen und lehnte sich zurück auf der Bank, auf der sie saß, während sie den Kleinen in den Schlaf lullte:

,.!!)'«, live, d>>!,v,
li^e, d^s, mei 3lil»zle,"

Sie saßen am Ufer des kleinen Sees im Humboldt-Park. Auf der andern Seite hinter den Bäumen schien die Sonne noch, und einzelne Strahlen fielen durch das Laubdach und spielten auf der leife gekräuselten Wasserfläche mitten auf dem See, dort, wo die Schwäne mit ihren Jungen schwammen. Auf der Bank neben Lieschen saß die kleine Kathinka mit bloßen Füßen und flocht Kränze aus wilden Blumen, die sie draußen auf der Prairie gepflückt hatte. Auf einem Busch hinter der Bank waren ihre Strümpfe und Schuhe zum Trocknen aufgehängt, denn sie war natürlich dichter an den See hinangegangen, als sie durfte.

Es war ein heißer Sommertag gewesen, und jetzt, wo die Luft sich ein wenig abgekühlt hatte, that es gut, ganz still auf der Bank zu sitzen und seinen Gedanken nachzuhängen. Ter kleine Otto war hente zwei Jahre alt geworden. Es waren zwei Jahre vergangen, seit jener Zeit, da Lieschen meinte, ihr Unglück sei so groß, daß sie es nicht zu ertragen vermöge.

*) Autoiisirte Uebersetzung von Mathilde Man»-Mona.

Ganz allem stand sie da in der Welt, und krank und überanstrengt
war sie. Alle Freunde hatte sie verloren, ihren Vruder und ihn, dem sie
sich hingegeben, auf den sie sich verlassen hatte, — sie wagte es nicht
einmal, an jene Zeit zu denken, wo sie so glücklich gewesen, denn sie
schämte sich vor sich selbst darüber. Da hatte sie Katja gefunden, — die
Mutter der kleinen Kathinka, — Katja, die sie zum ersten Mal gesehen,
als sie ihren Bruder auf dem Hospital besuchte, und zu ihr nahm sie ihre
Zuflucht in ihrem Unglück, weil sie die Einzige war, die sie kannte. Denn
gemeinsamer Schmerz hatte sie zusammengeführt. Katja war Wittwe; ihr
Mann, ihr Zaroslam, war Schutzmann gewesen und hatte sich unter den
Schwerverwundeten auf dem Hamnarkct befunden; und noch hatte er als
Krüppel dagelegen, bis er endlich in demselben Frühling starb wie Lieschens
Bruder. Und in dem Portal des Countv-Hospitals war die Freundschaft
geschlossen, der Lieschen Alles zu verdanken meinte. Jetzt wohnten sie in
demselben Hause. Katja hatte nach der Straße zu ihren kleinen Laden,
Lieschen hatte zwei kleine Zimmer mit Eingang von dein engen Hof. Außer
ihnen wohnte Niemand im Hause, denn es war eine jener kleinen hölzernen
Hütten an dem Eisenbahnterrain, die da liegen und warten, daß der
Grund an Werth steigen soll, so daß es sich verlohnt, sie niederzureißen.
Inzwischen liegen sie ohne jegliche Aufsicht oder Reparatur da, —
das Allernothwendigste müssen die zufälligen Miether auf eigne Hand besorgen.

„Tante Lizzie," sagte die kleine Kathinka, „jetzt kann ich sie wohl
wieder anziehen? Nicht wahr, Tante Lizzie? Sie sind nun ganz trocken."
Sie hatte sich auf den Zehen an den Vufch geschlichen, um ihre Strümpfe
zu befühlen.

„Ja, thu' das, kleine Kathinka, denn jetzt müssen wir auch nach Hause,"
erwiderte Lieschen. „Ter kleine Otto schläft wohl den ganzen Heimweg."

„Ach!" sagte Kathinka, „ist das ein schöner Tag gewesen!"

Der kleine Otto schlief wirklich der ganzen Weg in der Pferdebahn
vom Park bis nach Hause. Je weiter sie kamen, desto heißer, erstickender
wurde die Luft. An einer Ecke, wo vier Kneipen zu einander hinüberschielten,
machten sie Halt und gingen eine Seitengasse mit holperigem
Pflaster nnd großen Weidenbäumen hinab, bis sie an eine kleine einstückige
Hütte gelangten. Das Fenster nach der Straße hinaus stand offen,
und von drinnen schimmerte ihnen ein schwacher Lichtschein entgegen. Die
kleine Kathinka ging voraus und öffnete die Thür zu dem Laden ihrer Mutter.

„Ach, Mutter! Wir haben einen so schönen Geburtstag gefeiert, und
der kleine Otto ist so artig gewesen, — mir sind Neide so artig gewesen!"
fügte sie hinzu, denn die Geschichte mit den Schuhen hatte sie ganz
vergessen.

Erst als sie hineinkamen, und Katja sie in Empfang nahm, erwachte
der kleine Otto und sing an zu weinen. Als er sich aber ordentlich um-

gesehe» hatte und merkte, wo er war, wurde er wieder ruhig und 'ver-
gnügt. Er fühlte sich heimisch an diesem sonderbaren Ort, und die Bilder
mit den grellen Farben sowie die großen, geschnitzten, bunt angemalten
Figuren waren alle seine guten Freunde, sowohl die hellblaue Jungfrau
Maria als auch die rosenfarbenen, vergoldeten Heiligen, und er streckte die
Händchen nach ihnen aus und plauderte mit ihnen, wie es seine Gewohn-
heit war.
Katja hatte nämlich einen Handel mit Heiligenbildern, von den ein-
fachsten Bildern aus Pappe zu ein Paar Cents bis zu lebensgroßen
Kirchenfiguren, die freilich hauptsächlich nur als Aushängeschilder dienten,
denn Niemand in der Nachbarschaft war in den Verhältnissen, sich einen
solchen Lurns zu erlauben. Hauptsächlich waren es kleine hölzerne Marien-
bilder, die in einer Nische im Zimmer aufgestellt werden konnten, oder
die in Krankenzimmern über das Bett gehängt wurden, und Wachskerzen
und Rosenkränze und dergleichen gangbare Maaren. Da war der heilige
Ansgarius mit der Papstkrone, der Liebling aller Polacken, und da war
St. Patrick mit den Schlangen, der Schutzpatron der Iren, und da waren
große Lhristusfiguren mit karminrothen Wangen und starren Glasaugen,
da waren Apostel niit aufgeschlagenen Büchern, diesem Symbol alles
Hohen und Unbegreiflichen, — ein gedrucktes Buch! Und da waren vor
allen Dingen Madonnen, bleich mit rothen Augenlidern, ein blutendes
Herz in der rechten Hand, schön geschnitzt von geschickten sicilianischen Holz-
schnitzern, und Katja schmückte sie selber mit gestickten Gewändern und
Ringen und Peilenkränzen, an denen sie und ihre kleine Kathinka so treu-
lich in dem Stübchen hinter dem Laden arbeiteten.
Und Katja selber saß da in ihrer polnischen Wittwentracht, ein
lebendes Madonnenbild, bleich und traurig, stets sanft und freundlich; mit
ihren guten, nußbraunen Augen sah sie denjenigen, mit dem sie gerade
sprach, so theilnahmsuoll an und hatte stets ein so herzliches Wort für
ihre Kunden, denn die meisten kamen ja in den Stunden des Leides und
der Vedrängniß zu ihr, wenn sie betrübt und verzweifelt waren und ein
Heiligenbild oder eine Madonna suchten zum Anbeten oder zur Hülfe in
der Noth. Und die Armen und die Kranken und die Betrübten kamen zu
ihr, denn Katja wußte, was es heißt, zu leiden und zu trauern, und sie
hatte weit besseren Trost für sie als ibre Priester, da war es denn auch
kein Wunder, daß Katja's Heilige größere Kraft besaßen als die geweihten
Bilder der Geistlichen. Und es geschah wohl, daß Menschen, die in ihrer
Verzweiflung allen Glauben verhöhnten und Gottes spotteten, in Katjas
kleinem Laden so still und demüthig wurden, und darum lächelte auch die
Mutter Gottes aus ihrem Himmel auf sie herab und legte Segen in ihre
Fußspuren.
In dies Hans war Lieschen vor zwei Jahren gekommen, Verzweiflung
im Herzen, von Haß gegen die ganze Welt erfüllt, mit bitterem Kummer

und bitteren Erinnerungen an Alle die, die sie einst geliebt, zu denen sie einst Vertrauen gehabt hatte. Sie haßte ihr Kind, ehe es geboren war. Sie wollte sich und das Kind tüdten, ehe es zu spät sei. Da aber hatte Katja, deren eigener Schmerz noch frisch war, mit ihr gesprochen, sie hatte ihr ihre kleine Kathinka gezeigt uud von der heiligen Jungfrau, der guten, barmherzigen, erzählt. Lieschen aber war scheu gewesen. Sie betrachtete diese Heiligenbilderhändlerin mit Mißtrauen. Sie, die zu Haß und Vorachtung allen Glaubens erzogen war! Wie oft hatten nicht ihr Vater und ihr Bruder Otto daheim gegen die Religion geeifert, die die Menschen schlecht und gehässig gegen einander mache! Und Otto war als Anarchist gestorben, und sie selber, Lieschen, war Anarchistin! Ja, Anarchistin, bis alles Unrecht aus der Welt getilgt war! denn das konnte die Religion nicht besorgen, die Religion war nur dazu da, um diejenigen zu verhöhnen, die litten, und was für eine Religion war denn dies, — die Jungfrau mit dem Kinde! und fo Etwas sollte ihr helfen, ihr, Lieschen! Aber dann war sie krank geworden, sie erinnerte sich, daß sie da in der kleinen Kammer nach dem Hofe hinaus lag, uud Katja kam zu ihr und pflegte sie, und die kleine Kathinka faß an ihrem Vette und zog Perlenringe für ihre Heiligen auf. Und als Lieschen wieder gesund war, hatte sie ihren kleinen Sohn, für den sie sorgen mußte.

Da wurde sie wieder das stille, demüthige Lieschen, mit den milden, grauen Augen, und den, alten, ruhigen Muth, mit dem sie dem Leben ruhig entgegensah. Und sie und Katja lernten einander verstehen. Fleißige Menschen waren sie Beide, und durch ihr Zusammenleben wurden sie gute Freundinnen. Lieschen saß mit ihrer eigenen Nähmaschine, die Katja ihr verschafft hatte, an der Wiege. Sie konnte nun nicht mehr im Schneidergeschäft arbeiten, wo sie früher gewesen war, bekam aber dieselbe Arbeit in's Haus. Der Tag verging mit Näheu vom Morgen bis zu«» Abend, und zwei Mal wöchentlich lief sie, während der Kleine schlief, nach dein Geschäft, den ganzen Arm voller Beinkleider und Westen. Aber sie war jetzt nicht mehr unglücklich, es war, als fei die ganze feindliche Welt, Alle die, die es besser hatten als sie und ihresgleichen, verschwunden, sie hatte ein Gefühl, als wollten ihr jetzt Alle wohl, — sie hatte ja ihren kleinen Sohn in der Wiege. Und sie dachte ^an die Zeit, wo er so groß sein würde, daß er die fertige Arbeit für sie austragen konnte, wenn er zur Schule ging. Denn er sollte ein fleißiger Junge werden und Etwas lernen, sollte Etwas von all' dem Wunderbaren in der Welt lernen, wovon Lieschen Nichts wußte.

„Du sollst Bruder Ottos Namen haben, aber Du sollst so erzogen werden, daß Du nicht mit Allen in Streit lebst, wie er es that. Du sollst nicht glauben, daß es uur Bosheit und Schlechtigkeit in der Welt giebt, und Du sollst fleißig und tüchtig werden und vorwärts kommen, damit es Dir im Leben gut geht."

Und nun war der kleine Otto schon zwei Jahre alt, und er war ein
Prachtjunge, der fast Alles sagen konnte; ein wunderbares Kauderwälsch
aus Polnisch und Deutsch war seine Sprache, so wie man es dort im
Stadtviertel sprach. Und auch Lieschen arbeitete sich nicht mehr so ab wie
früher: sie hatte die grobe Arbeit mit den Westen und Beinkleidern auf-
gegeben, denn bei Katja hatte sie das feine Sticken gelernt. Anfänglich
hatte sie ihr bei ihrer Arbeit geholfen, hatte Altardecken und Gewänder für
die Heiligen gestickt, später erhielt sie feinere Arbeit aus dem Geschäft, und
nun hatte sie nur noch bestellte Stickarbeit, und die wurde ihr gebracht
und wieder abgeholt, aber die Bezahlung war nur mäßig, nur mit Noch
und Mühe brachte sie es fertig, stets anständig gekleidet zu sein und für
das tägliche Brot zu sorgen. An ein Zurücklegen war vorläufig noch kein
Gedanke.
Jetzt war der kleine Otto wieder ganz wach nach dem langen Schlaf
in der Pferdebahn und wollte durchaus nicht zu Bett. Aber es war zu
drückend im Laden, und fo setzten sie sich denn Alle draußen auf die Treppe.
Es ist ein stiller, warmer Sommerabend, mit Neumond. Die Gasse liegt
dunkel da, aber von der Hauptstraße her schimmert ein elektrischer Licht-
streif. Katja und Lieschen sitzen in leichten Baumwollkleidern mit weißen
Blousen da, zu ihren Füßen spielen die Kinder und essen Bananen, die
von dem heutigen Ausflug übrig geblieben sind. Alles ist still, von der
Bahnstation hinter dem Hause dringt das Geläute der Glocken zu ihnen
hinüber. Vereinzelte Arbeiter gehen lautlos vorüber, auf den Treppen vor
den anderen Häufern sitzen müde Leute mit ihren Familien. Vor dem
Nachbarhause stehen ein paar Männer in Hemdsärmeln bei einer Tischler-
arbeit, sie sind still und schweigsam, denn in diesem Lande singen die Vögel
nicht in den Bäumen, pfeifen die Männer nicht bei der Arbeit. Weiter
aufwärts in der Straße spielen eine Harfe und eine Mandoline zusammen,
das dunkle, melancholische Instrument des Nordens und das lebensvolle
des Südens, — es klingt schwermüthig, als wenn Jemand in der Ferne
tanzte und dabei weinte. Und Lieschen ergriff Katjas Hand; mar sie nicht
glücklich? Saß sie hier nicht mit einein prächtigen Jungen? Hatte sie nicht
alles Böse vergessen, was ihr widerfahren war? — Ja, sie hatte Hartwig
vergessen, hatte allen Kummer und alles Leid vergessen und saß hier nnn
so glücklich mit ihren» Kinde wie die Jungfrau Maria selber.

II,

Der Hof war schmal, der Bretterzaun reichte bis dicht an Lieschens
Fenster, und zwischen demselben nnd der Eisenbahn lag ein breiter Graben.
Aus allen den kleinen Häusern wurde der Abfall in den Graben geworfen
bis er voll Asche nnd allerhand Unreinlichkeit war; da lagen alte Knochen,

HNO NormaN'Hansen in Kopenhagen.
leere Blechbüchsen, todte Katzen. Den Sommer hindurch thürmt sich der Unrath auf, und eine trockene Schicht aus Staub uud Asche bedeckt das Ganze. Wenn aber der Herbst kommt, wühlen die heftigen Regenschauer die Masse auf, und der Graben wird zu einem stinkenden Morast. Und wenn dann die warinen Herbsttage die wochenlangen Regenschauer ablösen und die Sonne auf den gährenden Pfuhl herabsengt, so steigen Fieber und ansteckende Krankheiten daraus empor und dringen durch die undichten Fenster und die feuchten Wände in die ärmlichen Wohnungen. Jeden Herbst wiederholt sich das: Typhus uud Diphtheritis herrschen in den Hintermohnungen und erobern von dort aus die große Stadt. Jedes Mal ergeht ein Aufruf, doch wenigstens ein Epidemiehospital zn errichten, und jedes Mal beruhigt man sich wieder bei der alten Methode, das Haus abzusperren, in dem der Kranke und seine Familie wohnt.
Und so geschah es denn auch eines Tages, daß an Lieschens kleine Hinterthür ein großer, grüner Zettel gekleistert wurde mit der Aufschrift:
Diphtheritis.
„Niemand darf dies Haus verlassen oder betteten,
bevor dies Placat wieder entfernt ist."
Dadrinnen saß Lieschen mit müden, verweinten Äugen an dein Bette ihres kranken Sühnchens und lauschte auf seine Athemzüge. Es ging zu Ende mit dein Kleinen, und Lieschen wußte das. Ter kleine Otto lag regungslos da, er röchelte schwer und kannte sie nicht, es war Nichts dabei zu machen, der Arzt war gegangen und würde nicht wiederkommen. Und es waren nur wenige Tage verstrichen, seit sie ihn zum ersten Mal in dies Bett gelegt, und er hatte sich so behaglich gereckt, der kleine Bursche, und über sein ganzes fröhliches kleines Gesicht gelacht. An der Erde in einer Ecke stand ein einfaches Spielzeug, das er zu feinem Geburtstag be-kommen hatte; auf der Nähmafchine lag ein fein gesticktes Nachttleidchen, wie es die Kinder reicher Leute tragen, daran hatte Lieschen diese ganze Zeit genäht, sie hatte jeden Stich mit der Hand genäht und gestickt, während sie an dem Lager ihres Kindes saß, denn sie konnte ja die Nähmaschine nicht benützen, sie machte zn viel Geräusch.
Draußen wurde es dunkel, und Lieschen zündete die Lampe an uud setzte sich dann wieder an das kleine Bett. Der kleine Otto lag so bleich, so bleich da, und sie konnte ihm nicht helfen, sie konnte Nichts thnn als ihm den kalten Schweiß von der Stirn trocknen. Schließlich rang sich ein röchelnder Laut aus seiner Brust, er schlug den Blick zu ihr auf, dann wurden die Pupillen plötzlich fo groß, die Augen rollten hin und her, langsam und matt schlössen sich die Augenlider, uud dann war Alles vorbei.
Sie hatte das Kind die ganze Zeit hindurch allein gepflegt, denn Katja durfte der kleinen Kathinka wegen nicht hereinkommen, sie hatte alle Nächte gewacht und war schließlich ganz stumpf vor Müdigkeit, zu er-

schöpft, um schlafen zu können, zu stumpf um das Geschehene voll und
ganz zu verstehen. Sie hatte ein Gefühl, als wenn noch Etwas zu thnn
sei, so nahm sie denn das kleine Nachtkleidchen, das auf der Nähmaschine
lag, und setzte sich hin, um es fertig zu sticken, saß stundenlang da und
sah es genau nach, eine Spitze nach der andern, allen Besatz und alle
Knopflöcher, bis es die entzückendste Arbeit war, die sie jemals ange-
fertigt hatte, — denn damit follte ihr Kind im Sarge geschmückt werden.
Die Lampe war im Erlöschen, mechanisch zündete sie ein Licht an und
füllte den Behälter mit Petroleum, dann trat sie an das Nett, um ihrem
Kinde das feine Gewand anzuziehen. Der kleine Otto war fchon ganz
steif, sie konnte seine kleinen Arme nicht in die Aermellöcher stecken, so
zog sie ihm denn das Gewand über den Kopf, knüpfte es am Hälfe zu,
glättete es und setzte sich dann auf ihr Nett, die kleine Leiche anstarrend,
die dalag, als lächelte sie sie an, in dem hübschen langen Gewände mit der
feinen Stickerei, und es war, als zöge bei diesem Anblick der Friede wieder
in Lieschens Seele ein. Dann schlief sie auf dem Bett ein, auf dem sie
saß. Sie ermachte am Morgen von einem lanten Klopfen an ihrer Thür.
Es war Heller Tag, aber die Lampe brannte noch und verbreitete ein
röthliches Licht in dem Zimmer. Sie fchcmte sich ganz verwirrt um, dann
fühlte sie ein Prickeln und Brennen in dem Finger der rechten Hand, nnt
dem sie genäht hatte, denn sie hatte, ohne es zu wissen, die ganze Nacht
ohne Fingerhllt genäht. Da hörte sie abermals ein Pochen an der Fenster-
scheibe; sie besann sich, wo sie war, strich das Haar aus der Stirn, ging
hin, zog die Gardine zur Seite und öffnete das Fenster ein klein wenig.
Es war der Note aus dem Geschäft, der das Kinderkleidchen holen follte.
Lieschen fchauerte zusammen in der rauhkalten Herbstluft, die in das
Fenster drang, dann faßte sie sich und sagte zu dem Noten, er könne das
Kleidchen nicht bekommen, er habe ja doch gesehen, daß Diphtheritis im
Hause sei, da wisse er ja, daß sie keine Arbeit abliefern dürfe.
„Unsinn!" sagte der Note, „was geht das uns an. Wir müssen es
heute im Laden abliefern, sonst bekommen wir Unannehmlichkeiten — Geben
Sie es nur her und lassen Sie mich hier nicht länger stehen und
frieren."
„Nein, nein," erwiderte Lieschen mit thränenerstickter Stimme, „ich
gebe es nicht fort." Damit fchloß sie das Fenster wieder. Als sie sich
umwandte und den Nlick durch ihre kalte, ärmliche Stube schweifen ließ,
wo der Schein der Lampe mit dem grauen Morgenlicht kämpfte, als sie
fah, wie ihr kleiner Junge mit dem graubleichen Gesicht dalag, da war sie
nicht mehr das stille, fchwergeprüfte, ergebene Lieschen, da stieg all der
Haß und Neid, all die Bitterkeit ans früheren Zeiten wieder in ihr auf,
ihre grauen Augen flammten, und als sei nicht sie es selber, die es that,
als treibe eine unwiderstehliche Macht sie, wandte sie sich plötzlich wieder
um, trat an das Fenster und rief den Voten zurück.

„Kleiner Otto! Armer, kleiner Otto! Sie haben Dich mir entrissen,
sie haben Dich in Noth und Armuth sterben lassen, jetzt aber wollen wir
uns rächen!"
Und während der Bote draußen vor dem Fenster wartete, ging sie
hin und entkleidete vorsichtig die kleine Leiche des feinen Nachtkleidchens.
— Wie kalt die starren Glieder waren! Dann legte sie eine Decke über
die Leiche, faltete das Kleidchen zierlich zusammen und wickelte es in eine
Zeitung. Der Note nahm das Packet in Empfang.
„Na, das ist doch vernünftig! Sie machen sich auch wirklich zu viel
Skrupeln, — ich möchte wohl wissen, wer sich um so ein bischen Krankheit
die fünf Tollars entgehen lassen würde!"
Lieschen trat in das Zimmer zurück, löschte die Lampe, nahm eines
von den groben Hemdchen des kleinen Otto aus dem Schubfach und zog
es ihm an. Es war, als könne sie seine Arme nun leichter biegen und
ihn besser ankleiden.
„Ja, wir rächen uns, kleiner Otto, wir rächen uns!"
Dann ging sie in das anstoßende Stübchen, wusch sich, kleidete sich
um und ging zu Katja hinein.
In dem Zimmer hinter dem Laden saß Kathinta und zog Perlen auf.
„Jetzt ist der kleine Otto todt," sagte Lieschen zu ihr, es klang so
merkwürdig gleichgiltig. Kathinta sah sie an, sie verstand es ja tanm.
Katja verhandelte im Laden mit einer Frau, die einen Heiligen
taufen wollte, der gegen Zahnschmerz helfen könne. Aber weder sie noch
Katja konnten sich entsinnen, was für ein Heiliger das war. „Aber mein Mann
geht im Zimmer auf und nieder, und so ist er die ganze Nacht gegangen.
Und er flucht und schimpft, daß es ganz entsetzlich ist. Wenn ich nur den
richtigen Heiligen kriegen könnte, so würde er schon helfen!" Und sie sah
Katjas sämmtliche kleinen Heiligenbilder nach, ob da nicht einer mit einer
Kneifzange sei, denn dann wäre es der rechte. Aber nein, da war keiner,
den sie brauchen konnte, ja, ja, dann blieb wohl schließlich nichts
Anderes übrig, als den Zahn ausziehen zu lassen.
Und dann ging die Frau, und Katja kam zu Lieschen herein. Sie
brauchte nicht zu fragen, sie hatte oft genug den Kummer von Müttern
gesehen. Aber wie hart war doch Lieschens Antlitz, es waren keine Tnränen
auf ihren Wangen, und ihre Augen starrten so sonderbar gehässig in die
Luft, als wolle sie dem ihr widerfahrenen Unrecht nur Haß und Trotz
entgegensetzen. Und Katja nahm ihre Hand so sanft und weich. Niemand
sprach zu Lieschen davon, daß kein Sperling ohne Gottes Willen vom
Dache fällt, und daß wir uns vor ihm beugen und Trost in Ergebung
finden müssen. Niemand ermahnte sie, daß der Tod der Sünden Sold
ist, und daß wir für unsere Fehler leiden müssen. Niemand tröstete sie
damit, daß sie ihr Kind in einer schöneren, besseren Welt wiedersehen
werde, ^ als ob man sich Etwas daraus machte, dergleichen in der

Stunde der Verzweiflung zu hören! Nur Katja trat an sie heran,
nahm sie sanft und milde bei der Hand und führte sie still hin in die Ecke,
wo ein kleines mit Kathinkas Ringen geschmücktes Madonnenbild in einer
Nische stand.
Mit Katjas Religion war es nur sehr schwach bestellt; sie hatte sehr
unklare Begriffe über die Dreieinigkeit, über die Sacramente und Sünden-
vergebung; sie wußte nur, daß die Mutter Gottes uns erhört, wenn mir
zu ihr um Hilfe in der Roth, um Trost im Unglück flehen, — und bedarf
wohl der Mensch mehr Religion, um hier auf Erden zu leben? Und Katja
zog Lieschen vor dem Madonnenbild auf die Knie, und sie weinten und
beteten zusammen, — nicht zu einer fernen Gottheit, hoch oben im Himmel,
die sie nicht verstanden, nein, das kleine, geputzte, hölzerne Bild dort in
der Wand war ja selber eine unglückliche, irdische Mutter, die ebenso wie
Lizzie über ihr verlorenes Kind weinte und weinte.

III.

Der kleine Otto lag in einer Ecke auf einem Kirchhof, viele Meilen
von der Stadt entfernt, es war eine lange Eifenbahnreise da hinaus, so
daß Lizzie nur hin und wieder einmal des Sonntags dahin kommen
konnte. Und die ganze Woche hindurch saß sie in ihrem verlassenen Zimmer
und nähte und ging in die Küche und kochte dasselbe Essen wie früher,
und jede Woche durchlebte sie für sich die Tage, wie sie in der Woche
gewesen waren, als der kleine Otto ihr genommen war. Jede Woche dachte
sie wieder dieselben Gedanken und wurde uicht müde, sie zu denken. Der
Sonntag war hell gewesen und auch der Montag, an den Tagen hatte der
kleine Otto wie gewöhnlich gespielt, Dienstag war die erste Vesorgniß ge-
kommen, am Mittwoch war er so krank gewesen, so krank, und Lieschen
hatte so verzweiflungsvoll geweint, am Donnerstag war er ihr besser vor-
gekommen, er hatte sie gekannt und ein wenig Milch verlangt, und ihre
Hoffnung war fo licht gewesen, so licht; uud dann war der Freitag gekommen,
und die Freitag-Nacht mit dein Tode, und der Sonnabend, an dem sie die
kleine Leiche geholt und fortgetragen hatten, — und dann war ihre Stube
ausgeschwefelt worden, — hu! dieser Schwefelgeruch! sie roch ihn noch
überall dadrinnen! — —
Und der Herbst schritt vor, wie er begonnen hatte, mit heftigen
Regengüssen und darauffolgenden warmen, drückenden Tagen, und der
Graben hinter den Häusern fuhr fort zu dampfen, und der Ansteckungsstoff
verbreitete sich über die Stadt, von den Hinterhäusern drang er in die
vorderen Wohnungen, von loen Hütten in die Villen der Reichen. Und
jeden Tag sah man kleine, weihe Sarge, die ein einzelner Mann tragen
konnte, hinaustragen, bald aus engen Hausthüren, bald aus in Stein ge-
hauenen Portalen, bald aus entlegenen Gassen, bald aus den fashionablen

HÖH Norman-Hansen in Kopenhagen.
Avenues. Die Kinder der Annen wurden in Leichenwagen zu Dutzenden auf einmal zur Eisenbahn gefahren, zu dem Zug, der täglich nach dem Friedhof hinaus geht, und die Kinder der Reichen, deren Mittel es erlaubten, oder die Aufsehen erregen wollten, wurden am Sonntag beerdigt, mit großem Gepränge, einem florumwundenen Leichenwagen und vielen prächtigen Equipagen. Und an einem fonnigen Sonntag Morgen standen Lieschen und Katja an der Ecke der Hauptstraße und sahen sie vorüberfahren, Zug auf Zug, alle die kleinen, weißen Kindersärge mit vergoldeten Leisten und frischen Kränzen. Da wurde Lieschen plötzlich fo bleich, und Katja brachte sie nach Hause, — sie verstand es ja so gut, daß es ihr wehe thun mußte, das zu sehen.
Und in jener Nacht träumte Lieschen, daß ihr kleiner Otto in seinem groben Hemdchen vor ihr stand und das feine Nachtkleidchen von ihr verlangte. Und in der nächsten Nacht träumte sie, daß Otto wieder in demselben Hemdchen vor ihr stand, das so kurz war, und an der Hand führte er ein anderes Kind, in dem feinen Nachtkleidchen, das Lieschen nur zu gut kannte. Und er zeigte auf das andere Kind und sagte: „Sieh, Mutter, nun habe ich den kleinen Jungen mitgebracht, der mein Nachtkleidchen bekommen hat."
Und so träumte Lieschen jede Nacht von kleinen todten Kindern. Sie sah sie mit bleichen Gesichtern in der Wiege liegen oder geschmückt in kleinen weihen Särgen, stets in feinen gestickten, spitzenbesetzten Kleidchen, und sie erwachte schweißgebadet und voller Angst, und schließlich mochte sie des Abends gar nicht mehr zu Bette gehen, so sehr fürchtete sie sich vor den Träumen; so saß sie denn oft die halben Nächte wach und nähte, bis ihr die Augen vor Müdigkeit zufielen.
Kränklich und blaß fah Lieschen aus, scheu war sie auch geworden, selbst mit Katja konnte sie nicht über ihre Träume sprechen. Denn das, was sie gethan hatte, quälte sie. Ihre Gedanken waren stets nur von dem Einen erfüllt, — sie dachte an ihre Rache, — ach Gott, ihre Rache! Und in ihren Träumen kam der kleine Otto zu ihr und sagte: „Ach, Mutter, ich wollte mich ja gar nicht rächen, ich fühlte mich ja so wohl bei Dir! Weshalb sollten wir uns denn wohl rächen?" Ach, Gott, wieviele von den Kindern, die starben, wie viele von ihnen waren wohl das Opfer ihrer Rache, und in welche von den vielen Familien hatte sie, Lieschen, wohl Trauer und Leid gebracht?
Und wenn sie in der Dämmerungsstunde still und schweigend in Katjas Stübchen saß, um sich auszuruhen, da wagte sie es nicht, die Madonna anzusehen, die, das Kind im Arm, aus der Nische herabschaute; es war ihr, als sähe das kleine Bild sie vorwurfsvoll an: „Siehe, ich bin eine von den Müttern, die Du unglücklich gemacht hast!"
Es fiel Katja niemals ein, daß Lieschen hinter ihrer Schwermuth ein Geheimniß verbergen könne, sonst würde sie abermals ihre Hand sanft und

nnlde ergriffen und sie eines Tages mit sich zur Beichte genommen haben.
Nein, etwas Anderes als ihre Trauer konnte sie nicht bei ihr entdecken,
es siel ihr auch nicht auf, daß Lieschen stundenlang vom Hause fern war
und weite Spaziergänge in die Stadt machte. Katja konnte es ja ver-
stehen, wie traurig ihr das Heim sein mußte, und die Spaziergänge
würden ihr gut thun, aber Lieschens schmermüthiger Blick, der gleichsam
viele Meilen weit fortschweifte, blieb stets derfelbe. Dann schickte sie die
kleine Kathinka mit ihr, und an den frühen Wintertagen, wo die Sonne
hell schien, gingen sie zusammen, immer die Hauptstraße hinab, am liebsten
in die Stadt, wo die großen Modemagazine waren. Und es pflegte dann
stets damit zu enden, daß Lieschen vor den Schaufenstern stehen blieb, in
denen Kinderzeug ausgestellt mar, und wenn sie ein ganz fein gesticktes
leinenes Kinderkleidchen gesehen hatte, so sagte sie stets zu Kathinka: „So
eines sollte der kleine Otto an haben, in so eines sollte er eingekleidet werden,"
und sie konnte dann die Hand der kleinen Kathinka so heftig pressen und
sie so tieftraurig aufehen, daß der kleinen Kathinka die Thränen in die
Augen stiegen.
Es war an einem Tage kurz vor Weihnachten. Die großen Läden
und Magazine strahlten in Heller Beleuchtung in der Dämmerung des Nach-
mittags. Es war kalt und naß auf der Straße, die Männer hatten die
Kragen bis an die Ohren in die Höhe gezogen und die Hände in die Taschen
gesteckt und gingen vorgebeugt, als hätten sie große Eile, und die Damen
gingen von der Straße in die großen, warmen, hellerleuchteten Läden.
In eines der größten Geschäfte gelangte man durch eine hohe Vor-
halle mit mosaikbelegtem Fußboden und polirten Granitsäulen; mitten in
der Halle, der großen Treppe gegenüber, plätschert ein Springbrunnen in
einem runden Bassin, in dem muntere Goldfische zwischen kleinen schimmernden
Glühlampen herumschwimmen. Um dies Nassin herum sitzen die Chicagoer
Damen, einige gepudert, andere geschminkt und einige mit frisch gerütheten
Wangen, die sie sich da draußen in der kalten Luft geholt haben. Dort
sitzen sie und unterhalten sich und trinken Chocolade und machen kleine Aus-
flüge in die Hallen ringsumher, um einzukaufen oder auch, um sich umzu-
schauen in dieser modernen Damenbürse.
Da trat ein blasses, zierlich gekleidetes Mädchen ein, blickte scheu um
sich, wie Eine, die nicht an eine solche Pracht gewöhnt ist, wandte sich dann
zaghaft an einen Diener und fragte in schlechtem Englisch mit ausgeprägt
deutschem Accent nach der Abtheilung für Kinderzeug.
„Zweite Etage links."
Langsam stieg sie die Treppe hinan, als schwindele ihr bei dem Glanz
der vielen Lichter und dem wunderlichen Summen der vielen Stimmen und
dem zischenden Sausen der Aufzüge, die an ihr vorüber glitten. Oben in
der zweiten Etage angelangt, ging sie so eigenthümlich scheu umher, fast
wie Jemand, der stehlen will, fo daß man auf sie aufmerkfam wurde. Dann

blieb sie an einem Ladentisch stehen, auf dem feines Kinderzeug ausgestellt
war, kostbare Wäsche mit Spitzen und Stickerei, eine entzückende Aussteuer
für neugeborene Kinder und kleine Kleidchen für Kinder, die kriechen können,
und für Kinder, die laufen können, ganze Stapel von Kinderkleidern in den
feinsten Mustern. Und das junge Mädchen fuhr fort dazustehen und alle
diefe Schätze anzustarren, während die feingetleideten Damen vor dem Laden-
tisch einen Gegenstand nach dem anderen in die Hand nahmen, ihn drehten
und wendeten und von rechts und von links besichtigten. Und dann war
sie plötzlich mit einem Sprung mitten zwischen ihnen, sagte kein Wort,
sondern riß plötzlich einer der Damen ein Kinderkleidchen aus den Händen,
nahm es und zerriß es mit einem kräftigen Nuck von oben bis unten in
zwei Stücke. Die fremde Dame sprang zurück und schrie auf, das junge
Mädchen sah so wild aus, wie sie dastand und rief: „Kauft das nicht,
kauft das nicht für Eure Kinder, es ist das Kleidchen des kleinen Otto,
alle Kinder, denen Ihr es anzieht, müssen sterben!"

Aber es waren fchon ein Paar Funktionäre zur Hand, die ergriffen
das junge Mädchen, ehe sie noch mehr von dem Kinderzeug an sich reißen
konnte. Sie kämpfte wie eine Verzweifelte, sie wollte alles Kinderzeug
zerstören, es wäre doch weit besser, es zu zerstören, als die unschuldigen
Kinder sterben zu lassen, rief sie.

Als sie ihre Machtlosigkeit einsah, stieß sie einen gellen Schrei aus
und fiel schluchzend zu Boden.

Es ist wieder Sommer geworden. Frisch und grün steht der Wald
da, und auch in dem Garten, der die schöne, außerhalb Chicagos gelegene
Irrenanstalt umgiebt, grünt und blüht es. An oberen Etagen sind große
Balcons mit starkem eisernen» Gitternetz angebracht, — sie gleichen geräumigen
Vogelbauern, — und dort, in der frischen, warmen Luft sitzen die Patienten.
Dort sitzt Lieschen und strickt, sie ist still und ruhig, ein wenig stärker
ist sie geworden, aber die grauen Augen sind matt, und ihre Finger sind
nicht so geschwinde wie in alten Zeiten. Um den Hals trägt sie ein Amulet,
das ihr Katja gegeben, — es ist ein Stück Rosenholz, in Rom geweiht,
das ist gut gegen kranke Gedanken. Und Lieschen sitzt Tag aus, Tag ein
da und näht und stickt Kinderzeug, znweilen hat sie ein Stück beendet, dann
legt sie es sorgfältig bei Seite. Sie duldet nicht, daß Jemand es berührt,
und will man es ihr fortnehmen, so wird sie ganz wild und rasend:
„Laßt es liegen," ruft sie dann, „es ist des kleinen Otto Zeug, das
steckt Eure Kinder an, hört Ihr, rührt es nicht an, es ist giftig, giftig.
Mg!"

Tas Deutsch-Lftafrilanische Tchutzgcbiet. Im amtlichen Auftrage von Dr. Karl Peters. Mit 23 Vollbädern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg.

Im Auftrage der Colonialablheilung des auswärtigen Amtes hat es Dr. Karl Peters, einer der ersten Kenner des dunklen Erdtheilcs, unternommen, das deutsch-ost> afrikanische Schutzgebiet, besonders nach der Seite seiner wirthschaftlichen Verwendungs- möglichkeit zu beschreiben. Welchen Weith eine solche Arbeit für die praktische Nr» schließung eines neuen Landes zu gewinnen vermag, liegt auf der Hand; durch sie allein rann eine odjectiue Beurtheilung und Wertschätzung der neu erworbenen Gebiete gewonnen werden. Daher muß sich die Darstellung auch auf das streng Thatsächliche beschranken und Deutlch'Ostafritll so geschildert weiden, wie es ist. Dem Verfasser ist das unzweifelhaft gelungen, und er hat es gar nicht nothig, sich zu entschuldigen, daß die Tonart des Lehrbuches nicht ganz vermieden ist; die Schilderungen sind vielmehr lebendig und ansprechend genug und werden nicht blos dm Kaufmann, den Landwirth und Verwaltungibeamten, sondern auch den Politiker in der Heimat und Alle inter» essireu, die von fremden Ländern gern erzäblcn hören. Sehr angenehm ist die Beifügung eines übersichtlichen Registers, in dem Jeder sofort finden kann, worum es ihm zu thun ist.

Das Peters'iche Buch zerfällt zunächst in vier Hauptabschnitte und behandelt im erftm die wirthschaftliche Colonialpolitil, im zweitm eine allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostllfrila als Colonialgebiet, im dritten das deutsch-ostofrilanische Schutzgebiet in seinen landschaftlichen Einzeltheilen (Norden, Mitte und Süden) und im vierten die wirthschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrila, Der Anhang giebt dann einen Abriß des Schutzgebietes an der Hand des Actenmaterials. Beigelegt sind endlich drei überaus werthuolle Karten, und zwar eine politische Ucbersichtslarte von Aequatorial- Ostafrila, eine geologische Uebcrsichtslarte von Deutsch»Ostafrika und eine Werthschähungs» karte des deutsa>ostafiitanischen Schutzgebietes, alle drei im Maßstäbe von 1: 3000000.

Im ersten Hauptabschnitte macht der Verfasser auf die betrübende Erscheinung aufmerksam, die der Reisende auf der ganzen Erde, ja in Deutschland selbst beobachten kann, daß sich der Deutsche in der Fremde gern als Engländer, Holländer, Franzose u. s. w. „aufspiele", weil er zugiebt, daß die Zugehörigkeit zur Fremde für etwas Vor- nehmeres, als die deutsche Volksangehörigkeit angesehen wird. Peters nennt diese Erscheinung zunächst völlig unverständlich; denn sie ist weder mit der Machtstellung des deutschen Reiches, noch in unserer geschichtlichen Vergangenheit, noch in unserer nationalen Befähigung irgendwie begründet. Die Meinung, daß dieses mindeiwerthige National«

H08
â€” Nord und 5Ã¼d.

bewuÃŸtsein seinm Gwnb in unserÂ» Jahrhunderte langm politischen Zerrissenheit und Ohnmacht habe, muh wegfallen vor der Thatsache, daÃŸ sogar die kleinen VÃ¶lkerschaften

der unteren Donau, welche seit Jahrhunderten Parias unter fremder Herrschaft waren, sich durch ihr nationales SelbstgefÃ¼hl vor dem Durchschnittsdeutschen auszeichnen. Wir haben es hier sicherlich nicht mit politischen, sondern mit socialen Ursachen zu thun. Uud

da glaubt Peters mit Recht, daß unserem Ansehen in der Fremde Nicht« so schädlich ist wie die Thatsache, dllh das deutsche Voll, neben tüchtigem Auswanderer-Material, in alle Länder das hauptcontingent des Proletariats liefert. Ueberall hin strömen deutsche Proletarier, die theilweise sofort nach Anlunft.der fremdländischen Armcnverwaltung zur Last fallen. Die Noth zwingt sie alsdann, häufig ihren Lebensunterhalt auch mit unehrenhaft«, Mitteln zu verdienen. So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellensuchenden armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers. Gehoben lann dieser auch politisch schädliche Uebelstcmd nur dadurch weiden, daß wir unsere verarmte Auswanderung in eigene Colonien ableiten, anstatt der Fremde damit zur Last zu fallen. — Aus dem Schlußurtheile des Verfassers über die allgemeine Werthschiitzung des Landes hebe ich nur hervor, daß Teutsch-Ostafrila als Ganzes weder ein Ceylon, noch ein Indien oder auch nur ein Brasilien ist, daß es aber einzelne Land« striche in sich birgt, welche keinem der üppigsten Theile der angeführten, vielgepriesenen Coloniallünder wesentlich nachstehen, und daß dankbar anzuerkennen ist, daß sein Werth auch da, wo er am niedrigsten ist, nirgends auf den Nullpunkt reiner Wüsten herabsinkt. Das Buch ist voll von bcmerlens- und beachtenswerthcn Gedanken und Winken, die Abbildungen find lehrreich und anschaulich. U. >I.

Bibliographische Notizen.

Andalusien. Eine Winterreisc durch Süd-spllnien und ein Ausflug nach Tanger. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Es kam dem Verfasser darauf an, die vermittelnde Rolle, welche Andalusien zwischen dem Orient und dem fernsten Occident gespielt hat und gelegentlich des vierhundertjährigen Jubiläums der Eni» deckung Amerikas wieder leuchtend in den Vordergrund getreten ist, aus eigener Anschauung zu studiren, indem er das schöne Land, einen der wenigen Erdstriche, die er noch nicht selbst aufgesucht hatte, in Begleitung seiner Frau, MinnieHaut, bc» reiste. Diese übernahm auch die Aufgabe, der sich der Verfasser naturgemäß nicht unterziehen konnte, nämlich das Frauenleben Marokkos kennen zu lernen und in einem besonderen Capitel zu schildern. Als Schöpferin der Titelrolle in Bizet's herrlicher Oper „Carmen" besaß sie größeres Anrecht und wohl auch größerer« Geschick, das Leben der Cigarreras und Zigeuner Sevillas darzustellen, und auch dieses Capitel stammt aus ihrer Feder. Das Buch der rühmlichst bekannten Eheleute bietet eine angenehme und lehrreiche Lektüre. Iy,

MarsN«. Materialien zur Kenntniß und Bcurtheilung de« Scherifsreiches und der Marokko-Frage. Von Dr. Gustav Diercks. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach.

Das Buch hat den Zweck, über die brennend gewordene Marollo-Frage, deren Aufrollung nicht minder gefährlich sein dürfte, als die der orinüalischen Frage, durch Schilderungdes Landes und Darlegung feiner Verhältnisse praktische Belehrung zu geben. Es sind demgemäß unter Verzicht auf allen

fcuilletouistischen und beschreibenden Aus-
putz nur solche Notizen zusammengestellt,
die für jeden unentbehrlich sind, der sich
ein annähernd richtiges Bild des früheren
und des heutigen Marokko und der auf
sie bezüglichen politischen Frage machen
will, nämlich: die mailirenden Züge de«
Charakters des Landes und seiner ver-
schiedenen Beuölkerungselemente, ferner eine
kurze geschichtliche Uebersicht des Mllghreb,
dann die eigenartigsten Erscheinungen der
heutigen Eultur oder besser llncultur, weiter-
hin die politischen und religiösen Zustande
des Scherineiches und endlich die wirth-
schaftlichen Verhältnisse desselben unter be»
sonderer Berücksichtigung der reichen natür-
lichen Hilfsquellen des Lande». Die Schrift
ist recht lcfenswerth. b^.

«ml Manch. Lebensbild eines «lftil«-
»eisenden. Von E. Mager, mit Vor-
wort von Prof. A. Leuze, zwei Karten
und Porträt. Stuttgart, Verlag von
W. Kohlhammer.

Das Buch bietet neben biographischen
Nachrichten eine ziemlich erschöpfende Dar-
stellung der ssoischungsreisenMauchs, deren
Berichte bisher in verschiedenen Zeitschriften
zerstreut waren: Manch hat einen großen
Theil Südafrikas bereift und in seinen Be-
richten z. B. über die Maschona undMatabele
und über die Gold- und Diamantenfelder,

mit deren Entdeckung sein Name unzertrennlich verbunden ist, recht lebhafte und plastische Bilder geschaffen. Wer sich von dem Leben eines Nfrilareisenden einen deutlichen Begriff machen will, dem sei das Buch warm empfohlen. t^.

Vas Licht. Sechs Vorlesungen von John Tyndall. Autoilsiite deutsche Ausgabe, bearbeitet von Clara Wicdemann, mit einem Vorwort vonG. Wied emann. Billunschweig, Friedrich Vieweg <i Sohn. 2. Aufl.

Im Vorwort zu der in geschickter, deutscher Bearbeitung erschienenen 2. Auf» läge des in 4. englischer Auflage vorliegenden Wertes des berühmten Physikers hebt G. Wiedcmllnn mit Recht hciuor, daß die relativ geringe Verwendung des naturwissenschaftlichen Unterrichts als geistiges Bildungsmaterial nicht allein von der Geringschätzung der Bedeutung jener Wissenschaften herrührt, sondern vielmehr in der großen Schwierigkeit begründet liegt, die Ableitung der Naturgesetze aus dm einzelnen Erfahrungen in einem streng gegliederten System dem Schüler vorzuführen und so sein logisches Denken zu üben und zu fordern. Tyndall hat es nun vortrefflich verstanden, seinen in populärer Form gehaltenen Vorlesungen über Warme, Schall und Licht durch streng logischen Aufbau eine in Wahrheit geistesbildende Bedeutung zu verleihen. Unser Zeitalter fordert unbedingt die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, und das von Tyndall hierfür vor» gezeichnete Verfahren wird hoffentlich von bestem Erfolg begleitet sein.

In 6 Vorlesungen entwickelt Tyndall die fundamentalen Gesetze und Erscheinungen des Lichtes und ermittelt den Ursprung der theoretischen Begriffe. Er versteht es namentlich, an der Hand de« Experiments die wissenschaftliche Erkenntnis; zu fördem und von der Kenntnis; des Lichtes im Alterthum bis auf die heutige Zeit, in logischem Aufbau dieses wichtige Eapitel der Physik vorzuführen. Die 6. Vorlesung beschäftigt sich speciell mit der Spectral-Analyse und der Anwendung des Spectroskops. Ueber dm Gang seiner Arbeit giebt der Verfasser am Schluß in geistreicher Weise einen Ueberblick, den wir empfehlen als „Einleitung" zu lesen. Ein kurzer Anhang enthält schließlich Notizen über die Spectill des polllrisirten Lichtes sowie über Messungen der Wellenlängen des Lichtes. — Die gcmze Sprache und Darstellung ist so anziehend, baß man mit wirklicher Be-

friedigung das Buch liest. Da dasselbe
auch von der Verlagshandlung gut aus-
gestattet und, außer dem Portrait von
Thomas Joung als Titelbild, mit 57 in
den Text eingedruckten guten Abbildungen
versehen ist, kann es recht empfohlen werden.
Die Vorherbeftimmullg des Wetters.
Wissenschaftlich sowie auf praktische Er-
fahrung begründet und allgemein ver-
ständlich dargestellt von Th. Kirsch,
Oberst z. D., 2. verbesserte und vermehrte
Auflage. Breslau, Maruschke K Ne-
icndt.
Bei dem bedeutenden Einfluß, welchen
die Witterungsveihältnisse ans da« Leben
und Treiben, das Wohl und Wehe der Ge»
sammtheit sowohl wie des Einzelnen üben,
und der für gewisse Berufe von besonders
einschneidender Bedeutung ist, dürfte man
für die Wissenschaft, welche sich mit dm das
Welter erzeugenden Factoren beschäftigt, ein
allgemeineres und regeres Interesse voraus-
setzen, als thatsächlich vorhanden ist. Freilich
ist die Gleichgiltigleit und Theilnahmlosig-
leit des großen Publicums gegenüber der
Meteorologie durch die theils wirklichen, theils
scheinbaren Mißerfolge erklärbar, welche die
Versuche zu ihrer praktischen Nutzbarmachung
hatten. So haben die bis zum Jahre
1884 erfolgten täglichen Witterungsbe-
richte der deutschen Seewarte in Hamburg,
da sie vielfach nicht mit der Wirklichkeit
übereinstimmten, gerade dazu beigetragen,
Zweifel und Mißtrauen und in Folge dessen
Theilncchmlosigkeit gegen die Meteorologie
zu erzeugen. Man vergaß ebm, daß die
von der Seewarte gegebenen Prognosen
nicht allgemeine und absolute Willigkeit
haben konnten und beanspruchten, sondern
baß dieselben überall durch die localen Ver-
hältnisse coiiigirt werden muhten. „Jeder
muß sein eigener Wetterprophet sein," wie
Prof. Börnstein gesagt hat, nnd das vor-
liegende Büchlein von Th. Kirsch giebt in
der denkbar klarsten und anregendsten Weise
die Anleitung dazu. Er behandelt zunächst
die Wettervorherbeftimmrmg auf Grund der
barometrischen Depressionen und erörtert
dann eingehend die locale Wettei-Vorhcr-
bestimmung; die für diese Aufgabe erforder-
lichen Instrumente: Barometer, Thermo-
meter, Hygrometer, Psychrometer, Spectro-
slop werden nach Zusammensetzung, Zweck
und Handhabung einfach, verständlich und
anschaulich beschrieben, und auch die Hilfs-
mittel, welche die Wolkenformationen, das

Verhalten bei Thiere und Pflanzen, das Aussehen des Himmels u. A. bieten, weiden — unter Zurückweisung irriger Meinungen — entsprechend berücksichtigt.
Zum Schluß «lebt der Verfasser eine Anweisung zur Aufstellung der Prognose und ein von ihm als zweckmäßig erprobtes Schema zum Wetteljournal.
Die Schrift, die, abgesehen von der voitrefflichen lichtvollen und allgemeinverständlichen Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen der Meteorologie, durch die Berücksichtigung eigener langjähriger praktischer Erfahrungen des Verfassers selbslständigen Werth besitzt, ist in vollem Maß geeignet, ihren Zweck zu erfüllen: der Meteorologie neue Freunde zu gewinnen, das große Publicunl zum eigenen Beobachten und Forschen anzuregen und dadurch zugleich der Wissenschaft — die ja auf anderen Gebieten durch Mitarbeit der Laien nicht zu unterschätzende Förderung erfahren — einm Dienst zu leisten. — l —
Kunft und geichnen an der Mittel» schule, 1. Das erste Jahr des Zeichen» Unterrichts. Einführung in die Geschichte der Künste von Karl Reichhold, tgl. Reallehrer an t>« Ludwigschule zu München. Mit 10 Tafeln in Photo» lithogiaphie. Berlin, GcorgSlemens.
Das Schriftchen enthält einen brauch» baren Gedanken: Der Ausgangspunkt des Zeichenunterrichts muh sich naturgemäß mit den Anfängen der Kunst decken, denn die Formen der letzteren sind nicht etwa von heut oder gesteni, sondern gehen in der Entwicklung auf die Anfänge aller Cultur zurück. Ter Verfasser will also, daß als Vorlagen für den ersten Zeichen» Unterricht jene einfachsten Formen von Ornamenten, Gefäßen und Werkzeugen dienen, welche in der Kunst der Natur» Völker, der Steinzeit, in den mylenischen Funden, der Kunst der Aegypter, Assurer, Griechen u. s. w. vorkommen, Er will ferner, wenn ich ihn recht verstanden habe, baß mit der Nachbildung dieser Formen eine kurze mündliche Erläuterung ihrer Herstellung im Vergleich mit solchen aus anderem Material und anderen Zeiten verbunden werde, sowie auch eine Anleitung zur klaren Formbeschreibung der vor» gelegten Motive. Diese Gedanken wären einer weiteren Ausführung namentlich hinsichtlich ihrer praktischen Bethätigung werth gewesen. Der Verfasser spricht sich aber am Anfang und Ende seines Schriftchens klar über das aus, was er eigentlich

will, und giebt im Uebrigen einen aus den bekannten Weilen geschöpften Auszug aus der ältesten Geschichte des Ornaments und der Formmotiv«, den er sich wohl als Anleitung für den Zeichenlehrer denkt. Er protcstirt ausdrücklich dagegen, daß ihm die Absicht einer Verleitung zu lunstgeschicht» lichen Vorträgen, die für Schiller der unteren Abheilungen in jeder Hinsicht zwecklos wären, untergeschoben werbe. Aber es scheint mir, baß auch seine „Einführung" dem Lehrer des Zeichnens nicht viel nützen wird, da er ihm vollständig überläßt, daraus „in einer dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechenden Weise" am geeigneten Ort diesem das Nöthige mitzutheilen. Die größte Schwierigkeit, nämlich die Frage, wie die Verbindung von praktischer Uebung im Nachbilden der Formen und deren Erklärung zu finden sei, läßt er also vollkommen unberührt! ihre Lösung hätte nur durch Darlegung eines wirtlich methodisch durchgearbeiteten Lehrgangs — den man in der That für ausführbar und enoägenswerth halten möchte — gefördert werden können, nicht aber durch bloße Aphorismen und billige Ezeerptenaibeit.

II. 8.

Ter neue Ton Qnixote. Roman von Arthur Zapp. Dresden, E. Pierson.

Einen neuen Don Quizote nennt ! Arthur Zapp einm jungen Schwärmer, der ! voller Mitleid für die Nothleidenden und in harter Arbeit Kämpfenden sich an den socialistischen Ideen berauscht und es versucht, als er unerwartet und unvorbereitet in den Besitz eines großen Fabritbetriebes gelangt, im Bereich« seiner Machtsphäre die socialistischen Lehren in die Praxis zu übertragen. Die Wirkung, die er erzielt, nachdem er unter seinen Arbeitern einen socialistischen Zulunftsstaat errichtet hat. ist eine seinen Hoffnungen durchaus wider« sprechende: er selbst erntet nicht den er« warteten Dank, sondern Spott und Hohn, und statt zum Glücke seiner Arbeiter beizutragen, herrscht unter diesen nur Mißgunst, Unzufriedenheit und Verschwendung^» sucht. Durch traurige, Erfahrungen belehn, laßt sich der junge Fabrikherr überzeugen, daß man nur auf dem Wege langsamer EntWickelung zu so ibealen Zuständen ge» langen kann, und bah die Menschen zur Freiheit erst erzogen werden müssen.

Mit der, in den Tagen seiner Enttäuschungen gewonnenen Lebensgefährtin versucht er es, auf dem geordneten Wege

d« gegenwärtigen Gesetzgebung die Lage seiner Arbeiter zu verbessern, diesmal mit dem besten Erfolg. m?.

Robespierre. Ein modernes Epos von M. E. belle Grazie. Leipzig, Breit- topf und Haitel.

Bisher wurde als Beweis für die In» fcrioritat des Weibes auf geistigem Gebiete die Thatsache angeführt, daß noch leine Dichterin ein großes Epos geschrieben habe. Dieser Beweis wird von M. E. belle Grazie durch ihre umfang- und inhaltreiche Dichtung „Nobespierre" glänzend widerlegt. Schon ihre in demselben Verlage erschienenen „Italischen Vignetten" zeugten von unge- wöhnlicher Gestaltungskraft und eigenartig moderner Auffassung historischer Momente. Dieselben Vorzüge treten in dem vorliegenden Epos noch llaier zu Tage. Welch schwere Aufgabe stellt sich die Dichterin! Sie will nicht nur das Werden, Wachsen, Wüthen und Wirten der großen französischen Re- volution in Thaten anschaulich schildern, sie will auch die geistige Atmosphäre jener Epoche treu wiedergeben. Selbst wenn die Ausführung weniger geglückt wäre, ver- diente solch tühnes Wagniß Anerkennung. In zwei starten Bänden, die vierundzwanzig in fünffüßigen Jamben geschriebene Gesänge enthalten, führt sie ohne Ermüdung ihr Wert zu Ende, indem sie den gigantischen geschichtlichen Stoff ebenso geschickt eintheilt als künstlerisch bemeistert. Man weiß nicht, soll man das reiche historische und philosophische Wissen oder die lebendige Darstellungsgllbe der Dichterin mehr be- wundern. Wie trefflich charatterisirt sie ihre Helden und Heldinnen: Mirabeau, Laflyette, Danton, Nobespierre, Saint Just, Maral, Camille Desmoulins, Fouchet, Nonllpartt, Maria Antoinette, Charlotte Corday, Thcrvigne, Madame Roland u. a. Abgesehen von aller Naturalistit und Lebens« Wahrheit, beruht die tiefe Wirlung der Dichtung hauptsächlich auf der Idealisirung einzelner Ereignisse und Abschnitle. Die Geschichte muß erst wie eine einzeln« Land- schaft durch die dichterische Darstellung zur Klarheit der Idee erhoben werden. Ideali- sirung ist hier nicht nur eine zur Ver- schönerung des Gegenstandes beitragende Er- hebung, sondern vielmehr eine Heraus' arbeitung und Potenzirung des im Stoffe lebenden Gedankens. Wer jene gewaltige Zeit verstehen will, lese dieses Buch. Er wird daraus mehr Belehrung schöpfen, als aus dem besten Geschichtswerl.

Tic Ldyffee in deutschen Stanzen. Für

das deutsche Voll bearbeitet vonTheodor
Dann. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Ter Verfasser theilt mit, daß er die
ihm durch Schwäche der Augen aufge-
nöthigten Mußestunden von 9 Jahren auf
die voiliegende Uebersetzung verwandt habe.
So lange es sich dabei nui um die private
Beschäftigung eines Patienten handelte,
konnte natürlich Niemand — außer etwa
dem Augenärzte — Etwas dagegen haben.
Wenn der Verfasser aber diese Uebersetzung
drucken läßt und sie in einem bei aller
scheinbaren Bescheidenheit doch recht an-
spruchsvollen Vorworte .für das deutsche
Voll" bestimmt, so muß er sich auch Kritil
gefallen lassen; und diese lann bei Jedem,
der mit Homer und mit der deutschen
Dichteisprache einigermaßen bekannt ist, nur
eine ganz abfällige sein. Die Veisform
der Stanze, die der Uebeisctzer gewählt hat,
ist zwar in Deutschland bekanntlich viel
später eingeführt als der Hexameter, und
recht vollsthümlich ist sie überhaupt nie
geworden; doch fehlt es auch nicht an
Dichtern, die sie musterhaft angewandt
haben und an denen auch Herr Dann seinen
Geschmack hätte bilden können. Er hat
dies aber gar nicht versucht, oder wenigstens
nicht mit Erfolg. Seine Stanzen sind voll
von Flickwortcn, von fehlerhaften oder un-
bedeutenden Reimen, von verrenkten Wort-
stellungen und prosaischen Wendungen —
lurz durchaus stümperhaft. Am allerwenigsten
haben sie von der poetischen Würde
Schiller's, auf dessen Aeneisbearbeitung
sich Herr Dann zu berufen wagt. Es lann
nicht anders sein, als baß eine Odyssee in
diesem Gewände nur einen abstoßenden,
für den lundigen Leser stellenweise komisch
wirkenden Eindruck macht: Wenn der lieber»
setzer selbst noch zu belehren wäre, so möchte
man ihm für weitere Mußestunden die
trefflichen Erörterungen zum Studium
empfehlen, welche einst G. A. Bürger
über seine verschiedenen Versuche der Homer»
Übersetzung geschrieben hat. 6r.
^